

Nord un Süd

Digitized by Google

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Zweiundfünfzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1890.

Breslau.
S. Schottlaender.

Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Anton Dvořák, Emil Rittershaus und Heinrich Kruse.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Inhalt des 52. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1890.

Seite

M48418

Band 52. — Heft 154.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1890.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LII. Band. — Januar 1890. — Heft 154.

(Mit einem Portrait in Radirung: Anton Dvořák.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Der Erbe von Rattingen.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

— Bremen. —

I.

Es sind jetzt etwa zehn Jahre her, als ich eines Sommers in den Ferien, die Touristentasche umgehangen, allein oben an der Weser umherwanderte. Einen Reiseplan hatte ich mir nicht vorher gemacht. An Ort und Stelle erkundete ich mit geringer Mühe im Gespräche mit Leuten, die mir begegneten, mit den Wirthen, bei denen ich einkehrte, was mir für mein Tagesprogramm nöthig war. Ueber den Tag hinaus dachte ich nicht, aus Furcht, in jenes ungeduldige Vorwärtsstreben, die Krankheit modernen Touristenthums, zu verfallen, das den ruhigen, gesammelten Genuß an der Gegenwart kaum aufkommen läßt, jedenfalls denselben beeinträchtigt. Auch suchte ich nicht jene landschaftlichen Schaustücke auf, die der Fremde dem Fremden preist; ich ließ mir genügen an freundlicher Abwechselung von Weide, Acker und Wald; ich erfreute mich überall an der Erde lachenden Geländen, überspannt von des Himmels geheimnißvoller Wölbung.

Eines Tages, gegen Abend, entdeckte ich unvermuthet, da ich mich noch von allen menschlichen Wohnungen fern glaubte, auf einer Höhe mitten im Walde ein alterthümliches Gebäude. Es kamen mir Zweifel, ob dasselbe bewohnt sei; näher hinangehend sah ich indessen, daß es sich in wohlerhaltenem Zustande befand, und daß in den unregelmäßig angebrachten Fenstern helle Scheiben blinkten. Die Neugier bewog mich, der Geschichte dieses Hauses und seiner jetzigen Bestimmung nachzuspüren, und ich schlug einen breiten Weg ein, der meinen Pfad kreuzte und in der Richtung auf das räthselhafte Gebäude verlief.

Die Kleine blickte fragend den Förster an. Und dieser vervollständigte meinen Auftrag: „Graacher, Jette."

Er hatte mich taxirt und gönnte mir eine seiner besseren Sorten, wie ich hoffte.

„Ich habe Verbindungen an der Mosel," sagte er, meine Vermuthung bestätigend. „Diese Sorte, die ich führe, werden Sie so leicht nicht anderswo finden. Sehen Sie: der Wein, das ist nun wieder meine Liebhaberei; von dieser Seite trage ich mein Scherflein zum Ruf der Wirthschaft bei."

Während er mir dann einige Fragen nach seinen Obliegenheiten als Förster mit mehr Gründlichkeit beantwortete, als ich beanspruchte, kam dieselbe kleine Dame wieder aus dem Hause, zwei halbe Flaschen Wein und zwei Gläser tragend. Wiederum wünschte sie mir Guten Abend. Als ich sie verwundert ansah und nur zögernd ihr den Gruß zurückgab, lachte der Förster und erklärte mir, dies sei Rieke, die andere Schwester. „Die Mädchen sind Zwillinge," fuhr er fort, „und von Jugend an einander so ähnlich gewesen, wie sie heute sind. Nur genaue Bekannte vermögen sie zu unterscheiden. Wer dies indessen nicht versteht, braucht darum doch nicht jedesmal erst zu fragen, wen er vor sich habe. Denn was Rieke weiß, das weiß auch Jette und umgekehrt. Und wie Jette denkt, so denkt auch Rieke. Auch hört eine Jede auf beide Namen, wie es gerade kommt."

Inzwischen hatte Fräulein Rieke Flaschen und Gläser auf den Tisch gesetzt, ohne den Erläuterungen ihres Bruders Beachtung zu schenken und entfernte sich dann, ohne ein weiteres Wort gesprochen zu haben — genau wie Fräulein Jette.

Der Förster bat um die Erlaubniß, seinen Vesperschoppen in meiner Gesellschaft trinken zu dürfen. Nichts konnte mir erwünschter sein. Sofort begann ich, ihn über das Gebäude auszufragen, das er bewohnte. Dasselbe sei auf den Ueberbleibseln eines Nonnenklosters errichtet, das zweifelsohne in der Periode seiner größten Blüthe den ganzen Hügel bedeckt habe, erzählte er. Es werde behauptet, noch im fünfzehnten Jahrhundert seien über hundert Ortschaften den frommen Schwestern zinspflichtig gewesen. Im dreißigjährigen Kriege sei das Kloster zerstört worden, und der Ort habe dann lange wüst gelegen. Endlich, gegen 1700, sei der damalige Herr des Grundes und Bodens, ein Thüringer Graf, mit dem Bau des jetzt noch in allen wesentlichen Stücken unverändert erhaltenen Hauses vorgegangen, auf Begehr seiner Mutter, die hier ihren Wittwensitz aufzuschlagen gewünscht habe. Nacheinander habe dann dieser abgelegene Bau verschiedene alleinstehende Damen von hoher Geburt beherbergt, bald aus diesem, bald aus jenem Geschlecht, bis schließlich nach den Befreiungskriegen der erste Förster eingezogen sei. Seitdem diene das alte und keineswegs bequem eingerichtete Gebäude als Försterei. Er selbst wohne nun schon beinahe zwanzig Jahre darin, von Anfang an mit seinen beiden Schwestern, für die sich, wie er scherzhaft hinzufügte, ein gemeinschaftlicher Mann — denn

mit zweien, für Jede einer, wäre ihnen nicht gedient gewesen! — nicht habe finden lassen. Daß er nicht zum Heiraten gekommen, würde mir begreiflich sein, wenn ich Jette und Rieke näher kennte.

Ich fand dies begreiflich, auch ohne die Zwillingsschwestern näher zu kennen. Der gute Förster war — unbeschadet seiner Pflichttreue im Dienst, die ich zu bezweifeln keinen Grund hatte — augenscheinlich eine ruhige, zu gemächlichem Hinleben geneigte Natur und hatte sich von jeher in ihrer Doppelpflege zu wohl befunden, um an eine Aenderung des bestehenden Zustandes zu denken.

Im Verlaufe des Gesprächs hatte ich mich als einen Wanderer zu erkennen gegeben, der ziellos umherschweife und genügsam genieße, was ihm der Zufall darbiete. Nun erbot sich der Förster, mich mit einigen Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen, die sich in der unmittelbaren Umgebung der Ansiedlung befinden sollten. Dieselben bestanden aus einem alten Brunnen mit der Sandsteinfigur eines unbekannten Heiligen, einer verfallenen Mühle und einigen durch Alter und Größe merkwürdigen Bäumen. Voraussichtlich besaßen alle diese Dinge nur eine locale Wichtigkeit und ihre Besichtigung verlohnte sich nicht der Mühe; da ich indessen wußte, daß es den Leuten auf dem Lande Vergnügen macht, Fremden ihre Raritäten, oder was sie dafür halten, vorzuweisen, so nahm ich des Försters Anerbieten mit geziemender Dankbarkeit an.

In der That bekam ich nichts zu sehen, was an einem anderen Orte meine Aufmerksamkeit erregt haben würde. Inzwischen dehnte sich unser Spaziergang, da mein Führer noch einige vorher nicht namhaft gemachte Punkte einschaltete, weit länger aus, als ich erwartet hatte, und bei unserer Rückkehr war die Dämmerung bereits angebrochen. Wenn ich mein Tagesziel noch sicher erreichen wollte, so mußte ich sofort meine Schritte weiter lenken. Ich erkundigte mich nach dem nächsten Wege nach Sprenzlingen. Der Förster beschrieb mir denselben mit einer Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, und glaubte auch jedenfalls, daß ich nach seiner Anleitung nicht irre gehen könne. Ich aber, nachdem ich ihm genau zugehört, war anderer Ansicht. Schon jetzt hatte ich die Reihenfolge seiner Wegmerkmale vergessen. In einer Stunde sollte ich Sprenzlingen vor mir liegen sehen, oder wenigstens die Lichter in seinen Häusern erblicken, versicherte der Förster. Dagegen war ich überzeugt, daß ich die Nacht im Walde würde zubringen müssen, falls ich so waghalsig wäre, bei der rasch zunehmenden Dunkelheit mich meinem nicht eben hervorragenden Spürsinn anzuvertrauen. Nach kurzer Ueberlegung platzte ich mit der Frage heraus, ob die Oberförsterei mir kein Nachtquartier bieten könne.

Darüber müsse er mit „den Mädchen" reden, versetzte der Förster bedächtig und ging zum Hause voraus. Er ließ mich in eine Art von Gaststube eintreten und begab sich dann zu Jette und Rieke, um Kriegsrath mit ihnen zu pflegen. Ich mußte auf die regierenden Gewalten einen

vertrauenerweckenden Eindruck gemacht haben, denn er kam bald mit dem Bescheide zurück, ich möge bleiben; doch werde von mir erwartet, daß ich nur die nothwendigsten Ansprüche an Bedienung stelle und mir gefallen lasse, das einfache Abendbrot der Familie zu theilen.

Nachdem ich mich mit diesen Bedingungen einverstanden erklärt, wurde ich in das Wohnzimmer geführt. Dort empfingen mich beide Schwestern mit einem solchen Cermoniell, daß mir sofort klar wurde, von diesem Augenblicke an müsse ich mich als geladener Gast betrachten und demgemäß mein Benehmen einrichten. Ich stellte mich also vor: Regierungssecretär Angermann aus Kassel, und der Förster machte nochmals Jette und Rieke namhaft, den Familiennamen Wolfshagen hinzufügend.

Unterscheiden konnte ich sie übrigens nicht, obgleich ich sie nun nebeneinander sah. Da beide denselben Geschmack hatten, so trugen sie sich auch vollständig gleich, bis auf die geringste Kleinigkeit. In städtischer Umgebung würde mir die Altjüngferlichkeit ihres Aussehens komisch vorgekommen sein; hier aber schien sie dem Orte durchaus angemessen. und es kostete mich keine Anstrengung, den schicklichen Ton gegen die altfränkischen Damen anzuschlagen.

O, sie erwiesen sich als sehr wohl unterrichtet über die Angelegenheiten draußen in der Welt. Von ihrer einsamen Waldwarte aus beobachteten sie mit regem Antheil und hellem Geiste die Kreuz- und Quersprünge, in denen sich die Cultur vorwärts bewegt. Sie waren nicht vom Pessimismus angekränkelt, sie nicht. Nur das Gute, das Fruchtbare, das Aufklärende sammelten sie in die Scheuern ihres Gedächtnisses. Und wie wußten sie es aufzuspüren! Die Lust; mit soviel Hoffnung bewirthet zu werden, war mir schon längst nicht geworden. Denn uns Städtern, wie wir uns auch dagegen wehren mögen, drängt sich immer wieder der Hang zur Unzufriedenheit auf. Mit dem Erreichten, so groß es auch sein möge, werden wir blitzschnell fertig, und von dem Werdenden sehen wir nur das Chaos. Und der Eine macht den Andern mißtrauisch, ob das Alles nun auch so wachsen werde, wie es soll und sein muß. Da gewährt es dann Freude, einmal wieder ausgesprochen zu hören, daß der alte Gott noch lebt und mit seiner Weltordnung im Großen und Kleinen noch lange kein Fiasco gemacht hat.

Nach kurzer Zeit befand ich mich im lebhaftesten Gespräch mit den Schwestern. Sie ergänzten sich, sie hatten schlechterdings nur eine Ansicht. Es war, wie Wolfshagen mir gesagt hatte: wie Rieke, so dachte auch Jette. Er saß bei Seite, der wackere Förster, und ergötzte sich im Stillen an der Gewandtheit, die sie in der Unterhaltung mit dem fremden Herrn zeigten. „Da sehen Sie nun, Herr Secretär," wandte er sich endlich in einer Pause an mich, „wie es um meine Häuslichkeit bestellt ist. Unser Kreis ist freilich klein, aber es herrscht eine angenehme Temperatur darin, und die Spiegel, mit denen wir die Bilder der weltlichen Dinge auffangen,

halten wir wacker in Thätigkeit. Und da die täglichen Arbeiten außerdem nicht abreißen, so haben wir nie Langeweile."

Beneidenswerthe Sterbliche! — Saßen mitten im Walde, von dem nächsten Dorf eine Wegstunde entfernt, waren geistig regsame Leute und jammerten doch nicht nach Theater und Concerten, nach Kunstausstellungen und Wiener Caffés!

Nach der frugalen Abendmahlzeit, die der wirklich vortreffliche Graacher des Försters würzte, führten die beiden Damen mich im Hause umher. Die Zimmer lagen in der wunderlichsten Anordnung ringsum, als ob sie in die fertigen Mauern einzeln, je nach Laune hineingebaut wären. Nicht einmal dasselbe Niveau des Fußbodens hatten sie; ein, zwei, sogar drei Stufen führten zu ihnen empor. Und um die Kammern im oberen Stockwerk, unter denen auch die meinige, erreichen zu können, waren nicht weniger als drei Treppen angebracht worden.

„Welch unsinnige Architektur!" rief ich kopfschüttelnd aus.

„Das ist sie wohl," gab Jette kleinlaut zu. „Aber —"

„Ein liebes altes Nest ist es doch," fiel Rieke ein, und die Andere nickte dazu aus voller Ueberzeugung.

Was vermag die Macht der Gewohnheit nicht! — Dabei waren die Wände meist nur hellgetüncht, und die Möbel von rührender Einfachheit! — Den einzigen Schmuck bildete, außer einer Anzahl von Geweihen, das Bild des Kaisers in Oeldruck.

In meinem Schlafzimmer, in welchem wir übrigens nur kurze Zeit verweilten, fiel mein Auge sofort auf ein photographisches Bildniß, welches an der kahlen Linkswand hing. Es stellte einen jungen Mann dar von auffallender Schönheit der Gesichtszüge.

„Wer ist das?" rief ich erstaunt aus und machte Miene vor dem Bilde zu verweilen.

Rieke, die das Licht in der Hand trug, wandte sich mit einiger Hast zur Thür. Es kam mir so vor, als ob ein rascher Blick zwischen den Schwestern gewechselt worden wäre.

„Ein ehemaliger Freund unseres Bruders Eberhard," antwortete Jette leichthin.

„Aus der Studienzeit," glaubte Rieke hinzufügen zu müssen.

„Ein selten hübscher Mensch!" bemerkte ich.

Schweigend gingen die Schwestern die Treppe hinab, mir voran.

„Was ist aus ihm geworden?" fragte ich unbefangen.

„Etwas Gutes schwerlich," kam die Antwort scharf von Rieke.

Und Jette unterstützte: „Körperliche Schönheit, mit Charakterschwäche verbunden, führt immer zum Unheil."

Ich aber wußte nun, daß mit dem schönen Freunde des Försters sich in der Vergangenheit etwas ereignet habe, das ihn um das Wohlwollen

der Schwestern brachte, und beschloß, eine passende Gelegenheit wahrzunehmen, um Wolfshagen zum Reden darüber zu bringen.

II.

Der Förster empfing mich mit der Frage, wie mir seine Behausung gefalle; worauf ich erwiderte, der Bau sei nur insofern interessant, als er vollständig planlos und noch dazu mit seltenem Ungeschick errichtet sei. Ich fügte hinzu: „Wenn ich sonst ein altes Wohngebäude durchwandere, dann habe ich immer die Empfindung einer geheimnißvollen Vergangenheit. Damit meine ich nicht, daß ich etwa voraussetze, es seien darin entsetzliche Dinge geschehen. Aber ich sage mir: die Mauern, in denen vier, fünf Generationen sich abgelöst haben, müssen doch das eine oder andere außergewöhnliche Menschenschicksal gesehen haben. Bei der Promenade durch Ihr Haus dagegen, Herr Förster, bin ich von einem derartigen Gefühle gänzlich frei geblieben; ich glaube, es hat sich niemals etwas darin ereignet, das in einem Romane zu verwenden wäre."

„Der Schein trügt," sagte der Förster. „Was im vorigen Jahrhundert die adeligen Damen hier getrieben haben, weiß ich nicht. Wenn eine derselben Aufzeichnungen hinterlassen haben sollte, was immerhin möglich ist, so stecken dieselben in unzugänglichen Archiven. Aber noch zu meiner Zeit ist dieser Mißbau der Schauplatz einer seltsamen Begebenheit gewesen."

Eine der Schwestern räusperte sich leise.

Der Förster achtete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Oben in Ihrer Kammer, Herr Secretär, hängt eine Photographie. Etwas verblichen ist sie zwar, doch immerhin noch deutlich genug, um von dem Manne, den sie darstellt, eine richtige Vorstellung zu geben. Sehen Sie sich das Bild einmal an; es ist der Mühe werth. So hübsche Menschen, wie der Konrad Gruber einer war, sind selten."

Das Schwesternpaar wurde unruhig. „Laß doch die alten Geschichten, Eberhard," bat Jette. Oder war es Rieke — ich weiß es nicht.

„Was ist daran gelegen?" versetzte Jener gleichmüthig. „Wir haben keine Unehre davon gehabt."

Bei dem Widerstande der Schwestern hielt ich es nicht für schicklich, der Sache weiter nachzuforschen. Dem Förster indessen schien daran gelegen, vor mir, dem Fremden, gewissermaßen das Renommee seines Hauses zu retten. Er entkorkte eine frische Flasche Graacher, schenkte die Gläser voll und hub dann bedächtig an: „Dieser Konrad Gruber, müssen Sie wissen, besuchte die Forstschule mit mir. Er war ein frischer Junge damals, mit einem Gesichte wie Milch und Blut. Dabei ein Teufelskerl, der recht gut wußte, wie hübsch er war, und das Seinige that, seine körperlichen Vorzüge in das beste Licht zu setzen. Und liebenswürdig war er auch; sein Wesen trug das Gepräge einer rückhaltlosen Offenheit, die ihm alle

Herzen gewann, und nicht zuletzt das meinige. Wir fanden nun freilich bald aus, daß Gruber weitaus nicht der Engel war, als welcher er uns Anfangs erschien. Er erwies sich als ein unzuverlässiger Freund, als ein plauderhafter Zwischenträger; er wälzte die Streiche, die er verübt hatte, mit raffinirter Geschicklichkeit auf Andere ab; er nahm unsere Börsen in Anspruch, ohne jemals an Rückzahlung zu denken. Dazu besaß er nicht den mindesten Lerntrieb, so leicht er auch faßte. Aber es giebt ja privilegirte Naturen, die sich Alles erlauben dürfen. Man schüttelt den Kopf über ihre Fehler, ärgert sich auch gelegentlich über sie, und kann ihnen dennoch nicht gram werden. So verhielt es sich mit Konrad Gruber. Er konnte thun und lassen, was er wollte: er blieb lieb Kind bei Allen.

„Nachdem wir beide gleichzeitig die Forstschule verlassen hatten, sah und hörte ich lange nichts von ihm. Ich hatte das Glück, im praktischen Dienst rasch befördert zu werden, und erlangte in verhältnißmäßig jungen Jahren diesen Posten, auf dem man, wie es den Anschein hat, allerdings beabsichtigt, mich verschimmeln zu lassen. Als ich meine Bestallung in Händen hatte, machte ich meinen Schwestern plausibel, daß sie wohl daran thäten, zu mir zu ziehen. Ganz ohne Weiteres waren sie nicht zu haben. Eine Einsiedelei im Walde ist kein Platz, den man in jungen Jahren so leicht freiwillig zum Wohnorte wählt. Aber ich war der einzige Bruder und durfte doch nicht körperlich und geistig in einer Junggesellenwirthschaft verkommen; das hat den Ausschlag gegeben."

„Glauben Sie ihm nicht," fiel eine der kleinen Damen ein. „Wir bedurften seiner Unterstützung mehr, als er der unsrigen. Gezögert haben wir nur, weil wir fürchteten, uns nicht genügend nützlich machen zu können."

Und die andere vollendete: „Als wir darüber beruhigt waren, kamen wir unverzüglich."

„Also im Jahre 1856 begründeten wir unseren gemeinschaftlichen Hausstand," fuhr der Förster in seiner Erzählung fort. „Es war im Herbste des nächsten Jahres —"

„Am dreizehnten November," schaltete eine der Schwestern ein —

„Als ich am Nachmittage eine Kutsche sich durch den Wald winden sah, in der Richtung auf die Oberförsterei. Kaum denkbar war, daß dieselbe sich verfahren haben sollte, da an guten Landstraßen in dieser Gegend schon damals kein Mangel war. Der vornehme Besuch galt also zweifelsohne mir. Ich verfügte mich zur Einfahrt und sah mit nicht geringer Spannung der Ankunft des Wagens entgegen. Schon aus der Ferne rief mir eine bekannte Stimme zu: ‚Guten Abend, Eberhard!'. Doch besann ich mich vergeblich, wer der Rufende sein könnte; denn mit demjenigen, der es war, hatten sich meine Gedanken schon lange nicht mehr beschäftigt, und ihn konnte ich auch am allerwenigsten in dem Gefährt vermuthen. Bald indessen, bei dem Anblick eines blonden Kopfes, der sich aus dem Wagenfenster schob, ging mir ein Licht auf: es war kein Anderer als Konrad

Gruber, der als Reisender — ich erspähte einige aufgeschnallte Koffer — sich anschickte, bei mir einzukehren.

„Ich hatte kaum ein anderes Gefühl, als dasjenige der Neugier, während die Pferde vollends den Hügel emporklommen. Noch war der Wagen nicht zum Stillstand gekommen, als Konrad heraussprang, auf mich zueilte und mich mit überschwänglicher Lebhaftigkeit umarmte. Was er alles hervorsprudelte, weiß ich nicht mehr, denn ich hatte inzwischen gesehen, daß er nicht allein gekommen war. In der Kutsche saß eine verschleierte Dame.

„Konrad, immer achtsam auf Alles, was um ihn her vorging, hatte meinen Blick bemerkt. Rasch raunte er mir zu: ‚Es ist meine Frau. Wir sind auf der Flucht vor hochmüthigen Verwandten. Gewähre uns ein Asyl um unserer alten Freundschaft willen; ich habe auf Dich gerechnet. Später erzähle ich Dir Alles'.

„Was sollte ich machen? — Wie diese beiden Gäste, die da hereinschneiten, unterzubringen waren, davon hatte ich keine Ahnung. Raum genug war freilich vorhanden, doch in den Gastzimmern oben über den drei Treppen fehlte noch jegliches Mobiliar. Aber abweisen konnte ich die Flüchtigen nicht; einer solchen Hartherzigkeit war ich nicht fähig. Mochten sie bei uns vorlieb nehmen!

„Ich erwiderte kurz, das begehrte Obdach solle ihm nicht versagt sein. Darauf sprach er nach dem Wagen zu: ‚Hulda, wir sind geborgen! Ich sagte Dir's ja: Eberhard Wolfshagen ist der Beste der Menschen!'

„Aus dem Wagen aber kam keine Antwort; auch regte sich nichts darin. Betroffen eilte Konrad zum Schlage. Die Dame, die er seine Frau genannt hatte, war ohnmächtig geworden. Was mochte die Aermste alles erduldet haben, dachte ich, daß sie jetzt zusammenbricht, in dem Augenblicke, da sie weiterer Anspannung enthoben ist!

„Konrad sprang in den Wagen; er hob die Leblose herab und ich empfing sie in meinen Armen. Ich trug sie über die Schwelle dieses Hauses. Es fiel mir auf, daß sie in kostbare Tücher gehüllt war, daß ein feines Parfüm von ihr ausging. Darüber erschrak ich. Welche Prinzessin sich ihm in Liebe zugewandt habe? fragte ich Konrad, der neben mir herschritt, den Schleier lüftend und ängstlich in den Zügen forschend, die mir noch verhüllt blieben.

„Er hatte keine Zeit, mir zu antworten. Schon kamen Jette und Rieke herbei, voll von Mitleid mit der Unbekannten, voll Eifers, ihr zu helfen. Sie wiesen mich an, meine Last in ihre Schlafkammer zu tragen, und sie dort auf eines der Betten niederzulegen. Als dies geschehen, entfernte ich mich, und traf auf dem Flur Konrad. Er war zurückgeblieben und ging unruhig hin und her, augenscheinlich wenig damit zufrieden, daß ihm so kurzer Hand die Sorge für seine Frau abgenommen worden war."

Hier nahm eine der Schwestern das Wort. „Wir erstaunten nicht

wenig, als wir gewahrten, welch ein feines, vornehmes Geschöpf uns so urplötzlich in die Kur gegeben war," berichtete sie. „Die Hüllen, die wir von der Ohnmächtigen lösten, gaben Zeugniß davon, daß sie aus einem reichen Hause stammte. Hübsch erschien sie uns nicht, als sie bleich, mit geschlossenen Augen, vor uns lag; dann aber, nachdem sie diese Augen geöffnet hatte und ihre Züge sich zu beleben begannen, wurden wir anderer Meinung. Ein liebreizendes Kind war sie, braunlockig, mit dunklen, schön gezogenen Brauen und großen, blauen, leuchtenden Augensternen. Und noch so jung, so jung! — Ob sie bleiben dürfe? war ihr erstes Wort. So zaghaft kam es heraus, so scheu blickte sie uns dabei an — wir merkten wohl, wie furchtsam ihr noch um's Herz war. Wir beruhigten sie; wir versicherten ihr, daß sie sich unter Freunden befinde. Und nun, als sie sich erkundigte, ob wir die Schwestern von Eberhard Wolfshagen, dem Freunde ihres Mannes, wären, und gleich darauf bat, Konrad zu benachrichtigen, daß sie sich wieder erholt habe — nun erriethen wir, wem Eberhard Herberge gegeben hatte. Sofort aber war uns auch klar, daß in dieser Ehe nicht Alles in Ordnung sein konnte. Ueber Konrad Grubers Verhältnisse und Aussichten im Leben waren wir hinreichend unterrichtet, um zu wissen, daß dieses Frauenzimmer, welches jetzt selbst uns gegenüber ihre Gewohnheit, zu befehlen, nicht ganz verleugnen konnte, weit über seinem Stand war. Liebesheirathen aber, die über eine weite gesellschaftliche Kluft hinweg geschlossen werden, führen bekanntlich selten zu irdischem Glück. Sie dauerte uns, die kleine, niedliche Person, und wir glauben, sie war klug genug, dies aus dem wärmeren, herzlicheren Tone zu schließen, den wir gegen sie anschlugen."

Die andere Schwester fuhr fort: „Unser Mitleid war ihr unbehaglich; sie empörte sich dagegen und kehrte die Prinzessin heraus. Eine von uns möge doch nach ihren Koffern sehen, ordnete sie an, und die andere ihr bei der Toilette behülflich sein. Seit achtundvierzig Stunden sei sie nicht aus den Kleidern gekommen, die sie trage. Sie müsse sich für ihren Mann schön machen und ihm wieder etwas Neues werden. Und nachdem die Koffer herbeigebracht waren, putzte sie sich mit unserem Beistande heraus, als ob sie zu einer Soiree in der Residenz gebeten wäre. Es machte ihr augenscheinlich Freude, und uns auch. Kaum wurde es uns bewußt, welcher seltsamen Beschäftigung wir uns eigentlich hingaben, wie wunderbar, wie märchenhaft dies ganze Treiben war — in unserer armseligen, nüchternen, kahlen Oberförsterei!"

Nun fiel der Bruder wieder ein: „Inzwischen hatte ich Konrad in mein Zimmer geführt. Er trug Civilkleider. Ob er den Forstdienst quittirt habe? fragte ich. Gleich wollte er mir Rede und Antwort stehen, versetzte er; vorher bäte er um einen Schluck Wein oder Branntwein, was ich gerade bei der Hand hätte; seine Zunge klebe ihm am Gaumen und es fröstle ihn bis in's Mark hinein. Während ich ihn bediente,

konnte ich doch das Fragen nicht lassen. Wie er von meinem Aufenthaltsorte Kunde erhalten, forschte ich. Das war nun einfach genug zugegangen. Er hatte in einem Forstblatte von meiner Ernennung gelesen und mir soviel Interesse bewahrt, um sich genau über die Lage des Baues, worin ich hauste, zu unterrichten.

„Nachdem er mir diese Erläuterung gegeben, legte er mir eine Beichte über die Ereignisse ab, denen ich das Vergnügen verdankte, ihn wiederzusehen. Etwa ein Jahr vorher hatte er auf den freiherrlich von Rattingenschen Besitzungen in Baiern eine Stelle als Forstgehülfe erhalten, mit der Aussicht auf rasches Vorrücken, falls er sich bewähre. Diese Anstellung verdankte er dem Zufall und seinem angenehmen Aeußern. Der Schwager des verstorbenen Freiherrn und Verwalter seiner hinterlassenen Güter als Vormund der einzigen minorennen Tochter, ein Herr von Altmühl, hatte ihn bei einem Treibjagen kennen gelernt und Gefallen an ihm gefunden.

„Und Gefallen an dem hübschen Forstgehülfen fand dann auch sehr bald die junge Freiin von Rattingen. Häufig richtete sie ihre Spazierritte so ein, daß sie ihn unterwegs antraf. Dann ließ sie ihn lange Strecken neben ihrem Pferde hergehen und unterhielt sich mit ihm. Und der alte Reitknecht, der sie begleitete, blieb discret zurück. Konrad verstand bald die Sprache, die Huldas Augen redeten. O, er war in dergleichen Dingen nicht auf den Kopf gefallen, mein schöner Freund! Und es wurde ihm auch nicht eben schwer, die Neigung des reizenden Mädchens zu erwidern, eine Neigung, die für ihn so schmeichelhaft war. Außerdem lockten ihn, wie ich vermuthe, die glänzenden Aussichten, die sich ihm zu eröffnen schienen. Denn er war jung und leichten Sinnes und noch geneigt, die Liebe für allmächtig zu halten. Auch hatte er, verwöhnt wie er war, eine hohe Meinung von sich und glaubte an die Macht der Persönlichkeit. Deshalb warf er sich von Anfang an mit den ausschweifendsten Hoffnungen in diesen Liebeshandel.

„Derselbe verlief dann, da er nicht entdeckt wurde, wie vorauszusehen war. Im Dunkel des Geheimnisses wuchs die Leidenschaft. Ein Druck der Hände, ein keckes, rasch geflüstertes Wort — und das Einverständniß war hergestellt. Es folgten Begegnungen unter vier Augen und nach dem ersten Taumel Berathungen über die Zukunft. Angehören wollte Hulda ihm, allen Hindernissen zum Trotz. In wenigen Jahren würde sie Herrin über ihre Hand sein; bis dahin nur gelte es, in Geduld auszuharren. Aber nicht lange vermochten die Liebenden sich an der Aussicht auf spätere Belohnung gegenseitiger Treue genügen zu lassen. Schleunigste Vereinigung wurde das Ziel ihrer Sehnsucht. Der Gedanke an Entführung, an Flucht tauchte auf. Und einmal zugelassen, stellte derselbe sich immer verführerischer dar. Bald war nur noch von den Mitteln und Wegen die Rede, wie eine Flucht zu bewerkstellige sei. Eine kleine Reise, die Hulda gestattet wurde zu unternehmen, bot die erwünschte Gelegenheit. Konrad fuhr voraus

und erwartete die Geliebte an der nächsten Station. Sie wurden ihres Beisammenseins nicht froh, die beiden unbesonnenen Menschenkinder; denn sofort ergriff sie die Angst vor Verfolgung, vor Entdeckung und gewaltsamer Trennung. Kreuz und quer fuhren sie, um die Auffindung ihrer Spur zu erschweren. Es schien ihnen nichts geholfen zu haben; in Kassel sahen sie den Kammerdiener des Herrn von Altmühl auf der Straße. Glücklicherweise war es Abend, und sie vermochten sich unerkannt davon zu stehlen. Nun aber war kein Bahnhof mehr sicher. In jener Stunde heckte Konrad den Plan aus, auf meine alte Freundschaft bauend, zu mir zu flüchten. Sofort wurde ein Wagen gemiethet, und noch vor Mitternacht war das Paar unterwegs. Und da waren sie nun, nach einer schier endlosen beschwerlichen Fahrt, bei mir angekommen und hatten ihr fragwürdiges Glück in diesen Mauern geborgen.

„Eine Lücke in Konrads Bericht war mir aufgefallen. Von seiner Trauung hatte er nicht gesprochen. Auf meine Frage erwiderte er nachlässig: ‚Natürlich ist es unsere erste Sorge gewesen, den Segen der Kirche zu erhalten. Das ist doch selbstverständlich. Es war nicht ganz leicht; aber mit Geld ist Manches zu erreichen'. — Ich hatte keinen Grund, seine Angabe zu bezweifeln. Es war ja kaum denkbar, daß eine junge Dame von dem Range und der Bildung der Freiin von Rattingen sich einem Manne, sei er wer er sei, außerhalb der legalen Formen verbinden würde. Und doch blieb, was diesen Punkt betraf, ein gewisses Mißtrauen in mir zurück, das ich mich indessen hütete, laut werden zu lassen.

„Noch hatte ich mich nicht dazu aufraffen können, meinem leichtsinnigen Freunde die Strafpredigt zu Theil werden zu lassen, die ich ihm zu halten mich verpflichtet fühlte, als Hulda im Zimmer erschien, geschmückt wie eine Fürstin und geleitet von meinen Schwestern. Da, als sie auf mich zuging, meine Hand mit ihren beiden Händchen ergriff und mir versicherte, daß sie mir ewig dankbar für meine Güte sein würde — und alles dies, während ihre wunderbaren Augen auf mir ruhten, — da begann ich, Konrad milder zu beurtheilen. Ich empfand und mache kein Hehl daraus, daß die echte Aristokratie, vertreten durch ein zartes und doch selbstbewußtes Weib, etwas Berauschendes für unsereinen haben kann. Ja, die blendende Erscheinung der Fremden riß mich dermaßen hin, daß ich mit mehr Pathos, als nöthig war, ihr versicherte, sie könne bis zu meinem letzten Hauche auf meinen Schutz zählen, ein Gelöbniß, das sie mit dem holdesten Lächeln entgegennahm.

„Sie bemerken wohl, Herr Secretär, daß dies seltene Wesen uns drei geradezu blendete. Konrad begegnete ihr mit einer Art von ritterlicher Galanterie, die ihm gar nicht übel stand. Und meine Schwestern — sie mögen es selbst bestätigen — schämten sich eines jeden Stückes im Haushalte. Alles, was wir besaßen, schien ihnen plötzlich ordinär und

plump. Und für die geringe Qualität der Speisen, die sie vorsetzten, baten sie demüthig um Entschuldigung."

„Es war der erste Enthusiasmus," rechtfertigte sich Jette. „An jenem Abende — es ist wahr — hätten wir uns vor ihr niederwerfen können und ihre Füße küssen."

Und Rieke ergänzte: „Man sagt wohl von Jemand, den man hoch verehrt, man könne für ihn durchs Feuer gehen. Was Hulda von Rattingen betrifft, so wären wir damals dazu im Stande gewesen."

III.

Aus der weiteren Erzählung des Försters ging hervor, daß die Zwillingsschwestern den Gästen ohne Besinnen ihre Kammer abtraten. Sie selbst campirten in der ersten Nacht in der Küche auf aufgeschüttetem Stroh und labten sich förmlich an der Entbehrung, die sie sich auferlegten, damit „die kleine Frau" in Federbetten es gut habe.

Am nächsten Morgen fand Konrad Gruber bald aus, wie es um die Einrichtung der Försterwohnung bestellt war. Er gab seinem Freunde Geld und bewog ihn, in das nächste Städtchen zu fahren und das nothwendige Mobiliar einzukaufen. Am Abende schon wurde damals das Paar in dem Zimmer untergebracht, das jetzt mir angewiesen worden war.

Die ersten acht Tage verflossen in Freude und Herrlichkeit. Jeder Gedanke an die Zukunft wurde zurückgedrängt; alles Gute, was sich aus der Gegenwart gewinnen ließ, wurde genossen. Gruber nahm Theil an des Försters Arbeiten und war viel mit ihm im Freien, wenn er auch Sorge trug, sich nicht zu weit in die Umgegend hinauszuwagen. Hulda, nachdem sie Anfangs hinter Jette und Rieke hergetrippelt war und neugierig dem zugesehen hatte, was die fleißigen Mädchen schafften, bekam dann Lust, selbst mit Hand anzulegen, und ließ sich in allen Haushaltungskünsten unterweisen. Das war nun eine große Belustigung nicht allein für die Schülerin, sondern auch für die beiden Lehrerinnen, die natürlich nicht zuließen, daß ihr Schützling an seinen niedlichen Händen irgend welchen Schaden leide. Kam man Mittags und Abends zusammen, so bot das Nächstliegende Stoff genug zur Unterhaltung. Daß Hulda dabei das Wort führte, — daß die Uebrigen sich nur ihr angenehm zu machen suchten, verstand sich von selbst.

Nun ist es gewiß häufig der Fall, daß die Neuheit gewagter Verhältnisse zeitweilig einen Reiz schafft, der die darin schlummernde Gefahr gänzlich vergessen läßt. Allmählich aber, indem das Neue zum Alltäglichen wird, stumpft sich die Empfänglichkeit dafür ab, und aus dem Grunde der Seele treten die zurückgedrängten dunklen Bilder wieder hervor.

So ging es auch im Försterhause.

Der biedere Förster begann, sich um das ungewisse Schicksal der zarten jungen Frau Sorge zu machen. Einst, im Walde neben Konrad hinschreitend,

brachte er die Rede auf die Lage der Flüchtlinge. Ob der Versuch nicht rathsam sei, von dem Vormunde die Billigung des Geschehenen zu erlangen? ließ er sich vernehmen. Er machte darauf aufmerksam, daß Hulda erst in drei Jahren mündig werde. Es könne ihr sehr zum Nachtheile ausschlagen, meinte er, wenn sie nichts von sich hören lasse. Ihr Erbrecht stehe auf dem Spiel; man könne nicht wissen, was der Vormund gegen dasselbe, zu seinem eigenen Nutzen, unternehmen werde.

Gruber erwiderte auf diese sehr vernünftigen Vorstellungen leichthin, daß zu einem derartigen Schritte noch immer Zeit sei. Man müsse nichts übereilen. Wende er sich jetzt an Herrn von Altmühl, so bringe er denselben auf seine Spur und müsse gewärtigen, Hulda sich entrissen zu sehen.

Diesem immerhin berechtigten Einwande gegenüber rieth der Förster, Gruber möge in der betreffenden bairischen Kreisstadt einen Advocaten, unter Einsendung des Trauscheins, mit der Wahrnehmung der gefährdeten Rechte seiner Frau beauftragen.

Auch davon wollte Konrad nichts hören. Solch ein extremer Schritt werde seine und Huldas Sache vollständig verderben, rief er unmuthig aus. Damit schien er das Gespräch, das ihm offenbar peinlich war, für beendigt anzusehen.

Doch der Förster ließ sich nicht leicht von einem Gegenstande abbringen, den er einmal ergriffen hatte. Bekümmert sagte er, er wolle nur hoffen, daß das Paar im Besitze der Mittel sei, um auf eine erfreuliche Wendung warten zu können. Woher dieselbe kommen solle, wenn Konrad fortfahre, den Kopf in den Sand zu stecken, sehe er freilich nicht ein.

Darauf versetzte Konrad hochfahrend, daß es ihm an Geld und Geldeswerth nicht mangele, um seine Flitterwochen nach Belieben verlängern zu können, einerlei wo. Auch verstehe es sich von selbst, daß er für die Verpflegung im Forsthause eine angemessene Entschädigung leisten werde.

Selbstverständlich war es dem Förster nicht entfernt in den Sinn gekommen, etwas derartiges andeuten zu wollen. Die barsche Art, in welcher Gruber diese delicate Frage auf's Tapet brachte, verletzte ihn.

Ironisch entgegnete er: „Ich freue mich des Reichthums, den Du Dir erworben," stolz hinzufügend: „Es ist indessen nicht meine Absicht, mir die Gastfreundschaft bezahlen zu lassen, die ich Euch erweise."

Die Folge dieses Gesprächs war eine Spannung zwischen den Freunden. Gruber ließ den Förster allein seine Wege abmachen, und Beide waren befangen und einsilbig, wenn sie in Gesellschaft der Frauen zusammentrafen.

Inzwischen hatte Hulda aufgehört, an der im Ganzen einförmigen häuslichen Thätigkeit Vergnügen zu finden. Sie ließ Jette und Rieke wieder allein wirthschaften und versuchte, sich mit der Nadel zu beschäftigen. In diesem löblichen Vornehmen wurde sie bereitwillig von den Schwestern unterstützt; leider aber ergab sich, daß Hulda nur feine Luxusarbeiten herzustellen vermochte, zu denen die Utensilien verschrieben werden mußten,

Niemand wußte, woher. Und nachdem sie sämmtliches Weißzeug, das sich im Hause vorfand, mit dem Monogramm des Försters versehen hatte, mußte sie nothgedrungen die Nadel bei Seite legen. Von Büchern aber, die jetzt in Frage kamen, besaß Wolfshagen nur die Bibel, zwei Jahrgänge eines Volkskalenders und einige forstwissenschaftliche Schriften. Die erste behauptete Hulda genügend zu kennen, die letzten verstand sie nicht, und die Kalendergeschichten waren ihr langweilig. Als einzige Zeitung wurde damals im Forsthause nur das wöchentlich erscheinende Kreisblatt gehalten, in welchem den Nachrichten von allgemeinem Interesse selten mehr als eine Spalte gewidmet war. Daß die Lectüre desselben keine ausreichende Unterhaltung gewähren konnte, liegt auf der Hand.

So wurde Hulda immer mehr auf die Gesellschaft Konrads angewiesen. Beide hatten nichts zu thun und waren also durchaus in der Lage, sich gegenseitig die Zeit vertreiben zu können. Damit aber muß es sehr bald zu hapern angefangen haben. Woher dies kam, war nicht eben schwer zu errathen. Die beiden jungen Leute lernten sich jetzt erst kennen, und dabei mußten sie inne werden, wie wenig Gemeinsames sie in ihrem Denken und Empfinden hatten. Es lag eine Kluft zwischen ihnen, die nur zeitweise von der Leidenschaft überbrückt wurde, dann jedoch wieder breiter und tiefer sich aufthat als zuvor. Die sorgfältig erzogene Tochter des reichen adligen Hauses war ihrem Gefährten, dem Bürgerssohne aus kleinen Verhältnissen, an Bildung bedeutend überlegen. Es konnte nicht fehlen, daß dies immer deutlicher hervortrat, je weniger der eine Theil von der Beobachtung des andern durch äußere Erlebnisse abgelenkt wurde. Und es ließ sich nicht verkennen: die Einsamkeit des Forsthauses war wie kein anderer Ort dazu angethan, den Verblendeten die Augen zu öffnen.

Auf Hulda mußte die Erkenntniß ihres Irrthums naturgemäß am ernüchterndsten wirken. Sie war die oben Stehende und deshalb die Entbehrende; sie war die feiner Fühlende und deshalb die Verletzte; sie wurde endlich durch hunderterlei Kleinigkeiten täglich, fast stündlich an die Opfer erinnert, die sie brachte und deren Ende nicht abzusehen war. Bald mehrten sich für die Hausgenossen die Anzeichen, daß der innere Zusammenhang des jungen Paares sich lockerte. Konrad mußte sich gefallen lassen, zurechtgewiesen, ja schnöde angefahren zu werden. Er litt dies in aller Demuth, stets fast ängstlich beflissen, die unzufriedene Herrin wieder in freundliche Laune zu versetzen. Dies Verfahren, für welches er freilich die zwingendsten Gründe hatte, war nicht geeignet, ihm zu nützen. Der immer Nachgiebige wird für schwach gehalten, und Schwäche beim Manne ist in den Augen des Weibes seine unziemlichste Eigenschaft. Wäre damals Konrad fest aufgetreten, scheinbar unbekümmert um die möglichen Folgen, wahrscheinlich würde sich Hulda vor der Kraft gebeugt haben. Dazu aber hatte er den Muth nicht, weil er sich bewußt war, auf schwankendem Boden zu stehen — weil er angefangen hatte, zu rechnen.

Bisher hatte Hulda es möglichst vermieden, der Umgebungen zu erwähnen, in denen sie aufgewachsen war. Unstreitig hatte sie darin einen feinen Takt bewiesen. Allmählich aber wurde dies anders. Immer häufiger fielen die Namen ihrer hochgeborenen Verwandten von ihren Lippen. Den Zwillingsschwestern, die bereits von ihrer Anbetung des vornehmen Gastes etwas zurückgekommen waren, suchte sie durch Beschreibung des Schlosses zu Rattingen zu imponiren. Zuletzt beherrschte sie mit ihren Lebenserinnerungen vollständig das Gespräch. Die Försterleute konnten nicht länger daran zweifeln, daß ihre Gedanken sich vollständig zur Heimat zurückgewandt hatten, und begannen, mit geheimer Angst der weiteren Entwickelung der Dinge entgegenzusehen.

Das Schlimmste freilich wußten sie noch nicht.

Auch Konrad konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß in der Schätzung Huldas sein Werth von Tag zu Tage sank. Auch er hatte mit steigender Unruhe die Wandlung in ihrem Wesen bemerkt. Von ihr zu lassen war er indeß durchaus nicht gesonnen. Plötzlich war ihm der Förster wieder der liebste Freund; er verwünschte das unselige Mißverständniß, das zwischen sie getreten sei; er schloß sich ihm wieder auf seinen Gängen an. Und Wolfshagen war gutmüthig genug, den Reuigen in Gnaden anzunehmen, namentlich auch deshalb, weil er doch mit ihm ein gewisses Mitleid fühlte. Da geschah es eines Tages, als die Beiden sich auf dem Heimwege von einem Jagdausfluge befanden, daß Konrad endlich bekannte, er sei gar nicht mit Hulda verheirathet. In der Aufregung ihrer überhasteten Flucht sei es ihnen nicht möglich gewesen, einen Prediger aufzusuchen, der sich dazu verstanden hätte, sie ehelich zu verbinden. Auf der Reise zum Forsthause seien sie dann übereingekommen, sich als Ehepaar auszugeben, da sie nur als solches auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen zu können glaubten. Später, hatten sie gemeint, werde sich schon eine Gelegenheit finden, das Versäumte nachzuholen. Nun aber bedrücke sie das Ungewisse ihres Verhältnisses, und der Wunsch, für ihren Bund die Weihe des kirchlichen Segens zu empfangen, lasse ihnen keine Ruhe. Am Schlusse dieser Beichte richtete Konrad an den Freund die Bitte, daß er in einem der umliegenden Dörfer einen Geistlichen ermitteln möge, der gefällig genug sei, über den Mangel der erforderlichen Papiere hinwegzusehen, wofür demselben eine fürstliche Belohnung werden solle.

Der Förster war nicht wenig erschrocken über das, was er hörte; aber auch empört über das falsche Spiel, welches man mit ihm getrieben. Er machte seiner Entrüstung in starken Ausdrücken Luft, indem er gestand, daß er allerdings einem bloßen Liebespaare die Aufnahme in sein Haus versagt haben würde. Es gelang Konrad indessen, ihn zu beschwichtigen. Er machte geltend, daß es sich ja nur darum handle, das im Drange

widriger Umstände Verabsäumte nunmehr nachzuholen, und bewog schließlich den Freund zu dem Versprechen, daß er seinem Verlangen willfahren wolle.

Gleich am nächsten Tage machte sich der Förster auf, um bei den ihm bekannten Geistlichen der Nachbarschaft sein Heil zu versuchen. Mit schwerem Herzen trat er den Gang an, da er sich keineswegs verhehlte, daß er im Begriff stehe, einen Beamten zu einer ungesetzlichen Handlung zu verleiten. Aber Noth kennt kein Gebot! Jetzt, mitten im Winter, konnte er seinen Gästen nicht die Thüre weisen, und andererseits konnte und wollte er eine Fortdauer des unchristlichen Zustandes in seinem Hause auch nicht dulden. Noch hatte er seinen Schwestern Konrads Bekenntniß verschwiegen; es war vorauszusehen, daß die streng denkenden Jungfrauen sich voll sittlicher Entrüstung von der Freiin von Rattingen abwenden würden, sobald sie erführen, daß sie unter falscher Flagge segelte.

Von den beiden ersten Geistlichen, an welche der Förster sich wandte, wurde er kurzer Hand abgewiesen. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so gedemüthigt gefühlt, als in dem Augenblicke, wo er über die Schwelle des zweiten wieder auf die Straße trat. Er empfand bitter, daß er durch seine Bemühungen für Konrad seinen eigenen guten Ruf auf das Spiel setzte. Wenn er auch seine Anfrage so allgemein wie möglich hielt, so reizte er doch zu Nachforschungen an. Und daß er Fremde bei sich beherbergte, war schwerlich in der Nachbarschaft gänzlich unbekannt geblieben. Dennoch entschloß er sich, einen dritten Versuch zu machen. Schlug auch dieser fehl, dann hatte er mehr gethan, als er jemals wieder für einen Andern thun würde; dann blieb kein anderer Ausweg, als das unselige Paar auf die Reise zu schicken, damit es selbst zu erlangen versuche, was ihm so bitter nöthig war: den festen Grund für seine bürgerliche Existenz. Der Pfarrer Willebrück zu Hegenau, an den er sich zuletzt wandte, ein älterer Herr, der bei seinen Bauern in dem Rufe großer weltlicher Klugheit stand, zeigte sich nicht abgeneigt, in einem wirklichen Nothfalle über die Mangelhaftigkeit der Legitimation hinwegzusehen. Nur müsse er erst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß den jungen Leuten mit der heiligen Handlung, die sie begehrten, wahrhaft gedient sei. Es sei nicht seines Amtes, äußerte er sich, dem Leichtsinn zu Willen zu sein; andererseits aber betrachte er es als seinen Beruf, in einem Falle aufrichtiger Herzensbedrängniß den Geist seines apostolischen Amtes walten zu lassen und den Buchstaben beiseite zu setzen.

Als der Förster diese toleranten Ansichten des würdigen Herrn vernahm, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er nahm nicht länger Anstand, den Pfarrer zum Vertrauten zu machen. Und er hatte die Freude, daß derselbe sich theilnahmevoll über die Liebenden aussprach, denen unberechtigte menschliche Satzungen es unmöglich machten, offen vor aller Welt ihre Zusammengehörigkeit zu bekennen. Er wünsche nur noch, ehe er seine definitive Zusage gebe, die beiden Personen, um die es sich handle, persönlich kennen

zu lernen, damit er die volle Ruhe des Gewissens für den Schritt gewinne, den zu thun er jetzt schon geneigt sei. Dagegen konnte der Förster nichts einwenden, und es wurde die Verabredung getroffen, daß Willebrück am nächsten Morgen einen Besuch im Forsthause machen sollte.

Frohlockend theilte Wolfshagen nach seiner Rückkehr dies günstige Resultat dem Freunde mit. Nun aber war dieser genöthigt zu bekennen, daß er über das Project, welches er dem Förster als sein und Huldas gemeinsames Anliegen vorgetragen, mit dieser jungen Dame in der letzten Zeit kein Wort gewechselt habe. Etwas kleinlaut versprach er, sofort sich ihres Einverständnisses zu versichern; der Förster jedoch, nunmehr gründlich mißtrauisch geworden, erklärte, daß er die Sache selbst in die Hand nehmen und mit dem gnädigen Fräulein zu Ende führen wolle. Daß damit Konrad der größte Gefallen geschah, merkte er nicht, und es fiel ihm auch nicht weiter auf, daß dieser Held ihm nicht folgte, als er, ohne zu zögern, Hulda aufsuchte.

Sie saß im Wohnzimmer am Fenster, die Hände im Schooße, und blickte in die ernste Winterlandschaft hinaus. Als der Förster eintrat, hastiger als es sonst seine Art war, fuhr sie leicht zusammen und richtete ihre Augen fragend auf ihn. Er wurde befangen und konnte nicht gleich das erste Wort finden. Da kam sie ihm zuvor:

„Was ist geschehen? Ist unser Versteck entdeckt? Wer ist da?"

Und in ihren Zügen war die Spannung der Freude.

Wenig Günstiges verhieß dieser Anfang für den Erfolg der Unterredung! — Und Hulda erleichterte dem Förster nicht im Mindesten seine schwierige Aufgabe. Während er stockend redete, blickte sie schweigend vor sich nieder. Die Röthe der Scham trat auf ihre Wangen, und ihr Busen hob und senkte sich unruhig. Und Wolfshagen, über dem Sprechen warm werdend und damit sein Selbstbewußtsein und seine Sicherheit wiedergewinnend, schloß nicht eher, als bis er sich gründlich und deutlich ausgesprochen hatte.

Nachdem er geendet hatte, saß Hulda noch eine Weile still. Dann blickte sie ihn fest an und fragte:

„Und wenn ich nun nicht will?"

„In diesem Falle würde ich Sie bitten müssen, nach einem anderen Zufluchtsort auszusehen," entgegnete der Förster.

Hulda überlegte.

„Wann, sagten Sie, wollte der Pfarrer kommen, den Sie die Güte gehabt haben, für uns zu interessiren?" begann sie wieder.

„Morgen."

„Es ist gut; ich will ihn sehen. Meinen Entschluß werde ich fassen, nachdem ich seinen Rath eingeholt habe."

Sie sprach als Freiin von Rattingen; der Förster war entlassen. Er machte eine Verbeugung und wandte sich der Thüre zu.

Da eilte Hulda hinter ihm her und ergriff seine rechte Hand.

„Sehen Sie mich nicht an!“ bat sie leidenschaftlich. „Sie sind ein redlicher Mann, und das Urtheil, das auf Ihrer Stirne steht, vernichtet mich. Und doch baue ich auf Ihre Milde. Ein Schritt vom Wege führt nicht nothwendig in die Irre. Eine Verlorene kann sich wiederfinden. Die Schuld der Jugend wiegt nicht schwer; wer aus Liebe gesündigt hat, muß Vergebung finden können. Ich will mir die ihrige verdienen. Vielleicht nicht so, wie Sie denken. Aber Sie werden lernen, mich zu verstehen, wenn diese traurigen Tage vorüber sind, und dann — dann erinnern Sie sich meiner mit dem Mitleid, das ich wahrlich verdiene, und mit dem freundlichen Wohlwollen, dessen ich doch noch werth bin, trotz des Fleckens, der an mir haftet.“

Von dieser Sprache war der Förster erschüttert; es war ein Klang darin, der ihn weich machte.

Er wandte sich um und legte seine große, rauhe Hand auf das gebeugte Haupt der Reuigen.

„Sie haben eine schwere Entscheidung zu treffen, mein liebes gnädiges Fräulein,“ sagte er theilnahmevoll; „der liebe Gott erleuchte Sie, daß Sie das Richtige thun!“

Damit verließ er sie. Konrad, der auf dem Flur umhergeschlichen war, fiel ihn an: „Hat sie eingewilligt?“

„Frage sie selbst!“ erwiderte Wolfshagen unwirsch und ließ ihn stehen. Den Muth aber, zu Hulda hineinzugehen, hatte Konrad nicht; er entfernte sich aus dem Hause und strich im Walde umher, bis es dunkel wurde.

Mittlerweile hatte Hulda sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, Unwohlsein vorschützend. Sie sei der Ruhe bedürftig, gab sie an, und wünsche, nicht gestört zu werden. Konrad nahm bereitwillig an, daß diese Weisung auch auf ihn gemünzt sei; erst spät am Abend erstieg er die Treppe, die ihn zu der Gefürchteten führte.

Frühzeitig am nächsten Morgen erschien er wieder unten, gedrückt und beklommen. Hulda ließe sich entschuldigen, berichtete er. Sie würde später aufzustehen versuchen; Nahrung habe sie ausdrücklich abgelehnt. Und dem Förster raunte er zu, sie werde sich nicht blicken lassen, bis sie den Prediger unter vier Augen gesprochen. Aus Konrads Benehmen ging hervor, daß sie ihre eigentlichen Absichten vor ihm verborgen gehalten hatte.

Da nun der Besuch des Pfarrers unmittelbar bevorstand, so ging es nicht länger an, die Schwestern über das wirkliche Verhältniß der vermeintlichen Ehegatten zueinander im Dunkel zu lassen. Sie entbrannten, wie zu erwarten stand, in hellem Zorn über das betrügerische Paar. Kaum waren sie zu bewegen, sich mit Konrad Gruber an demselben Tische niederzusetzen; eines Wortes würdigten sie ihn nicht mehr. Und Hulda fernerhin zu bedienen, weigerten sie sich mit Entschiedenheit. Solch eine Person! Die frühere Verehrung war urplötzlich in ihr Gegentheil umgeschlagen.

Versöhnlicher freilich wurden sie gestimmt, nachdem Pastor Willebrück dagewesen war. Nach einer langen Verhandlung mit Hulda sprach er sich gegen die Hausgenossen dahin aus, daß er seinerseits bereit sei, dem Wunsche zu willfahren, den auch das gnädige Fräulein ihm mit großer Wärme vorgetragen habe. Nur der Form wegen müsse vorher noch eine Anzeige an das Consistorium erfolgen. Dadurch sei allerdings ein kleiner Verzug unvermeidlich, den Niemand mehr bedauern könne, als er selbst. Er glaube indessen fest versprechen zu können, daß er am nächsten Sonntage nach der Kirche — es war an einem Dienstage, als er sich so äußerte — die Trauung vollziehen werde.

Kaum war Willebrück davongefahren, als Konrad glückstrahlend nach oben stürzte. Nach seiner Meinung durfte er triumphiren — die Liebe hatte gesiegt!

Auch kehrte er in hoffnungsvollster Stimmung von Hulda zurück. Sie hätten beschlossen, verkündigte er, unmittelbar nach der Trauung abzureisen. Nach einer großen Stadt natürlich; Hulda bedürfe der Zerstreuung, der Anregung; in städtischer Atmosphäre werde sie sich von dem Mißmuth freihalten, der sie in der Einsamkeit des Waldes heimgesucht habe. Und dann wolle er auch sofort Schritte thun, um die Anerkennung der Ehe seitens des Herrn von Altmühl zu erzwingen. Vielleicht im Sommer schon würden sie im Stande sein, ihre jetzigen freundlichen Wirthe als Gäste auf Schloß Rattingen willkommen zu heißen. Und nun, indem er sich im Geiste als Burgherr sah, erging er sich in ausschweifenden Plänen, den bevorstehenden Besuch der Förstersleute zu einer einzigen fortlaufenden Festlichkeit zu gestalten.

Hinterher hinkte die unerwartete Eröffnung, daß die Baarmittel des Paares erschöpft seien, und er zu einer Reise in die nächste größere Stadt genöthigt sei, um einige von Huldas Juwelen zu veräußern. Wirklich verließ er noch an demselben Tage, ohne Zweifel seines Auftrags von Herzen froh, das Forsthaus, indem er beim Abschiede die Zwillingsschwestern ersuchte, für den Sonntag auf seine Kosten ein opulentes Hochzeitsmahl zu rüsten.

Noch nicht lange hatte Konrad Gruber sich entfernt, als Hulda sich wieder hervorwagte. Sie hatte die unscheinbarste Kleidung angelegt, die sie mit sich führte, und näherte sich den Schwestern so zerknirscht und demüthig, daß diese es nicht fertig bringen konnten, hart und abweisend gegen sie zu sein, wie sie sich vorgenommen hatten. Aber es war doch ein recht verlegenes, unerquickliches Beisammensein in den nächsten Tagen. Jeder that sich Zwang an, und Keinem gelang es, dies zu verbergen. Merkwürdig war es, daß Hulda mit keiner Silbe Konrads erwähnte, auch am dritten Tage nicht, wo derselbe nach des Försters Berechnung ganz gut hätte zurück sein können. Dagegen war allerdings eine wachsende innere Unruhe an ihr wahrzunehmen. Häufig ging sie in's Freie, mehr als

je zuvor, und immer spazierte sie in jener Richtung davon, von wo sie in das Forsthaus eingefahren war. Nicht die Kälte hinderte sie, nicht der Schnee. Weder einen warmen Mantel besaß sie, noch starke Schuhe; aber sie klagte nicht; immer wieder, Morgens und Mittags und Abends, verlor sie sich den Hügel hinab und verschwand hinter den Fichten.

Am Freitag Nachmittag, nach eingetretener Dunkelheit, als Jette die angezündete Lampe in das Wohnzimmer trug, fand sie Hulda in Thränen. Der Kummer der Vereinsamten ging ihr zu Herzen; es war doch ein recht bedauernswerthes Menschenkind, das da in Angst und Bangen einer schweren, ungewissen Zukunft entgegen harrte!

„Behalten Sie guten Muth, gnädiges Fräulein!“ tröstete sie. „Er wird sich schon rechtzeitig wieder einstellen.“

Da sah Hulda sie mit großen Augen an.

„Wer?“ fragte sie verwundert. Dann besann sie sich. „Ach ja,“ sagte sie. „Wie gut Sie sind, daran zu denken! — Nicht wahr, das Warten ist so aufregend? Haben Sie das auch schon empfunden?“

„Gewiß nicht in dem Maße wie Sie,“ antwortete Jette.

„Wohl Ihnen!“ kam es tiefernst von Hulda's Lippen. „Denn die Qual dieser Stunden ist groß. Alles Erwartete ist ungewiß. Ja, wenn ich wüßte, es träte ein, wie es soll — ich würde mich schlafen legen und von dem Jubel des Erwachens träumen. Aber schlafen — ich kann nicht schlafen. Wachend muß ich auf Befreiung warten. Eine Furcht ist in mir — ich kann es nicht sagen —“

Sie schauerte zusammen und preßte die Hände gegen die Brust.

Kopfschüttelnd ging Jette hinaus. Das arme Kind! Sie hätte ihm so gerne geholfen; aber wie konnte sie?

In der Nacht schlugen die Hunde heftig an. Der Förster fuhr aus dem Schlafe empor und horchte. Die Thiere wollten sich nicht beruhigen. Nun kam es ihm so vor, als ob er das Geklingel von Schellen hörte. Er sprang aus dem Bette und begann sich hastig anzukleiden. Da pochte es an der Hausthüre, wuchtig und ungestüm; die eingesperrten Hunde heulten auf. Wolfshagen trat in ein Vorderzimmer und blickte hinaus. Vor dem Gatter hielt ein Schlitten mit hellbrennenden Laternen; von den Pferden stieg eine Dunstwolke auf. Das Klopfen an der Hausthüre hielt an. Der Förster stieß einen Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus. Wer er sei, und was er wünsche? fuhr er den Lärmmacher an.

„Sind Sie der Förster Wolfshagen?“ kam die Frage zurück.

„Der bin ich. Was wollen Sie von mir?“

Der Andere trat näher. „Bringen Sie Ihre Köter zur Ruhe!“ sagte er in gebieterischem Tone. „Und dann öffnen Sie mir. Mein Name ist von Altmühl. Was ich will, werden Sie wissen.“

Dem Förster wurde übel genug zu Muth bei dieser barschen Anrede. Jener hielt ihn unverkennbar für den Mitschuldigen Konrads. Und das

Schlimmste war, er hatte das Recht dazu. In den Augen des Herrn von Altmühl stellte er sich als Hehler dar, als ein Begünstiger frevelhaften Beginnens. Dies wurde dem armen Förster peinlich klar in den wenigen Minuten, die er gebrauchte, um dem Verlangen des Fremden zu willfahren.

Kaum hatte er Licht gemacht und Altmühl eingelassen, als Hulda, vollständig angekleidet, in Sprüngen von oben herabkam. „Onkel Robert!" rief sie, unter Lachen und Weinen, und warf sich dem Befreier an die Brust.

Der Onkel stand unerschüttert und machte keine Bewegung des Entgegenkommens.

„Und der Andere, wo ist er?" fragte er streng.

Hulda blickte zu ihm empor, und ein schalkhafter Zug spielte flüchtig um ihren Mund.

„Ich habe ihn auf Reisen geschickt," antwortete sie.

Altmühl war sichtlich enttäuscht; er schien sich auf die Begegnung mit seinem ehemaligen Forstgehülfen gefreut zu haben.

„Da bist Du voreilig gewesen," tadelte er.

„Ich wollte Dir einen unangenehmen Auftritt ersparen," entschuldigte sich Hulda.

„Und Dir auch," ergänzte der Onkel. „Sei es darum. Es mag so besser sein. Und nun: wie lange Zeit bedarfst Du, um Dich reisefertig zu machen?"

„Zwei Minuten. Mein Koffer ist gepackt. Den ganzen Tag habe ich Dich schon erwartet."

„So? — Dank' es mir, daß ich überhaupt gekommen bin. Wenn ich Dich nun hätte in der Patsche sitzen lassen, Du Wildfang? — Mühe genug hab' ich mir anfangs gegeben, um Dich aufzufinden, das weiß Gott. Aber Ihr wart ja wie vom Erdboden weggeblasen. Da gelobte ich mir endlich, nun wollte ich keinen Finger mehr rühren um Deinetwillen. Und als das Telegramm von dem Pastor kam — na, ich mußte wohl als Onkel und Vormund dem Hülferuf folgen; aber Vergnügen hat's mir nicht gemacht, das glaube mir. Und mit dem Entschluß bin ich auch nicht in der ersten Minute fertig geworden. — Aber davon später; jetzt spute Dich. Der Pastor Willebrück erwartet uns; er hat Quartier für uns bereitet."

Er wandte sich zum Förster. „Hätten Sie wohl die Güte, bei den Pferden zu bleiben, während der Kutscher das Gepäck meiner Nichte auf den Schlitten besorgt?"

Für den Förster war nun der Augenblick gekommen, sich zu rechtfertigen.

„Sie verkennen mich, gnädiger Herr," sagte er im Tone gekränkten Ehrgefühls. „Ich habe nicht anders gewußt, als daß ich Mann und Weib bei mir aufnähme. Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich, daß ich belogen worden war. Da stellte ich die Alternative; entweder Trauung oder Ab-

reise. Das war mein persönliches Recht, da ich die Reinheit meines Hauses zu wahren habe. Ein weiterer Eingriff in die persönliche Freiheit meiner Gäste stand mir nicht zu. Hätte das gnädige Fräulein, Ihre Nichte, mich beauftragt, Sie herbeizurufen, ich würde ohne Zögern ihrem Wunsche willfahrt haben."

Altmühl hatte den Förster während dieser Rede durchdringend angesehen. „Das ist etwas Anderes," erwiderte er, merklich höflicher als bisher. „Unter diesen Umständen spreche ich Ihnen meinen Dank aus für alles Gute, welches Sie meiner Nichte erwiesen haben. — Hulda, kommst Du?" rief er ungeduldig.

Der Förster begab sich hinaus, nicht ganz zufrieden mit der kühlen Anerkennung, die ihm geworden war. Doch fühlte er wohl, daß an eine weitere Auseinandersetzung mit dem kurz angebundenen Herrn nicht zu denken sei.

Nach wenigen Minuten trat Hulda aus dem Hause, gefolgt von ihrem Onkel. Sie reichte dem Förster die Hand und sagte: „Das war die Lösung, die ich im Sinne hatte. Wenn Sie Alles erwägen, werden Sie einsehen, daß es die einzig richtige ist. Und nun Gott befohlen! Wahrscheinlich werden wir uns im Leben nicht wiedersehen. Mir aber wird Ihre Güte unvergeßlich sein. Grüßen Sie Ihre Schwestern. Auch ihnen tausend Dank! Möge es Ihnen Allen recht, recht gut gehen!"

Sie sprang in den Schlitten.

Herr von Altmühl zögerte einen Augenblick; dann bot auch er dem Förster die Hand und schüttelte sie.

„Entschuldigen Sie den nächtlichen Ueberfall," sagte er verbindlich. „Ich hatte mir ein falsches Bild von den Verhältnissen gemacht, in denen ich meine Nichte antreffen würde. — Leben Sie wohl! Und nochmals Dank!"

Die Pferde zogen an; unter klingendem Schellengeläute schoß der Schlitten den Hügel hinab. Einige Zeit noch konnte der Förster den hellen Schein verfolgen, den die Laternen verbreiteten; dann verschwand auch dieser. Ringsumher Dunkel und tiefe Stille.

Da wandte der Förster sich seufzend zum Hause zurück. Das hatte er nun für seine Menschenfreundlichkeit! In der Mitte der Nacht riß man ihm seinen Schützling aus dem Hause, als ob dasselbe eine Lasterhöhle wäre! Kaum, daß ihm mit ein paar artigen Worten die Kränkung minder empfindlich gemacht wurde! — Er hatte die Zimmerthüre seiner Schwestern gehen hören; er wußte, daß sie den Auftritt auf dem Flur belauscht hatten. Wie würden sie außer sich sein! — Und dann stand noch die Rückkehr des verlassenen Bräutigams bevor!

Und Wolfshagen beschloß, bei Tagesanbruch auf die Jagd zu gehen und sich vor Dunkelwerden nicht wieder blicken zu lassen. Er hoffte, Konrad werde so taktvoll sein, sich davon zu trollen, sobald ihm die Hiobspost geworden sei, die auf ihn wartete.

IV.

Als der Förster mit seiner Erzählung so weit gekommen war, nicht ohne sich von den Schwestern vielfache Unterbrechungen gefallen lassen zu müssen, schlug es elf Uhr. Er wollte abbrechen, indem er geltend machte, daß er mich verhindere, mein Lager aufzusuchen, was ich gewiß längst schon im Stillen gewünscht habe. Ich konnte ihm indessen mit gutem Gewissen versichern, daß ich durchaus nicht müde sei, und mir nichts lieber sein würde, als wenn er jetzt seine Geschichte beendige, die ja allem Anschein nach nicht mehr von langer Dauer sein könne.

Er willfahrte mir und fuhr fort:

„Mein Freund Konrad, der wirklich am Vormittage nach Huldas Flucht wieder eintraf, hatte keineswegs diejenige Eile gehabt, meinem Hause für immer den Rücken zu kehren, die ich bei ihm vermuthete. Er erwartete mich, allerdings mit betrübtem Gesicht und in gedrückter Haltung. Aber er unterließ doch nicht, mir allerlei Einkäufe vorzuweisen, die er gemacht hatte — Tand für Hulda, Tand für sich. Und bei dieser Gelegenheit verehrte er mir auch die Photographie, die oben in Ihrem Zimmer hängt. Auch sie sollte eine Ueberraschung für Hulda sein. Ungemein bezeichnend ist es für seinen Charakter, daß er sofort daran gedacht hatte, sich abbilden zu lassen, sobald ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Und es stellte sich heraus, daß er lediglich dieser Photographie halber einen Tag hatte zugeben müssen! — Uebrigens schien er sich unterwegs reichlich schadlos gehalten zu haben für die einfache Kost, mit welcher er in den letzten Wochen hatte vorlieb nehmen müssen. Mit dem Erlös von Huldas Juwelen in der Tasche war er zweifelsohne schon probeweise als der große Herr aufgetreten, der er in kurzer Zeit zu sein hoffte!

„Er war mir, Alles in Allem, unbegreiflich. Welcher Art auch seine Hoffnungen für die Zukunft sein mochten, einerlei ob sie auf den rechtmäßigen Besitz eines geliebten Weibes gerichtet waren oder lediglich auf den Mitbesitz ihres Vermögens: er war doch jetzt aller dieser Hoffnungen bar. Eine Enttäuschung hatte ihn getroffen, so bitter, so schmerzlich, wie nur eine den Menschen treffen kann. Und dabei doch nur die Maske des Kummers! Ich merkte es recht wohl, daß ihm innerlich ganz leidlich zu Muthe war.

„Daß ich mich über seine Unempfindlichkeit erzürnte, wer will es mir verdenken! — ‚Trägst Du denn einen Panzer über dem Herzen,‘ fuhr ich ihn an, ‚daß dies Alles von Dir abgleitet, als wenn es nichts wäre? — Wohl kann ich verstehen, daß Du an Jene nicht mit reuigem Bedauern denkst, der Du das Leben verdorben hast durch Deine sträfliche Nachgiebigkeit. Als ein Egoist warst Du mir von jeher bekannt. Eben darum aber ist mir Deine Fassung ein Räthsel. Deine ehrgeizigen Träume haben sich als Schäume erwiesen und sind in alle Winde zerflattert.

Schlimmer bist Du daran als je zuvor. Nicht allein bist Du brotlos; auch in Deinem Fache hast Du Dich für Deutschland unmöglich gemacht. Was willst Du beginnen, wie Dich ernähren? — Hier ist Deines Bleibens nicht länger; auch wenn ich Dich aus Barmherzigkeit noch eine Weile beherbergen wollte, meine Schwestern würden es nicht leiden. Sie bestehen darauf, daß Du in kürzester Frist gehst, lieber heute als morgen. Und die Wahrheit zu sagen: ich bin derselben Meinung!'

„Während ich mir solchermaßen Luft machte, im Zimmer hin- und hergehend, saß Konrad Gruber, ohne sich zu rühren, auf seinem Stuhle. Nur die Ecken seines koketten Schnurrbartes drehte er langsam zwischen den Fingern. Als ich geendet hatte, sagte er spöttisch: ‚Ueber Mangel an Deutlichkeit Deinerseits kann ich mich nicht beklagen. Beruhige Dich, morgen früh sollt Ihr mich los werden, Du und Deine Schwestern. Und was Deine übrigen freundschaftlichen Bemerkungen betrifft, ein Jeder findet sich mit einem Unglück auf die beste Art ab. Ich thue nichts Anderes. Soll ich flennen, weil mir ein Weib durchgebrannt ist? Soll ich mir die Haare ausraufen, weil ich nicht als Schloßherr in Rattingen einziehen werde? Fürwahr, ich wäre ein Thor, wenn ich eins von beiden thäte. Von dem weichen Holze bin ich nicht geschnitzt, das bei einem Sturme gleich zu Boden purzelt. — Und meine Zukunft? Es ist sehr liebenswürdig von Dir, daß Du Dich damit beschäftigst. Nun: für's Erste ist ja für mich gesorgt. Die kleinen Steine, die ich am Dienstag mit hinweggenommen, haben sich inzwischen in ein ganz artiges Sümmchen verwandelt.'

„Ich unterbrach ihn: ‚Das ist nicht Dein Geld!' ‚O nein,' versetzte er lachend und mit den Augen blinzelnd. ‚Gewiß nicht! Ich betrachte es auch nur als ein Darlehen. Du wirst nichts dagegen haben können, daß ich es in dieser Form verwende.'

„Dagegen ich: ‚Wenn Du nicht fühlst, daß Du dieses Geld an seine Eigenthümerin abliefern mußt, so ist Dir nicht zu helfen. Es entehrt Dich, wenn Du es behältst.' — ‚Und wenn ich es zurückgäbe, würde ich zum Bettler,' erwiderte Gruber. ‚Einstweilen habe ich noch keine Lust zu dieser ehrenhaften Profession. Nehmen wir an, Hulda habe mir ein Abschiedsgeschenk machen wollen.'

„‚Thue, was Du willst,' rief ich empört. ‚Ich weiß jetzt, für was ich Dich zu halten habe. Wir sind geschiedene Leute für immer!' ‚Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,' sagte Gruber gleichmüthig, ‚und an Deinem Uebelwollen ist mir nichts gelegen.' — Er erhob sich. — ‚Ich gehe jetzt auf mein Zimmer. Morgen früh mit Tagesanbruch rücke ich ab. Ich werde Dich nicht aufwecken, um Dir Adieu zu sagen. Machen wir's jetzt ab. Leb' wohl, Eberhard!' Er streckte mir die Hand entgegen; ich wandte mich ab. ‚Wie Du willst,' lachte er. ‚Du warst immer ein Philister und ein Pedant. Ich entschuldige Dich.'

„An der Thüre kehrte er sich nochmals zu mir. ‚Was die Kosten anbetrifft, die wir Dir verursacht haben,‘ sagte er, ‚so kannst Du Dich dafür aus den Möbeln bezahlt machen, die wir Dir hinterlassen. Du wirst etwas dabei übrig haben — es ist Dir von Herzen gegönnt.‘

„Es war eitel Bosheit, die ihm das Anerbieten eingab. Er wollte mich in Versuchung führen; wenn ich darauf eingegangen wäre, so hätte ich ihm nichts mehr vorzuwerfen gehabt.

„‚Scheer' Dich zum Kukuk!‘ fuhr ich auf ihn los. Diese Möbel, über die Du so freigebig verfügst, gehen Dich nichts an. Daß ich fremdes Gut respectire, brauche ich Dir nicht zu sagen; Du kennst mich. Nicht eine Stecknadel werde ich der Freiin von Rattingen vorenthalten. Und eine Gegenrechnung werde ich auch nicht aufstellen. Schon einmal habe ich mich in diesem Sinne klar und deutlich gegen Dich ausgesprochen. Du hast ein sehr kurzes Gedächtniß.‘

„‚Deine Großmuth ist außerordentlich,‘ spottete Gruber. ‚Zu Wohlstand wirst Du dabei freilich nicht kommen.‘

„Kaum konnte ich dieser Unverschämtheit gegenüber mich halten. Mit energischer Gebärde wies ich auf die Thüre: ‚Geh', oder‘ — da entfernte er sich mit geringschätzigem Achselzucken.

„Es kochte in mir; meine Schwestern hatten Mühe, mich zu beruhigen. So war ich noch nie beleidigt worden. In der Nacht wälzte ich mich schlaflos auf meinem Lager. Ich wartete auf die Morgendämmerung, die mich von dem ehemaligen Freunde befreien würde. Endlich stahl sich eine schwache Helle in mein Zimmer. Nicht lange dauerte es, und ich hörte oben Grubers Thüre gehen. Dann kam er polternd die Treppe herab. Er pfiff eine lustige Melodie, der Lump! Wie eine Herausforderung kam es mir vor. Eine unsinnige Wuth stieg mir zu Kopf; ich sprang aus dem Bette, ergriff ein Gewehr und stürzte auf den Flur hinaus. Schon hatte er das Haus verlassen. Die Hausthüre stand offen; ich sah ihn, wie er mit elastischem Schritt davonging, seinen kleinen Koffer auf der Schulter. Ich — Gott verzeih' mir die Sünde! — ich hob die Büchse an die Backe und stand im Anschlage. Am Gatter angekommen, wandte er sich nochmals um. Da gewahrte er mich und sah die Mündung des Gewehrs auf sich gerichtet. Er wurde kreideweiß und machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. Ueber die verhaßten Züge ging ein nervöses Zucken — o, nie in meinem Leben war mein Auge schärfer, meine Hand fester als in diesem verhängnißvollen Augenblick —

„Ich weiß nicht, was erfolgt wäre, wenn ich nicht gerade jetzt meinen Namen gehört hätte. Es war Riekes Stimme. Durch den Lärm wach geworden, den Gruber verursacht hatte, — vernehmend, daß meine Thüre ging, wurde sie von einer unbestimmten Angst aufgetrieben. Als sie leise ihre Kammerthüre öffnete, sah sie das Entsetzliche. Ich stand im Begriff zum Mörder zu werden. Da rief sie, nein, schrie sie meinen Namen.

„Als ob ich plötzlich aus einem schweren Traum erwachte, war es mir. Ein Schauer ging mir durch Mark und Bein. Ich setzte die Büchse ab, schloß und verriegelte die Hausthüre und schlich in mein Zimmer zurück, nunmehr zitternd vor Kälte. Ich begriff nicht mehr, wie es möglich gewesen war, daß mich dieser Wuthanfall bemeistert hatte. Nie zuvor war ich von einer derartigen Aufwallung befallen worden. Tief zerknirscht war ich, und zugleich fürchtete ich mich vor mir selbst. Ich hatte erfahren, welch ein Dämon in mir wohnte.

„Und um mich beständig an das Dasein dieses Dämons zu erinnern, hing ich die Photographie des elenden Menschen, des Konrad Gruber, in meiner Stube auf. Dort ist sie mir lange Jahre beständig vor Augen gewesen; dann habe ich sie nach oben verwiesen, als ich wußte, daß sie mir nicht mehr nöthig war. Von dem Originale aber — von meinem ehemaligen Jugendfreunde haben wir niemals mehr etwas gehört."

Hastig trank er den Rest Wein aus seinem Glase; der letzte Theil seiner Erzählung hatte ihn doch warm gemacht.

„Und Hulda?" fragte ich. „Was wissen Sie von ihr?"

„Auch sie ist für uns verschollen," antwortete Jette. „Kurz nach Grubers Abreise wandten wir uns an den Pastor Willebrück, damit er die Angelegenheit mit den Möbeln vermittle. Wir selbst scheuten uns, darüber zu schreiben. Der Pastor schien freie Hand über die Sachen erhalten zu haben; er schlug uns vor, dieselben zu erwerben. Wir ließen sie taxiren, und haben sie binnen Jahresfrist in verschiedenen Raten abbezahlt."

Und Rieke ergänzte: „Um Ostern 1857 langte eine Kiste bei uns an. Sie enthielt für jede von uns ein schwarzseidenes Kleid, und für Eberhard eine Meerschaumpfeife. Unter dem Deckel lag Huldas Visitenkarte, ohne ein einziges geschriebenes Wort. Wir haben uns geziemend bedankt, natürlich nur in den allgemeinsten Ausdrücken. Wir wußten, daß damit der Verkehr zwischen der Freiin von Rattingen und uns zu Ende sein werde. Und er ist es auch gewesen. Inzwischen sind neunzehn Jahre verflossen, und niemals in all' der Zeit ist der Zufall so gefällig gewesen, uns eine, wenn auch noch so geringe Kunde von ihrem Schicksal zuzutragen."

Bald darauf schieden wir für die Nacht.

Als ich mein Zimmer erreicht hatte, war mein Erstes, daß ich die Photographie von Konrad Gruber von der Wand nahm und dieselbe beim Scheine meines Lichtes aufmersam betrachtete.

Was doch das Vorurtheil thut! — Jetzt glaubte ich aus den Zügen, die mich vorhin fast enthusiasmirt hatten, Gefallsucht, Verstellungskunst und Charakterlosigkeit herauslesen zu können! — Dennoch: er war dazumal ein schöner Mann gewesen, jener schlimme Freund des Försters — dazumal, als er das rasche Herz der jungen Freiin von Rattingen gewann! Genau prägte sich mir sein Gesicht ein; ich träumte sogar in der Nacht

von ihm in den mir ungewohnten Federbetten. So lebendig sah ich ihn vor mir, daß ich mich nach dem Aufwachen besinnen mußte, ob mein Traum nicht doch etwa Wirklichkeit gewesen sei.

Nach dem Kaffee rüstete ich mich zum Wiederantritt meiner Wanderung. Ich fragte, was ich schuldig sei. Jette berechnete mir nur, wie ich erwartet hatte, den Imbiß vom gestrigen Abend, und ich hütete mich wohl, sie durch das Anerbieten einer weiteren Vergütung zu kränken. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander, die Schwestern und ich. So adrett und geschniegelt sahen die kleinen Damen schon am frühen Morgen aus, daß es eine Lust war, sie anzuschauen. Aber wer Rieke war, und wer Jette, das hätte ich noch immer nicht angeben können.

Wolfshagen begleitete mich eine Strecke Wegs, nach Sprenzlingen zu. Er war nachdenklich und einsilbig.

„Die dumme Geschichte von Anno Sechsundfünfzig geht mir noch im Kopfe herum," gestand er endlich. „Fast hatte ich sie vergessen; seit ich gestern Abend die alten Erinnerungen wieder heraufbeschworen habe, kann ich nicht wieder davon loskommen. Und ich kann's nicht leugnen: ich erführe gar zu gerne, wie Hulda sich im ferneren Leben mit jenem Jugendstreiche abgefunden hat. Wenn ich sie richtig tarire, so wird sie unverehelicht geblieben sein. Ein Frauenzimmer wie sie trägt keine dunkle Stelle aus ihrer Vergangenheit in die Ehe, und ist andererseits zu stolz, um sich vor einem Manne zu erniedrigen, der sie liebt."

Nach einer Weile sagte er: „Sie kommen mehr in der Welt herum als unsereiner. Horchen Sie doch einmal, ob Sie nicht etwas über die Erbin von Rattingen in Erfahrung bringen können. Und dann schreiben Sie mir's."

Ich versprach es ihm, allerdings ohne die geringste Hoffnung, daß ich jemals seine Neugierde würde befriedigen können. Dann trennten wir uns mit herzlichem Händedrucke. Er kehrte zurück zu seinem verbauten Waldasyl in die Pflege seiner Schwestern; ich schritt fürbaß in den schönen Morgen und sonnte mir die Gedanken hinweg, die mir noch von des Försters Erzählung her im Kopfe spukten. Und allmählich vergaß ich das unselige Paar, das der Leidenschaft nicht hatte widerstehen können, um nach kurzer Zeit, von der Leidenschaft verlassen, auseinander zu fliehen, mit der Reue als lebenslänglicher Bürde.

(Schluß folgt.)

Anton Dvořák.

Eine biographische Skizze.

Von

Friedrich Hlaváč.

— Prag. —

Noch sind es keine zehn Jahre her, daß man sich in deutschen Kreisen an das frembartige ř (sprich rsch) im Namen Anton Dvořák gewöhnt hat. Man mußte damals noch immer zu seinem Namen Commentare und Erläuterungen für dessen Aussprache beifügen. Und das geschah sogar in eingeweihten Musikkreisen, die nicht auf jene musikalischen Erscheinungen warten, die man im Concerthause vorführt oder im Buchhandel „Zur Ansicht" in's Haus schickt. In diesen Kreisen kannte man Dvořák wohl. Aber dem großen deutschen Publicum war der Name Dvořák zu jener Zeit ebenso fremd wie das ř. Ja, man kann nicht einmal von allen ernsten Musikkreisen sagen, daß sie bereits Dvořák gekannt hätten, bevor sein erstes Werk bei Simrock in Berlin erschien. Das Mendel-Reißmann'sche Musik-Lexikon, das größte und gediegenste deutsche Werk dieser Art, das über jeden „kleinen Mann" in der Musik eine Auskunft zu geben im Stande ist, weiß von Dvořák, der zu jener Zeit schon eine ganze Reihe ausgezeichneter Werke componirt und aufgeführt hatte, noch gar nichts. Es ist sonderbar genug, aber erklärlich ist es schon. Wenn man bedenkt, welche Kämpfe es gekostet hat, bevor sich Dvořák auch in deutschen Concertsälen heimisch machte, in einer Zeit, wo sein Name bereits im raschen Umschwung war, so wird man sich über die Lücke im Lexikon nicht gar zu sehr wundern. Dvořák hat für Deutschland vor Allem einen großen Fehler gehabt; er war, wie sein Name auf den

ersten Blick Jedem verräth, ein „Tscheche". Und das ist wohl kein Verbrechen, aber ein Unglück ist es immerhin, wie Jemand einmal schrieb. Man ist in Deutschland über alles Czechische vorderhand noch nicht viel besser unterrichtet als über Centralafrika.

Es würde zu weit und in ganz andere Fächer führen, wollten wir diesen Punkt, der in den Nationalitätverhältnissen seinen Grund, wenn auch keine ausreichende Begründung findet, näher beleuchten. Es ist genug daran zu constatiren, daß die unleidlichen Verhältnisse in Böhmen auch auf die Urtheile über Kunst und Künstler in bedauernswerthem Maße Einfluß haben. Und da es nun einmal hieß, Dvořák sei ein Czeche, so durften seine Werke nicht aufgeführt, seine musikalische Größe nicht anerkannt werden. Man wird sich noch der Unbill erinnern, die Meister Bülow erleiden mußte, weil er sich der czechischen Musik inniger annahm; und er that es aus den lautersten, künstlerischen Gründen. Auch das kann schließlich nicht gar sehr zu Wunder nehmen, wenn auch musikalische Kreise voreingenommen waren gegen Dvořák. Der bekannte Musikhistoriker Naumann schildert Dvořák als „Jungczechen" und sagt dann zum Schluß*): „Bemerkenswerth sind ferner seine, unter dem Namen ‚furiante' herausgekommenen böhmischen Nationaltänze: ein Titel, der übrigens mit der Bezeichnung ‚con furia', welche mehr als eine national-angehauchte Instrumentalcomposition der jungczechischen Schule trägt, in einem kennzeichnenden Zusammenhang steht — um so mehr, als die deutsche Bevölkerungshälfte von Böhmen und Mähren fast täglich erfahren muß, gegen wen diese unprovocirte czechische „furia" gerichtet ist." Nach einer derartigen Schilderung des Künstlers ist allerdings Sympathie für ihn nicht möglich. Doch wie die Kunst überall die reine Waffe führt, die endlich siegt, so hat auch Dvořáks Kunst alle Hindernisse siegreich weggeschafft, und heute kennt man Dvořák wohl schon in der ganzen Welt. Wie zur Sühne für die Kälte und Zurückhaltung, mit der das deutsche Publicum dem böhmischen Componisten entgegenkam, mußten es gerade deutsche Musiker sein, die an seiner Seite standen im Kampfe für seine Kunst. Und gerade die Vornehmsten unter ihnen, Johannes Brahms an der Spitze, waren es, die Dvořák halfen jene Position zu erringen, die er in der heutigen Musikwelt in der That einnimmt. Nicht als ob es Dvořáks Kunst nothwendig gehabt hätte, von musikalischen Größen anerkannt und eingeführt zu werden; aber Dvořák selbst als Mensch bedurfte solcher Hilfe. Er, der Componist von Tonstücken, die von seltener künstlerischer Energie zeugen, ist als Mensch bei Weitem nicht so energisch und gar nicht kampflustig. Ein Feind jeglicher Reclame, läßt Dvořák nur die Stimme seiner Kunst ertönen, und nur die Macht seiner Kunst ist sein Streitmittel. Da aber leider die heutigen Musikverhältnisse nicht danach angethan sind, den Künstler nur

*) E. Naumann, Illustrirte Musikgeschichte Seite 1103 u. f.

nach dem Ernste seiner Kunst zu beurtheilen, so hätte Dvořák immer einen schweren Kampf gehabt ohne die moralische Hilfe der erwähnten Künstler und Kunstfreunde. Denn auch alles Aeußerliche, Pompöse und Lärmende ist Dvořák verhaßt. Er ist in jeder Hinsicht ein Mann von geradezu kindlicher Bescheidenheit. Man mag ihn nur einmal beobachten, wenn er als Dirigent seines Opus auftritt. Wie unruhig, bescheiden, ja verschämt er um sich blickt! Erst wenn er den Tactstock ergreift, die ersten Töne des Werkes erklingen, athmet er leichter und ist auch beweglicher. Diejenigen Concertbesucher, die Dvořák erst am Dirigentenpulte sahen, werden allerdings behaupten, er dirigire mehr als beweglich: der Tactstock wirkt auf ihn wie ein Zauberstock. Sein ganzes Temperament, sein ganzes Feuer theilt er dem Orchester mit; erst wenn ein Satz oder das ganze Werk beendet ist, wird er wieder geradezu zerstreut und eilt, rasch sich nach allen Seiten verbeugend, vom Dirigentenpulte. Die Musik belebt jede Faser an dem Meister, und man sieht förmlich, wie er sie zum Athmen nothwendig hat. Mir kam es oft vor; wenn ich Dvořák ein rasches, leidenschaftliches Tonstück, wie das „Scherzo furiante" seiner D-dur-Symphonie oder den ersten slavischen Tanz (Neue Folge) dirigiren sah, als ob jeden Augenblick diese Kraft Alles fortreißen, das Feuer des betreffenden Werkes Alles verzehren sollte. Wenn der Componist dirigirt, weiß er sonst von Nichts als von seinem Werke. Man kann vielleicht behaupten, Dvořák sei unter den lebenden Componisten der musikalischste. Es ist kein Wunder. Von zartester Jugend an hat er sich mit der Musik befaßt, mit ihr sich gefreut und getrauert.

Dvořáks Jugend ist frei von allem Glorienschein, mit welchem man das erste Lebensalter berühmter Männer so gern umgiebt. Wie Alles an seiner Persönlichkeit, so war auch seine Jugend bescheiden. Anton Dvořák ist in Mühlhausen in Böhmen (unweit Kralup) am 8. September 1841 geboren. Sein Vater war Fleischer und Gastwirth zugleich, wie es ja auf Dörfern so Sitte ist. Er war nicht so „glücklich" wie viele Andere, sich mit fünf oder sechs Jahren an's Clavier setzen zu können. Sein Vater bestimmte auch ihn für das ehrsame Geschäft eines Fleischers und war völlig frei von allem Ehrgeize bezüglich seines Anton. Es giebt in Böhmen ein altes und gutes Sprichwort, welches sagt: „Jeder Böhme ein Musikant"; und wenn es auch heute nicht mehr ganz so allgemein gilt, wie ehemals, so trifft es doch in vielen Fällen noch zu. Und auch an Dvořák hat es sich erfüllt. Kaum in die Schule eingetreten, gewann er Vorliebe für das Violinspiel, welches ihn der dortige Lehrer Joseph Spitz, dessen er heute noch dankbar gedenkt, lehrte. Sein Talent und die Lust am Spiel brachte Dvořák bald zu ungeahnten Erfolgen. Denn wo es im Dorfe ein Fest oder eine Tanzmusik gab, durfte der kleine Dvořák mitspielen; ja auch in die Kirche nahm ihn der Lehrer mit. Als er zwölf Jahr alt geworden war, schickte man ihn nach Zlonitz (bei Schlan), wo sein Onkel lebte,

damit er dort seine Schulbildung vollende. Natürlich hat er auch dort das Musiciren nicht fallen lassen. In Zlonitz lebte ein alter Organist, Namens Liehmann, welcher ihm die Anfangsgründe des Clavier- und Orgelspieles lehrte. Auch etwas Theorie lernte Dvořák vom alten Liehmann: noch heute, wenn er von dem guten Alten erzählt, erregt die Erinnerung an diese Theorie seine größte Heiterkeit. Aber sonst war der alte Organist doch ein guter Musiker: er erkannte gleich das Talent des jungen Dvořák und prophezeite ihm viel Gutes. Nachdem er zwei Jahre in Zlonitz gelebt hatte, sollte er eine andere Weltstadt aufsuchen, d. h. die „Hochschule" in Böhmisch-Kamnitz beziehen. Böhmisch-Kamnitz ist nämlich ein Städtchen mit deutscher Bevölkerung, und Dvořáks Vater wünschte, daß Dvořák Deutsch erlerne. Auch hier fand er einen guten Musiker, einen ausgezeichneten Organisten, A. Hancke. Dieser nahm den talentvollen Dvořák gern zu sich und vervollständigte nach Möglichkeit sein Wissen. Nach einem Jahre siedelte der Vater Dvořáks nach Zlonitz über und rief seinen Sohn zu sich, um ihn nun ganz der Fleischhauerei zu überliefern, damit er einst den alten Vater vertreten könne. Aber Dvořáks Herz, seine ganze Liebe war schon viel zu viel der Musik geweiht, als daß er ohne Widerstand dem Rufe seines Vaters gefolgt wäre. Er erklärte dem Vater, er könne und wolle sich nicht dem Handwerk widmen. Aber der praktische Vater, der die Zukunft seines Sohnes nur im Schoße der Fleischerzunft sicher wähnte, hörte nicht auf die Bitten seines Sohnes. Erst als dieser seinen Zlonitzer Lehrer Liehmann um Beistand in dieser für ihn so wichtigen Sache bat, ließ sich der Vater bewegen, seinem Sohne die Reise nach Prag zu gestatten, wo er in die Orgelschule eintreten wollte. Im Jahre 1857 sehen wir Dvořák in Prag; sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, er konnte sich jetzt ausschließlich der Musik widmen und nur ihr leben. Seine ganze Leidenschaft war nun die Musik, sein ganzer Enthusiasmus galt der Tonkunst. Und heute noch, wie ich schon sagte, lebt er nur für sie.

Dvořák lernte mit eisernem Fleiße und unerschütterlicher Ausdauer, genährt von seiner großen Begeisterung. Aber bei Hunger und Durst ist es doch recht schwer die Kunst zu pflegen. Sein Vater hatte für seine Familie zu sorgen, und seine Verdienste reichten nicht hin, einen Sohn in Prag, wenn auch in einfachster und bescheidenster Weise zu unterhalten. Einige Monate unterstützte ihn der Vater; aber schließlich mußte er auch diese kleinen Unterstützungen unterlassen. Was thun? Da trat Dvořák in eine Privatcapelle, die in den Gasthäusern Prags die musikalische Unterhaltung des Publicums zu besorgen hatte, aber auch bei Bällen beschäftigt war. Hier wirkte Dvořák als Bratschist. Nur nebenbei sei bemerkt, daß später auch sein berühmter Landsmann, der Violionvirtuose Franz Ondříček, dieselbe Beschäftigung aufsuchen mußte, um sich vor Hunger und Noth zu schützen.

Daß eine derartige Thätigkeit seinem Studium nicht sehr zuträglich

und seinem Geschmack nicht förderlich gewesen, ist nicht schwer zu errathen. Aber hier zeigte sich eben Dvořáks Energie: bei Tage studirte er fleißig und emsig die unsterblichen Werke musikalischer Meister und Abends mußte er mit Selbstverleugnung die gerade beliebten Polkas und Walzer bei Bier und Rauch vorgeigen. Im Jahre 1862 gelang es den großen Anstrengungen und Bemühungen einiger czechischer Patrioten, ein böhmisches Interimstheater zu errichten; in diesem Theater hatte die Capelle, bei welcher Dvořák spielte, die Musik zu besorgen, weil es dem Theater vorderhand an Mitteln mangelte ein selbständiges Orchester zu unterhalten. Erst als die Verhältnisse dieser Bühne sich ein wenig besserten und ein eigenes Orchester geschaffen wurde, trat Dvořák in dasselbe als Bratschist über. Es war das noch immer kein schöner Lebensunterhalt, aber das widrige Gasthausspielen war Dvořák doch endlich los.

In diesem Theaterorchester blieb Dvořák volle elf Jahre! Wer nur annähernd das Theaterleben kennt, wer weiß, wie viel Proben ein bereits geschultes Orchester mitmachen muß, der wird nicht schwer beurtheilen können, wie sehr kurz Dvořáks freie Zeit bemessen war während der Jahre, da er in diesem kleinen, unfertigen Orchester beschäftigt war. Und dennoch arbeitete er zu Hause unaufhörlich. In diese Periode fallen ungemein zahlreiche Compositionen Dvořáks, die allerdings nur er selbst und zum Theil seine damaligen Freunde kennen. Sie sind als unreife und schwache Jugendcompositionen meistens verbrannt worden. „Wenn wir Sonntags Buchten*) haben sollten," erzählte Dvořák einmal, „wandte sich das Dienstmädchen stets vertrauensvoll an mich. Papier zum Feuermachen war bei mir stets zu haben." Nichtsdestoweniger sind dennoch einige seiner damaligen Werke erhalten geblieben, die Dvořák später, allerdings umgearbeitet, mit ganzem Erfolge aufführen ließ.

Im Verbande des böhmischen Theaters verblieb Dvořák bis zum Jahre 1873, in welchem er eine Organistenstelle an der Kirche zu St. Adalbert in Prag erhielt. Auch von dieser Stelle ist er nicht reich geworden. Er mußte, wie zahlreiche seiner Collegen, Privatstunden ertheilen, was auch nicht zu den angenehmsten Beschäftigungen gehört. Zudem studirte Dvořák unaufhaltsam, obzwar auch dieses ihm nicht leicht fiel. Denn was ist ein Musiker ohne Clavier! Er mußte ein solches lange Zeit in seinem kleinen Heim vermissen, und nur mit Hilfe seiner Freunde gelang es ihm endlich, es zu erschwingen. Mit der Verheirathung des Meisters mit der Schwester der einst in Prag hochgefeierten Schauspielerin Čermak (jetzt Gräfin Kaunitz) schließt der erste Theil von Dvořáks Biographie.

Das Jahr 1875 bildet den Beginn des zweiten Theiles. Das k. k. Ministerium in Wien schreibt alljährlich ein Künstlerstipendium im Betrage von — wenn ich nicht irre — 1000 fl. aus. Als Richter im

*) Eine Art böhmischer Kuchen.

Musiksache fungirten damals Johannes Brahms und Eduard Hanslick. Mit künstlerischem Scharfblick erkannten diese zwei Richter das große Talent Dvořáks; das Stipendium wurde ihm ertheilt und blieb ihm einige Jahre. Hierdurch war sein Glück besiegelt. Das Stipendium ermöglichte es ihm, sich wenigstens etwas Zeit zum Schaffen zu reserviren. Dvořák arbeitete mit gesteigerter Lust und Freude, und das Resultat war eine Reihe von Compositionen, die beim großen Publicum wie bei den bedeutendsten Musikern Aufsehen erregten. Als seine berühmten „Slavischen Tänze" und „Rhapsodien" die Runde durch die Welt gemacht, als die lobenden Stimmen eines Brahms, Hanslick, Ehlert und Ehrlich laut wurden — da konnte Dvořák ruhig schlafen. Der geniale Componist, der seine Werke bisher in Prag, wollte er sie nicht in seinem Pulte vergraben, für kleine Honorare hergeben mußte, fand in N. Simrock einen Verleger, der es dem Meister ermöglichte, die lästigen und bindenden Privatstunden aufzugeben und sich ganz der Arbeit zu widmen. Der Beifall der Werke war ein ungetheilter, und Bülow, der damals noch seine reisende Meininger Capelle siegreich durch die Welt führte, schloß sich der „Dvořák-Propaganda"an. Ich will hier nur in Kürze die bedeutendsten Stimmen wiedergeben, die damals Dvořák so plötzlich aus dem kleinen Kreise seiner Landsleute auf die großen Concertpodien der Weltstädte hoben. Als die „Slavischen Tänze" in Berlin zum ersten Male gespielt wurden, schrieb der seither verstorbene, aber unvergeßliche L. Ehlert: „Hier ist endlich einmal wieder ein ganzes und zwar ein ganz natürliches Talent. Ich halte die Slavischen Tänze für ein Werk, das die Runde durch die Welt machen wird. Eine himmlische Natürlichkeit fluthet durch die Musik, daher sie ganz populär ist. Keine Spur von Gemachtem oder Ergrübeltem ist in ihr. Wir haben es hier mit vollendet künstlerischen Arbeiten zu thun, nicht mit einem Pasticcio, das aus nationalen Anklängen zufällig zusammengetragen ist. Wie immer bei größer angelegten Talenten hat der Humor in Dvořáks Musik den Löwenantheil." Professor Hanslick sagte (1881) über ein Sextett des Meisters: „Es gehört zu dem Reizendsten, was die Kammermusik in jüngster Zeit hervorgebracht hat. Gleich die ruhige, klare Melodie des so ebenmäßig hinfließenden ersten Satzes empfängt uns wie lieblich warmer Sonnenschein; ohne Frage hat ihm Brahms' herrliches B-dur-Quartett vorgeschwebt. Noch eigenthümlicher sind die beiden Mittelsätze: das an walachische Volksweisen erinnernde sanft klingende Andantino — ein geradezu entzückendes Stück." Es ist begreiflich, daß das Interesse, welches Dvořák bei so hervorragenden Musikern weckte, sich der ganzen Musikwelt mittheilte. Und wenn man ihn auch vielfach unfreundlich empfing, — man fing an sich für den czechischen Componisten zu interessiren, und das genügte. Sein Ruf und Ruhm wuchs zusehends. Er drang namentlich über den Canal la Manche nach der Riesenstadt London, wo sein „Stabat Mater" eine derartige Sensation

erregte, daß Dvořák nach unverhältnißmäßig kurzer Zeit zu den beliebtesten und am häufigsten gespielten Componisten in England gehörte. Die kühlen Engländer erwärmte Dvořáks Musik in so hervorragender Weise, daß er einigemal ihrem Rufe folgend in London erscheinen mußte, um eines seiner Werke persönlich zu dirigiren. Die Londoner hörten sich nicht satt an seinen bereits componirten Werken und bestellten bei ihm neue. Er schrieb für die große Verlagsfirma Novello in London die Oratorien „Sancta Ludmila" und „Die Geisterbraut", sowie eine Symphonie in D-moll, welche insgesammt durchschlagenden Erfolg hatten.

Dvořák, steht heute auf der Höhe seines Alters und Schaffens und arbeitet unermüdlich fort. Es vergeht kein Jahr, das nicht die Zahl seiner Werke vergrößerte.

Dvořáks Compositionen tragen sämmtlich einen specifisch slavischen, böhmischen Charakter. An diesem Factum läßt sich nicht rütteln; ob man es nun gutheißt oder verdammt — es besteht. Jede Composition, die von ihm in die Welt gesandt wird, sagt gleich, woher sie kam der Fahrt. Aber der slavische Charakter seiner Compositionen collidirt nirgends mit der künstlerischen Vornehmheit: er hat seine von nationalen Weisen beeinflußten Themen in die vornehmsten musikalischen Gattungen eingeführt; in seinen Symphonien begegnet man oft Motiven, die ihren böhmischen Ursprung nicht verleugnen können, und doch kann man von den wenigsten sagen, sie wären nicht am Platze. Dvořák besitzt Originalität und Erfindungsgabe, beide in hervorragendem Maße. Die musikalischen Gedanken gehen ihm nie aus. Man kann zwar nicht behaupten, daß alle Compositionen unseres Meisters gleich hervorragend gut und ohne Gegner wären; aber Gedankenarmuth kann man ihm nie vorwerfen. Mag man die Gedanken beurtheilen, wie man will — da sind sie immer! Und neben diesen Eigenschaften, die das ganze Vermögen eines jeden Componisten ausmachen, hat Dvořák noch etwas, was ihn für immer und bei jeder Gelegenheit von dem Vorwurfe befreien dürfte, er sei langweilig in seinen Compositionen. Wenn auch ein Thema nicht gelungen ist — quandoque bonus dormitat Homerus! — seine Instrumentationsgabe, dieses genialste Beherrschen des Orchesters, wird den Hörer immer fesseln. In der großen Reihe Dvořákscher Compositionen liegt der Beweis dafür. Seine „symphonischen Variationen" besitzen ein kurzathmiges Thema, dem man an sich zwar nichts Schlechtes nachsagen, aber auch nichts Besonderes abgewinnen kann. Und doch: nur wenige Zuhörer werden nach einer Aufführung dieses Werkes sagen, sie hätten sich gelangweilt. Sein glänzendes Instrumentationstalent, seine originelle Art der Durchführung und Durcharbeitung interessiren nicht nur, sie sind für den Musiker und Musikfreund eine Freude. Seine Arbeiten grenzen oft an's Classische. Das kann heute nicht geleugnet werden, von Keinem, der es ehrlich mit der Musik meint.

Dvořák ist neben Brahms der hervorragendste Symphoniker unserer Zeit. Ein Vergleich zwischen diesen Meistern ist ebenso undankbar, wie alle anderen Vergleiche dieser Art. „In der Kunst will jedes Werk aus sich selber beurtheilt werden, und ein äußerliches Messen, das darauf hinauskommt, ein Werk gegen das andere schöner oder größer oder origineller zu befinden, ist unfruchtbar und im Grunde unkünstlerisch," sagt A. B. Marx sehr richtig. Brahms und Dvořák sind, neben einander gestellt, zwei gleich interessante Erscheinungen: der Eine immer ernst, der Andere auch dem Heiteren zugänglich, Beide aber gleich ernst den hohen Zielen ihrer gemeinsamen Kunst zustrebend. Das ungemeine Talent Beider äußert sich sehr oft auf gleiche Weise, und doch fehlt dem Einen das, was der Andere hat und umgekehrt. Eines aber haben doch diese beiden Musiker gemeinsam: ihre Stellung den modernen Strömungen gegenüber. „Wenn heute ein Musiker in die Oeffentlichkeit bringt," sagt irgendwo Hanslick beiläufig, „so sollte er gleich im Vorhinein sagen, wie er's mit der Religion — mit Wagner hält." Dvořák und Brahms hat man nie darnach gefragt, sie haben sich auch nie darüber geäußert. Warum? Ihre Sprache ist Musik, und jene Anderen wollen in ihre Musik Etwas hineingedichtet und erklärt haben. Brahms nicht, Dvořák auch nicht. Beide haben fleißig studirt, nichts Interessantes in der Musik sich entgehen lassen — aber dann Musik gemacht, ohne Rücksicht darauf, ob sie wagnerisch werden würde oder nicht. In der Orchestermusik namentlich haben sie den Weg der Classiker eingeschlagen, und Dvořák ist auf diesem Wege nicht beträchtlich hinter Brahms geblieben; weit voran sind sie Beide. In seinen Symphonieen, Suiten, Quartetten, also in der Orchester- und Kammermusik, hängt Dvořák an den unvergleichlich hohen Vorbildern Beethoven und Mozart.

Dvořák hat in allen Fächern der Musik gearbeitet, und überall hat er Schönes und Großes geleistet. In der Orchester- und Kammermusik, Vocal- und Kirchenmusik besitzen wir von ihm schon hochbedeutende Werke und können noch bedeutendere erwarten. Wer kennt nicht seine „slavischen Tänze", die seinen Ruhm begründet haben, wer nicht seine Rhapsodien und Legenden? Seine „Gesänge aus dem Böhmerwald," seine „mährischen Duette", sein „Scherzo capriccioso," sein „Clavier-Quintett", seine „Serenaden" sind anerkannte Perlen der modernen Musikliteratur. Sie haben auch in Deutschland die besten Freunde. Weniger bekannt sind in Deutschland seine Oratorien und seine Kirchenmusik geblieben. Und doch ist sein „Stabat mater" eine seiner bedeutendsten Schöpfungen. Hier ist keine „moderne" Kirchenmusik zu hören, keine effecthaschenden Opernmelodien auf Kirchentext. Es ist ein wirkliches, vom Herzen gehendes Gebet, das fromme Lied einer poetischen und idealen Seele. Seine Ballade für Chor und Orchester „Die Geisterbraut" (auf Worte von K. J. Erben), eine Art Leonoren-Sage, und das große Oratorium „Sancta Ludmila" (auf den Text des bedeutendsten böhmischen Dichters Jaroslaw Vrchlický) zählen

zu den besten Leistungen des Meisters; sein schöner, kräftiger „Hymnus“ hat ihn in die böhmische Oeffentlichkeit überhaupt zum ersten Male und mit Erfolg eingeführt. Seine Choräle und Oratorien wirkten namentlich in England geradezu sensationell.

Aber auch seine Schwächen hat Anton Dvořák. In die Kategorie der weniger vollkommenen Compositionen gehören seine Opern. Es hat etwas für sich, wenn wir Musiker sagen hören, es wäre selbstverständlich, daß Dvořák kein großer Operncomponist ist. Das wäre nur den größten Classikern möglich gewesen. Wir haben in der modernen Musikgeschichte Beispiele, welche das Gegentheil dieser Behauptung beweisen (Goldmark!); aber die Beispiele, welche gute Orchestercomponisten als schwächere Operncomponisten zeigen, sind zahlreicher. Man denkt hierbei an keinen Geringeren als — Richard Wagner! Die C-dur-Symphonie dieses Musikriesen hat im Ernst nur den Enragirtesten unter den Wagnerianern gefallen. Freunde guter Orchestermusik hat dieses Jugendwerk aus dem Concertsaale getrieben; und auch die gemäßigte Wagnerpartei hat die Achseln gezuckt. Man hat selbst in den Kreisen, deren absolutistischer Wagnerianismus über alle Zweifel erhaben ist, die Schwäche der C-dur-Symphonie anerkannt und hat sie wieder in Vergessenheit gerathen lassen. Ihre Aufführung würde heute unmöglich sein. Aber auch die wenigen anderen Orchestercompositionen Richard Wagners, sein „Kaisermarsch,“ „Huldigungsmarsch,“ seine „Faustouvertüre“, zeugen unleugbar gegen den Symphoniker Wagner. Johannes Brahms, der hervorragendste Symphoniker der Gegenwart, hat bisher keine Note für die Bühne geschrieben und wird es, wie es scheint, nie thun. Als im vorigen Jahre die Nachricht die Blätter durchflog, Joh. Brahms schreibe eine Oper, ließ sie der große Meister rasch dementiren. Er fühlt in sich eine dramatische Schwäche — und widersteht daher den Verlockungen der Bühne. Anton Dvořák aber hat der Sirene nicht widerstanden und wiederholt Opern componirt. Mit dem deutschen Publicum kann man nun freilich über die „böhmische Oper“ so ohne Weiteres nicht sprechen. Der Entwicklung derselben müßte ein eigener Artikel gewidmet werden, wollte man ihren heutigen Stand besprechen. Ich mache daher Alle, die sich dafür interessiren, auf eine kurzgefaßte, aber ausgezeichnete Schrift des Prager Musikschriftstellers Emanuel Chvála*) aufmerksam. Hier kann bloß gesagt werden, daß als Schöpfer der böhmischen Oper der geniale Friedrich Smetana (gest. 1884) bezeichnet werden muß, der bei seinem eminenten dramatischen Talente es getroffen hat, den schönen, poetischen Volkston mit vollem künstlerischen Gelingen in die böhmische Oper einzuführen. Beinahe sämmtliche böhmische Operncomponisten (mit Ausnahme Zdenko Fibichs, eines Wagnerianers im strengsten Sinne, der

*) E. Chvála, Ein Vierteljahrhundert böhmischer Musik. Prag, F. A. Urbanek, 1889.

hochbegabt dem Musikdrama sich widmete) haben den von Smetana eingeschlagenen Weg weiter verfolgt. Auch Dvořák. Und wie schon gesagt: ein genialer Musiker wie Dvořák kann und wird nie Werthloses, Mittelmäßiges schreiben; seine Gedanken sind immer interessant, die Durchführung stets kunstvoll. Aber freilich, eines der Haupterfordernisse, das dramatische Element, besitzt keine Oper des böhmischen Meisters. In einer jeden finden wir vom rein musikalischen Standpunkte wahre Schätze. Aber auf der Bühne ist nicht Alles Gold, was glänzt, auch die schönste Musik nicht. Wohl hat Dvořák in seinen beiden letzten Opern „Dimitrij" und „Der Jakobiner" große Fortschritte gemacht; dramatisch ist aber seine Musik blutarm. Freilich darf Dvořák nicht die ganze Schuld beigemessen werden. Heute existiren noch nicht gar zu viel böhmische Opern, man kann jedoch von dem größten Theile derselben ruhig sagen, daß sie musikalisch bedeutend höher stehen, als so manche moderne deutsche, italienische oder französische Oper. Allein es muß gerade heraus gesagt werden: so schlechte untheatralische Libretti, wie sie sich an den dreißig, vierzig böhmischen Opern zusammengefunden haben, sind wohl in keiner andern Opernliteratur beisammen anzutreffen. Der musikalische Theil des Neßler'schen „Trompeter" reicht an eine Smetanasche oder Dvořáksche Oper lange, sehr lange nicht heran: und doch — ein großer Erfolg, weil ein wirksames Textbuch zu Grunde liegt. Das hat auch das Schicksal der einzigen Oper Dvořáks, die außerhalb Prags aufgeführt wurde, des „Bauer ein Schelm", besiegelt. In Dresden fand man wohl die Musik hübsch, aber undramatisch, die Handlung jedoch geradezu dumm. Und in Wien, wo die Nationalität des Componisten genugsam Abneigung gegen das Werk weckte, fiel der „Bauer" ganz ab. In der That — das kann selbst kein Freund des Componisten leugnen — ist es bei vielen Opern Dvořáks schade um die herrliche Musik. Nur „Dimitrij" kann noch halbwegs als bessere Ausnahme gelten. Nichtsdestoweniger zeigt Dvořák in seinen Opern „Bauer ein Schelm", „König und Köhler", „Die Dickschädel", „Wanda", „Dimitrij" und neuestens im „Jakobiner", daß er kein Theaterblut hat. Er ist kein Effecthascher im modernen Sinne; er arbeitet immer mit den ruhigsten, künstlerischen Mitteln eines Symphonikers und kann daher einen solchen künstlerischen Erfolg, wie im Concertsaale, im Theater nicht erlangen.

Allerdings kann man über Dvořák das Buch noch nicht zuschlagen. Er steht im besten Alter, arbeitet mit ungemeinem Fleiße und besitzt einen ganz unerschöpflichen Born von Talent. Seine schöpferische Kraft ist geradezu fabelhaft. Als er sich zum Beispiel nach der beendeten Riesenarbeit an dem Oratorium „Sancta Ludmila" ausruhen wollte, überraschte er die musikalische Welt mit der zweiten Serie seiner reizenden „Slavischen Tänze", die rasch den ersten auf d. . Wege durch die Welt gefolgt sind. Und als er nach der ersten Aufführung seiner neuesten Oper Prag verließ,

um in den duftigen Wäldern Böhmens den Geist Erfrischung athmen zu lassen, brachte er von dort drei Hefte Claviercompositionen (die dieser Tage bei N. Simrock in Berlin erschienen sind) mit: „Poetische Stimmungsbilder“ nebst der beinahe vollständigen Skizze einer neuen G-dur-Symphonie.

Mit der Erwähnung dieser neuen Arbeit, die wiederum Dvořáks hohe Genialität beweisen dürfte, wollen wir ihn verlassen. Seine Skizze wird nicht lange Skizze sein, bald wird sie zum fertigen Kunstwerk werden; denn er arbeitet rasch mit Lust und Liebe, mit Enthusiasmus. „Und ohne diesen,“ sagt Schumann, „wird in der Kunst nichts fertig gebracht.“ Dvořák ist nicht mehr der Unbekannte vom Jahre 1870: auf ihn blickt heute mit Stolz nicht nur sein Volk, die ganze musikalische Welt setzt auf den böhmischen Meister die freudigsten Hoffnungen.

Digitized by Google

Deutscher und nordischer Götterglaube.

Von

Wolfgang Golther.

— München. —

In unseren Anschauungen über das Verhältniß zwischen deutschem und nordischem Götterglauben ist in jüngster Zeit ein bedeutungsvoller Umschwung eingetreten. Da die in früheren Jahren aufgestellten Ansichten, namentlich durch Karl Simrocks Arbeiten vermittelt, in weitere Kreise der Gebildeten eingedrungen sind, so erscheint ein Versuch wohl gerechtfertigt, alle diejenigen, welche an dem altdeutschen Sagen- und Mythenhort Interesse haben, darauf hinzuweisen, daß sich auf jenem Gebiete eine Umwälzung vorbereitet, ja zum größten Theile bereits in Wirklichkeit vollzogen hat, welche mit einem Schlage Alles in neuem, hellerem Licht erscheinen läßt. Aehnliche Verschiebungen des Standpunktes, wie hier auf mythologischem, haben längst auf grammatikalischem Gebiete stattgefunden; beiderseits sind sie auf geklärte, historische Betrachtung zurückzuführen, indem man sich nicht mehr damit begnügt, das Ueberlieferte einfach ungefragt und ungeprüft hinzunehmen, sondern die Verhältnisse erwägt, unter denen es uns entgegentritt und zweifellos auch einstens erwachsen ist.

Als allbekannt darf vorausgesetzt werden, daß in altnordischen Quellen, in den sogenannten Edden, der älteren und jüngeren, oder besser der poetischen und der prosaischen, welche erst im 13. Jahrhundert, ungefähr zwischen 1230 und 1240, niedergeschrieben sind, eine Anzahl von Götter- und Heldenliedern, unter diesen auch die Sage von Sigfrid und den Nibelungen, sich vorfindet, welche beim ersten Blick engere Beziehungen zu entsprechenden deutschen Berichten aufweisen. Da nun nachweislich die Nordgermanen erst im 10. Jahrhundert zum christlichen Glauben bekehrt wurden, so lag

es nahe, sich den Sachverhalt in der Art zurechtzulegen, daß man glaubte, die Nordleute hätten ihre altheidnischen Lieder viel längere Zeit lebendig erhalten und nachmals auch aufgezeichnet, als die stammverwandten Deutschen, bei denen die Kirche von Anfang an gegen allen Volksgesang eiferte. Die Annahme, daß bei der deutlichen Verwandtschaft verschiedener Sagen, die unter Nordleuten und Deutschen umlaufen, bei jenen die ungetrübte, rein heidnische Form hervortrete, bei diesen dagegen die heidnischen Bestandtheile ausgeschieden sind und wir darum nichts mehr von Odin und den Asen, von Walhall und den Walküren, von der Welteſche heiligem Stamme vernähmen, hat etwas Bestechendes. Dennoch befleißigte sich J. Grimm in seiner Mythologie der größten Vorsicht. Er meinte, daß unsere deutschen Quellen zwar ärmlicher seien, aber doch älter als die nordischen, und daß es unstatthaft sei, alles in diesen Ueberlieferte als uralt, als urgermanisch zu betrachten und daher auch der Erklärung deutscher Sage, in welcher eben das Heidnische abhanden gekommen war, zu Grunde zu legen. Den Zeitpunkt, wo der Wall zwischen deutscher und nordischer Mythologie zu durchstechen wäre, damit beide in ein größeres Ganze zusammenrönnen, erachtete er für noch nicht erschienen.

Anders faßte die Sachlage Simrock auf, indem er sich gerade dazu berufen fühlte, jenen trennenden Wall niederzureißen. So erzählte er unbedenklich die Geschicke der Götter und der Welt nach dem vollständig entwickelten System der nordischen Edden als eine urdeutsche und urgermanische Sage, in der Meinung, unserem Vaterlande sein altes Erbe und Eigen zurückzuerobern. Simrocks Werk fand seiner gefälligen Form und seines packenden Inhaltes halber Eingang in die weitesten Kreise. So erfreulich nun auch einerseits diese lebhafte Antheilnahme an deutscher Alterthumskunde erscheint, so ist es doch auf der anderen Seite zu beklagen, daß eine kühne Hypothese damit in die Welt eingeführt worden ist und heutzutage bei den Meisten, die sich kein selbständiges Urtheil aus den Quellen herauszuschöpfen vermögen, als unumstößlicher Glaubenssatz gilt. Ja sogar der Fachmann kann sich dem Banne der aus Simrocks Buche bei Beginne seiner Studien ihm gewordenen Eindrücke nur schwer entziehen; die Tradition, die lange Zeit ihres Bestehens, giebt der Hypothese den Anschein einer völlig gesicherten Thatsache, was sie in Wahrheit nie gewesen ist. Wenn aber nun die sorgsamste wissenschaftliche Forschung diese auf keinerlei Beweisgründe sich stützende Theorie als unhaltbar nachweist und die Mittel an die Hand giebt, deutlich zu unterscheiden zwischen dem, was einst die Deutschen und Nordleute Gemeinsames an Sagen und Mythen besessen, und dem, was diese letzten später unter ganz außerordentlichen Umständen weitergebildet haben, so hat sie sich begreiflicherweise mit einem nur schwer zu besiegenden Vorurtheil in unerquickliche Streitigkeiten einzulassen. Denn nichts wird schwerer überwunden als ein durch lange Autorität erstarkter Irrthum! — Es ist das Verdienst des bedeutenden norwegischen Gelehrten

Sophus Bugge, der die nordischen Quellen zum großen Theil selbständig durchgearbeitet und in ausgezeichneter Weise herausgegeben hat, der wie Wenige im Stande ist, das Einzelne mit der Gesammtheit der geschichtlichen Entwickelung in Zusammenhang zu bringen und auf Grund desselben zu beurtheilen, die Mythen- und Sagenforschung in neue Bahnen gelenkt zu haben in einer umfangreichen Schrift, welche in deutscher Uebersetzung von Prof. Brenner in München erschienen ist unter dem Titel: „Studien über die nordischen Götter- und Heldensagen". München, Christian Kaiser 1889. Aeußerliche Zufälle haben die Vollendung des bereits vor acht Jahren begonnenen Druckes bis heute verzögert. Wir wollen versuchen, dem Leser mit einigen kurzen Strichen ein Bild davon zu entwerfen, auf welchen Standpunkt durch Bugges Bestrebungen die Mythenforschung geführt wird, und wir möchten ihn dabei gleich zu Anfang bitten, das ihm befremdlich Erscheinende nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen, eben weil es so ganz anders lautet, als das, was er bisher gehört hat. Vielmehr möge er dadurch veranlaßt werden, das Buch selber zur Hand zu nehmen, um sich augenscheinlich davon zu überzeugen, wie genau und ausführlich Bugge seine Behauptungen mit vollwichtigen Gründen zu stützen vermag.

Die nordgermanischen Stämme — Dänen, Schweden und Norweger haben etwa bis 800 n. Chr. sich in Sprache und Cultus wenig von den festländischen Germanen unterschieden. Da sie auf den Umkreis der von ihnen in Besitz genommenen Länder beschränkt waren, so verliefen ihre Geschicke im engen heimatlichen, friedlichen und kriegerischen Wechselverkehr. Im Ganzen war ihre Lebensweise wohl wenig verschieden von derjenigen, welche seit Urzeiten die germanischen Stämme in ihrer einstigen Volksgemeinschaft und nachmals in ihrer Vereinzelung und Absonderung führten, bis sie mit den Culturvölkern in Berührung kamen und damit in das Licht der Geschichte eintraten. Merkwürdig früh hatte sich die geistige Befähigung beim Germanen herausgebildet, mit den im Besitz einer hohen Bildung befindlichen Reichen, die er als Eroberer betrat, und mit deren Insassen nicht bloß Schwertstreiche zu tauschen, sondern sich auch in friedlichen Verkehr einzulassen. Die staatenbildende Kraft der Germanen findet ihre Erklärung nicht zum wenigsten in ihrer Stellung fremden Culturen gegenüber; der Eroberer darf nicht nur sengen und brennen und zerstören, sondern er muß auch seine Errungenschaft zu behaupten wissen. Die Germanen aber verstanden es vielleicht nur zu gut, mit Verleugnung ihrer eigenen urwüchsigen Nationalität sich fremdartigen Verhältnissen anzupassen und, falls sie, wie die hinter den erobernden Goten, Langobarden, Vandalen u. s. w. nachrückenden Stämme, auf eigener Hufe ansässig blieben, fremde Einflüsse willig bei sich aufzunehmen. So ist nachgewiesen, daß die Germanen die Schrift sich aneigneten in Form des Runenalphabets, das im 2. oder

3. Jahrhundert n. Chr. bei einem der südlichen Stämme nach dem Muster der lateinischen Lettern gebildet wurde und rasche Verbreitung bei Franken, Angelsachsen, Nordleuten, Bayern, Alamannen und Goten fand. Aber die Eigenthümlichkeit germanischen Geistes offenbart sich in der durchaus originellen Verarbeitung des Ueberkommenen, das dadurch völlig zum geistigen Eigenthum der Germanen wird, so daß man es von dem Ureigenen nur mit Mühe zu unterscheiden vermag. Man hätte kaum so langer und schwieriger, oft arg in nebelhafte Unmöglichkeiten sich verlierender Untersuchungen über die Runenschrift bedurft, bis man ihre wahre Quelle erkannte, wäre nicht das altlateinische Alphabet in drei Buchstabengruppen entgegen der Ordnung des gewöhnlichen Abc eingetheilt und jeder Buchstabe mit einer germanischen Namensbezeichnung kenntlich gemacht worden. Fremde Culturen übermitteln der allem Ungewohnten zugänglichen und im höchsten Grade eindrucksfähigen germanischen Natur Elemente, die sie selbständig verarbeitend umbildet und umschafft. Vor unseren Augen stellt sich uns ein schönes und einheitliches Werk dar: wir möchten diese Schöpfung als eine durch und durch germanische auffassen und dürfen das auch, ohne einen Irrthum zu begehen. Wenn wir aber bemerken, daß an dem einheitlichen Bilde der und jener wichtige Zug aus der Fremde geholt ist, so dürfen wir uns dagegen nicht verwahren. Der Bedeutsamkeit des Werkes geschieht kein Eintrag; wohl aber lernen wir, daß der germanische Geist Anderes schafft, nachdem mächtige Eindrücke auf ihn eingewirkt haben, als in alter Zeit, wo sein Umkreis noch ein eng beschränkter war. Ja es müßte uns im Gegentheil Wunder nehmen, wenn Alles beim Alten geblieben wäre und keine Spur der vielen neuen Erlebnisse und neugewonnenen Anschauungen in den geistigen Erzeugnissen zum Ausdruck käme.

Die Vorkommnisse der Wanderungszeit wiederholen sich zum Theile bei den Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert während der Wikingerfahrten. Gewaltige innerliche Umwälzungen politischer und sozialer Art waren es, welche in jener Zeit die Bewohner der nordischen Reiche veranlaßten, ihr Drachenschiff zu besteigen und hinauszufahren, um sich eine neue Heimat zu suchen. An deutscher, englischer und irischer Küste fuhren die Schiffe der Nordmannen an; weiterhin wurden die Faeröer, Island, Grönland und Amerika entdeckt, und Island von 876 ab von Norwegen aus colonisirt. Als raubende Heermannen fielen die ersten nordischen Ankömmlinge über die bereits christlichen und in Bezug auf Cultur weit vorgeschrittenen Bewohner des Festlandes und der britischen Inseln her; nach kurzem Handstreich segelten die Schiffe weiter, Elend und Verheerung zurücklassend. In den Kirchen Westeuropas stiegen Gebete empor gegen die rasenden nordischen Krieger. Mit der Zeit aber kam Absicht und Ordnung in die Wikingerfahrten; die Küstenstriche sollten nicht bloß ausgeplündert, sondern zur Besiedelung gewonnen werden. Die Nor-

mandie und andere kleine Reiche auf den britischen Inseln, zumal in Irland, zeigen, wie erfolgreich dieser Plan ausgeführt wurde. Dadurch aber war ein friedlicher Verkehr mit den Einwohnern durchaus nothwendig geworden, und die Beziehungen zwischen Nordmännern und Deutschen, Iren und Briten gestalteten sich auch friedlich. Die westeuropäischen Reiche sind mit der Zeit untergegangen, indem die nordische Nationalität sich nicht rein erhielt, sondern mit der fremden verschmolz. Im 9. und 10. Jahrhundert aber standen sie in voller Blüthe und blieben mit dem Mutterlande in stetem Verkehr. Island war vor der Ankunft der Nordleute nur spärlich von irischen Anachoreten bewohnt gewesen, die sich vor den Heidenleuten bald zurückzogen. Noch heutigen Tages besteht Island im Wesentlichen mit derselben Sprache, die von den Ansiedlern vor fast 1000 Jahren gesprochen wurde, während in Norwegen dieselbe Sprache auf einer viel jüngeren Entwickelungsstufe angelangt ist, die sich zu jener etwa verhält, wie Mittelhochdeutsch zu Althochdeutsch. Auf Island wurden die Eddalieder niedergeschrieben, zum großen Theil aber auch verfaßt. Aus sprachlichen und metrischen Gründen wurde neuerdings der sichere Nachweis erbracht, daß keines derselben über das 9. Jahrhundert zurückreicht, ja daß wahrscheinlich auch die ältesten unter ihnen erst aus dem 10. Jahrhundert stammen. Demnach sind sie vornehmlich als Aeußerungen des Geistes zu betrachten, der in den Wikingern lebte und webte, und sie müssen sich auch in Allem und Jedem als Kinder ihrer Zeit bekunden.

Wenn wir von einer scharf ausgeprägten nordischen Individualität sprechen, so bezeichnen wir damit die Entwickelungsstufe, auf welche die Nordleute in jener Zeit gelangten. Das Wenige, was an Denkmälern aus der Zeit vor den Wikingerfahrten vorliegt, enthält nichts von jenen neuen charakteristischen Zügen. Die allgemein germanische Nationalität bildete sich zur speciell nordischen heraus, als die Nordleute mit fremden Culturen in Berührung kamen; ja wesentlich diese fremden, vornehmlich auch keltischen Elemente, sind es, welche die individuelle Absonderung bedingen. Eine Zeit der allgemeinen Gährung kam über das Alte, das unter Beimischung fremder Kräfte schließlich als ein Neues in verjüngter Weise hervorging. Natürlich muß auch dieses Neue die uralten Elemente, wenn auch umgewandelt, doch zu einem beträchtlichen Theile in sich fassen, so daß Nordleute und Deutsche genug gemeinsame Berührungspunkte mit einander gemein haben, da sie aus einem Stamme erwachsen sind. Ebenso klar aber ist, daß wir im Nordischen auch ganz verschiedene Bestandtheile vorfinden müssen, Errungenschaften der Wikingerzeit, die im Deutschen in alle Weite nie gesucht werden können, da sie unmöglich dort einzudringen vermochten. Wenn nun alle Forscher, selbst die Gegner der Bugge'schen Theorie, darüber einig sind, daß der gesammte nordische Sagen- und Mythenhort ein Erzeugniß der Wikingerzeit ist, so liegt es auf der Hand, daß es schlechtweg unkritisch ist, ohne Weiteres

das im nordischen Heidenglauben ausgeprägte System in graue Vorzeit zurückzutragen und unsere deutschen Sagen daraus abzuleiten. Was im Deutschen und Nordischen übereinstimmt, z. B. der Glaube an heilige Bäume, an deren Wurzel ein Quell entspringt, wo weise Frauen wohnen, unter deren grünem Blätterdache Gericht gehalten wird, aus dessen geheimnißvollem Rauschen die Stimme der Gottheit dem gläubigen Ohre vernehmlich entgegentönt, das darf mit Sicherheit als zum urgermanischen Vorstellungskreise gehörig aufgefaßt werden; was aber als ein merkwürdig origineller Zug im Nordischen erkannt wird, der unmöglich im heidnischen Glauben seinen Ursprung haben kann, das darf nie und nimmermehr frischweg zurückverlegt werden. Bugge sondert nun gerade diese einzelnen Elemente ab, beleuchtet sie in allen ihren Eigenheiten und forscht nach ihrer vermuthlichen Quelle, welche Zeit und Umstände der Entstehung der Mythenwelt ungezwungen und ganz von selber an die Hand geben.

Zur Staatsreligion wurde das Christenthum auf Island um's Jahr 1000 erhoben; weit verschieden ist die Bekehrung der nordischen Stämme von derjenigen der südlichen, und entsprechend auch nachmals die Stellung der Geistlichkeit zumal auf Island. Der Uebertritt der Insel war ein politischer Akt. Christenthum und Heidenthum standen sich zunächst gar nicht in schroffem Gegensatze gegenüber. Lange zuvor hatten die Wikinger vom christlichen Glauben in Irland, England und Deutschland vernommen, und christliche Gebräuche und Erzählungen verfehlten nicht, auf die für's Wunderbare empfänglichen Gemüther Eindruck zu machen. Die Geschichtsquellen bezeugen, daß öfters Heidenleute bereits auch an den weißen Christ glaubten. Vornehmlich waren es solche, welche vater- oder mutterseits irischer oder englischer Abkunft sind. Der Isländer Helgi stammte von einer irischen Mutter, war in Irland geboren und theils hier, theils auf den Hebriden erzogen; an Berührungen mit dem Christenthum konnte es ihm darum nicht fehlen. Helgi hatte auch die Taufe empfangen und seine isländische Niederlassung benannte er „Kristsnes“ d. i. Christi Vorgebirge. Daneben aber glaubte er auch an Thórr, den alten Heidengott, und wandte sich in allen Nothfällen, zumal wo es sich um eine Seefahrt handelte, nach altem Brauch an diesen. Ausdrücklich wird erzählt, wie es bei Kaufleuten und bei Leuten, welche Heerdienst bei christlichen Herrschern nehmen wollten, damals eine gewöhnliche Sitte gewesen sei, die Kreuzbezeichnung (d. h. nicht die volle Taufe, nur eine vorläufige Weihe durch Bekreuzigung) zu nehmen, und daß solche Männer dann das als Glauben hatten, was ihnen am meisten zusagte. Es kommt vor, daß eine Wikingerschaar einen Eid zugleich auf den heidnischen Ring und auf Reliquien leistet! In Nothfällen gelobte man die Annahme der Taufe, wenn der Christengott helfen wolle. Kranke wenden sich zum Christengott, wenn die Opfer an die heidnischen Götter den erwünschten Erfolg versagen. Viele Leute glaubten aber an gar nichts mehr und halfen sich auf diese Art gegen jeglichen Zwiespalt des Herzens.

Ueber den geistigen und sittlichen Zustand der Wikinger belehrt in wunderschöner und lichtvoller Weise Konrad Maurers vortreffliches Werk: „Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthume" (München, Chr. Kaiser. Bd. I. 1855; Bd. II. 1856.) Die Lectüre dieser beiden Bände klärt uns darüber auf, wie jene Zeit beschaffen war, zeigt uns in deutlichen Umrissen den geschichtlichen Hintergrund, auf welchem Bugge seine Lehre aufbaut, und der von ihm, wie billig beim fachmännischen Kritiker, vorausgesetzt wird. Unter den deutschen Forschern trifft aber diese Voraussetzung nicht immer zu, was Wunder nehmen muß, nachdem wir ein solch klassisches, Jedem mit Leichtigkeit zugängliches Werk besitzen.

Wenn nun unter den Wikingern christliche und heidnische Anschauungen neben einander herlaufen und in einander überfließen, so dürfen wir auch schließen, daß in ihren Dichtungen altheidnische und christliche Vorstellungen sich vermischen, die sich im Gesammtbilde noch von einander scheiden lassen müssen. In der That weist Bugge nach, daß der Stoff der mythischen Dichtung, ihre äußere Grundlage, ihr erzählendes Element wesentlich und zu sehr beträchtlichen Theilen fremden Ursprunges ist. Von überaus zahlreichen nordischen Götter- und Heldensagen darf behauptet werden, daß sie Erzählungen, Dichtungen oder Legenden, religiöse oder abergläubische Vorstellungen wiedergeben oder wenigstens unter Einwirkung von solchen entstanden sind, welche halbheidnische und heidnische Nordleute in den Wikingerzeiten auf den britischen Inseln von Christen, und zwar von Mönchen und von Leuten, die in Mönchsschulen erzogen waren, vernahmen. Neben derartigen auf apokryphen jüdisch-christlichen Legenden beruhenden Erzählungen haben auch antike, griechisch-römische Sagen eingewirkt, wie sie in den lateinischen Mythographen während des frühen Mittelalters weit verbreitet und viel gelesen waren. — Wir wollen im Folgenden ein Beispiel des Näheren erörtern, an welchem besonders klar hervortritt, in welcher Weise die mythologische Forschung durch Bugge in neue Bahnen gelenkt wird: Odin am Galgen und die Weltesche Yggdrasil.

In der Edda*) wird erzählt, daß Odin, der oberste unter den Göttern, neun Nächte lang am windigen Baum gehangen sei. Odin selber berichtet davon:

> Ich weiß, daß ich hing am windigen Holze
> volle neun Nächte,
> vom Gere verwundet, gegeben dem Odin,
> ich selber mir selber,
> an dem Holze, von dem Niemand weiß,
> aus welches [Baumes] Wurzeln es sproßt.
> mit Brot erquickten sie mich nicht, auch nicht mit dem Horn;
> ich spähte nieder,

*) Hávamál. 130 u. f.

geheimnißvolle Runen nahm ich herauf, schreiend nahm ich sie,
ich fiel wieder herab.
Da begann ich zu keimen und verständig zu werden
und zu wachsen und wohl zu gedeihen.
Wort schuf mir vom Wort [neues] Wort
Werk schuf mir vom Werk [neues] Werk.

Da viel darauf ankommt, genau den Wortlaut der Quelle vor Augen zu haben, so gaben wir hier eine wörtliche Uebersetzung in ungebundener Form. Die Nordleute dachten sich demnach ihren höchsten Gott am Galgen hängend, von dem er nach neun Nächten wieder herabsank, um zu neuem Leben herrlicher als zuvor wieder aufzustehen. Es müßte im höchsten Grade befremden, wenn die Nordleute ohne jeden äußeren Anlaß dazu gekommen wären, sich eine derartige Vorstellung, zu welcher ihr angestammtes Heidenthum nicht die mindeste Veranlassung bot, zu der natürlich auch die südgermanischen Mythen keinerlei Gegenstück enthalten, ganz aus sich selber heraus unabhängig zu bilden! Der Tod durch Erhängen war bei den Germanen zwar seit den ältesten Zeiten gebräuchlich; auf diese Weise wurden Kriegsgefangene dem obersten Kriegsgotte geopfert. Nach ihrem Siege über die Römer hingen z. B. die Cimbern die Gefangenen mit Stricken an die Bäume. Prokop berichtet von den Thuliten (d. h. den Bewohnern der Insel Thule, worunter die klassischen Autoren die skandinavische Halbinsel verstehen), sie opferten die Kriegsgefangenen, indem sie dieselben nicht einfach hinschlachteten, sondern an einen Galgen von Holz hängten. Damit wird aber das Dunkel nicht aufgehellt; wir erhalten keine Erklärung, weshalb der Gott selber diese Strafe erdulden mußte. Dagegen werden wir unleugbar an Christus am Kreuze erinnert; und wirklich finden sich die hier von Odin gebrauchten Ausdrücke wörtlich in lateinischen und angelsächsischen Schriften des Mittelalters wieder. Das Kreuz Christi ward „Galgen" genannt; Wulfila in der gotischen Bibelübersetzung spricht vom „galga Christaus." Das angelsächsische Gedicht von Christ und Satan berichtet: „Er stieg auf den Baum und vergoß sein Blut, Gott am Galgen durch seines Geistes Kraft." „Am Galgen gab er seinen Geist auf." An's Kreuz wurde Christus gehängt; mit „gehängt" übersetzt das Angelsächsische geradezu den Ausdruck „gekreuzigt". Wie christlicher Glaube vom Gekreuzigten spricht, so wird auch Odin in der nordischen Dichtersprache nach diesem Mythus als „die Last des Galgens" benannt. Im wilden Winde duldete Jesus am Kreuze. Der Lanzknecht Longinus durchbohrte Christus, als er am Kreuze hing, mit einem Speere, und erst dadurch trat sein Tod ein; Odin am Galgen ist speerwund. Völlig unverständlich für rein heidnische Begriffe ist Odin, der sich selber dem Odin opfert, wogegen aus christlicher Anschauung dieser Ausdruck sich genügend erklärt. Nach dieser hat ja Christus sich Gott geopfert, Christus und Gott-Vater aber sind eins, und somit ist die Erlösungsthat des

Christengottes eine Selbstopferung. Niemand weiß, aus welches Baumes Wurzel der Kreuzesstamm emporwuchs. Vom Holze, das zu Jesu Kreuz ausgewählt wird, heißt es: „Die Juden kannten es nicht". Am Kreuze verschmachtete der Erlöser vor Durst, und sie gaben ihm Galle zu essen und Essig zu trinken; auch Odin fand keine erquickende Labung. Jesus neigte sein Haupt zur Erde, wie Odin niederschaute, um in die Geheimnisse der Todtenwelt hinabzusehen, die er besuchen sollte. Durch die Opferung am Galgen gewann Odin die magische Kraft geheimer Zaubermittel; durch den Opfertod besiegte Christus die Mächte der Finsterniß und des Todes. Schreiend, mit schrillem Schrei gab Christus den Geist auf und wurde wieder herabgenommen vom Kreuze. Die christlichen Hymnendichter des frühen Mittelalters bezeichnen oft Christus als Kreuzesfrucht. Diese Vorstellung macht sich in den Worten des nordischen Dichters bemerklich, daß Odin wiederum keimte und wuchs. Christus steigt hinab zur Unterwelt, besiegt den Bann des Todes und fährt dann auf zur Herrlichkeit des Vaters! Diese Geheimnisse verkündigten Leucius und Karinus, die Söhne Simeons, in der Synagoge und wurden dann verklärt. So erzählt der zweite Theil des sogenannten Nicodemusevangeliums, welches Christi Höllenfahrt, den descensus ad inferos, schildert. Auch die äußere Einkleidung dieses Berichtes läßt sich in anderen Strophen der Edda bis in's Einzelne nachweisen. Wir sehen jedoch hiervon ab. Es leuchtet ein, daß die oben mitgetheilten Strophen geradezu auch über Christus gedichtet sein könnten; nur der Name Odin braucht getilgt zu werden — und alles Andere steht auf dem Boden des christlichen Mythus. Natürlich fehlt der Erlösungsgedanke vollkommen, der ja dem heidnischen Dichter, welcher das großartige Bild von Odin am Galgen erschuf, unverständlich bleiben mußte. Nur die äußeren Thatsachen der wundersamen Erzählung konnten auf ihn einwirken, nur diese vermochte er aufzufassen und wiederzugeben. Wie man aber dazu kommen konnte, Züge des milden christlichen Friedensgottes auf den kriegerischen Odin zu übertragen und daraus das düstere Bild des kalten, windigen Marterholzes zu schaffen, ist unschwer zu begreifen, wenn bereits in lateinischen Schriften von Christi Höllenfahrt der Gekreuzigte heißt: „König der Herrlichkeit," „Ein Herr mächtig in der Schlacht", „Krieger und Feldherr", „Siegesheld", „bewunderungswürdiger Streiter", wenn er als ein „in Wuth auftretender König" dargestellt wird, „der die Heerschaaren des feindlichen Königs verjagt und in dessen Burg eindringt." Solche Ausdrücke erinnerten den nordischen Skalden an den Kampf- und Siegesgott Odin; und wir müssen hierin einen wesentlichen Grund dafür suchen, daß er die fremden Mittheilungen von Christus auf seinen einheimischen Götterfürsten übertrug.

In der angelsächsischen Dichtung sind ähnliche Bezeichnungen für Christus aber vollends häufig.

Eine Esche weiß ich stehen, übergossen mit weißem Naß;
Yggdrasil heißt der hohe Baum.
Daher kommt der Thau, der in die Thäler fällt;
Sie steht allezeit grün über dem Urdbronnen.

Drei Wurzeln gehen nach drei Seiten nieder von der Yggdrasilsesche; Hel wohnt unter der einen. Die Yggdrasilsesche ist der trefflichste aller Bäume.

Unten in Niflhel nagt der Drache Nidhöggr an der Wurzel des Baumes; oben im Wipfel sitzt ein Adler; geschäftig eilt das Eichhorn Ratatöskr (angelsächsische Worte: rati = die Ratte, tusc = Zahn, also Rattenzahn) am Stamme auf und ab und bringt die Worte des Adlers zur Schlange hinab. Hirsche benagen das Laubwerk.

In plastischer Deutlichkeit und erhabener Schönheit steht das Bild des nordischen Weltbaumes vor unseren Augen. Daß aber auch er aus fremden Wurzeln erwuchs und in dieser Form nicht seit Urzeiten bei den Germanen heimisch war, läßt sich in allen Einzelheiten nachweisen. Der Name Yggdrasil ist ein dichterischer Ausdruck, dessen Bedeutung jedoch vollkommen klar ist; er bezeichnet „Odins Galgen". Unmöglich kann demzufolge die Anschauung vom Weltbaum älter sein, als die von Odin am Galgen. Mit der Namendeutung löst sich auch alles Uebrige. Den Galgen Odins zum Mittelpunkt der Welt zu machen, darauf konnte nur Jemand verfallen, der von Christi Kreuz gehört hatte. Was zum Preise des Weltenbaumes von den nordischen Skalden ausgesagt wird, findet wiederum Zug für Zug Entsprechendes in der christlichen Dichtung des Mittelalters. Das Kreuz wird von angelsächsischen Dichtern „hoher Baum" genannt; arbor alta gebraucht Venantius Fortunatus, der Bischof von Poitiers (um 550), vom Kreuze im Passionshymnus. Auch am Fuße des Kreuzesbaumes befindet sich eine lautere Quelle, in der Alle, die von den Früchten des Lebensbaumes kosten wollen, sich zuerst baden müssen. Der Quell wird auf die reinigende Kraft der Taufe bezogen. Das Taufwasser im Besonderen ist das Jordanwasser; in angelsächsischer Form „Iurdan". Iurdan erinnert den nordischen Skalden in der Aussprache unwillkürlich an die Schicksalsjungfrau Urd, und so verlegte er ihren Quell an die Wurzel des Weltbaumes. Der Thau ist ein stehendes christliches Symbol für die Segnung von oben, welche das Kreuz und der Gekreuzigte dem Menschengeschlecht bringen:

Vertice de summo divini nectaris haustum
Detulit in ramos caelestis spiritus aura,
Dulci rore graves manabant undique frondes.

Zwei Vorstellungen fließen in der christlich-symbolischen Dichtung stets in einander über: das Kreuz und der Lebensbaum des Paradieses; daher in der bilderreichen Sprache zumal für einen Fernerstehenden kaum zu unterscheiden ist, ob Christus am Baume hängt oder am Kreuzholze. Beiderlei Ausdrücke wenden die nordischen Dichter auch von Odin an. Das Kreuz

ist aller Hölzer bestes; zum Himmel ragend wird es dargestellt, über alle Welt breiten sich die Zweige des Lebensbaumes aus. Bis in's Todtenreich hinab reicht die Wurzel des Kreuzes und Lebensbaumes, gleichwie die Wurzel des nordischen Weltbaumes sich zur Hel, der Todesgöttin, hinabsenkt. Des weisen Mimir Haupt birgt sich unter den Wurzeln; man erinnere sich der vielen alten Crucifixe, welche über einem Todtenschädel sich erheben, d. h. über Adams Haupt. Um den Stamm des Lebensbaumes ringelt sich eine Schlange. In England wurden viele Steinkreuze errichtet und mit Bildwerken und Inschriften versehen, welche zum Theil heute noch gut erhalten sind. Wenn die Wikinger an die Küsten anfuhren, begegneten ihnen solche Denkmäler altchristlicher Kunst Schritt für Schritt. Auf einigen sieht man das christliche Symbol der Weinranken, die sich von unten bis fast zur Spitze des Steines emporschlingen. Verschiedene Thiere fressen an den Ranken, zu unterst ein Vierfüßler, hierauf Eichhörnchen, zu oberst Vögel. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit zwischen diesen bildlichen Darstellungen und der Sage von den Thieren, welche Yggdrasils Esche benagen. Das Eichhorn Ratatöskr, das die Worte vom Wipfel zur Wurzel trägt, hat man schon längst mit einer äsopischen Fabel verglichen, in der eine Wildkatze Hasseswerte zwischen einem Adler im Wipfel eines Baumes und einem Wildschwein am Fuße hin und wieder trägt.

Alle diese nahen Beziehungen, die sich zwischen dem christlichen Kreuze und dem nordischen Weltbaum ergeben, konnten von Anfang an nicht verborgen bleiben. J. Grimm wies mit Nachdruck darauf hin. Er meinte aber, daß heidnische Vorstellungen vom Weltbaum auf die christlichen Dichter eingewirkt hätten, wenn anders nicht bei afrikanischen und orientalischen Kirchenschriftstellern dieselben Anschauungen vom Kreuze sich vorfänden. Dann müsse seine Hypothese fallen. Inzwischen gelang der Nachweis vollkommen, aus welchem hervorgeht, daß der Mythus vom Kreuzholze zu einer Zeit und unter örtlichen Verhältnissen sich entwickelte, welche unmöglich irgendwie germanisch-heidnischen Vorstellungen überhaupt nur erreichbar waren. Da ein Zusammenhang zwischen den Sagen von Yggdrasil und vom Kreuze nicht von der Hand gewiesen werden kann, so ist die allein mögliche und richtige Auffassung des Sachverhaltes das unumwundene Zugeständniß, daß Yggdrasils Esche nur aus christlichen Einflüssen erwachsen ist. „Das Bild der Yggdrasilsesche zeigt deutlich, daß dieser Aufbau in allen seinen Gliedern vom Geist der Nordleute erst ausgestaltet wurde, nachdem fremde, fruchtbare Ideen in ihre Seele gefallen waren, ihren Blick erweitert, ihrer Phantasie, ihrem Denken und religiösen Trieb reiche Nahrung gegeben hatten." „Daß der Baum, der Odins Galgen war, das Symbol der ganzen Welt wurde, ist fremdem Einfluß zuzuschreiben; denn das Kreuz war dem christlichen Mittelalter, als Lebensbaum aufgefaßt, ein allumfassendes Symbol" (Bugge S. 519). Wir sehen also, wie die urgermanische Baumverehrung von den Nordleuten auf Grund christlicher und antiker Einflüsse

weitergebildet wurde zu einer eigenartigen, ergreifenden und erhabenen Sage; wir sehen ferner, daß sie in der Lage waren, oft und viel mit den christlichen Anschauungen, welche eben das Wesentliche der Neubildung in sich schließen, Bekanntschaft zu machen. Man verstößt demnach gegen jede gesunde historische Kritik, wenn man diese natürliche Erklärung zurückweist und behauptet, der Mythus sei germanisch, die unter den deutschen Stämmen vorhandenen Zeugnisse über Baum- und Quellkult seien kümmerliche Ueberreste des einst auch hier vollständigen Mythus. Richtiger erkennen wir darin die einfachen Bestandtheile, welche auch den Nordleuten zu eigen waren, aber bei ihnen mit neuen fremden zu dichterischer Neugestaltung verschmolzen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle weiteres Material dem Leser vorzuführen; das eine Beispiel möge genügen, um seine Antheilnahme an der Bewegung der mythologischen Studien wachzurufen und namentlich dazu beizutragen, ihn vor einem schnellen Aburtheilen zu bewahren. Trotz ihrer überraschenden neuen Ergebnisse tritt Bugges Lehre mit der schärfsten Beweisführung, der gründlichsten Vorsicht auf und baut wahrhaftig nicht in die blaue Luft hinein, um Sensation und Aufsehen zu erregen, sondern auf den festen Grund historischer Betrachtung und untrüglicher Quellenbeweise. Das dilettantische Phantasieren und sinnlose Zusammentragen ohne eine Spur von Quellenkritik, wie es in der Mythologie üblich war und vielfach immer noch ist, soll aufhören und einer gesunden nüchternen Betrachtung Platz machen. Nur auf diesem Wege ist es möglich, zu einer Darstellung deutschen Götterglaubens vorzudringen, wie J. Grimms deutsche Mythologie sie anstrebt. Wer wollte sich aber dazu den Ausblick künstlich trüben und verwirren, indem er Erzeugnisse des nordgermanischen Geistes aus dem 9. und 10. Jahrhundert, also die letzten, wenn auch zum Theil wunderbar großartigen Ausläufer einer langen Entwickelungsreihe, statt sie als solche aufzufassen und zu untersuchen, an den Anfang stellt? Was würde die Grammatik sagen, wollte Jemand behaupten, althochdeutsche Sprachformen seien aus mittelhochdeutschen zu erklären, oder gar gleich aus nordischen des 12. Jahrhunderts? Würde Bugge nur ähnliche Züge nordischer und christlich-antiker Sagen neben einander stellen, dann dürfte man mit Recht sein Verfahren als unwissenschaftlich anfechten; aber weil er sich neben der einleuchtenden Analyse der Sagenstoffe selber auf die wirkliche geschichtliche Entwickelung stützt, darum muß der Widerspruch verstummen, und an uns liegt es, die nöthige Energie zu besitzen, um eine altüberkommene Ansicht aufzugeben, wenn sie auch Manchem lieb geworden sein mag. Mit gefühlvollen Träumereien wird die wissenschaftliche Erkenntniß nicht gefördert.

Zum Schlusse wollen wir noch diejenigen nordischen Mythen und Sagen aufzählen, von denen bereits mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden kann, daß sie nicht über die Wikingerzeit hinausgeführt werden können

und daß sie demnach auch in Deutschland nie bekannt waren. Im ersten Theile seiner Schrift wies Bugge nach, daß Baldr, der glänzend schöne, junge Gott, der in der Blüthe seiner Jahre durch Hödrs Speer getroffen dahin sinkt, aus der Gestalt des „weißen Christ“ hervorging, wie die Nordleute Jesus nannten. Baldr ist ursprünglich überhaupt gar kein Eigenname, sondern ein Appellativum mit der Bedeutung Herr; was die Angelsachsen von Christus, den sie bealdor hießen, erzählten, gab die Grundelemente zur Baldrsage her. Beinahe alle Sagen von Freyja, der Liebesgöttin, sind Nachbildungen antiker Mythen von Venus-Aphrodite. In den meisten ihrer Namen sogar erkennt man noch deutlich volksetymologische Umdeutungen antiker Benennungen der Venus. Ihr Verhältniß zu Odr, dem sie goldene Thränen nachweint und den sie in aller Welt aufsucht, ging aus dem Adonismythus hervor. Idun bewahrt goldene Aepfel, die ewige Jugendkraft verleihen; man erinnere sich der Hesperidenäpfel. Die Figur des Loki ist bereits in seinem Namen, noch mehr aber in seinem Wesen eine Nachbildung des Lucifer. Walhall, wo Odin die gefallenen Helden um sich versammelt zum heiteren Gelage und zum ernsten Kampfspiel, die Walküren, die den Krieger zum Schlachtentod kiesen und droben ihm das Trinkhorn reichen — dieser ganze glanzvolle Hofhalt des kriegerischen Königs der Götter entstand in den spätesten Jahren der Wikingerzeit und war darum in dieser Form nie bei den Deutschen bekannt. Vereinzelte Elemente lassen sich natürlich auch bei ihnen nachweisen; aber das Gesammtbild ist eine ausschließlich nordische Schöpfung.

Damit wird auch unser Standpunkt bei Beurtheilung der nordischen Quellen für die Nibelungensage ein wesentlich veränderter. In Sigfrids Geschichte spielt dort Walhall, die nordische Götterwelt, die Walküre herein; die deutschen Quellen wissen nichts davon, aber nicht, weil sie das Ursprüngliche verloren hätten: vielmehr geben sie ein ungleich treueres und reineres Bild der altgermanischen, vermuthlich bei den Franken entstandenen Nibelungensage. Großartiger und ergreifender erscheint uns Sigfrids Geschichte in nordischer Form; doch der schimmernde Mythus ist eine Neubildung und Zudichtung der Nordleute und muß als solche aufgefaßt werden. Auch hier darf nicht das Deutsche unmittelbar aus dem Nordischen abgeleitet, sondern umgekehrt muß das Nordische als aus dem einfacheren Deutschen weiter entwickelt aufgefaßt werden.

Das schönste und tiefsinnigste Lied der Edda ist die Völu-spá, der Wala Kunde. Die Seherin erzählt den Unschuldszustand eines goldenen Zeitalters, die Schöpfung der Welt, die Geschicke der Welt, den Untergang von Göttern und Welt in der sogenannten „Götterdämmerung“*).

*) Der nordische Ausdruck lautet „ragna rökkr“ d. h. der Götter Finsterniß. Ursprünglich jedoch hieß es „ragna rök“ d. h. die Schicksale der Götter; erst nachher trat eine Verwechselung der zwei ihrer Etymologie nach völlig auseinander zu haltenden Wörter „rök“ und „rökkr“ ein, und daher das deutsche Wort, welches in phantasievoll

In den ersten christlichen Jahrhunderten waren viel verbreitet die sibyllinischen Weissagungen, in denen eine Sibylle mit merkwürdiger Vermischung antiker und christlicher Elemente inhaltlich ähnliche Weissagungen verkündet wie die nordische Wala, vom nahenden Weltende durch Feuer. Der Norweger Bang ist nun der Ansicht, daß dieses altnordische Gedicht unter dem Einfluß jener sibyllinischen Prophezeiungen entstanden sei, indem er sich auf einige wörtliche Uebereinstimmungen zwischen beiden beruft. Diese Meinung ist freilich bei anderen Forschern — namentlich bei dem verewigten Karl Müllenhoff in seiner „Deutschen Alterthumskunde" V, 1 — auf sehr entschiedenen Widerspruch gestoßen. Müllenhoff vermißte namentlich den Nachweis der Möglichkeit, daß jene griechischen Verse in jener Zeit Isländern hätten bekannt werden können. Wie dem aber auch sei — selbst wenn man den unmittelbaren Einfluß der sibyllinischen Bücher auf die Völuspa nicht für glaublich halten kann, so wird doch die Annahme für berechtigt gelten dürfen, daß der Gedanke an einen Untergang der ganzen Welt, der Götter und der Menschen, und an ein Wiedererstehen eines verjüngten Paradieses nichts Urgermanisches ist, sondern auf christlichen Einflüssen beruht. Das Heidenthum konnte die Götter, an deren Walten es glaubte, nicht der Vergänglichkeit weihen. Wohl aber mochten zu jener Gährungszeit auch diese Ideen aus der christlichen Anschauung in die heidnische herüberdringen. Der Asenglaube neigte sich zum gänzlichen Ende, als der neue Christenglaube in seiner wahren, reinen Form eingeführt wurde. Der Einzelne fühlte den Beginn einer neuen Zeit, das Vergehen des Alten. Die nordischen Mythen sind überhaupt kein Volksglaube mehr im eigentlichen Sinn, sondern Dichtungen und künstlerische Schöpfungen der Vornehmen, deren Blick schrankenlos weit in's Ferne schweifte und in dem kindlich einfachen Väterglauben keine Befriedigung mehr fand. Als einen solchen, ähnlich dem der Inder zur Vedazeit, dürfen wir den altgermanischen auffassen. Die Germanen verehrten den Himmelsgott, den leuchtenden Tivaz, bald aber nahm Wodan seinen Herrschersitz ein; in tausendfacher Gestalt trat die Natur in lebendiger Beseelung dem Germanen entgegen, wie die Sagen von Nixen und Kobolden, Riesen und Zwergen, Berg-, Baum- und Quellgeistern melden. Im Wesentlichen verblieb der deutsche Götterglaube auf dieser Stufe, bis die christliche Religion ihn verdrängte; und noch heutigen Tages lebt er in vielen traulichen Sagen im Volke weiter „Als das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung zum Ende neigte, wurde das Kreuz an Islands und Norwegens Strand aufgepflanzt, wo früher die Yggdrasilsesche Urds Born beschattet hatte; und im Morgengrauen des zweiten Jahrtausends wurde das Christenthum nach Uebereinkunft berathender Häuptlinge oder auf siegreicher Könige Gebot als alleinige Staats-

---

schöner, aber durch das nordische rökkr nicht gerechtfertigter Weise den Begriff durch die Anschauung einer jäh hereinbrechenden Dämmerung wiederzugeben versucht.

religion anerkannt. Aber das nordische Heidenthum, das der christlichen Staatsreligion unterlag, hatte nicht hinter den hohen Bergesrücken, die eben Luftzug von außen absperrten, sein Wachsthum vollendet und war nicht ausschließlich aus heidnischer Saat gesproßt. Im Gegentheil! Es war draußen in der Wiege des Meeres aufgewachsen, umsaust von allen Winden, geschaukelt von Strömungen aus allen Richtungen, genährt mit Früchten aus wärmeren und reicheren Ländern, zu milderem, tieferem Sehen und zu höherem Flug durch früher nicht gehörte Stimmen erweckt" (Bugge S. 560). In diesen schönen Worten ist auch die ästhetische Würdigung des nordischen Heidenthums genügend gekennzeichnet, welche durch den Umstand, daß diese erhabenen Schöpfungen in späterer Zeit durch geniale und gottbegnadete Dichter nordischer Nationalität in's Leben gerufen wurden und nicht bereits in nebelgrauer Vorzeit unter der verschwommenen Masse des Volkes sich herausgebildet hatten, nicht im Mindesten erstört, vielmehr erhöht und geklärt wird.

Zur Entwickelungsgeschichte von Kunstsammlungen.

Von

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg. —

Man macht den Alterthumsforschern wohl den Vorwurf, daß sie nicht nur, wie es in Ordnung wäre, die Vergangenheit, sondern daß sie auch die Gegenwart wie mit alterthümelnden Augen ansähen; und das Publicum fühlt sich, wenn ich mich nicht täusche, durch die fortwährenden Vergleiche, welche ihm auf solche Weise aufgedrängt werden, bisweilen etwas gelangweilt. Nun soll man aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten: eine gewisse Art von Vergleichen — nennen wir sie einmal die akademische — mag nur einem recht kleinen Kreise wirklich etwas bieten. Aber beruht nicht im Grunde jede Lehre der Geschichte auf einem, wenn auch stillschweigenden Vergleichen? Es kommt wohl nur darauf an, von einem richtig gewählten Standpunkt aus ein wirkliches Verhältniß zur Gegenwart zu zeigen und das fortlaufende Band aufzuspüren, an welches die sich wandelnden Erscheinungen gereiht sind, und das frühere Geschlechter uns gleichsam in die Hände legen, damit wir daran nach unseren Kräften weiterspinnen und es vollkommener denen überliefern, die nach uns sein werden. Diese unsere Pflicht der Arbeit und zwar nicht einer beliebigen Arbeit, sondern des gerade auf uns fallenden Theiles, deren Verabsäumung die gesammte Zukunft auf's Spiel stellen würde, gilt ja für alle Gebiete des Lebens in gleicher Weise; gerade sie ist aber ohne enge Fühlung mit der Vergangenheit, sagen wir nur getrost mit dem Detail der Vergangenheit, gar nicht oder doch nur scheinbar zu erfüllen.

Doch möchte ich nicht so verstanden werden, als ob ich eine allgemeine

Geschichte von Kunstsammlungen geben wollte. Dem Gedanken ihrer Entwickelung nachzugehen, schien mir eine höhere und vor Allem wichtigere Aufgabe, weil sie nothwendig zu dem führt, was die Gegenwart von uns zu fordern berechtigt ist, wenigstens überall da, wo die Mittel es irgend gestatten, mehr als des Daseins tägliche Forderung zu befriedigen. Ich scheue mich, im Gegensatz zu einer übererhabenen Anschauung, nicht offen auszusprechen, daß ich es auch bei den vornehmsten und höchsten wissenschaftlichen Ergebnissen recht schätze, wenn sie eine Nutzanwendung für unser Leben gewinnen lassen. Das ist also bei dem schnellen Ueberblick in's Auge gefaßt, den ich hier entrollen will, und der meinem Berufe nach wesentlich innerhalb der Grenzen antiker Kunstwerke bleiben wird. Ich gebe zu, daß damit nur gleichsam ein Ausschnitt aus einem umfassenderen Thema vorgelegt wird, und in Beziehung auf Einzelnes, besonders auf Gemäldegalerien, wird Vieles unterlassen scheinen; allein sei auch das Vorliegende nur ein Fragment — alle wesentlichen Fäden führen doch durch eben jenen Ausschnitt hindurch, und dies sichert dem Ermittelten bei unserer hauptsächlich in die Absichten eingehenden Betrachtungsweise eine Geltung für das Ganze.

In zeitlicher Hinsicht wird meine Darlegung übrigens beim Alterthum nur kurz verweilen, und sich fast ausschließlich auf eine Epoche beschränken, mit der wir selber noch in einem ununterbrochenen Zusammenhange stehen, deren heutige Entwickelung somit eben wir zu repräsentiren die Ehre und die Pflicht haben. Was sollte ich auch viel von Kunstsammlungen der Griechen in unserem Sinne zu sagen haben? dem einzigen Volke, welchem die Umsetzung des Empfundenen in künstlerische Form eine Naturäußerung war wie die Sprache. Die höchsten und schönsten Gefühle, nach deren Ausdruck bei uns Modernen vorzüglich die Dichtkunst ringt in allen ihren Formen, die Gefühle, welche das Ueberirdische, ganz Vollkommene angehen, das wir glauben, und das Irdische, nur theilweise Vollkommene, das wir sehen und erleben, — kurz das Verhältniß zum Göttlichen und Menschlichen fand ja bei den Griechen einen besonders zutreffenden und Allen verständlichen Ausdruck gerade in der Kunst des Bildners; und weil auch das Edelste, was Menschen thaten oder leisteten, durch Beziehung zur Gottheit erst gleichsam den rechten Boden, den nothwendigen umschließenden Rahmen zu erhalten schien, so entstanden allerdings in der Umgebung von Heiligthümern nach und nach Kunstsammlungen, von deren Zahl und Reichthum wir uns kaum einen Begriff machen. In den großen Mittelpunkten wurden sie wie zu einem gedrängten Ruhmesauszug aus der Geschichte des Staates sub specie aeterni — so auf der Akropolis von Athen; eine unvergleichliche Kunstgeschichte stellten sie dar zu Olympia oder Delphi. Aber sie wurden eben, — keinerlei Absicht waltete vor: so wenig wie ein Urheber genannt werden konnte, so wenig dachte man an ein Publikum von Betrachtenden, wenn man auch hie und da Gemälde, und in späterer Zeit wohl auch zu ein-

ander passende Skulpturen etwas zusammenordnete. Wie sie mit dem Leben verwachsen waren, so waren sie es mit dem sinnvoll gewählten Orte ihrer Aufstellung; sie aus irgend einer Absicht diesem zu entreißen, das hieß ihnen einen wesentlichen Theil ihrer Bedeutung nehmen: über dem Marktplatze von Athen waren die Befreier der Stadt Harmodios und Aristogeiton an ihrer rechten Stelle, in einem Apolloheiligthum die Niobiden, in des Dionysos geweihten Bezirken die froh erregten Aufzüge von Satyrn und Mänaden. Das natürliche Band zu zerreißen, blieb den Römern vorbehalten, welche aus Griechenland die strahlenden Götter und Heroen, Bilder und Gemälde sowie Kunstgeräthe heimbrachten als auch eine werthvolle Kriegsbeute, um so willkommener als sie, öffentlich aufgestellt, dem Andenken des Sieges Dauer verleihen half für späte Zeiten. So ist Rom, vorzüglich seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, das Sammelbecken geworden, wo die Werke der griechischen Kunst zusammenflossen und schon zu des Augustus Zeit Tempel und Hallen, Bäder und Plätze füllten, in einer Anzahl, daß das Einzelne gar nicht mehr zur Geltung kam, und der Künstler so großartiger Werke wie z. B. der Niobiden durchaus zweifelhaft werden konnte. Aber selbst zu einem vornehmen Privathause gehörte ein Gemäldesaal, bald auch eine Skulpturengallerie; zu keiner Zeit und nirgends ist der Bedarf an Kunstwerken so groß gewesen, wie in der römischen Kaiserzeit! Wie sehr die Kunst zum täglichen Leben gehörte, liegt uns in den verschütteten Städten, Pompeji und Herculaneum, am klarsten vor Augen, wenn auch von eigentlichen Kunstsammlungen nicht die Rede sein kann, und dort in Unteritalien von jeher ein starker Beisatz griechischer Bildung vorhanden war.

Ob die Herren Sammler aus Kunstinteresse sammelten, ist freilich eine ganz andere Frage, oder vielmehr es ist jetzt keine Frage mehr, seit der Verfasser der „Römischen Sittengeschichte" in so schlagender Weise den Kunstsinn der Römer im Allgemeinen und den ungebildeten und protzigen römischen Durchschnittssammler im Besonderen gezeichnet hat, dem, wäre es anders Mode gewesen, ein zweiköpfiges Kalb in Spiritus genau so interessant gewesen sein würde wie ein Gebilde des Praxiteles. Aber auch ein geistig sehr hochstehender Römer wie Tacitus (Dial. 10) hält es offenbar für völlig genügend, von einem Kunstwerk durch eine einmalige flüchtige Betrachtung Kenntniß zu nehmen. Es waren wohl nur griechische Sklaven, zu deren Fehlern es gehörte, Zeit mit der Betrachtung von Gemälden zu vertrödeln, und zwar zu den geheimen Fehlern, welche der Verkäufer, wie jetzt beim Pferdekaufe, vorher gewissenhaft angeben mußte*). In römischer Zeit waren also nicht nur Sammlungen von Kostbarkeiten vorhanden, — die immer anders aufzufassen sind und uns hier so wenig wie später angehen — sondern auch wirkliche Kunstsammlungen, öffentliche und private.

*) L. Friedländer, Röm. Sittengeschichte III[5] S. 276.

Digitized by Google

Auch hören wir von Bibliotheken, in denen, offenbar schon nach früherem, hellenistischen Vorbilde, berühmter Männer Büsten passend aufgestellt waren, wie uns auch in den verschütteten Städten, in Pompeji, jene idyllischen Schläfer, Horcher, Satyrn dadurch ganz besonders anmuthen, daß sie durch ihre Aufstellung an sprudelndem Wasser eine lebendige Beziehung erhielten. Aber niemals ist einem Römer ein so hoher Gedanke gekommen, wie ihn ein tief angelegter Grieche noch des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ausspricht, der für sein Volk mit vollem Rechte sagen durfte, daß es eine Offenbarung des Göttlichen auch durch die Kunst gebe, was für das griechische Alterthum noch in ganz anderem Sinne wahr ist, als wir ihn heutzutage mit den Worten verbinden würden, und was auch der Ansammlung von Kunstwerken bei den Griechen noch einen ganz besonderen Charakter giebt. Daß die griechischen Kunstwerke nicht vergebens nach Rom gekommen waren, das lehrt uns ja beinahe jede Ruine; daß die Kunstanhäufungen von Einfluß auf das Volk gewesen, dies vermögen wir nicht zu erkennen. Was ist aber ein todter Besitz mehr, als eine Illusion? Kunstwerke gehörten nun einmal zu allen öffentlichen und privaten Anlagen; auch das war so ein Stück aus jener reichen griechischen Erbschaft, von der so Vieles unlebendig geblieben ist. Hat Agrippa, des Augustus Freund, wirklich an Erziehung durch die Kunst gedacht, oder war er nicht vielmehr von Rücksichten auf Recht und Billigkeit geleitet, als er rieth, alle Kunstwerke lieber öffentlich aufzustellen, als in abgelegene Landsitze zu verbannen? „Hochherzig und des größten Bürgers würdig" nennt die Rede Plinius, der sie noch kannte und der doch gerade bei dieser Gelegenheit es für angebracht hält, auf den einfachen, allem heiteren Lebensgenuß abgeneigten Charakter des trefflichen Mannes hinzuweisen.

Was Rom gethan, erlitt es selber durch Konstantinopel, als dieses im vierten Jahrhundert kaiserliche Residenz geworden war; seine Plätze, Hallen und Bäder füllten sich mit den entführten Werken, gleichsam der letzte köstliche Nachtisch des Alterthums, der hier nur gesammelt scheint, damit er ja recht sicher und gründlich vernichtet werde. Noch aber zählte man in Rom allein an öffentlich aufgestellten Bronzebildern mindestens gegen 4000; und am Ausgang des fünften Jahrhunderts setzt Cassiodor die Bevölkerung an Lebendigen dem Volke der Statuen gleich.

Von all diesem Reichthum waren nicht mehr als sechs Statuen sichtbar geblieben, als neun Jahrhunderte später die Italiener sich mit immer steigender Begier ihrer glücklichen und glänzenden Vorzeit erinnerten und dadurch die Epoche herbeiführten, deren Kinder, trotz mancher Zwischenheirathen, auch wir noch sind, die Renaissance. Den gewaltigen Antheil der alten Kunst verkennen auch Diejenigen nicht, welche mit Recht der alten Literatur einen höheren, dem italienischen Volksgeiste einen sehr hohen Antheil an dieser Wiedergeburt beimessen. Erst neuere archivalische Forschungen, haben gelehrt, daß schon vor dem XV. Jahr-

hundert hie und da in Italien die so lange mißachteten und durch ungezählte Schicksale geschädigten Reste des Alterthums wieder aufgelesen worden sind*), freilich vor Allem Kostbarkeiten, Münzen und geschnittene Steine, die wir hier so wenig in Betracht ziehen, wie beim Alterthum. Aber wer unbefangen nicht an der Einzelheit haftet und nicht nach neumodischer Weise bei jedem zufälligen Funde gleich das Wesentliche in Frage gestellt sieht, dem wird immer wieder Florenz entgegenleuchten, wenn er den Weg der Renaissancecultur rückwärts blickt bis zu ihrem Ausgange. Man faßt es kaum, daß Lorenzo de' Medici, der Prächtige, wirklich nur 23 Jahre 1469—92 in Florenz geboten, nur 44 Jahre auf Erden geweilt hat; soviel bedeutet dieser eine Name! Auch die erste größere und zugleich öffentliche Antikensammlung geht zurück auf Lorenzo de' Medici. Zwar hatte schon sein Großvater Cosimo antike Bildwerke gesammelt, auf Anregung Donatellos, der sie ihm zu gleicher Zeit restaurirte; aber erst Lorenzos Garten und Gemächer werden von Vasari — um die Mitte des folgenden Jahrhunderts — geschildert als voll von guten alten Kunstwerken nicht nur als prächtiger Schmuck, sondern zugleich wie eine Schule und Akademie, die erste ihrer Art, für junge Maler und Bildhauer, die ein Schüler Donatellos anleitete. Unter denen, die aus solcher Lehre hervorgegangen, brauche ich nur den einen Michelangelo zu nennen. Also Schmuck und Wirkung auf die Künstler waren die Absichten jener ersten Antikensammlung; es verdient angemerkt zu werden, daß Lorenzo Jünglinge vornehmer Abkunft für besonders geeignet hielt zu künstlerischer Ausbildung und geschickt zu vollkommenen Leistungen. Schon vorher hatten wohl auch Privatleute wie der große Humanist Poggio (1380—1459) gesammelt, und im XV. Jahrhundert kam überhaupt schon allmählich der Name „Museum" auf für Sammlungen von Handschriften, Münzen und anderen Antiken. — Poggios Verbindungen reichten bis in die Levante nach Chios; Köpfe beabsichtigt er in seiner sogenannten Akademie, eine Minerva unter Büchern aufzustellen; aber gerade daß er sein Gärtlein bei Florenz mit kleinen und fragmentirten Marmorresten geschmückt hat, gilt um 1440 noch als Neuheit, und er läßt sich damit ausspotten, daß er damit, wie mit etwas Besonderem, Ruhm von der Nachwelt haben wolle**).

Aber wie steht es um die gleiche Zeit in Rom? An diese Stadt, ihre Ruinen und Sammlungen denken doch heute noch die Meisten von uns zu allererst, wenn von der Antike die Rede ist. Nun, als im XV. Jahrhundert die beiden großen Florentiner Meister Brunnellescho und Donatello nach Rom kamen, um die alten Reste zu studiren, wurden sie von den

*) E. Müntz, Les arts à la cour des Papes II. S. 160 f.—Burckhardt, Cultur der Renaissance I⁴ S. 206.

**) E. Müntz, a. O. S. 167 f. Burckhardt, Gesch. d. Ren. in Italien² S. 239.

Einheimischen als Schatzgräber angesehen — genau so, wie es noch heute dem europäischen Forscher bei den Türken zu ergehen pflegt. Bei solchen Anschauungen ist es begreiflich, daß die antiken Reste nicht geschont wurden, wenn man glaubte, sie brauchen zu können. Und ließen sich bequemere Steinbrüche denken als die Ruinen der alten Bauten? Leider war in diesem Sinne sogut wie Alles Ruine, was über dem Erdboden sichtbar war. Ueber diese Zerstörungen in Rom ist in älterer und neuerer Zeit viel geschrieben worden, und ganz neuerdings will es uns bisweilen vorkommen, als käme dort nur eine alte Natur wieder zum Durchbruch. Allerdings wird schon in einem Erlaß Pius' II. vom 28. April 1462 der Schutz der noch erhaltenen antiken Gebäude empfohlen und Verletzung mit Strafe bedroht; aber er selber hat aus alten Bauten Material für seine eigenen gebrochen, wie sein Nachfolger Paul II., welcher zwar für die Triumphbögen sorgte, aber das Colosseum ausbeutete, das doch gewiß keine formlose Ruine war. Ja im Jahre 1484 unter Innocenz VIII. wird, wie auch früher mehrfach, das Aufgraben und Verwenden sogenannter alter Steine einmal ausdrücklich gestattet*). Und merkwürdig bleibt es immer, daß selbst Päpste wie Julius II. und Leo X., deren Namen ein ganzes kunstbegeistertes Zeitalter heraufführen und deren einem Rafael schon den Plan einer idealen Restauration der ganzen Stadt vorlegen konnte, die Ausbeutung alter Reste zu Neubauten nicht bloß geduldet, sondern selber fleißig aus ihnen geschöpft haben. Gingen aber die Päpste mit solchem Beispiele voran, sollte da ein gewöhnlicher Mann. Bedenken tragen, ein verstümmeltes oder ganzes Marmorbild zu Kalk zu verbrennen, den er doch wenigstens brauchen konnte? Es ist der unglückselige Materialwerth des Marmors, der ihm dieses sein häufigstes Schicksal bereitet hat. Der Römer des XV. Jahrhunderts stand darin nicht höher, als der Muselman heute und seit lange im Orient, der doch wenigstens die Entschuldigung hat, daß ihn kein Band mit jenen alten Bildwerken verbindet. Unfaßbar aber scheint es doch, daß dergleichen in Rom noch in all den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts geschehen konnte, als Rafael und seine Genossen schon mit den bewunderungswürdigsten Werken zugleich den Sinn für solche geschaffen hatten. Wir versuchen dies zu verstehen, indem wir daran erinnern, daß die antiken Bildwerke beinahe ohne Ausnahme verstümmelt aufgefunden werden. So wunderbare Stücke wie den belvederischen Torso des Herakles, der im Anfang des XVI. Jahrhunderts an's Licht kam, ließ man sich wohl gefallen; das Mittelgut aber bekam nur Geltung, wenn moderne Künstlerhände es zu einem vollständigen Stück ergänzt hatten. Der Genuß, den die Menge an Torsen und Fragmenten empfindet, ist wohl überall und zu jeder Zeit ein sehr beschränkter gewesen und lediglich durch den Kaufwerth bestimmt worden.

*) E. Müntz, Les antiquités de la ville de Rome S. 38 ff.

Digitized by Google

Gerade dieser aber war auch im Rom des XVI. Jahrhunderts, wenigstens in jener ersten Hälfte, ein überaus geringer. Ob im XV. Jahrhundert von einem solchen überhaupt die Rede war, hat man vielleicht mit Recht deswegen bezweifelt, weil das Verzeichniß der Sammlung Pauls II. noch gar kein Marmorwerk aufführt*).

Indessen hatte schon Leo X. am 27. August 1515 Rafael „zum Vorsteher über alle Marmorstücke und alle Steine gemacht, die von jetzt ab in Rom oder außerhalb bis auf den Umkreis von 10 Miglien werden aufgefunden werden, damit er dieselben ankaufe, wenn sie für den Bau der Peterskirche brauchbar seien." Jeder Finder, der binnen drei Tagen nicht der Anzeigepflicht nachgekommen, solle eine Buße von 100—300 Goldthalern zahlen. Auch sollen unter derselben Strafe die Steinmetzen ohne Erlaubniß Rafaels keinen beschriebenen Stein mehr behauen, damit nicht Monumente zu Grunde gehen, die eine gewichtige Erinnerung enthalten**). Aber erst ein Breve Papst Pauls III. aus dem Hause Farnese vom 22. Juli 1540 scheint dem früheren Unwesen wirklich ein gewisses Ziel gesetzt zu haben***). Auch dieses zog zwar jede früher ertheilte Erlaubniß zum Ausgraben zunächst nur zu Gunsten des Baues von St. Peter zurück; indessen scheint die unumgänglich eingetretene Controlle und vor Allem die in Aussicht gestellte Bezahlung diesmal doch weiter gehende Wirkungen gehabt zu haben: ein etwas späterer Bericht†) preist vom Papste, daß er den Alterthümern Roms das Leben gegeben habe, und zwar von den Statuen bis zu den größten Bauten; den Kalkbrennern habe er das Handwerk gelegt, derartige Zerstörung von Torsen und Marmoren mit Todesstrafe belegt, und die Excommunication dem angedroht, der irgend einen antiken Stein aus Rom entführte; und nun hätten sich in kurzer Zeit die Kunstwerke vermehrt und schon ein Jahr später sei ihr Preis auf das Sechsfache des Früheren gestiegen. Das war wohl auch das Entscheidende, daß der Materialwerth begann dem Kunstwerthe zu weichen!

Daß man hervorragende antike Werke auch früher nach Gebühr schätzte, brauche ich kaum zu sagen: Julius II. und Leo X. verliehen dem glücklichen Finder des Laokoon und selbst seinem Sohne beträchtliche Einkünfte für ihre ganze Lebenszeit. 282 Golddukaten finde ich als Restkaufgeld für die bekannte schöne Statue einer Schläferin im Vatikan genannt, die man damals Kleopatra, heute Ariadne nennt, und deren Bezahlung sich von 1721—40, also 19 Jahre hinzog; 1000 Dukaten werden für eine sehr

*) E. Müntz, Les arts etc. II. S. 180.

**) E. Guhl, Künstlerbriefe I. S. 134.

***) E. Müntz, Les antiquités S. 38 f. Ein früherer gleichartiger Erlaß Pauls III. vom 28. November 1534 bei Reumont, Gesch. Roms III 2 S. 754.

†) Müntz, Les antiquités S. 41.

schöne Marmorstatue gezahlt, die, wie man das euphemistisch bezeichnete, Seiner Heiligkeit geschenkt war*).

Nichts ist für unseren Zweck lehrreicher als die Aufstellung der unvergleichlichen Bildwerke, welche schon im Anfang des XVI. Jahrhunderts im Besitz der Päpste waren, übrigens als Privatbesitz aufgefaßt wurden. Nördlich vom Vatikan, wo der Boden des Gartens anstieg, hatte schon Innocenz VIII. sich ein Gartenhaus mit einem Hofe, das Belvedere, erbaut; dies nun ward unter Julius II. mit dem vatikanischen Palast durch jenen ungeheuren Hof verbunden, welchem Bramante seine Seitenhallen gab, und quer durch dessen Mitte er die imposant aufsteigenden Treppen führte, welche zu einem oberen Ziergarten, dem Giardino della Pigna emporleiteten. Das ist jetzt Alles verändert durch den Bau der Bibliothek, Braccio nuovo u. A. Damals war jener Garten „halb mit Rosen, Lorbeeren, Maulbeeren und Cypressen bepflanzt, halb mit Backsteinplatten gepflastert, zwischen welchen regelmäßig angeordnet die schönsten Orangenbäume emporstiegen"**). In der Mitte dieses Hoftheiles baute sich eine dreiseitige antike Brunnenpyramide auf, ihr zur Seite lagerten gewaltige Statuen des Nil und des Tiber. In Nischen standen Apollo und Laokoon, im Freien der Torso, und wiederum an einem sprudelnden Wasser schlummerte das Bild der Ariadne. Einen so herrlichen Anblick entzog erst Hadrian VI., der Niederländer, den Römern, der in seiner hohen sittlichen Strenge auch dies für die Pflicht seines Amtes und seiner Zeit hielt, an der er doch beinahe verzagte (Ranke, Päpste I, 63).

Wie im Vatikan, so haben in eben der Zeit auch sonst die antiken Kunstwerke als ersten Zweck gehabt, Bauten und Gärten in sinnvoller Anordnung zu zieren und zu heben. Darin, in dieser engen Beziehung von Werk und Ort, berührt sich die Renaissance mit dem griechischen Alterthum, wenn wir nur im Gedächtniß behalten, daß sich bei diesem von selber ergab, was die Renaissance sich künstlich schaffen mußte. Zu des Rafael Zeit prangte die ganze Rückseite des Palazzo della Valle in Rom nach dem Garten zu im Schmuck antiker Reliefs und bunt zusammengesetzter Skulpturfragmente; ein Bild, wie es den Romfahrer noch heute an der Gartenseite der Villa Medici erst überrascht, dann mit seinem froh zur Schau gestellten Reichthum gefangen nimmt. Im Garten des Erzbischofs von Cypern, Lorenzetto, standen schöne Statuen und andere Alterthümer; man errichtete für sie wohl auch eigene Lauben in Form von Tempeln. Der Papst Paul III. füllte seinen Familienpalast zu Rom, welchen ihm Sangallo und Michelangelo errichteten. Und in eben jener Zeit oder doch nicht viel später, erhoben sich schon die Gartenanlagen der Villa d'Este,

*) Müntz a. O. S. 48.

**) Burckhardt, Geschichte der Renaissance [2] S. 241; vgl. auch Justi, Winckelmann II 1 S. 36 und Müntz, Les antiquités S. 48.

wo aus grünendem und blühendem Leben alte und neue Bildwerke aufstiegen, wie in den Hainen der Vergangenheit. Nicht in Italien, sondern hoch oben im Nordosten Deutschlands, hart an der russischen Grenze, sieht der Betrachter erst mit ungläubigem Erstaunen, dann mit grenzenloser Bewunderung noch jetzt ein Bild jener Zeit vor sich im Schloß und Park zu Beynuhnen, das die begeisterte und selbstlose Kunstliebe des kürzlich dahingeschiedenen Besitzers Fritz von Fahrenheyd im Lauf von etwa vier Jahrzehnten, unbemerkt, fast möchte man sagen aus dem Nichts zum Leben rief, und welches auf unvergänglichen Preis und Ruhm Anspruch erheben darf. — Und die Gärten wenigstens standen Jedermann und zu jeder beliebigen Benutzung offen, wenn die Besitzer nicht anwesend waren.*) Die massenhaften Anhäufungen von Kunstwerken an einzelnen Orten, ohne die wir uns Rom jetzt gar nicht vorstellen können, gab es allerdings noch nicht, konnte es nicht geben, da das Interesse noch in erster Linie ein decoratives war. Indessen fand ein sehr lebhafter Umsatz antiker Bildwerke doch bereits damals statt, wenn es auch Uebertreibung sein wird, daß Papst Paul III. jeden Tag Statuen kaufte.

Aber schon damals und wenig später kam eine Reihe von italienischen Privatsammlungen zum Verkauf. Wann zum ersten Mal förmliche Verbote gegen die Ausfuhr von Antiken in Rom erlassen wurden, weiß ich nicht zu sagen; man kann wohl eine oben angeführte Maßregel des Papstes Pauls III. so verstehen. Jedenfalls erinnert ein Breve vom 5. October 1624 schon an frühere Ausfuhrverbote. Sicher ist es, daß man auch damals die Ausfuhr nicht wünschte; vom Auslande her haben wohl mit am frühesten Kaiser Rudolf II. und noch vor ihm die bayrischen Herzöge Albrecht V. und Wilhelm V. in Rom und in Italien concurrirt, und die Verhandlungen dieser sind in jeder Beziehung lehrreich;**) sie mußten es sich recht sauer werden lassen. Albrecht sagt einmal (22. März 1567), daß in Rom Leute existirten, welche Alterthümer lieber verloren oder zu Barbaren verschlagen sähen, als nach Teutschland. Unter den Erwerbungen sind besonders viele Köpfe. Hierin mag, wie man später auch für England angenommen hat, eine gewisse Richtung ausgesprochen sein; aber in Anschlag bringen muß man wohl auch die Schwierigkeit des Transportes bei großen Werken, ein Factor, der uns später noch einmal beschäftigen wird, und den man nicht genügend zu beachten pflegt. Man zersägte wohl einmal Statuen zu leichterer Ueberführung, worüber Herzog Albrecht mit Recht äußerst unwillig ist. Anderes gefährdete der Transport, und ein Agent empfiehlt einmal dem Herzog, einen italienischen Marmorarbeiter mitkommen,

*) L. Friedländer, Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten. Deutsche Rundschau II. S. 239.

**) S. W. Christ, Abhdlgn. der Münch. Akad. 1866 X S. 359 ff. J. Stockbauer, Quellenschriften für Kunstgeschichte VIII. 1874. Das Obige ist aus S. 42 und 54 entlehnt.

zu lassen: „denn ein Verständiger kann einer Figur bald eine Art geben mit einer Nasen oder Mund u. dgl. recht anzusetzen, daß es ein groß Ansehen hat, da es sonst ein Unverständiger macht, daß es noch scheußlicher sieht." Man erkennt auch hier, Vervollständigung zu einem Ganzen ist unumgänglich. Ob die so schwer erworbenen Schätze noch Anderen zugänglich waren, als der nächsten Umgebung des Fürsten, darüber habe ich nichts gefunden, möchte es aber wegen dessen, was ich für das folgende Jahrhundert anzuführen habe, durchaus bezweifeln. Ohne den Kunstsinn einzelner Sammler in Frage zu stellen, möchte ich doch aussprechen, daß die nordischen Sammlungen mehr als die italischen den Charakter von Raritätencabinets hatten, was die passende Verwendung einzelner Stücke nicht ausschließt.

Im XVII. Jahrhundert fällt ja Deutschland zunächst ganz aus: hingegen ist dies recht eigentlich die Blüthezeit der großen römischen Privatsammlungen der Familien Barberini, Borghese, Giustiniani, Ludovisi, Odescalchi, Pamfili, Rospigliosi u. A. Es ist, als würde man nun erst des reichen Bodens inne, den man bewohnt. In Gärten, Höfe und Hallen, in Villen und Paläste hält die Schaar der Alten ihren Einzug, ein Familienstolz und ein Familienschatz, hervorgegangen aus Bewunderung und bestimmt solche zu erwecken. Aber auch jetzt werden sie nicht etwa aufgestapelt wie Waarenlager, sondern wie früher treten sie in lebendige Beziehung zu ihrer Umgebung als der letzte, erst vollendende Schmuck, und darum wird auch jetzt jedes verstümmelte Stück, nicht selten etwas gewaltthätig oder willkürlich, zu einem Ganzen vervollständigt. Aber diesem schönen Besitz wie dem Antikenreichthum Roms überhaupt naht auch schon Anfechtung und Versuchung, in Gestalt reicher und freigebiger Käufer aus dem Norden. Vor Allem sind es in jenem und im folgenden Jahrhundert die Engländer, welche sich — nach einem gleichzeitigen Ausdruck — bemühen, Alt-Griechenland nach England zu verpflanzen. Von ihren frühen und häufigen Besuchen in Italien brachten sie Neigung heim für die alte Kunst, und ihre Mittel gestatteten ihnen, wie sie wünschten, den vorübergehenden Eindrücken der Reise durch eigene Sammlungen Dauer zu verleihen. Dazu kam die Bequemlichkeit der insularen Lage, welche den Transport unter damaligen Verhältnissen wesentlich erleichterte. Allerdings hören wir gerade bei den Gelegenheiten von Verboten — und zwei derartige vom 5. October 1624 und vom 29. Jan. 1646 sind uns im Wortlaut bekannt — welche die Ausfuhr aus Rom sehr erschwerten. Ich finde irgendwo, daß im Jahre 1630 die erste Erlaubniß zu einer Massenausfuhr von Antiken aus Rom ausdrücklich erwähnt wird, sie war für den Herzog von Orléans gegeben; und vornehmen wie reichen Sammlern ist es ohne Zweifel fast immer möglich gewesen, solche Erlaubniß zu erlangen, wenngleich es auch nicht an gegentheiligen Beispielen fehlt. Jedenfalls wurde der Blick der Engländer wohl gerade durch die Erschwerung auch etwas weiter nach Südosten gedrängt.

und die erste große englische Privatsammlung hat schon sehr bedeutsame und werthvolle griechische Alterthümer enthalten. Das war die Sammlung des Earl of Arundel, die nach mannigfachen wunderlichen Schicksalen, wenn auch viel getrennt und geschädigt, doch in England geblieben ist. Arundel hatte nach der Weise italienischer Sammler die Inschriften im Garten, die Sculpturen in seinem Hause vertheilt; fleißig wurde das Fragmentirte ergänzt, da ein bequemer Genuß auch hier Endzweck war. Allem Anschein nach fanden aber auch Künstler leichten Zutritt und sie haben manches Stück des edlen Earls durch ihre Zeichnungen bekannt gemacht. Jedenfalls zählt der Verfasser des „compleat gentleman" Peacham in seiner zweiten Auflage von 1634 zu den Qualitäten eines vollkommenen Gentleman auch Interesse für alte Sculpturen unter Hinweis auf das Beispiel Arundels, dem er freilich auf eine gewisse Weise verbunden war. Doch auch der Duke of Buckingham war Sammler, — ein Rival Arundels besonders in der Levante — und Karl I. Als dieses Königs Besitz verkauft wurde, hören wir eigentlich zum ersten Mal, daß im Norden ein Staat als solcher alte Kunstwerke in Anspruch nimmt. Es heißt da, das Parlament behalte sich diejenigen Werke vor, die für den Gebrauch des Staates (for the use of the state) geeignet erschienen. Was das zu bedeuten hatte, wird bald dadurch erläutert, daß der Lord-Protector Cromwell (im Februar 1651) im Garten von Whitehall zwölf Statuen aufstellen ließ, würdig dessen, wie es heißt, durch Alterthum und Seltenheit (worthy to be kept for their antiquity and rarety*).

In dieser Zeit gehörten die Kunst- und Antikensammlungen überall zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Orte auch in Deutschland; die ursprünglich von Richelieu begonnene Sammlung Mazarin in Paris, die später ein etwas verrückter Verwandter des Kardinals zum Theil entzwei schlug, wird als merveille de la France bezeichnet. Von einer wissenschaftlichen Behandlung ist allerdings noch keine Spur, und nicht blos die englischen Sammlungen zeichneten sich durch kühne Benennung aller unbekannten antiken Portraitbüsten aus, welche dem Besitzer wenigstens die Genugthuung gewährten, sich unausgesetzt von den berühmtesten Männern des Alterthums umgeben zu glauben.

Wie stand es nun mit der Zugänglichkeit solcher Sammlungen? Zunächst müssen wir allerdings aussprechen, daß es ein Publicum in unserem Sinne noch nicht gab; das Interesse an alter Kunst lebte und konnte nur erst leben in engen bevorzugten oder gelehrten Kreisen; aber auch wenn es weiter verbreitet gewesen wäre, so würde es bei der Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Reisens doch nicht haben zum Ausdruck kommen können.

*) Ad. Michaelis, Ancient Marbles in Great Britain. Einleitung S. 30. Diese Darstellung liegt oben überhaupt zu Grunde, wo es sich um englische Sammlungen handelt.

Digitized by Google

ein Umstand, der freilich auch wieder umgekehrt ein allgemeines Interesse eben noch verhinderte.

Fürstliche Sammlungen standen gut empfohlenen oder angesehenen Reisenden in gewissen Grenzen offen, d. h. sie wurden einmal durchgeführt durften auf besondere Bitte wohl auch länger verweilen. So wenigstens stellt die Sache dar ein gelehrter französischer Mediciner Charles Patin, der um 1670 fast alle großen Städte Mitteleuropas besucht hat. In München, so erzählt er und darauf haben wir oben schon angespielt, sind die Sammlungen nur wenigen Personen zugänglich; ihn läßt der Kurfürst durch einen Offizier führen. Das Gleiche geschah in London wo aber der Offizier wenig Zeit zu haben schien. In Wien befahl der Kaiser, daß ihm Alles gezeigt werde. Am besten ging es ihm aber in Berlin, wo der Große Kurfürst selber sich mit ihm einließ, und ein zweiter Tag zum Arbeiten ihm, wie es scheint, ohne Schwierigkeit bewilligt ward.

Privatsammlungen werden sich genau so für Trinkgelder erschlossen haben, wie sie es jetzt noch thun, und wie sie im Ausgabenbuche eines reisenden Engländers im Beginn des XVIII. Jahrhunderts (Earl of Leicester 1714—1718. Michaelis a. O. S. 58) einen stehenden Posten bilden.

Eine etwas wunderliche Form nahm die Sache im Orient an. Als zwei treffliche Männer, der französische Antiquar Spon und der Engländer Wheler, denen wir die erste wissenschaftliche Bereisung der Levante, man kann sagen, ihre Wiederentdeckung verdanken, im Jahre 1675 die Akropolis von Athen ansehen wollten, konnten sie das erst, nachdem sie dem Befehlshaber und einem Offizier 7—8 Pfd. Kaffee verehrt hatten. Freilich war die Akropolis zugleich Festung, und in Beziehung auf solche sind die Türken bis auf den heutigen Tag schwierig geblieben, auch wenn die Veste, wie in den allermeisten Fällen, gar nicht mehr ernsthaft genommen werden kann. Immer noch ist ein Verfahren nach dem Muster jener alten Reisenden als das probateste zu empfehlen, nur braucht es nicht gerade mehr in der Verkleidung von Kaffee aufzutreten.

Wir sind bis an die Grenze des XVII. Jahrhunderts vorgerückt und treten in das XVIII. ein. Dieses Jahrhunderts eigene Kunstproduction pflegten bis in die neueste Zeit sehr gering angeschlagen zu werden. Ich will hier die Berechtigung dieser Schätzung nicht untersuchen; das ist jedenfalls sicher: was unseren Augen heutzutage in den umfassenden Museen des Südens und Nordens geboten wird, geht in seinen Anfängen und vielfach auch in seinen Fortschritten fast ausschließlich auf jene vielgeschmähte Epoche zurück. Wer jetzt zum ersten Mal die großen römischen oder anderen italischen Museen betritt, meint wohl, so sei es dort seit Jahrhunderten gewesen, oder man legt sich in der Beziehung überhaupt gar keine Frage vor. Allein die große capitolinische Sammlung, die zeitlich erste Roms, ist gar nicht so lange vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden; die vatikanische gar ist nicht viel älter als ein Seculum. Und nicht reine oder freie Be=

Digitized by Google

geisterung hat für Kunst und Alterthum sie entstehen lassen, sondern in erster Linie hat die Kauf- und Besitzlust des Auslandes sie veranlaßt. Man hat wohl gut auf die Ausfuhrverbote hinweisen, von denen uns seit 1624 eine ganze Reihe bekannt ist; noch 1787 sagt Goethe (22. Jan), daß man die Erlaubniß heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen wisse, und Werth und Würde der so ausgeführten Dinge sei außerordentlich. Daß man ausländischen Potentaten und Großen, die doch fast ausschließlich als Käufer auftraten, die Erlaubniß nicht leicht verweigerte, haben wir schon hervorgehoben. Nun traf es sich auch gerade im Beginn des XVIII. Jahrhunderts, daß in Rom viel Privatbesitz von Antiken auf eine oder die andere Weise zum Verkauf gebracht wurde: 1724 ging die Sammlung Odescalchi, ursprünglich das Eigenthum der Tochter Gustav Adolfs, der Königin Christine von Schweden, nach Madrid, 1728 eine Sammlung des Fürsten Chigi und ein Theil der ersten Sammlung des Kardinals Alessandro Albani nach Dresden, vorher schon war die Sammlung Giustiniani an Lord Pembroke verkauft worden. Und wieder hieß es, wie vormals: Romae omnia venalia, daß zu Rom Alles käuflich sei. Zwar fand Winckelmann nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Rom noch außerordentlich zahlreichen Privatbesitz; doch scheint gerade die Wegführung der Chigischen und Albanischen Marmore großen Anstoß erregt zu haben. Man hatte vom Standpunkt der Römer aus nicht so Unrecht, zu wünschen, wie es zu lesen ist, daß dem brennenden Verlangen der Fremden, sich mit so kostbaren Schätzen zu bereichern und die Einheimischen zu berauben, endlich einmal ein Damm gesetzt werde. Und die Begierde mußte wohl groß sein. Schon Herzog Albrecht hatte betont, daß ihm die Höhe der Transportkosten gleichgültig wäre; jetzt hören wir einmal Zahlen: die Sammlung Chigi kostete in Rom 60 000 Thaler; für die Beförderung nach Dresden, und zwar über Livorno bis Amsterdam zur See, und für die Reise des Unterhändlers waren nicht weniger als drei Viertel der Kaufsumme, 45 000 Thaler ausgesetzt.

Daher wurde es als einer der edelsten und ruhmwürdigsten Gedanken des Papstes Clemens XII., Corsini (1730—1740) bezeichnet, in Rom ein eigenes Museum zu gründen; es ist das Museum auf dem Capitol. Dieser Platz mußte um so geeigneter scheinen, als das Capitol schon seit 2—3 Jahrhunderten, seit Sixtus IV. (1471), „eine Art von Kunst- und Reliquienkammer des römischen Volkes" gebildet hatte; allmählich waren da, zumal durch die Päpste selber, allerhand antike Reste zusammengetragen worden, die aber nach früherem Brauch der Architektur verzierend eingefügt waren, übrigens der Stadt zu eigen gehörten. *) Im Jahre 1734 kaufte der Papst den Haupttheil der sogenannten ersten Sammlung des Kardinals Albani — seine zweite ist durch Winckelmann bekannt genug geworden

*) Justi, Winckelmann II. 1 S. 140.

— Kaiser-Büsten und Inschriften; unter seinem Nachfolger Benedict XIV. Lambertini (bis 1758) ist dann die Sammlung im Ganzen abgeschlossen worden; ein so herrliches Werk kam damals hinzu wie die Venus, welche die Capitolinische genannt wird. So ist das erste Antiken-Museum zu Rom entstanden; das Neue war dabei die Anhäufung der Werke um ihrer selber willen, wenn wir ein starkes Wort gebrauchen wollen, das Dépôt-, das Lagermäßige; der Gesichtspunkt des Schmuckes tritt zurück, der des Aufbewahrens tritt in den Vordergrund, ja wenn wir ganz offen sein wollen, er tritt eigentlich ganz an die Stelle des ersten. Das eigentliche Interesse der Zeit richtete sich ausgesprochenermaßen, wie etwa schon in der Zeit Leo's X. (s. Guhl Künstlerbriefe I S. 133.), auf die gelehrte und künstlerische Bedeutung der Werke. Es ist ganz damit in Uebereinstimmung, wenn wir zu gleicher Zeit auf dem Capitol eine Kunstschule finden, und wenn auch gerade Künstlern der Eintritt in die Sammlung erleichtert ward. „Ich reise," so schreibt Winckelmann am 5. December 1755 von Rom aus, „als Künstler, wo man jungen Künstlern die Erlaubniß ertheilt zu studiren als im Campidoglio;" und „Winckelmann pittore, Sassone di nazione, wie es in meiner schriftlichen Erlaubniß für's Campidoglio steht." Die Regel war, daß die Besucher durch die Sammlung geführt wurden, eine Art von Kunstgenuß, den man sich heute noch vorstellen kann, wenn man als Glied einer Heerde z. B. durch einen sehenswürdigen Palast getrieben wird; ich gestehe, daß ich in meinen eigenen Augen kaum je eine so traurige Figur spiele wie bei solchen Gelegenheiten. Es wird ja aber wohl in vielen Fällen und aus vielen Gründen nicht anders gehen. Für das Capitol giebt das Volkmann'sche Reisehandbuch das deutsche Reisende, auch Goethe, hauptsächlich benutzten, folgende Anweisung (Ausg. v. 1777 II. S. 521): „Man läßt sich einmal herumführen und giebt nachgehends dem Aufseher entweder jedes Mal drey Paoli (1,35 M.) oder nimmt überhaupt Abrede mit ihm für die ganze Zeit; so kann man so oft kommen, als man will und sich nach Belieben viele Stunden in den Zimmern aufhalten." Genügte aber auch dieses Maß der Zugänglichkeit nicht? Gab es in Rom abgesehen von Künstlern und von weniger zahlreichen Gelehrten ein größeres schaulustiges Fremdenpublicum?

Bei den Engländern gehörte allerdings schon vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an die sogenannte „große Tour", der Besuch des Sehenswerthen besonders in Frankreich und Italien, zu den nothwendigen Qualitäten eines Gentleman. Natürlich waren diese Reisenden, wie noch heute, sehr verschieden; Winckelmann hat einige gezeichnet, die er führen mußte: einer rannte durch die ganze Villa Borghese in weniger als einer halben Viertelstunde; ein Anderer „gab kaum ein Zeichen des Lebens von sich, wenn ich ihm mit den ausgesuchtesten Ausdrücken und mit den erhabensten Bildern von den Schönheiten der alten Werke redete." Es gab aber auch anders Geartete, wir werden noch von ihnen zu reden haben.

Digitized by Google

An einen Fremdenverkehr wie heute ist natürlich nicht entfernt zu denken, dazu war das Reisen immer noch zu schwierig und zu kostspielig. Jonathan Richardson, der mit seinem Sohne eine vielbenützte Beschreibung der hauptsächlichen Kunstwerke Italiens herausgegeben hat und um 1720 in Rom war, erzählt, daß er mehr als zwanzig Mal in den Stanzen Rafaels gewesen sei, ohne irgend einen Menschen zu sehen, außer dem Diener, der ihn eintreten ließ; nur einmal habe er einen schlechten Copisten der Konstantinschlacht getroffen. Einige Jahre früher (1707) sagt ein anderer Reisender, Monsieur de Blainville: „Der Vatikanische Pallast ist für einen klugen Reisenden vollkommen sehenswürdig.“ Er hat ihn dann sehr eingehend beschrieben, wie er hindurchgeführt wurde: außer dem uns bekannten Statuenhof, wo er beim Anblick des Laokoon Thränen vergoß, kommt da kein antikes Werk vor. Der Gedanke, den Vatikan auch zu einem großen Antiken-Museum zu machen, gehört nicht, wie man wohl liest und hört, dem bekannten Papst Clemens XIV. Ganganelli an, sondern dessen Großschatzmeister Gianangelo Braschi, der als sein Nachfolger unter dem Namen Pius VI. 1775 den päpstlichen Stuhl bestieg und ihn nach 23 Jahren vor den französischen Waffen verlassen mußte. Allerdings führt die damals eingerichtete vatikanische Sammlung den Doppelnamen des Museo Pio-Clementino; aber wir haben keinen Anlaß, der Angabe des bei der Gründung verwendeten Archaeologen Ennio Quirino Visconti zu mißtrauen, daß auch Clemens durch den Grafen Braschi angeregt worden sei. Auch hier war in dem oben geschilderten Statuenhofe des Belvedere ein Kern und gleichsam ein Anlaß gegeben. Bei diesem „nützlichen Unternehmen“, wie Visconti es in dem Vorworte seiner Beschreibung nennt, war noch einmal der Wunsch maßgebend, die schönsten Kunstdenkmäler in Rom zurückzubehalten, per conservarli a constante benefizio ed eterno splendore di Roma um der Stadt die Führerschaft im Reiche der Künste zu wahren. Um alle Schaulustigen, selbst völlig laienhafte, zu befriedigen, habe man die Werke mit größer Sorgfalt ergänzt. So entsteht, — man verzeihe noch einmal den Ausdruck, den ich im Gegensatz zu früherer Art wähle, ohne den ästhetischen Eindruck zu präjudiciren! — es entsteht das zweite große Antikenlager in Rom, aus patriotischen und künstlerischen Absichten; und es erscheint nach wenigen Jahren ohne alle Vergleichung als die schönste Sammlung von Antiken, welche irgendwo vorhanden ist, wie z. B. Friedr. Leop. Graf zu Stolberg 1791 sich ausdrückt. Mit der Zugänglichkeit war es allerdings im Anfang eine eigene Sache; der brave Volkmann schildert das um 1777 folgendermaßen: „Da die berühmten Statuen und das neue Museo Clementino jetzt unter einem Aufseher stehen, so trifft man ihn oft sehr schwer an. Denn wenn er einmal mit Fremden im Museum ist, so schließt er sich ein, und man kann ein paar Stunden harren, bis er herauskommt, oder man muß gar wieder fortgehen, ohne etwas zu sehen. Ueberhaupt ist es gut, den Vatikan mit

einem darin Bekannten zu besuchen, damit man alles Merkwürdige daselbst zu sehen bekommt.“ (II S. 136 Anm.). Von einem officiellen Eintrittsgelde ist mir hier sowenig wie beim Capitol und anderen italienischen Sammlungen etwas bekannt geworden; aber da man geführt wurde, so waren doch wohl Trinkgelder unerläßlich, und ein deutscher Reisender von 1783 (Adler) spricht von dem „gebräuchlichen Geschenk von 3 Paoli“ (1,35 Mk.) in der vatikanischen Bibliothek.

Römische Privatsammler hielten es mit der Oeffnung ihrer Schätze natürlich nach Gefallen; aber Graf Stolberg scheint es doch wie eine unangenehme Ausnahme zu empfinden, daß die Villa Ludovisi nur einmal die Woche, Sonnabend Vormittags, geöffnet war (Reisen II. S. 107).

Die wichtigste römische Privatsammlung war diejenige, welche der Kardinal Albani nach dem Verkauf seiner ersten zusammengebracht hatte und mit neuem Eifer haben damals auch z. B. die Chigi, Borghese, Borgia gesammelt. Daneben wurde aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom der schwunghafteste Handel in Antiken betrieben, den es vielleicht je gegeben hat. Unter den zahlreichen Händlern ragt der auch bei Goethe erwähnte Engländer Jenkins hervor, der eine ungewöhnliche Zahl römischer Villen und Paläste ganz oder theilweis einschlachtete, um mich eines vulgären, aber treffenden Ausdrucks zu bedienen; so die Villen Montalto, d'Este, Mattei, die Paläste Altieri, Barberini, Capponi, Lante. Die große Nachfrage erhöhte auch den Eifer in der ergänzenden Herrichtung der antiken Werke, welche an Ehrlichkeit bisweilen Manches zu wünschen übrig ließ. Trotz einzelner bedeutender Ankäufe nordischer Fürsten, wie Friedrichs des Großen, des Herzogs von Dessau, Katharinas von Rußland, nahmen den Löwentheil immer noch die Engländer, Allen voran Männer wie Blundell, Charles Townley, der Marquis of Lansdowne; und sie vergalten es den Werken des heiteren Südens, daß sie hinauf bis zu ihnen gekommen waren: Townleys Haus war nach 1772 eine der größten Sehenswürdigkeiten Londons. Die Antiken waren so vertheilt, daß die Eindrücke stufenweise gesteigert wurden. Unten in der Halle, auf der Treppe und im Wohnzimmer empfingen den Besucher Grabdenkmäler, Inschriften und Terracotta-Reliefs; im Salon waren die schönsten Büsten aufgereiht, andere, besonders geeignete, wie Homer, in der Bibliothek; den Höhepunkt erreichte die Anordnung im Speisesaal, wo die schönsten Statuen an den Wänden vertheilt waren. Aehnliches habe ich selber im Stadtpalaste des Marquis of Lansdowne zu London noch gesehen. Das ist noch Alles ganz im Geiste der Renaissance, auch dies noch, daß vor Allen Künstler und Freunde zum Genusse eingeladen wurden. Einzelne Sammlungen waren jedoch auch allgemeiner zugänglich.

Inzwischen war in London im Jahre 1753 in dem Britischen Museum ein Mittelpunkt geschaffen worden, der seine centralisirende Kraft auch auf die Privatsammlungen ausdehnen sollte, wie er selber aus einer solchen her-

vorgegangen war. Zunächst bestand sein Inhalt aus Büchern, Naturalien und kleineren Alterthümern; der Zuwachs an umfangreichen Antiken hat erst in unserem Jahrhundert begonnen. Die auf das Museum bezügliche Parlamentsakte bestimmt es ausdrücklich nicht nur zur Betrachtung und Unterhaltung für die Gelehrten und Wißbegierigen, sondern zum allgemeinen Gebrauch und Nutzen des Publicums! Hiermit wird anscheinend in die Bestimmung von Kunstsammlungen ein ganz neuer Zug eingeführt, und wir finden diesen Zug ganz in Uebereinstimmung damit, daß gerade die Engländer früh herausgekommen sind, daß sie früh den Reiz und die Wohlthat künstlerischer Anschauung empfunden und den Geschmack an solcher auch in ihrem Lande einzubürgern gewünscht haben. Aber ebenso unstreitig wie die Priorität jenes neuen Gedankens den Engländern gebührt, ebenso unstreitig gebührt ihnen nicht die Priorität seiner Ausführung. Nach den Statuten vom Jahre 1768 ist der Besuch des Museums mit den gleichen, ja mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, als sie zu derselben Zeit in Italien gefunden wurden, wo man sie noch dazu durch ein gut placirtes Trinkgeld erheblich abschwächen konnte. Allerdings war das Britische Museum an fünf Tagen der Woche 4 bis 6 Stunden geöffnet; aber wer es besuchen wollte, mußte wenigstens einen Tag vorher einkommen und erhielt, wenn es überhaupt zulässig erschien, Billets. Ich finde irgendwo die Angabe, daß man im Jahre 1770 vom April bis zum August auf die Einlaßkarten harren konnte. Die Billets lauteten auf einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde; die Besucher wurden zu je fünfzehn von Beamten durch die einzelnen Abtheilungen geführt, die ohne Begleitung nicht betreten werden durften. Zwei Stunden wurden jeder Gesellschaft gewährt, „ihre Wißbegier zu befriedigen,“ dann ertönte eine Glocke to clear the building, „das Haus zu räumen,“ und eine neue Gesellschaft ward eingeführt. Mit einigen Abschwächungen ist dies Verfahren auch noch im Jahre 1810 nachzuweisen. Erst im Jahre 1832 zeigt sich eine etwas freiere Praxis, aber zwei Monate hindurch, August und September, blieb die Sammlung überhaupt geschlossen. Da uns hier nicht der Inhalt, sondern die Bestimmung von Kunstsammlungen angeht, so will ich nur beiläufig hervorheben, daß gerade die Ueberführung der sogenannten Elgin Marbles aus Athen in's Britische Museum endlich auch den Werth bloßer Torsi zu allgemeinerer Anerkennung gebracht haben mag. Wie wunderlich man früher in der Beziehung sich behalf, zeigt eine beachtenswerthe Bemerkung von Fr. Graf Stolberg (II, 245) bei Gelegenheit des Herakles-Torso vom Belvedere: die erhaltenen Theile sind „so unnachahmlich schön, daß mir die Vermuthung jener nicht ausschweifend erscheinet, welche dafür halten, daß der große Meister, minder mit dem Kopf, den Armen und den Beinen zufrieden, sie abgeschlagen habe, damit das vollendete Werk nur den höchsten Grad der Vollendung in der Arbeit zeigen möchte.“

Wir kehren noch einmal in's XVIII. Jahrhundert zurück und nach

Deutschland. Für das noch Ungewöhnliche einer Kunstsammlung überhaupt und die Art der Zulassung finde ich nichts Bezeichnenderes als Goethes Schilderung von seinem Besuch in Dresden im Jahre 1767 (Dichtung und Wahrheit, Achtes Buch), und ganz in die Stimmung jener Zeit versetzen uns seine Worte: „Ich trat in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die cursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen." Er besuchte dann die Sammlung, wie er später sagt, „zu allen vergönnten Stunden."

Schon ein bis zwei Jahrzehnte vorher sieht es aus, als ob auch mehr zu erlangen gewesen wäre. „Ich habe," schreibt Winckelmann am 3. März 1752 an Uden, „die Erlaubniß erhalten, die Kgl. Schildereiengallerie so oft ich will zu frequentiren"; vielleicht geschah das auch hier mit Rücksicht auf künstlerisches Studium, denn Winckelmann setzt hinzu: „mit Anfang des Frühlings werde ich gewisse Stunden zum Zeichnen für mich aussetzen."

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß Gemälde zeitlich früher Gegenstände allgemeinen Interesses waren als plastische Werke, wie der alte Volkmann bemerkt, daß „die Besehung der Kunst und vorzüglich der Gemälde bei den meisten eine Haupturſache der Reisen nach Italien" sei. Die Skulpturen schienen nur den Antheil eines engeren Kreises von Künstlern und Kennern zu wecken; dem entsprach, wie wir gesehen haben, das Maß ihrer Oeffentlichkeit in Italien. Eine ähnliche Auffassung geht aus einem Bericht des Grafen Vitzthum in Dresden (11. Mai 1771) hervor, „in was vor üblen und bedauernswerthen Umständen in Ansehung der Conservation, der äußerlichen Anständigkeit und des Nutzens vor die Künstler die seltenen Alterthümer in den engen und vertheilten Pavillons des Großen Gartens sich befinden, bedarf wohl keiner weitläufigen Vorstellung." Darunter befanden sich auch die obengenannten theuren Erwerbungen aus Rom; und ich kann nicht umhin, im Vorübergehen anzumerken, wie äußerlich doch also solche kostspieligen Anschaffungen gemeint sein konnten, welche die Nachwelt unbesehen als Zeugnisse des Kunstsinns, ja sogar als Versuche hinzunehmen pflegt, Kunstsinn zu verbreiten! Wie dergleichen wirklich angefangen wird, das werden wir demnächst und als Abschluß darzulegen haben.

Die Schaustellungen angehäufter Kunstwerke, wie sie das vorige Jahrhundert begann, trugen auch gegenüber dem früheren, durch sinnvolle Anordnung bezeichneten ästhetischen Charakter unbeabsichtigt einen historisch lehrhaften. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser sich allmählich in den Vordergrund schob, so daß er wohl auch als Grundzug einer Sammlung erscheinen konnte.

Stand es aber einmal so, dann mußte man bald darauf kommen, daß ja eben jener wesentliche Zug nicht bloß durch Originale, sondern viel einfacher und vollständiger durch Nachbildungen erreicht werden konnte. So etwa glauben wir die Sammlungen von Gypsabgüssen im vorigen Jahrhundert verstehen zu dürfen, die ersten, von denen wir hören. Man wird zwar meinen, daß bei Kunstakademien von jeher, wo man keine Originale hatte, eine Anzahl von Gypsabgüssen nach der Antike sich hätte finden müssen; allein damit war es noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts schwach bestellt: in Leipzig besaß man z. B nach Goethes Angabe nur Laokoon, den Vater und einen Faun.

Die erste größere Abgußsammlung in Deutschland, auch diese noch mit einer Kunstschule verbunden, ward zu Mannheim im Jahre 1767 eröffnet und ist durch Goethes Besuch von Straßburg aus allgemein bekannt; aber zugleich sehr bezeichnend für die allgemeine damalige Physiognomie von Kunstsammlungen gerade durch die Betonung des Ausnahmsweisen ist der begeisterte Erguß „eines reisenden Dänen" über jene Sammlung, der in Schillers Thalia vom Jahre 1787 abgedruckt ist, und der wohl mit Recht Schiller selber zugeschrieben wird: „Der heutige Tag war mein seligster, so lange ich Deutschland durchreist. — Ich komme aus dem Saale der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunstliebe eines deutschen Souverains die edelsten Denkmäler griechischer und römischer Bildhauerkunst in einen kurzen geschmackvollen Auszug versammelt. Jeder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkte Freiheit, diesen Schatz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotische Kurfürst ließ sich diese Abgüsse nicht deswegen mit so großem Aufwande aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder wie so viele andere Fürsten den durchziehenden Reisenden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen. Der Kunst selbst brachte er das Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen. Schon die Aufstellung dieser Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß „ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehr Vortheile gewährt als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finster oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befuhlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte u. s. f." Das letztere berührt sich mit unserer Herleitung der Gypssammlungen. Was das Almosen anbetrifft, so

möchte ich ihn nicht nur bildlich auffassen, sondern als Hindeutung auf das oft nicht geringe Eintrittsgeld, welches zwar weniger bei den überhaupt noch seltenen Kunstsammlungen, wohl aber bei den fürstlichen Schatz- und Raritätensammlungen im Norden erhoben wurde, und zwar bis tief in unser Jahrhundert hinein, auch noch zu unserer Zeit.

In Beziehung auf künstlerischen Unterricht sind auch die zahlreichen Gypsabgüsse von Rafael Mengs, dem Freunde Winckelmanns, in Rom zusammengebracht worden, von welchen die einen an die Kunstakademie nach Madrid, die Doubletten und manche andere 1783 nach Dresden gekommen sind, wo sie auch noch im Jahre 1817 wie die antiken Originale zunächst für die Künstler bestimmt erscheinen. Unter den Universitätssammlungen von Abgüssen reichen einzig die Anfänge der Göttinger bis in's vorige Jahrhundert, 1767, zurück, wie in Göttingen auch die ersten Vorträge über alte Kunst, und zwar in demselben Jahre, gehalten worden sind.

In Frankreich wurden die Kunstwerke erst durch die große Staatsumwälzung allgemein zugänglich und sind es seitdem geblieben. Wir sind soeben belehrt worden, daß wenigstens in Beziehung auf die Bildersammlung auch hier zuerst ein Künstler auf Publicität gedrungen hat.*) Schon 1791 wurde der Louvre zur Aufnahme der Werke bestimmt, die nunmehr dem Volke gehörten. Im Gefolge von Napoléons Siegen hielten die entführten Kunstwerke, zumal aus Italien, ihren Einzug; dem Triumphzuge dieser auf dem Marsfelde schwebte am 25. Juli 1797 eine Standarte voran mit der Inschrift: La Grèce les céda; Rome les a perdus; leur sort changea deux fois, il ne changera plus. Das Jahr 1815 brachte sie zum größten Theil ihren alten Besitzern zurück; man soll niemals etwas verschwören. In dem Verzeichniß des Musée Napoléon, wie es seit 1803 hieß, das mir vom Jahre 1808 vorliegt, werden die Kunstwerke als „Frucht der Eroberungen Sr. Majestät" bezeichnet, dann als ruhmvolle Siegestrophäen, für welche die Freunde der Kunst ewig dankbar sein werden.

So etwas erscheint wie eine Anomalie in der stetigen Entwickelung der Gesichtspunkte, wie wir sie bisher bei der Einrichtung der Sammlungen verfolgt und deren letztem noch herrschenden wir uns allmählich genähert haben. Der erste Hauptzweck der Kunstsammlungen war Genuß; der zweite: Nutzen für die Künstler; dies ward auch bei dem darauf folgenden Zwecke im Auge behalten, dem der Conservirung! Zum Verständniß des nun eingetretenen neuen Gesichtspunktes seien ein paar allgemeine Bemerkungen erlaubt.

Unter den Entwickelungen menschlicher Dinge überhaupt giebt es keine,

*) Der Kupferstecher Sergent Marcau vgl. Reminiscences of a Regicide London. 1889.

die sich als eine einfache isolirte Linie darstellen ließe; nur unsere Betrachtung löst sie scheinbar los aus dem vielverschlungenen Netze der Gesammtentwickelung und wird doch bei jedem tieferen Eindringen wieder von selber auf die kreuzenden Fäden geführt. Nur die augenfälligsten seien ganz kurz bezeichnet. Die ungeheure geistige Bewegung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor Allem Deutschland und Frankreich ergriff, erweckte zur Schätzung geistiger Werthe, zur Lust an geistigem Genuß weite Kreise, die ihnen früher fern gestanden. In Deutschland erhielt die Bewegung durch die führenden Geister von vorn herein eine Richtung auf die Kunst: ein Publicum fing an sich zu bilden, vorgreifend, wie wir sagen möchten, der gewaltigen Umwälzung der Verkehrsverhältnisse, welche eigentlich doch erst die beschauliche und ruhige Betheiligung des Publicums zu einer thatkräftigen und bewegten machen konnte. So sehr trifft auch hier zu, daß der menschliche Geist die Ideen vorwegnimmt, ohne sich um die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu kümmern; aber wir möchten doch offen lassen, ob nicht diese Verwirklichung im tiefsten Grunde mit dem Auftauchen der Ideen beinahe wie Folge und Ursache zusammenhängt. Oder meint man etwa, daß die endliche Ausnützung der lange bekannten Dampfkraft zur Beförderung nichts zu thun habe mit dem schon vorher immer dringender gewordenen Verlangen der räumlich getrennten Menschen, von einander zu wissen, mit einander in Beziehung zu treten, wie es die außerordentliche Vermehrung der Tagesblätter seit der französischen Revolution deutlich genug erkennen ließ? Mögen dies Manche für ein Phantasiestück halten, so viel ist sicher: unsere Verkehrsverhältnisse haben das Publicum in's Unberechenbare gesteigert; wer heute Berlins Sammlungen gesehen hat, kann am nächsten Tage Dresden, am zweiten München betrachten, und so fort durch ganz Europa. Zufällig können wir ermitteln, daß im Anfang dieses Jahrhunderts die Berliner Kunstkammer jährlich von etwa 240 Personen besucht wurde; die Sammlungen des Britischen Museums, Antiken und Bücher, aber ausschließlich des Lesezimmers, wiesen fur das Jahr 1886 über eine halbe Million, nicht weniger als 504,893 Besucher auf!

Nicht Jeder vernahm den Ruf der Zeit in gleicher Weise: König Ludwig I. schuf etwa gleichzeitig mit Friedrich Wilhelm III. zu München das Antikenmuseum, die Glyptothek, welche als sein Privateigenthum angesehen und verwaltet wurde. Es war eigentlich nur eine richtige Consequenz, daß die Ermitage, die große Kaiserliche Kunst- und Alterthumssammlung in St. Petersburg, bis vor etwa 20 Jahren nur im Frack und weißer Binde besucht werden durfte. Aber jenem ersten Erwachen, dem erst von fern her sich ankündigenden Verlangen der Geister hat auf dem Gebiete der Kunstsammlungen zuerst von Allen durch Wort und That Ausdruck verliehen **unser** König Friedrich Wilhelm III. Ich habe kürzlich an einem anderen Orte die Erinnerung wachgerufen an die erhebende Gründung des

Berliner Museums.*) Hier muß ich wenigstens das aussprechen, daß Friedrich Wilhelm III. als der erste unter allen Fürsten die ihm gehörigen Kunstwerke „zum Nutzen und Vergnügen des Publicums" hingegeben, zuerst bei der Anlage einer Kunstsammlung den erziehlichen Charakter der Kunst und die wissenschaftliche Ausbeutung nicht bloß ausgesprochen, sondern, soviel an ihm lag, zur Wahrheit gemacht hat. Daraus folgt dann alles Weitere: leichte Zugänglichkeit, ungehinderte Benützung, systematische Anordnung. Und so mächtig ist dieses Beispiel gewesen, so mächtig der Zug der Zeit, der so zum ersten Mal gleichsam zum Reden gebracht war, daß fortan keine Sammlung mehr sich ihm entziehen kann, daß fast alle von Petersburg bis Madrid ihm allmählich haben folgen müssen.

Es konnte uns wohl beklommen machen, daß die Antikensammlungen der Renaissance, deren künstlerische und harmonische Anordnung den Sinn gefangen nahm und in ferne Vergangenheit entrückte, verdrängt wurde durch die Massenhäufungen der Museen, so bedeutende Wirkungen auch von diesen ausgegangen sind. Jetzt erst können wir dessen unbefangen froh werden; der reine und selbstlose Sinn, wie ihn zuerst von Allen Preußen mit derartigen Anhäufungen verbunden hat, ist zu einer erlösenden Macht geworden. Was sonst Gelegenheit oder Zufall, Bewunderung oder eine wenn auch feine Art der Selbstsucht aufspeicherte, erscheint nun durch ein einheitliches, geistiges Band zusammengehalten; nicht bloß die Absicht der Kunstsammlungen wird durch den neuen Geist sicher umgrenzt, auch Form und Inhalt sind neu durch ihn bestimmt und werden dadurch nach allen Seiten hin gesteigert und veredelt. Jetzt wissen wir — oder wir sollten es wenigstens wissen! — daß ein Museum nicht zu sein hat eine Anhäufung beliebiger bemerkenswerther Gegenstände sondern in erster Linie ein Kunsthaus, auch eine Einrichtuug zur Erziehung des Menschengeschlechtes. Diesem obersten Grundsatze hat sich Alles zu fügen.

Und nun noch eine letzte Nutzanwendung: nicht in das Belieben des Einzelnen ist es gestellt, ob er einem neuen Zuge der Zeit folgen will oder nicht; dieser verlangt Folge, im Großen wie im scheinbar Kleinen, es sei denn, man verzichte von vorherein auf das, was uns Andern gleich stellt oder gleich setzt, auf den Wetteifer in Pflicht und Arbeit!

*) Vgl. des Verfassers Aufsatz: „Preußen und die Antike" im Märzheft 1889 von „Nord und Süd".

Kants Lehre vom Staat.

Von

Gottlieb Krause.

— Königsberg. —

Wenn ich im Folgenden versuchen will, die Kantische Lehre vom Staat in ihren Hauptzügen vorzuführen, so will ich mich nicht in Betrachtungen und Urtheilen über Kants Doctrin ergehen, sondern ihren wesentlichen Inhalt selbst in einem knapp gehaltenen Bilde zur Darstellung bringen. Dieselbe wird sich gewissermaßen auf den Spitzen halten, da der weite, zum Theil schwierige Stoff in den mir gezogenen Schranken nicht auch nur annähernd erschöpfend behandelt werden kann. Hier sollen darum nur die Punkte hervorgehoben werden, in denen der Geist von Kants politischen Ansichten gewissermaßen krystallisirt erscheint.

Die staatsrechtlichen Schriften unseres großen Denkers gehören sämmtlich seinem Greisenalter an. Es sind folgende: Die Abhandlung „Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis.“ 1793. — Die Schrift „Zum ewigen Frieden.“ 1795. — „Die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre“ 1797 (genauer sogleich nach der Michaelismesse 1796). — Einzelne Beiträge bietet der Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.“ 1784, „Der Streit der Facultäten“ 1798, die in dem selben Jahre herausgegebene „Anthropologie“ und dann der handschriftliche Nachlaß des Philosophen, der zum Theil schon von Friedrich Wilhelm Schubert, dem Mitherausgeber von Kants Werken, benutzt und abgedruckt ist, und jetzt in umfassender Weise durch unseren Kantbibliographen Dr. Reicke in der „Altpreußischen Monatsschrift“ zum Abdruck gelangt. Letztgenannter Herr hat mir auch eine Copie des noch nicht gedruckten Convoluts F, dessen

Blätter vor Allem Gegenstände der Politik und des Staatsrechts betreffen, in liebenswürdigster Weise zur Durchsicht gegeben. Dieses handschriftliche Material gewährt eine nicht unwichtige Ergänzung der bereits gedruckten politischen Schriften Kants.

Kant steht zwischen den wissenschaftlichen Vertretern der Lehre vom Naturrecht und der Auffassung, die durch die historische Rechtsschule angebahnt worden. Jene: Hugo Grotius, Hobbes, Spinoza, Pufendorf, Thomasius, John Locke, J. J. Rousseau u. A. entwarfen im Gegensatze zum positiven Rechte ein ideales Recht, dessen Urgrund die überall gleiche Natur des Menschen mit ihren angeborenen Trieben sei, dessen Erkenntniß uns die Vernunft vermittle. Für dieses Recht wurde allgemeine Gültigkeit beansprucht, nach ihm sollte das bestehende Recht verbessert werden. Der Staat wurde auf die Aufgabe beschränkt, die privatrechtlichen Interessen in Schutz zu nehmen, sein Ursprung wurde von dem Vertrage hergeleitet. Mit Kant beginnt auch in der Rechtsphilosophie eine neue Periode*). Zwar sucht auch er eine ideale Verfassung und ein ideales Recht, das überall und jederzeit Recht ist, aber dies Recht wird nicht aus der Natur des Menschen, aus einzelnen Trieben, Bedürfnissen, Absichten hergeleitet, sondern aus der praktischen Vernunft und der Idee der Freiheit. Der denkenden Vernunft wohnt die Macht inne, ein allgemein gültiges Recht hervorzubringen. Der Staat aber dient nur dem Zwecke, das Recht an sich zur Geltung zu bringen; jede Rücksicht auf das äußere Wohl der Staatsbürger ist zu verwerfen, die vernünftige Ordnung des Gemeinwesens ist Selbstzweck.

Gehen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf die Entwickelung von Kants Staatslehre im Einzelnen ein:

„Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt," sagt Kant in seinem Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (Werke. Herausgeg. von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. VII. 1. 323) — „ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft." Es ist eine Forderung der praktischen Vernunft, daß die Menschen den natürlichen Zustand, den status naturalis, und seine Willkür und Rechtsunsicherheit verlassen und eintreten in den bürgerlichen, den status civilis, in welchem die Gesellschaft unter einer distributiven Gerechtigkeit steht. Im bürgerlichen Gemeinwesen wird die Willkür des Einzelindividuums von festen, wohlverwahrten Grenzen umschlossen, innerhalb deren es sein Rechtsgebiet findet, über die hinauszugreifen ihm verwehrt wird. Durch die zwingende Gewalt des Staates (vis publica) kommt das Privatrecht, das Verhält-

*) Vgl. A. Lasson, System der Rechtsphilosophie. Berlin u. Leipzig 1882. Eintheilung § 4. Die Geschichte der Rechtsphilosophie.

niß von Einzelnen zu Einzelnen, erst zu gesicherter Geltung und wird aus einem provisorischen zu einem peremtorischen.

Den historischen Anfang des Staates findet Kant in der Gewalt [1]). Aehnlich wie Hobbes ist er der Ansicht, daß Noth und Gefahr die Menschen zu gegenseitigem Anschluß und zur Unterwerfung unter einen Mächtigen treiben: innere Mißhelligkeiten oder Kriegsgefahr von Außen [2]). In dem Gehege der staatlichen Vereinigung werden die rohen, sich selbst zerstörenden Kräfte in Zucht genommen; nicht mehr der Willkür preisgegeben, treten sie mit einander in einen Wettstreit, der sie zu immer höheren Leistungen anspornt, „so wie Bäume in einem Walde eben dadurch, daß ein jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, Beides über sich zu suchen, und dadurch einen schönen, geraden Wuchs bekommen. Alle Cultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genöthigt wird, sich zu discipliniren" [3]).

Bekanntlich hat die Naturrechtslehrer des 17. und 18. Jahrhunderts die Vorstellung beherrscht, daß Recht und Staat auf einem Vertrage beruhen, den die Einzelnen mit einander abgeschlossen, um aus der Gesetzlosigkeit des Naturzustandes zu gesetzmäßiger Ordnung zu gelangen. Hobbes zog aus dieser Annahme die Consequenz zu Gunsten des Absolutismus, Locke und Rousseau leiteten aus ihr die Lehre von der Souveränität des Volkes ab. — Auch bei Kant findet sich die Vorstellung von einem ursprünglichen Vertrage, jedoch in sehr veränderter Form. Er ist bei ihm eine bloße Idee der Vernunft, nicht etwa ein historisches Factum, von dem eine sichere Nachricht oder ein Instrument hinterlassen ist [4]). Diese Zurückführung des staatlichen Gemeinwesens auf einen Vertrag in der Idee schließt aber für den Gesetzgeber die Verbindlichkeit ein, seine Gesetze so einzurichten, daß sie aus dem vereinigten Willen eines ganzen Volkes entspringen könnten, und jeden Unterthan so anzusehen, „als ob er zu einem solchen Willen mit zusammengestimmt habe." [5]) Ist ein Gesetz so beschaffen, „daß ein ganzes Volk **unmöglich** dazu seine Einstimmung geben **könnte**, so ist es nicht gerecht; ist es aber nur **möglich**, daß ein Volk dazu zusammenstimme, so ist es Pflicht, das Gesetz für gerecht zu halten." [6])

Wenn somit zwar dem Souverain jene Idee des ursprünglichen Vertrages als unfehlbares Richtmaß dienen soll [7]) und ihm die Verpflichtung

---

1) Z. ew. Fr. Kants W. VII. 1. 271—72, Convolut F Blatt 4, F 5, F 15, F 16, F 18, F 23. — 2) Idee z. ein. allgem. Gesch. VII. 1. 324. Z. ew. Fr. VII. 1. 263. — 3) Idee z. ein. allgem. Gesch. VII. 1. 324. Vgl. z. ew. Fr. VII. 1. 264. — 4) „Das mag" u. s. w. VII. 1. 207. Rechtsl. IX. 164. — 5) VII. 1. 207. — 6) „Das mag." u. s. w. VII. 1. 207—8. 204. — 7) „Das mag" VII. 1. 210

obliegt, die Gesetze nach den Grundsätzen des Vernunftrechtes einzurichten, so dürfen doch die Unterthanen nicht das Recht des Widerstandes für sich in Anspruch nehmen, selbst wenn nach ihrer Meinung der Vertrag verletzt ist, und das Oberhaupt Gewalt statt Recht anwendet. Ein solcher Anspruch würde auf der irrthümlichen Ansicht beruhen, daß jener ursprüngliche Contract etwas wäre, was *wirklich geschehen* ist [1]); in Wahrheit aber ist derselbe nicht als Factum, sondern „nur als Vernunftprincip der Beurtheilung aller öffentlichen rechtlichen Verfassung überhaupt" anzusehen [2]).

Das Gesetz der Freiheit verlangt, daß die Willkür jedes Einzelnen sich dem Anderen gegenüber in bestimmte Grenzen einschließe, innerhalb deren er sein Recht findet, daß er andererseits nicht über seine Sphäre hinausgreifend die Freiheit des Anderen antaste. Die berühmte Kantische Erklärung von Recht lautet: „*Recht* ist die Einschränkung der Freiheit eines Jeden auf die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freiheit von Jedermann" [3]); und „das *öffentliche Recht* ist der Inbegriff der äußeren Gesetze, welche eine solche durchgängige Zusammenstimmung möglich machen" [4]). Der Obrigkeit steht die Gewalt zu, diesen Gesetzen Geltung zu verschaffen; so ist „die bürgerliche Verfassung ein Verhältniß *freier* Menschen, die doch unter Zwangsgesetzen stehen" [5]).

Besonders in der Schrift „Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis" entwickelt Kant die Grundrechte des Menschen, welche innerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft zum Ausdruck gelangen sollen. Diese Principien sind aber nicht Gesetze, die der schon errichtete Staat giebt, sondern solche, nach denen allein eine Staatserrichtung reinen Vernunftprincipien gemäß, möglich ist. [6]) Es sind folgende:

1. Die *Freiheit*, die jedem Gliede der Gesellschaft als Menschen zukommt;
2. Die *Gleichheit* desselben mit jedem Anderen als Unterthan;
3. Die *Selbständigkeit* als Bürger.

Die Freiheit drückt Kant durch die Formel aus: „Niemand kann mich zwingen, auf eine Art, wie er sich das Wohlseyn anderer Menschen denkt, glücklich zu seyn, sondern ein Jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freiheit Anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, nicht Abbruch thut" [7]). Der Mensch ist Persönlichkeit und darf niemals bloß der Willkür Anderer als Mittel dienen, sondern muß jederzeit zugleich als Zweck angesehen werden. In einem Fragment aus Kants Nachlaß heißt es: Ein Mensch im Zustande der Abhängigkeit „ist gleichsam vor sich nichts als ein Hausgeräth eines Anderen. Ich könnte ebensowohl den Stiefeln des Herrn meine Hochachtung

---

1) „Das mag" ꝛc. VII. 1. 212. 213. — 2) VII. 1. 214.— 3) „Das mag" u. s. w. VII. 1. 198. Vgl. Rechtsl. Einleitung IX. 33 § C. — 4) „Das mag" VII. 1 198. — 5) ibid. 198.— 6) „Das mag" VII. 1. 199. — 7) VII. 1. 199

bezeigen als seinen Laqueyen"[1]). Es war wohl kein bloßer Zufall, daß Kants Zöglinge aus der Familie von Hülsen, die er während seiner Hauslehrerzeit in Arensdorf bei Mohrungen unterrichtet hatte, zu den ersten Gutsbesitzern Preußens gehörten, die freiwillig die Gutsunterthänigkeit ihrer Bauern lösten[2])

Die Gleichheit der Menschen als Unterthanen besteht in dem gleichen Verhältniß der Unterordnung unter die Gesetze und die Zwangsgewalt des Staates. Nur ein Einziger unterliegt keinem Zwangsgesetze, das Staatsoberhaupt[3]). Da alle Unterthanen in gleichem Maße zu Gehorsam und Unterwerfung den Geboten des Staates gegenüber verpflichtet sind, darf es keinen privilegirten, auf Erblichkeit beruhenden Herrenstand geben[4]). Alles Andere mag man vererben, was Sache ist und als Eigenthum erworben und veräußert werden kann, Niemand aber darf einen erblichen Anspruch auf gewisse Posten im Staate erheben und dadurch hindern, daß Andere zu den Stufen gelangen, wozu sie Talent, Verdienst und Glück erheben könnten[5]). Gegen den Geburtsadel und seine Vorrechte hat sich Kant an vielen Stellen auf's Schärfste erklärt.

Zur Freiheit und Gleichheit ist jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft berechtigt, nicht so zu selbständiger Theilnahme an politischer Thätigkeit. Ein nothwendiges Erforderniß dazu ist, daß der Staatsangehörige „sein eigener Herr (sui juris) sey, mithin irgend ein Eigenthum habe, welches ihn ernährt, und daß er Niemandem als dem gemeinen Wesen im eigentlichen Sinne des Wortes diene"[6]). Weiber und Kinder sind selbstverständlich ausgeschlossen. Kant unterscheidet zwischen activen und passiven Bürgern, oder Bürgern und Schutzgenossen[7]). Jene sind die Staatsbürger im eigentlichen Sinne, die citoyens[8]). Ihnen steht das Recht auf die Gesetzgebung zu. Denn „die gesetzgebende Gewalt kann nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen. Da von ihr alles Recht ausgehen soll, so muß sie durch ihr Gesetz schlechterdings Niemandem Unrecht thun können. Nun ist, wenn Jemand etwas gegen einen Anderen verfügt, immer möglich, daß er ihm dadurch Unrecht thue, nie aber in dem, was er über sich selbst beschließt (denn volenti non fit injuria)"[9]).

Dies Grundrecht der bürgerlichen Selbständigkeit wendet sich gegen die despotische Regierung, die über Gut und Leben der Unterthanen verfügt, ohne sie um ihre Zustimmung zu fragen[10]).

Diese Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Selbständigkeit sind nicht „chimärisch und unausführbar", sondern, da es „Pflichten sind, welche

---

1) Altpreuß. Monatsschrift 1886. S. 90. Kants. W. XI. 1. 255. — 2 Schubert in den Neuen Preuß. Provinzial-Blätt. 1854. S. 204. Rink, Ansichten aus J. Kants Leben 1805. S. 29. — 3) VII. 1. 203. Anm. — 4) VII. 1. 202. — 5) VII. 1 202. F. 7. — 6) VII. 1. 205. — 7) VII. 1. 204. Rechtsl. IX. 159. VII. 1. 205 IX 160. — 8) VII. 1. 205. — 9) Rechtsl. IX. 158. Vgl. VII. 1. 204. — 10) Rechtsl. IX. 198. Z. ew. Fr. VII. 1. 243.

die Vernunft aus der Idee des Rechtes ableitet," muß „ihre Thunlichkeit auch als unvermeidlich angenommen werden"[1]). Und „die Idee einer mit dem natürlichen Rechte der Menschen zusammenstimmenden Constitution ist nicht ein leeres Hirngespinnst, sondern die ewige Norm für alle bürgerliche Verfassung überhaupt"[2]).

Welche Berechtigung haben denn aber Verfassungen, in denen jene Principien nicht zu voller Durchführung kommen? Antwort: solche politischen Zustände haben eine interimistische Gültigkeit, bis durch allmählichen Fortschritt die Verfassung erreicht wird, in der „sie zur Ausführung gebracht werden können. Aber diese Ausführung selbst muß in der bestehenden Staatsverfassung dem Keime nach liegen."[3]) Es ist der Rechtsstaat an sich, den die Kantische Staatslehre zum Ziele nimmt, den Erscheinungsformen des Staates in der Wirklichkeit wird im Grunde nur eine provisorische Berechtigung zugesprochen. „Dies ist die einzige bleibende Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besonderen Person hängt; der letzte Zweck alles öffentlichen Rechts, der Zustand, in welchem allein Jedem das Seine peremtorisch zugetheilt werden kann[4])."

Wenn die Naturrechtslehrer der Obrigkeit die Aufgabe zuweisen, für Sicherheit und Frieden zu sorgen, Wohlstand und Glück der Unterthanen zu fördern, so weist Kant solche eudämonistischen Bestrebungen mit herber Strenge zurück. Wohlfahrt hat kein Princip, da sie der Eine hierin, der Andere darin setzt[5]), und darum kann sie nicht den Inhalt eines allgemeinen Gesetzes geben[6]). „Das Recht der Menschen muß nothwendig vor aller Rücksicht auf Wohlbefinden vorhergehen, und dieses ist ein Heiligthum, das über allen Preis der Nützlichkeit erhaben ist[7])." „Eine Regierung, die auf dem Princip des Wohlwollens gegen das Volk als eines Vaters gegen seine Kinder errichtet wäre, d. i. eine väterliche Regierung (imperium paternate)" ist Kant der größte denkbare Despotismus[8]).

Jeder Staat enthält drei Gewalten: 1. die gesetzgebende, die Herrschergewalt (Souveränetät), 3. die vollziehende, die des Regierers, 3. Die rechtsprechende[9]). Nun giebt es nach Kant zwei Principien, nach welchen die Verfassungen bestimmt werden können; entweder nach der Art, wie die potestas legislatoria dargestellt wird, oder danach, wie die Regierung geführt wird. Nach der ersten Form, der Form der Beherrschung, giebt es drei Verfassungsarten, entweder wird die gesetzgebende Gewalt von Einem, oder Einigen oder Allen zusammen ausgeübt, d. h. es besteht eine Autokratie (Kant nennt sie auch Monokratie), eine Aristokratie,

[1]) Altpr. Monatsschr. 1888. S. 291. — [2]) Streit der Facult. X. 353. Vgl. Rechtsl. IX. 158. § 45. — [3]) Altpr. Monatsschr. 1888. S. 291. Vgl. Z. ew. Fr. VII. 1. 274. Anm. — [4]) Rechtsl. IX. 192. — [5]) Str. d. F. X. 348. Anm. — [6]) VII. 1. 198. — [7]) Streit d. Fac. X. 349. Anm. — [8]) „Das mag" VII. 1. 199. — [9]) Rechtsl. IX. 158. —

eine Demokratie, Fürstengewalt, Adelsgewalt, Volksgewalt [1]). Auf diese Unterscheidung legt Kant aber im Grunde geringen Werth, denn „das Gesetz muß", wie er sagt, „wenn es ein rechtlicher Grund der Pflichten sein soll, in allen diesen Formen doch als von dem allgemeinen Volkswillen ausgegangen betrachtet werden." [2]) Desto mehr ist ihm an der Art der Regierung, der Art, wie der Staat von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht [3]), gelegen. Danach scheidet sich die republikanische von der despotischen Staatsform. Bei einer Monarchie ist es möglich, daß sie sich mit dem Geiste des Republikanismus erfülle und eine ihm entsprechende Regierungsart annehme — Kant führt hier selbst das Beispiel des großen Königs Friedrich II. an [4]) —, eine Demokratie im eigentlichen Sinne ist ihm dagegen stets ein Despotismus [5]), sie muß nothwendig der Ochlokratie verfallen [6]). Der Idealstaat Kants ist die reine Republik, welcher Ausdruck bei unserem Philosophen bekanntlich etwas Anderes bedeutet, als wir heute darunter verstehen.

Zum Wesen der republikanischen Verfassung im Kantischen Sinne gehören folgende Attribute: 1. Sonderung der Staatsgewalten, wie sie seit Montesquieus „l'Esprit des lois" politisches Schlagwort geworden. Durch sie allein wird eine Schutzwehr gegen den Despotismus geschaffen, der eigenmächtig Gesetze vollzieht, die er selbst erlassen [7]). Dann aber muß die Verfassung „die Freiheit zum Princip, ja zur Bedingung alles Zwanges machen." „Freiheit und Gesetz, durch welches jene eingeschränkt wird, sind die zwei Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber damit das Letztere auch von Wirkung sey: so muß ein Mittleres hinzukommen, nämlich Gewalt, welche diesen Principien Erfolg verschafft" [8]).

Gesetz und Freiheit ohne Gewalt ist Anarchie,
Gesetz und Gewalt ohne Freiheit Despotismus,
Gewalt ohne Freiheit und Gesetz Barbarei,
Gewalt mit Freiheit und Gesetz Republik [9]).

Endlich gehört zu der vollkommenen republikanischen Verfassung Kants, daß die Herrschergewalt, die gesetzgebende, durch das Volk vermittelst seiner Repräsentanten ausgeübt werde, womit sich die monarchische Form der Regierung vereinigen ließe. Ohne das repräsentative System ist ihm jede Verfassung despotisch und eigentlich eine Unform [10]). Die reine Demokratie „als eine nicht repräsentative Volksmacht ist der Freiheit, mit ihr also auch dem Rechtsbegriff gerade entgegen" [11]).

Kant hat diesen seinen Idealstaat nicht weiter ausgeführt, es ist ein

---

1) Z. ew. Fr. VII. 1. 243—44. Rechtsl. IX. 189—90. — 2) F. 23. — 3) Z. ew. Fr, VII. 1. 245. — 4) ibid. VII 1. S. 244. — 5) ibid. S. 244. — 6) F. 15. — 7) Z. ew. Fr. VII. 1. 243. 244. — 8) Anthropol. VII. 2. 273. — 9) ibid. — 10) Z. ew. Fr. VII. 1. 244 246. Rechtsl. IX. 193. — 11) F. 15. —

allgemeines Gebilde mit weiten, bisweilen unbestimmten Linien. Ob ihm wohl hiebei irgend ein historisch gegebenes Beispiel vorgeschwebt haben mag? Die constitutionelle Monarchie Englands, deren Lobredner Montesquieu gewesen, sicher nicht: sie erschien ihm nur als eine verhüllte Despotie[1]). Eher schon die französische Verfassung von 1791. Jedoch wird auf diese ganze Betrachtung wenig Werth gelegt werden können, da Kants Staatslehre ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ausschließlich aus Principien abgeleitet ist. Wichtiger wäre es, den vollen Umfang des Einflusses nachzuweisen, den die politische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders die Schriften von Hobbes, Montesquieu und Rousseau, auf ihn ausgeübt haben.

Kant spricht es selbst aus, daß ein Staatsproduct, wie es ihm vorschwebt, ein Traum ist; in einer Anmerkung des „Streites der Facultäten" vergleicht er es mit den Phantasieen von Platos Atlantica und von Morus Utopia[2]). In derselben Anmerkung sagt er: „Es ist doch süß, sich Staatsverfassungen auszudenken, die den Forderungen der Vernunft, vornämlich in rechtlicher Absicht, entsprechen, aber vermessen, sie vorzuschlagen, und strafbar, das Volk zur Abschaffung der jetzt bestehenden aufzuwiegeln." [3])

Nach der im Vorigen entwickelten Staatsidee Kants dürfte es Wunder nehmen, daß der Philosoph sich zu einer Lehre vom unbedingten Gehorsam der Unterthanen bekennt, die vielfach an Hobbes' staatsrechtliche Schriften „de cive" und den „Leviathan" erinnert. Die Staatsgewalt ist unwiderstehlich (irresistibel), jede Widersetzlichkeit, jeder Aufstand das strafbarste Verbrechen. Das Verbot ist unbedingt, mag das Oberhaupt durch Gewaltthätigkeiten sogar jene Idee des ursprünglichen Vertrages verletzt haben[4]). Eine Aenderung der Verfassung durch Gewalt würde „einer Maxime gemäß geschehen, die, allgemein gemacht, alle bürgerliche Verfassung zernichten und den Zustand, worin allein Menschen im Besitz der Rechte überhaupt seyn können, vertilgen würde[5])." Es tritt der Zustand der Anarchie mit allen ihren Greueln ein.[6]) Kant sagt es gerade heraus — in seiner Schrift „Das mag in der Theorie richtig sein"[7]) — „daß, wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die vereinigten Niederlande, oder auch Großbritannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mißlungen wären, die Leser der Geschichte derselben in der Hinrichtung ihrer jetzt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Staatsverbrecher sehen würden." Die Staatsrechtslehrer, die dem Volke das Recht des Widerstandes gegen einen Tyrannen zuertheilen, „schieben ihren Urtheilen das Princip der Glückseligkeit unter" und nehmen

---

1) Str. d. F. X. 352—53. Vgl. IX. 166. — 2) Str. d. Fac. X. 355. Anm. 3) ibid. 4) Nach „Das mag" VII. 1. 210. 208. Rechtsl. IX. 150. — 5) VII. 1. 210; ähnl. ibid. 213; Rechtsl. IX. 191. 167.— 6) VII. 1. 213. Anm. 7) VII. 1. 212.

jenen Staatsvertrag als etwas wirklich Geschehenes an.[1]) Wer könnte bei einem Aufstande des Volkes den Streit zwischen diesem und dem Herrscher entscheiden. Es müßte dazu ein neues Oberhaupt gesucht werden und „die Reihe der Unterordnung ginge aufwärts ins Unendliche."[2]) Auch aus dem transcendentalen Princip der Publicität des öffentlichen Rechtes, das lautet: „Das, was man sich nicht getraut, öffentlich als seine Maxime anzukündigen und dessen Ankündigung der Maxime sich selbst vernichten würde, ist dem öffentlichen Rechte zuwider"[3]) — folgert Kant die Unrechtmäßigkeit jedes Aufruhrs. Denn der Vorsatz eines Volkes bei Stiftung einer Staatsverfassung, in gewissen Fällen Gewalt gegen das Oberhaupt auszuüben, müßte verheimlicht werden; wenn man sich öffentlich dazu bekennte, würde die Herstellung eines Staatswesens von vornherein unmöglich sein [4]). Bekannt ist das Urtheil Kants, das er in einer Anmerkung seines Staatsrechtes im Hinblick auf das Schicksal Karls I. und Ludwigs XVI. ausspricht: „Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die **Ermordung** des Monarchen noch nicht das Aergste; denn noch kann man sich vorstellen, sie geschehe vom Volke aus Furcht. Die formale **Hinrichtung** ist es, was die mit Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit Schaudern ergreift." [5]) Sie ist eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Souverän und Volk [6]), ein vom Staat an ihm verübter Selbstmord [7]), eine politische Todsünde, die nie ausgetilgt werden kann [8]).

Die Ansicht Kants vom unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit steht in einem unleugbaren Gegensatz zu seiner Auffassung der französischen Revolution, die er besonders in seinem „Streit der Facultäten," also noch 1798, mit begeisterten Worten preist [9]). Diese Haltung hat bereits zu seinen Lebzeiten zu Mißdeutungen und Angriffen Anlaß gegeben, und ist bis in die neueste Zeit verschieden beurtheilt worden. Ja, es ist unserem Philosophen nicht der Vorwurf verdächtiger Zweideutigkeit erspart geblieben.[10]) Auf diese Frage näher einzugehen, ist hier nicht meine Aufgabe, nur möchte ich darauf hinweisen, daß wenn etwas dem Charakter des Philosophen sein Gepräge gegeben hat, es sein ursprünglicher großartiger Wahrheitssinn war. Wenn Kant in einem Briefe an Moses Mendelssohn sagt: „Zwar denke ich Vieles, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen," so fügt er sogleich hinzu: „niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke."[11]). Die Lehre von der unantastbaren Autorität der Staatsgewalt ist eine der Grundsäulen seines politischen Systems, sie

---

[1]) VII. 1. 213. [2]) „Das mag" VII. 1. 200. 210—11. 214—15. Vgl. Rechtsl. IX. 167. [3]) F. 4. (Raumers histor. Taschenb. 1838. p. 586.) [4]) Z. ew. Fr. VII. 1. 286. [5]) Rechtsl. IX. 167. [6]) ibid. 168. [7]) ibid. 169. [8]) Rechtsl. IX. 168. [9]) X. 346. ff. — [10]) s. H. Hettner Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. 3. Buch 2. Abtheilg. 3. Auflage. Braunschweig 1879. S. 46. [11]) Brief an Moses Mendelssohn 8. April 1766. XI. 1. S. 7. —

kehrt an vielen Stellen seiner Schriften in immer neuen Wendungen wieder. Der Satz: „Gehorchet der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat," ist ihm ein kategorischer Imperativ [1]). Ohne die öffentliche Zwangsgewalt ist kein Recht durchführbar, darum ist an ihr nicht zu rütteln, mögen die Formen der Verfassung noch so mangelhaft sein. Durch eine solche über Allen stehende Gewalt ist überhaupt erst die Möglichkeit staatlicher Existenz und Entwickelung gegeben.

Wenn aber dem Volk auch niemals das Recht des Widerstandes zusteht, so hat es wohl das Recht „der Gegenvorstellung und der Bekanntmachung der Idee des Besseren" [2]). Denn anzunehmen, „daß das Oberhaupt auch nicht einmal irren, oder einer Sache unkundig seyn könne," würde dasselbe „als mit himmlischen Eingebungen begnadigt und über die Menschheit erhaben vorstellen." [3]). Der Unterthan muß annehmen können, sein Oberherr wolle ihm nicht Unrecht thun; wenn ihm trotzdem nach seiner Meinung solches widerfährt, so muß er voraussetzen, daß es aus Unkunde geschehe, und es muß ihm frei stehen, sich öffentlich darüber zu äußern [4]). So tritt Kant für Preßfreiheit, oder wie er sie nennt „Freiheit der Feder" ein, aber sie soll sich halten „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt" [5]). Die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen, ist ihm „das einzige Palladium der Volksrechte" [6]), „das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt" [7]).

Darum feiert er seinen großen König Friedrich „der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet", und gesagt hat: „Räsonnirt so viel Ihr wollt, und worüber Ihr wollt; nur gehorcht!" [8]) Gehorsam ohne Freiheit öffentlicher Meinungsäußerung ist die Ursache aller geheimen Gesellschaften, die wegfallen würden, wenn jene Freiheit gestattet würde [9]). Das Princip aber, wonach ein Volk die Verordnungen der höchsten Gesetzgebung zu beurtheilen das Recht hat, lautet: „Was ein Volk über sich selbst nicht beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen [10])."

Die „natürlichen Verkündiger und Ausleger" der politischen Rechte und Pflichten des Volks sind nicht die vom Staat bestellten amtsmäßigen Juristen, sondern die freien Rechtslehrer, d. i. die Philosophen. Ihre Stimme ist jedoch nicht „vertraulich ans Volk, als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt; sondern ehrerbietig

---

[1]) Rechtsl. IX. 149. 151. Vgl. ibid. S. 165. — [2]) F. 2 (abgedr. von Schubert in Raumers hist. Taschenb. 1838. S. 585 und Kants. W XI. 2. 143. Vgl. VII. 1. 215) — [3]) VII.1. 216. — [4]) VII. 1. 216. — [5]) ibid. — [6]) ibid. — [7]) „Was heißt: Sich im Denken orientiren?" 1786. S. W. I. 387. — [8]) „Was ist Aufklärung?" 1784. VII. 1. 153. Vgl. ibid. S. 147. — [9]) „Das mag" VII. 1. 218. — [10]) ibid. 217.

an den Staat gerichtet [1])." „Die unbeschränkte Freiheit, alle seine Meinungen ins Publicum zu schreien, müßte theils der Regierung, theils aber auch diesem Publicum selbst gefährlich werden [2])." Man sieht, Kant ist weit entfernt, völlige Preßfreiheit zu verlangen. Wie enge sind die Grenzen, die er der Freiheit der Feder zieht, wie unendlich kleiner waren damals die Kreise, in welchen sich überhaupt ihre Wirkung äußern konnte, im Vergleich mit dem zeitunglesenden Publicum unserer Tage, der Zeit des öffentlichen parlamentarischen Lebens!

Der Fortschritt zum Bessern kann nach Kant „nicht durch den Gang der Dinge von unten hinauf, sondern nur von oben her erfolgen." [3]) Die Reform muß aus dem Willen des Souveräns selbst hervorgehen. [4]) „Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, eben sowohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen." [5]) Den Gewaltigen der Erde macht andererseits unser Philosoph mit kühnem Freimuth Reformen, dem Ideal des öffentlichen Rechts angemessen, zur Pflicht. Revolutionen, die „die Natur von selbst herbeiführt," sollen sie nicht „zur Beschönigung einer noch größeren Unterdrückung, sondern als Ruf der Natur benutzen, eine auf Freiheitsprincipien gegründete gesetzliche Verfassung, als die einzige dauerhafte, durch gründliche Reform zu Stande zu bringen." [6]).

Zum Schluß seien hier noch zwei Punkte hervorgehoben: Neben den Lehren des trefflichen Christian Jakob **Kraus** hat sicherlich Kants praktische Philosophie den Boden für die großartige Reformarbeit geebnet, die sich in den Jahren 1807 und 8 auf dem Boden Ostpreußens vollzog, durch Männer wie Stein, Schön und Schrötter gefördert. Damals erfolgte jene Revolution von oben herab, die sich den Fortschritt und die Veredelung der Menschheit zum Ziele nahm, damals ward der Bevölkerung Preußens dasjenige Maß der Freiheit und Gleichheit zu Theil, das mit dem monarchischen Staat und der Ordnung der gebildeten Gesellschaft vereinbar ist. Eine andere Betrachtung erweckt einen wehmüthigen Wunsch. Wäre Kant beschieden gewesen, noch ein Decennium in voller geistiger Frische zu erleben, wie machtvoll hätte er, gleich Fichte, seine Stimme für Deutschlands Freiheit gegen Napoleons Zwingherrschaft erhoben. Ist es nicht, als ob ihm die Wüstenei von Napoleons Weltreich vor=

---

1) Str. d. Fac. X. 352. Vgl. Z. ew. Fr. VII. 1. 267—69. 2) ibid. X. 284. 3) Str. d. Fac. X. 355. — 4) F. 2 (abgedr. von Schubert in Raumers historischem Taschenb. 1838. S. 585 und in Biogr. Kants S. W. XI. 2. 143. — 5) Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? 1784. VII. 1. 147. — 6) Z. ew. Fr. VII. 1. 274. Anm.

geschwebt, wenn er schon 1795 in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden" die zerstörenden Wirkungen der Universalmonarchie, diesen seelenlosen Despotismus und Kirchhof der Freiheit, schildert und für die lebensvolle Gliederung der Menschheit in Einzelstaaten- und Völker eintritt.[1]) Es wird unvergeßlich bleiben, daß in Königsberg, der Heimstätte des Kantischen Genius, das heilige Feuer der Begeisterung zuerst emporflammte, vor welchem sich die Ketten der Schande lösten. Jene Jugend aber, die freudig ihr Leben einsetzte für die edelsten Güter der Menschheit, ward sie nicht geleitet und gehoben durch den kategorischen Imperativ der Pflicht, der treuen und selbstlosen Hingabe an heilige, hohe Ziele?

1) Z. ew. Fr. VII. 1. 265. 66.

Digitized by Google

Eine Sünderin.

Erzählung

von

L. Westkirch.

— Hannover. —

Es war eine stockfinstere Stiege mit ausgetretenen Stufen und so schmal, daß zwei sich darauf begegnende Menschen Mühe gehabt haben würden einander auszuweichen. Aber Anna stapfte in ihren derben Lederschuhen so sicher und so vergnügt hinauf, als wandle sie auf ebenem Boden im Sonnenlicht. Auch der Flur droben mit seinem halben Dutzend schief in den Angeln hängender Thüren zeigte sich aller Beleuchtung baar, den Lichtschein 'ausgenommen, welcher hie und da durch die klaffenden Ritzen des ausgetrockneten Holzes fiel. Aber mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin schritt das Mädchen auf die richtige Thür zu und pochte an.

„Frau Siegmann! Frau Siegmann! — Sind Sie zu Haus?"

Ein kleines rundliches Frauchen öffnete.

„Seh' Einer an! Römermanns Anna! — Aber so kommen Sie doch herein, Fräulein!"

„Hab' nicht lange Zeit, Frau Siegmann. Meine Herrschaft schickt mich. Ich soll fragen, ob's Ihnen passen würde, nächsten Montag zum Ausbessern zu uns zu kommen. Es wird wohl Arbeit für die ganze Woche da sein. Sehen Sie zu, daß Sie's einrichten."

Die Frau schüttelte wehmüthig den von einer welken, schwarzen Tüllhaube umschlotterten Kopf.

„Das Einrichten wird mir nicht viel Kopfzerbrechen kosten, Fräulein Anna. Meine Augen lassen mich im Stich nach der schweren Krankheit, die ich im vorigen Winter durchgemacht hab', da wollen die Herrschaften

Digitized by Google

nichts mehr von mir wissen. Können Sie sich denken, daß mir gesagt worden ist, sogar Römermanns, bei denen ich nun schon zehn Jahre aus und ein gehe, hätten sich nach einer anderen Flickschneiderin umgesehen?“

„Nun etwas ist wohl an dem Gerede,“ gab Anna zu. „Aber ‚Unsere‘ hören doch noch auf ein vernünftiges Wort. Und daß ich zu Ihren Gunsten spreche, Frau Siegmann — nicht wahr, davon sind Sie überzeugt?“

„Ich weiß, Sie meinen's gut mit uns. Aber wollen Sie sich denn nicht setzen, Fräulein Anna? Sie nehmen uns ja die Ruhe mit.“

„Nur einen Augenblick,“ sagte Anna und nahm Platz auf dem verschossenen Sopha, über dessen Sitz eine alte Decke gebreitet war, um die Löcher zu verdecken, aus welchen die Wolle und das Seegras des Polsters hervorquollen. Aber das Mädchen hatte keine Empfindung für die Aermlichkeit der Umgebung; zerstreut ließ sie ihren Blick die Wände entlang schweifen über den halb erblindeten Spiegel und die verblichenen Photographien, welche dieselben schmückten.

„Wo ist denn der Herr Ulrich?“ fragte sie endlich.

„Mein Sohn muß jeden Augenblick heimkommen. Er ist bei einer Collegin, auch Einer vom Theater. Sie wollten, glaub' ich, etwas zusammen einstudiren.“

„Vom Theater,“ wiederholte Anna, während ihre klaren Augen sich sichtlich trübten. „Da ist sie wohl mächtig hübsch, Frau Siegmann?“

„Gehen Sie mir doch mit der Schönheit! Die vom Theater sind sammt und sonders Schlampen! Ich freue mich alle Tage, daß mein Sohn von so einer Geschminkten nichts wissen will. Der wird mir einmal ein einfaches, solides Mädchen als Schwiegertochter in's Haus bringen. Er hält was auf sich und unseren guten Namen, mein Ulrich! Und ein Herz hat er! — Ihnen kann ich das ja sagen; Sie lachen mich nicht aus, wenn ich ihn lobe, und ich lob' ihn gar zu gern. In meiner schweren Krankheit war ihm nichts zu gut noch zu theuer für mich. Und wie der mich gepflegt hat! Dafür ist ihm unser Herrgott noch eine Extrabelohnung schuldig. Ja, ich bin denn auch wieder gesund geworden; mich hat er noch — aber einen Packen Schulden dazu! Und Schulden, — sehen Sie, Fräulein Anna, damit geht's gerade wie mit einem Loch im Strumpf; wenn man das nicht gleich stopfen kann, dann reißt's alle Stunden größer. So fangen die Schulden auch mit ein paar Mark an, und ehe man sich's versieht, steckt man drin bis an den Hals. — Aber ein Gutes müssen Sie doch hören! Seit vorgestern hat mein Sohn endlich eine feste Anstellung als Chorist am königlichen Theater bekommen. Der Kapellmeister wußte ihm viel Schönes über seine Stimme zu sagen. Ja, wenn wir ihn ausbilden lassen könnten! Aber die Armuth! die Armuth!“

„Und wird er bald wieder einmal singen?“ fragte das Mädchen mit leuchtenden Augen.

„Ei gewiß! morgen schon. Und ganz allein! Sie geben im Theater

den „Propheten", und da macht er einen Ritter. Wohl zehn Tacte lang ist seine Rolle, sagt er; und er übt daran vom Morgen bis zum Abend. Es ist keine Kleinigkeit, Fräulein Anna! — Und ein Costüm bekommt er dazu, ich sage Ihnen! einen Mantel von echtem rothem Sammet! Und das Wamms und die Hosen sind geschlitzt über hellgrauen Atlaspuffen, und ein Hut ist dabei, so groß wie die Tischplatte, mit einer weißen Feder, die hängt noch einen halben Meter über den Rand herunter."

„Das möcht' ich aber sehen," seufzte Anna und faltete in andächtiger Bewunderung die Hände.

Draußen erklang ein jugendfrischer Schritt. „Da ist mein Sohn," sagte die Frau.

Es war in der That Ulrich. Die gichtbrüchige Thür schien zu niedrig für seine hohe schlanke Gestalt, die Stube zu klein und zu ärmlich für seine vornehme Erscheinung. Ueber die breite weiße Stirn hing ihm eine kastanienbraune Locke fast bis zu den hochgewölbten Brauen hinunter, die sich scharf und schmal über seinen ungewöhnlich großen braunen Augen abzeichneten. Ein freudiges Lächeln spielte um seinen rothen, vollen Mund, als er des Gastes ansichtig wurde.

„Guten Abend, Fräulein Anna. Das ist aber recht, daß Sie sich einmal bei uns sehen lassen."

„Fräulein Anna bringt mir Arbeit," sagte Frau Siegmann.

„Sie bringen immer Gutes."

Anna wurde roth bis unter ihren glatten Scheitel. „Es ist ja nicht der Rede werth, Herr Siegmann. Ich wollt', ich könnt' mehr thun. Aber recht herzlich gratuliren muß ich Ihnen doch zu Ihrer schönen Anstellung."

Es setzte sie in große Verlegenheit, daß er jetzt mit seinen schlanken vornehmen Fingern nach ihrer hartgearbeiteten Hand griff und dieselbe kräftig schüttelte. „Hat Mutter geplaudert? — Die arme Mutter! sie hat schon viel Sorge mit ihrem widerspenstigen Jungen gehabt; denn zu was Anderem als zur Kunst taug' ich nun einmal nicht."

„Das begreift sich," sagte Anna, indem sie in naiver Bewunderung seiner Schönheit an ihm emporsah. „Und eine so wundervolle Rolle spielen Sie?"

„Wollen Sie mich singen hören, Fräulein Anna?" fragte er lebhaft. „Ich verschaffe Ihnen ein Billet; Sie gehen mit meiner Mutter, und wenn die Vorstellung aus ist, so warten Sie einen Augenblick an der Bühnentreppe, ich bringe Sie dann nach Hause."

„O, Herr Siegmann —" das Mädchen zupfte in glückseliger Verwirrung an ihrer weißen Schürze. „Das ist wirklich zu viel! Aber freilich sehen möchte ich Sie für mein Leben gern in dem atlasnen Wamms und mit der großen Feder! Und morgen ist auch gerade mein Ausgehetag."

„Also, abgemacht! Punkt sechs holen Sie Mutter hier ab."

Die kleine Weckuhr auf der Kommode schlug sieben. Anna raffte ihren braunen Henkelkorb auf, sie hatte Eile.

„Seien Sie ja vorsichtig, die Treppe ist steil.“ Ulrich nahm die Lampe und leuchtete sorglich, bis das Mädchen die Hausthür erreicht hatte.

„Gute Nacht, Herr Siegmann. Danke auch schön.“

„Gute Nacht, Fräulein Anna; kommen Sie gut nach Hause!“

In der dunklen Stube war Frau Siegmann zurückgeblieben. Aber sie bedurfte keines Lichtes. Vor ihrem geistigen Auge stand blendend hell das Bild der beiden jungen Leute; sie sah die Blicke, die zwischen dem braunen und dem blauen Augenpaar hinüber- und herüberflogen, und sie schüttelte bedenklich ihr erfahrenes Haupt.

Ja, wenn die Anna nicht so bitter arm gewesen wäre! Sie gönnte ihr gewiß alles Gute! Aber man mußte doch auch die Vernunft zu Rathe ziehen! Nichts auf der einen Seite und auf der andern gar Schulden! Nein, das ging nicht an. Das Mädchen durfte sich keine Thorheiten in den Kopf setzen, und der Junge sollte es auch nicht. Gleich morgen wollte sie da einen Riegel vorschieben. —

Die Thurmuhr hatte Zehn geschlagen. Ihre Petroleumlampe in der einen, den Wasserkrug in der anderen Hand tragend, kamen die Dienstmädchen des großen Römermann'schen Hauses aus den verschiedenen Haushaltungen Eine nach der Anderen emporgestiegen zu ihren Kammern unter dem Dach. Da es Sonnabend war, erfüllt das ganze Treppenhaus eine seltsamer Duft, der Duft der Reinlichkeit, wie gute Hausfrauen ihn pietätvoll nennen; für die Nasen anderer Menschen roch es nach trocknendem Holzwerk, Putzöl und Seifenwasser. Besonders auf der Treppe zum obersten Stock standen noch förmliche Lachen. Das machte, Zahlmeisters Lene konnte bei den acht Kindern, auf welche aufzupassen ihr oblag, sich niemals durch ihre Arbeit durchfinden, obgleich sie vom Morgen bis zum Abend pudelnaß und verstaubt mit Eimer und Besen herumwirthschaftete. Eben stolperte sie mit einknickenden Knieen die Treppe herauf.

„Du mein Herrgott! Bin ich aber müd'!“ stammelte sie, sich an den Thürpfosten von Anna's offenstehender Kammer lehnend, und strich sich das zottige Haar aus der Stirn, wobei ihre Finger einen schwarzen Streifen zurückließen. „Ich fall' über meine eigenen Füße.“

Die flinkere Anna saß schon lange auf ihrem Koffer, beschäftigt eine frische Krause zu der morgigen Theatervorstellung in ihr Sonntagskleid zu heften. Neben ihr an der Kommode lehnte Degenhardts Johanna und schüttete ihr Herz aus. Sie erfreute sich jede Woche eines anderen Bräutigams. Diesmal war's ein Unteroffizier, und für morgen hatte sie eine prächtige Tanzpartie geplant. Aber ihre Frau, welche schon öfter einen empfindlichen Mangel an Verständniß für die Herzensbedürfnisse ihrer Köchin an den Tag gelegt hatte, kränkte sie durch entschiedene Verweigerung des Hausschlüssels. Grete, die Hausjungfer von Degenhardts, stand auf der Schwelle gegenüber und wollte sich ausschütten vor Lachen über den Kummer ihrer Gefährtin.

Aber jetzt wurde drunten eine Etagenthür schmetternd in's Schloß ge-

worfen. Kramers Auguste trampelte die Treppe herauf. Auf ihrem knochigen Gesicht stand ein ganzes Drama. Sie stieß ihre Lampe klirrend auf eine auf dem Flur stehende Kiste und stemmte die Arme in die Seite.

„Heut hab' ich ‚Unserer' aber mal Bescheid gesagt!"

Alle drängten sich herzu. Anna ließ die Nadel fallen und Lene vergaß ihre Müdigkeit. Frau Rettich, die Wickelfrau, welche Stube und Kammer unter dem Dach inne hatte, hörte die Worte durch die geschlossene Thür und kam neugierig heraus, gefolgt von ihrer dreizehnjährigen Tochter. Es wäre ein Vorwurf für einen niederländischen Maler gewesen: die rohe Bodentreppe, die rothgestrichene Kiste auf dem Flur, die weißgetünchten Wände, das Innere der offenstehenden schrägen Kammern und die Gruppe aufmerksam horchender Mädchen um die Erzählerin, über deren von Zorn geröthete Wangen die im Zugwind leise flackernden Flämmchen von fünf Petroleumlampen ihr unruhiges Licht warfen. Man hatte im Hause schon lange gewußt, daß das Verhältniß zwischen Auguste und ihrer Herrin sozusagen „auf der Kippe stand." Heut war's nun zu dem längst erwarteten Krach gekommen, und zwar wegen eines eisernen Topfes, welcher nach Augustens Behauptung durch die ganz besonders heimtückische Bosheit des Herdfeuers, nach der Ansicht der Hausfrau hingegen durch die Nachlässigkeit der Köchin zu Schaden gekommen war. Auguste berichtete den Vorfall haarklein, was sie gesagt und was die Frau darauf erwidert hatte. Dabei focht sie mit den Armen wild in der Luft herum. Der Klang ihrer eigenen Stimme berauschte sie.

„Zu Ostern geh' ich! Und wenn sie mir den Kopf warm macht, so geh' ich auf der Stelle! Brauch' ich mir das gefallen zu lassen von so Einer! Ich weiß, Gott sei Dank! unter welchen Tisch ich meine Füße stecken soll! Von nirgendsher bin ich nicht!"

„Sprechen Sie nicht so laut, sie könnte Sie hören," mahnte Anna.

„Ist mir auch recht! Sie hört nur, was wahr ist. Kaum ein Hemd hat sie auf dem Leibe gehabt, wie der Herr Kramer sie geheirathet hat! Und die will sich jetzt aufspielen als Wunder was! Na, so viel weiß ich, ich würd' mich schämen, wenn ich bei meinem Zukünftigen einziehen sollt' ohne nur so viel wie einen anständigen Rock! Wenn ich diese Pfingsten meinen Vetter heirathe, da krieg ich ein hübsches Stück Land mit und drei Morgen Wiesen und eine Kuh, und was man sonst für einen Hausstand braucht. Meine Eltern können's. Und bei meiner vorigen Herrschaft hab' ich fünf Jahre gedient und hab' kein böses Wort zu hören bekommen all die Zeit. Und geizig waren die wahrhaftig nicht! Volle dreihundert Thaler hab' ich mir übersparen können. Aber bei der drunten sollte man ja rein verdreht werden!"

„Dreihundert Thaler!" wiederholte Anna ehrfurchtsvoll.

„Ei ja," philosophirte Lene und zog ihre vom Wasser durchweichten Schuhe aus, so daß sie auf Strümpfen stand, „wer's Glück hat! Ich

soll noch sieben Jahre Pech haben! Das hat mir letzthin eine Wahrsagerin prophezeit."

Auguste war vor ihrem Koffer niedergekauert und kramte aufgeregt ihr Sparkassenbuch hervor.

„Bloß damit Sie sich überzeugen, daß ich nicht flunkere! Lieber Gott! ich hätt's ja nicht nöthig, groß auf's Geld zu sehen! Ich bekomme von meinen Eltern, was ich brauche. Aber es ist doch hübsch, wenn man sagen kann: Das hab ich mir selbst verdient!"

Das Sparkassenbuch ging von Hand zu Hand. In Posten von drei bis zwanzig Mark waren die Einzahlungen eingetragen, das Gesammtresultat ergab rund neunhundert Mark.

„Gute Tage haben Sie sich nicht gemacht," meinte Johanna, deren Jahresverdienst beinahe vollständig von den durstigen Kehlen ihrer verschiedenen Bräutigame aufgesogen wurde. Und Frau Rettich brummte: „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben hin."

Anna sagte gar nichts, aber sie träumte die ganze Nacht von dem Sparkassenbuch. Auguste hatte Recht: zum Heirathen gehörte Geld, viel Geld! Mit leeren Händen durfte man seinem Zukünftigen nicht kommen. Und in ihrem Sparkassenbuch waren erst fünf und zwanzig Mark verzeichnet! Würde es ihr jemals gelingen eine so große Summe zu erübrigen?

Die Ungeduld ihres Herzens dehnte ihr den Sonntagnachmittag zur Länge von drei Tagen aus. Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, als sie im schönsten Putz und glänzend vor Sauberkeit die wackelige Stiege des Hinterhauses hinaufkletterte, um Frau Siegmann abzuholen. Diese brauchte nicht eben viel Zeit zu ihrer Toilette. Ein maikäferbrauner Regenmantel, verhüllend über den Jammer ihrer übrigen Kleidung geworfen, ein schwarzer Hut, so welk und zerknittert wie die Haube darunter, und, der feierlichen Gelegenheit zu Ehren, ein viel gewaschenes weißes Halstuch über den Mantel geknüpft — das war ihr ganzer Staat. Sie zog den Schlüssel ab, empfahl einer Nachbarin Acht auf ihre Wohnung zu haben, und dann brachen sie auf.

Die Theaterthüren waren noch nicht geöffnet; aber unter den Säulen des Portals sammelte sich nach und nach ein schwarzer Menschenschwarm, lauter Galeriebesucher, welche ihre Fäuste und Ellenbogen zu brauchen gedachten, um die besten der nummerlosen Plätze zu erobern. Frau Siegmann, welche die Hausgelegenheit kannte, bahnte sich einen Weg zu einem kleinen Seitenpförtchen.

„Hier wird zuerst aufgeschlossen, Fräulein Anna. Lassen Sie sich nicht irre machen durch das Gerede der Leute. Und vor Allem, lassen Sie sich nicht wegdrängen."

Damit stieg sie auf die niedrige Steinstufe der Schwelle und stemmte sich fest an den einen Thürflügel. Marie stemmte sich gegen den anderen. So hielten sie Wacht. Dem Mädchen war's nicht nach Reden zu Muth; sie schauerte leicht zusammen und wußte selbst nicht: war's der Zugwind,

der um die Ecken des freiliegenden Gebäudes strich, war's die Aufregung der Erwartung, was sie zittern machte? Sie schaute an dem erdrückend mächtigen Bau empor; sie sah den vielen Menschen in's Gesicht, die sie umringten, und dachte daran, daß diese Alle, Alle heut auf ihn blicken würden, der den weiten Raum erfüllen sollte mit seiner Stimme und seinem Spiel — und ihr Herz fing an zu klopfen vor Angst und vor Stolz.

Auch Frau Siegmann schwieg. Sie hatte die Hände in die Taschen ihres Mantels vergraben; mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, sah sie die drei Eichen hinter Robby's Pavillon an, die schon auf ihre Kinderspiele herabgeblickt hatten, damals, als auf der Stelle, welche jetzt das Theater im Herzen einer volkreichen Stadt einnimmt, eine Windmühle einsam ihre Flügel drehte; sie sah auf die Häuserreihen, die sie größtentheils hatte emporwachsen sehen, und dann auf das jugendfrische Ding an ihrer Seite, dessen leuchtende Augen in jedem Blick die vergötternde Liebe verriethen, die es zu ihrem Sohne im Herzen trug. Solch ein junges, frisches Ding war sie auch einmal gewesen, kleiner und feiner als die Anna, aber ganz so sauber und nett, und viel klüger und gebildeter; dafür war sie eines Schullehrers Kind! Sie dichtete sogar! kleine Verschen für die Stammbücher ihrer Freundinnen und lange schwungvolle Prologe für die Clubs, zu deren Tanzvergnügungen sie eingeladen wurde. Damals rissen die Burschen sich um die niedliche Lotte Gerber. Herren von Stande, Söhne angesehener Bürger zeichneten sie aus. Und da war Einer, den hatte sie lieb gehabt, — gerade so, wie die Anna jetzt ihren Ulrich liebte! — Ach, wie lange schlief der lustige Querkopf schon den ewigen Schlaf in fremder Erde! Weit, weit über dem Ocean, auf einem öden Schlachtfeld, in einem Massengrabe mit fünfzig Anderen! — Darum war aber doch der Himmel gerade so blau geblieben wie zuvor; die drei Eichen, unter welchen der Knabe seinen Kreisel geschlagen hatte, grünten üppig weiter und ließen ihr feines Laubwerk gleichgültig niederhängen über anderen kreiselschlagenden Knaben; und die Lotte Gerber — nun, die war Frau Siegmann geworden und flickte Wäsche für die Kunden, welche ihr solche anvertrauen wollten.

Die Frau sah mit leicht verzogenen Mundwinkeln an ihrem schäbigen Mantel hinunter, dessen grelles Braun über den Taschen durch ein paar bedenklich fahle Flecke unterbrochen wurde, und tiefer hinab, auf die Galoschen, die, selbst altersschwach, mühsam ihre zerbröckelnden Schuhe zusammenhielten. Schön war das Alles nicht! Schön war sie selbst auch nicht mehr — aber sie war doch noch da! war geblieben, gerade wie die drei Eichen. Man stirbt nicht an Liebesgram! Das junge Ding da vor ihr würde auch nicht daran sterben. Der Vernunft mußte ihr Recht bleiben!

Die Frau war so vertieft in ihre Träumerei, daß sie fast mit der plötzlich auffliegenden Thür in die Halle geschlagen wäre. Sie raffte sich noch taumelnd in die Höhe, und nun galt's ein Wettjagen, stoßend, drängend, schiebend, geschoben, geknufft, vorwärts! Die Galerietreppe hinauf! Die

meisten Theaterbesucher mußten sich an der Kasse verzögern, um Billette zu lösen. Das gab den beiden Frauen, welche die ihrigen schon in der Tasche trugen, einen kleinen Vorsprung. Doch das Steigen wurde der alten Nähterin sauer; schon von der Höhe des ersten Ranges an mußte sie stehen bleiben, und Andere drängten vor. Anna befand sich in heller Verzweiflung. Jetzt kamen gar ganze Rudel junger Leute, drei Stufen auf einmal nehmend, Alles vor sich niederrennend! Um nicht heruntergerissen zu werden, mußten die Frauen zur Seite treten, dadurch verloren sie abermals Zeit. Das Mädchen fieberte. Sie würden keinen Platz mehr finden! Mit dem Billet in der Hand würde sie Ulrich nicht sehen können! Und die Treppen wollten kein Ende nehmen.

Sie fanden doch noch Platz, zwei Vorderplätze; in der Ausbuchtung zwar, aber wenn man sich genügend über die Brüstung beugte, konnte man die Bühne ganz überschauen. Nun, Anna würde sich schon ohne Klage einen halben Tag an ein Kreuz haben binden lassen, für das Vergnügen, Ulrich Siegmann zwei Minuten in die Augen zu sehen. Sie war stumm vor Entzücken. Schon die Atmosphäre berauschte sie, in der e r athmete und wirkte, diese eigenthümliche Theaterluft, das sonderbare Gemisch von Dumpfigkeit, Gasgeruch, Staub und menschlicher Ausdünstung, welches sonst dem Neuling den Athem versetzt. Mit verträumtem Blick starrte sie umher und sah kaum, was sie sah, während die theatergewohnte Frau Siegmann sich bequem auf ihrem Platz zurechtrückte und das Publicum musterte, das allgemach auch die unteren Ränge zu füllen begann. Es gehörten weitsichtige Augen dazu, um die einzelnen Persönlichkeiten zu erkennen, und dem Schwindel durfte nicht unterworfen sein, wer an dieser Brüstung saß. Denn wie ein Riesentrichter dehnte sich das Haus unter ihm hinab, Menschen kribbelten auf dem Boden, an den Seiten, oben, unten, Menschen überall! Einer ungeheueren Traube mit flammenden Beeren vergleichbar, hing von der Decke bis zu einem Dritttheil der Tiefe der Kronleuchter mit seinen unzähligen Lichtern nieder, welche bald eine solche Wärme emporzusenden begannen, daß Frau Siegmann ihr weißes Tuch lockern mußte.

Jetzt rollte der Vorhang auf. Anna drückte tief athmend die Hand auf's Herz. War das schön! Gerade wie auf der Fastnachtsmaskerade, die sie im vorigen Jahre mit angesehen hatte, nur noch viel schöner! Und mitten unter diesen fremdartig aufgeputzten Menschen würde er sich bewegen!

„Verstehen Sie, was Sie sehen?" fragte die Nähterin, als der Vorhang nach dem ersten Act niederging. „Mir hat mein Ulrich Alles erklärt." Und sie begann den Inhalt der Oper auseinanderzusetzen.

„Aber er war noch nicht da," sagte Anna, als sie geendet hatte.

„O, das hat noch gute Weile, bis der kommt!" lachte die Frau.

Und als der Vorhang zum zweiten Mal niederfiel, hob sie wieder an: „Amüsiren Sie sich denn auch recht, Fräulein Anna?"

„Das schon — — Aber e r ist noch immer nicht dagewesen."

Frau Siegmann schüttelte den Kopf, und während des dritten Actes dachte sie an ganz andere Dinge als an das Schicksal des Propheten. Als der Vorhang dann wieder sank, griff sie in ihre Kleidertasche und langte einen großen Apfel und ein Messer hervor. Beim Essen redet sich's leichter.

„Man wird durstig in der Hitze hier oben, Fräulein Anna. Darf ich Ihnen anbieten? Den hat mir letzthin die Frau Forstmeisterin geschenkt.“ Sie schnitt den Apfel mitten durch, und sich mit ihrer Hälfte beschäftigend begann sie tapfer: „Mein Ulrich ist gewiß ein lieber Junge, gerade so ein guter Sohn wie der Johann in dem Stück da unten. Aber Sorgen, Fräulein Anna, sehen Sie, Sorgen machen alle Kinder ihren Eltern! Und Sorgen hat mir der Schlingel ebenfalls genug gemacht. Jetzt hat er ja seine feste Anstellung, ich arbeite auch, so viel ich kann, da mag's gehen. Wenn das Geld nicht sprudelt, so tröpfelt's doch, und ein Tropfen kommt zum anderen. Aber vordem haben wir schlimme Zeiten durchgemacht. Einen großen Jungen auf der Tasche liegen haben, das ist keine Kleinigkeit, Fräulein Anna! Sein bischen Abschreiben machte den Kohl wahrhaftig nicht fett, und eine feste Schreiberstelle wollte der Blitzjunge ja partout nicht annehmen, obgleich sie ihn auf verschiedenen Büreaus gern genommen hätten. So sitzen wir denn da mit unserem Buckel voll Schulden.“

„Von den Schulden wird Ihnen der Herr Ulrich bald wieder helfen,“ versicherte Anna mit schöner Zuversicht.

„Das hoff' ich, das ist seine Schuldigkeit,“ nickte Frau Siegmann. „Von seinen paar Batzen Gehalt freilich kann er's nicht; das würde währen bis an den jüngsten Tag. Aber es giebt ja zum Glück noch andere Mittel. Er muß heirathen.“

„Heirathen?“ Der Bissen quoll Anna'n im Munde, sie konnte ihn nicht schlucken.

„Ein reiches Mädchen, mein' ich,“ fuhr Frau Siegmann fort und schälte angelegentlich an ihrem Apfelstück. „O, keine Prinzessin! Wir sind nicht unvernünftig. Ein Mädchen, das ihm so etwa dreihundert Thaler zubringt, hundertundfünfzig für die Schulden und den Rest zu einer netten Ausstattung. Ich hab' schon an die Minna Peters gedacht, wenn Sie die kennen. Die Eltern sind Gartenleute, ihre Mutter bringt die Milch zu Forstmeisters. — Sie kennen sie nicht? Schade! Nun, nächsten Sonntag will ich die zu uns einladen. Mein Ulrich ist ein schmucker Junge, das muß ich selbst sagen, und ein vernünftiger Junge ist's ja, Gott sei Dank! auch. Da wird vielleicht etwas aus der Sache.“

Es war gut, daß der Vorhang eben in die Höhe rollte, denn Anna war nicht im Stande, länger ihre Thränen zurückzuhalten. Sie beugte sich weiter über die Brüstung. Aber Frau Siegmann sah doch das Wasser in ihren Augen, und sie dachte erleichtert: „Gott sei Dank! Nun weiß sie's!“

In Anna's Ohren aber brauste es wie ein Wasserfall. Ihre Augen

sahen wie durch einen Nebel, sie hörte die Musik nicht mehr, die Personen auf der Bühne wirbelten durcheinander wie vom Herbstwind gejagte dürre Blätter. Gleich einem schwarzen Riesenkreisel fing der gähnende Abgrund des Hauses an, sich unter ihr zu drehen in rasendem Tanz, und der Kronleuchter pendelte darüber hin und her, von blendenden Funken übersprüht. Sie hatte das Gefühl, als ob sie über die Brüstung hinabglitte, und es war ihr gerade recht; sie hätte keinen Finger gerührt, um sich zu halten! „Dreihundert Thaler," schrie eine gellende Stimme durch den Raum; sie hatte die dreihundert Thaler nicht, wozu weiterleben? Halb besinnungslos schloß sie die Augen.

Da gab Frau Siegmann ihr einen Stoß in die Seite. „Passen Sie auf! Da ist er!"

Sie fuhr empor, sie stand weit übergebeugt, die Augen traten ihr fast aus den Höhlen. Er hatte heraufgesehen, ihr verstohlen zugenickt — konnte es denn möglich sein, daß sie ihn verlor? — Zwar, welches Recht hatte sie auf ihn, den Herrlichen, Einzigen, der schöner war als Johann von Leyden, schöner als der Sohn des Commandanten, schöner als Alle in und außerhalb des Theaters? Nein, sie hatte kein Recht darauf, ihn zu besitzen; aber ihn verlieren konnte sie nicht, wollte sie nicht, um keinen Preis! — Wie kühn die weiße Feder über den Hutrand nickte! Und wie der rothe Sammetmantel ihm zu Gesicht stand! Und jetzt sang er die wenigen Tacte seiner Rolle, unsicher, befangen, mit den Händen den Tact schlagend, nach Art aller Anfänger; sie aber meinte, nie solchen Wohllaut gehört, noch nie solche Grazie erblickt zu haben. Weltentrückt saß sie da, bis die Vorstellung zu Ende war. Dann standen die beiden Frauen am Fuß der Doppeltreppe vor dem Bühnenaufgang. Frau Siegmann redete dies und das, und Anna antwortete „Ja" und „Nein," und wußte selbst nicht, was sie sprach. Endlich ward es auf der Treppe lebendig.

„Wir haben denselben Weg, Herr Siegmann. Gehen Sie mit uns?"

„Heut nicht. Meine Mutter wartet auf mich. Guten Abend, Fräulein Müll."

Ueber den Rand des Geländers lugten aus warmen Hüllen ein paar pikante Gesichtchen auf die Wartenden drunten.

„Der hat zwei Mütter!" klang es zu Anna hinunter; dann ein leises Kichern, und die Absätze der Choristinnen klapperten die eine Seite der Treppe hinab. Ulrich hatte die andere gewählt.

In der Nähe, in der Kleidung, welche sie an ihm gewohnt war, gefiel er dem Mädchen fast noch besser. Während Mutter und Sohn plauderten, konnte sie nur immer in scheuer Bewunderung zu ihm emporschauen. Wie das marmorne Christusbild in der Kirche erschien ihr sein Gesicht im tageshellen Schein des Vollmonds, ganz so weiß, so mild, so hoheitsvoll, nur nicht so starr und leblos. Die Lippen, an welchen bei der Eilfertigkeit des Abschminkens noch etwas Carmin hängen geblieben

war, glühten in unnatürlichem Roth, die Augen funkelten und blitzten, und wie lebenswarm sich die braune Locke von seiner durchsichtig klaren Stirn abhob! Fast mit Andacht genoß Anna das Glück schon vorweg, nun bald ganz allein mit ihm in dem blendenden Mondlicht durch die Gassen zu wandern, weiter! immer weiter! Sie hätte gewünscht, daß das Haus ihrer Herrschaft am Ende der Welt stehen möge! Aber als sie nun allein waren, fand sie kein Wort.

Es fiel ihm auf, und er fragte besorgt: „Warum sind Sie so still, Fräulein Anna? Ich hab' mich den ganzen Abend auf den Heimweg mit Ihnen gefreut, und nun reden Sie nichts!

„Um so mehr hab' ich gedacht!"

Sie befanden sich gerade in einem schlechtgepflasterten Durchgang, hohe Gebäude schlossen das Mondlicht ab. „Nehmen Sie meinen Arm, Fräulein Anna," bat er mit weicher Stimme. Aber sie steckte eigensinnig ihre Hände in die Manteltaschen.

„Ich möcht' Ihrer Braut nicht zu nahe treten, Herr Siegmann. Ja, Ihre Mutter sagt mir, daß Sie heirathen wollen."

Sie sah ihm voll in's Gesicht, sie erwartete entschiedenen Widerspruch. Aber er war zu ehrlich, um zu lügen.

„Wollen, Fräulein Anna! Wenn ich wollen dürfte, wie ich wollen möchte! Glauben Sie mir, ich bin sehr unglücklich."

Ganz erschrocken drängte sie sich näher an ihn heran. „Unglücklich? Sie?"

„Nun ja! Gefesselt! Gebunden! Des heiligsten Rechtes der Natur, des Rechtes einer freien Herzenswahl beraubt! — Sie wissen ja, unsere Schulden! — Wer Schulden hat, der ist kein freier Mann mehr."

Ihrem schlichten Sinn wollte es nicht einleuchten, daß der Mann, den sie wie ein höheres Wesen verehrte, sich verkaufen müsse wegen hundert und fünfzig Thaler Schulden! Sie wagte einen schüchternen Einwand. „Sie sind so geschickt, Herr Siegmann. Würde es Ihnen nicht möglich sein, durch irgend eine Arbeit Ihre Schulden abzuverdienen?"

„Arbeit? — Ich bin Künstler. Die Kunst erwirbt nicht. Sie wird nur gering besoldet, und doch fordert sie den ganzen Menschen und macht ihn unfähig zu jedem anderen Erwerb. Wahrlich, es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Ausspruch, daß die Künstler zeitlebens eine Dornenkrone tragen! Auch für mich ist diese Dornenkrone geflochten. Die Kunst fordert das schwerste Opfer von mir, das Opfer meines Herzens. Hassen Sie mich nicht darum, Anna!"

Dem Mädchen drehte sich bei dieser schwungvollen Rede fast das Herz um vor Rührung, Mitgefühl und schmerzlicher Wonne. „Also lieben Sie die Minna Peters doch nicht?" stammelte sie tief athmend.

„Und das fragen Sie, Fräulein Anna!" Er beugte sich nieder und sah ihr mit einem langen Blick in die Augen. „Ich dächte, Sie müßten

wissen, was mich das Opfer kostet, das ich der Unbescholtenheit unseres Namens bringen muß."

Sie standen vor einem Laden, dessen Inhaber trotz der späten Stunde noch nicht geschlossen hatte. Schwarze und weiße Ketten und allerlei billiger Schmuck lagen in dem hellerleuchteten Schaufenster aus. Ulrich zog seine Begleiterin über die Schwelle.

„Suchen Sie aus, Fräulein Anna!"

Und als das Mädchen mit zitterndem Finger schüchtern auf eine Kette aus Perlen von falschem Elfenbein wies, [kaufte er diese und hing sie ihr um.

„Als Andenken an den heutigen Abend! Sie werden meiner manchmal gedenken, Anna, nicht wahr? — wenn — wenn wir uns nicht mehr sehen werden?"

Aus Anna Boringers Augen stürzten die Thränen stromweis. „Immer, Herr Ulrich! immer, so lange ich lebe, werde ich Ihrer gedenken!" Und sie küßte die Kette.

Diese Nacht schloß Anna kein Auge. Das war aber nicht die Schuld des harmlosen Mäuschens, das sich im Holzwerk der Wand kraspelnd einen neuen Gang zimmerte. In seiner verführerischen Schönheit sah sie Ulrich Siegmann vor sich stehen, ihn, immer ihn! Wieder und wieder hörte sie seine weiche Stimme: „Nicht wahr, Anna, Sie werden meiner gedenken?" Er liebte sie! Dieser Ausbund aller Vollkommenheit liebte sie, die arme schlichte Anna! und er mußte unglücklich werden, gerade wie sie, wenn das Schicksal sie von einander trennte! Zwar, nein, so wie sie ihn, liebte er sie wohl nicht, und das konnte auch nicht sein! Denn ihr Gefühl wußte von keinem Anspruch, keiner Bedingung. Wäre er in diesem Augenblick vor sie hingetreten und hätte zu ihr gesprochen: „Anna!" — sie würde ihm zu Füßen gesunken sein. „Thu mit mir, was Dir gefällt! Tödte mich, wenn es Dich glücklich macht! Laß mich bei Dir sein, — und ich will nach sonst nichts fragen!" Nein, nach nichts! Brennende Gluth färbte ihre Wangen, obgleich sie sich allein wußte. Sie gedachte ihrer sittsamen Jugend, der Ermahnungen ihrer frommen Mutter, der Lehren ihres Predigers — aber das Alles versank zu nichts, zerknickte wie ein dürrer Grashalm in der Gewalt des Sturmes, der sie durchraste. Mit gleichen Füßen sprang sie aus dem Bett, stieß das kleine Dachfenster auf und ließ hochathmend den kühlen Frühlingswind über ihr Gesicht und ihre nackten Arme streichen. Nein, er empfand nicht so wie sie! Er war der Verständige, Kluge, ihr himmelweit Ueberlegene, wie in allen Dingen, so auch hierin. Aber unglücklich wurde er doch ohne sie, das hatte er gesagt, und an seine Worte glaubte sie, wie an's Evangelium! Unglücklich mußte er werden — weil ihr dreihundert Thaler fehlten! Und plötzlich durchzuckte es sie wie ein elektrischer Schlag. Dreihundert Thaler! Aber gestern erst hatte sie ja ein Buch auf dreihundert Thaler lautend in der Hand gehalten! Wahrhaftig, nur eine

Digitized by Google

dünne Bretterwand trennte sie von diesem Vermögen. O, daß solch ein Schatz ein paar Spannen näher, diesseits der Wand, in ihrem eigenen Koffer hätte liegen dürfen! Sie hörte deutlich die Athemzüge der glücklichen Besitzerin, der langen Auguste. Die hatte es gut! Die heirathete in wenigen Wochen den Mann, den sie liebte, und brachte ihm Land zu und Wiesen und Geld! Die sah mit einem hochmüthigen Achselzucken auf ihre dreihundert Thaler herab. Ihr Sparkassenbuch machte kaum sie reicher! Zum ersten Mal kam dem einfachen Mädchen die ungerechte Vertheilung der Erdengüter schmerzlich zum Bewußtsein. Jener war ihr Besitz ein Ueberfluß, dessen Fehlen sie kaum gekränkt haben würde; und sie! Die Adern würde sie sich aufgeschnitten haben in ihrer Verzweiflung, wenn sie hätte hoffen dürfen ihr Blut in die nöthige Anzahl Thaler ummünzen zu können! Der Schatz drüben, so greifbar nah! so unerreichbar doch! machte sie schwindeln. Zitternd legte sie ihre Hand auf die Stelle der Wand, an welcher in der jenseitigen Kammer Augustens Kiste stehen mußte. Das Holz wies klaffende Ritzen; ein Astloch gestattete ihr den Finger durchzustecken, sie fühlte mit der Spitze deutlich die eisernen Haspen des Kistendeckels — da fuhr sie zurück, als hätte sie in Feuer gegriffen. „Führe uns nicht in Versuchung," murmelte sie erschrocken. Dann kniete sie hin und sprach leise das ganze Vaterunser; und als das sie nicht beruhigte, die zehn Gebote und das Glaubensbekenntniß. Aber es half Alles nichts. Sieghaft erstand Ulrichs Gestalt vor ihrem fiebernden Auge. Sein Blick schien sie zu suchen, und sie breitete mit einem Aufschrei die Arme aus: es galt sein Glück! Gab es da noch ein anderes Gesetz für sie? Er liebte sie! Kein Gott und kein Gebot würden sie abhalten, sich an seine Brust zu werfen! —

An einem der nächsten Tage kam es zum endgiltigen Bruch zwischen Auguste und ihrer Frau. Der Bauerssohn, mit welchem sie seit Jahren versprochen war, hatte sie in der Stadt aufgesucht, die Herrschaft ihr die Stunden des Zusammenseins mit ihm mißgünstig geschmälert. Darob erfolgte ein heftiger Auftritt, das hochfahrende Mädchen verzichtete bauerntrotzig auf ihren Lohn und ging auf der Stelle.

Das gab einen Aufstand droben in den Bodenkammern! Sämmtliche Dienstmädchen des Hauses halfen einpacken, und die Wickelfrau und ihre kleine Agnes waren immer voran. Fritz Lemming, der sich nicht wohl fühlte zwischen all den aufgeregten Weibern, saß auf der rothen Kiste auf dem Flur, baumelte mit den Füßen und wiederholte nur immer: „Er sei dafür, daß Alles in der Welt sänftlich und mit Manier angepackt werde. Aber was zu viel wäre, das wäre zu viel! Und seine Auguste sei ein propres, ordentliches Mädchen, die wisse, was sie sich gefallen lassen dürfe, und was nicht!"

Zuletzt setzten Anna und Grete sich auf den Kofferdeckel, um ihn über das aufbauschende Leinenzeug niederzudrücken, und Lene drehte den Schlüssel um. Auguste schüttelte Allen der Reihe nach die Hand, nahm ihre Leder-

tasche und ging mit Fritz-Lemming nach dem Ausspann, wo sein Fuhrwerk eingestellt war; denn er wollte den Rückweg über ihr Heimatsdorf nehmen, die Kiste ihren Leuten abliefern, die Braut selbst aber gedachte er mit sich zu nehmen zu einem längeren Besuch bei seinen Eltern. —

Schon waren gut acht Tage vorübergegangen, und eine neue Magd hatte ihren Einzug bei Kramers gehalten, als plötzlich die Polizei im Römermann'schen Hause erschien: Auguste Rademacher vermißte ihr Buch, und was das Schlimmste war, die Summe, auf welche es lautete, war bei der Sparkasse bereits erhoben worden! Der Verdacht lenkte sich naturgemäß zunächst auf ihre ehemaligen Hausgenossinnen.

Sämmtliche Bodenkammern wurden durchsucht; dann nahm der Beamte jede der Mägde in's Verhör. Unter heiligen Betheuerungen leugneten alle, das Buch genommen zu haben. Nur Anna sagte nichts als „nein", und das nicht überlaut. Aber sie brauchte sich auch nicht anstrengen; neben ihr stand ihr Dienstherr und sagte aus, daß seit zwei Jahren seine Frau jede Schieblade und jeden ihrer Schränke Tag und Nacht unverschlossen halte, ohne je auch nur so viel wie eine Stecknadel vermißt zu haben. Und Frau Siegmann, welche ihre diesmalige Flickaufgabe bei Römermanns noch nicht erledigt hatte, mischte sich auch hinein mit der Versicherung, sie wolle gleich ihre beiden Hände dafür in's Feuer legen, daß die Anna keine Diebin sei.

Schließlich wollte sich auch bei keiner der Anderen der geringste Anhaltspunkt zur Begründung einer Anklage ergeben, und freilich hatte der Koffer, aus welchem das Sparkassenbuch verschwunden sein sollte, volle acht Tage in einem fremden Hause gestanden. So blieb das Räthsel vor der Hand ungelöst; Auguste mußte ohne ihre dreihundert Thaler Hochzeit machen, was für Fritzens Gemüth das Freudenfest mit etwas wie einem Trauerflor umhüllte.

Am ersten Juli heirathete auch Anna. Das war seltsam zugegangen! Und Frau Siegmann mochte wohl sagen, hier habe das Glück einmal Menschenverstand bewiesen. Ein Onkel des Mädchens war plötzlich zum Sterben gekommen, ein grämlicher Filz, der, mit seinem Bruder erzürnt, zeitlebens von dessen Waise nichts hatte wissen wollen. Sein Häuschen, seinen Acker und sein Vieh hatte er denn auch richtig seinen Schwesterkindern vermacht; aber die Anna ließ er kurz vor seinem Tode noch zu sich kommen und drückte ihr neun Hundertmarkscheine in die Hand als ein Geschenk. Da brauchte sie keine Erbschaftssteuer zu bezahlen, und groß Aufhebens sollte sie auch nicht davon machen, hatte er gesagt; der anderen Erben wegen, die nichts von seiner Sinnesänderung zu wissen brauchten.

Nun, Frau Siegmann schwieg gern. „Wer warm gebettet ist, der hat's leicht ruhig zu liegen," meinte sie. Und Ulrich hörte von seinen Schulden auch am liebsten so wenig wie möglich. Er war zu seiner Verlobung gekommen, er wußte selbst nicht, wie? Eigentlich war's ihm mit dem Heirathen noch gar nicht so bitter ernst gewesen! Und wenn er des Abends

vor dem großen Garderobenspiegel stand und die letzte Spange an irgend einem kleidsamen Costüm befestigte, da flog's ihm ab und zu durch den Sinn, daß ein so hübscher Kerl wie er eigentlich zu weit größeren Ansprüchen berechtigt gewesen wäre. Aber freilich, er hätte kein Mann sein müssen, wenn die blinde Vergötterung des liebenswürdigen Geschöpfes ihn nicht gerührt hätte. Und dann seine Schulden! — So kam's zur Hochzeit. Eine wundernette, kleine Hochzeit war's gewesen! Darin stimmten alle Geladenen überein. Schon der Anfang war gar zu spaßig! Wie die Braut todtenblaß aus dem Wagen stieg, zitternd, daß sie kaum stehen konnte, und auf des Bräutigams besorgte Frage seine Hand mit ihren beiden Händen faßte und, sich anklammernd, murmelte: „Liebster, wenn's am End' gar nicht zur Trauung käm'!" Das allein gab Stoff zum Lachen und Necken für den halben Abend. Auch zeigte der Pastor sich als ein Diener Gottes und nicht der Menschen; er überstürzte die heilige Handlung nicht, weil das Brautpaar arm war, nein, er hielt eine lange, erbauliche Rede, wie für Bankiersleute. Das rechneten ihm besonders die Weiber hoch an. Schade nur, daß die Braut von seinen kräftigen Sprüchlein nicht ein einziges erfaßt zu haben schien. Die war am Hochzeitstage wie verstört.

Mit starrem Blick und zitternden Knieen, wie eine Schuldige der Richtstätte, war Anna dem Altar genaht. Das Herz schlug ihr wie ein Hammer in der Brust, angstvoll und trotzig zugleich. Sie wußte, es war Lästerung, daß sie kam, denn sie hatte Gottes Gebot übertreten. Nur weil sie es übertreten hatte, stand sie hier. Wenn der Herr nun zürnend ihren Bund zerriß und sie vereinsamt zurücksandte von der heiligen Stätte? Er ließ sich nicht spotten! Gewiß, er würde sie strafen! Und während der Geistliche ihr sein Wort verkündete, stieg langsam Bild um Bild vor ihrem Geist empor und entfaltete sich zu unheimlichem Leben: — erst Augustens Kammer, das erzürnte Mädchen und all die Freundinnen, welche den Koffer packen halfen. Sie sah sich selbst den blauen Arbeitsrock zusammenfalten; sie fühlte die Haken, als sie ihn in den Koffer legte, und die Kühle der leinenen Taschentüscher darunter, dann etwas tiefer, den rauhen Umschlag des Buches, die abgegriffenen Ecken — und wie fast wider ihren Willen, ihre Hand sich um dasselbe zusammenschloß. Und dann sah sie sich nach schlaflos durchwachter Nacht, vom Marktweg abzweigend, zur Sparkasse hasten, die Summe in Empfang nehmen und den Empfang mit dreister Stirn bescheinigen: „Auguste Rademacher." Die Niederschrift des Namens war ihr doch sauer geworden! Sie mußte sich die Stirn wischen nach den wenigen Buchstaben.

„Das Schreiben scheint Ihre Stärke nicht zu sein, Fräulein," spottete gutmüthig der Beamte.

Sie aber zuckte zusammen, sie wurde feuerroth. Nein, diese Art von Schreiben nicht! Bis vor vierundzwanzig Stunden war sie ehrlich gewesen.

Und dann sah sie sich in stiller Nacht auf ihrer Kammer sitzen und beim Scheine der trüb brennenden Lampe die neun Hundertmarkscheine in ihr Leibchen einnähen. Wie elastisch sie sich anschmiegten, sie trugen nicht auf, sie knisterten nicht! Nun konnte sie ruhig sein.

Und schon schlug die Stimme ihres Dienstherrn an ihr Ohr, wie er dem Polizeibeamten mit Ueberzeugung ihre Rechtschaffenheit verbürgte. Heiß und erstickend wallte es in ihr auf. Ein wildes Verlangen packte sie an, aufzuschreien: „Hier ist das Geld! Nehmt's zurück! Es versengt mir die Brust!" — Aber dann war Ulrich für sie verloren! An ihn denkend stand sie wie ein Steinbild. Ohne mit der Wimper zu zucken hielt sie den Blick des Beamten aus; es stieg kein Blut in ihre Wangen, nicht einmal ihre Fingerspitzen bebten.

Wieder sah sie sich Frau Siegmann und Ulrich gegenüber, die Geschichte von dem kranken Onkel hererzählend, keck, ohne zu stocken: sie hatte schon Fortschritte gemacht in der Verstellungskunst. Sie fuhr sogar in ihr Heimatsdorf — und als sie zurückkam, zeigte sie die Scheine.

Und abermals schien der Vollmond auf die von einer leichten Schneedecke überzogenen Straßen, und abermals schritt sie mit Ulrich vom Theater heim, aber diesmal Arm in Arm, und von Minna Peters war nicht fürder die Rede. —

Hier schrak sie auf. „Ja," hörte sie den geliebten Mann neben sich antworten, und „Ja" sagte auch sie mit ungeduldiger Hast. Sie wechselten die Ringe. Es war geschehen! Die Trauung hatte dennoch stattgefunden! Sie spürte nichts von Reue in ihrem Herzen, nur eine Art harter Befriedigung darüber, daß sie die That gewagt, daß sie den Mann ihrer Wahl errungen hatte. Und nun ihre Befürchtungen sich nicht verwirklichten, nun der Herr sie nicht strafend fortwies aus seinem Heiligthum, da schlug ihr anfängliches Zagen in einen fieberhaften Uebermuth um. Der Rest des Festes war von ausgelassener Lustigkeit.

Vierzehn wonnige Tage waren für Anna dahingegangen. Sie wischte eben das letzte Staubkörnchen von den Photographien im Stübchen, unter denen eine neue, sie und Ulrich als Brautleute darstellend, den ersten Platz einnahm. Es war noch die alte Wohnung, nur um eine Kammer erweitert; die alte verblichene Tapete, die alte Einrichtung sogar, aber ausgebessert, überzogen, ergänzt, und vor allen Dingen gebürstet, gefegt, gescheuert, daß Niemand das ärmliche Stübchen von ehedem wiedererkannt hätte. Anna besaß eine glückliche Hand; wo sie zugriff, da blinkte Alles von Sauberkeit, und warmes Behagen schien aus jedem Winkel zu quellen. Sie legte das Staubtuch in den Korb zurück, rückte das Bouquet von frischen Blumen hübsch mitten auf den Tisch und ging in die Küche, wo Frau Siegmann eben ein Gericht Kartoffeln für den Mittag schälte.

„Hast Dich wieder nicht hingesetzt, Mutter! und das Stehen wird Dir doch so sauer. Wozu haben wir denn die Menge Stühle?" Sie

zog den bequemsten herbei. „Gleich setzest Du Dich hin! Und quäl' Dich nicht ab, das bischen Arbeit hier im Hause schaff' ich schon allein."

Die Frau setzte sich lachend. „So bin ich meiner Tage nicht verzogen worden! Aber laß mich heut wenigstens gewähren. Ich möchte gern, daß Du einen Weg ausgingest."

„Wohin denn, Mutter?"

„Es ist 'ne verdrießliche Geschichte, Kind. Ich hab' Dir immer die Freude nicht verderben wollen, aber zuletzt muß ich doch reden. Sieh, Eure Hochzeit war gar anständig, über unsere Verhältnisse hinaus. Der Ulrich litt's in seiner Herzensfreude nicht, daß an irgend was geknickert würd'! Das Meiste ist ja auch bezahlt. Nur die Rechnung beim Wirth drüben steht noch, von dem ich eine Kanne Bier nach der anderen holen mußte, und der Mann wird ungeduldig und drängt und mahnt alle Tage. Ich hab' die Nacht wach gelegen und mir den Kopf zerbrochen, wovon wir ihn bezahlen sollen, denn vor dem Ersten bekommt der Ulrich keine Gage wieder, und da ist mir eingefallen, daß Du ja noch fünfundzwanzig Mark auf der Sparkasse stehen hast." —

Anna war weiß geworden wie der Tisch, auf welchen sie zitternd ihre Hände stützte. „Auf die Sparkasse soll ich" — stammelte sie.

„Das ist doch nichts zum Erschrecken!"

„Nein — — ich meine nur Mutter — — die Leute sagen, wenn Einer all sein Erspartes von der Sparkasse wegnimmt, so wird er seiner Tage nichts mehr zurücklegen können."

„Dann nimm Du nicht Alles! Zwanzig Mark genügen. Laß fünf stehen, und am Ersten, wenn der Ulrich sein Geld bekommt, trägst Du die zwanzig auch wieder hin."

Das klang so vernünftig! Dennoch zögerte die junge Frau. „Ich thu's ungern, Mutter. Wenn Du wüßtest — —"

Aber da sah Frau Siegmann ihrer Schwiegertochter so seltsam forschend ins Gesicht, daß es die Schuldige eiskalt überrieselte. Wenn sie wüßte! — Und mußte ihr scharfer Verstand denn nicht das Geheimniß durchschauen, falls Anna länger widerstrebte?

So nahm sie ihren Korb und ging, widerwillig, muthlos, mit dem dumpfen Vorgefühl, daß sie in ihr Verderben renne.

Das Zahlzimmer der Sparkasse war überfüllt, sie mußte warten; lang, endlos dehnte sich ihr die Zeit. Derselbe Angestellte, welcher ihr damals Auguste Rademacher's dreihundert Thaler ausgehändigt hatte, saß auch heute hinter dem Zahlbrett. Er beeilte sich nicht, er musterte jeden neuen Ankömmling von Kopf bis zu Fuß. Gewiß, er suchte sie! und jetzt begegnete sein Auge dem ihren, mit Entsetzen fühlte sie, wie eine Blutwelle ihr in's Antlitz stieg. Kalt, scharf, durchdringend wie ein Messer, schien sein Blick sich in ihre geheimsten Gedanken zu bohren, sie zerlegend, prüfend, an's Licht

hervorzerrend. Sie ertrug's nicht! Mit bebenden Knieen wandte sie sich zur Flucht. Hinaus! hinaus! — da rief seine Stimme sie zurück.

„Warum gehen Sie denn fort, Fräulein?"

„Ich komme wieder," stotterte sie, „ich habe heut nicht Zeit zum Warten."

„Bleiben Sie nur. In drei Minuten sollen Sie bedient werden." Er flüsterte einem jungen Schreiber etwas ins Ohr. „Ich lasse Hülfe kommen."

Und wieder Namensaufrufe, das Klirren der Münzen auf dem Zahlbrett, das Kritzeln der Federn, welche die ein- oder ausgezahlten Summen in die Bücher eintrugen. Anna stand stumpf ergeben in ihr Schicksal. Durch eine Seitenthür war ein kleiner dunkeläugiger Mann eingetreten; der nahm von einem Pult ein blaues Sparkassenbuch, und darüber hinweg starrte er sie an, unter all den Kommenden und Gehenden sie, einzig sie! Sie wagte nicht die Augen nach ihm hinzuwenden, aber sie fühlte seinen Blick. Und nun war die Reihe an ihr.

„Frau Siegmann, geborene Boringer. Bitte um zwanzig Mark." Ihre eigene Stimme klang ihr fremd.

„Boringer? — hm — Boringer — Waren Sie denn nicht erst kürzlich hier? — Ja gewiß! — Aber mir däucht, damals hießen Sie anders."

Da war's, das Gefürchtete! Die Verzweiflung gab der Verbrecherin einen Muth, der sie selbst in Erstaunen setzte. Während die Stubenwände sich um sie drehten, gewann sie's über sich mit aschbleichen Lippen zu lachen.

„Freilich heiß' ich anders! Hab' mich ja seitdem verheirathet. Jetzt schreib' ich mich Siegmann."

„Hier sind die gewünschten zwanzig Mark, Frau Siegmann. Wollen Sie die Güte haben den Empfang zu bescheinigen."

„Warum denn? Ich lasse ja Geld stehen."

„Es ist eine neue Einrichtung. Darf ich bitten?"

Er hielt ihr die eingetauchte Feder hin, und sie mußte wohl oder übel ihren Namen unter das Formular setzen, welches er vor ihr ausbreitete.

„Anna Siegmann, geb. Boringer." In zittrigen Schriftzügen stand es da. Gerade so unsicher hatte ihre vor Aufregung fliegende Hand an dieser selben Stelle den anderen Namen gemalt.

„Danke. Das genügt."

Anna sah noch, wie der Beamte das Blatt dem kleinen dunkeläugigen Mann reichte, dann stand sie draußen. Gerettet! Berauschend schlug ihr die frische, freie Luft der Straße entgegen. Gerettet, wider alles Erwarten in dem Moment, als sie schon die Handschellen um ihr Gelenk zu fühlen meinte! Frei! frei! und für immer! Nie wieder würde sie ihren Fuß in das Sparkassenzimmer setzen — und wo sonst konnte ihr Entdeckung drohen? O, gütiger, langmüthiger Gott! Konnte es denn sein, daß sie noch einmal der

Gefahr entronnen war? Entzückt schaute sie um sich, da meinte sie auf der anderen Seite der Straße das dunkeläugige Männlein aus dem Sparkassenzimmer zu erkennen, das angelegentlich zu ihr herübersah. Thorheit! wie käme der hierher? Und war er's wirklich, warum sollten seine Geschäfte ihn nicht denselben Weg führen, wie die ihren sie? Dennoch widerstrebte es ihr jetzt, schlankwegs heimzugehen. Sie machte einen Umweg. Als sie sich umwandte, sah sie das Männlein hinter sich. Es mußte Zufall sein, gewiß! aber es war ein Zufall, welcher ihr die Füße schwer machte wie Blei und die Brust zusammenschnürte, daß sie kurzathmiger ward als die alte Frau Siegmann. Sie trat in einen Laden, kaufte, was sie nicht brauchte, und verweilte absichtlich dort; vielleicht verlor sich inzwischen ihr unheimlicher Begleiter. Sie sah ihn nicht, als sie aus der Ladenthür trat; aber an der nächsten Straßenecke war er wieder hinter ihr. Nun verlor sie die Besinnung und fing an zu laufen, athemlos, keuchend, straßauf, straßab; der Schweiß rieselte ihr in Strömen von der Stirn, und immer, wenn sie sich umwandte, sah sie das Männlein hinter sich, in gemessener Entfernung, ruhig, unaufdringlich, und wie ihr Schatten unverscheuchbar. Als sie endlich, gleich einem gehetzten Wild, ihr Haus erreichte und die Thür hinter sich in's Schloß warf, stand ihr Verfolger auf dem Straßendamm und ihre Blicke begegneten sich. Sie wußte jetzt, daß Alles verloren war! Gebrochen schwankte sie die Treppe hinauf, legte stumm das Zwanzigmarkstück vor Frau Siegmann hin, und dann warf sie sich über den Küchentisch und brach in ein verzweifeltes Schluchzen aus. Dahin! Dahin all ihr Glück! all ihre Hoffnungen! Dahin der Mann, den sie um so theuern Preis erkauft hatte! seine Achtung gewiß, — vielleicht sein Herz! Und so bald schon! so bald!

Die alte Frau stand sprachlos vor diesem Jammer. „Ist es möglich, Anna? So schwer wird Dir's, Deinem Mann die geringe Summe zu opfern?"

Da fuhr die Weinende empor und stieß in zorniger Verachtung das Geldstück von sich. „Hunderte, Tausende, Millionen, wenn ich sie hätte, würd' ich nicht anschauen für ihn! nicht anschauen, was höher geachtet wird als Geld und Gut! Das ist ja eben mein Unglück, daß ich ihn zu lieb habe! zu lieb!"

In diesem Augenblick kam Ulrich von der Probe heim. Sie flog ihm entgegen, sie umklammerte ihn in ausbrechender Verzweiflung.

„Du wirst mich nicht verleugnen und verstoßen, Ulrich? Nicht wahr? was auch geschehen möge! Der Pastor hat's gesagt: Was Gott zusammenfügt, das sollen Menschen nicht trennen. Du bleibst mir, Ulrich; schwöre mir, daß Du mir bleibst!"

Am Abend dieses Tages wurde Anna in ihrer Wohnung verhaftet.

Furchtbar war die Wirkung dieses Schlages auf die alte Frau und ihren Sohn, welche den ihnen durch drei Geschlechter unbescholten und unbefleckt vererbten Namen Siegmann bislang mit gerechtem Stolz getragen

hatten, als eine Art Heiligthum, ihn hochhaltend, wie der Soldat seine Fahne hochhält. Denn, wie die Fahne dem Soldaten flatternd den Weg weist durch das Gewühl der Schlacht, so war die Unbescholtenheit ihres Namens das Panier gewesen, welchem die Siegmanns unverrückt folgten durch den Schmutz und Kampf eines Lebens in Armuth und Sorge. Sie durften mit Stolz auf ihn weisen, denn seine Fleckenlosigkeit war nicht, wie die manches klangvolleren, das Ergebniß einer bequemen Enthaltung vom Unrecht, zu dem keinerlei Versuchung lockt; nein, sein Glanz war mühsam zurechtgeschliffen worden durch Entbehrung und Entsagung jeder Art. Die alte Frau hatte an seiner Reinheit gearbeitet lange Nächte hindurch, wenn sie mit versagenden Augen Stich um Stich zog in dem blendenden Leinenzeug. Er war ihr Stab gewesen, der sie sicher und unverletzt durch die Gefahren ihrer Jugendjahre geleitet hatte; er war der Zügel, der Ulrichs überschäumende Lebenslust stets im entscheidenden Augenblick zu bändigen vermochte. Und nun waren Stab und Zügel ihnen entrissen, ihr heiliges Panier war durch den Schmutz geschleift, eine Diebin hatte ihren ehrlichen Namen mit Schande bedeckt!

Frau Siegmann saß starr wie ein Steinbild vor dem erkalteten Herd, auf welchem das unberührte Abendbrot vergessen stand. Vor der Thür draußen hörte sie im Zugwinde ab und an noch leise die Willkommguirlande des Hochzeitstages rascheln, eine von ihr selbst gestiftete Ueberraschung für das aus der Kirche heimkehrende junge Paar. Denn zu Ehren des feierlichen Tages hatte die Frau sich damals seit langer Zeit zum ersten Mal wieder auf den Pegasus geschwungen, einen zierlichen Glückwunsch zurecht gereimt und denselben, so gut es gehen wollte, auf weißen Pappdeckel gemalt. Früher hatte sie freilich eine bessere Hand geschrieben! Aber die schwungvollen Verse, in welchen die Braut als die der „Schwelle" in „Sternenhelle" nahende Spenderin von „Segen" „allerwegen" gepriesen wurde, hatten in ihrer stimmungsvollen Umrahmung von Eichenlaub und Pfingstrosen doch die ehrfurchtsvolle Bewunderung sämmtlicher Hochzeitsgäste erweckt und ihrer Verfasserin den warmen Dank der Angesungenen eingetragen. Und nun! O, wahrlich, ein herrlicher Segen, der mit der Diebin über die Schwelle gezogen war!

Drinnen in der Stube rannte Ulrich wie ein Unsinniger auf und nieder. Es war das erste schwere Schicksal, das ihn in seinem jungen Leben traf, denn über die Armuth und Dürftigkeit, in welcher er aufgewachsen war, hatten die zärtliche Aufopferung seiner Mutter und sein eigener Jugendmuth ihn allzeit leicht hinweggetragen. Die Verlegenheiten, in welche er sich später gestürzt sah, grämten ihn auch nicht sonderlich. Die würde irgend eine Frau schon für ihn begleichen, war er doch ihrer Aller Liebling! Und danach ging's fröhlich weiter, vorwärts über weichen Wiesengrund und zwischen Blumenhecken entlang. Unglück und Fehlschlag hatten keinen Platz in seinem Zukunftstraum. Und er, dem das Leben von der ersten Stunde an leicht geworden war wie ein Spiel, der mit kecker Zu-

versicht jedem neuen Tag entgegengeblickt hatte, glücklich durch seine, wenn auch etwas entfernte, Zugehörigkeit zur Kunst, glücklicher noch in dem Bewußtsein seiner einnehmenden Persönlichkeit, auf welche — er sah es allabendlich mit berauschendem Entzücken — manch angesehene Dame von den vornehmsten Plätzen aus wohlgefällig ihr Opernglas richtete — er, der Gefeierte, Begehrte! er sollte fortan sich scheu zur Seite drücken und die Augen niederschlagen müssen, im Gefühl der unauslöschlichen Schande zeitlebens an eine Diebin gekettet zu sein?! Wie er sie haßte, die ihm sein frohes Wachsthum so verkümmert hatte! Er hätte sie in diesem Augenblick morden können, wäre sie in seinen Händen gewesen, für den Schimpf, mit welchem sie seinen sonnenhellen Lebenspfad zu beschatten wagte!

Zuletzt riß er mit einer wüthenden Bewegung die Photographie von der Wand, welche ihn und sie vereinigt darstellte, zerschellte das Glas an der Tischkante und schritt mit dem Rest zum Küchenherd.

Bei seinem Anblick brach Frau Siegmann in Thränen aus.

„Mein armer Sohn! O, die Elende! Das schlechte Weib!"

„Nenne sie nicht mehr, Mutter! Nie, nie wieder sprich mir von ihr! Jede Erinnerung an sie sei vertilgt."

Er schob die Ringe von der Platte, und Bild und Rahmen in die Feuerstätte werfend, stieß er das Schüreisen in die fast erloschene Gluth, daß sie in hundert Funken aufsprühend, Holz und Pappe erfaßte und mit hellem Flackern zu Asche brannte. —

Drei Monate waren hingegangen. Einförmig rieselte ein feiner Herbstregen nieder, Menschen und Gebäude einhüllend in sein trostloses Grau, und ungemüthliche Feuchtigkeit sogar bis in die Wohnungen selbst verbreitend. Siegmann, der an diesem Abend unbeschäftigt war, saß trüb und stumm bei seiner Mutter am Tisch, als es leise an die Stubenthür pochte. Frau Siegmann horchte auf, in der Meinung sich geirrt zu haben; das Klopfen klang auch gar so verzagt! Und Minuten vergingen, bevor es sich wiederholte. „Herein," sagte die Frau. Da öffnete sich ganz langsam die Thür, und in ihrem Rahmen, jenseits der Schwelle, vom Licht der kleinen Lampe hell angestrahlt, sahen sie Anna stehen — die aus dem Gefängniß entlassene Anna!

Einen Augenblick herrschte furchtbare Stille. Ulrich war von seinem Sitz aufgesprungen; regungslos starrte er auf die Regungslose. Sie war ohne Hut, einzelne Regentropfen lagen auf ihrem glatten, blonden Scheitel, die Arme hingen ihr schlaff herab; sie fand nicht den Muth, den Fuß zum Weiterschreiten zu heben, ihre Lippen wagten kein Wort; nur ihre Augen redeten. Eine bewegliche Sprache! Mit solchem Blick mag Eva auf das verlorene Paradies zurückgeschaut haben, als der Engel des Herrn sie für immer daraus verwies. Nur daß das Siegmann'sche Heim kein Paradies mehr war. Was es für wenige Tage dazu gemacht hatte, innerlich und äußerlich, der Geist Alles opfernder Liebe, der Geist der Ordnung und des Behagens,

das war mit Anna erst eingezogen und war auch wieder ausgezogen mit ihr aber sie selber wußte es nicht.

Bergesschwer lastete auf ihr das verdammende Schweigen, welches sie empfing. Sie hob die Hand wie zu einer Bitte. Da brach auch der Bann, welcher Ulrich gefesselt hielt. Er raste nicht, das war vorüber. Kalt und gelassen kamen seine Worte, aber um so einschneidender.

„Hast Du die Stirn, mir nochmals unter die Augen zu treten, Betrügerin? Zwischen uns giebt es ferner keine Gemeinschaft! Geh!"

Seine ausgestreckte Hand wies nach der Thür; doch Anna ging noch nicht. Um ihre Lippen zuckte es, als wollte sie reden, aber sie brachte kein Wort hervor. Nur ihre Augen hingen unverwandt an Ulrichs Augen mit dem demüthig sprechenden Flehen eines Hundes, den sein Herr züchtigt.

„Ja so," sagte Ulrich hart, „ich vergaß, daß Du noch Forderungen an mich zu stellen hast! O, Deine Speculation war mit Umsicht berechnet! Bestraft oder nicht, Du bleibst leider! leider! meine mir angetraute Frau, für deren Unterhalt ich zu sorgen habe. Wohlan, ich will's! ich werd's!" Er ging zum Schrank, steckte einige Münzen in ein Geldtäschchen und dies legte er in die flehend ausgestreckten Hände seines Weibes. „Da hast Du! Und wenn Du mehr brauchst, schreib'. Du sollst erhalten, was recht ist. Aber Dein Gesicht bring' mir nicht wieder vor die Augen!"

Er drehte ihr den Rücken zu. Sie hielt regungslos das lederne Täschchen in ihren zitternden Händen. Noch immer fand sie kein Wort, ihre Augen wandten sich Hülfe suchend auf Frau Siegmann; und als auch diese sich abkehrte, da ließ sie sie, fast blödsinnig schauend vor Jammer, planlos durch das Zimmer schweifen. Da traf ihr Blick den nun leeren Fleck, welchen einst ihr und Ulrichs Bild eingenommen hatte. Ein Schmerzenslaut, fast wie ein Winseln, kam zitternd über ihre Lippen. Ihre Züge schienen die Fähigkeit der Bewegung verloren zu haben, aber aus den sich unnatürlich weitenden Augen quollen langsam zwei große Thränen und rieselten an ihren Wangen nieder. Und sie fand auch jetzt kein Wort. Aber fortgehen, wie man sie hieß, konnte sie auch nicht! noch nicht! — Endlos lange Minuten stand sie wortlos, bewegungslos zwischen den Thürpfeilern, eine Ausgestoßene, Verworfene, auf das Erbarmen ihres strengen Richters harrend, und nur die Thränen auf ihren Wangen redeten für sie. Umsonst!

„Schließ die Thür, Mutter," sagte Ulrich nach einer Weile.

Da endlich wandte sie sich. Tastend und unsicher schwankte sie die Treppe hinab. Keine dienstwillige Hand leuchtete ihr heute bis zur Hausthür. — —

Jahre gingen hin. Das Gefühl der erlittenen Schmach hatte Ulrich fortgetrieben aus seiner Vaterstadt, doch konnte er in Süddeutschland nicht heimisch werden und seine Mutter noch minder; so waren sie denn froh gewesen, wieder zurückkehren zu dürfen. Uebrigens entwickelte sich sein Talent, man beschäftigte ihn jetzt ab und zu in kleineren Rollen. Sein

Unglück hatte er sich zu tragen gewöhnt; mehr noch, er lernte sich vortheilhaft darein zu drapiren wie in seinen neuen Mantel mit dem malerisch flatternden Wertherkragen, und wie der Mantel ließ es ihm gut, ja, wie der Mantel hielt es ihn warm. Nicht Verachtung und Abscheu, wie er erst gefürchtet hatte, nein, Theilnahme und Interesse erweckte sein Schicksal und die Art, wie er es trug. Um den einsamen Junggesellen, welchem doch ein Weib lebte, den völlig Fessellosen, welcher doch für ewig gebunden war, breitete sich ein geheimnißvoller Reiz. Ein Kreis von Mythen wob sich um ihn. Er war nicht bloß der Abgott sämmtlicher Choristinnen geworden, auch vornehme Backfische, und nicht Backfische allein fühlten ihr Herz heftiger pochen, wenn der düstere Blick dieses neuen Hamlets sie traf. Was wenigen Menschen zu Theil wird, ihm war's geworden: seine Persönlichkeit stimmte zu seinem Schicksal, und darum wirkten beide. Melancholisch hing die dunkle Locke auf seine weiße Stirn herab; die großen braunen Augen blickten wie in mühsam verhaltener Leidenschaft; um die sorgfältig rasirten Lippen lag ein Zug weltverachtender Bitterkeit. Dazu die vornehme Schlankheit des Wuchses, die Gemessenheit seiner Bewegungen, die gewählte Feinheit seiner Ausdrucksweise. War es ein Wunder, daß sanfte Herzen sich gedrungen fühlten, den schönen Menschenfeind zu trösten? ein Wunder, daß Frau Siegmann nach jeder Bravourleistung ihres Sohnes kopfschüttelnd einen Stoß mehr oder minder ernst gemeinter Liebesbriefe auf seinen Tisch legen mußte? Und wär's nicht ein völlig unbegreifliches Wunder gewesen, wenn der Gegenstand solcher zärtlichen Theilnahme nicht ab und zu den Versuch gemacht hätte, sich trösten zu lassen? — Ulrich war durchaus kein Cato. Aber was man ihm auch bot, und was er auch genoß, immer schaute er drein, als sei es um keine Freude der Welt nur der Mühe werth sie zu pflücken. Das machte ihn vollends unwiderstehlich.

Gewiß, es lag viel Theatralisches in diesem Aufputz seines Grames; aber der Kern desselben war doch echt. Das Glück wohnte wahrlich nicht in dem Siegmann'schen Haushalt, der unter den Händen der täglich mehr in sich zusammenfallenden Frau Siegmann ebenfalls langsam verfiel und verkam in Unordnung und Unbehagen. Wer einen Blick in diese ungemüthliche Häuslichkeit warf, der konnte es dem jungen Manne nicht verargen, daß er seine Erholung auswärts suchte; aber er fand sie nicht. Und oft flüsterte sein im Grunde gesunder Sinn ihm zu: „Gieb die Hamlet-Rolle auf; söhne Dich aus mit Deinem Schicksal, nimm auf's Neue ein Weib und versuch's noch einmal glücklich und zufrieden zu leben wie andere Menschen." — Ein Weib? Welches? — Er war anspruchsvoll und wählerisch geworden, seit er die Frauen gar zu genau kannte. Und dann — wie sollte es ihm gelingen, seine erste Ehe zu lösen? Anna war verschollen. Nie wieder, seit er sie von seiner Schwelle gewiesen, war gute noch böse Kunde von ihr zu ihm gedrungen. Nur soviel hatte er

bei seiner Rückkehr aufathmend aus dem Adreßbuch ersehen, daß sie nicht mehr in derselben Stadt mit ihm lebte.

Die Zeit bewegt sich unaufhaltsam vorwärts, und die Menschen in ihr bewegen sich mit, vorwärts oder auch rückwärts, je nach Glück und Gaben. Mit Ulrich zugleich, nur weit rascher als er, war eine seiner Colleginnen vorwärts gekommen. Jene Chortänzerin war's, die ihn damals angerufen hatte, als er zum ersten Male Anna aus dem Theater nach Hause begleiten wollte; früher ein ruppiges, vernachlässigtes Ding, seit ihrem achten Jahre in der Balletschule aufgezogen, vom Balletmeister im Dienst, von ihrer Mutter zu Hause geprügelt, schlecht genährt, ungenügend gekleidet, und dann plötzlich aufgeschossen zu wundersamer Blüthe. Ein ungewöhnliches schauspielerisches Talent war über Nacht in ihr entdeckt worden; vermögende Kunstfreunde hatten es ausbilden lassen; sie war als Schauspielerin an derselben Bühne angestellt, an welcher sie verachtet aufgewachsen war. Und eines Abends zog sie, verfolgt von dem neidischen Zischeln ihrer Colleginnen, von der Balletchorloge im vierten Rang hinab in die Künstlerloge im Parquet; und den andern Morgen zog sie aus der feuchten Kellerwohnung, in welcher sie mit ihrer Mutter und zwei jüngeren Brüdern gehaust hatte, in eine behaglich eingerichtete zweite Etage an der Hauptstraße — und von da an hieß sie nicht mehr Fräulein Müll, sondern Fräulein Mollinor, wie männiglich sich auf dem blanken Messingschilde an ihrer Flurthür überzeugen konnte.

Der jähe Wechsel ihres Geschickes verwirrte ihren Sinn nicht; den hatte das Elend, in dem sie groß geworden war, gefestet. Nichts Gutes, das ihr begegnete, konnte sie je in Verwunderung setzen; waren Blick und Wille ihr doch, seit sie überhaupt sah und dachte, stetig hinaufgerichtet gewesen nach den Höhen des Lebens, den scheinbar unerreichbar über ihr ragenden, zu denen sie sich nun doch hinaufzuschwingen begann. Gelehrter Wust beschwerte ihren Kopf nicht; dafür aber war er ganz angefüllt mit jener harten, rücksichtslosen Lebensklugheit, welche nichts auf der Welt sieht als sich selbst, welche Menschen und Dinge einzig als Treppenstufen zum Ziel betrachtet und selbst das Mißgeschick ihrem Vortheil dienstbar zu machen weiß.

Dieses Mädchen war Ulrichs Freundin. Die Gegensätze zogen sich an. Seinem zerflossenen, auf ein unbestimmtes Ideal gerichteten Wesen that ihre kühle, nüchterne Weise wohl. Und sie, über Nacht in einen Kreis von Personen gedrängt, deren überlegene Bildung und Gesittung ihr eine unbequeme Selbstbeherrschung aufzwangen, war froh, sich einem Menschen gegenüber noch innerlich und äußerlich gehen lassen zu dürfen in der alten Ungebundenheit. Nie war von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen; aber wenn Ulrich an eine zweite Heirath dachte, so dachte er an Claudine. Zu ihr flüchtete er, wenn das Murren und Klagen seiner Mutter ihn von daheim vertrieb; neben ihrer Causeuse saß er auch heute. Sie lag lang ausgestreckt in einem modischen Schlafrock; ihre Finger,

von welchen Bäche von Glycerin noch nicht die Spuren harter Arbeit abzuspülen vermocht hatten, pflückten zornig an einer seltenen gelben Rose.

„Hast Du gesehen, mit was für Augen die Link und die Pfeffermann mich neulich anstierten, als ich zu ihnen in die Loge hinunterrückte? Nicht ein armselig Wort des Willkommens hatten sie für mich übrig. Es sind Canaillen! — Aber ich tränk's ihnen schon noch einmal ein!"

Ulrich sah das Mädchen an und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Du bist hübscher als sie, Claudine; jünger bist Du auch und Dein Talent hast Du obenein. Warum willst Du boshaft und häßlich werden wie sie?"

„Warum? So kannst auch nur Du fragen! Ich steche, wo man mich sticht, und wo ich geschlagen werde, da schlage ich wieder! und stärker und immer stärker, bis sie's müd' werden, mich zu mißhandeln! — Und Schlag um Schlag und Stich um Stich komme ich hinauf, hinauf, hinauf! — Hinauf wollen wir doch Alle! — Du freilich lässest Dich duldsam zur Seite schieben, um nur ungestört Deinem überjährigen Verdruß nachzuhängen. Aber glaub' mir, vortheilhafter ist's, sich unverdrossen mit dem Ungemach jedes einzelnen Tages herumzubalgen und keinen Streich zu gering zu einer Erwiderung zu achten!"

Ulrich rückte sein Tabouret näher heran und sah ernst zu seiner Freundin auf. „Was Du mir da sagst," begann er in einer gewissen Erregung, „das hab' ich selbst mir hundertmal gesagt. So kann's nicht weiter gehen! Ich will einen Strich unter mein vergangenes Leben machen, Clauda. Und Du, gerade Du! hoff' ich, sollst mir helfen ein neues anzufangen. Ich — ich muß wieder heirathen — —"

Ein dämonischer Spott blitzte in Claudinens Augen auf. Rechnete dieser weltabgewandte Hamlet so gut? Jetzt — jetzt, da ihr Stern im Aufsteigen war, bot der uneigennützige Freund ihr seine Hand! Es war nicht ihre Absicht, eines Choristen Weib zu werden; aber auch nicht ihre Art, eine Stütze von sich zu werfen, bis sie vollständig sicher war, derselben nie wieder zu bedürfen. Langsam richtete sie sich auf dem Ellenbogen auf und sah zu dem Manne hinüber, über welchen nach seinem raschen Geständniß eine ihm sehr ungewohnte Unsicherheit gekommen war.

„Heirathen," wiederholte sie bedächtig. „Mich natürlich! denn warum sagtest Du mir's sonst? Weißt Du' wohl, Uli, daß Du da gar keinen schlechten Geschmack zeigst?" Jetzt lachte sie ehrlich. „Nun, nun, ich will nichts verschwören! Gute Freunde waren wir ja immer. Und die Zudringlichkeit gewisser Herren läßt es mir fast wünschenswerth erscheinen, verheirathet zu sein. — — Ja, wie schaust Du mich denn an? Hast Dir wohl gar geträumt, ich müßte Dir jetzt gleich in die Arme fliegen mit dem Geständniß, daß ich mich todtschmachte nach Dir? Nein, solch ein Kindskopf!" Aufspringend warf sie ihm die Blätter der zerpflückten Rose ins Gesicht. „Geh, geh, eine Heilige aus Mondschein

und Tugend gewebt, bin ich schon nicht! Das weißt Du auch! Und für verliebte Narrheiten hab' ich zeitlebens wenig Sinn gehabt. Aber die wirkliche Welt und ihre Gesetze, die flößen mir gewaltigen Respect ein. Gegen die werd' ich meiner Tage nicht anrennen."

Sie hatte die Hände in die Taschen ihres Morgenrockes vergraben und tänzelte wohlgefällig im Zimmer auf und nieder. Ulrich wußte selbst nicht, warum ihn die Art so bitter verletzte, in welcher sie auf das Vergehen seiner Frau anspielte, deren Namen er ihr nie genannt hatte, und von der sie nur durch das Gerede der Leute unbestimmte Kunde erhalten haben konnte. Er hielt die Augen starr auf den wagenradgroßen Strauß gerichtet, aus welchem ihre Finger schon einige der schönsten Rosen herausgezerrt und gerupft hatten, und sagte leise:

„Es giebt ungeschriebene Gesetze, Clauda, die nicht minder heilig sind, als die geschriebenen. Du weißt, welchen Werth wir Siegmanns auf die Unbescholtenheit unseres Namens legen. Meine Mutter hegt deshalb eine fast abergläubische Furcht vor einer Schwiegertochter, die Schauspielerin ist. Wenn ich nun trotzdem einer Schauspielerin meine Hand und meinen Namen biete, so geschieht das nur, weil ich mich täglich habe überzeugen können, daß der Leichtsinn nicht die Triebfeder Deiner Handlungen bildet, und weil ich die feste Zuversicht hege, daß Dein Herz Dir unter keinen Umständen einen Streich spielen wird. Denn das mußt Du wissen, Clauda: über gewisse Dinge würde ich mich niemals hinwegsetzen."

Sie lächelte. „Mein Herz wird mir keinen Streich spielen," sagte sie doppelsinnig. „Darüber sei ruhig! Auch nicht den, daß ich mich mit einem verheiratheten Mann verlobe! — Werde frei, Uli; dann wollen wir sehen."

Sie reichte ihm die Hand; und es lag so viel Vernunft und Ehrlichkeit in ihrer Forderung sowohl als in dem Ton ihrer Stimme, daß Ulrich nichts erwidern konnte. Wußte er's denn nicht auch, daß sie kühl und klar überlegte in allen Dingen? Schätzte er sie nicht gerade wegen dieser Eigenschaft, in welcher er die sicherste Bürgschaft für seine künftige Ruhe zu sehen glaubte? Was hatte denn die abgöttische Liebe seiner ersten Frau ihm Anderes eingetragen als Schmach und Schande? Aber freilich, auf eine so eisige Kälte war der verzogene Liebling der Frauen nicht gefaßt gewesen!

Im Nebenzimmer ward Geräusch vernehmbar.

„Das ist meine Wäscherin," sagte Claudine hinhorchend. „Mutter kann gewiß nicht mit ihr zurechtkommen wegen meines echten Spitzenkragens. Ich muß nur selbst nachsehen."

Sie öffnete die Thür und ließ sie im Eintreten hinter sich weit offen stehen. Ulrich sah in das Familienwohnzimmer. Auf dem Tische lag zusammengefaltete Wäsche. Clauda's Mutter gegenüber bückte sich eine Frau tief über einen großen Waschkorb, um neue Stöße zu den ersten auf den

Tisch zu legen. Jetzt richtete die Person sich auf, das helle Lampenlicht traf ihr Gesicht — Ulrich hätte beinahe aufgeschrien. Es war Anna! — Ja, wahrhaftig, Anna! rosig und frisch, fast wie in ihren Mädchenjahren anzuschauen mit dem sorglich geglätteten blonden Scheitel über ihrem runden Gesicht, mit dem dunklen Nesselkleid und der weißen Schürze. Jetzt sah er ihre festen glänzenden Zähne aufblitzen; sie lachte über einen Scherz Claudas, welche sich den Genuß gönnte, mit der jungen Wäscherin zu schwatzen wie ein Mädchen aus dem Volke mit dem anderen. Gutmüthig klappte sie eben eine kostbare Bonbonniere auf, und zusammenraffend, was sie mit der hohlen Hand greifen konnte, reichte sie Anna'n die theure Näscherei hinüber.

„Da! Für Ihren Buben! — Aber so nehmen Sie doch! — Mir wird's des süßen Zeugs, fast zu viel. Und waschen Sie mir meinen Kragen hübsch."

Eine dumpfe Wuth hatte Ulrich gepackt. Annas Anblick rührte all das alte, halb beschwichtigte Leid wieder in ihm auf. Und sie, die sein Leben zerstört hatte, stand da vor ihm, blühend, ruhig, zufrieden! Während er nicht vergessen konnte, hatte sie, die Schuldige, vergessen — sich getröstet entschädigt sogar! Oder was sollte sonst das Gerede von einem Buben? — O, die Elende! Die Unwürdige! — Er hätte nie geglaubt, daß die Treulosigkeit des Weibes, das er von seiner Schwelle gejagt hatte wie einen Hund, ihn so tief erschüttern könnte. Aber nun wollte er sie auch von sich abschütteln ohne Verzug, wie ein giftiges Gewürm!

In seiner Erregung war er, ohne daß er selbst darum wußte, in den Rahmen der Thür getreten. Er hatte die Genugthuung, das Lachen auf ihrem Gesicht jäh erstarren zu sehen. Hastig beugte sie sich tief über ihren nun leeren Korb; doch, als sie sich wieder aufrichtete, sah sie ruhig und gefaßt aus wie vorher. Dicht vor ihr auf dem Tisch lag neben der Bonbonniere ein silberner Pfeil; Ulrich nahm ihn und legte ihn mit beleidigender Absichtlichkeit aus dem Bereich ihrer Hände. Da stieg das Blut so glühend in Annas Wangen, als müßte es demnächst aus der Haut hervorspritzen; und ihre Hand zitterte merklich, als sie nun schweigend ihren Korb aufnahm und sich zur Thür wandte. Aber Claudine kam ihr in ihrer geraden Weise zu Hülfe.

„Wegen der Boringer brauchst Du das Ding da wahrhaftig nicht wegzulegen, Uli! Die hat mir schon manches Geldstück wiedergebracht, wenn es, ohne daß ich's wußte, in den Taschen meiner Frisirmäntel stecken geblieben war. Nicht wahr, Boringern? wir kennen einander? — Gute Nacht! und der Kleine soll sich's gut schmecken lassen."

Ulrich griff hastig nach seinem Hut.

„Ich möchte Dich um die Adresse Deiner Wäscherin bitten."

„Frau Boringer, Pfahlstraße Nr. 6. Aber Du bist ja ganz aufgeregt. Was willst Du denn von ihr?"

„Bei ihr waschen lassen, natürlich! wenn sie ehrlich und zuverlässig ist, wie Du sagst. Meine Mutter schafft's nicht mehr allein. Auf morgen!"

Er rannte die Treppe, drei Stufen auf einmal, hinunter. An der nächsten Straßenecke holte er Anna ein. Es waren dunkle, abgelegene Gassen, welche zu ihrer Wohnung führten, er compromittirte sich also nicht, indem er neben ihr hinschritt. Sie war leicht zusammengezuckt, als sie ihn erkannte; aber sie ging schweigend weiter, und ihm drängte sich eine solche Fülle von bitteren Worten auf die Lippen, daß er zunächst keinen Anfang finden konnte.

„Es ist gut," begann er zuletzt mit gepreßter Stimme, „daß ich Dich endlich finde, wenn schon es mir nicht recht sein kann, daß Du Dich in die Familien drängst, in welchen ich ein- und ausgehe. Ich habe, wie Du weißt, leider wenig Ursache zu hoffen, daß Du meinem Namen dort Ehre machen wirst."

„Ich führe Deinen Namen nicht mehr," erwiderte sie leise. „Und Du weißt, ich habe kein Begegnen mit Dir gesucht."

„O, nein! Du rechnetest besser. Zu ewiger Einsamkeit gedachtest Du mich zu verurtheilen. Durch Dein spurloses Verschwinden wolltest Du mir jede Möglichkeit zu einer Scheidung abschneiden, mich zwingen Dein Mann zu bleiben trotz alledem. Ich aber will nicht zeitlebens an eine Diebin gefesselt sein, hörst Du! Ich will diese Kette nicht länger schleppen, welche der Fluch und die Qual meines Lebens geworden ist. Ein unbescholtenes, anständiges Weib will ich neben mir sehen, will mich einer frohen, ehrbaren Häuslichkeit erfreuen wie andere Menschen! Und dazu muß ich frei werden von Dir. Wir sind thatsächlich geschieden, und es scheint Dir ja sehr wohl zu gehen ohne mich! Darum erwarte ich bestimmt, daß Du Dich unserer gerichtlichen Scheidung nicht widersetzest."

Anna antwortete nicht gleich. „Du willst die Clauda Müll heirathen," sagte sie endlich langsam. „Verwehren kann ich Dir's ja gewiß nicht. Aber gerade die, mein' ich, solltest Du nicht wählen, wenn Dir's um ein ehrliches, anständiges Heim zu thun ist, denn die hält's noch mit Anderen."

„Schweig!" Ulrich zerrte in kaum bezähmbarer Wuth an seinem Mantelkragen. „Elende Creatur! bist Du frech genug, Deine Wohlthäterin zu verleumden und zu verklatschen? — Du, eine Diebin! eine Ehebrecherin! — Denn, wenn der Bube, von dem droben die Rede war, mich, Deinen Mann, anginge, so wüßte ich ja wohl von seinem Vorhandensein."

Wieder dauerte es eine Weile, ehe die Frau Worte fand. „Ich bin einmal schlecht gewesen," sagte sie dann eintönig, „die Liebe zu Dir hat mich toll und blind gemacht. Ich bin dafür gestraft worden und hab's büßen müssen — hart und lang. Das ist nun geschehen und abgethan. Seitdem bin ich in meinen Fehler nicht zurückgefallen, und es ist gar kein Verdienst dabei; denn das Geld für sich hätte mich nun und nimmer in

Versuchung geführt, und Gott sei Dank! ich bin kräftig und verdiene, was der Bub und ich zum Leben brauchen. Verklascht und verleumdet aber hab' ich meiner Tage Niemanden. Wenn ich Dir jetzt von der Müll gesagt hab', was ich weiß, so war's, um Dich vor Schaden zu bewahren. Im Uebrigen denk ich, 's ist eines Jeden eigene Sach', was er thut und läßt, und ich bin kein Gensdarm, und mich geht's nichts an. Und wenn ich Dir zu all der Zeit nicht vor die Augen gekommen bin, so war's einzig, weil ich gemeint hab', es müßt' Dir zuwider sein, mich zu sehen — aus keinem anderen Grund! — Ein Fluch und eine Qual, nein! die will ich Dir nicht sein. Da sei Gott vor! Wenn Du also meinst, daß die Menschen wieder auseinanderreißen können, was Gott zusammengefügt hat, da laß mir's sagen, was ich thun muß; und so viel an mir liegt, soll gewiß geschehen, daß Du frei wirst."

„Gut," stieß Ulrich zwischen den Zähnen hervor. „Ich werde schicken."

Er ging sofort nach Hause. „Mutter! es ist abgemacht, nächstens heirathe ich wieder! Ich habe die Anna gesprochen, und sie ist's zufrieden, daß wir geschieden werden."

Frau Siegmann schüttelte trübsinnig den Kopf. „Also wird's doch zuletzt eine Geschminkte! Herr, mein Gott! Deine Hand lastet schwer auf mir armen Wittfrau — aber ich murre nicht."

„Mir scheint, Du thust den ganzen Tag nichts Anderes als murren," versetzte Ulrich ungeduldig. Sein Blick streifte dabei mit sprechendem Ausdruck von der alten Frau, die, in ihren Regenmantel gewickelt, vor einem mit glühenden Kohlen gefüllten Becken kauerte, die geschwollenen Füße in dicken Filzschuhen geborgen, während die ungekämmten, grauen Haare struppig unter ihrer welken Haube vorquollen, weiter die Wände entlang, an welchen die Photographieen fast verschwammen unter erblindenden Gläsern, und über die Tische und Kommoden weg, welche eine drei Tage alte Staubschicht deckte.

„Schlimmer als es bei uns ist, kann's, dünkt mich, auch unter einer ‚Geschminkten' nicht werden", schloß er achselzuckend und ging auf seine Kammer.

In den nächsten Tagen besuchte er Clauda noch häufiger als sonst, aber er wurde verschiedene Male abgewiesen. Da fiel ihm die Rede seiner Frau ein, und in plötzlich auflodernder Eifersucht patrouillirte er verstohlen vor dem Hause auf und ab. Er sah dann auch eines Abends einen bekannten Cavallerieoffizier in Civilkleidung aus der Hausthür treten. Am folgenden Morgen stellte er Clauda zur Rede.

Die lachte ihm hell in's Gesicht. „Geh, Uli, sei gescheidt! Bist nicht mein Mann, nicht mein Bräutigam, nicht mein Geliebter — und willst mir Scenen machen? — Du, ein verheiratheter Mann!"

„Nicht so ganz. Meine Frau ist gefunden und einverstanden. Ich werde frei sein, so rasch Gerichte eine Scheidung auszusprechen vermögen."

Sie zuckte die Achseln. „Auf Wiedersehen also am Tage Deiner Befreiung!" —

Die Scheidung ins Werk zu setzen, war nun Ulrichs vornehmste Sorge. Seit dem Wiedersehen mit seiner Frau war eine fieberhafte Unruhe über ihn gekommen. Es trieb ihn rastlos um. Halbvergessene Bilder aus alter Zeit stiegen vor ihm auf. Er sah Anna als Braut, als junge Frau — seine Frau! Wahrlich, wunderselige Tage waren das gewesen, auch für ihn! Wie ein sinnig träumerisches Märchen leuchteten diese zwei Wochen zwischen den tollen Abenteuern und der jämmerlichen Plattheit hervor, aus welchen sein späteres Leben sich zusammensetzte. Und in der Hingabe aller der närrischen Frauen, welche ihm ungebeten ihr Herz zu Füßen legten, hatte er allzeit etwas vermißt; vielleicht, ob es ihm gleich nie zum Bewußtsein kam, nur dies Eine, daß sie nicht die Andere waren. Gewiß, er hatte die Nichtswürdige weit heißer geliebt, als er sie von sich gestoßen hatte, als da er um sie warb! Im Wachen und im Schlaf verfolgten ihn nun wieder ihre großen blauen Augen, dunkel blickend vor leidenschaftlicher Zärtlichkeit — Augen, wie er sie so berückend nie an einer anderen Frau gesehen hatte. O, über seine Narrheit! Die ihn aus solchen Augen angeblickt, hatte seinen ehrlichen Namen mit Schande bedeckt. Wäre es nur das! Federleicht wollte ihn dieser Fehl jetzt bedünken. Aber sie hatte ihn verrathen, betrogen, ihm die Treue gebrochen! In seinem naiven Selbstbewußtsein hätte er es nicht für möglich gehalten, daß man ihm die Treue brechen könne! — Welchen Mann sie nun wohl bethört haben mochte mit ihrem Heuchelblick? Er wollte sich davon überzeugen. Warum sollte er ihr ein Erröthen sparen? Um so glatter würde die Scheidung sich abwickeln! Er brannte darauf, sein Verhältniß zu Claudine ins Reine zu bringen. Wenn er erst unwiderruflich mit der Vergangenheit abgeschlossen hätte, würde ihm wieder wohl werden, meinte er.

So machte er sich denn am Sonntag nach der Probe auf den Weg zu Annas Wohnung. Weit, weit draußen lag sie; ein nüchternes zweistöckiges Haus, von dessen völlig schmuckloser Façade der noch neue Anwurf schon wieder abzubröckeln begann, trug die Nummer 6. Es stand nicht ganz richtig in der Reihe, wie in der That keines seiner Nachbarn; die Baupolizei übte hier noch nicht ihr heilsames Regiment, und durch die Lücken rechts und links schaute das nackte umgebrochene Feld herüber, hier und da überragt von ein paar auf der Windseite wipfellosen Birken. Auf dem ungepflasterten Straßendamme spielten barhäuptige Kinder, und in dem kleinen Vorgärtchen hinter morschen, schief hängenden Holzzäunen flatterte bunte Wäsche im Winde, der hier vom freien Lande ungehindert herüberstrich.

Ulrich durchschritt den Flur des Vorderhauses. An der Pumpe auf dem Hofe stand eine Frau und spülte braunen Kohl ab. Es war ein hübscher Hof mit einem kleinen Grasfleck in der Mitte und ein paar

Digitized by Google

Fliederbüschen an der Seite, welche eben die ersten Knospen trieben. Das Hinterhaus, das ihn auf der Rückseite abschloß, war nicht hoch genug, um der Luft und dem Sonnenschein den Eintritt zu verwehren.

„Bitte um Vergebung, wohnt hier Frau Boringer?" wandte Ulrich sich an die Frau. Er wunderte sich selbst, wie zittrig seine Stimme klang, fast so unsicher, als da er zum erstenmal zu melden hatte, daß „der Wagen warte."

„Ja wohl," nickte die Gefragte, auf das Hinterhaus deutend; „dort drüben, gleich rechts. Aber Sie treffen sie jetzt nicht zu Haus, sie trägt Wäsche herum. Soll ich vielleicht etwas ausrichten?"

„Ich weiß nicht, ob Sie so genau über Frau Boringer's Familienverhältnisse unterrichtet sind — —"

„J, der Tausend! da handelt sich's wohl gar um einen Gruß von dem sauberen Patron, ihrem Manne? Damit will ich nichts zu schaffen haben! damit bei Leibe nicht!"

„Aber, erlauben Sie! Wenn Frau Boringer Ihnen auch Unvortheilhaftes über ihren Mann berichtet hat — —"

„Die! Da kennen Sie die Boringer schlecht! Von der weiß ich's noch nicht einmal, daß sie einen Mann gehabt hat, geschweige denn, was für eine Sorte es gewesen ist. Aber man ist doch nicht von gestern! Zwei und ein halbes Jahr wohnt sie nun in meinem Hause, und eine rechtlichere Mietherin hab' ich meiner Tage nicht gehabt: prompt mit der Miethe, und so akkurat und sinnig. Und kein Mannsbild hat sie nur angeschaut in all der Zeit, so arg die auch hinter ihrem hübschen Gesicht her sind. Sehen Sie, wer so eine Frau in Noth und Elend hat sitzen lassen können, das muß ein — na, ich will mir den Mund nicht verbrennen! Aber, das sag' ich Ihnen, wenn der schlechte Kerl sich etwa jetzt, wo es dem armen Tropf gut geht und sie ihr Brot hat, wieder an sie hängen und ihr die mühsam erworbenen Groschen aus der Tasche ziehen will, da bin ich auch noch dabei! und ich leid's nicht!"

In diesem Augenblicke öffnete sich sacht die Thür des Hinterhauses. Ein etwa zweijähriger Knabe erschien auf der Schwelle, beim Anblick des fremden Onkels verwundert stehen bleibend; und zugleich brach ein Sonnenstrahl durch die rasch ziehenden Wolken und fiel hell auf Ulrich Siegmanns Gesicht. Die Frau sah von dem Knaben auf den Mann, stockte mitten in ihrem Redestrom und schlug sich mit der Hand auf den Mund.

„Wenn Sie die Boringern sprechen wollen, so warten Sie nur in ihrer Wohnung. Dort ist der Bub."

Noch einmal schwenkte die Frau ihr Sieb mit den gewaschenen Kohlblättern, daß die Tropfen sprühten, dann ging sie kopfschüttelnd in ihr Haus.

Ulrich that mechanisch ein paar Schritte vorwärts, da fiel sein Blick auf den Knaben; er prallte erschrocken zurück. War's ihm doch, als habe

er unversehens in einen Spiegel geschaut. Das waren ja seine eigenen Augen, die hier fragend zu ihm aufblickten! Sein Mund, der sich eben zu einem zutraulichen Lächeln verzog; seine dunkle Locke war's, die hier über die gewölbte Kinderstirn herabhing! ja, sogar die kleine Warze dicht an der Schläfe, welche die lockigen Haare fast verhüllten. Ein Schwindel ergriff ihn, er packte den Knaben bei beiden Schultern.

„Wer bist Du, sag'?"

„Ulrich heiß ich," antwortete das Kind.

Sein Ebenbild, sein Name! Warum hatte sie ihm das verschwiegen? Er drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf die rothen Lippen des Kindes und, sein kleines Händchen fest in der seinen haltend, trat er in die Wohnung.

Es war nur ein mittelgroßes Gelaß, halb Stube, halb Küche, und Plätteraum obendrein; aber die Sauberkeit und das Behagen, das Annas Hände allzeit um sich verbreitet hatten, guckten auch hier aus jedem Winkel. Auf den Dielen zierlich gekräuselter Sand, blendende Vorhänge vor den Scheiben, und auf dem Fensterbrett ein blühender Blumenstock; dahinter an dem weiß gescheuerten Tisch der hohe Stuhl des Kindes. Ueber der mit einem frischen Deckchen belegten Kommode aber hing der Schmuck, die Poesie des Raumes: eine einzige Photographie in schlichtem Rahmen, die des Knaben, und darum geschlungen die weiße Perlenkette, welche Siegmann damals der Anna Boringer geschenkt hatte, als er sie aus der Vorstellung des „Propheten" heimgeleitete!

Beim Anblick dieser beiden Gegenstände, die in ihrer Vereinigung ein beredteres Zeugniß für die Treue seiner Frau ablegten, als ein Eidschwur es vermocht hätte, kam eine nie gekannte Empfindung über Ulrich; ihm war's, als springe plötzlich eine Rinde, die zeitlebens um sein Herz gelegen. Er ließ die Hand des Kindes los, warf sich auf den Stuhl vor dem Tisch, barg sein Gesicht in den Händen und wußte es selbst nicht, daß heiße Thränen, ihm an den Fingern niederrieselnd, die schön gescheuerte Platte netzten. Und in dem Maß, wie seine Thränen flossen, zerfloß die Blindheit vor seinem geistigen Auge. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er nicht bloß sich, sondern auch sie, die ja nur aus Liebe zu ihm schuldig geworden war; und sich sah er anders, als er sich bisher gesehen hatte. Durch die nüchterne Rechtschaffenheit und Makellosigkeit, welche er sich bislang als eine Art Heiligenschein um's Haupt gewunden hatte, schimmerten ihm zum ersten Male die krasse, nackte Selbstsucht, die feige Scheu vor Arbeit und Unbequemlichkeit häßlich entgegen, welche es ihm wünschenswerth hatten erscheinen lassen, die Tilgung seiner Verpflichtungen auf die Schultern irgend einer Frau zu wälzen. Anna hatte sie getilgt Aber war *seine* Hand dabei wirklich so blüthenrein geblieben, wie er sich's eingeredet hatte? Die Ursache des Verbrechens bildete doch nur er! Er einzig war es auch, der, wenngleich widerwillig, die Frucht davon geerntet

hatte. Die es um seinetwillen beging, fand nur Leid und Strafe. Und nun sah er sie in der Versuchung, in welche sein Eigennutz sie stürzte, kämpfen, ringen — erliegen; er sah ihre Angst, ihre Reue in all ihrem Glück; er sah sie verfolgt, ergriffen, abgeurtheilt; die bangen Tage und Nächte im Gefängniß zogen an seinem Geist vorüber; er sah sie wieder stehen auf seiner Schwelle, und hörte sich selbst sie fortweisen in Nacht und Verzweiflung!

Und sie war gegangen; ohne Haß, ohne Vorwurf hatte sie ihre harte Buße angetreten, in strenger Arbeit ihrem Kinde lebend und dem Andenken an ihn, der sie verstoßen hatte. O, wahrlich! vor dem Bilde des großäugigen Knaben und der darum geschlungenen, schlichten Perlenschnur verkehrten sich in Ulrichs Geist plötzlich die Maße, nach denen er gewohnt war Menschen und Dinge zu messen. Und er sah Annas Gestalt vor sich emporwachsen zu nie geahnter sittlicher Größe, weit, weit hinaus über die klug berechnende und nirgends anstoßende Clauda — weit hinaus auch über ihn selber, den in mürrischem, thatenlosem Gram Versunkenen. Was Jene hinabgezogen hatte in Schwäche und Schuld, das war zugleich ihre Stärke, ihre Sühne: der Spruch der Verheißung leuchtete hell auf ihrer Stirn: „Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt.“ Was aber hatten Clauda und er je Anderes geliebt, als ihre eigene Person? — So groß hatte er sich sein Lebenlang gefühlt — und dünkte sich nun so klein! Selbst seines Namens Fleckenlosigkeit hatte in seiner Schätzung verloren. War ein Menschenherz voll Liebe und Treue nicht mehr werth, als eines Namens Schall? Ehe er das seines Weibes noch einmal von sich stieß, mochten die Zungen der Menschen aus dem Namen Siegmann machen, was sie wollten!

Eben sah er Anna über den Hof daherkommen; ihr Gang war hastig, offenbar hatte ihre Wirthin schon geplaudert. An der Thür blieb sie tiefathmend stehen.

„Ich weiß, Du kommst wegen der Scheidung. Ich hab's nicht besser verdient, es ist ganz in der Ordnung so — und mir ist auch Alles recht, wie Du's einrichten magst. Aber man hat mir gesagt, Du könntest mir auch den Buben nehmen — Ich weiß eigentlich nicht, warum ich das fürchte — Du könntest ihm ja doch nie von Herzen gut werden, sondern würdest ihm seine Mutter nachtragen sein Lebenlang. Und die Clauda nimmt ihn gewiß nicht gern. — Aber vielleicht, um mich zu kränken, forderst Du ihn doch. Thu's nicht! Der Bub' ist Alles, was ich auf der Welt hab'! Hätte nicht die Hoffnung auf ihn mich aufrecht gehalten, ich wäre geradenwegs in's Wasser gegangen an dem Abend, als Du mich aus Deinem Haus fortgewiesen hast. Seitdem ist all mein Sinnen und Denken auf ihn gerichtet. Für ihn schaff' ich Werktags; an ihm freue ich mich Sonntags. Du mein Gott! was sollt' ich auf der Welt anfangen, wenn ich das Kind nicht mehr hätt'? Nein, meinen Buben darfst Du der Clauda Müll nicht geben! Sonst mach', was Du willst.“

Ulrich hatte mit abgekehrtem Gesicht zugehört; jetzt wandte er sich zu seiner Frau.

„Anna — hab' ich denn wirklich ein Recht an dem Jungen?"

Sie biß sich auf die Lippen.

„Es ist wahr, ich hätt's wissen können! Weil ich mich einmal vergangen hab', traust Du mir überhaupt nichts Rechtschaffenes mehr zu! — Gut, gut! Denk', so schlecht Du willst, von mir. Wenn Du mir nur mein Kind läßt! Weiter verlang' ich ja nichts!"

„Weiter gar nichts? Und verwahrst doch die Halskette dort wie ein Heiligthum! Daß ich's nur gesteh', wie ich vorhin die Kette hängen sah, hab' ich bei mir gedacht: so ganz tief im Herzen ist mir die Anna trotz Allem gut geblieben. Aber ich habe mich wohl geirrt?"

„Was geht's Dich an," murmelte sie, sich scheu abwendend. „Hinder' ich Dich denn in irgend was?" Dabei nahm sie die Kette herunter und barg sie eilfertig in der Schublade ihrer Kommode.

„Nein, Anna," sagte er, zu ihr tretend, laut, „den Buben kann ich Dir nicht lassen; den nehm' ich mit mir. Und wenn Du bei ihm bleiben willst, dann — dann mußt Du auch seinen Vater mit in den Kauf nehmen — Beide oder Keinen!"

Sie fuhr herum, abwechselnd roth und bleich.

„Was — Was hast Du gesagt?"

Und Ulrich breitete die Arme aus.

„Liebe zu mir war Deine Schuld. Kann ich Dich dafür verdammen? — Anna, das Glück und der Friede sind aus meinem Hause ausgezogen mit Dir. Bring' sie mir zurück!"

Da warf sie sich an seine Brust unter Lachen und Schluchzen.

„O Du! Du! — Und wenn je wieder eine Sünde zu begehen ist um Deinetwillen — halt' mich fest mit beiden Händen! Du hast's erfahren, wie schwach ich sein kann für Dich!"

„Für uns Beide wirst Du stark sein," lächelte Ulrich mit feuchten Augen und deutete auf seinen Sohn. „Komm heim. Die Mutter hat schon lange im Stillen nach Deiner linden Hand geseufzt. Mach' ihr die letzten Tage leicht."

Aber nochmals kam ein banges Zagen über Anna.

„Die Menschen werden Dich verachten um meinetwillen, Liebster. Du bist so stolz! — Wie wirst Du's tragen?"

Er nahm den Knaben auf den einen Arm, mit dem anderen umschlang er die Mutter.

„Ich bin ja nun nicht mehr allein. Gott sei Dank! Ich werde nicht mehr Zeit haben, nur an mich selbst zu denken."

Digitized by Google

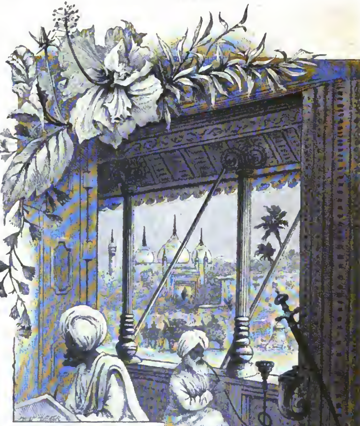
LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 20 Einzeldrucken, in Lithographie ausgeführt. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Die kühne Weltumseglerin, deren Reisebeschreibungen sich nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch bei uns in Deutschland so großer Beliebtheit erfreuen, ist Ende September 1887 in Folge eines Tropenfiebers auf einer Kreuzfahrt im Indischen Ocean verschieden, und ihre sterblichen Reste mußten dem Meere übergeben werden, welches sie fast als ihre Heimat zu betrachten sich gewöhnt hatte. Das vorliegende Werk, welches ihre letzte Fahrt auf der berühmt gewordenen Yacht „Sunbeam" — welche bekanntlich von Gladstone öfter benutzt worden ist — schildert, enthält eine von Lord Brassey verfaßte kurze Biographie der Verstorbenen, worin er in schlichter, aber von warmer Liebe durchglühter Darstellung das Bild einer Frau malt, die ebenso durch hohe geistige Begabung wie durch Charaktergröße, durch ihren klaren Blick und die sittliche Bedeutung ihrer Ziele, wie durch die erstaunliche Energie und Thatkraft in Verfolgung derselben unsere Bewunderung erweckt, die wir als Wohlthäterin des Volkes, als Schriftstellerin, Frau und Mutter gleich liebenswerth finden. Früh mutterlos, lebte sie mehrere Jahre bei ihrem Großvater zu Clapham, wo ihre Liebe zum Landleben und zur freien Natur geweckt ward und wo sie nicht nur ihren Körper durch entsprechende Leibesübungen, namentlich Reiten auszubilden Gelegenheit hatte, sondern auch ihrem Geist aus den stattlichen Büchersammlungen, in denen sich englische, französische, deutsche und italienische Schriften befanden, eine reiche, obwohl etwas ungeregelte Nahrung zuführte. In London, wo sie später die Schulen besuchte, lebte sie fast noch einsamer als in Clapham; sie beschäftigte sich hauptsächlich mit Pflanzenkunde und erwarb sich gediegene wissenschaftliche Kenntnisse, die ihr später bei Beschreibung der tropischen Gewächse sehr zu Statten kamen. Im Jahre 1860 verheirathete sie sich mit dem Politiker und Volkswirth Thomas Brassey, dem sie nicht nur eine liebende Gattin, sondern auch eine treue unermüdliche Mitarbeiterin auf allen Gebieten war. Ihrer rastlosen Thätigkeit und ihrem Geschick verdankte er hauptsächlich seinen Parlamentssitz; sie unterstützt ihn in seiner Eigenschaft als Vorsitzender gemeinnütziger Vereine; sie betheiligt sich mit Eifer an der Förderung der See-Artillerie; sie ist selbst bei den Musterungen anwesend und vertheilt Preise an Bord der Schiffe; sie begleitet ihren Mann

Digitized by Google




In einem indischen Palast.
Aus: Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam, Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

auf seinen Besuchen der in- und ausländischen Werften, wohnt Schiffsbesichtigungen bei ꝛc. — Dabei findet sie Zeit, für das geistige und materielle Wohl des Volkes durch Wort und That, durch Briefe, Besprechungen, Flugschriften und persönliches Beispiel einzutreten; namentlich suchte sie die Aufmerksamkeit auf die Krankenpflege zu lenken, als dieser Zweig der öffentlichen Wohlthätigkeit noch wenig beachtet war, und die Kenntniß, Verunglückten die erste Hülfe zu bringen, immer weiter zu verbreiten. Von den auf ihren Reisen gesammelten Schätzen legte sie Sammlungen an, um den Mitgliedern der Arbeitervereine Belehrung und Erholung zu verschaffen. —

Diese vielseitige, anstrengende Thätigkeit müssen wir um so höher schätzen, als

Lady Brassey sich keineswegs eines guten Gesundheitszustandes erfreute, ja vielfach ernste Krankheiten durchzumachen hatte. Sie hatte von ihrer Mutter, welche als junge Frau an der Auszehrung starb, ein Lungenleiden geerbt; und in den ersten Jahren ihrer Ehe nöthigten sie schwere Luftröhrenentzündungen, mitten im Winter Heilung im Süden zu suchen. 1869 ward sie während einer Fahrt durch den Suezkanal vom Sumpfsieber ergriffen; unter schrecklichen Leiden reitet sie durch Syrien, von Alexandrien



Annie Brassey.

aus begiebt sie sich nach Malta, wo sie lange zwischen Tod und Leben schwebt. Sie erholte sich seitdem nie mehr vollständig; und dazu kamen in den folgenden Jahren noch mehrere Fieberanfälle, so ~~1850~~ in Algier, 1882 in Cowes, 1883 in Westindien, 1886 in Gibraltar und — auf ihrer letzten Reise — in Borneo und schließlich an der Nordküste von Queensland. Am 14. September 1887 erlag sie dem sie hartnäckig verfolgenden Feinde, und an demselben Tage wurde ihre Leiche bei Sonnenuntergang in die Tiefe des Meeres versenkt. —

Die schriftstellerische Thätigkeit Lady Brassey's ging aus der Gewohnheit hervor, am frühen Morgen noch im Bette die Ereignisse des vorangegangenen Tages mit Blei-

stift aufzuzeichnen. Sie that dies schon als junges Mädchen und sandte diese Reiseberichte anfangs an ihren Vater; bald wuchsen die kurzen Erzählungen zu einem lithographirten Tagebuche an, und als diese ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen als Buch herausgegeben wurden, fanden sie einen die Verfasserin so überraschenden Anklang, daß diese zu weiterer schriftstellerischer Thätigkeit angeregt wurde. Sie schilderte die Erlebnisse auf ihren Reisen in folgenden Werken: „A voyage in the Sunbeam“ London 1879 (deutsch Leipzig 1879); „Sunshine and storm in the east“, London, 1880 (deutsch Leipzig 1881); „Tahiti“, London 1882: „In the trades, the tropics and the roaring forties“, London 1885 (deutsch unter dem Titel „Eine Familienreise von 14000 Meilen in die Tropen“, Leipzig 1885).

Die frische Natürlichkeit dieser von guter Beobachtungsgabe zeugenden Reisebeschreibungen, die, ohne wissenschaftliche Prätensionen zu machen, doch manches werthvolle Material enthalten; der feine vornehme Geist der Verfasserin, die es verschmäht, ihre eigene Person in den Vordergrund zu drängen, und die ungekünstelt uns zu unterhalten und zu belehren strebt, ohne uns mit geistreich sein sollenden Reflexionen zu behelligen, die nur schreibt, was sie gesehen und wie es ihr um's Herz ist; diese Momente erklären die große Beliebtheit, welche die Schriften der Lady Brassey in allen Schichten der Bevölkerung gefunden haben; Fürst Bismarck soll sie mit Vergnügen gelesen haben, wenn er seine Abendpfeife schmauchte, und nicht minder haben sich Schulkinder an ihnen erfreut.

Das letzte Werk Annie Brasseys, welches in Tagebuchform die Eindrücke auf ihrer letzten Reise nach Vorder-Indien und Australien schildert, ist von dem Gatten der Verstorbenen zu Ende geführt worden.

Auch in der unfertigen Form werden diese flüchtigen, dabei getreuen Momentaufnahmen Interesse erregen, und der Leser, der die früheren Werke, welchen die Verfasserin eine feilende und ergänzende Ueberarbeitung angedeihen lassen konnte, lieb gewonnen hat, wird auch in den unausgeführten Skizzen des Tagebuches die scharfe Auffassung, die sichere Hand der Verfasserin erkennen. — Eine große Zahl vortrefflicher Illustrationen erläutern und vervollständigen den Text auf's Beste; und so ist anzunehmen, daß dem gediegen ausgestatteten letzten Werke der Weltumseglerin die Gunst des deutschen Publicums in eben so hohem Maße zu Theil werden wird, wie den früheren. O. W.

Bibliographische Notizen.

Boris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ossip Schubin gehört zu den gelesensten Schriftstellerinnen. Ihre Romane gelangen sehr schnell zu neuen Auflagen; auch der uns vorliegende hat sofort nach seinem Erscheinen die zweite erreicht.

In „Boris Lensky“ bekundet die Verfasserin alle die glänzenden Vorzüge ihres Talents, allerdings auch ein wenig ihre Schwächen. Sie besitzt eine wahrhaft dramatische Gestaltungskraft und kennt die Welt und die vornehme Gesellschaft, das high life, welches sie mit Vorliebe schildert. „Boris Lensky“ hat ein vollkommen internationales Gepräge. Der Schauplatz ist Paris, aber es werden uns durchaus nicht Franzosen und französische Zustände geschildert, sondern Russen, österreichische Aristokraten und Engländer; Paris giebt nur den glänzendsten Hintergrund für das Zusammenströmen verschiedener Nationalitäten ab. Im Mittelpunkt dieses vielgestaltigen Lebens und Treibens steht ein russischer Künstler, der von der Natur mit den herrlichsten und seltensten Gaben ausgestattet worden ist und dennoch sich und seine Kunst zu Grunde richtet, weil er ohne moralischen Halt ist und den Virtuosenthum in seiner abschreckendsten Gestalt verfällt. In der Schilderung dieses dämonischen, ebenso bewunderungswürdigen als verächtlichen Charakters giebt die Verfasserin ihr Bestes, jede Seelenregung seiner complicirten Natur weiß sie zu veranschaulichen. Dabei wissen wir ihr Dank, daß sie den widerwärtigsten Seiten eine immerhin discrete Behandlung zu Theil werden läßt.

Als einen Mangel in der Composition betrachten wir es, daß die Verfasserin sich nicht genügend zu concentriren versteht. Der Roman besitzt Ueberfluß an Episodenwerk und nebensächlichen Schilderungen, die

zwar recht pikant sind, aber zu sehr in's Breite gehen. Ossip Schubin ist unleugbar eine Schülerin der Franzosen; viele Aeußerlichkeiten in deren Technik hat sie mit Geschick copirt, aber die knappe Form der Franzosen, die Kunst, eine Fülle von Handlung in das engste Gewand zu kleiden, besitzt sie vorläufig noch nicht. mz.

Die Tochter Rübezahls. Roman in 6 Büchern von R. von Gottschall. Breslau, S. Schottlaender.

Gottschalls neuester Roman versetzt den Leser in die Zeit der Fremdherrschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts. Ganz Deutschland leidet unter dem Druck der Macht des allgewaltigen Napoleon; und doch wird gerade hierdurch die Zeit der Erhebung, der Erlösung vorbereitet, und mit dieser findet der Roman den versöhnenden Abschluß.

Die Erzählung gestattet sich wesentlich anders, als der Leser dem Titel nach erwartet; noch die ersten Kapitel lassen Anderes ahnen. Sie führen uns zu den romantischen Gegenden des Riesengebirges, zu einem Großgrundbesitzer, dem der Volksmund seiner phantastischen Neigungen wegen und weil er sich darin gefällt, unter den Gebirgsbewohnern ein wenig Vorsehung zu spielen, den Namen „Rübezahl" gegeben hat. Originell und interessant, wenn auch nicht ganz sympathisch, hat ihn uns Gottschall geschildert, ebenso seine Tochter, die Titelheldin des Buches, ein Gemisch von Philosophin und liebreizender Jungfrau. Recht wohl gelungen sind die Gestalt der munteren Julie und die Familienscenen im Hause des alten Berneck, eines echten preußischen Haudegens. Auch dessen Sohn Erich und seine beiden Freunde, der übermüthige, aber tapfere und kreuzbrave Friedrich, wie der träumerische, romantisch angelegte Dichterjüngling Kurt sind in ihrer Art kleine Meisterwerke. Mit besonderem Interesse verweilten wir bei den Scenen, in denen uns der Dichter das Heim und die Umgangsweise des Weisen von Weimar, des Altmeisters Goethe, schildert.

Alles in Allem genommen hat Gottschall die Aufgabe des „modernen Epos", ein treues Spiegelbild einer gewissen Zeitepoche zu geben, mit Glück gelöst. Auch die rein historischen Stellen des Buches wirken in ihrer bunten Aufeinanderfolge recht angenehm; besonders interessant geschildert ist die Belagerung von Breslau.

Es sei mir jedoch gestattet eine kleine Ungenauigkeit hervorzuheben. Schwerlich konnte wohl ein preußischer Offizier im September 1806 eine Gebirgstour unternehmen, nachdem bereits am 9. August desselben Jahres mobil gemacht worden war; doch sei diese kleine licentia poetica dem Dichter nicht eben hoch angerechnet.

Wir haben es also hier mit einem bedeutenden Werke der neuesten belletristischen Literatur zu thun, das einen neuen Beweis von des Dichters noch immer reger Gestaltungskraft giebt und uns auch durch seine poetische Sprache sympathisch anmuthet. ps.

Skirnir. Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Als „eines der schönsten Eddalieder" hat Simrock in seinem Handbuch der deutschen Mythologie „Skirnisför" gepriesen; Felix und Therese Dahn haben in ihrer prächtigen Sammlung germanischer Götter- und Heldensagen auch „die schönste Sage von Freyr," dem Segen spendenden Lichtgotte, in stimmungsvoller Poesie wieder erzählt. Nicht nur dichterisch gehört „Skirnirs Fahrt" zu den reichsten Liedern der älteren Edda, auch eine Fülle von Beziehungen auf die Naturmythen einerseits, die Heldensage andererseits ist in ihm enthalten. In ihrer wortkargen Weise läßt die Dichtung ahnen, daß Skirnir eine ganz außerordentliche Freundesthat vollbringt, indem er für seinen göttlichen Herrn in's feindliche Riesenland und durch die Waberlohe dringt; einem Andern gewinnt er die strahlende Braut, wie Siegfried für Gunther die Walküre aus den Flammen holt. Man könnte sagen, für einen neueren Dichter ergab es sich von selbst, hier ein leise angedeutetes psychologisches Motiv weiterzuführen, den treuen Freund als Brautwerber um die eigene Geliebte für den liebessiechen Freund kämpfen zu lassen. Freilich erst nachdem Dahn dem Mythus diese novellistische Ausführung gegeben hat, kann man sagen, das war aus der Sage selbst heraus zu entwickeln. Es ist ein Beweis der reifen Kunst des Dichters, wenn man dem vollendeten Werke gegenüber das Gefühl hat: es ist ja ganz natürlich, daß es gerade so gemacht worden ist. Und der Dichter von „Odhins Trost" und „Friggas Ja" hat mit seinem „Skirnir" in der That einen glücklichen Griff gethan. Diese kleinen Erzählungen, welche Dahn seit seiner Dichtung der Halfred Sigskaldsaga den historischen Romanen gegenübergestellt, bilden

Digitized by Google

eine ganz eigenartige Gattung für sich, der ich in der neueren Literatur nichts zu vergleichen wüßte. Eben der stark ausgeprägten Individualität wegen müssen sie mannigfachen Widerspruch hervorrufen. „Sind Götter?" hat neben leidenschaftlicher Bewunderung auch herben Widerspruch gefunden. Jedenfalls möchte ich keinem Nachahmer rathen, „uraltes Fern" in solcher Weise durchwandern zu wollen; nur Dahn allein vermag uns die Götter- und Heldenwelt als Idylle nahezubringen. Der geschulte Germanist und formgewandte Dichter allein vermögen es noch nicht. Dazu gehört eine so hingebende Liebe, ein so voller poetischer Glaube an die lichten Götter von Asgard, wie er eben keinem Andern als Dahn eigen ist. In „Bissula" hat er im alten Allemannen-Feldherrn einen begeisterten Wotanverehrer in seiner ungebrochenen Thatkraft vorgeführt. Wo immer er Wotan schildert, da fühlt man dem Dichter nach, welch' verehrungsvolle Liebe ihn selbst für den höchsten Vertreter germanischen Stammesbewußtseins erfüllt. Die Göttergestalten, welche bei jedem Andern durch novellistische Behandlung Karrikaturen würden, sind in Dahns Dichtung lebensvolle Wesen, erhaben und menschlich nahe zugleich. Ich will mit diesem Lobe nicht sagen, daß es Dahn gelungen sei, jede Schwierigkeit des Stoffes glücklich zu besiegen. Das der germanischen Götterwelt eigene Mißverhältniß zwischen göttlicher Macht und Beschränkung wird den modernen Leser immer stören. Auch in vorliegender Erzählung wird man tadelnd fragen: wenn Freyr im Stande ist auch das Fernste und Verborgene kraft eines Runenzaubers nah und deutlich zu sehen, wozu braucht er dann seinen Freund Skirnir auf die gefährliche Kundschaft nach Riesenheim auszusenden? Doch ist Stoff wie Behandlung der neuesten Erzählung viel weniger anfechtbar als in „Friggas Ja," und zudem sind solch rationalistische Einwendungen diesen Göttergeschichten gegenüber von Anfang an nicht am Platze. Man muß diese Dahnschen Dichtungen trotz ihrer feinen psychologischen Grundlage nicht als Novellen, sondern als Märchen auffassen. Durch den kühnen Versuch, die einfach-herbe Größe der Eddalieder mit der modernen Erzählungskunst zu vereinigen, will Dahn in weiten Kreisen der germanischen Göttersage Freunde werben. Es läßt sich darüber streiten, ob diese Aufgabe völlig lösbar sei. Zweifellos bleibt, daß in Stellung und Durchführung der Aufgabe Dahn sich als echter Dichter bewährt hat. Und gerade in „Skirnir" ist ihm der Märchenton trefflich gelungen. Die Stelle, wo Odhin als Hirte dem ausziehenden Skirnir entgegentritt und Waffen verleiht, ganz abweichend von der Darstellung der Edda, trägt das volle Gepräge des Volksmärchens. Und doch schwebt über dem Ganzen wieder eine tragische Weihe, die nicht dem Volksmärchen, sondern dem Pessimismus späterer Jahrhunderte verwandt ist. Es ist aber nicht der nihilistische Pessimismus, der sich enttäuscht vom Dasein wegwendet, sondern die thatenkräftige, opferbereite Entsagung. In König Teja hat Dahn den gewaltigsten Vertreter dieser Richtung geschaffen. Die Helden der Göttererzählungen sind von ihm nur in Einem unterschieden: nicht die Liebe zu ihrem Volke — sie stehen ja noch einzeln jeder für sich ohne Volksgemeinschaft — sondern die Liebe zum Weibe steht im Mittelpunkte ihres Daseins. Eine verwandte Grundidee verbindet diese Erzählungen. Aus ihnen allen tönt in immer neuen Weisen das Losungswort von Wagners Brünnhilde: „Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein." Die eine dieser kleinen Erzählungen Dahns trägt die Aufschrift: „Was ist die Liebe?" Auch Skirnir beantwortet die Frage gleich dem Skalden Dagfred. Freyr hat dem Blindgeborenen, als er sich ihm zum Diener gelobte, das Licht der Augen geschenkt und ihn zu seinem Waffengenossen erhoben. In seinem Dienste lernt Skirnir die Riesentochter Gerdha kennen; in begeisterter Liebe rühmt er sie dem göttlichen Freunde. Dieser erblickt sie und wird so liebeskrank, daß nur der Besitz der Geliebten nach der Nornen Spruch ihn retten kann. Und Skirnir entschließt sich, um den göttlichen Freund zu retten, zum Schwersten: die eigene Geliebte will er für Freyr werben. Und wirklich gelingt ihm die That, er entführt sie aus Riesenheim, aber zurück mit ihr nach Asgard will er nicht, er sucht den tödtlichen Kampf mit den Riesen und erfleht sterbend von Odhin nach Hela zu fahren; denn konnte er den Freund zu retten auch seine Liebe opfern, lieber entsagt er Walhallas Wonnen, als daß er Gerdha in den Armen eines Andern sähe. „Und ist es nicht besser, um Liebe sterben, als ohne Liebe leben?" M. K.

Hofluft. Roman von Nataly von Eschstruth. Berlin, J. H. Schorer.

Die Verfasserin hält die Hofluft für ein Fluidum von so eigenartiger Beschaffen-

heit, daß Niemand sich seinem Einfluß zu entziehen vermag; je nach der Individualität ist die Wirkung verschieden, aber niemals ist es ganz wirkungslos.

Während der Eine verschmachtet, wenn er aus dem Dunstkreis der Hofluft verbannt wird, entzieht sich der Andere ihr freiwillig, weil ihr heißer Athem ihn zu ersticken droht; einen Dritten berauscht sie wie ein narkotisches Gift und wieder einen Anderen begeistert sie zu edelstem Streben. Noch eine Fülle anderer Beispiele führt die Verfasserin vor und gruppirt um diesen Grundgedanken ihre Erzählung, in der sie uns von russischen zu deutschen Höfen geleitet; hierbei können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie das allzu romanhaft Unwahrscheinliche zu Hülfe nimmt, um Zusammenhang in die Handlung zu bringen. Ein anderer Fehler von Nataly von Eschstruth ist, daß sie zu sehr auf den Effect hinarbeitet; ihre Darstellungen, sowohl in der Schilderung von Situationen als auch Charakteren, werden durch Uebertreibungen unnatürlich. Ebenso nimmt ihr Humor einen Anlauf, für welchen die Bezeichnung derb urwüchsig schon nicht mehr zutreffend ist. Dabei versteht sie unleugbar die Phantasie anzuregen und ein Publicum, welches in der Lectüre nur Unterhaltung sucht, zu fesseln. Würde sie auf ihre Schreibart mehr Sorgfalt verwenden und die Farben in ihren Bildern weniger grell mischen, so dürfte sie auch einem gewählten Geschmack ansprechend sein. mz.

Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen von Julius Grosse. Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag.

Ein starker Band in Versen, zwölf Bücher nebst einem Prolog und einem Epilog — aber wir haben uns doch hindurchgelesen, und zwar mit wirklichem Interesse, das will in unserer Zeit des wachsenden Naturalismus etwas heißen! Der Dichter, der die Sechzig bereits überschritten hat, beweist durch diese epische Dichtung, daß seine Kraft noch ungeschwächt ist. Er schildert in den verschiedensten Versmaßen, je nach der Stimmung des Darzustellenden, die bunten Schicksale eines jungen Mannes, der weder seine Mutter, die Tochter eines alten welfischen Adelsgeschlechtes, noch seinen Vater, einen Demagogen des Jahres 1848, der in's Ausland hat flüchten müssen, gekannt hat. Alle wichtigen Strömungen des Zeitgeistes in den letzten Jahrzehnten vor dem Entscheidungsjahre 1870/71 finden in dem Werke ihren künstlerischen Ausdruck, am besten freilich diejenigen, bei denen der Dichter Erinnerungen seines eigenen Lebens zu verwerthen Gelegenheit hatte; andere sind weniger gelungen und lassen oft die rechte Klarheit vermissen. Auch an derbem Humor und witziger Satire hat es der Dichter nicht fehlen lassen, wie in der prächtigen Schilderung eines Studenten-Commerses. Dem alten, lange verkannten Malergenie Bonaventura Genelli hat der Dichter im diesem Werke ebenfalls ein würdiges Denkmal gesetzt. Nach den verschiedensten Irrfahrten — geistigen und leiblichen — findet der Held des Gedichtes endlich im großen deutschen Kriege, an dem er sich wirksam eingreifend betheiligt, und nachdem er noch seinen sterbenden, in Begeisterung dem neuen Deutschland zujubelnden Vater wiedergesehen hat, die echte Festigkeit seines Charakters und seines Glückes. Die Verse sind von virtuoser Leichtigkeit und vielfach von geradezu hinreißendem Wohllaut und Schwunge. Alles in Allem: das Volkramslied ist eine bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete unserer epischen Dichtung und verdient die weiteste Verbreitung und die Beachtung aller Gebildeten. J.

Unter der Schellenkappe. Empfindsame Geschichten von F. Mamroth. Breslau, S. Schottlaender.

Empfindsam nennt Mamroth seine Geschichten, aber es ist nicht die Empfindsamkeit der schönen Seelen der Romantik, die nur zu leicht in Gefühlsüberschwänglichkeit ausartete, sondern wahres, echtes Empfinden ist es, warmes, ursprüngliches Gefühl, das uns hier entgegentritt. Oft erscheinen uns zwar die Personen auf den ersten Anblick sonderbar, ja bizarr, aber immer wird das psychologisch Räthselhafte aufs Trefflichste gelöst. Um die Feinheiten des Dialogs, um die vielen launigen Einfälle in ihrer epigrammatischen Kürze könnten die gewiegtesten französischen Dramatiker den Verfasser beneiden. Es ist eine Fülle des Guten, die uns in dieser Sammlung von Geschichten geboten wird. H—n.

Welt- und Kleinstadtgeschichten. Von P. von Schönthan. Dresden, E. Pierson.

Man kann nicht eben sagen, daß die Personen und Situationen, die der bekannte Humorist Paul von Schönthan in seinen

„Welt- und Kleinstadtgeschichten" schildert, sich durch große Frische oder Originalität auszeichnen. Aber die Geschichten sind in liebenswürdigem Tone und mit ersichtlichem Behagen geschrieben; und von diesem Behagen überträgt sich unwillkürlich ein guter Theil von dem Autor auf den Leser, sodaß man gern in dem Buche blättern wird. Es sind alte Bekannte, aber gute, alte Bekannte. Und in einer Zeit, wo der echte Humor so überaus selten geworden, wäre es ungerecht, wenn wir lange daran mäkeln wollten, daß der gute Schönthansche Humor in keinen neuen Formen in die Erscheinung getreten ist. H—n.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. Gustav Weil, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg. Mit ca. siebenhundert Illustrationen. Dritter Abdruck der dritten durchgesehenen Auflage. Vollständige Ausgabe. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Vor wenigen Monaten ist der Uebersetzer dieser weithin genannten, aber in ihrer vollständigen und wahren Gestalt nicht Vielen bekannten arabischen Märchensammlung in hohem Alter verschieden. Seit lange einer der gediegensten Kenner orientalischer Sprachen und orientalischen Wesens, hatte er diese Uebersetzung mit besonderer Liebe gemacht und auf die Auswahl des Echten aus den zahlreichen, abweichenden Ueberlieferungen des Urtextes (über welche die „Einleitung" orientirt), sowie auf ganz vollständige und sinngetreue, dabei aber gut lesbare deutsche Uebertragung große Sorgfalt verwandt; auch Erläuterungen orientalischer Ausdrücke und Sitten sind, wo es nöthig erschien, beigefügt. Die neue reich illustrirte und schön ausgestattete Ausgabe, welche soeben mit der 33. Lieferung (à 40 Pf.) abgeschlossen ist, kann Allen, welche eine zutreffende und klare Vorstellung von dieser eigenthümlichen orientalischen Märchenpoesie erhalten wollen, durchaus empfohlen werden. P.

Es war einmal. Märchen von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Baumbach ist dem deutschen Volke als Märchenerzähler kaum weniger an's Herz gewachsen wie als Sänger der Lieder des fahrenden Gesellen. Die neue Sammlung hält auf's Glücklichste Ton und Stil der früheren fest. Sie zeigt, daß dem Dichter der Quell der Erfindung noch so klar und frisch sprudelt wie je zuvor, daß ihm seine reiche Phantasie immer von Neuem liebliche Früchte in den Schoß wirft. In vielen der Märchen kommt auch sein liebenswürdiger Humor zur Geltung. Hie und da findet sich sogar eine kleine satirische Spitze, z. B. gelegentlich einmal gegen die Schwiegermütter. Damit werden wir freilich aus dem goldenen Wunderland in das wirkliche Leben verwiesen. Ueberhaupt haben die Baumbach'schen Märchen zum großen Theile einen entschiedenen novellistischen Anstrich. h.

Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Hörmann. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Zwei Büchlein im winzigsten Format in der Ausstattung ehrwürdiger Folianten, mit imitirtem Schweinslederband und alterthümlichen Lettern. Aber auch abgesehen von diesem originellen Einfall verdienen sie die Beachtung aller derer, die an den unmittelbaren Aeußerungen der Gedanken und Gefühle des Volkes ihre Freude haben. Die Lieder entstammen vornehmlich dem Unterinnthal, speciell dem Ziller- und Achenthal. Die Liebe zu den heimischen Bergen sowie zum „Diandl" oder zum „Bua" ist ihr in immer neuen Formen wiederkehrendes Thema; den Refrain bildet häufig ein lustiger Jodler. Die von Friedhöfen, Votivtafeln und Feldkreuzen zusammengetragenen Grabschriften bekunden zum großen Theil den frommen, gläubigen Sinn der Bergbewohner, der meist einen unbeholfenen, oft aber tiefempfundenen Ausdruck findet. Manchmal tritt ein schlagender Mutterwitz hervor wie z. B. in dem charakteristischen Epigramm:

Hier liegt Martin Krug,
der Kinder, Weib und Orgel schlug.

Eine erkleckliche Zahl der Grabschriften und „Marterlen", d. h. Aufschriften auf zur Erinnerung an einen Unglücksfall errichteten Gedenktafeln, erzielt durch ihre Naivetät eine zwerchfellerschütternde Wirkung. h.

Lessings Werke. Mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Zwölf Bände.

Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Die neue Lessingausgabe präsentirt sich uns in würdigstem Gewande, in ebenso reicher wie geschmackvoller Ausstattung. Gleicherweise empfiehlt sie sich durch ihre inneren Vorzüge. Der Herausgeber hat bei ihrer Veranstaltung die Bedürfnisse des großen gebildeten deutschen Publicums im Auge gehabt und sich bemüht, ihm nach jeder Richtung gerecht zu werden. Er bietet uns einen nach den Handschriften und Originaldrucken sorgfältig hergestellten Text, der Lessings Schreib- und Sprechweise getreu wiedergiebt, indem er alle ihre Besonderheiten und sogar im Allgemeinen die Interpunction wahrt; nur die vielfach willkürliche Lessingsche Rechtschreibung ist nach den Grundsätzen der neuen Orthographie geregelt und bei Wortformen, in deren Gebrauch Lessing selbst schwankt, durchaus die neuere Form eingeführt. Was die Auswahl der Werke anlangt, so fehlt keines von denen, auf die der gebildete Leser unserer Tage Werth zu legen berechtigt ist; so finden wir z. B. auch die dramatischen Fragmente, sämmtliche von Lessing herrührende Literaturbriefe, eine große Zahl seiner gelegentlichen Aufsätze und Recensionen. Der gelehrte Apparat der Anmerkungen, welche nur Quellennachweise oder Citate, die der Text bereits in deutscher Uebersetzung aufweist, bieten, ist meistens weggelassen; nur in den beiden wichtigsten Werken, dem „Laokoon" und der „Hamburgischen Dramaturgie" ist er vollständig beibehalten. Die von Muncker verfaßte Skizze von Lessings Leben und Schaffen sowie die Goedekeschen Einleitungen sind eine sehr brauchbare Beigabe. r.

Eduard Mörike's gesammelte Schriften. Vier Bände. Stuttgart, J. G. Göschen.

Die Verlagshandlung hat sich mit dieser neuen, sehr schön und geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe der Werke des schwäbischen Dichters ein entschiedenes Verdienst erworben. Mörike ist, wenigstens in Norddeutschland, bei Weitem nicht nach Gebühr gekannt und gewürdigt; in dem Schleswiger Theodor Storm freilich, der uns in seinen Schriften auch höchst ansprechend von einem Besuch bei ihm zu erzählen weiß, hat er einen begeisterten Verehrer gefunden. Als Lyriker zählt Mörike zu unseren besten. Seine Gedichte zeichnen sich durch innige Empfindung sowie durch reine Form aus; den volksthümlichen Ton hat er wie kaum ein zweiter zu treffen gewußt: wir brauchen nur an seine allbekannte Ballade „Schön Rohtraut" zu erinnern. Als echter Romantiker streift er gern durch's Märchenland und giebt uns besonders in seinem „Stuttgarter Hutzelmännlein" ein köstliches Stück zum Besten. Unter seinen Erzählungen ragt die sich durchaus auf realistischem Boden bewegende reizende Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" hervor, die in die Heyse-Kurzsche Novellenbibliothek aufgenommen und dadurch weiten Kreisen übermittelt worden ist. Auch sein Künstlerroman „Maler Nolten" darf noch auf das Interesse eines feineren Geschmackes rechnen. Wir wollen hoffen, daß die neue Gesammtausgabe zur Verbreitung der Kenntniß Mörike's das Ihre beiträgt. fr.

1815 — 1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Von Karl Biedermann. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840—1870." Band I. Breslau, S. Schottlaender.

Biedermann stellt sich die Aufgabe, eine objective, nicht nur für den Gelehrten, sondern für alle nach allgemeiner Bildung strebenden Schichten der Bevölkerung bestimmte Darstellung jenes Zeitraumes deutscher Geschichte zu geben, der eine nach der großen Erhebung der Freiheitskriege um so augenfälliger abstechende, kleinliche und unerfreuliche Politik aufweist. Auch auf die Bedürfnisse des Unterrichts in höheren Schulen, der Lehrenden sowohl wie der Lernenden, nimmt der Verfasser Rücksicht. In wie vortrefflicher Weise er seine Absichten zu verwirklichen weiß, davon legt die äußerst beifällige Aufnahme Zeugniß ab, welche sein schon in dritter Auflage erschienenes früheres Werk „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" bei Kritik und Publicum gefunden hat. Es kommt ihm namentlich auch darauf an, die Regungen und Bewegungen des Zeit- und Volksgeistes wiederzugeben. Für die Thätigkeit der regierenden und gesetzgebenden Gewalten sind die vorhandenen authentischen Veröffentlichungen (Bundestagsbeschlüsse, Conferenzprotocolle, Regierungserlasse, Landtagsberichte, Gesetze u. s. w.) sorgfältig benützt. Der vorliegende erste Band umfaßt die Zeit von 1815—1820, in welche die verwickeltsten diplomatischen Verhandlungen und eine Menge eingreifender innerpolitischer Vorgänge fallen. Der

zweite Band soll noch vor Ostern 1890 herauskommen. fr.

Liebeszauber. Orientalische Dichtung von Paul Heyse. Illustrationen von Frank Kirchbach. München, Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A. G.

Ein Prachtwerk im reichsten und vornehmsten Stile. Paul Heyses in reimlosen fünffüßigen Trochäen abgefaßte Dichtung weiß uns eine phantastische Geschichte von der Alles überwindenden Macht der Liebe zu erzählen, die selbst vor dem gewissen Tode keine Scheu kennt; sie ist durchaus in ernst-edlem Tone gehalten und zeigt von Neuem den Meister der Sprache und Form. Frank Kirchbachs Illustrationen schmiegen sich dem Inhalt und der Eigenart der Dichtung mit feinem Gefühl und Geschmack an; sehr schön und stimmungsvoll ist z. B. ein Bild, auf welchem ein mächtige Fittige ausspannender Geist eine schlafende Frau durch die Nacht dahinträgt. Die Bilder, theils Vollbilder, theils in den Text eingefügt, manchmal als eine Art arabeskenartiger Umrahmung, sind vortrefflich in Heliogravure ausgeführt. r.

Kirchweih. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Illustrirt von Münchener Künstlern. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Die kurzen Gedichte Drehers, des trefflichen Mitgliedes des Münchener Gärtnerplatz-Theater, bekunden einen frischen und liebenswürdigen volksthümlichen Humor, hier und da auch einen schlagenden Witz. Sie stehen aber doch hinter dem ganz prächtigen, wirklich herzerfreuenden künstlerischen Schmuck des Buches zurück. Die trefflichsten Münchener Maler und Zeichner haben sich hier ein Stelldichein gegeben und eine Sammlung prächtiger Typen aus dem Volksleben geschaffen. Da sehen wir den reichen protzigen Bauern, den geizigen Müller, den Schullehrer, die Kellnerin u. s. w. Besonders hervorgehoben seien der joviale Pfarrer von Ed. Grützner, die alte Pfarrköchin von Claus Meyer, 's Fischer-Resei von H. Lossow, ein geradezu entzückender lockender Mädchenkopf. Auch Defregger hat seinen Beitrag beigesteuert, einen hübschen Burschen mit der Pfeife im Munde. Meister Oberländer hat eine schmausende Bauernfamilie mit seinem bekannten Humor abgebildet. Das Buch wird ohne Zweifel überall, wo es hinkommt, behagliche Freude erwecken. u.

Weihnachtsalmanach für das Jahr 1889. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

In bunter Abwechselung bringt der Weihnachts-Almanach Aphorismen und Märchen, Gedichte und Erzählungen; bald ist er von launigster Heiterkeit, bald von schwermüthigem Ernst. Aus dem Ganzen weht es uns entgegen wie der traute Duft des Weihnachtsbaumes. Ueber die Trefflichkeit der überaus zahlreichen Textillustrationen und Vollbilder zu sprechen, ist wohl überflüssig; es ist hinreichend bekannt, daß die Verlagshandlung voll und ganz auf der Höhe der Zeit steht, daß ihre Bilderreproductionen das Beste leisten. H—n.

Die in S. Schottlaenders Verlag in Breslau erschienenen „Weihnachts- und Neujahrsbücher," die in 6 verschiedenen Ausgaben vorliegen: 1. Höhen der Seligkeit — Thäler der Gnade. 2. In Sonne und Schatten. 3. Der Lieblingsschwan und andere Reime. 4. Verborgene Blüthen. 5. Tang und Algen. 6. Junge Herzen und grüne Auen, sind eine reizende und originelle Neuheit, die auf höchst beifällige Aufnahme beim Publicum rechnen darf. Sie führen die in England und Amerika bestehende Form von Weihnachts- und Neujahrs-Glückwünschen auf's Glücklichste bei uns ein. Die künstlerisch ausgestatteten Büchlein mit ihren wunderhübschen in feinem Farbendruck ausgeführten Bildern und den von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld) trefflich dem Englischen nachgebildeten, theils sinnigen, theils neckischen Versen, stellen die gewöhnlichen Gratulationskarten sehr in den Schatten und werden jedem Empfänger die angenehmste Ueberraschung bereiten.

Im Verlage der Kunsthandlung von Brück & Co., Berlin, ist soeben eine Reproduction in Aquarelldruck des Hafens von Stavanger (Norwegen) nach M. Lindemann-Frommel jun. erschienen. Das Bild in seiner eigenthümlich gelben stumpfen Beleuchtung des Nordens ist sehr charakteristisch im Ton und flott gemalt; die Wiedergabe wohlgelungen und von guter künstlerischer Wirkung.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, J., Universalbuch der Reden und Toaste. Stuttgart, Levy & Müller.

Abreiss- Kalender mit täglichen Rathschlägen für die Gemüse-, Obst-, Blumen- und Pflanzenzucht. Erfurt, J. C. Schmidt.

Ahlgren, E., Geld. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Schwed. von Mathilde Mann. Berlin, J. H. Schorer.

Andrea, S., Faustina. Roman. Glarus, J. Vogel.
— Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit. Glarus, J. Vogel.

Arnold, H., Neue Novellen. Zweite Auflage. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Bahr, H., Zur Kritik der Moderne. Gesammelte Aufsätze. Erste Reihe. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Bauer, M., Die Schlossfrau von Ildenau. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Behr, S., Russische Dichtungen. Uebersetzt. Berlin, B. Behrs Verlag.

Bolle Musikalischer Haus- und Familienkalender für 1890. Herausg. von Fr. Huldschinsky, Berlin, R. Boll's Verlag.

Brichte, M., Der Liebe Gunst und Laune. Lieder und Gedichte. Wien, C. Konegen.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. Mit einem Lichtdruck der Büste, der Phototypie eines Briefes Rauchs und mehreren Hochätzungen. Berlin, F. Fontane.

Bolthaupt, H., Dramaturgie des Schauspiels. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchh.

Büttner, R., Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Mit einer Karte von K. Kiepert. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Cronau, R., Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union. Mit Illustrationen. Braunschweig, O. Löbbecke.

Dante Alighieris Göttliche Komödie. Uebersetzt von Sophie Hasenclever. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

Daubler, Norwegen und dessen klimatische Heilmittel. Berlin, C. Habel.

Deegen, M., Erst Hirt, dann Fürst oder Kaspar der Ritter von der Löwenwurst. Für Kinder- und Puppentheater. Köstritz, Selbstverlag.

Dóczi, L., Carmela Spadaro. Novelle. Stuttgart, A. Bonz & Comp.

Doenitz, M., Aus fremder Welt. Japan. Erzählungen. Mit 7 Holzschn. Berlin, M. Schorss.

Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Lfg. 36—39. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Elbe, A. v. d., Apollonie von Celle. Eine Familiengeschichte aus der Reformationszeit. Leipzig, G. Böhme Nachf.

Faber, H., Ein Weg zum Frieden. Roman. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Franken, A., Rumänische Volkslieder u. Balladen, im Versmaasse der Originaldichtungen übersetzt und erläutert. Danzig, A. W. Kafemann.

Friedrichs, H., An der Pforte der Zukunft. Allegorische Dichtungen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Fritsch, F. v., Eine Heimstätte. Roman. Zweite Auflage. Danzig, C. Hinstorff's Verlagsbuchh.

Gaedertz, K. Th., Goethe und Maler Kolbe. Kunsthistor. Skizze. Bremen u. Leipzig, C. E. Müller.

Galland, G., Geschichte der Holländischen Baukunst und Bildnerei im Zeitalter der Renaissance, der nationalen Blüthe und des Klassicismus. Mit 181 Textabb. Frankf. a/M., H. Keller.

Geist, K., Deutsch-Ungarisches. Erzählungen. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Gesellschaft von Berlin. Hand- und Adressbuch für die Gesellschaft von Berlin, Charlottenburg und Potsdam. I. Jahrgang. Berlin, Ad. Hein.

Godin, A., Kleine Geschichten. Berlin, J. H. Schorer.

Gneler, A. C., Mr. Barnes von New York. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von F. Mangold. Zwei Bände. (Engelhorns Allgem. Roman-Bibliothek 6. Jahrg. Band 5 u. 6.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Hagen, H., Ueber Wesen und Bedeutung der Homerfrage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Hamerling, R., Der König von Sion. Illustr. von A. v. Rössler u. H. Dietrichs. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)
— Ahasver in Rom. Dichtung in sechs Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Hannover, E., Antoine Watteau. A. d. Dän. übers. von Alice Hannover. Mit 11 Abbild. Berlin, Rob. Oppenheim.

Harms, Fr., Begriff, Formen und Grundlegung der Rechtsphilosophie. Aus d. handschriftl. Nachlasse des Verfassers, herausgegeben von H. Wieser. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Henckell, K., Diorama. Zürich, Verlagsmagazin, (J. Schabelitz.)

Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtl. Skizzen. Berlin, Allg. Ver. f. Deutsche Literatur.

Herrmann, E., Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirthschaftliche Studien. Berlin, Allg. Ver. f. Deutsche Literatur.

Hertzka, Theodor, Freiland. Ein sociales Zukunftsbild. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

Hoenig, Fr., Oliver Cromwell. Dritter Band. Vierter Theil: 1650—1658. Berlin, Fr. Luckhardt.

Jacobsen, J. P., Novellen. Deutsch von Marie Herzfeld. (Nordische Bibliothek VII.) Berlin, Verlag von S. Fischer.

Jäger, H., Henrik Ibsen, 1828—1888. Ein litterarisches Lebensbild. Deutsch von H. Zschalig. Dresden u. Leipzig, H. Minden.

Ibsen, Henrik, Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von Adolf Strodtmann. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer.

Jensen, W., Der Schwarzwald. Mit Illustrationen. Lieferung 10. 11. Berlin, H. Reuther.

Kalischer, A. Ch., Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker. Dresden, F. Oehlmann.

Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. 5.—8. Heft. Dresden, C. Höckner.

Karpeles, Gustav, Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte. Berlin, F. Fontane.

Kielland, Alex. L., Johannisfest. Deutsch von Mary Ottesen. Einzige vom Verfasser autor. deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Kingsley, Ch., Yeast, ein Problem, oder: Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that. Aus dem Engl. übers. von S. Spangenberg. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Kruse, H., Seegeschichten. Kleine Dichtungen. Zweite Sammlung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lange, R., Frucht- und Blumenlese aus Goethes Schriften. Potsdam, A. Stein.

Lehmann, J. Fr., Gesänge und Balladen. Bremen, M. Heinsius Nachfolger.

Leisewitz, J. A., Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. 32. Band.) Heilbronn, Gebr. Henninger.

Liebrecht, L., Schillers Verhältniss zu Kants ethischer Weltansicht. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druck.A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Löwe, Fritz, Nikephoros. Erzählung in Versen aus der Zeit der Christenverfolgung. Halle a.S., Richard Mühlmanns Verlagshandlung.

Maack, M., Judas. Drama in 3 Aufzügen u. einem Vorspiel. Berlin, Fr. Luckhardt

Mackay, J. H., Jenseits der Wasser. Uebertrag. a. engl. u. amerikan. Dichtern des XIX. Jahrh. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz)

Mantegazza, P., Die Hygiene der Nerven. Königsberg, H. Matz.

Martersteig, M., Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg, a. d. Jahren 1781 bis 1789. Mannheim, J. Bensheimer.

Mejer, O., Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar, H. Böhlau.

Menger, A., Gutachten über die Vorschläge zur Errichtung einer eidgenössischen Hochschule für Rechts- und Staatswissenschaft. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Milow, St., Lebensmächte. Roman. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Moritz, K. Ph., Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Müller, W, Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer um's Jahr 600 v. Chr. Geburt. Rathenow, M. Babenzien.

Pazaurek, G. E., Carl Screta. (1610—1674.) Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVII. Jahrh. Prag, Fr. Ehrlich.

Perfall, A. v., Dämon „Ruhm". Roman 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Philips, F. C., Jack und seine drei Flammen. Roman (Engelhorns Allgem. Roman-Biblioth. 6. Jahrg. Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Pietzker, Fr., Ueber die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache. (Deutsche Zeit- und Streitfragen. N. Folge. IV. Jahrg. Heft 54.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm J. F. Richter.)

Polenz, W. v., Sühne. Roman. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig. H. Minden

Polzer, A., Robert Hamerling. Sein Wesen und Wirken. Mit zehn Holzschnitten. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G (vorm. J. F. Richter).

Preyer, W., Biologische Fragen Schulreform-Lebenserforschung. — Darwin. — Hypnotismus. Zweite Auflage Berlin, Allg. Verl. f. Deutsche Litteratur.

Pröhle, H., Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebeck's Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Campagne in Frankreich Potsdam, A. Stein.

Proskowetz, M. v., Vom Newastrand nach Samarkand. Durch Russland auf neuen Geleisen nach Inner-Asien Wien u. Olmütz, Ed. Hölzel.

Redwitz, O. v., Glück. Ein Roman. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchh.)

Die Reisen des Christof Columbus 1492—1504. Nach seinen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Las Casas, seinem Freunde, und Fernando Colombus, seinem Sohne. Aufgefunden 1791 u. veröffentlicht 1826 von Don M. F. von Navarette. In das Deutsche übertragen von Fr. Pr Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchh.

Renatus, Joh., Die letzten Mönche vom Oybin Eine Gesch. a. d. 16. Jahrhundert. Zweite verb. Auflage Leipzig, G. Böhme Nachf

Reuling, C., Glücklich? Roman. Zürich, Verlagsmagazin. (J. Schabelitz.)

Riezler, S., Geschichte Baierns. III. Band. (Von 1347 bis 1508.) Gotha, Fr. A. Perthes.

Salter, W. M., Moralische Reden. Uebersetzt von Georg von Gizycki. Leipzig, W. Friedrich

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausg. von Rud. Virchow Neue Folge. Vierte Serie. Heft 84—86 Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G (vorm. J. F. Richter.)

Samarow, G., Am Belt. Roman. 2 Bände Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt

Schlagintweit, E., Indien in Wort und Bild. Mit Illustrationen. Lieferung 1. Leipzig, Schmidt und Günther.

Schleiden, R., Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Neue Folge. 1841—1848. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Schlenther, Paul, Wozu der Lärm? Genesis der Freien Bühne. Berlin, Verlag von S. Fischer

Schmidt, K., Geschichte der Pädagogik. Vierte Auflage. Herausgegeben von Fr. Dittes und E. Hannak. Erster Band, zweiter Halbband. Köthen, S. Schletters Erben.

Schmidt, P. O., Das aristokratische Prinzip in Natur- und Menschenleben Halle, R. Schröder.

Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogerman. Alterthums. Zweite Auflage. Jena, H. Costenoble

Schultze, Fr., Stammbaum der Philosophie Tabellarisch-schematischer Grundriss d. Gesch der Philosophie von den Griechen bis zur Gegenwart. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk)

Seehäfen, Die des Weltverkehrs. Lieferung 2—7. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag von A. Dorn.

Seidel, H., Gesammelte Schriften VII. Band. Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind

Söder, R., Weidmanns Wandern, Lieben und Leiden. Lyrisch-vaterländische Dichtung. Stuttgart, E. Söder.

Sommer, E., Siegfried. Danzig. A. W. Kafemann.

Spielhagen, Fr., Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. Erster Band. Leipzig, L. Staackmann.

Stern, M. R. von, Excelsior! Neue Lieder. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Sudermann, H., Der Katzensteg. Roman. Berlin, F. & P. Lehmann.

Suttner, A. G. v., Die Adjaren. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Sybel, H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preussischen Staatsacten. Zwei Bände. München u. Leipzig, R. Oldenbourg.

Unsere Kunst in Wort und Bild. Lieferung 4—6. Wien, Verlag von „Unsere Kunst in Wort und Bild.

Valentin, V., Der Seelsorger. Roman Leipzig, C. Reissner

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XII No. 8 Berlin, Dietrich Reimer.

Vierordt, H., Vaterlandsgesänge. Heidelberg, C. Winters Univ.-Buchhandlung.

Volger, A., Ginevra. Ein erzählendes Gedicht. Altenburg, O. Bonde

Volkskalender, hygienischer auf das Jahr 1890 Chemnitz, Tetzner & Zimmer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1889er. Frische Füllung. 1889er.

Täglicher Versand

Quellen
und
Wärmegrade.

el . .	58^{20}	R.
runn .	40	„
nbrunn	41^{8}	„
ienbrunn	47^{1}	„
unn. .	47^{3}	„
brunn.	34^{5}	„
quelle.	47	„
Karls-Qu.	33^{4}	„
brunn.	39^{1}	„

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Überseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON,

UND REMAGEN A. RHEIN.

Digitized by Google

Band 52. — Heft 155.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1890.

Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Emil Rittershaus.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" b[illegible]züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens [illegible] richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
Friedr. Wilhelm Grunow, Leipzig. (Die christliche Welt.)
F. Soennecken, Bonn. (Kalender.)



Emil Rittershaus.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LII. Band. — Februar 1890. — Heft 155.

(Mit einem Portrait in Radirung: Emil Rittershaus.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Der Erbe von Rattingen.

Novelle.

Von

Wilhelm Berger.

— Bremen. —

(Schluß.)

V.

Es war fünf Jahre später — ich war inzwischen nach Berlin versetzt worden und zum Rath aufgerückt — als ich in Zollangelegenheiten nach München gesandt wurde.

Bis dahin war ich noch nicht über den Main hinausgekommen, und was ich von süddeutscher Art wußte, hatte ich größtentheils aus den Schriften und Gedichten von Karl Stieler geschöpft. Nun benutzte ich die Gelegenheit, mich mit den Leuten näher bekannt zu machen, die in einem uns Norddeutschen so entlegenen Dialekt nicht allein reden, sondern auch denken.

Ich trieb mich, soviel es mir meine Zeit gestattete, in der Stadt und außerhalb derselben unter dem Volk umher und schloß mich an, wo man geneigt schien, sich mit dem Fremden einzulassen. Daß mein Durst, oder vielmehr meine Fähigkeit, Bier in mich aufzunehmen, weit hinter dem landesüblichen Maß zurückblieb, verhinderte leider manchmal das Aufkommen einer rechten Vertraulichkeit. Wahrscheinlich wurde mir als vornehme Zurückhaltung gedeutet, was doch nur eine constitutionelle Schwäche war. Doch gab ich mir redliche Mühe, mit den Wölfen zu heulen, und fand nach einer Woche gewissenhaften Strebens, daß sich mit einem Liter doch allenfalls in einer halben Stunde fertig werden ließ, eine Entdeckung, die ich mir als einen Fortschritt zu gut rechnete.

In einem der besuchtesten Schenkräume, wo etwa alle zehn Minuten ein frisches Faß ausgeläutet wurde, gerieth ich eines Tages an denselben

Als ich bemerkte, dazu werde jedenfalls ein beträchtliches Capital erforderlich sein, gab der ehemalige Bierwirth an, daß es vorläufig nur auf die Erlangung von Agenturen abgesehen sei. „Das ist der erste Schritt," sagte er. „Sobald ich festen Boden unter den Füßen fühle, geh' ich weiter. Die Mittel werde ich schon finden. Wissen Sie, bei uns drüben ist für einen unternehmenden Kopf das Capital die geringste Sorge. Nur etwas plausibel muß den Leuten die Sache gemacht werden können."

Diese letzte Aeußerung des Deutsch-Amerikaners gefiel mir nicht recht. Ironisch sagte ich, das müsse ein recht angenehmes Land sein, wo das Geld so locker sitze; da könne man es gewiß leicht zu etwas bringen.

Er fühlte den Stich. „Das ist auch so," erwiderte er. „Nur muß man bei Zeiten auf die richtige Fährte gerathen. Der Eine hat dies Glück, der Andere nicht. Ich zum Beispiel — warum soll ich's leugnen? — ich war einer der Anderen. Allerlei hab' ich versucht; wenig ist mir eingeschlagen. Wohlhabend bin ich allerdings ein paarmal gewesen; aber es hat nicht lange gedauert. Doch soll man niemals verzagen. Ich stehe noch in den besten Jahren, kenne jetzt Land und Leute aus dem Grunde — warum soll mir nicht gelingen, was so mancher Dummkopf fertig gebracht hat? Wenn ich nur noch zehn Jahre lebe: in ein eigenes Haus an einer der feinen Straßen setze ich mich doch hinein!"

„Ich will es Ihnen wünschen," versetzte ich. „Und Ihre eigentliche Profession, zu welcher Sie in Deutschland erzogen worden sind, ist wohl nicht lohnend in den Vereinigten Staaten?"

„Das ist sie wahrlich nicht," lachte mein hoffnungsvoller Freund. „Meine Profession! Die giebt es gar nicht drüben. Ueberhaupt," fuhr er in wegwerfendem Tone fort, „mit dem, was man hier gelernt hat, ist unter den Yankees nicht weiterzukommen. Da muß man wieder ganz von vorn anfangen, wenn man nicht Hunger leiden will. Und wählerisch darf man auch nicht sein. Es ist nicht alles appetitlich, was Geld einbringt. Wer sich darüber nicht hinwegsetzen kann, der taugt nicht für Amerika."

Er bemerkte, daß mein Blick auf seiner Hand ruhte, die er auf den Tisch gelegt hatte. „Ich entbehre die beiden Finger nicht, die Sie da vermissen," sagte er leichthin. „In der Schlacht am Chickamanga sind sie mir weggeschossen. Später hat mir die kleine Verstümmelung eine ganz nette Pension eingetragen." Er lachte verschmitzt vor sich hin. „Das ist ein schlimmer Wind, der Niemandem etwas Gutes zubläst," bemerkte er, ein englisches Sprichwort citirend. „Zuerst freilich ging mir der Verlust der Finger sehr zu Herzen. Sie waren dreißig Jahre mit mir alt geworden und hatten mir manchen guten Dienst gethan. Zudem war es eigentlich gar nicht meine Absicht gewesen, den Krieg mitzumachen. Es war das reine Pech, daß ich hineingerieth. In vier Staaten hatte ich mein Handgeld eingeheimst — jedesmal ein hübsches Sümmchen — und war immer glücklich entkommen. Das fünfte Mal wurde ich bei der Fahne

festgehalten und mußte mit in's Feld. Und da gab's meist recht wenig zu brechen und zu beißen, und die Balgerei wurde immer gefährlicher."

Ich fiel ein: „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie viermal desertirt sind?"

„Desertirt?" rief er entrüstet. „Bewahre! Das mag so scheinen, wenn man den europäischen Maßstab anlegt. Aber der paßt bei uns schlechterdings nicht. Sehen Sie, das war damals so: die Einzelstaaten warben um die Wette Truppen an und überboten sich gegenseitig im Betrage der Prämie, die sie zahlten. Es war eine günstige Conjunctur zur Verwerthung der Person. Warum sollte sie nicht benützt werden? Jeder verkaufte sich so theuer als möglich. Es war ein Geschäft, und nicht einmal ein sehr gewagtes. Tausende haben es betrieben; ich auch. Man nannte uns Bountyjumpers und lachte über unsere Findigkeit."

Die moralischen Grundsätze des Fremden flößten mir einen gelinden Abscheu vor ihm ein; ich suchte nunmehr, mit guter Manier von ihm loszukommen. Nicht ohne Anstrengung leerte ich meinen Maßkrug, schützte Geschäfte vor und brach auf. Er bot mir mit unglaublicher Unbefangenheit seine dreifingerige Hand; ich that, als ob ich es nicht sähe, und beeilte mich davonzukommen, mir gelobend, fortan das Local zu meiden, welches mir eine so bedenkliche Bekanntschaft eingetragen hatte.

Am Abend besuchte ich die Oper. Es wurde die „Walküre" gegeben, die mir noch fremd war. Während des ersten Zwischenactes behauptete ich meinen Sperrsitz; ich war derartig ergriffen, daß es mir nicht in den Sinn kam, mich aus dem Zuschauerraum zu entfernen; ja, der Versuch, mich dem Banne zu entziehen, in den mich das Kunstwerk versetzt hatte, wäre mir frevelhaft vorgekommen.

Da, indem ich das traurige Geschick des Wälsungenpaares theilnehmend erwog, dessen Unabwendbarkeit mitten im Liebesjubel der wonnigen Frühlingsnacht den Zuschauer mit ahnungsvoller Wehmuth ergreift — da tönte mir plötzlich ein bekannter Name in das Ohr, aus einer Unterhaltung, die hinter mir geführt wurde.

Rattingen! — Was knüpfte sich doch an diesen Namen? Wann und wo war er mir begegnet? — Richtig; jetzt hatte ich's. Der Förster mit seinen Zwillingsschwestern Jette und Rieke stand im Geiste vor mir. Und ich befand mich ja in Baiern, in dem Lande, wo jener Roman begann, mit dem er mich einen langen Abend unterhalten!

Siegmund und Sieglinde waren vergessen, und ich horchte.

„Sie ist die Letzte aus einer alten Familie," sagte dieselbe Stimme, die ich schon gehört hatte. „Sehr reich muß sie sein; vor einigen Jahren sind ihr noch die Altmühl'schen Besitzungen zugefallen. Merkwürdig ist's, daß sie nicht geheirathet hat; es kann ihr doch an Anträgen nicht gefehlt haben. In ihrer Jugend soll sie sehr hübsch gewesen sein; sie ist

es eigentlich noch immer, trotz ihrer Vierzig. Sehen Sie nur: ist sie nicht eine blendende Erscheinung?"

Gleichsam instinctiv richtete ich meinen Blick auf die unteren Prosceniumslogen. Gerade beugte sich eine Dame vor und ließ die Blicke über das Haus schweifen. Ich konnte nicht zweifeln: das waren die Augen, deren Zauber die Förstersleute nicht hatten widerstehen können! — Jawohl, der Herr hinter mir hatte Recht: Hulda Freiin von Rattingen war noch immer eine blendende Erscheinung! Wohl nur ich, der die dunkle Episode in ihrer Jugendzeit kannte, vermochte einen leichten Zug der Strenge, der Entschlossenheit zu entdecken, der sich um diese Lippen festgesetzt hatte.

„Früher kam sie selten zur Residenz," hörte ich weiter. „Seit indessen der junge Altmühl erwachsen ist, verbringt sie jeden Winter hier."

„Der junge Altmühl?" erwiderte ein Anderer. „Sagten Sie nicht soeben, das Fräulein von Rattingen habe die Altmühl'schen Güter geerbt? Wie konnte das angehen, wenn ein Sohn da war?"

Darauf der Erste: „Altmühls Ehe mit der Freiin Walpurga von Rattingen ist kinderlos geblieben. Das Paar hat aber in den sechziger Jahren einen Vetterssohn aus Kroatien oder Dalmatien zu sich genommen und später adoptirt. Auch ist damals demselben die Berechtigung erwirkt worden, den Namen von Altmühl zu führen. Daß derselbe nicht direct geerbt hat, wird auf Vereinbarungen innerhalb der Familie beruhen. Bei seiner Intimität mit der Freiin Hulda, die er Tante nennt, ist indessen nicht daran zu zweifeln, daß sie ihn zum Nachfolger in ihrem Besitze erkoren hat. Der junge Mann kann sich gratuliren; er wird sich einmal in ein wohlgefüttertes Nest hineinsetzen, und daß er sich jetzt schon nichts abgehen läßt, ist stadtbekannt."

Nicht der geringste Argwohn kam mir bei dieser Auseinandersetzung, welche Bewandtniß es mit dem jungen Altmühl habe.

„Eben tritt er in die Loge," fuhr der Redner fort.

„Also das ist der Glückspilz?" sagte der Andere. „Ein selten hübscher Mensch, das ist nicht zu leugnen."

Nun wandte auch ich meine Blicke wieder zu der Loge. Aus müßiger Neugierde natürlich; denn was ging mich der junge Altmühl an? — Wie erschrak ich aber! Vor mir, in der Rundung meines Glases, erschien jenes Gesicht, das mir von dem Bilde im Forsthause her noch so wohl erinnerlich war. Das waren die krausen braunen Haare, das war die offene Stirn, die feine gerade Nase mit den etwas ausliegenden Flügeln, das kokette kleine Schnurrbärtchen, das volle Kinn! — Ein Geheimniß, tief vor der Welt verborgen, lag enthüllt vor mir. Mutter und Sohn! Und er, dieses jugendliche Abbild seines verschollenen Vaters — er hatte schwerlich eine Ahnung davon, in welch nahem verwandtschaftlichen Verhältniß er zu seiner Wohlthäterin stand! Nein, nein — gewiß nicht. Tante nannte er sie,

hatte Jener hinter mir gesagt. Nur eine gütige Tante war sie ihm, die ihn erhielt, die ihn beschenkte, die jeden seiner Wünsche erfüllte!

Aber sie, aber Hulda! — Was mußte sie empfinden jenem Doppelgänger ihres verstoßenen Geliebten gegenüber!

Ich betrachtete sie. Eben unterhielt sie sich, emporschauend, mit ihrem Sohne, der hart an die Brüstung getreten war und mir sein Profil zeigte. Sie lächelte ihm freundlich zu, während er sprach; dann wurde sie ernster und schien ihm einen milden Verweis zu ertheilen. Der junge Mann blickte in das Orchester hinab auf die Pauken und zupfte an seinem Bärtchen. Als Hulda wieder schwieg, plaidirte er nochmals für seine Sache. Diesmal widerstand sie ihm nicht; nach einigen Worten, die sie gesprochen, trat er in die Loge zurück, und ich bemerkte, daß er ihre Hand küßte, die sie ihm mit einem leichten Achselzucken darreichte.

So gut, dünkte mir, verstand ich die kleine Scene! Hat sie doch schon unendlich oft gespielt, seit Menschen auf der Erde wohnen! Mit ihresgleichen wollen die Jungen verkehren; das Alter wehrt ihnen und bittet: Bleibt bei uns, zu unserer Freude, zu unserer Erheiterung! — Gerne, heißt es dann, nur heute nicht; heute ist dies und jenes; ein Freund feiert Geburtstag; eine Wette muß vertrunken werden — und was sonst noch. Und immer wieder giebt das Alter seufzend nach: Nun ja; dann geht und amüsirt euch! — Ach, wie dankbar empfängt die Jugend solche Erlaubniß, obgleich sie an ihrer Ertheilung gar nicht gezweifelt hatte! Und die Alten nehmen den Dank mit in ihre Einsamkeit und trösten sich daran, so gut sie können.

Und dies war auch das Loos von „Tante Hulda"!

Der Vorhang hob sich wieder. Wotan und Fricka traten auf und zeigten, wie herrlich auch in Walhall das Pantoffelregiment gedeiht. Dann erschien das dem Untergang geweihte Liebespaar, und die hochherzige Walküre begann den trotzigen Feldzug gegen das Schicksal, in dem sie erliegen sollte. Personen, die nie gelebt hatten, in einer Welt, die nie gewesen war! Und dennoch: wie ergreift uns ihr Thun und Lassen, ihr Handeln und Leiden! wie matt und farblos erscheint alle Realität gegenüber diesen gigantischen Gebilden!

Aber es gelang mir nicht, den Vorgängen auf der Bühne meine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Immer wieder mußte ich jener armen Frau in der Prosceniumsloge gedenken, der es zwar gelungen war, ihren Sohn an sich zu ketten, die ihn aber nicht in Mutterliebe an ihr Herz schließen durfte. Gerettet hatte sie, was zu retten war, aus dem Schiffbruch, den sie in ihrer Jugend erlitten. Doch keine reine Freude gewährte ihr der erschlichene Besitz! — Meine Blicke stahlen sich hin und wieder zu ihr. Wohl sah sie so aus, als ob sie mit dem Erreichbaren sich abgefunden hätte. Nur von Kämpfen erzählten ihre Züge, die weit hinter ihr lagen. Eine Heldin war sie doch. Denn gewiß: nicht geringe Anstrengungen hatte

sie aufwenden müssen, um den Knaben in ihre Kreise emporzuheben, ohne ihr Geheimniß preiszugeben! Und daß sie dies überhaupt gethan, daß sie nicht dies Kind einer Liebe, deren sie sich schämte, nach der Geburt in irgend einem entlegenen Dorfe untergebracht und es daselbst hatte aufwachsen lassen, ohne ihm jemals näher zu treten — das war auch etwas Großes! Ein gewöhnliches Weib war Hulda von Rattingen nicht; es mußte sich der Mühe verlohnen, sie näher kennen zu lernen.

Auch im nächsten Zwischenacte verließ ich meinen Platz nicht. Nur stellte ich meine Beobachtung der Loge ein, fürchtend, daß dieselbe auffällig werden könnte. Um mir die Blicke dorthin unmöglich zu machen, stand ich auf, wandte meinen Rücken der Bühne zu und ließ mein Glas über die Menge der Gesichter wandern, die mir zugekehrt waren; ohne eigentlichen Antheil. Bekannte zu entdecken konnte ich kaum erwarten, da mich meine Geschäfte nur mit wenigen Personen in Berührung gebracht hatten und ich Einladungen ausgewichen war, um ungehindert meinen Volksstudien obliegen zu können. Und das eine Theaterpublicum ist vom andern im Ganzen wenig verschieden, wenigstens nicht in den großen, aus fürstlichen Schatullen erhaltenen Häusern. Dieselben Gesichter, dieselben Toiletten. Hin und wieder trifft man auf ein eigenartig ausdrucksvolles Frauengesicht, das man festhalten möchte, wenn man Maler wäre, oder auf einen männlichen Charakterkopf — doch nicht eben allzuhäufig.

Und so war es auch in München. Allmählich bewegte sich mein Glas hinab zum Parterre, wo die Wagnerfreunde Kopf an Kopf standen. Dort traf ich allerdings auf einen Bekannten, aber es war kein solcher, dessen unerwarteter Anblick mir Freude machte. Der Deutsch-Amerikaner, der „Bountyjumper" befand sich eingekeilt in der Menschenmenge. Er hatte also doch ein gewisses Interesse für die Kunst, einen Winkel in seiner Seele, der noch nicht von der Habsucht eingenommen war!

Er schien etwas im Hause entdeckt zu haben, das seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade fesselte. Starr blickten seine Augen nach derselben Richtung. Und indem ich ihn nun schärfer betrachtete, fiel mir seine fahle Blässe auf. Ich wurde neugierig und suchte das Ziel seiner Blicke. Da ward ich zu meiner nicht geringen Verwunderung gewahr, daß die untere Prosceniumsloge rechts ihn anzog. Huldas Sohn saß neben ihr, und die Beiden plauderten im besten Einvernehmen miteinander. Nun war Hulda ja immer noch ein hübsches Frauenzimmer, und auch der junge Mann an ihrer Seite durfte sich eines sehr vortheilhaften Aeußeren rühmen; doch stachen sie keineswegs unter den Zuschauern derartig hervor, daß sie einem Fremden auffallen mußten. Es konnten nur besondere Umstände sein, die meinem Freunde, dem Amerikaner, das Paar interessant machten. Nun sprach er einen Nachbar an, während er die Loge nicht aus den Augen ließ. Unzweifelhaft versuchte er Erkundigungen über ihre Insassen einzuziehen; der Nachbar indessen, nachdem er hingesehen, schüttelte den Kopf;

er kannte sie nicht. Der Amerikaner holte mit großer Schwierigkeit sein Schnupftuch aus der Rocktasche und trocknete seine Stirne ab. Kein Wunder, daß ihm warm geworden war in dem Gedränge!

Ich setzte mich wieder. Was ging es mich an, durch welchen Zufall — vielleicht durch eine Aehnlichkeit — der viermalige Deserteur auf jene beiden ihm unbekannten Personen aufmerksam geworden war! Zudem theilte sich der Vorhang wieder und das Joho! der Walküren schmetterte in das Haus. Ich vergaß nicht allein den Amerikaner, sondern auch Hulda von Rattingen nebst ihrem Sohne, dem jungen Herrn von Altmühl.

Sie sollten mir jedoch nochmals in Erinnerung gerufen werden.

Als ich nach Beendigung der Vorstellung in das Freie trat, war unter den vorfahrenden Wagen aus irgend einem Grunde eine Stockung eingetreten, und einige der Herrschaften, zu ungeduldig, um zu warten, gingen zu Fuß an den Equipagen entlang, die ihrige zu suchen. Darunter befand sich auch Hulda am Arme ihres Sohnes. Ganz dicht ging sie an mir vorüber; durch ihren herabgelassenen Schleier bemerkte ich, daß mich ihre Augen gleichgültig streiften. Wunderbare Augen, in der That! Ich blieb stehen und sah dem Paare nach.

Da legte sich eine Hand schwer auf meinen Arm. Neben mir stand der Amerikaner. Schon wollte ich den Zudringlichen von mir weisen, als ich eine hochgradige Erregung bei ihm bemerkte. Ich dachte an mein Beobachtungen im Hause und schwieg.

Hastig stieß er hervor: „Können Sie mir vielleicht sagen, wer der junge Herr ist, der soeben an uns vorüberging? — Den dort meine ich," fuhr er fort und zeigte auf Huldas Sohn, der eben hinter seiner Mutter die Wagenthüre schloß.

„Zufällig habe ich im Theater seinen Namen gehört," erwiderte ich. „Er ist ein Herr von Altmühl."

„Altmühl? — Der Name lag nahe genug," murmelte er. Und fast ängstlich forschte er weiter: „Wissen Sie vielleicht auch, in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß dieser Herr von Altmühl zu der Dame steht, die er begleitete?"

„Er nennt sie Tante. — Und darf ich fragen, weshalb jener Fremde Sie so sehr interessirt?"

„Weil ich vermuthe, daß er nicht ist, was er scheint," platzte er heraus.

„Inwiefern?"

Er zögerte mit der Antwort. „Es ist eine seltsame Geschichte," sagte er endlich. „Wenn es Sie nicht genirt, mit mir zu gehen, so kommen Sie an einen stillen Ort mit mir. Ich muß mich Jemandem anvertrauen; ich halte es nicht aus."

Wir gingen schweigend nebeneinander über den Platz und bogen in eine ruhige Straße ein. Unterwegs betrachtete ich den räthselhaften Mann von der Seite. Und auf einmal, als ich seine Gesichtszüge unter dem

breitkrämpigen Hut nur matt von einer entfernten Laterne beleuchtet sah, wußte ich, wen der Zufall in meine Gesellschaft geführt hatte.

„Sie sind Konrad Gruber," sagte ich plötzlich.

Er erschrak heftig und starrte mich fassungslos an.

„Wie konnten Sie errathen?" stammelte er. „Schon lange führe ich diesen Namen nicht mehr. Und wenn wir uns vor meiner amerikanischen Zeit gesehen haben sollten — nein, das ist nicht möglich — ich habe ein gutes Personengedächtniß — selbst dann — Sie würden mich nicht wiedererkannt haben ... Ich bin Leuten begegnet, mit denen ich einst täglich umging — Keiner hat den Konrad Gruber in mir vermuthet —"

„Die Sache ist einfach genug," erklärte ich. „Durch den Förster Wolfshagen kenne ich Ihre Geschichte; in seinem Hause sah ich das Bild, das Sie ihm hinterlassen haben. An jenes Bild wurde ich heute im Theater auf das lebhafteste erinnert — Sie wissen durch wen. Und nun kamen Sie und forschten eben derselben Persönlichkeit nach, mit einer fieberhaften Neugierde, die einen tieferen Grund vermuthen ließ. Dazu Ihre Bemerkung, Jener sei nicht, wofür er gelte. Da mußte ich doch wohl endlich auf den Gedanken kommen, Sie könnten kein Anderer sein —"

„Als der ehemalige Forstgehülfe, von dem ein hochgeborenes Fräulein sich entführen ließ, um ihm den Laufpaß zu geben, sobald ihr infamer Adelsstolz wieder Macht über sie bekam." So ergänzte Konrad Gruber meinen Satz. „Ja, ja; Sie haben gut gerathen. — Herr Gott! wie sich das Frauenzimmer conservirt hat! Und was ist mittlerweile aus mir geworden? — Doch das ist am Ende gleichgültig — ich meine, was mich betrifft. Es würde keinem Menschen besonders nahe gehen, wenn ich unter die Füße gekommen wäre. Drüben nicht, und hier erst recht nicht."

„Sie haben keine Familie?"

Er lachte kurz auf. „Woher denn? — Das Freiherrntöchterlein hatte mich wählerisch gemacht; ich hatte Geschmack an der Aristokratie gefunden. Weiber gab's genug, die gerne Frau John Parker werden mochten — so heiß' ich jetzt. Ich war ein hübscher Kerl, als ich jung war; Sie wissen es ja. Aber es fehlte ihnen allen ein gewisses Etwas — der Henker weiß, was es ist. Und da bin ich unverheirathet geblieben."

Eine Weile gingen wir stumm nebeneinander hin; dann begann er wieder: „Sie können sich denken, wie mir wurde, als ich heut Abend plötzlich mein Ebenbild erblickte — neben meiner alten Liebe. Ich meinte, der Schlag sollte mich rühren. Daß ich Vater sei — der Gedanke ist mir nie gekommen. Denn Jener, wie er sich auch nennen mag: sein Ursprung ist mir so sicher wie die Zugehörigkeit meiner Nase zu mir. Und jetzt macht's mich rein närrisch, zu denken, daß da eine so prächtige Copie von dem Konrad Gruber hier herumläuft, mit einem schönen, altadeligen Namen, und er hat sein Vergnügen in der Welt, und es fehlt ihm nichts! Denn die liebe Tante wird ihn schon gut halten; sie weiß

warum. Ein glücklicher Junge, dieser Sohn von mir! Ist mir's doch beinahe, als ob ich's selbst wäre!" Und er rieb sich vergnügt die Hände.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte ich, einigermaßen besorgt, John Parker, alias Konrad Gruber werde sich nun da einzudrängen versuchen, wo man ihn nicht kennen durfte.

Aber in dieser Hinsicht schien nichts von ihm zu befürchten. Freilich versetzte er, das wolle er davon haben, daß er, so lange er in München sei, seinen Herrn Sohn — er sagte wirklich Herrn Sohn — ein bischen beobachte, doch selbstverständlich aus der Ferne. Er sei doch neugierig, ob er aus der Art geschlagen sei. Allem Anschein nach nicht. Er sehe aus wie ein flotter Cavalier, der wohl mit einer Flasche Sect fertig zu werden wisse. Auf die Spur werde er ihm bald kommen. O, er habe noch Geld genug, um sich in den Gesindestuben gute Freunde zu machen. Und er beabsichtige ja nicht, Jemandem lästig zu fallen; nur seine stille Freude als Zuschauer wolle er haben.

In dieser Weise schwatzte er aufgeregt weiter, bis wir an den Eingang zu einem renommirten Bierschank gelangten. Da brach er ab und fragte mich, ob ich mit ihm eintreten wolle. Ich hielt es für besser, das Verhältniß nicht allzuvertraut werden zu lassen, und entschuldigte mich mit Müdigkeit. Doch schien es mir andererseits rathsam, mit ihm in einer gewissen Verbindung zu bleiben, da ich mir nicht verhehlte, daß seine Pläne, namentlich bei ungeschickter Ausführung, Verdacht rege machen könnten. Und meine Theilnahme an dem Geschick der Freiin von Rattingen war groß genug, um es mir zur Pflicht zu machen, die Gefahr, die ihrem Geheimniß drohte, nach Kräften abzuwehren. Ich gab also Herrn John Parker meine Visitenkarte, nannte ihm das Hôtel, in dem ich wohnte, und bat ihn, mir Bericht zu erstatten, da mein Interesse an seiner Angelegenheit ein sehr reges sei. Er sagte mir zu, daß er mich besuchen werde, und gab mir auch seine Adresse. In einer volkreichen Straße der Vorstadt hatte er eine möblirte Wohnung genommen. Und so trennten wir uns.

VI.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ich von einer der drei Personen, die so eigenthümlich mit einander verbunden waren, wieder etwas hörte oder sah. Dann, eines Abends, als ich mich gerade anschickte, in eine Soiree bei dem Finanzminister zu gehen, wo ich nicht umhin konnte, zu erscheinen, ließ John Parker sich bei mir melden.

Er hatte eine Menge Nachrichten über Herrn von Altmühl gesammelt, — Gott weiß, wie und wo. Huldas Sohn war ein Lebemann von freien Sitten, ein genußsüchtiger junger Mann, allen noblen Passionen fröhnend. John Parker erzählte dies mit dem größten Stolz, — allerdings mit anderen Worten. Er hatte den Vornamen Altmühls ausgekundschaftet, und nannte ihn nur beharrlich Siegfried, was komisch genug klang.

Digitized by Google

Siegfried werde von seinen Untergebenen schwärmerisch verehrt, berichtete er. Oder: Siegfried verkehre in den feinsten Häusern der Residenz und wisse sich vor Einladungen nicht zu lassen. Und schließlich vertraute er mir auch an, schmunzelnd und mit sichtlichem Behagen, Siegfried habe ein kleines Verhältniß mit einem Theaterdämchen. Kurz: was er von Siegfried gehört hatte, gefiel seinem väterlichen Herzen wohl.

Uebrigens versicherte er mir auf mein ernstliches Befragen, daß er mit der größten Behutsamkeit vorgehe.

„Wofür halten Sie mich, Herr Regierungsrath?“ spielte er sich auf. „Gott soll mich davor bewahren, daß ich die Veranlassung werde, dem Jungen das Leben trübe zu machen; da wär' ich ein schlechter Vater! Er soll bleiben, was er ist, vor Jedermann. Und könnt' ich beweisen, was ich glaube? — Es würde mir schlimm ergehen, wenn ich meine Zunge nicht hütete; ich werde mich schon in Acht nehmen. — Gesehen hab' ich den Siegfried auch ein paar Mal, hier und da; heute zu Pferde. Verteufelt gut reitet er; wie sollte er auch nicht? Er hat ein Jahr bei den Chevauxlegers gedient. Jetzt ist er Vicewachtmeister bei der Reserve.“

Mein Wagen wurde gemeldet. Ich bat John Parker, er möge mich entschuldigen; ich sei zum Finanzminister gebeten.

„Da werden Sie Siegfried treffen,“ sagte er erfreut; „ich weiß es aus bester Quelle, daß er hingeht. Ach, da hätt' ich eine große Bitte an Sie! Darf ich gleich morgen früh wiederkommen, und Sie sind dann so gut und erzählen mir etwas von dem Jungen? Wie er sich macht unter den Herrschaften und wie er Ihnen gefällt?“

Fürwahr ein naives Ansinnen! Aber etwas Rührendes hatte sie doch, diese Verehrung des plebejischen Vaters für den aristokratischen Sohn! — Ich brachte es nicht über das Herz, ihm die erbetene Erlaubniß zu versagen.

Er begleitete mich die Treppe hinunter, bis an den Wagen. Der Portier betrachtete ihn von oben bis unten, als er mir noch vom Trottoir aus einfach zunickte — ganz als freier amerikanischer Bürger, der den Unterschied der Stände für einen Humbug hält. Er mag sich über diese intime Bekanntschaft von mir seine absonderlichen Gedanken gemacht haben, der silberbetreßte Herr Portier!

In der That traf ich Siegfried von Altmühl in der Gesellschaft, wie Parker mir vorher gesagt hatte. Aber auch seine „Tante“, die Freiin von Rattingen, was Jener wohl nicht der Mühe werth gehalten zu erwähnen. Denn merkwürdiger Weise schien er an der ehemaligen Geliebten keinen Antheil mehr zu nehmen.

Mit Herrn von Altmühl kam ich im Laufe des Abends nur verschiedene Male in flüchtige Berührung. Er machte einen angenehmen Eindruck auf mich; die paar Worte, die er in das Gespräch warf, verriethen Geist und Verstand. Uebrigens hatte er etwas Unstetes; ich sah ihn bald hier, bald dort in den Räumen, schmetterlingsartig umherflatternd.

Wie mir schien, war er zerstreut und innerlich von Dingen in Anspruch genommen, die größere Wichtigkeit für ihn hatten, als die Gespräche, welche er zu führen nicht wohl unterlassen konnte.

Der Freiin von Rattingen stellte mich Se. Excellenz selbst vor, mit einigen launigen Worten, die sich darauf bezogen, daß ich mich bis jetzt der Münchener Gesellschaft fern gehalten hatte. Die Gnädige empfing mich sehr artig und hatte die Güte, mich auf einen Sessel zu nöthigen, der neben ihr frei war; doch meinte ich, hinter ihren freundlichen Worten ein gewisses Mißtrauen zu erkennen, das sie dem Fremden, der aus Norddeutschland kam, entgegenbrachte. Sie unterließ auch nicht, sich im Laufe der Unterhaltung nach meinem Geburtsort, nach meinen Familienverhältnissen, selbst nach den Städten zu erkundigen, wo ich zeitweilig im Amt gestanden. Als ich Kassel nannte, traf mich ein rascher, forschender Blick; ich ging indessen mit möglichster Unbefangenheit über diese verdächtige Gegend hinweg. Schließlich mußte sie wohl zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß ich ein gänzlich ungefährlicher Mensch sei; denn sie glitt allmählich aus ihrer Reserve heraus und begann, über neutrale Gegenstände mit Gewandtheit lebhaft zu plaudern. O, sie war durchaus nicht oberflächlich, so leicht auch ihre Rede floß. Sie verrieth umfassende Kenntnisse und besaß in Sachen der Kunst ein feines, selbständiges Urtheil. Auch für die Verhältnisse des praktischen Lebens zeigte sie einen klaren Blick und scharfes Verständniß. Als ich ihr ein Compliment darüber machte, erwiderte sie, daß sie kein Lob verdiene. Wer, wie sie, zwanzig Jahre lang die Bewirthschaftung großer Güter ziemlich selbständig geleitet habe, müsse schon zu einer Einsicht in die realen Factoren gelangen, welche das Dasein reguliren. Sie sei durch ihre Lage genöthigt worden, fügte sie erläuternd hinzu, ihre eigenen Kräfte anzuspannen. Viel habe sie lernen müssen, und es sei ihr keineswegs leicht geworden, allen übernommenen Pflichten gleichmäßig gerecht zu werden. Nun aber sei ihr, schon seit langer Zeit, die Arbeit eine liebe Gewohnheit. „Mein Platz ist nicht hier in München," sagte sie. „Zu Hause fühle ich mich nur auf dem Lande, — auf meinem Lande. Wenn ich trotzdem die Wintersaison hier verlebe, so geschieht dies meinem Neffen zu Gefallen. Er ist mein einziger Verwandter, und wir trennen uns nicht gern."

Ihre Augen schweiften durch die Räume, den Sohn suchend. Plötzlich runzelte sich ihre Stirne, und sie preßte die Lippen aufeinander. Vorsichtig ausspähend, glaubte ich den Grund ihres Mißmuthes zu errathen: Herr von Altmühl stahl sich davon; eben hatte er sich von der Wirthin verabschiedet. Wahrscheinlich war dies gegen die Abrede, und die gnädige „Tante" war berechtigt, mit dem Flüchtling unzufrieden zu sein.

Ich nahm die Pause im Gespräch wahr, um mich zu empfehlen; hatte doch diese erste Unterhaltung, die mir mit der Freiin von Rattingen vergönnt war, ohnehin schon lange genug gedauert. An diesem Abende

sah ich sie nicht wieder; als die Thüren des Speisesaals geöffnet worden waren, mußte sie sich entfernt haben.

Hernach gerieth ich in die Gesellschaft einer älteren Dame, einer geborenen Berlinerin, die sich ein Vergnügen daraus machte, den nordischen Fremdling ein wenig über die Persönlichkeiten zu orientiren, die in diesem Kreise eine Rolle spielten. Nachdem ich von einer genügenden Anzahl der Anwesenden vernommen hatte, wo sie der Schuh drückte, wagte ich nach dem Fräulein von Rattingen und ihrem Neffen zu fragen.

„O, das Fräulein ist eine ganz vortreffliche Person," ließ sich meine neue Bekannte vernehmen; „man hört nur Gutes von ihr. Sie soll ihre Besitzungen musterhaft verwalten, und wirklich ganz selbstständig — mit einem Eifer, als ob die Arbeit ihre größte Freude wäre. Nur eine Schwäche hat sie, nämlich eine fast blinde Zuneigung zu ihrem Neffen. Nun, ein bildhübscher Strick soll er von Jugend an gewesen sein, der junge Herr, und gegen sein ‚süßes Tantchen' — wie er sie noch jetzt im vertrauten Kreise nennen soll — ist er immer sehr zärtlich gewesen. Da mag sich wohl bei ihr ein mütterliches Gefühl für den schönen Schmeichler entwickelt haben. Leider weiß der Herr Siegfried, daß die Tante ihn zu ihrem Erben bestimmt hat. Demgemäß lebt er, und das Fräulein läßt ihn 'währen. Neuerdings treibt er's etwas arg. Man spricht von einer sehr 'pieligen Liaison, die er angeknüpft habe. Ich will ihm wünschen, daß ,die Tante nichts davon erfährt; wie ich sie kenne, hat sie über dergleichen Extravaganzen puritanische Ansichten. Es wundert mich schon, daß sie ihm zu spielen gestattet; denn das muß sie doch wohl, da sie seine Verluste deckt. Und diese Verluste können nicht unbeträchtlich sein, nach Allem, was man hört. Der junge Herr scheint kein sonderliches Glück im Spiel zu haben."

Ich hatte genug vernommen. Es schien also, als ob auch Hulda eine jener Mütter wäre, die bei aller sonstigen Charakterstärke einem geliebten Kinde keinen Widerstand zu leisten vermögen und gelähmten Willens dasselbe seinen Kurs verfolgen lassen. Nach dem Eindruck, den sie auf mich gemacht, hatte ich Besseres von ihr erwartet; ich war — ich gestehe es — unangenehm enttäuscht. Vielleicht aber that ich ihr Unrecht; vielleicht hatte sie ihre besonderen Gründe zu der Nachgiebigkeit gegen den Sohn, der vor der Welt ihr Neffe war. Wenigstens hoffte ich es.

Am nächsten Morgen arbeitete ich in meinem Hotel bis Mittag. An den Besuch, den mir John Parker verheißen hatte, dachte ich nicht. Erst als ich mich rüstete, auszugehen, kam er. Unwirsch sagte ich ihm, er möge am Abend wiederkommen. Indessen bat er dringend, mir eine kurze Mittheilung machen zu dürfen, und ich glaubte hören zu müssen, was ihn drückte. Also forderte ich ihn auf, zu reden.

Sofort begann er mit wichtiger Miene: „Gestern Abend hat's einen heftigen Auftritt gegeben zwischen Siegfried und seiner Mutter. Von seinem Kammerdiener weiß ich's. Ich erzählte Ihnen schon, der Junge

habe ein Verhältniß. Na, was ist weiter dabei? In der großen Welt, dächt' ich, drückte man über so etwas ein Auge zu. Wie billig: Jugend hat nun einmal keine Tugend und Most muß schäumen —"

„Bitte, verschonen Sie mich mit einer Apologie des Lasters," unterbrach ich ihn scharf. „Weiter! meine Zeit ist kostbar."

Er sah mich groß an, wie verwundert darüber, daß ich seine toleranten Ansichten nicht theilte; doch gehorchte er mir und fuhr fort: „Also die Mama ist dahinter gekommen. Wie, weiß ich nicht. Und als er vom Liebchen heimkam, hat sie ihn empfangen und es ihm auf den Kopf zugesagt, wo er die späten Abende verbringe. Und gedroht hat sie ihm, sie würde ihre Hand von ihm abziehen, wenn er nicht mit dem Mädchen breche, oder wenn er jemals wieder sich in ein ähnliches unmoralisches Abenteuer einlasse. Denken Sie! Ihm zu drohen hat sie gewagt, sie in ihrer Lage! Und aus solchem Grunde! Wenn Siegfried nur wüßte, wie er zu ihr steht: er würde sie rasch genug nöthigen, andere Saiten aufzuziehen!"

„Haben Sie etwa die Absicht, es ihn wissen zu lassen?"

„Noch nicht. Aber ich kann nicht voraussehen, wozu ich noch g- trieben werde. Mein Junge soll etwas davon haben, daß er eine vor nehme Mutter hat."

Aergerlich rief ich: „Sie würden am besten daran thun, Herr Parker, heute noch nach Amerika abzureisen!" lick

Ich hatte die Geschichte satt. Meine Mappe vom Tisch nehm te schickte ich mich an, meiner Wege zu gehen.

Siegfrieds rappelköpfischer Vater strich sich nachdenklich den weißen Schnurrbart. Dann stieß er einen englischen Fluch aus und brummte: „Sie mögen Recht haben, Herr Rath. Meinen Sie, es sei ein angenehmes Gefühl, mit der brennenden Lunte in der Hand bei einem Pulverfaß zu stehen — wie ich jetzt? — Aber ich kann noch nicht abkommen; meine Geschäfte rücken nicht von der Stelle."

Ich verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinab; er blieb neben mir.

„Die Münchener Brauereien sind so schwierig, als ob sonst nirgendswo Malz mit Hopfen eingesotten würde," klagte er. „Und so mißtrauisch! Zuerst Zahlung, dann Lieferung; so allenthalben. Bei solch altmodischen Grundsätzen ist ja kein gesundes Geschäft möglich."

Weise Vorsicht der Münchener Herren! Daß sie bei John Parker wohl angebracht war, bezweifelte ich nicht.

Er setzte seine Jeremiade bis auf die Straße fort. Da blieb ich stehen, um ihm anzudeuten, daß er sich von mir trennen möchte.

In diesem Augenblick fuhr eine Equipage vor. Ich beobachtete sie nicht, bis ich es in des Amerikaners Gesicht zucken sah und er plötzlich verstummte.

In dem Wagen befand sich Hulda von Rattingen mit Herrn von

Altmühl. Ich grüßte; doch kam es mir so vor, als ob Beide meinem Gefährten eine größere Beachtung schenkten als mir.

„Kommen Sie!" flüsterte ich dem starr Dastehenden zu. Mechanisch gehorchte er; rasch entfernten wir uns.

Nach dreißig oder vierzig Schritten rief ich unmuthig aus: „Ich wollte Herr John Parker, Sie wären, wo der Pfeffer wächst!"

Damit verließ ich ihn, die Straße kreuzend.

VII.

Die Folgen dieser Begegnung ließen nicht lange auf sich warten.

Schon bei meiner Rückkehr in das Hôtel fand ich ein Billet von dem gnädigen Fräulein vor. Sie wünschte mich zu sprechen und zwar sofort. Den ganzen Abend werde sie für mich zu Hause sein.

Eine schöne Bescheerung! — Was sie von mir wollte, darüber war kaum ein Zweifel möglich. Sie mußte ihn erkannt haben, den Liebhaber von ehedem, — erkannt haben trotz der Veränderungen, die fünfundzwanzig Jahre eines wechselvollen Lebens in seinem Aussehen bewirkt hatten. O, das Auge der Furcht sieht scharf!

Ich begab mich ohne Verzug in das Haus, welches Fräulein von Rattingen bewohnte.

Nach Nennung meines Namens führte der Diener mich sofort in das Arbeitszimmer seiner Herrin — ein schlicht möblirtes Gemach, dessen Hauptschmuck ein mächtiges Schreibpult von Eichenholz bildete. Eine Lampe mit grünem Schirm brannte in der Mitte des Sophatisches und erleuchtete nur einen kleinen Raum ringsumher; in dem übrigen Theile des Zimmers herrschte eine Dämmerung, die deutliches Sehen unmöglich machte. Diese Veranstaltung war klug ersonnen; sie schützte die Freiin vor allzu scharfer Beobachtung. Sie konnte ja nicht wissen, wohin das Gespräch führen würde, zu dem sie mich geladen hatte!

Fräulein von Rattingen trat mir entgegen und reichte mir die Hand. „Ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich Sie bemüht habe," empfing sie mich, „um so mehr, als es sich nur um eine Auskunft handelt, die ich von Ihnen erbitten möchte."

Kaum hatte ich mich dann, ihrer Aufforderung folgend, niedergelassen, als sie sofort, ohne Umschweife zur Sache kommend, fortfuhr: „Ich glaube heute in Ihrer Gesellschaft einen Menschen gesehen zu haben, der in einem Abenteuer, das mir in meiner Jugend zustieß, eine Rolle gespielt hat. Mein Neffe sagt mir, derselbe Mann habe sich ihm während der letzten Tage verschiedentlich in den Weg gestellt und ihn mit großer Unverschämtheit betrachtet. Die Anwesenheit dieses Mannes in München läßt mich befürchten, daß er gewisse Dinge, die er weiß, zu verwerthen suchen wird. Es liegt mir deshalb daran, etwas Näheres über seine gegenwärtigen Verhältnisse, wo möglich über seine Sinnesart, zu erfahren. Nicht, daß ich

ihn zu fürchten hätte; ich fürchte Niemanden. Nur etwaigen Unannehmlichkeiten möchte ich, wenn möglich, vorbeugen. Sie wissen ja ohne Zweifel, Herr Rath, daß Personen, die Ansprüche zu haben glauben, sehr lästig werden können, namentlich wenn sie, ein directes Vorgehen scheuend, auf allerlei sonderbaren Umwegen zum Ziel zu kommen suchen."

Sie hatte sich mit anerkennenswerther Vorsicht ausgesprochen. Es war an mir, ihr mitzutheilen, daß der von ihr bezeichnete Mann sich John Parker nenne, in Amerika ansässig sei und sich Geschäfte halber in München aufhalte.

Das gnädige Fräulein stand noch immer, die Hände vor sich auf den Tisch gestützt. Etwas in dem Tone meiner Antwort mochte ihr verrathen haben, daß ich zurückhielt, was mich die Form ihrer Erkundigung nicht zu sagen berechtigte. Sie mußte sich schon weiter vorwagen und that es, ohne zu zögern.

„Also Parker nennt er sich!" begann sie wieder. „Wenn er Derjenige ist, für den ich ihn halte, so führte er früher, als er noch in Deutschland war, einen anderen Namen. Kennen Sie denselben vielleicht?"

„Allerdings. Er hieß Konrad Gruber."

Und sie hastig: „Er hat Ihnen seine Geschichte anvertraut, nicht wahr?"

„Nicht er. Aber ich kenne seine Geschichte aus dem Munde des Försters Wolfshagen."

Dieser Name traf sie zu unvorbereitet. Sie sank in einen Sessel, von mir abgewandt, und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die Zeit für mich, zu reden, war gekommen.

Ich erzählte ihr von meiner ersten Begegnung mit dem Amerikaner, von meinen Beobachtungen im Theater, von dem darauf folgenden abermaligen Zusammentreffen mit dem verdächtigen Manne. Ich verhehlte keine der Aeußerungen, die er über sich und seine Unternehmungen in Amerika gethan hatte. Warum sollte ich auch? Hulda wollte ihren alten Liebhaber kennen lernen, wie das Leben ihn geformt hatte, wie sein Charakter sich in seinen Handlungen spiegelte. Nichts als Wahrheit konnte sie befriedigen.

Und dann erzählte ich ihr von der seltsam beschaffenen Zuneigung, welche sich in Konrad Gruber zu seinem Sohne entzündet hatte, — wie er sich an ihre Dienerschaft herangemacht und die intimen Vorgänge unter ihrem Dache erkundet habe, — endlich von der Drohung, die er am Morgen hatte laut werden lassen.

Es dauerte lange, bis ich mit meinem Vortrage zu Ende war. Nicht ein einziges Mal hatte Hulda mich unterbrochen. Als ich nun schwieg, wandte sie sich zu mir, vollständig gefaßt und gesammelt. Nur über ihren sonst so klaren, glänzenden Augen lag ein leichter Schleier.

„Ich danke Ihnen, Herr Rath," sagte sie mit fester Stimme. „Die

Lage der Dinge ist mir vollständig klar; ich wollte nur, daß der Entschluß, den ich fassen muß, mir ebenso klar wäre!"

Sie schwieg einige Secunden; dann fuhr sie fort: „Seit dem Tode meines Oheims Altmühl habe ich mit keinem Menschen über dasjenige sprechen können, war mir am meisten am Herzen liegt — über die Zukunft meines Sohnes. In dem gegenwärtigen kritischen Momente treten Sie, ein Fremder, ein Fernwohnender, zu mir und zeigen sich fast erschreckend wohlunterrichtet von meinen geheimen Angelegenheiten. So Vieles wissen Sie bereits: Sie müssen es sich gefallen lassen, daß ich Sie nunmehr ganz zum Vertrauten mache. Sie sind welterfahren, Sie denken menschlich, Sie urtheilen milde — ich hab' es aus der Färbung Ihrer Mittheilungen herausgehört. Wohlan: wollen Sie einer alleinstehenden Frau, die sich in schwieriger Lage befindet, ein freundschaftliches Interesse zuwenden? Wollen Sie meine Bekenntnisse in verschwiegener Brust bewahren?"

Ich reichte ihr die Hand; sie nahm und hielt sie mit energischem Druck. Wir sahen uns lange in die Augen, ohne zu sprechen. Der Bund war geschlossen.

Freier ließ Hulda sich jetzt gehen; eine gewisse Spannung, die in ihrer Haltung bisher bemerkbar gewesen, verschwand.

„Als ich mich von Konrad Gruber trennte," begann sie, „hatte ich nur eine undeutliche Vorstellung von dem eigentlichen Charakter des Mannes. Allmählich erst, in der tiefen Ruhe, mit der mich die Fürsorge meiner Verwandten umgab, setzte ich mir aus vielen kleinen Zügen, die meine Erinnerung bewahrt hatte, ein Bild von ihm zusammen, das der Wirklichkeit entsprach. Wie treu es war, hat mir Ihre Erzählung dargethan. Aber auch gerechtfertigt hat sie mich: meine Untreue entsprang dem Gebot der Selbsterhaltung. Gott sei Dank! die Kraft war in mir, die mich nicht verloren gehen ließ!

„Mein Knabe wurde in einem Dorfe im Schwarzwalde geboren. Kaum war er da, als mich die Furcht ergriff, er würde nach seinem Vater arten. Und dabei fühlte ich so lebhaft, daß mir, mir allein die Verantwortlichkeit für das Heil dieser Seele oblag! — Schwere Sorge fiel auf mich. Die Rücksicht auf meinen Ruf verbot mir, den Kleinen in meiner Nähe unterzubringen; ich durfte mir nur gestatten, ihn jährlich einmal zu besuchen. Er entwickelte sich über Erwarten günstig, er wurde ein hübscher, herziger kleiner Bengel. Wenn ich ihn wieder verlassen mußte, — es schnitt mir in's Herz. Da, als Siegfried vier Jahre alt war, entstand in meinem Oheim Altmühl der Plan, ihn für ein verwaistes Kind eines Verwandten auszugeben und zu sich zu nehmen. Es war nicht allein Mitleid mit mir, was ihn trieb; er sowohl wie meine Tante hatten sich in den Knaben verliebt, als sie mich auf meiner letzten Reise in den Schwarzwald begleiteten. Fraglich schien ihm nur, ob ich so viel Selbstbeherrschung würde aufwenden können, um mich nicht zu verrathen. Sie unterschätzten die Stärke der

Mutterliebe. Jede Verstellung würde mir leicht geworden sein, wenn ich damit mir das Glück verschaffen konnte, täglich mein Kind zu beobachten! Und als ‚Tante' durfte ich mich ja mit ihm beschäftigen; durch die Pflegeeltern durfte ich meine mütterlichen Rechte ausüben! — Ich versprach Vorsicht und Zurückhaltung, und Siegfried erschien in Rattingen. Dann, als der Knabe fortfuhr, sich vortrefflich zu entwickeln, geriethen wir, meine Verwandten und ich, auf das Project, ihn emporzuheben und zu unser Aller Erben zu erziehen. Mein Oheim adoptirte ihn und setzte es durch, daß er seinen Namen tragen durfte. So war, nach menschlichem Ermessen, die Zukunft dieses Wildlings in eine sichere, breite, wohl umhegte Bahn geleitet, und von diesem Augenblicke an stellte ich mir als Lebensziel auf, für meinen Sohn und Nachfolger mein Gut zu erhalten, ja, nach Kräften zu mehren. Mein Oheim war so gütig, mich zu schulen. Ich war greulich unwissend, und das auf mich anstürmende Neue verwirrte mich über alle Maßen. Aber ich besaß einen festen Willen, und allmählich ordnete sich das Chaos vor meinem Geiste. Während Siegfried den Unterricht eines Hauslehrers genoß und, offenen Kopfes, die erfreulichsten Fortschritte machte, lernte ich, seine Mutter, Landwirthschaft, Forstcultur, Viehzucht, Rechnungswesen — und was nicht alles sonst noch! — Ich begann, einzugreifen in die Verwaltung meiner Güter, meines mobilen Vermögens. Anfangs zaghaft, dann immer sicherer. Allmählich ward ich inne, daß ich einen Beruf hatte. O, es war mir eine ganz unerwartete Erfahrung, daß die Arbeit, die wirkliche, den ganzen Menschen in Anspruch nehmende Arbeit eine Befriedigung gewährt, die dem reinsten Glücksgefühl nahe kommt!

„In meinen Kreisen spottete man über mich. Ein unverheirathetes wohlhabendes Frauenzimmer, das sich plagte und abmühte, seine Habe zu vergrößern — das war allerdings eine seltsame Erscheinung. Man hielt mich für besessen vom Erwerbsteufel; ein andere Erklärung meines Treibens wußte man nicht aufzufinden. Niemand muthmaßte die wahre Ursache. Meine Flucht war gar nicht als solche angesehen worden, da bekannt war, daß ich zu einer Freundin reiste. Darauf, daß das gleichzeitige Verschwinden des Jägers im Zusammenhange mit meiner Reise stehen könnte, verfiel Niemand. Dazu hatte mein Oheim die Besonnenheit gehabt, keinen Lärm zu schlagen, als ihm einige Tage später die Nachricht zukam, ich sei bei der Freundin nicht angekommen; vielmehr versuchte er ganz allein, meine Spur zu finden. Die Anwesenheit seines Dieners in Kassel war ein Zufall; der Mann hatte Urlaub.

„Als Siegfried elf Jahre alt war, sandten wir ihn nach Regensburg, wo er das Gymnasium besuchte. Ein paar Jahre später trat, mitten im Winter, in Rattingen der Typhus auf, eingeschleppt von einem wandernden Strolch, dem ein gutmüthiger Häusling Obdach gewährt hatte. Wir im Schlosse dachten an keine Gefahr für uns; da brach die Krankheit bei einer der Mägde aus. Wenige Tage später hatte sie meinen Oheim er-

griffen. Er beschwor seine Frau, er beschwor mich, zu flüchten. Uns indessen schien es feige, ihn zu verlassen, und wir harrten bei ihm aus. Er war nicht zu retten. Noch ehe er starb, legte sich auch meine Tante. Und auch sie wurde dahingerafft, nach kaum acht Tagen. O, es war eine schreckliche Zeit; ich bin alt darin geworden!

„Nun war ich Herrin und Alles lag auf mir. Ich mußte den Kopf oben behalten, damit nicht lähmender Schrecken rings um mich her in die Seelen fuhr, und die feste Ordnung der kleinen Colonie sich in wüsten Wirrwarr auflöste. Ich begriff meine Aufgabe und habe sie erfüllt. Meine eigene Gesundheit war wie gefeit; die Epidemie gewann keine Gewalt über mich. Mit unverändertem Gesicht, mit gleichmäßigem Schritt, scheinbar unberührt von dem Entsetzlichen, was ich sah, bin ich umhergewandelt zwischen Gesunden und Kranken. Und das Beispiel, das ich gab, half; Keiner wollte weniger seine Schuldigkeit thun, als ich.

„Erst als der letzte Kranke außer Gefahr war, dachte ich an mich selbst. Rattingen war mir verleidet; ich siedelte nach Altmühl über, das nun auch an mich gefallen war, da mein Oheim mich testamentarisch zu seiner Universalerbin eingesetzt hatte, — aus Gründen, die ich gleich berühren werde. Dort, in Altmühl, erholte ich mich von der übernatürlichen Anspannung aller Kräfte, die meine Stellung von mir gefordert hatte. Eine schlimme Zeit lag hinter mir; aber gelernt hatte ich auch, wessen ich fähig war. Fortan durfte ich mir selbst vertrauen. Und ich that es auch.

„Als Siegfried zum Sommer in Altmühl eintraf, bemerkte ich mit gelindem Schrecken, daß seine Gesichtszüge eine wenig erfreuliche Aehnlichkeit mit denjenigen seines Vaters zu zeigen begannen. Niemals war die alte Furcht gänzlich in mir erloschen, daß der Knabe nach dem Vater arten möge. Eben diese Furcht hatte mich veranlaßt, in meinen Oheim zu dringen, daß er letztwillig verfügte, wie er gethan. Erwies Siegfried sich als ein unverbesserter Nachkomme Grubers, so sollte er niemals als freier Herr auf den Gütern eines alten Geschlechtes sitzen, niemals die Traditionen Derer von Rattingen und Altmühl fortsetzen — dies war mein fester Entschluß, obgleich ich seine Mutter war.

„Sie sehen, Herr Rath, wie ernst ich es mit dem Adel nehme. Vielleicht werden Sie geltend machen, daß legitime Söhne aus alten Geschlechtern nicht immer adeligen Sinn haben. Das ist eben ein Verhängniß und muß ertragen werden. Eine Generation geht schnell vorüber. Wäre Siegfried legitim und von Rechtswegen mein Erbe: ich müßte seine Nachfolge unter allen Umständen dulden, und ich würde es. Niemals würde mir in den Sinn kommen, das Erbrecht anzutasten. Ich betrachte dasselbe als eine feste und weise Schranke individuellen Beliebens, parteiischer Willkür. Den historischen Zusammenhang einer Familie zu lockern, muß dem Einzelnen verwehrt sein.

„Doch zurück zu Siegfried. Es war nunmehr nothwendig, daß ich

sein Verhältniß zu mir feststellte. Ich erwog Folgendes: wenn ich ihm sagte, er sei gänzlich von mir abhängig und habe nur dann Aussicht auf eine angesehene weltliche Stellung, wenn seine Führung mir gefiele, so mußte ich befürchten, daß er, aus Interesse zum Heuchler werdend, sein wahres Selbst vor mir versteckte und sklavisch mir zu Gefallen lebte. Das aber durfte nicht sein. Nur wenn ihm das Gefühl voller Freiheit gegeben wurde, konnte ich klar zu erkennen hoffen, welche Triebe in ihm mächtig waren und in welcher Richtung sein Ehrgeiz sich bewegte — mit einem Worte: ob er wirklich würdig war, der Erbe von Rattingen zu werden.

„Ich erklärte ihm also — er war sechzehn Jahre alt damals — daß er nach meinem Tode unbeschränkter Eigenthümer meines gesammten Besitzes sein würde, und daß ich mich seinem Adoptivvater gegenüber verpflichtet hätte, während meiner Lebenszeit ihm die Mittel zur Führung eines standesgemäßen Lebens anzuweisen, ohne jemals zu kargen. Ferner: welche Carriere er nach Abgang von der Schule wählen wolle, sei ihm gänzlich anheimgestellt. Und wenn es ihm etwa am besten zusagen sollte, gar keinen Beruf zu haben, so sei ihm auch dies unbenommen. Ueberhaupt dürfe er sich vollständig als Herr seines Geschickes betrachten.

„Diese Eröffnungen machten Siegfried nicht schwindlig. Er war in Reichthum erzogen und betrachtete sich als zu den privilegirten Klassen gehörig, die vom Fluche des Paradieses ausgeschlossen sind. Die unbedingte Freiheit aber, die ich ihm ließ — sein Vormund hatte sich jedes Einspruchs gegen meine Anordnungen begeben — kam ihm doch unerwartet. Ich schien ein unbedingtes Vertrauen in ihn zu setzen; das rührte ihn. Er umarmte und küßte mich; er rief: ‚Nein, mein liebes, süßes Tantchen, ich lasse mich nicht so von Dir abschütteln! Du mußt mir Mutter sein von jetzt an; darum habe ich Dich ja bitten wollen!‘ — Und ich: ‚Gewiß; meine Liebe wird Dir niemals fehlen, und meinen Rath, sobald Du denselben erbittest, werde ich Dir nicht vorenthalten. Aber Du sollst zeitig lernen, Dich auf die eigenen Füße zu stellen; Du sollst Dir zeitig bewußt werden, daß Du die volle Verantwortlichkeit für Deine Handlungen trägst. Nicht zu einem Schwächling möchte ich Dich heranwachsen sehen, der ängstlich nach dem Erlaubten fragt und sich vorsichtig nach Anderen modelt. Erziehe Dich selbst; Du kannst es, und ich erwarte es von Dir.‘ — Da wallte er auf: ‚Ich schwöre Dir, Tante Hulda, ich will ein Mann werden, wie Du eine Frau bist.‘

„Ach, die schönen Zeiten! — Siegfried ist eine impulsive Natur, keine beharrliche. Es war ihm heiliger Ernst mit dem, was er versprach, so lange sein Herz bewegt blieb. Das aber schlug bald wieder ruhig, und dann trieb er willenlos weiter. Das Schulpensum absolvirte er ohne besondere Schwierigkeit; von da an jedoch gewannen die Lockungen der Außenwelt immer mehr Gewalt über ihn. Auf der landwirthschaftlichen

Hochschule, zu welcher er überging, lernte er nur wenig. Er gestand dies offen ein, wenn er in den Ferien nach Altmühl kam; doch fügte er voll auflodernden Eifers hinzu, das solle von nun an anders werden, ganz anders. Es blieb indessen beim Alten.

„Nach anderthalb Jahren klagte er: ‚Ach, bestes Tantchen, diese Lehre von der rationellen Bodencultur und Allem, was damit zusammenhängt, ist fürchterlich langweilig! Wirklich: ich habe sie gründlich satt. Ich denke, im Herbst diene ich. Vielleicht bleibe ich bei der Waffe.‘ — Ich erwiderte nur achselzuckend, er müsse wissen, wie er sich einzurichten habe. Da brach sein besseres Ich wieder durch. — ‚Ich weiß,‘ sagte er, ‚wie Du über mich denkst, Tantchen, so genau, als wenn Du mir's gesagt hättest. In Deinen Augen steht's geschrieben. Aber Du irrst Dich doch in mir, so klug Du auch bist. Du wirst sehen: fühle ich erst den richtigen Weg unter den Füßen, dann geht's immer geradeaus. Zu irgend etwas muß ich doch berufen sein; ich werde schon ausfinden, was es ist.‘

„Nun: der Dienst in der Armee war jedenfalls nicht derjenige Beruf, den Siegfried suchte. Länger als er mußte hat er nicht darin ausgehalten. Und dann —, ja dann ist nicht wieder die Rede davon gewesen seinerseits, daß er sich eine ersprießliche Thätigkeit wünsche; vielmehr schien er einen ausgiebigen Lebensgenuß für das Schicklichste in seinen Verhältnissen zu halten. Er sprach dies nicht geradezu aus, doch ließ er's mich indirect merken. Zuweilen, wenn ich den Kopf voll von Geschäften hatte, konnte er mich in seiner drolligen Weise schelten: ‚O Du närrisches Tantchen! Du wirst Dich vor der Zeit runzlig arbeiten, und hättest es doch gar nicht nöthig! Mußt Du denn Buch führen über jeden Halm, der innerhalb Deiner Grenzen wächst? Mußt Du selbst Alles sehen, Alles anordnen? Und die guten Verwalter sind doch so billig zu haben! — Führst Du wohl ein Leben, wie es sich für eine Freiin von Rattingen ziemt?‘

„Es that mir weh, ihn so sprechen zu hören. Und doch lag in diesen und ähnlichen Aeußerungen so viel Liebe für mich, und dann wieder zeigte er mir so viel aufrichtige Verehrung: ich hätte nicht seine Mutter sein müssen, um ihm ernstlich zu zürnen!

„So sind die letzten Jahre vergangen. Gelegentliche kleine Anläufe, die er nahm, sich mir nützlich zu machen, entsprangen aus Langeweile. Aber ich fand nichts weiter an ihm zu tadeln, als daß er müßig ging. Vor Kurzem indessen ist er in einen Kreis von jungen Lebemännern hineingerathen, worin sein moralisches Gefühl sich abstumpft. Er fängt an, zu vergessen, was er seinem Stande schuldet.

„Daß Siegfried spielt, — daß er im Spiel große Summen verliert — nun, ich habe es hingehen lassen. Er verlor in guter Gesellschaft. Und unter Männern gilt das Hazardspiel als erlaubter Zeitvertreib. So ist die Welt einmal, und ich, als Frau, wollte nicht kleinlich, nicht beschränkt erscheinen und meine eigene, allerdings verschiedene Anschauung

geltend machen. Auch sollte Siegfried mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich geizig sei; es sollte keine Geldfrage sein, die uns entzweite. Ich zahlte ihm, was er forderte, ohne zu murren. Nur zeigte ich ihm jedes Mal, wie störend die Beschaffung einer größeren Summe in meinen wohlgeordneten Wirthschaftsbetrieb eingriff. Zuweilen auch richtete ich es so ein, daß er in meinem Auftrage Staatspapiere verpfänden mußte, um ihm zu Gemüthe zu führen, daß er sein dereinstiges Vermögen verschleudere. Eine Weile beherrschte er sich dann, bis der empfangene Eindruck verblaßt war und die Verführung wieder einmal dringend an ihn herantrat.

„Langsam aber ist über diesen Beobachtungen in mir der Zweifel daran gewachsen, ob es statthaft sei, Siegfried zum Erben von Rattingen zu machen. Lieber ein Fremder auf meinen Besitzungen, der sie zusammenhält, als ein Nachkomme, der sie zerstreut! Selbstverständlich würde ich Siegfried gegen jeden Mangel sicher stellen; aber weiter zu gehen — es scheint mir, daß ich es nicht mehr vor mir selbst verantworten kann.

„Und noch etwas ist hinzugekommen. Siegfried liebt und — unterhält eine Dame vom Theater. Ich habe erst gestern davon erfahren. Wie stadtkundig indessen dieses Verhältniß ist, geht daraus hervor, daß Gruber, der doch ein Fremder in München ist, sofort davon gehört hat, als er sich die Mühe gab, nachzuforschen, was der junge Herr von Altmühl treibe. Er — es sieht ihm ähnlich — billigt diese Verirrung seines Sohnes; er bewundert den weltmännischen Schliff, die genial-aristokratische Liederlichkeit, die sich darin documentiren. — Ich aber — dergleichen darf ich, dergleichen will ich nicht dulden. Ich habe mich genöthigt gesehen, Siegfried meine Meinung zu sagen — zum ersten Mal! Er war äußerst betroffen und beschämt. Er hätte ja das Recht der Leidenschaft gegen die conventionelle Sitte vertheidigen, er hätte zu seiner Entschuldigung anführen können, daß Verhältnisse dieser Art nichts Unerhörtes in unseren Kreisen seien. Aber er that nichts der Art. Nur nachgegeben — ausdrücklich nachgegeben hat er mir auch nicht. Und ein festes Versprechen fordern, daß er dem Skandal ein schleuniges Ende machen wolle — ich konnte es nicht, es ging gegen die Grundsätze, die ich für mein Verhalten gegen ihn adoptirt habe.

„Uebrigens schieden wir gestern Abend als gute Freunde; als er mir gute Nacht wünschte, küßte er mich sogar, wie gewöhnlich. Und heute Morgen — o, er hat eine liebenswürdige Natur! — erschien er bei mir zur gewöhnlichen Stunde und erkundigte sich, ob und wann ich im Laufe des Tages seiner Begleitung bedürfe. Mittags sind wir miteinander ausgefahren, wie Sie ja gesehen haben. Aber über den Gegenstand unserer gestrigen Unterhaltung kein Wort!

„Und doch kann ich mir eine Verschleppung nicht gefallen lassen. Entweder — oder. Ich will es nur gestehen: sein Kuß gestern Abend —

es überlief mich kalt dabei. Schon fange ich an, einen leisen Widerwillen — ich weiß es nicht anders zu bezeichnen — gegen meinen Sohn zu verspüren. Und ihn möchte ich mir doch so gerne erhalten!

„Ich fühl' es: in meinem, in seinem Schicksal muß eine entscheidende Wendung eintreten, ehe die Woche zu Ende ist. Was kann ich für Siegfried thun, damit er den Weg zu luftigen, hellen Höhen einschlage? Ist er noch aufzurütteln, ist er noch zu retten? Auch von mir muß doch etwas in ihm sein, etwas von jener Kraft, die ich bewiesen habe, als es galt, mir meine gefährdete Persönlichkeit zu erhalten!"

Hulda wandte sich mit brennenden Augen, mit bewegter Stimme an mich: „Sie überschauen die Lage der Dinge als Unbetheiligter; Sie sind nicht, wie ich, verwirrt von widerstreitenden Empfindungen. Denken Sie nach, lieber Herr Rath: wie liegt der Kurs, den ich steuern muß, damit wir den Hafen erreichen, wo Ruhe und Frieden ist?"

VIII.

Nur selten hatte ich Huldas Erzählung unterbrochen. Ihre Aufrichtigkeit war so groß, daß kaum etwas zu fragen blieb; auch über den Charakter Siegfrieds bedurfte ich keiner weiteren Aufklärung.

Während ich hörte und das Vernommene erwog, hatte ich mir eine Meinung über jenen Kurs gebildet, den Hulda suchte. Aber allerdings war das Mittel, welches ich verordnen zu müssen glaubte, heroischer Natur.

„Sie haben vorhin ein Wort gebraucht," versetzte ich, „welches das Nothwendige treffend bezeichnet. Aufgerüttelt werden muß Ihr Sohn, — aufgerüttelt wie der träumende Soldat durch die schmetternde Trompete zur Schlacht."

„Was meinen Sie?" fragte Hulda.

„Reißen Sie den Schleier vor seinen Augen hinweg, der für ihn auf seiner Vergangenheit liegt! Und machen Sie — Sie selbst — ihn mit seinem Vater bekannt! Lassen Sie ihn an Konrad Gruber diejenigen Charakterzüge entdecken, nur vergröbert und verzerrt, die ihn selber verunstalten! — Ich glaube, der Amerikaner ist zur rechten Stunde nach München gekommen."

„Bedenken Sie auch, was Sie mir zumuthen?" entgegnete Hulda mit gerunzelter Stirne.

„Einen hohen Einsatz um einen hohen Preis."

„Und wenn der Plan mißlingt? wenn ich mich umsonst vor meinem Sohne erniedrige?"

„Grundlose Furcht! — Er wird Sie um so mehr lieben, um so höher verehren, wenn er Ihnen den Mutternamen geben darf!"

Sie schwankte; der Gedanke hatte augenscheinlich etwas Verführerisches für sie. Ich redete mit Eifer zu: die Ueberzeugung durchglühte mich, daß auch in diesem Wirrsal, wie in so manchem andern, nur die lautere, die ungeschminkte, unbeschönigte Wahrheit helfen könne.

Endlich bekehrte Hulda sich zu meiner Ansicht.

„In Gottes Namen! Sei es denn!“ sagte sie. „Furchtlos und wahr! Kann mir unter dieser Devise der Sieg fehlen?“

Wir verabredeten das Nöthige. Ich wollte beim Abschied Huldas Hand an die Lippen führen; sie wehrte mir.

„Unter Freunden ist der Händedruck gebräuchlich,“ sagte sie herzlich, und ihre schönen Augen blitzten mich an.

Welch ein Weib! — Zwar verkannte ich nicht, daß sie mit ihrem Sohne ein bedenkliches Experiment angestellt hatte. Davon aber abgesehen — welche seltene Festigkeit in der Verfolgung ihrer Pläne hatte sie bewiesen! wie groß und frei gab sie sich! — Welche Genossin für einen tüchtigen Mann würde sie abgegeben haben! —

Es war zwischen uns verabredet worden, daß ich am nächsten Abend um sieben Uhr in der Wohnung Konrad Grubers anwesend sein sollte. Etwas später wollte Hulda ihren Sohn dort einführen, ohne ihm vorher mitzutheilen, welche Bekanntschaft ihm bevorstand.

Demgemäß schrieb ich in der Frühe an den Amerikaner, daß ich ihm etwas von Wichtigkeit mitzutheilen hätte, daß ich indessen den ganzen Tag beschäftigt sei und seinen Besuch im Hôtel nicht wünsche, da sein Verkehr mit mir bereits Veranlassung zu Nachforschungen gegeben. Ich würde ihn deshalb am Abend aufsuchen; inzwischen möge er — dies sei meine dringende Bitte — jeden weitern Schritt in der bewußten Angelegenheit unterlassen. Mein Bote brachte mir die mündliche Antwort zurück, es sei „Alles in Ordnung.“ — Konrad Gruber hatte „all right“ gesagt, und dem glotzenden Boten dann die Worte bereitwillig verdeutscht.

Gruber hatte, da er von meinem bevorstehenden Besuche unterrichtet war, dafür gesorgt, daß die einzige Stube, welche er bewohnte, sich in einem leidlich ordentlichen Zustande befand. Indessen prägte sich dennoch seine eigene Physiognomie darin aus. Wie an ihm selbst die weiße Wäsche das einzig Reinliche war und seine Prätension erkennen ließ, den Gentleman spielen zu wollen, so bildete in seinem Zimmer ein Teppich mit großem Muster und in schreienden Farben das hervorragendste Ausstattungsstück. Alles Uebrige war ärmlich und schadhaft. Ich ging gewiß nicht fehl, wenn ich vermuthete, daß Gruber diesen Teppich aus eigenen Mitteln angeschafft habe und sich einbildete, durch denselben seiner Stube einen Anstrich von Eleganz zu geben. Dagegen war die Decke, welche auf dem Tische lag, unsauber und von klaffenden Schnitten zerfetzt. Ich hatte meinen amerikanischen Freund im Verdacht, daß er auf dieser Decke die zum Frühstück oder Abendbrot heimgebrachte Wurst in Scheiben zu schneiden pflegte. Aus dem Milchglasschirm der kleinen, billigen Petroleumlampe, die auf dem Tische brannte, war ein großes Stück herausgesprungen und mit einem Bindfaden ungemein künstlich wieder befestigt. Eine Art von Sopha war allerdings vorhanden; aber es schien mindestens hundert Jahre alt, und ob Ueberzug

und Polsterung jemals eine Erneuerung erfahren, mußte von jedem nicht allzu Kurzsichtigen bezweifelt werden. — Ich verweile bei diesen Kleinigkeiten nur, weil sie mir so charakteristisch für den Mann vorkamen, den ich besuchte.

Mit großer Herzlichkeit wurde ich empfangen — schon auf dem Flur des zweiten Stocks. Es war, als ob Gruber seine sämmtlichen Hausgenossen davon in Kenntniß setzen wollte, daß er mit einem Regierungsrath auf intimem Fuße stehe. Drinnen im Zimmer freilich dämpfte er vorsichtig die Stimme. Er bot mir sofort eine Cigarre an, hinzufügend, daß er eine Extrasorte angeschafft habe. Ich dankte, drang aber in ihn, zu rauchen, und sah nicht ohne eine gewisse Freude, daß er den engen Raum mit einem dichten Qualm erfüllte. Diese Zugabe hatte nur noch gefehlt, um den Ort für den Empfang der beiden Personen, die ich erwartete, angemessen vorzubereiten!

Gruber nahm auf dem Sopha Platz, den ich vorsichtig verschmähte. Ich bemerkte nun, daß er, mich zu ehren, eine rothgetupfte, blauseidene Halsbinde um den Halskragen geschlungen hatte, deren künstlicher Knoten in ein Paar gewaltiger Zipfel auslief. Auch mußte er bei einem Haarkünstler gewesen sein; sein Bart und Haupthaar waren wie nach dem Lineal gestutzt und zurechtgebürstet. Durch diese Procedur hatte sein Gesichtsausdruck etwas Groteskes erhalten; er sah aus wie einer jener grimmigen, polternden Lustspielväter auf der Bühne, hinter deren prahlerischer Maske doch nur ein unsicheres, sich selbst wenig vertrauendes Menschlein steckt.

„Ich kann mir schon denken, was Sie zu mir führt," begann er wichtig. „O, ich werde ausgezeichnet bedient! Siegfrieds Kammerdiener ist eine Plaudertasche. Es hat mich gejuckt, ihm das Fell zu gerben für seine Schwatzhaftigkeit. Aber ich mußte meine Fäuste unter dem Tische lassen; ich habe den Lump leider nöthig, um unterrichtet zu bleiben. — Ein verteufelter Junge, der Siegfried! Was?"

Wenig fehlte, glaube ich, und Gruber hätte mir vor Freude auf das Knie geschlagen.

„Ohne alle Frage," versetzte ich kühl. „Nur verstehe ich nicht —"

Er unterbrach mich. „Das können Sie am Ende doch noch nicht wissen! — Also: Siegfried bereitet sich vor, durchzugehen! — mit seinem Schatz natürlich."

„In der That! — Und das scheint Ihnen ein Heldenstück?"

Grubers Gesicht verzog sich zu einem unangenehmen Grinsen.

„Die Wahrheit zu sagen, nein!" antwortete er. „Vielmehr ist es eine Dummheit. Aber es wird sie kränken."

„Freilich; ich verstehe. — Sie hassen also Ihre frühere Geliebte?"

„Ob ich sie hasse!" brach er los. „Hat sie mir nicht mein ganzes Leben verdorben durch ihre Treulosigkeit?"

„Dahinaus wollen Sie? — Allerdings, für Sie, Herr Gruber, hat die Freiin von Rattingen schlecht gesorgt."

Er merkte meinen Spott nicht; eifrig fiel er ein: „Nicht wahr? — Was wär' ich heute, wenn sie sich in dem alten Waldneste weniger gelangweilt hätte, bei Jette und Rieke und dem bornirten Eberhard? — Kannte ich denn damals die Natur der Frauenzimmer? Wußte ich denn, daß sie dreimal täglich eine Schüssel Neuigkeiten nöthig haben, und die Liebe ihnen nur als Näscherei nebenher gilt? — Ich war der Vertrauensvolle und dafür natürlich auch der Geprellte . . ."

Diese Auseinandersetzung hatte einen widrigen Beigeschmack; ich beeilte mich, dem Selbstgerechten in das Wort zu fallen.

„Es ist Ihnen also nicht in den Sinn gekommen, von dem Vorhaben des Herrn von Altmühl seiner Mutter Nachricht zu geben? Sie haben nicht den Wunsch, daß ich dies übernehme, da es für Sie unstatthaft sein würde?"

Gruber sah mich groß an. „Ihr Nachricht?" sagte er höhnisch. „Damit sie dem Jungen sein Vergnügen stört? — Daß ich ein Narr wäre! — Von dem Franz, dem Diener, werd' ich noch erfahren, wohin die Reise geht. Und dann, wenn Siegfried draußen ist, und das gnädige Fräulein sich beikommen lassen sollte, die Tasche gegen ihn zu schließen — dann schreib' ich ihm, daß es seine leibliche Mutter ist, die ihn darben läßt. Und wenn er nicht auf den Kopf gefallen ist, so wird er aus dieser Information eine schöne Rente zu ziehen wissen."

Ich hatte Mühe, an mich zu halten. Leider durfte ich ihm nicht in's Gesicht sagen, daß er ein Schuft sei.

„Sie haben wohl nicht daran gedacht, Herr John Parker," sagte ich, „daß ich mich gedrungen fühlen könnte, Ihnen durch Ihre menschenfreundlichen Pläne einen Querstrich zu machen?"

Er stutzte. An meinem Tone konnte er merken, was ich über ihn und seine Eröffnungen dachte.

„Pah!" sagte er noch einigen Secunden patzig. „Mischen Sie sich immerhin hinein. Viel bessern werden Sie auch nicht. Und ich weiß, was ich zu thun habe."

Während er sprach, hatte ich draußen einen Wagen vorfahren hören. Ich erhob mich.

„Sie haben es nicht für der Mühe werth gehalten, Herr Parker," redete ich ihn an, „mich zu fragen, welche Mittheilung ich Ihnen zu machen gedachte. Trotzdem will ich Ihnen dieselbe nicht vorenthalten. — Sie erinnern sich ohne Zweifel der Begegnung, die wir gestern Mittag hatten, als wir aus dem Hôtel auf die Straße traten?"

Auch Konrad Gruber war aufgestanden. Er antwortete mir nicht; nur ein ungeduldiges Nicken seines Kopfes verrieth, daß seine Neugier erregt worden war.

Langsam fuhr ich fort: „Die Freiin von Rattingen hat Sie erkannt."

Gruber stieß einen englischen Fluch aus.

„Und ich kann Ihnen noch mehr sagen: sie hat mich zu sich geladen und mich nach Ihnen gefragt. Und ich habe ihr von Ihnen erzählt, was ich wußte, und ihr auch nicht verschwiegen, wo Sie wohnen . . . und hier ist sie."

Ich öffnete die Thüre; Hulda erschien auf der Schwelle; hinter ihr war Siegfried sichtbar, der verwundert zu uns hereinspähte.

Für Gruber war die Ueberraschung so groß, daß er wie gelähmt auf dem Fleck verharrte. Die Cigarre war ihm entfallen; er starrte Hulda an, als ob er einen Geist sähe.

Siegfried war der Erste, der sprach. „Aber bestes Tantchen, in welche Höhle führst Du mich?" sagte er. Dann erkannte er mich. „Ah, Herr Regierungsrath! Sie hier? — Und jener Herr dort — richtig — das ist ja mein Unbekannter — das ist ja der würdige Greis, der mich seit etwa acht Tagen mit den Augen zu verschlingen versucht! — Es ist mir wirklich außerordentlich angenehm, endlich zu erfahren, welchem Umstande ich eine so hervorragende Beachtung verdanke!"

Fragend sah er von Hulda zu mir.

Ich fühlte mich nicht befugt, die verlangte Aufklärung zu geben. Hulda hatte wohl ihre Kraft überschätzt; in diesem Augenblicke, da sie dem früheren Geliebten gegenüberstand und die Verwüstungen gewahrte, welche die Zeit in seinen ehemals so schönen Zügen angerichtet hatte, verließ sie die Fassung. Freilich: er und sie, welch ein Unterschied jetzt! Auf Huldas Zügen lag noch immer ein Schimmer von Jugend; jetzt, in der Umrahmung des schwarzen Spitzentuches mit der dunkelrothen Rose links an der Seite erschien ihr Gesicht, bleich wie es war, anmuthig und liebreizend. Und dagegen er — Konrad Gruber! — Wie ein alter Cirkusstallmeister in Civil! Wie ein aufgeputzter Leierkastenmann, der die Spuren eines wüsten Lebens in jeder Falte, jeder Runzel trägt!

Eine kleine Weile herrschte eine peinliche Stille.

Endlich erlangte Hulda ihre Selbstbeherrschung zurück. „Dieser Mann, lieber Siegfried," sagte sie mit eindringlicher Deutlichkeit in Stimme und Betonung, — „dieser Mann hat ausreichende Ursache, sich für Dich lebhaft zu interessiren. Er ist Dein Vater, der Dich vor wenigen Tagen zum ersten Male gesehen hat."

Siegfried heftete seine Augen finster auf den Urheber seines Daseins, für den er nichts fühlte als die allerentschiedenste Antipathie.

„Es ist nicht möglich," murmelte er.

„Dein Zweifel ist natürlich," nahm Hulda wieder das Wort. „Und doch versichere ich Dir: vor einem Vierteljahrhundert etwa sah Konrad Gruber beinahe genau so aus, wie Du jetzt. Dies weiß ich am allerbesten. Denn ich —"

Nun stockte sie doch; das demüthigende Geständniß wollte nicht über ihre Lippen.

Aber Siegfried hatte errathen, was sie schamhaft verbarg; wie ein Blitz war es vor ihm niedergefahren und hatte das Dunkel erhellt, welches über seiner Vergangenheit lagerte. Weit öffneten sich seine Augen, als ob er in einen entsetzlichen Abgrund blickte, der sich klaffend vor ihm aufthat. Dann stahl sich langsam sein Blick zu seiner Mutter hin, die mit gesenktem Haupte, zurückgehaltenen Athems wartete und lauschte.

O, er konnte nicht widerstehen! Ungestüm regte sich das Herz in ihm, und die Dankbarkeit strömte empor, und das Mitleid, und was nicht alles, das nun mit einem Male lebendig wurde und Gewalt über ihn bekam . . .

Es war geschehen, ich weiß nicht wie. Siegfrieds Arme hielten die Glückliche umschlungen.

„O Du beste aller Mütter!"

Weiter sagte er nichts. Was hätte er auch in diesem Augenblick noch hinzuzufügen nöthig gehabt?

Nun brachte sich auch Konrad Gruber in Erinnerung. Er war gar kleinlaut geworden, der kühne Verschwörer, dem die Waffe aus der Hand geschlagen war!

Als er aber mit kleinen, zögernden Schritten sich dem Paare näherte, das seine Anwesenheit vergessen zu haben schien, merkte ich an seiner Haltung, daß doch wohl in seiner Seele eine Saite berührt sein mochte, die ich noch nicht hatte klingen hören.

„Ich habe Euch nicht gesucht, Gott weiß es!" sagte er, und es war ein leichtes Zittern in seiner Stimme. „Und Ihr seid zu mir gekommen, nur um mir zu beweisen, daß zwischen mir und Euch keine Brücke zu schlagen ist. Es ist auch besser so. Ich hätte aus Deutschland fern bleiben sollen. Drüben konnte ich den Kopf noch hoch halten; wenn ich wieder hinkomme, werde ich's nicht mehr fertig bringen. Es ist auch einerlei. Nur einen Wunsch habe ich, junger Herr. Er mag Ihnen wunderlich erscheinen; aber ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn aussprechen. Nur ein einziges Mal nennen Sie mich Vater; ich möchte gar zu gerne hören, wie das klingt . . ."

Demüthig stand der weißhaarige Mann aus dem Volke vor seinem hochgeborenen Sohne.

Konnte Siegfried ihm die Bitte weigern? — Mit einem Blick fragte er seine Mutter; sie nickte fast unmerklich.

Da sagte er: „Meine Mutter wünscht es; hier ist meine Hand! Vater."

Mit Widerstreben löste sich das Wort von seinen Lippen. Aber Konrad Grubers Ohr sog es trotzdem auf, als wäre es himmlische Musik; er nahm die Hand des Sohnes zwischen die seinigen und stammelte: „Danke!"

Digitized by Google

Ich bemerkte, daß Siegfrieds schnelles Auge sofort die Fingerstümpfe an der Rechten des Vaters erspäht hatte.

Hulda hielt es für zweckdienlich, sich nunmehr zurückzuziehen.

„Ich habe nicht erwartet, Sie jemals wiederzusehen, Herr Gruber," sagte sie. „Es hat sogar eine Zeit gegeben, in welcher es mir ein Labsal gewesen wäre, Sie nicht mehr unter den Lebenden zu wissen. Ich mache daraus kein Hehl. Nicht für mich fürchtete ich; für mich allein war ich stark genug, der Welt zu trotzen. Aber ich war nicht allein; ich war nicht frei. Die Aufgabe hatte ich, meinem Sohne die Bahn zu Ehre und Ansehen zu bereiten; der Makel, der an seiner Geburt haftet, durfte Niemandem bekannt werden. Auch er selbst sollte nichts davon erfahren, damit nicht etwa in ihm die Vorstellung sich bildete, er sei ein Betrüger, und ihn hinderte, sich mit den Besten gleichberechtigt zu fühlen. Ich habe durchgeführt, was ich wollte — in meiner Weise, nach meiner Einsicht — bis zum heutigen Abend. Das Schicksal — die Vorsehung — kurz: eine höhere Macht hat Sie, Herr Gruber, vor mir wiedererscheinen lassen zu einer Zeit, wo ich angefangen hatte, an meiner Weisheit irre zu werden. Da entsann ich mich, daß ein Mann die Wahrheit vertragen müsse in allen Dingen, einerlei, ob die Wahrheit mit ihm sanft oder unsanft verfahre, einerlei, ob sie ihn in seiner Selbstschätzung erhöhe oder erniedrige. Und mir kam das ernstliche Bedenken, ob ich überhaupt das Recht hätte, meinem Sohne, der ja ein Mann ist, die Kenntniß seines Ursprungs vorzuenthalten. Ich faßte meinen Entschluß: vor mir und ihm ließ ich die Vergangenheit aufleben."

Dies war mehr für Siegfried gesprochen, als für Denjenigen, den sie anzureden sich den Anschein gab; dann indessen zog sie auch zwischen ihm und sich den Strich für die Schlußrechnung, indem sie fortfuhr: „Wir Beide werden uns heute Abend zum letzten Mal im Leben begegnet sein. Ich lasse Ihnen Siegfried noch auf eine halbe Stunde zurück; ihm bitte ich zu sagen, was Sie mir etwa noch mittheilen möchten." — Sie wandte sich zu mir: „Sie haben wohl die Güte, mich zu meinem Wagen hinabzubegleiten!" — Und zu Siegfried; „Ich erwarte Dich zu Hause."

Sie zögerte, zu gehen, und ich freute mich darüber. So kalt, so frostig konnte sie auch nicht davongehen von dem Manne, der ihr doch einst so nahe gestanden, — davongehen auf Nimmerwiedersehen! Ich wäre an ihr irre geworden, wenn sie es gethan hätte.

Nein — sie trat zu ihm. „Armer Konrad!" sagte sie weich und leise. „Das Leben hat Ihnen nicht gehalten, was es Ihnen einst in seiner Blüthe zu versprechen schien. Inwieweit Sie selbst die Schuld dafür tragen — ich will es nicht zu ergründen versuchen. Lieber wäre mir's doch — ich fühle es — wenn es Ihnen jetzt, wo Sie auf der Schwelle des Alters stehen, recht gut ginge auf Erden. Glauben Sie mir, Konrad: mit Sorge werde ich künftig an Sie denken. Vielleicht ist Ihnen dies Bewußtsein

zuweilen ein Trost, eine Stärkung. Mit dieser Hoffnung möchte ich von Ihnen scheiden. Und nun leben Sie wohl!"

Während Hulda sprach, hatte sie den Handschuh von ihrer rechten Hand gezogen; jetzt streckte sie dieselbe gegen ihn aus. Und er, Konrad Gruber, der verwilderte, gesunkene Mann, nahm sie, o, wie zaghaft und vorsichtig! mit der Linken, beugte sich darüber und küßte sie. Das war der Konrad Gruber, wie er gewesen war in jener Blüthezeit, von welcher Hulda soeben gesprochen! Gewiß: in all den Jahren, die vergangen waren, seit er die ohnmächtige Geliebte in das Forsthaus geleitete, befand sich kein Augenblick, worin er sich seiner Gefühle so wenig zu schämen brauchte, als in diesem, da er den endgültigen Abschiedskuß auf ihre Hand drückte! Keines Wortes zeigte er sich mächtig; wohl aber muß eine Thräne aus seinen Augen gefallen sein, denn draußen auf dem Gange bemerkte ich, daß Hulda, ehe sie den Handschuh wieder anzog, mit ihrem Taschentuche verstohlen den Handrücken rieb.

Erst auf der Straße sprach sie zu mir. Sie bevollmächtigte mich, Konrad Grubers geschäftliche Pläne, soweit dieselben Unterstützung verdienten, zu fördern, indem sie mir eine ansehnliche Summe nannte, die ich aufwenden durfte. Ich sagte ihr, was ich über Siegfrieds Vorhaben erfahren hatte. Es focht sie nicht im mindesten an. „Das Alles liegt hinter uns," versicherte sie, so zuversichtlich, als wenn sie Siegfrieds Sinnesänderung verbrieft und besiegelt hätte.

Vom Wagen aus rief sie mir zu: „Eine Bitte bleibt mir noch auszusprechen. Trennen Sie sich heute Abend nicht eher von meinem Sohne, bis Sie ihm Alles erzählt haben, was Sie von mir und jenem bedauernswerthen Mann dort oben wissen. Alles — hören Sie! Wenn Siegfried nach Hause kommt, muß er mich nichts mehr zu fragen haben — Sie verstehen mich! — Und nun: Gute Nacht, lieber Freund! Auf Wiedersehen!" —

Ich fand Vater und Sohn in eifrigem Gespräch. Das heißt: der Alte redete, und der Junge hörte zu. Die weichmüthige Regung, welcher sich Konrad Gruber vorher hingegeben, war nicht von langer Dauer gewesen. Der Prahler, der Bramarbas in ihm war schon wieder obenauf. Von seinen Kriegsfahrten berichtete er, und von dem unruhigen Wanderleben, das er seit dem Frieden geführt hatte, vom Osten zum Westen der Union und wieder zurück, eine Profession nach der andern ergreifend, in keiner verharrend, heute leichten Gewinn einstreichend, morgen als armer Vagant sich von Farmhof zu Farmhof durchbettelnd. Siegfried lauschte verwundert; er hatte offenbar keinen rechten Begriff von der Möglichkeit einer solchen Existenz. Und je mehr Gruber, im Eifer der Rede, dem Drange nachgab, sich als ein Tausendsasa aufzuspielen, als Allerweltskerl, der überall sich zurechtzufinden und durch jede Oeffnung hindurch zu schlüpfen wisse, desto düsterer sah der Sohn drein. Zuweilen warf er mir einen

raschen Blick zu, worin ich die Frage las: Wie denken Sie, Herr Rath, über dies Exemplar der Species Homo? — Aber ich bewahrte meinen Ernst, so sehr mich auch innerlich die Schaustellung belustigte, die Konrad Gruber von sich veranstaltete. In die Anrede: „Herr von Altmühl" hatte er sich erstaunlich rasch gefunden; es machte ihm sichtlich Freude, sie so oft wie möglich anzubringen. Er bot wiederholt Cigarren an; er wollte Bier holen lassen; er genoß die Situation, in die er versetzt worden war, mit dem Behagen eines Menschen, der sich daran gewöhnt hat, sich in Alles zu finden und allen Dingen die beste Seite abzugewinnen.

Als nach Verlauf einer halben Stunde Siegfried begann, Zeichen von Ueberdruß und Ungeduld zu geben — welche der glückliche Vater freilich nicht bemerkte — brachte ich das Gespräch auf Grubers geschäftliche Angelegenheiten. Es verhielt sich damit, wie ich vermuthet hatte: er bemühte sich, größere Sendungen von Bier auf Credit zu erhalten. Ob er von vornherein einen Schwindel beabsichtigte, ließ ich auf sich beruhen; ich kam meinem Auftrage nach, indem ich ihm eröffnete, daß das gnädige Fräulein bereit sei, innerhalb mäßiger Grenzen für ihn Bürgschaft zu leisten. Sobald er das gänzlich Unerwartete begriffen hatte, strömte er über von Dankbarkeit. Doch vergaß er nicht, auf einem Blatt Papier, das er aus einer schmutzigen Brieftasche riß, mir sofort Namen und Wohnung zweier Brauer niederzuschreiben, mit deren Product er Handel zu treiben wünschte. Ich versprach ihm, die Herren sollten bis zum Mittag des nächsten Tages im Besitze der erforderlichen Documente sein, und forderte ihn auf, unmittelbar nach dem Abschlusse der Contracte seine Rückreise nach Newyork anzutreten. Dies gestand er bereitwilligst zu. Und nun ging er aufgeregt in dem engen Raume hin und her, seinen Schnurrbart streichend und uns hin und wieder listig anblinzelnd. Er sei so zu sagen ein gemachter Mann, meinte er. Schon hatte er im Geiste einen großen Lagerkeller gemiethet, war Besitzer von einem Dutzend Pferde und dem zu denselben gehörigen Fahrgeschirr und sah sich als Importeur echt baierischen Bieres über die ganze Union bekannt.

Siegfried zwinkerte mir mit den Augen zu. Er hatte genug; ich glaubte es wohl. Wir erhoben uns gleichzeitig. Gruber erwachte aus seinen Zukunftsträumen; indem er nach seinem Hute suchte, erklärte er, daß er „die Herren" begleiten wolle.

„Lassen Sie das lieber sein," entgegnete Siegfried kühl. „Ich ziehe vor, diesseits dieser Thüre von Ihnen Abschied zu nehmen."

Etwas verblüfft war der Amerikaner doch von dieser deutlichen Abfertigung; aber im Nu hatte er sich gefaßt.

„Meinetwegen!" rief er lachend. „Die Herren finden ja den Weg auch ohne mich." — Plötzlich fiel ihm ein, was er über Siegfrieds geheime Absichten erkundet hatte. Vertraulich wandte er sich zu ihm: „Alle Wetter, Herr von Altmühl, wie wird denn das jetzt mit dem hübschen Theater-

blümchen?" — Er antwortete sich selbst: „Na, ich kann mir's denken; sie wird ihre Koffer wieder auspacken müssen."

Diese Worte begleitete er mit einem leichtfertigen Lachen — der lockere Weißbart, — mit einem Lachen, das seine Züge widerwärtig verzerrte.

Mit gerunzelter Stirne fragte Siegfried: „Wie wissen Sie?"

Und Gruber wieder ernsthaft: „Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Herr von Altmühl. Jagen Sie Ihren Kammerdiener weg, den Franz. Der Mensch läßt sich Ihre Geheimnisse beim Bierkruge abzapfen."

„Der Bursche soll noch heute Abend seinen Laufpaß haben. Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie ihn gleich mit nach Amerika nehmen wollten."

„Ich will meine Ueberredungskunst an ihm versuchen," erwiderte Gruber gutmüthig. „Und bei Ihrem Reitknecht, dem Aloys, sickert's auch durch. Ich versichere Ihnen, Herr von Altmühl, ich habe mehr über Sie erfahren, als ich wieder ausplaudern möchte."

Siegfried stampfte mit dem Fuße auf. „Der ganzen Bande werde ich mich entledigen," rief er zornig.

„Recht so," schmunzelte Gruber zufrieden. „So würde ich's auch machen. Wer eine Livree trägt, muß das Maul halten können."

Siegfried nagte an den Lippen; es kochte in ihm.

„Leben Sie wohl, Herr Parker," sagte er plötzlich.

„Ach was, Parker! Warum nicht noch einmal Vater? — Bei meinem Fahneneid; es klang verteufelt hübsch!"

Der Alte streckte die Hand hin; Siegfried gewann es über sich, sie flüchtig zu drücken; dann stürzte er davon. Das Wort, das Jener zu hören begehrte, wollte ihm zum zweiten Male nicht über die Lippen.

Als er neben mir die Treppe hinabstieg, stöhnte er. Ich konnte ihm nachfühlen, was in ihm vorging, und enthielt mich des Redens.

Draußen auf der Straße begann er lebhaft: „Ich muß mir den Namen noch verdienen, den ich führe. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß, mein lieber junger Freund," antwortete ich ihm. „Und Sie werden es."

Ich legte meinen Arm in den seinigen. „Lassen Sie uns einen Umweg einschlagen. Sie werden wünschen, über die Vergangenheit Aufklärung zu erhalten; ich habe es übernommen, Ihnen dieselbe zu geben."

„Sie kommen mir zuvor," versetzte Siegfried; „ich beabsichtigte, Sie darum zu bitten. Denn ich gestehe: unbegreiflich ist mir diese Verbindung, der ich mein Dasein verdanke. Sie, meine Mutter — ein Wesen, mit dem sich keine Frau, die ich kenne, messen kann, und dieser Mann! O pfui! es ist nicht möglich!"

„Hören Sie!" bat ich. „Vor allen Dingen halten Sie sich gegenwärtig, daß jener Konrad Gruber, der die Neigung der Freiin von

Rattingen gewann, in dem heutigen, den Sie gesehen haben, nicht wiederzuerkennen ist. Charakter und Schicksal bilden das Aeußere um; Niemand, der heute mit jugendlich schönen Zügen heiter in das Leben hineinlächelt, kann wissen, wie er in das Greisenalter schreitet — ob als ein Geläuterter, mit dem Zeichen des Siegers auf der klaren Stirne, oder, wie Jener, den wir soeben verlassen haben, als ein Gesunkener, als eine Karrikatur des Ebenbildes Gottes."

Und ich erzählte Siegfried Alles, was ich von dem Förster Wolfshagen erfahren, und das Meiste von dem, was Hulda mir am vorigen Abende anvertraut hatte.

IX.

Ehe Siegfried mich verließ — es war vor der Thüre seiner Wohnung — übernahm er es, die Bürgschaftsangelegenheit pünktlich in Ordnung zu bringen. Ich rieb mir vergnügt die Hände, als ich mich zu meinem Hôtel zurückbegab; es war mir beschieden gewesen, zu einer glücklichen Lösung verworrener Verhältnisse beizutragen. Und was für mich mehr bedeutete: ich hatte einer Dame, deren tüchtige Natur einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, einen wesentlichen Dienst geleistet. Denn daran zweifelte ich nicht im geringsten, daß Siegfried, schon um seinem Vater nicht ähnlich zu werden, und aufgeklärt über die unsicheren Grundlagen seiner Existenz, den Weg verlassen würde, den er bisher leichten Sinnes gewandelt war.

Schon am nächsten Tage wurde mir bestätigt, daß ich mich darin nicht getäuscht hatte. Hulda zeigte mir in einem Briefchen an, daß sie im Begriff stehe, sich mit ihrem Sohne nach Altmühl zurückzuziehen, und lud mich ein, sie dort auf einige Tage zu besuchen, sobald ich abkommen könnte. Meine Geschäfte waren nicht gerade dringlicher Art; am Ende der Woche machte ich mich schon frei und fuhr der Freundin nach, die ich gewonnen. Unterwegs gestand ich mir, daß ich der Einladung reichlich eilig folgte. Die Leute bedurften ja meiner nicht mehr, und ihren Dank einzuheimsen, ging ich doch wahrlich nicht. Was mich trieb — ich war alt genug, um es wissen zu können. Aber ich war blind, stockblind.

Wie wurde ich bewillkommt, als ich unerwartet im Schatten des Abends einrückte in das hübsche Schlößlein! — Der älteste Hausfreund hätte nicht wärmer empfangen werden können. Und Siegfried — er war ordentlich männlicher geworden in den wenigen Tagen; in der Krisis war er gereift; das Bewußtsein der Pflicht war über ihn gekommen. Versagen mußte er sich, Hulda „Mutter" zu nennen; nach wie vor blieb sie seine Tante. Den schmeichelnd neckischen Ton von ehedem hatte er fallen lassen; die Anreden: „mein liebes, mein gutes, mein süßes Tantchen" vertrugen sich nicht mehr mit seiner ernsten Empfindung des neuen Verhältnisses. Aber in dem Tone seiner Stimme, wenn er das — eigentlich gar nicht hübsche, gar nicht melodische — Wort „Tante" aussprach, lag ein

zärtlicher, ein kosender Klang, den Hulda wohl verstand und jedesmal mit einem freundlichen Blick erwiderte. Nur am Abend spät, wenn wir allein waren und vor jeder Störung sicher, gestattete sich Siegfried zuweilen eine Abweichung von der Uebereinkunft. Und jedesmal noch zitterte Hulda, die starke Hulda, wenn das Wort „Mutter", das sie doch so wohl verdient hatte, an ihr Ohr schlug.

Es war zwischen den Beiden ausgemacht worden, daß Siegfried, in einigen Tagen schon, nach Rattingen übersiedeln sollte, um dort, unter dem Beistande eines tüchtigen Verwalters und unter der Oberaufsicht Huldas, sich für die selbständige Bewirthschaftung des Gutes auszubilden. Ueber das Leben, das er bisher geführt hatte, sprach er offen und mit einem verächtlichen Zuge um die Mundwinkel. „Ich bin besessen gewesen," erklärte er unmuthig. „Einem Menschen habe ich geglichen, dem ein Zauber die nichtigsten Dinge als wünschenswerthe Güter vorspiegelt, — einem Menschen, der nach bunten Kieseln und Katzengold greift, weil er das schillernde Zeug für glückbringende Kleinodien hält. Wie kann man so verblendet sein?"

„Solcher Irrthum ist häufiger als Sie denken," versetzte ich. „Die Zahl derer, die mit ungeheurem Eifer und einem großen Aufwande von Mitteln absolut werthlose, ja nichtswürdige Ziele verfolgen, in der Meinung, die Glückseligkeit zu erjagen, ist ungemein groß. Wohl Ihnen, daß Ihre Augen noch in guter Zeit geöffnet worden sind."

Es waren ein paar schöne Tage, die wir Drei miteinander verlebten. Hulda gab sich weicher und milder, recht eigentlich weiblicher, als ich sie bis dahin gekannt hatte. Der Bann, welcher auf ihr gelegen, war gewichen, und immer deutlicher ward sie dessen inne. Wenn ein Druck, der auf dem Gemüthe lastet, unter dem man wie gefesselt dahinschreitet, plötzlich hinweggenommen wird, so dauert es eine Zeit, ehe man die Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung, die Elasticität der gehemmt gewesenen Lebenskraft zurückgewinnt. So erging es auch Hulda. „Wie verjüngt komme ich mir vor," sagte sie einmal sinnend. „Mein Herz schlägt wie in früheren Tagen. Wenn ich gehe, so spüre ich's an meinem Schritt, daß Federn in mir ausgelöst sind, die lange geruht haben. Rascher geht mir mein Tagewerk von der Hand, und die Gedanken fliegen mit leichten Schwingen durch Raum und Zeit. Ja, sogar das Licht der Herbstsonne scheint mir ungewöhnlich hell und glänzend, und im Dufte der Ferne schwimmen mir freundliche Bilder einer schönen Zukunft."

Er war ihr wahrlich zu gönnen, dieser erhöhte Pulsschlag, von dem das Leben einen geheimnißvollen Reiz empfängt!

Wir sprachen auch über Konrad Gruber; wie von einem Todten — voll von Mitleid. Selbst Siegfried verstand sich dazu, ihn zu bedauern. So versöhnlich, so gehoben war unsere Stimmung!

Am Dienstag Morgen kam ein Packet Briefe aus München, von dem Hausmeister gesandt. Darunter befanden sich Mittheilungen jener beiden Brauereien, bei denen John Parker aus Newyork accreditirt worden war. Der Amerikaner habe sich noch nicht wieder blicken lassen, meldeten sie übereinstimmend.

Dies war höchst auffallend. Die Vermuthung mußte sich uns aufdrängen, daß ihm etwas zugestoßen sei. Was war zu machen? — Wohl oder übel mußte ich, als der Einzige, der in einem Falle der Noth offen eingreifen konnte, zur Stadt zurückkehren und Nachforschungen anstellen. Schwer genug fiel mir diese gezwungene Abkürzung meines Besuches in Altmühl. Aber Hulda hatte gebeten: „Nicht wahr, lieber Herr Rath, Sie sehen nach ihm?" —Wie konnte ich da widerstehen?

Während meiner Abwesenheit war mehrmals eine Frau aus dem Volke in meinem Hôtel gewesen und hatte mich sprechen wollen. Der Portier mochte sie wohl kurz genug abgefertigt haben, denn sie hatte nichts von der Art ihres Anliegens ausgeplaudert. Erst als ich dringend fragte, wollte der Mann sich dunkel erinnern, daß die Person im Weggehen etwas von einem Kranken gemurmelt habe.

Es war, wie ich nun errieth, Konrad Grubers Hauswirthin gewesen. Als ich, in die Vorstadt hinausgefahren, die Treppe zu seiner Wohnung hinanstieg, kam die Frau hinter mir her. Nachdem sie mich um meinen Namen befragt, erzählte sie mir, daß sie mich aufgesucht hätte. „Der gnädige Herr sind der Einzige, mit dem der Herr Parker Umgang gehabt hat," sagte sie. „Immer, wenn er den gnädigen Herrn besuchen ging, hat er mich's wissen lassen. Daher wußt' ich auch, wo der gnädige Herr logiren. Und da dacht' ich mir, es wär' besser, wenn ich's mit dem gnädigen Herrn beredete, ehe sie ihn transportirten. Es sieht so leicht unchristlich aus, wenn man einen kranken Miethsmann aus dem Hause schaffen läßt. Da meinen die Leute, die Pflege hätte man auch wohl leisten können, mit einem bischen guten Willen, und wissen gar nicht, was unsereine Alles zu thun hat."

Was sich denn eigentlich ereignet habe? fragte ich.

Die Frau nöthigte mich, in ihre Stube zu ebener Erde zu treten. Dort erfuhr ich von ihr, daß John Parker in jener Nacht, welche auf unseren Besuch folgte, nicht nach Hause gekommen sei. Eine Droschke brachte ihn am nächsten Morgen. Hinausblickend bemerkte die Frau, daß der Kutscher seinem Fahrgast aus dem Wagen half und ihn auf seinem Wege in das Haus unterstützte. Erschrocken eilte sie auf den Flur. Parker war an der einen Seite fast vollständig gelähmt und auch die Sprache versagte ihm. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen; doch war er bei Besinnung. Die Frau erkannte die Natur des Uebels nicht; sie hielt ihn für schwer bezecht, half ihn in seine Kammer befördern und in den Kleidern auf das Bett niederlegen. Dann, in der Ueberzeugung,

daß nur ein tüchtiger langer Schlaf erforderlich sei, um den Patienten wieder völlig herzustellen, bekümmerte sie sich nicht weiter um ihn. Erst nachdem sie den ganzen Tag nichts von ihm gehört und gesehen, entschloß sie sich spät am Abend, ehe sie zu Bett ging, nach ihm sich umzuschauen. Sie fand Parker in derselben Lage, worin sie ihn am Morgen verlassen, und gänzlich der Sprache beraubt. Nach Art dieser Leute, die für alle Leiden des Körpers gleich ein Hausmittel bei der Hand haben, gedachte sie ihren leise stöhnenden Miethsmann mit einigen krampfstillenden Tropfen zu curiren. Indessen erwiesen sich ihre Tropfen als gänzlich wirkungslos; am nächsten Morgen war nicht die geringste Aenderung in Parkers Zustand eingetreten. Nun erst wurde die Frau ängstlich und holte einen Arzt herbei.

Ob vierundzwanzig Stunden früher Hülfe möglich gewesen wäre — wer vermöchte es zu sagen? Jetzt war es jedenfalls zu spät. Der Arzt hatte mit seiner Meinung nicht zurückgehalten gegen meine Berichterstatterin. Der Mann sei verloren, hatte er sich geäußert; doch sei es unmöglich, vorherzusagen, wann das Ende eintreten werde. Wie die Sache liege, müsse er dringend zu einer Ueberführung in ein Krankenhaus rathen. Und am Abend — nachdem inzwischen die Frau zweimal in meinem Hôtel gewesen, wo ihr nur gesagt worden war, ich sei nicht zu Hause — hatte der Transport des Kranken in das städtische Hospital wirklich stattgefunden. Derselbe war am Sonnabend vor sich gegangen.

Wie sich der Zustand des Kranken seitdem gestaltet habe? forschte ich.

Die Frau wußte es nicht; entschuldigend sagte sie, die Zeit habe ihr gefehlt, nachzufragen.

Möglicherweise also war Parker schon todt! — Ich eilte zum Hospital. Der Anstaltsdirector, dem ich meine Karte sandte, konnte mir freilich mittheilen, daß meine schlimmste Befürchtung nicht zutraf; Parker lebte noch. Aber eine Wiederholung des Schlaganfalls war jeden Augenblick zu besorgen.

Ich wurde in den Saal geführt, worin der sterbende Mann lag. Er erkannte mich, als ich an sein Bett trat; ich sah es an dem Zucken seines rechten Auges, an einer schwachen Bewegung seiner rechten Hand.

Mich über ihn beugend, fragte ich: „Sind Sie in Frieden mit sich und aller Welt, John Parker?"

Ein unverständlicher Laut kam als Antwort.

„Die Gnade Gottes ist groß," fuhr ich fort. „Keins seiner Kinder läßt er auf ewig verloren gehen, wenn es noch mit dem letzten Gedanken zu Ihm sich wendet."

Er lag still; nur sein Auge öffnete sich groß und staunend.

„Der allmächtige Gott sucht Sie, John Parker; Seine Arme sind ausgebreitet, Sie zu empfangen. Auf einen einzigen Nothschrei Ihres Herzens wartet Er. — Verstehen Sie mich?"

Um seiner Seele willen hoffe ich, daß er mich verstanden hat, daß meine eindringlichen Worte ihn zu einem Gebet bewegt haben! — Noch harrte ich eines Zeichens, das ich hätte so deuten können, da ging eine zitternde Bewegung über seine Züge, und es war, als wenn der Glanz seines offenen Auges sich leicht trübte. Tiefer beugte ich mich, um zu lauschen, ob der Athem noch ging.

Der Arzt stand hinter mir. „Bemühen Sie sich nicht weiter," sagte er. Konrad Gruber hatte geendet.

Ich richtete mich auf; der Arzt verhüllte die Leiche mit der Bettdecke.

„Wissen Sie etwas von Verwandten des Verstorbenen?" fragte er im Hinausgehen.

„Er hat keine," antwortete ich.

„Wünschen Sie Verfügungen über seine Beerdigung zu treffen?"

„Nein. Verfahren Sie, wie es Brauch bei Ihnen ist. Nach einigen Tagen will ich die Stelle erfragen, wo er zur Ruhe gelegt worden ist. Der Mann hat in früheren Jahren, eh' er auswanderte, in einem dienstlichen Verhältniß zu meiner Familie gestanden; es ist möglich, daß seine frühere Herrschaft ihm ein Kreuz auf das Grab zu stiften wünscht."

Der Arzt verbeugte sich; mein Geschäft war zu Ende.

Ich athmete auf, als ich das Haus des Jammers hinter mir hatte. — Wie oft wohl, wenn der Tod einem rüstigen, segensreichen Leben ein jähes Ende gemacht hat, ertönt der Angehörigen schmerzvolle Klage: ‚warum denn mußte es gerade Dieser, gerade Diese sein? Warum nicht ein Anderer, der Niemandem nützt, den Keiner vermißt?' — Nun wohl: hier hatte die Sense des grimmen Feindes den tauben Halm getroffen. Von Konrad Gruber hatte die Menschheit nichts Förderliches zu erwarten. Und doch —

Vor meinem Geiste erschien wieder jenes Bild, das ich im Forsthause gesehen hatte. Unbegreifliche Natur! Wie reich hatte sie diesen ihren Sohn ausgestattet! Mit körperlicher Schönheit, mit Gaben des Geistes! Und als welch ein schlechtes Werkzeug hatte er sich erwiesen, seit er handelnd auf die Bühne des Lebens getreten war! Von jenen Vorzügen hatte kein einziger eine gute Frucht getragen. Weshalb war er in die Kette der Menschen eingefügt worden? — Vielleicht nur, um jenen Sohn zu hinterlassen, der eben jetzt das Erbtheil seines Blutes überwunden hatte? — Geheimnisse! — Gewiß ist: auch er hat g e w i r k t, auch er m u ß t e sein, denn nichts entsteht zwecklos. —

Ich berichtete das Vorgefallene nach Altmühl. Hulda antwortete, wie ich es mir gedacht hatte. Durch meine Vermittlung erhielt das Grab Konrad Grubers ein einfaches Kreuz von Gußeisen mit dem Namen: John Parker. Sonst war nichts darauf zu lesen, kein Geburtsort, keine Jahreszahl, kein Spruch. Nur ein falscher Name blieb von dem ehemaligen Geliebten der Freiin von Rattingen.

Als ich meine Geschäfte in München beendet hatte, sprach ich auf

meiner Rückreise nach Berlin in Altmühl vor. Es herrschte ein reger Verkehr zwischen dort und Rattingen. Fast täglich sahen sich Mutter und Sohn, obgleich die Güter beinahe zwei Wegstunden von einander entfernt liegen. Und als ich mich endlich losreißen mußte, nachdem ich einen Tag nach dem andern zugegeben, da sagte mir beim Abschiede etwas in Huldas Blick, in Huldas Händedruck, daß es doch wohl ein wärmeres Gefühl als Freundschaft sein möge, welches zwischen uns entsprungen war. Aber ich trug diese Erkenntniß schweigend mit mir davon. Ich war kein Jüngling mehr und längst überlegsam und vorsichtig geworden. Auch war die Erinnerung an die Ereignisse der letzten Wochen noch zu frisch, die Wendung in Huldas Leben noch zu neu — mir und ihr mußte die Zeit zur Klarheit verhelfen.

Mir wurde die Klarheit bald genug zu Theil. Wenn dem jungen Manne, der, von der Liebe ergriffen, eine Lebensgefährtin wählt, immer noch die Frage offen bleibt, ob seine Frau ihm auch der beste Freund werden wird, so wußte ich mit aller denkbaren Sicherheit, daß gleiche Gesinnungen, gleicher Lebensernst, gleiche Ziele Hulda mir zu dem besten Kameraden machen würden, der je an Mannes Seite gewandelt ist. Ich gerieth im Laufe des Winters in einen Zustand des Ungenügens, des Unbefriedigtseins, den ich nie gekannt hatte. Und in Huldas — allerdings spärlichen — Briefen entdeckten meine, durch die Sympathie meines Wesens mit dem ihrigen geschärften Augen hinter den wohlgeordneten, vorsichtig abgewogenen Worten eine ähnliche Stimmung. Im Frühjahr wagte ich die entscheidende Anfrage. Hulda schrieb zurück: „Ihr Antrag ist das einzige Gute, das mir noch im Leben widerfahren konnte. Ja, ich will die Ihre sein, mit Herz und Hand. Kommen Sie, sobald Sie können; wir sehnen uns nach Ihnen. Ich sage: wir; denn auch Siegfried ist hoch erfreut über den Zuwachs an Licht und Wärme, den meine Zukunft erfahren wird."

Es waren wonnige Tage in Altmühl und Rattingen, während der Frühling mit lauen Winden vom Süden her über die erwachende Erde zog. Ich wohnte bei Siegfried und hatte meine Freude über seine gesetzte, zielbewußte Thätigkeit. Hulda — wie war es nur möglich, daß eine reife Frau, wie sie, sich noch so viel Mädchenhaftes bewahrt haben konnte? — Einst fragte ich sie selbst darum, in einer glücklichen Dämmerstunde, als wir allein waren, und das Wunder, das an uns Beiden geschehen war, mich mit Staunen erfüllte. „Mir wird jetzt die Jugend zutheil, die ich noch zu gut habe," versetzte sie lächelnd. Es war wirklich so. Und auch ich — wahrlich, ich hätte nicht gedacht, daß mein Spätsommer noch in mir der Leidenschaft rothe Rose zeitigen könnte!

Hulda trat Rattingen durch Schenkung an Siegfried ab, Altmühl als ihr Eigenthum behaltend. Wir machten einen gegenseitigen Erbvertrag, und gedachten unser Leben so zu ordnen, daß wir im Winter in

Berlin wohnten und die schöne Jahreszeit auf dem Lande zubrachten. Und die Hochzeit setzten wir auf Anfang August fest.

Wohin aber sollte die Hochzeitsreise gehen? — O, darüber waren wir eines Sinnes, Hulda und ich. Wohin anders, als in jene Gegend, worin Eberhard Wolfshagen mit Jette und Rieke hauste?

Und wirklich: an einem schönen Augustmorgen, als die Sonne die dichtesten Schlupfwinkel im Tannenwalde hell durchleuchtete, spazierten wir auf jenem Wege, der mir noch wohl erinnerlich war, dem Forsthause zu. Als das alte Gebäude aus den Bäumen hervortrat, blieb Hulda stehen.

„Nur einen Augenblick habe Geduld mit mir," bat sie.

Ich verstand, was sie bewegte, und zog sie sanft an mich.

„In jenem Hause gewann ich die erste Kunde von Dir," sagte ich. „Das bedenke. Gepriesen sei sein altes Dach, das mich einst gastlich beschirmte."

Sie nickte nachdenklich.

„Es ist wahr," erwiderte sie. „Auch die Ehre ist mir dort wieder erblüht, und Du hast sie mir gegeben. — Laß uns weiter gehen; es ist wieder hell in mir und mit Dir preise ich jene Stätte dort als die Wiege unseres Glücks."

Durch die Gartenpforte traten wir in den Bezirk der Oberförsterei ein. Schon über den Zaun hinweg hatten wir Jette und Rieke in den Bohnen entdeckt, gleich gekleidet wie immer, mit großen japanesischen Strohhüten auf dem Kopfe. Mit ihren Körbchen am Arme kamen sie uns entgegen. Mich erkannten sie gleich und nannten mich bei Namen; in meiner Gefährtin aber sahen sie nur eine Fremde.

„Meine Frau, die Geheimräthin Angermann," stellte ich vor. „Ganz unbekannt ist sie Ihnen nicht, sollte ich denken," setzte ich lächelnd hinzu.

Da kam es plötzlich von den Beiden wie aus einem Munde: „Fräulein Hulda!"

Und kurz darauf saßen wir traulich beisammen im Schatten der Kastanien. Freilich nicht lange. Denn ich merkte, daß ich störte, und schlenderte in den Wald, dem Förster entgegen, der von seinem Frühgange zurückerwartet wurde. Noch eine halbe Stunde mußte ich mich gedulden, ehe ich ihn heranschreiten sah. Auch er hatte mich im Gedächtniß behalten. Eine seiner ersten Fragen war, ob ich etwas über die Freiin von Rattingen ausgekundschaftet hätte?

„Ich habe sie mitgebracht," erwiderte ich, in einem Tone, als ob dies das natürlichste Ding von der Welt wäre.

Nie werde ich den Ausdruck in seinem Gesichte vergessen, mit dem er mich anstarrte!

Einen langen Umweg mußten wir machen, damit ich mit meinen Mittheilungen zu Ende kommen konnte, bevor wir in das Haus eintraten.

Digitized by Google

Als ich geschlossen hatte, sagte der Förster: „Daß ich auch Ihnen damals die Geschichte von Konrad Gruber erzählen mußte! Hinterher hab' ich mich manchmal gewundert, woher mir an jenem Abende die Lust kam, die unliebsame Begegnung an das Licht zu ziehen. Es hat wohl so sein sollen. Und aufrichtig freut's mich, wie Alles gekommen ist. Ja, ja: die Vorsehung bringt Manches auf überraschende Weise wieder in Ordnung, was die Menschen sich Schlimmes eingebrockt haben. Diesmal allerdings," fügte er mit einem halben Lächeln hinzu, „hat sie sich recht viel Zeit dazu genommen. Nichtsdestoweniger: allen Respect vor Ihnen, Herr Secretär!"

Wir mußten zu Mittag bleiben; es ging nicht anders. Und es wurde eine fröhliche Mahlzeit, die wir mit den guten Leuten einnahmen. Wolfshagen holte von seinem berühmten Graacher eine Flasche nach der andern und trank am meisten von uns Allen. Immer wieder versicherte er, so vergnügt wie heute sei er seit langen Jahren nicht gewesen. Und Jette und Rieke — meine Frau konnte sie wirklich unterscheiden — waren so milde und freundlich und gemüthvoll, wie ich sie kennen gelernt hatte. Von alten Zeiten war nicht die Rede. Ehe wir aufbrachen indessen, bat Hulda sich das Bild aus, welches der Ausgangspunkt meiner Bekanntschaft mit ihr gewesen war. Bereitwillig wurde es ihr ausgefolgt. Als sie es in den Händen hielt, stutzte sie doch.

„Siegfried!" rief sie unwillkürlich aus. „Nein, nein," widersprach sie sich dann, „er ist es doch nicht. Gott sei Dank! Der Erbe von Rattingen hat um den Mund einen Zug, der diesem fehlte. Um wieviel schärfer und energischer tritt bei ihm das Kinn vor! Sieh nur!"

Sie hielt mir das Bild hin; ich nahm es und barg es in meiner Tasche. „Lassen wir die Todten ruhen!" sagte ich, halb scherzhaft, halb ernsthaft.

Rasch ergriff sie meine Hand. „Sei es so! Für immer," erwiderte sie lebhaft und sah mich innig an.

Die Förstersleute gaben uns das Geleit, bis über den Wald hinaus, bis das Dorf in Sicht kam, wo unser Wagen auf uns wartete. Sie möchten uns in Altmühl besuchen, oder im Winter in Berlin, wenn ihnen dies lieber wäre, baten wir. Aber Wolfshagen schüttelte den Kopf. Reisen sei nichts für ihn, meinte er. Wenn die Schwestern Lust hätten — sie seien flügger wie er. Doch die Schwestern behaupteten, daß sie beide gleichzeitig nicht zu entbehren seien, und trennen könnten sie sich erst recht nicht. Und kein Zureden half. Da mußten wir schließlich schon versprechen, in einigen Jahren einmal wieder nachzusehen, ob die Zeit glimpflich mit ihnen verfahre.

So schieden wir von einander.

Hulda hing sich an meinen Arm, als wir allein waren. „Ich bin der Ansicht, mein lieber Mann," sagte sie, „daß wir uns nicht mehr zur

Försterei zurückwenden. Sie sei abgethan für uns. Erloschen sei die Vergangenheit, und nur der Gegenwart gehöre unser Leben!"

Als sie mir ihre Lippen zum Kusse bot, sah ich, daß ihre Augen feucht waren.

„Glücksthränen," erläuterte sie.

Ich hätte es ohnehin gewußt. Es gab kein Gefühl mehr in ihr, das ich nicht errieth, und keins, das sie vor mir hätte zu verbergen brauchen.

Digitized by Google

Gedichte

von

Emil Rittershaus.

— Barmen. —

In Sanct Peters Dom.

Sanct Peters Dom. — Mein Auge ist geblendet!
Von Gold und Marmor, welche Wunderpracht,
Wohin der Blick sich immer staunend wendet!

Da faßt's die Seele mit gewalt'ger Macht.
Mit Schauern fühl' ich jenes Geistes Wehen,
Der feurig zog vor Israel bei Nacht.

Den Gott, den Moses auf dem Berg gesehen,
Vor dem die Sonnen Körner Sand nur sind,
Den Weltenherrscher sah ich vor mir stehen.

Der Klang der Orgel, der den Raum durchrinnt,
Hier will er an Posaunen mich gemahnen. —
Allmählich Ruhe nur mein Herz gewinnt. —

Hin durch den Tempel zieh' ich meine Bahnen.
Dort steht Sanct Peter, dem da küßt den Fuß,
Wer schwört zu des Apostelfürsten Fahnen.

Die Rechte streckt er aus zum Segensgruß. — —
Wie kommt's, daß ich das Scepter der Cäsaren
Mir stets in seine Erzhand denken muß?

Digitized by Google

Mir ist, es wär' der Herr der Heeresschaaren,
Dem hier den größten Prunksaal man erbaut,
Deß Hoheit hier sich sollte offenbaren!

Und doch ist etwas, das auch lieb und traut
Mich grüßet! — Dort das Weib im Goldgeschmeide,
Der arme Hirt hier, der aus Lumpen schaut —

Hier fühlen gleich vor Gott sich alle Beide!
Sie wissen, hier giebt's keinen Ehrenplatz,
Wie tief auch sonst die Welt die Stände scheide.

Es ist gemeinsam Allen dieser Schatz —
Und, wer da kommt vom allerfernsten Lande,
Sein Herz, in diesem Dom die Heimath hat's!

So hebt den Kelch an des Altares Rande
Der Priester in der kleinsten Dorfkapell'
Wie hier der Cardinal im Prachtgewande,

Und heimisch fühlt sich drum der Fremdling schnell,
Darf altgewohnte Form er wieder schauen,
Drin ihm geboten wird der Gnadenquell. —

Zu Petrus Füßen Kinder, Männer, Frauen —
Die Stirn sich unter seine Sohle senkt,
Doch keine Andacht will mich hier erbauen!

Wenn an den Heiland meine Seele denkt,
Der für die Schwerbelad'nen ist gekommen,
Führt von dem Prunk sich meine Brust beengt.

Der aller Menschen Schuld auf sich genommen,
Der redet hier zu meinem Inn'ren nicht,
Deß Bildniß scheint verblaßt mir und verschwommen.

Ich seh' der Kirche Hofstaat, doch es spricht
Zu mir nicht der Erlöser, der den Armen
Aus Nacht und Grauen führt zum ew'gen Licht.

Ich such' in allem Glanz umsonst den warmen
Gluthhauch der sonnengleichen Gotteslieb',
Das Höchste, jenes himmlische Erbarmen. — —

Als mich die späte Stunde heimwärts trieb,
Da hab' ich still in meinem Sinn gedacht:
Nur anders ist das Kleid, das Wesen blieb!

* * *

Das Rom der Kaiser ist's in Priestertracht. —

Rom, Ostern 1887.

Steinberger.

Er ist von fürstlichem Geblüt,
Er ist von edlem Stamme! —
Des Frühlings Luft hat ihn durchglüht,
Getauft die Sonnenflamme.

Die Lerche und die Nachtigall,
Das waren seine Pathen;
Die Gnomen unter'm Mauerwall
Sind seine Burgsoldaten.

Genährt hat ihn des Rheines Hauch,
Der Nachtthau schenkt' Gedeihen —
Und Kaiser Karl nach altem Brauch
Gab ihm die höchsten Weihen!

Des Herbstes Gluth hat ihn gefärbt
Hochgolden wie die Garben;
Die Düfte haben ihm vererbt
Die Rosen, als sie starben. —

Das ist ein Trank, so goldig blank,
Wie je nur Götter brauten! —
Steinberger ist Verjüngungstrank
Den Alten, den Ergrauten!

Zum Jüngling wird der Großpapa! — —
Sollt' ich auch schon zu Bett sein,
Weckt mich nur auf, heißt's: Er ist da,
Steinberger Cabinetwein! —

Im Steinberg im Rheingau, am 10. August 1889.

Emil Rittershaus.

Von

Ferdinand Heyʼl.

— *Wiesbaden.* —

Wo ein Kreis fröhlicher Menschenkinder zur Zeit am Rhein oder weiter draußen in deutschen Gauen versammelt ist, da fehlt auch heute ein Poem von Emil Rittershaus nicht, sei es ein frisches Vaterlandslied, sei es sein weinduftiges: „Mit Rheinwein füllt den Becher!“ — Manches traute Heim in deutschen Landen erfreut sich der ernsten und heiteren Blüthen der Muse des rheinischen Sängers, und mehr und mehr wird aller Orten klar, wie sehr gerade dieser Dichter im deutschen Volke bereits mit seinen gemüthreichen, innigen Liedern Wurzel gefaßt hat, — wie reiche Zustimmung und Anhängerschaft ihm noch bevorsteht.

Wo sich ein allgemeines, rheinisches, vaterländisches Fest an des Rheinstroms Ufern bereitete, da erklangen seit Jahrzehnten auch die vollen, feurigen Verse Rittershaus' in den Festesjubel! War es bei der Heimkehr Freiligrath's 1869 aus dem Londoner Exil, beim Dombaufest in Cöln, oder droben bei des deutschen Volkes Ehrentag am Niederwald, war es bei dem Abgeordneten-Feste zu Cöln, bei der Einkehr der amerikanisch-deutschen Schützen in Bingen, oder endlich bei der Begrüßung der heimkehrenden Truppen aus dem letzten französischen Kriege!

Ueberall tönte der frische Sang unseres Dichters in die Festesfreude hinein, begeisternd und erhebend! —

Gar manchem Componisten haben die sangbaren, leicht zu componirenden Lieder des Poeten entsprechende Unterlagen zu frischen Melodien gegeben: „Am Rhein, beim Wein!“ nennt sich ja eine Sammlung, welche er seiner

Digitized by Google

weiteren Heimat, dem Rheine, gewidmet hat. Und so verdient auch Rittershaus, der Wupperthaler, die Bezeichnung als rheinischer Dichter, deren es in unseren Tagen ja leider so wenige mehr giebt.

„Rheinlands Sänger" hat ihn das Volk, hat ihn die Literatur bereits getauft. Sein ganzes Herz, sein Fühlen und Denken gilt der Verherrlichung unseres deutschesten Stromes und unserem Vaterlande. Damit mischt sich die Liebe zum angestammten Heim, zu seinem Hause, zu den Seinen. Nichts Anderes klingt aus seinen Liedern und Dichtungen heraus, und deshalb auch heimeln alle seine Poesien den gemüthreichen Hörer an, deshalb ist der Kreis der Verehrer des Poeten in kurzer Frist ein so umfassender geworden.

Emil Rittershaus ist im Wupperthal geboren. Mit Recht sagt er selbst über seine Heimath, daß über keine Gegend im deutschen Vaterlande und deren Bewohner so viele irrige Urtheile in Umlauf gekommen seien, als gerade über das Wupperthal.

Die Bevölkerung dieses Stückchens „rother Erde" steht unter dem Rufe übertriebener Frömmigkeit; man hält einen guten Theil derselben für Pietisten und Mucker. Man scherzt über sie — setzt wohl statt Wupper- Muckerthal — und schon Goethe hat in seinen Aufzeichnungen in der „Campagne in Frankreich" über den hier herrschenden Pietismus sehr zutreffende Bemerkungen gemacht. Das Thal zeichnet sich von jeher durch eine große Zahl religiöser Secten aus, aber wie bei den Herrnhuter Gemeinden ist auch hier die wohlthätige Seite der religiösen Richtung nicht zu verkennen; denn den Wupperthaler kennzeichnet als Menschen und insbesondere als Kaufmann eine große Wahrhaftigkeit, und Niemand, der mit dem Völkchen und seinen Sitten und Anschauungen bekannt ist, wird die Innerlichkeit und treue Anhänglichkeit an Freund und Freundespflichten von Haus zu Haus verkennen, welche gerade dem Wupperthaler allgemein innewohnt. Der Dichter bezeichnet es als ganz seinem Wunsche entsprechend, wenn man ihm die „bergische Art" anmerkt und meint: „es müsse beim Menschen und Dichter sein, wie beim Wein, der Kenner soll herausmerken, wo die Traube gewachsen ist."

Ein kräftiges Bauerngeschlecht war es, aus dem sich die Industrien, die Wupperthaler Fabriken entwickelt haben. Neben dem Ackerbau, der dort auch das Bleichen von Flachs und dergleichen nahe legte, entwickelte sich nach und nach eine rege, gewerbliche Thätigkeit und mit ihr ein gewisser Wohlstand, der sich bis heute daselbst erhalten hat. Die Reformation fand frühe hier Grund und Boden, und rastlose, angestrengte Arbeit und deren Lohn verlieh dem Völkchen, das sich aus westfälischem Stamme, aus Angelsachsen und Rheinländern zusammensetzte, eine gewisse Selbständigkeit. Eng und fest schlossen sich hier die Bande der Familienzugehörigkeit, und da die Abgeschiedenheit von dem großen Weltverkehr erst spät für Kunst und Wissenschaft freie Bahnen schuf, so war es die geist-

liche Musik, deren Pflege schon frühe hier im Mittelpunkte des Allgemeininteresses stand. Noch vor einigen Jahrzehnten war Theologie fast ausnahmlos das Studium der Jünglinge von Barmen und Elberfeld auf den Universitäten. Unter all diesen eine gewisse Abgeschiedenheit fördernden Verhältnissen bildete sich im Wupperthale nach und nach ein Patriziat heraus, aus dem sich das Volk die Leiter seiner Gemeindeangelegenheiten erwählte.

So war und ist zum größten Theil noch das Völkchen, dem Emil Rittershaus entstammt. Seine eigenen Worte in dem Gedichte „Eigenes Heim" geben den Charakter seiner Heimatsbevölkerung am treffendsten wieder:

„Länger als vierhundert Jahre
Ist uns Heimath dieser Gau! —
Breite Stirne, dunkle Haare,
Trotz'ger Sinn und trotz'ge Brau! —
Mischlingsvolk vom Blut der Sachsen
Und von Rheinlands Frankenstamm,
Sind wir hier emporgewachsen,
Berglands Jungen, stolz und stramm!" —

Schon vor vier Jahrhunderten waren die „Rittershaus", wie die Acten des Klosters Norden nachweisen, im Wupperthale ansässig. Ein Act des Richters Johannes Panne bestätigte unter dem 10. Juni 1651 und ein Erlaß des Kaisers Ferdinand III. vom 12. Mai 1653 bekräftigte den Adel der Familie Rittershaus. Jedenfalls gehört das Haus „Rittershaus" zu den ältesten Stammgeschlechtern des bergischen Landes. Das gleiche ist der Fall mit der noch heute blühenden Familie Lucas, der die Gattin des Dichters entstammt. Die Voreltern des Dichters sollen den Stadttheil Rittershausen in Barmen gegründet haben. Einer des Geschlechtes, Johann Caspar Rittershaus, erwarb den großen Bauernhof Korthausen bei Schwelm, und dort wurde der Vater des Dichters, als zweiter Sohn des Vorgenannten, am 19. März 1803 geboren. Während der ältere Sohn das Gut ererbte, trat der Vater des Dichters in die kaufmännische Lehre, und dies ward auch der Grund, weshalb der junge Emil später gleichfalls diesem Beruf gewidmet wurde. Der Vater unseres Poeten gründete in den dreißiger Jahren eine Bandfabrik in Barmen und heirathete im Jahre 1832 die Tochter eines wohlhabenden Manufacturwaaren- und Specereihändlers. Am 3. April 1834 ward Emil Rittershaus, als der zweite Sohn, seinen Eltern in Barmen geboren. Ein älterer Bruder, Julius, starb bald. Nur wenige Monate alt, verlor Rittershaus den Großvater, damals als der einzige Sohn des Elternhauses.

Der Vater des Dichters, lutherischer Confession, war fromm und ernst, doch frei von jedem Aberglauben; die religiöse Richtung ist deshalb sicher nicht ohne große Wirkung auf die Entwickelung des Sohnes geblieben.

Dieser selbst erzählt, wie der Vater ihn stets dazu angehalten, jedem Streite auszuweichen, wie er ihn im Alter von sieben Jahren warm ermahnt habe, selbst einen Verbrecher am Pranger nicht zu mißachten, da man ja nicht wissen könne, ob nicht vielleicht schlechte Erziehung, Noth und Armuth den Mann zum Unrecht getrieben habe. In diesem wahrhaft christlichen Geiste erzogen, hing der Sohn mit einer unbegrenzten Liebe an seinem Vater, ein Verhältniß, welches wir in einem Gedichte: „Meinem Vater! mit einem Kanarienvogel“ wiedergegeben finden. Manches aus dem Charakter des Vaters ist dem Sohne vererbt worden. Der Vater war ein Freund der Natur, der den Gesang jedes einzelnen Vogels im grünen Hain da draußen kannte und zu unterscheiden wußte, der sein Haus mit den gefiederten Sängern des Waldes bevölkerte, der Amseln, Finken, Schwarzköpfe und Kanarien als seine liebste Gesellschaft betrachtete. In gleicher Weise hängt der Sohn an diesen Sängern der Natur, denn sein jetziges Heim bietet ihm den frohen Gesang seiner Sing- und Zimmervögel im Schmuck luftiger, grün bestandener Zimmer und Wohnräume. Die Erheiterung durch der Vögel Gezwitscher wirkt auf den Dichter belebend und anregend zugleich, und seine umfassenden naturhistorischen Kenntnisse dankt er dem Studium seiner Jugendjahre. Und offenbar in Folge der Streifereien des Vaters mit dem Knaben im frischen grünen Waldrevier ist Rittershaus später auch ein so wahrer, frischer Schilderer des deutschen Waldes geworden. Gedichte und Lieder prägten sich dem Gedächtnisse des Knaben von früh auf leicht und fest ein und die Gedächtnißstärke hierfür ist ihm bis heute geblieben; wie es denn wohl selten Jemanden geben dürfte, der einen so reichen Schatz an Gedichten und Versen unserer besten Poeten stets zur Hand hat, wie er — während er selbst gesteht, daß er für Zahlen nur schwer sein Gedächtniß schärfen kann. Diese Eigenheit hat er übrigens mit den meisten Poeten gemein. Fromme Zucht herrschte außer im elterlichen auch im großväterlichen Hause; fröhlichen Sinn aber dankte dieses zweite „Heim“ der Großmutter, welche ebenfalls fromm, doch auch heiter und lebensfroh in die Welt hinausschaute und in diesem frohmüthigen Sinne das hohe Alter von 90 Jahren erreichte.

Die Mutter blieb dem Knaben nicht lange erhalten; in seinem sechsten Jahre schon schied sie aus dem Leben, und der junge Emil war von da ab um die seligsten Eindrücke seiner Kindheit gebracht; denn stundenlang hatte er zu ihren Füßen ihren Liedern gelauscht, von ihr die ersten Gedichte von Goethe, Schiller und Hölty gelernt, soweit ihn zur Aufnahme derselben in sein Gedächtniß sein jugendliches Fassungsvermögen damals befähigte. Aber das Bild der Mutter steht noch heute lebendig vor des Dichters Auge. Er sagt selbst von ihr, „daß frisches Rheinlandsblut in ihren Adern kreiste.“ Und als die Mutter ihm dahingeschieden war, da trat an den damals sehr zarten, ja schwächlichen Knaben die erste harte und traurige Prüfung des Lebens heran, der er in dem Gedichte „Am

Todestag der Mutter" Worte giebt. Sie aber, die Theure — ihm, dem Liebling, den Schmerz, den trüben Eindruck des Todeskampfes ersparend, schickte den Knaben schon am Tage vor ihrem Hinscheiden nach rührendem Abschied in das Haus des Onkels — Nichts sollte dem geliebten Kinde das Gedenken an die Mutter trüben, welche leider schon lange den Keim des Todes in sich trug.

Die Constitution des heute so kräftigen Mannes war in der Kindheit eine geradezu schwächliche. Es mußte ihm, der in warme Tücher gewickelt wurde, zugeredet werden, zur eigenen Stärkung Nahrung zu nehmen, und nur langsam entwickelte sich der Knabe, der nun im Hause der Großmutter zur höheren Stadtschule vorbereitet wurde. Dies geschah durch den Privatlehrer Friedrich von Borckel, einen ehrwürdigen Greis, ehemaligen österreichischen Offizier, der in allen Welttheilen gewesen war, den Norden und die Tropen gesehen hatte. Er war ein Verehrer und Freund Herders; als seine Lieblingsdichter betrachtete er Klopstock, Hölty, Salis und Mathisson. Für Rittershaus' Entwicklung wurde er von größter Bedeutung. Auch der würdige Lehrer erfreute sich an dem Gedächtnisse des kleinen Mannes, der schon jetzt Gedichte von Schiller und Goethe auswendig wußte, und nicht wenig nährte gerade er die Phantasie des Knaben mit den Gaben der deutschen Muse und den Erzählungen von fernen und märchenhaften Landen. Ihm hat Rittershaus einige seiner innigsten Lieder geweiht. Angeregt durch den Lehrer, durch die Erzählungen der Leute des väterlichen Geschäftes am Abendtische, der nach Wupperthaler Sitte das ganze Haus vereinte, erfand sich der Knabe damals schon eine märchenhafte Geschichte, in der ein fabelhafter Hirsch mit diamantenem Geweih die Hauptrolle spielte. Ging sein Fabuliren zu weit, so hemmte der Vater stets den Flug des Gedankens durch Einwendungen, die er in der Art der Fabel dem Knaben klar machen mußte. Auch in das Theater begleitete Emil den Vater bei guten, der Auffassungsgabe des jugendlichen Gemüthes entsprechenden Stücken. So ist heute noch die Erinnerung des Dichters an eine Aufführung des Käthchens von Heilbronn lebendig. Er konnte nicht schlafen nach dieser Aufführung, aus Aerger über die schlechte Behandlung, die sich Käthchen von dem Grafen Wetter so ruhig und hingebend gefallen ließ.

Im Jahre 1842 trat Emil in die Stadtschule ein und kam unter die Leitung des Lehrers Jacob Ewich, der insbesondere auf den Patriotismus seiner Schüler einwirkte und mit Vorliebe die prosaischen und poetischen Gaben E. M. Arndts denselben vorlas und erklärte. Gleichzeitig lernte der junge Emil eine Marketenderin kennen (der er ein Poem: „Bei Frau Ungermann" widmete), welche ebenfalls durch Erzählung und Mittheilung ihrer Erlebnisse vom Jahre 1806, die Phantasie des Knaben in rege Thätigkeit setzte. Bei ihr, in Gesellschaft von Katzen, Hunden und anderem Hausgethier, verbrachte der Knabe manche Stunde, ihren

Schilderungen des Krieges lauschend, und bei solchem Zusammentreffen vielseitiger Anregungen ist es eben nicht verwunderlich, daß die „Lust zum Fabuliren" in dem jungen Gemüth erwuchs.

Eine große Gewandheit erwarb sich der heranwachsende Jüngling, trotz anfänglicher Schwäche, in allen gymnastischen Uebungen, namentlich im Schwimmen und Reiten, bis ein unglücklicher Vorfall mit einem Pferde ihm einen Widerwillen gegen die letztere Leibesübung für alle Zeiten einpflanzte, so daß heute noch eine unbesiegbare Scheu vor Pferden sich bei Rittershaus geltend macht.

Der bekannte Improvisator Langenschwarz kam nach Barmen und hielt dort in der Gesellschaft „Parlament" einen Vortrag. Der Knabe — damals etwa 9 Jahre alt — ward durch den Vater zu dieser Veranstaltung mitgenommen, und als Alles über die Kunst des Improvisators in Entzücken gerieth, sagte ein Freund der Rittershaus'schen Familie zu dem Knaben: „Kleines Männchen, wenn Du das auch könntest!" Und Emil erwiderte: „Das kann ich auch", und schrieb sofort ein mehrstrophiges Gedicht über das gleiche Thema des Improvisators: „Rückblick des Greises" zum allgemeinen Erstaunen nieder. Wer je im heiteren Kreise mit Rittershaus verkehrte, kennt das ihm anscheinend angeborene Talent der Improvisation, einer Augenblicks-Dichtung, aber in wohlgefügten, stets formgewandten Versen. In gehobener Stimmung ist Rittershaus im Stande, in Versen ebenso schnell wie in Prosa zu reden, obwohl er dies nicht jederzeit vermag — äußere Anregung und sorgenfreie Stimmung sind ihm hier Vorbedingung. Selbst seine deutschen Aufsätze hat Rittershaus in der Schule oft, mit Erlaubniß des Lehrers, in Versen geschrieben. Als Knabe schon trug er sich mit dem Gedanken, einen Roman zu schreiben. Daraus ist nun freilich wohl bis heute Nichts geworden. Wenn neuerdings ihm die Idee zu einem humoristischen Roman vorschwebt, so dürfen wir uns von dem Dichter, bei seiner humorreichen Natur und frischen Auffassungsgabe, ein gelungenes Werk versprechen.

Ich habe die Jugendzeit des Dichters eingehender zu schildern versucht, weil sich, wie stets, nur aus den Eindrücken der Jugendjahre, aus den Beziehungen der Familie und der Umgebung, die Entwicklung eines Poeten erklären und erläutern läßt. Wo das Gemüth empfänglich und die Auffassungsgabe vorhanden ist, bedürfen beide ja der Befruchtung von außen, wie die Blüthe und Blume das Licht der Sonne verlangt. An Anregungen nach vielen Richtungen hat es dem Knaben, wie wir gesehen haben, nicht gefehlt.

Der Wunsch, Naturwissenschaften zu studiren, um später vielleicht Arzt zu werden, konnte ihm indessen aus Rücksicht für das väterliche Geschäft nicht erfüllt werden. Während alle abstracten und sogenannten trockenen Lehrfächer dem Jüngling Mühe machten und oft große Schwierigkeiten bereiteten, Griechisch und Latein — heute zum Bedauern des

Dichters — für den späteren Kaufmann als überflüssig erachtet wurden, ging's um so besser im Deutschen, im Französischen und Englischen, den für den Kaufmannsstand nothwendigen Lehrfächern. Mit 14 Jahren war die Stadtschule absolvirt, und der Beruf ward, vielleicht ohne besondere Neigungswahl, ergriffen — Rittershaus ward Kaufmann.

Mit einer zweiten Heirath des Vaters trat eine wesentliche Wandlung im Leben des Jünglings ein; Rittershaus wurde mehr auf sich gestellt, und diese plötzlich eintretende Selbständigkeit gab seinem ganzen Wesen eine andere, eigenthümliche, ernstere Richtung.

Freiligrath, Geibel, Grün, Herwegh, Dingelstedt, Prutz waren dem herangereiften Knaben schon bekannt. Rittershaus schwärmte für den Freisinn dieser Poeten und ließ in der Barmener Zeitung 1848 ein Gedicht — neben anderen — unter dem Pseudonym Friedrich Emil Viggo erscheinen, dessen Spitze sich gegen Rußland und russische Verhältnisse richtete. Das Lied erregte nicht nur Aufregung, sondern auch Zorn in den Reihen der frommen Wupperleute. Aber die erregte 48er Zeit war da, der junge Poet entzündete seine Phantasie an den Gedanken und Auffassungen jener bewegten Tage und gründete mit Jugendgenossen einen „Rede-Verein" zur Uebung im freien Vortrag und zur Besprechung der Zeitereignisse. Hugo Oelbermann kam als Buchhändlerlehrling nach Barmen; in diesem fand er den ersten Sangesgenossen, und die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Langewiesche setzte den Jüngling in den Stand, das Neueste der zeitgenössischen Literatur stets sofort nach Erscheinen kennen zu lernen.

So vergingen sechs Jahre (1848—54) fleißigster Arbeit, oft bis in die Mitternachtsstunden. Ein Lesekränzchen, ein Liebhabertheater beschäftigten die Gleichgesinnten in Barmen, und zu Oelbermann und Wilh. Wens, Fr. von Eynern und dem jüngeren Langewiesche gesellte sich 1850 Carl Siebel, der leider zu früh verstorbene Wupperthaler Poet, der ein jahrelanges unverbrüchliches Freundschaftsverhältniß mit Rittershaus unterhielt und dem dieser einen Kranz poetischer Erinnerungen gewidmet hat. Und als der Freund erkrankte, als Siebel mit den Zeichen naher Auflösung von Madeira nach vergeblichem Aufenthalt daselbst zurückkehrte, sang Rittershaus in bangem Vorgefühl, den Frühling für den Freund zu Hülfe rufend:

„Du streust soviel der Rosen in's Gefild,
O, pflanze zwei auf meines Freundes Wangen!
An Deinem Kelch, daraus der Segen quillt,
Laß Labung schlürfend seine Lippe hangen.
Zwei Rosen auf die Wangen hohl und bleich!
Erhör' mich Lenz! Von Deinen tausend Gaben,
Von Deinem Blumenschatz, so überreich,
Will ich nur diese beiden Rosen haben!" —

Siebel und Rittershaus haben sich einer am anderen gebildet; beide ergänzten sich im Verkehr wie in der Dichtung in trefflicher Weise, ihre Lieder einander mittheilend.

Während dieser Zeit, schon mit 19 Jahren, wanderte der Jüngling hinaus auf Reisen für das väterliche Geschäft, besuchte England, Holland, Frankreich, Belgien, die Schweiz, Italien, Deutschland, wodurch der werdende Mann sich schon frühe eine reiche Welt- und Menschenkenntniß erwarb. An Robert Prutz, Gutzkow, Alfred Meißner, Vischer und Andere sandte er zeitweilig seine Verse, und noch heute rühmt der Dichter die Herzensgüte, mit der sich jene Poeten seiner annahmen, deren Urtheile ihn mehr und mehr reiften. Auch in religiöser Beziehung durchlebte der junge Poet manche Wandlung. Er kämpfte sich in seinen Anschauungen von der Orthodoxie zum Pietismus durch; die Schriften Diesterwegs, Strauß' und Feuerbachs lenkten ihn auf die Bahnen des Rationalismus. Und das Jahr 1848 bildete mit so vielen Anderen den warmblütigen Dichter zum Republikaner aus. Ja, Vischers Aesthetik verlieh ihm eine Anwandlung von Pantheismus, der sich in einigen seiner Lieder jener Zeit ausspricht. Rittershaus hat indessen diese Einflüsse einer erregten Zeitströmung längst überwunden. Heute ist er ein frommgläubiges Gemüth von echtem Christenglauben — nur jene Wandlungen sind auch ihm nicht erspart geblieben, denen so oft außergewöhnliche Naturen unterworfen sind. „Im Christenthum wurzelt das alleinige Glück des Menschengeschlechts" — diese Anschauung prägt sich in allen seinen Gedichten der letzten Jahre aus, und dieser Anschauung hat er Worte gegeben in seinen frommen Liedern: „Wer an mich glaubt wird selig!" — „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" — „Vater, bin ich irr' gegangen" — „Der am Kreuz den Tod erlitten" — und in der großen Zahl seiner freimaurerischen Gedichte. —

Im Anfang der 50er Jahre gründeten Carl Siebel nud Rittershaus den sogenannten „Wupperbund". Diesem schlossen sich die Dichter Schults und Roeber in Elberfeld, Richard Neuhaus in Barmen und der Maler Richard Seel in Elberfeld, ferner Musikdirector Carl Reinicke, der Organist J. A. van Eycken, der Rechtsanwalt Bloem und der Lehrer Heinrich Köster, der älteste Freund Freiligraths, an. Der Sonntag sammelte die Freunde im Roeber'schen Hause. Carl Siebel, damals 18 Jahre alt, widmete Emil Rittershaus seinen „Tannhäuser", während unser Dichter selbst für das Deutsche Museum von Prutz scharfe Aufsätze als „Correspondenzen aus dem Wupperthal" schrieb und Adolf Schults seinen „Martin Luther" veröffentlichte. Die strenggläubige Richtung im Wupperthale entbrannte in der Folge, zumeist als Siebels „Jesus von Nazareth" erschienen war, in hellem Zorn gegen die freie Richtung der Jünglinge, die sich vermaßen der Strömung des frommen Thales zu trotzen. Ein Irrthum aber wäre es, und leider herrscht derselbe auch heute noch vielseitig, wenn man Rittershaus nach jener Zeit der „Sturm- und Drang-

periode" seines Schaffens falsch beurtheilen wollte. Rittershaus war niemals, auch in politischer Beziehung nicht, Dichter der Partei, wie Georg Herwegh und in gewissem Sinne und bis zu gewisser Zeit auch Ferdinand Freiligrath — dafür war sein Wesen, seine innerliche Veranlagung zu ausgesprochen vermittelnd. Der großdeutsche Staatsgedanke, das Ideal der Einheit unseres Vaterlandes, verkörpert in einem großen, gewaltigen Kaiserthum, hat ihm stets vorgeschwebt, und für dieses Ideal ist er in Lied und Wort stets eingetreten. Denn 1860 schon, ehe Bismarck das Staatsruder ergriff, sang er in prophetischer Ahnung, in einem Prolog zur Eröffnung des Elberfelder Stadttheaters, was wir 10 Jahre darauf in Jubel und Freude erlebt haben:

„Es klingt am Rhein und an der Eider Strand
Der Dichtung Mahnruf: „Auf mein Vaterland!"
Es schallt ein Lied, das hat gar wilden Klang;
Es wachen auf die Völker beim Gesang.
Es tönt am Fuß der Alpen, an dem Meere
Das Lied von der zertret'nen deutschen Ehre! — — —
Und, wenn's die Welt mit Sturmesflug durchrauscht,
Dann wird die Leier mit dem Schwert vertauscht!
Nicht träumend in des Friedens weichem Schooß,
Im Kampf wird Deutschland einig, frei und groß!
Ich seh's im Geist! Ich hör' das Feldgeschrei!
Das Streitroß stampft der Lerche Nest entzwei,
Haubitzen singen ihren Donnerpsalm;
Auf zu den Wolken steigt der Pulverqualm,
Mit der Gefall'nen letztem Stoßgebet,
Mit dem Hurrah der Schaar, die fechtend steht. —
Das rothe Blut dampft aus des Ackers Schollen.
Ich seh' die Tage, die da kommen wollen,
Seh' die Kanonen, seh' die stolzen Heere!
Wir waschen rein den Schild der deutschen Ehre!
Doch schau' ich mehr noch! Ueber Tod und Blut
Erglänzt es licht wie rothe Morgengluth!
Im Westen, fern auf der Vogesen Spitzen,
Seh' ich der Freudenfeuer Flammen blitzen!
Ich seh' der neuen Lorbeer'n grüne Zier;
Auf Straßburgs Münster weht ein deutsch Panier!
Und dann ein Siegesmarsch; Trompetenton
Und Trommelwirbel! Seinem besten Sohn
Drückt auf die Stirn die deutsche Kaiserkron'
Das deutsche Land, reicht ihm das Scepter dar! —
Das ist das ächte, rechte neue Jahr!"

Rittershaus' Lieder an Germania bei Einweihung des National-Denkmals am Niederwald sind von einem glühenden Patriotismus erfüllt, seine Begeisterung für Kaiser und Reich ist heute eine wahrhaft erhebende und hinreißende.

Waldeck und Harkort waren Rittershaus auf seinen Reisen näher getreten, ihrem Umgang dankte er damals schon die Ueberzeugung, daß

Preußen die Wiedergeburt unseres Vaterlandes bewerkstelligen müsse. Dem Phrasenthum der Flüchtlinge, das er in London auf gelegentlichen Reisen in deren Kreisen oft widerwillig anhören mußte, setzte er denselben Gleichmuth, ja Unwillen entgegen, wie Freiligrath, den er dort kennen und verehren lernte. Freiligrath war es, der Rittershaus eindringlich vor dieser Art von Vaterlandsliebe und Vaterlandsrettern warnte. Beide Dichter sind einander von da ab stets nahe geblieben.

Die ersten Buchausgaben, welche Rittershaus'sche Gedichte brachten, waren: „Das Album aus dem Wupperthal", herausgegeben von Richard Seel, und die „Wupperthaler Dichtergarben", herausgegeben 1854 von F. W. Lucas, seinem späteren Schwiegervater. Mit Carl Siebel gemeinschaftlich trat so der junge Poet zuerst vor die Oeffentlichkeit. Und die zweite dieser Veröffentlichungen bahnte auch dem Dichter den Weg zu dem Herzen seiner Gattin. Bei den Verhandlungen mit dem Herausgeber Lucas lernte er dessen einziges Töchterlein, Hedwig, kennen, von welcher Rittershaus nicht nur die Anregung zu seinen schönsten Hervorbringungen, sondern auch das ungestörteste, heiterste Glück der Ehe empfangen sollte. Alle seine Poesien gipfeln von da ab der Schilderung seiner aufrichtigen Liebe zur Braut, zu seiner Hedwig, seiner Anhänglichkeit an Frau und Kinder, in der Schilderung seines Glückes im Besitz des eigenen Heims. Doch es galt zu schaffen und zu wirken für den jungen Hausstand, denn am 2. December 1856 — jung noch an Jahren — hatte er die Braut heimgeführt. Sein Geschäft, das er 1856 in Elberfeld begründete, blühte anfänglich sichtlich heran, nicht ohne emsigen Fleiß und Aufopferung des jungen Paares. Aber auch Rittershaus ist es — wie so vielen Anderen — nicht erspart worden, das wechselvolle Loos des kaufmännischen Berufs kennen zu lernen. Ungünstige Perioden brachen über den Dichter-Kaufmann herein; aber die Begnadigung, deren er durch die Gabe der Dichtung theilhaftig war, hielt ihn oben in allen Drängnissen der Zeit.

Im Jahre 1856 erschien das erste Buch „Gedichte" von Rittershaus bei Bädeker in Elberfeld, das Robert Prutz in anregendster und eingehendster Weise besprach. 1859 veranlaßte Eduard Trewendt in Breslau den Dichter zur nochmaligen Sichtung und Neuausgabe seiner Dichtungen, und die Ausgabe erlebte schnell sieben Auflagen.

Rittershaus siedelte im Jahre 1862 wieder nach Barmen über, um dort ein neues Geschäft zu begründen. In seinem Hause, das sich mit zwei Töchtern und zwei Söhnen bevölkert hatte, verkehrten damals Bogumil Goltz, Emil Devrient, Carl Vogt, Marie Seebach, Robert Prutz, Wilhelm Jordan, die Maler Scheuren, Tidemand, Salentin und Andere, später Paul Lindau und alle neueren Kämpen der Feder und der Kunst. War und blieb er in diesen Kreisen stets der liebenswürdige Poet, so saß der Kaufmann doch am Tage am Comptoirtisch. Und Abends schrieb er emsig bei der Studirlampe — Kunstberichte für „Ueber Land und Meer",

Correspondenzen für das „Bremer Sonntagsblatt", für deutsch-amerikanische Zeitungen und vor Allem seine herzigen Lieder.

Heute sind dem Dichter drei Söhne und drei Töchter erblüht, und wenn es auch ihm nicht erspart wurde, am Grabe eines Kindes seinem heißen Schmerze Worte zu geben, so erfreut sich doch der Poet zur Zeit des edelsten Glückes, das uns Menschenkindern vergönnt ist, zumeist gehoben und getragen durch seine glückliche Natur, die ihm in Leid und Freud stets gestattet, über alle Lebensfügungen Herr zu werden.

Als er im Jahre 1885 an einem schmerzhaften Leiden erkrankte, suchte er in Wiesbaden Heilung und Genesung. Mitten in dieser schweren Zeit verließ ihn der Trieb zum Schaffen nicht, und in der Periode der erzwungenen Ruhe von allem Geschäftlichen erschien sein „Buch der Leidenschaft."

Im Buchhandel erschienen von Rittershaus bisher: „Gedichte" (Elberfeld und Breslau 1854, jetzt 7. Auflage); Freimaurerische Dichtungen (Leipzig 1886, 3. Auflage); Neue Gedichte (5. Auflage, Leipzig 1885); Dem Papste (30. Auflage, Barmen 1878); Für Oberschlesien (Barmen 1880); Am Rhein und beim Wein (3. Auflage, Leipzig 1885); das bereits genannte „Buch der Leidenschaft" (Oldenburg 1889, 4. Auflage) und „Aus den Sommertagen" (Oldenburg 1889 bei Schulze, 4. Auflage). Außerdem erschienen noch in Flugblättern: „Zu Hülfe." Aufruf für die Verwundeten, 1866. „Für die armen Cholera-Kranken," 1867. — „Aufruf für die Freiligrath-Dotation," 1867. — „Den deutschen Frauen und Jungfrauen," 1870. — „Marschgesänge", 1870. — „Für die Ferien-Colonien," 1878 u. s. f.

Es wäre Unrecht in der Lebensgeschichte und Entwicklung des Dichters unseres gemeinschaftlichen verstorbenen Freundes Ernst Keil in Leipzig, des Begründers der Gartenlaube, nicht zu gedenken, der 1871, als der Dichter eine schwere geschäftliche Prüfungsperiode durchkämpfte, die „Neuen Gedichte" von Rittershaus in selbstlosester Weise verlegte und dem Poeten damals ein hübsches Capital durch diese Freundschaftsthat erwarb. Keil wendete sich an Alle, „die es ehrlich mit der Freiheit und dem Vaterlande meinen, die mit Andacht dem Dichter lauschen, der seit Jahren das Ringen und Kämpfen unseres Volkes unablässig in hoher Begeisterung begleitet hat", und machte nicht nur den Poeten in dieser Form auch den weitesten Kreisen bekannt, sondern half ihm auch, wie erwähnt, in edelster Weise über die schlimmste Klippe seines Lebens hinweg. Auf Keils Veranlassung wurde auch seiner Zeit meinem Aufruf für das National-Denkmal auf dem Niederwalde in der Gartenlaube das warme Poem Rittershaus' vorangesetzt, das mit den Worten beginnt:

„Nun bricht der Lenz die letzte Kette,
Die Schnee und Frost den Fluren schlug,

Und mit den Lerchen um die Wette
Singt froh der Landmann hinter'm Pflug!"

Und weiter hin:

„So sei's! Zum Werke frisch geschritten! —
Umrankt von deutscher Reben Kranz,
Da steh' das Denkmal, stolz, inmitten
Des Prunkgemachs des Vaterlands!" —

Bei aller emsigen kaufmännischen Arbeit, die ihn heute noch in verschiedenen Stellungen als Aufsichtsrath und General-Agent beschäftigt, hat Rittershaus auch die Pflichten des Bürgers in seiner Vaterstadt redlich erfüllt. Er betheiligte sich an der Gründung des Nationalvereins, half den Verein für wissenschaftliche Vorlesungen in Barmen in's Leben rufen und schrieb Aufrufe zur Gründung eines allgemeinen Bürgervereins, dessen Vorsitzender er heute — seit 1865 — noch ist. Auch an der Gründung von Spar- und Consum-Vereinen sowie des Verschönerungsvereins in seiner Vaterstadt nahm er Antheil.

Politisch ist Rittershaus nicht mehr thätig, weil ihm, wie bereits angedeutet, bei seinem stets zur Vermittelung geneigten Charakter das Getriebe des Parteikampfes zuwider ist, entsprechend dem Worte Freiligraths, daß der Dichter auf einer höheren Warte stehen solle, als auf der Zinne der Partei. Auch ein thätiges Mitglied der Loge ist unser Poet und allen freimaurerischen Bestrebungen in ihrem besten Sinne stets geneigt.

Mit Ludwig Elbers, Theodor Eichmann, von Eynern, Bölling, Carl Siebel und Anderen rief er die Freiligrath-„Dotation" in's Leben. Er veröffentlichte das Gedicht, welches die deutsche Nation aufforderte, dem greisen Ferdinand Freiligrath die letzten Lebensjahre zu erleichtern, und die Summe von 62 000 Thalern war der Erlös des gemeinschaftlichen Wirkens. Den Dichter selbst aber begrüßte Rittershaus am 18. Juli 1869 in Bielefeld bei einem Feste mit schwungvollen Worten, als den nun heimgekehrten, wiedergewonnenen poetischen Vorkämpfer der Nation!

Fest und entschieden steht Rittershaus heute auf dem Standpunkte freisinniger Gesetzgebung, treu in seiner Anhänglichkeit an das Vaterland, an Kaiser und Reich — und die Lieder von 1870, während und nach dem Kriege, gehören zu den schönsten Gaben seiner Muse; sie sind werth, von der ganzen Nation gekannt zu sein. Wie frisch klingt sein prächtiges Marschlied:

„Nun weg mit Feder und Papier
Und Säbel her und Flinte!
Die deutschen Noten schreiben wir
Mit Stahl und rother Dinte.
Die deutsche Landessprache kunnt'
Der Franzmann nicht begreifen —
Nun brüllt sie der Kanonenmund
Die Kugel soll sie pfeifen!

Und daß das Lied ihn richtig packt,
Frisch auf, ihr Kriegerschaaren,
So schlagt dazu den richt'gen Tact,
Dragoner und Husaren!
Du kannst kein Deutsch — wir lehren's Dich!
Marschiere, Feind, marschiere!
Und ihr macht den Gedankenstrich
Recht derb, Ihr Kürassiere. — —
Ulanen her, in flottem Trab!
Herbei mit Euren Lanzen!
Ihr haltet mit dem langen Stab
Die Ordnung bei dem Tanzen." —

Und nach geschlossenem Frieden, nach der Errichtung des National-Denkmals, am Jahrestage der Einweihung desselben, stand ich droben mit ihm vor der Statue der Germania, und hier tönte seine Stimme hinaus, weit in die Lande, als er sein Kaiserlied in begeisterter Stimmung sprach:

„Getreu dem Reich, dem Kaiser
Das Herz entgegenschlägt,
So lang noch grüne Reiser
Die deutsche Eiche trägt,
So lang am Rhein sich färben
Noch Trauben gelb und roth!
Im Leben und im Sterben
Getreu bis in den Tod! —"

Wie heiter lacht hinwiederum das volle, frische Leben aus seinen Liedern: „Am Rhein beim Wein!" — Wie wohlig wirken seine „Rheingauer-Glocken" mit ihrem vinum bonum, die „Traubenlese im Rheingau", sein Lied vom „Federweißen", und wie innig seine Erinnerung an Freiligrath „Zu Aßmannshausen!" — Ein wahres Zecher-Brevier ist das Büchlein, das mit dem Liede: „Ich war zu Gast bei'm Herrn Pastor, zur Zeit der Rebenblüthe!" eingeleitet wird.

Rittershaus hat sich im Wesentlichen an Goethe, Geibel, Rückert, Freiligrath und Herwegh, am Umgang mit Siebel und dem Maler Richard Seel gebildet. Er hebt unter seinen Dichtungen selbst die poetischen Erzählungen „Der Henker" und „Ein deutsches Herz" und ähnliche als die gelungensten hervor.

Ein echter Freund seiner Freunde, ein liebender Gatte und Vater, ein treuer Sohn des Vaterlandes, gewinnt sich der Poet überall die Zuneigung Derjenigen, die ihm nahe treten, und wohl zählt er mit Recht zu den lebensfreudigsten Dichtern, zu den glücklichen Naturen, die jedem Dinge die Sonnenseite abzugewinnen suchen. Das ist nach seiner eigenen Meinung einerseits Erbtheil mütterlicherseits, anderntheils aber auch Ergebniß seiner Philosophie, deren Richtigkeit sich ihm bis heute im Leben stets erwiesen hat. Wer mit Aufmerksamkeit seine Gedichte gelesen, wird überall diesen Grundton erkennen.

Digitized by Google

Rittershaus, dem auch die Gabe der Rede in hohem Maße zu Theil geworden, ist durch seine Vorträge in deutschen Landen weithin als Redner bekannt. Zu seinen Themen wählt er stets die Schilderung und Würdigung vaterländischer Poeten. Und sicher ist es von großem und allgemeinem Interesse, den Dichter über die Geistesgenossen urtheilen zu hören. So spricht er über Ferdinand Freiligrath, Heinrich Heine, Victor von Scheffel, Carl Siebel und Adolf Schults, über Chamisso und Eichendorff, Gottfried und Johanna Kinkel, Annette von Droste-Hülshoff und Andere, stets durch seinen warmen Ton und sein inniges Eingehen auf die Eigenart der „Auserwählten" die Hörer fesselnd.

Rittershaus ist als rheinischer und bergischer Dichter jedenfalls der volksthümlichste Sänger unserer Tage geworden, der bekannteste sicher, dessen sich das Rheinland zur Zeit erfreuen darf. Und wohl hat Professor F. Kreyssig recht, wenn er von Rittershaus sagt: „Die Virtuosität seiner Sprache, die leichte freie Behandlung seines Reims wird von keinem Zeitgenossen übertroffen und von nicht mehr als vielleicht von einem halben Dutzend erreicht!" Daß das Wupperthal Rittershaus vor Allem schätzt und verehrt, hat es ihm bewiesen! Selten darf sich ein Poet einer so großen Anhänglichkeit rühmen — denn auch opferbereit zeigten sich seine Westfalen, als die Zeitverhältnisse dies geboten. Rittershaus aber hat eins seiner schönsten Lieder seinem engeren Heimatlande Westfalen gewidmet. Im Jahre 1868, im Gasthof zur „Post" in Iserlohn, ließ er es zum ersten Male erklingen. Das „Lied des Westfalen" mag diese Schilderung schließen, die lediglich dazu beitragen sollte, unseren Lesern einen Dichter näher zu führen, der der Zuneigung des deutschen Volkes in Wahrheit würdig ist:

„Ihr mögt den Rhein, den stolzen, preisen,
Der in dem Schoß der Reben liegt.
Wo in den Bergen ruht das Eisen,
Da hat die Mutter mich gewiegt.
Hoch auf dem Fels die Tannen steh'n,
Im grünen Thal die Heerden geh'n,
Als Wächter an des Hofes Saum
Reckt sich empor der Eichenbaum.
Da ist's, wo meine Wiege stand!
O grüß' Dich Gott, Westfalenland!

Wir haben keine süßen Reben
Und schöner Worte Ueberfluß —
Und haben nicht sobald für Jeden
Den Brudergruß und Bruderkuß.
Wenn Du uns willst willkommen sein,
So schau auf's Herz, nicht auf den Schein,
Und sieh' uns grad hinein in's Aug'!
Grad aus, das ist Westfalenbrauch!
Es fragen nicht nach Spiel und Tand
Die Männer in Westfalenland.

Und unſ're Frauen, unſ're Mädchen
Mit Augen blau, wie Himmelsgrund,
Sie ſpinnen nicht die Liebesfädchen
Zum Scherz nur für die müß'ge Stund'!
Ein frommer Engel hält die Wacht
In ihrer Seele Tag und Nacht.
Und treu in Wonne, treu in Schmerz
Bleibt bis zum Tod ein liebend Herz!
Glückſelig, weſſen Arm umſpannt
Ein Liebchen aus Weſtfalenland!

Behüt' dich Gott, du rothe Erde,
Du Land von Wittekind und Teut!
Bis ich zu Staub und Aſche werde,
Mein Herz ſich ſeiner Heimath freut.
Du Land Weſtfalen, Land der Mark,
Wie Deine Eichenſtämme ſtark,
Dich ſegnet noch der blaſſe Mund
Im Sterben, in der letzten Stund'!
Du Land, wo meine Wiege ſtand, —
O, grüß dich Gott, Weſtfalenland!" —

Digitized by Google

Zur Psychologie der Taschenspielerkunst.

Von

Max Dessoir.

— Berlin. —

Ich weiß noch sehr gut, wie mir zu Muthe war, als ich der ersten Zaubervorstellung beiwohnte. Gleich nach der Kassenöffnung hatte ich meinen Platz eingenommen und harrte eine volle Stunde lang klopfenden Herzens des Augenblickes, wo sich der Vorhang vor dieser Welt der Wunder heben sollte. Und wie nun der Hexensabbath anhub, wie Eier sich in Thaler, Thaler sich in Taschentücher verwandelten, Vogelkäfige spurlos in Luft zerrannen und leere Kisten eine unbegreifliche Fülle von Geschenken spendeten — da war mir, als ob ich in einem Land der Träume lebte, weit, weit, von der Erde entfernt. . .

Es wird Einem heutzutage recht leicht gemacht, wenn man dem Taschenspieler in die Karten blicken will. Eine Anzahl von Zauberapparatenhändlern verkauft euch Alles, was euer Herz begehrt: Hölzer, Becher, Ringe, Bälle, falsche Karten, Doppelthaler u. s. f., und legt jedem Instrument fein säuberlich eine „Gebrauchsanweisung" bei. Bücher sonder Zahl, vom dünnen Jahrmarktsheft aufwärts bis zum illustrirten Prachtwerk, machen sich anheischig, euch in die Geheimnisse der schwarzen Kunst einzuweihen. Aber alle diese Bücher*) und Gebrauchsanweisungen sagen nur, worin ein Trick besteht, nicht, wie er gemacht wird, ganz abgesehen davon, daß gerade die interessantesten Kunststücke von den Adepten verheimlicht oder wenigstens bloß gegen besonders hohe Preise abgegeben werden. Apparate und Beschreibungen enthüllen nicht den Kern der

*) Als rühmliche Ausnahme ist Hoffmanns „Modern Magic" (London 1885) hervorzuheben, ein Buch, dem ich manche wichtige Angabe habe entlehnen können.

Digitized by Google

„modernen Magie.“ Wenn ihr wißt, wie es zugeht, daß ein Thaler verschwindet, so wißt ihr noch garnichts: ihr werdet euch trotzdem hunderte von Malen gerade mit diesem Trick täuschen lassen; und wenn ihr genau nach den Regeln der Vorschrift denselben Griff ausübt, so werdet ihr damit allein nicht den mindesten Erfolg erzielen.

Was die Prestidigitation zur Kunst der Täuschung macht, ist nicht die technische Außenseite, sondern der psychologische Kern. Die sinnreiche Ausnutzung gewisser seelischer Fähigkeiten wiegt unvergleichlich schwerer als alle Fingerfertigkeit und Maschinerie. Diese Thatsache zu erweisen und theoretisch zu zergliedern, bildet die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen. Zuvor indessen will ich den Leser mit der Gesellschaft bekannt machen, in deren Thun und Treiben ich ihn einzuführen beabsichtige.

I.

Die Geschichte der Taschenspielerkunst bildet einen bedeutsamen Abschnitt in der langen Geschichte menschlicher Täuschung. Von den Anfängen ägyptischen Priesterthums an bis zu dem Beginn des Mittelalters reicht jene erste Epoche, in der die willkürliche Erzeugung scheinbar unmöglicher Vorgänge mit dem Anspruch höherer Kräfte hervortritt; Nachzügler einer solchen ernstlich täuschenden Richtung haben sich bis auf den heutigen Tag in den spiritistischen Medien erhalten. In eine zweite Epoche gehören die Gaukler des Mittelalters und der Neuzeit, denn sie gestehen, daß es bei ihren Zaubereien mit natürlichen Dingen zugeht. Der dritte Abschnitt endlich datirt erst von dem Anbruch unseres Jahrhunderts: hier treten zum ersten Mal die Taschenspieler auf die Bühne, sie werden in die Gesellschaft aufgenommen, sie eignen sich eine gewisse Bildung an, sie lassen alles Jongleurhafte aus ihrem Programm fort und arbeiten mit Karten, Geldstücken, Taschentüchern u. dgl. m. Natürlich verschwinden dadurch nicht die Gaukler von der Bildfläche, aber sie ziehen sich auf die Dörfer zurück und haben mit ihren besser gestellten Berufsgenossen keine Gemeinschaft: ganz wie noch jetzt bei uns. Nur gelegentlich macht einer solcher Nomaden von sich reden. So der Signor Castelli, der, in den zwanziger Jahren Europa auf einer wandernden Schaubühne durchziehend, überall mit seiner Ankündigung, einen lebenden Menschen verzehren zu wollen, großes Aufsehen erregte. Des Räthsels Lösung bestand darin, daß der rohe Kerl wirklich sein Opfer in den Arm zu beißen begann, worauf der Betreffende sich begreiflicherweise schleunigst empfahl und somit die Ausführung des „Experimentes“ unmöglich machte.

Die Taschenspieler besseren Schlages, meist Franzosen und Italiener, nannten sich physiciens oder escamoteurs; die Bezeichnung Prestidigitateur stammt von Jules de Rovère. Rovère gehörte zu den Meistern jener alten Schule, aus der noch Olivier, Préjeau, Brazy, Comus, Chalons, Adrien père, Courtois, Comte hervorgehoben seien — um von Lichten-

bergs famosem Pinetti ganz zu schweigen. Der Bedeutendste war unstreitig Comte. Franzose vom Scheitel bis zur Zehe, leistete er in geschmackvoller Anordnung und liebenswürdiger Darbietung Außerordentliches. Alle seine für einen kleinen Kreis von Zuschauern berechneten Illusionen trugen den Stempel einer mit feinstem Humor ausgeführten Täuschung. Er behauptet beispielsweise, er wolle sämmtliche anwesende Damen escamotiren. Darob natürlich Schrecken und Heiterkeit unter den Herren. Comte beruhigt sie mit der Versicherung, er werde es schon zu ihrer Zufriedenheit arrangiren, greift dann mit den leeren Händen in die Luft und zaubert eine Fülle schönster Rosen aus dem Nichts hervor. Er fährt fort: „J'avais promis d'escamoter et de métamorphoser toutes ces dames; pouvais-je choisir une forme plus gracieuse et plus aimable? En vous métamorphosant toutes en roses, n'est-ce pas, mesdames, offrir la copie au modèle? n'est-ce pas aussi vous escamoter pour vous rendre à vous-mêmes? dites-moi, messieurs, n'ai-je pas réussi?" Nun geht er an die Vertheilung: „Mademoiselle, voici une rose que vous avez fait rougir de jalousie." Vor einem anderen hübschen Mädchen verwandelt sich die Blume bei der Ueberreichung in Coeur-Aß und der galante Hexenmeister fügt hinzu: „Voulez-vous, madame, mettre la main sur votre coeur . . . Vous n'avez qu'un coeur, n'est-il pas vrai? . . . Je vous demande pardon de cette question indiscrète, mais elle était nécessaire, car bien que vous n'ayez qu'un coeur, vous pourriez les posséder tous." — Solche Calembourgs werden zu Hunderten von Comte erzählt. In unseren Tagen freilich, wo es weder Salon noch Conversation giebt, würden die etwas altfränkischen Wendungen mit ihrem zarten Parfüm gar seltsam anmuthen, auch werden wir den Taschenspieler verwundert anschauen, der sich in allzu geistreichen Redensarten erginge. Außerdem lenken die Scherze leicht die Aufmerksamkeit von dem Gegenstand selbst, dem Trick, ab und setzen überdies die Anwesenden in eine Activität, die Manchem recht wenig erwünscht sein dürfte.

Einen beträchtlichen Fortschritt in der Entwickelung unserer Kunst kennzeichnen die Namen Philippe und Torrini. Zumal Torrini besaß eine so außerordentliche Geschicklichkeit in der Kartenhandhabung und eine so unglaubliche Kühnheit in der Ausführung, daß das Publicum sich unwiderstehlich zu mißtrauensfreier Bewunderung hingezogen fühlte. Sein Piquet-Trick soll einzig gewesen sein. Auch in anderer Beziehung legte er eine erstaunliche Keckheit an den Tag. Bei seiner Anwesenheit in Rom war er — ein italienischer Edelmann, den widrige Verhältnisse in die Laufbahn des Prestidigitateurs gestoßen hatten — zu einer Vorstellung vor dem Papst aufgefordert worden. Zufällig sah er am Tage zuvor bei einem Uhrmacher eine kostbare Uhr, von der dieser versicherte, sie sei das einzige Pendant zu der berühmten Uhr des Cardinals X . . . und

erst gestern aus Paris angekommen. Torrini kaufte den Chronometer für den respectablen Preis von 1200 Francs, nachdem er dem Uhrmacher Stillschweigen auferlegt und sich versichert hatte, daß der Cardinal seiner Vorstellung beiwohnen werde. Am Schluß gedachter Vorstellung machte er nun folgenden Coup. Er bat sich einen recht kostbaren und womöglich nur einmal auf der ganzen Welt vorhandenen Gegenstand aus; diese Bitte hatte zur Folge, daß der Cardinal auf des Papstes Befehl, wenngleich mit sichtbarem Widerstreben, dem Künstler die Uhr aushändigte. Jetzt ließ sich Torrini Mörser und Stößer geben und zerstampfte zum Entsetzen der Anwesenden das unersetzliche Kleinod in tausend Splitter. Der Cardinal gab mit zitternder Stimme an, daß von einer Vertauschung nicht die Rede sein könne, da er in den Resten Stück für Stück sein Unicum wiedererkenne; in Wirklichkeit jedoch war natürlich das jüngst erstandene Pendant vernichtet worden. Diesen Augenblick allgemeinster Aufregung benutzte der Künstler, um unbemerkt die echte Uhr in die Tasche des Papstes gleiten zu lassen, und sobald Stille eingetreten war, forderte er die Versammlung auf, ihm eine Person zu bezeichnen, die sicherlich nicht im Einverständniß mit ihm stünde. Wie gewollt, deutete Alles auf Pius VII., „Nun wohl," fuhr Torrini fort, indem er einige mysteriöse Bewegungen machte, „ich will, daß die Uhr wieder hergestellt sei und sich in der Tasche Sr. Heiligkeit finde." Der Papst griff sofort, mit allen Zeichen völliger Ungläubigkeit, in die Tasche, zog, ganz roth vor Erregung, die Uhr hervor und händigte sie dem Cardinal so schnell ein, als wenn er gefürchtet hätte, sich die Finger an diesem unheimlichen Gegenstand zu verbrennen. Man kann sich denken, welches Aufsehen der kecke Streich in Rom erregte! Torrini hat die theure, aber originelle Reclame niemals bereut.

Was übrigens Reclame anlangt, so war darin Niemand erfinderischer als der vortreffliche Prestidigitateur Anderson, „the celebrated Anderson, the great wizard of the North." Einmal, es war in den vierziger Jahren, versandte er an alle Londoner Butterhandlungen Holzformen, auf denen sein Name, seine „Titel" und die Stunde seiner Vorstellungen eingeschnitzt waren, mit der Bitte, die Besitzer möchten eine Zeit lang diesen Stempel auf die verkaufte Butter aufdrücken lassen. In Anbetracht des Umstandes, daß schließlich Jedermann Butter zu essen genöthigt ist, verdient die Idee gewiß Nachahmung. Ein andermal setzte er eine silberne Vase aus zum Preise für den besten Witz, der in der Zwischenpause gemacht werde. Jeder hatte das Recht, einen Scherz zu erzählen, und das Publicum mußte durch die Stärke des Applauses die Entscheidung herbeiführen. Aber damit nicht genug! Anderson ließ alle diese mehr oder minder guten Witze stenographisch fixiren und in Schilling-Heften verkaufen; der „große Zauberer" wußte recht gut, wie gern die Meisten sich gedruckt sehen. Von dem Umfang der so muthmaßlich erzielten Einnahme erhält

man eine Vorstellung, wenn man erfährt, daß jedes Heft über 1000 Witze enthält*).

Ob **Philadelphia**, **Döbler**, **Bosco** wirklich so hervorragend waren, wie man nach ihrem Ruf annehmen sollte, bleibt sehr die Frage. Von Bosco wissen wir sogar positiv das Gegentheil. Er scheute kein Mittel, um einen Effect zu erzielen, und ging in seiner Brutalität so weit, die für seine Tricks oft nöthigen Tauben in Wirklichkeit, nicht nur zum Schein, auf offener Bühne zu tödten. Er benutzte jede Gelegenheit, um seine Kunst glänzen zu lassen: im Postwagen, an der Table d' hôte, in den Cafés und in Kneipen, kurz überall machte er seine Kunststückchen. Last not least trug der wohlklingende, wenngleich bizarre Name dazu bei, ihn rasch populär zu machen. Es sind dieselben Umstände, denen einige Jahrzehnte später Bellachini seinen Ruhm zu verdanken hatte.

Indessen alle die Genannten und die unzähligen Nichtgenannten werden um Haupteslänge überragt durch den Klassiker der Taschenspielerkunst, durch **Robert-Houdin**.

Robert-Houdin hat seine Lebensschicksale in einem Buch erzählt, das wegen seines fesselnden, bunten Inhalts und der Anspruchslosigkeit der Darstellung eine sehr angenehme Lectüre bietet. Er hat ferner mit bewunderns-werther Offenheit die Geheimnisse jenes Ordens preisgegeben, dessen Großmeister er war, und er hat endlich alle seine mechanischen, technischen und besonders elektro-technischen Erfindungen ausführlich beschrieben. Während nämlich die meisten Taschenspieler eben nur Taschenspieler und nichts weiter sind, muß Robert als ein Mann der feinen Bildung, als graziöser Schriftsteller und als ein technisches Genie bezeichnet werden. Schon als Kind hantirte er in der Werkstatt seines Vaters, eines Uhrmachers, an den Instrumenten herum. Diese Vorliebe für alles Mechanische wuchs zu einer Leidenschaft von solcher Stärke heran, wie sie dem Bücherliebhaber für Manuscripte, dem Sammler für Münzen, dem Spieler für Karten eignet; alles Zusammengesetzte untersuchte der Knabe, überall wollte er etwas repariren oder construiren. Dabei hatte er ganz originelle Einfälle. Im Institut erfand er das folgende Mittel, um rechtzeitig aufzuwachen. Er band sich eine Schnur an die große Zehe des rechten Fußes, führte sie durch das halbgeöffnete Fenster bis an die Gartenthür und befestigte sie dort so, daß sie beim Oeffnen der Thür straff angezogen wurde. So oft nun des Morgens der alte Diener die widerstrebende Pforte öffnete, sah sich der kleine Robert genöthigt, schleunigst aus dem Bett herauszuspringen, was ihn jedenfalls ganz wach machte. Von solchen primitiven Vorrichtungen bis zu der berühmten „Zauber-Villa" ist ein gut Stück Weges; aber jene verhalten sich zu dieser, wie der ver-

* Vgl. Confidences de Robert-Houdin. Une vie d' artiste. Théatre et prestidigitation. 2. Ed., Paris, 1861. Bd. II, S. 144.

heißungsvolle Anfang zum fröhlichen Ende. Das Landhaus des alten Privatiers erregte seiner Zeit allgemeinstes Aufsehen; da waren elektrische Drähte vom Keller bis zum Giebel, geheimnißvolle Automaten spukten an allen Ecken und Enden, Versenkungen und Wandthüren schoben die Zimmer beliebig durcheinander, Klingeln, Fallen und selbstthätige Revolver hielten das Diebesgesindel fern — mit einem Wort, es war das richtige Märchenhaus.

Man kann sich denken, daß eine solche Natur sich durch den Reiz der schwarzen Kunst unwiderstehlich angezogen fühlte. Ein Banquiste, ein Jahrmarktsgaukler deutscher Abkunft, gab dem Zehnjährigen einen ersten Begriff der Taschenspielerei, ein Buch belehrte ihn später über die wichtigsten Kunstgriffe. Wie er dann sich fortbildete und schließlich zum Entsetzen seiner Familie in die Laufbahn des Escamoteurs eintrat, das lese man im Einzelnen in seiner Biographie nach. Genug, daß eines Tages an den Pariser Anschlagssäulen die folgende Affiche prangte:

Aujourd'hui jeudi, 3 juillet 1845.

Première Représentation

des

Soirées Fantastiques

de

ROBERT-HOUDIN.

Automates, Prestidigitation, Magie.

Die Automaten spielten übrigens eine sehr untergeordnete Rolle. Robert meinte sehr richtig, daß man nicht zum Taschenspieler käme, um Apparate functioniren zu sehen; die wirkliche Prestidigitation solle nicht das Werk eines Instrumentenmachers, sondern das des Künstlers selbst sein. Aus demselben Grunde führte er eine recht wichtige Reform ein. Er verbannte nämlich die bisher üblichen verhangenen langen Tische und setzte an ihre Stelle die unbedeckten kleinen Servanten. Ebenso warf er die excentrischen Costüme der anderen Escamoteure in die Rumpelkammer und erschien im einfachen Frack — ein Talma seiner Kunst. Auch dem Boniment d. h. dem die Tricks begleitenden Vortrage gab er eine andere Form, indem er ihn so einzurichten suchte, daß er jeder Tour den Anstrich der Wahrheit verlieh. Ueberhaupt legte Robert-Houdin den größten Werth darauf, die Täuschung zu einer möglichst vollständigen zu gestalten. Ein Beispiel. Das Kunststück, eine Person an einer Stange scheinbar frei schweben zu lassen (während sie in Wirklichkeit durch einen corsetähnlichen Halter gestützt wird) erfand der Künstler in einer Zeit, wo alle Welt vom Aether sprach. Er brachte also den Trick damit in Verbindung, indem er die Person durch Riechen an einer Flasche scheinbar narkotisirte. Die Flasche war natürlich leer, aber hinter der Bühne wurden in demselben Augenblick ein paar Tropfen Aether vergossen, so

daß ein schwacher Duft in den Zuschauerraum hineindrang und die Illusion beträchtlich erhöhte.

An solchen feinen Zügen war auch die ganze Anordnung der Vorstellungen reich. So ließ Robert in der Zwischenpause eine luxuriös ausgestattete Miniatur-Zeitung vertheilen, deren Inhalt von Abend zu Abend wechselte. Der Titel lautete: Cagliostro. Passe-temps de l'entre-acte (ne jamais lire passe-t-en). Ce journal, paraissant le soir, ne peut être lu que par des gens éclairés . . . le rédacteur prévient qu'il n'est pas timbré (le journal) . . . In einer der Nummern findet sich unter „Faits divers" folgendes niedliche Bonmot: Le Ministre de l'Intérieur ne recevra pas demain, mais le Ministre des Finances recevra tous les jours . . . et jours suivants. Eingehüllt war das Ganze in ein Streifband mit folgendem Aufdruck: A M. et Mdm. ***, demeurant ici. Votre abonnement, finissant ce soir, le gérant du journal vous prie de le renouveler demain, si vous ne voulez pas le voir expirer (l'abonnement).

Was ließe sich nun gar Alles von seinen Triumphen berichten! Vor Kaisern und Königen, vor Manchester-Arbeitern und afrikanischen Wilden zauberte dieser bezaubernde Zauberer, stets von einem glänzenden Erfolg begleitet. Letzterer blieb ihm auch treu, als er nach Berlin kam. Er gastirte bei Kroll von Ende October 1853 bis Mitte Januar 1854, gewiß für die damaligen Verhältnisse eine außerordentlich große Anzahl von Vorstellungen. Als Beweis für die Anziehungskraft dieses Prestidigitateurs par excellence seien ein paar journalistische Kraftproben mitgetheilt. Ein Anonymus in der Spenerschen Zeitung schreibt über die erste „Soirée fantastique" des Herrn Robert-Houdin, Prestidigitateur vom Palais Royal aus Paris: „Herr Houdin ist der König der Escamoteure, der Kaiser der Taschenspieler, das Oberhaupt der Hexenmeister. Hätte Horaz Herrn Houdin gekannt, er wäre gewiß von seinem abgeschmackten nil admirari abgekommen . . . Trotzdem das Geld in seinen Händen noch schneller als in manchem Staatsschatz verschwindet, so kann man doch ruhig sein, denn schon nach wenig Minuten kommt es in der Tasche des früheren Besitzers zum Vorschein, ohne irgend einen Verlust erlitten zu haben. Wir würden es nimmer glauben, wenn wir es nicht gesehen hätten. Das Publicum wird daher gut thun, sich durch den Augenschein zu überzeugen, sonst glaubt es, daß wir von Münchhausiaden und Märchen erzählen; aber Alles hat sich wirklich so zugetragen, anno domini 1853, zu Berlin und im Saale bei Kroll, worüber sich männiglich selber für zehn Silbergroschen belehren kann." Der gefürchtete Rellstab stimmt in der „Voß" einen Hymnus an, aus dem einige Partien von Interesse sein mögen. „Nun kann ich doch endlich wieder mitreden! Darf ich mich doch endlich wieder sehen lassen an öffentlichen Orten, da ich ihn nun gesehen habe, den Mann des öffentlichen Staunens, den Eckstein der Tagesinteressen, den

Digitized by Google

magnetischen Pol der Luftströmungen, den — nicht weiter! Wir wissen ja nun schon hinlänglich, daß nur von dem Großmagus Houdin*) die Rede sein kann, der nicht bloß zaubert, sondern bezaubert; sogar Referenten und Recensenten, was bisher so unmöglich war, wie die Quadratur des Zirkels! . . ." Rellstab beschreibt einige Tricks des Künstlers, darunter folgende: „Er wickelt sich ein allerliebstes Turteltäubchen in einen Bogen Seidenpapier; wir sehen es darin zappeln, er haucht darauf, und — ein Lufthauch ist Alles, was sich in dem Seidenbogen befindet. Fort durch alle Lüfte ist das Täubchen! ‚Ei, dergleichen haben wir schon öfter gesehen.' Ich glaube es, aber wie? So wie hier sabt Ihr's noch nie! . . . Ich will euch ein Märchen erzählen, d. h. eine wahre Geschichte. Von schöner Hand erbittet der Magus mit Grazie ein Taschentuch und einen Ring, wickelt den letzten in's erste und schnürt das Päckchen wohl zu. Ein Ei, eine Citrone, eine Orange werden euch vorgelegt, und die Wahl gelassen, in welcher der drei sich der Ring mit dem Tuch wiederfinden soll. Die äußerste Rechte ruft: „In der Orange!" Die äußerste Linke: „In dem Ei!" Das Centrum: „In der Citrone!" — O weshalb ist Herr Houdin nicht Minister geworden! Wie hätte er die divergirendsten Kammern unter einen Hut gebracht! Die orientalische Frage hätte er geschlichtet (wenn auch nicht beantwortet) bei einer Tasse Nachmittags-Kaffee! — ‚Nichts leichter 'als die Vereinigung dieser drei Wünsche,' entgegnete er. ‚Ich werde bewirken, daß das Ei in der Citrone, die Citrone in der Orange Platz finde, so stecken alle drei in Einem und das Schnupftuch in allen Dreien.' Das geschieht dann wirklich und wahrhaftig . . ."

Nach Robert-Houdin ist der Taschenspielerkunst kein neuer Reformator erstanden. Sie wandelt jetzt noch wesentlich in denselben Bahnen wie vor vierzig Jahren und sucht sich mit den Nothbehelfen des Antispiritismus und der Gedankenleserei einen neuen Aufputz zu geben. Desgleichen fehlen uns Prestidigitateure, die das ganze Gebiet mit gleicher Meisterschaft beherrschen. Die beiden besten lebenden Vertreter, M. Hermann in Berlin und Cazeneuve in Marseille, sind bloß in gewissen Grenzen mustergültig: jener excellirt hauptsächlich in Handtricks mit Karten und Thalern, dieser in Kartenkunststücken. Und von den tausend Anderen kann man wohl sagen, daß sie gut, nicht aber, daß sie vorzüglich „arbeiten." Es geht der Prestidigitation im Grunde nicht anders als mancher Kunst und Einzelwissenschaft: sie harrt sehnsüchtig ihres Messias.

Woran mag das liegen? Was ist denn außer den technischen Kenntnissen, die sich schließlich Jedermann mit gehöriger Geduld erwerben kann, dazu nöthig, um ein guter Taschenspieler zu sein?

*) Nebenbei: der eigentliche Name des Künstlers war Robert; den Geburtsnamen seiner Frau, Houdin, hatte er erst in den vierziger Jahren mit behördlicher Erlaubniß angefügt. D. Verf.

II.

Der Taschenspieler muß eine gar krause Ahnentafel aufweisen können. Er muß in gerade Linie abstammen mütterlicherseits von der Hexe von Endor, väterlicherseits von dem Zauberer Merlin; er muß Zornebogk und Sykorax zu Pathen gehabt haben und die Faust'sche Hexe zu seinen Muhmen zählen.

Mit anderen Worten: Der Taschenspieler muß zu seinem Beruf geboren werden. Non cuivis hominum contingit adire Corinthum.

Der moderne Hexenmeister bedarf zunächst in hervorragendem Maße derselben Eigenschaft wie der Arzt. Er muß Vertrauen einflößen. Die Zuschauer müssen es ihm auf's Wort glauben, wenn er versichert, daß er in der linken Hand eine Apfelsine halte, mag dieselbe auch schon längst in die rechte Hand hinübergewandert sein. Diese Fähigkeit, die Sympathien des Publicums vom ersten Augenblick an zu erobern, so, daß die Anwesenden ohne Ausnahme willig den Intentionen des Künstlers folgen, läßt sich nicht erlernen, und doch besteht gerade in einer solchen Stimmung des Publicums das vornehmste Hülfsmittel des Prestidigitateurs.

Denn wodurch er seine Wunder zu Stande bringt, das ist nicht die große Schnelligkeit der Finger. Eigentlich paßt das Wort Prestidigitation gar nicht. Der tüchtige Taschenspieler erweckt zwar bei dem Laien den Glauben, es ginge Alles so rasch und gewandt von Statten, daß man es unmöglich sehen könne, in Wirklichkeit jedoch macht er die nöthigen Bewegungen mit der größten Ruhe und Langsamkeit. Die Vollkommenheit liegt in der ars artem celandi, in der Kunst, den Zuschauer so zu beeinflussen, daß man ihm Alles vor der Nase vormachen kann, ohne daß er es merkt. Auch zu diesem zweiten Haupterforderniß eines Adepten ist natürliche Anlage nöthig. Ich habe manche Dilettanten gesehen, die recht hübsche Erfolge hätten erzielen können, wenn sie nicht die thörichte Eitelkeit besessen hätten, mit ihrer „Geschicklichkeit“ zu prunken. Darin liegt nicht der Reiz dieser Kunst, daß der Beschauer über die bei ihr aufgewendete affenähnliche Geschwindigkeit erstaunt, vielmehr darin, daß er auch diese Erklärung für ausgeschlossen hält und mit dem Bewußtsein nach Hause geht, ein Stündchen in einer wirklichen Wunderwelt verbracht zu haben. Die letzte Wirkung steht ästhetisch ungleich höher als die erste und hebt die Prestidigitation aus der Sphäre der Jonglerie heraus. Es hat seinen Grund, daß sich Männer aus den besten Gesellschaftskreisen ohne Scheu mit Taschenspielerei beschäftigen, während dieselben nie daran denken werden, equilibristische Kunststücke zu produciren.

Auch aus einem zweiten Grunde gilt die Warnung vor Unruhe und Ueberstürzung. Das Publicum braucht Zeit, um die Bewegungen zu sehen und in ihrer Bedeutung zu verstehen, und wenn beispielsweise bei einer Verwandlung die zweite Phase eintritt, ohne daß die erste genugsam an-

gezeigt war, wenn also bei der Verwandlung einer Apfelsine in einen Apfel Niemand bemerkt hatte, daß der Gegenstand erst eine Apfelsine war, dann fällt natürlich der ganze Trick in's Wasser. Darum bedarf der echte Taschenspieler jener außerordentlichen Ruhe, die gleichfalls nicht Jedermanns Sache ist. Er muß ferner, neben dem vertrauenerweckenden Auftreten und der imponirenden Ruhe, über die Fähigkeit verfügen, sich gleichsam eine magische Atmosphäre zu schaffen*), in der die Beschauer einerseits Alles, selbst das Unglaubliche, für möglich, andererseits Alles, selbst das Einfachste, für wunderbar halten. In dieser Richtung liegt die psychologische Bedeutung vieler kleiner Kniffe, die der Praktiker anzuwenden pflegt. Er läßt sich etwa den benöthigten Thaler nicht geben, sondern zaubert ihn aus der Nase eines fremden Herrn hervor. Er steckt die Handschuhe nicht, wie gewöhnliche Menschenkinder, in die Tasche, sondern zerrollt sie in den Händen u. s. f. — schließlich weiß der Zuschauer garnicht mehr, wie er aus einem solchen Labyrinth von Hexerei entkommen kann, und geräth in eine Stimmung, welche dem Taschenspieler seine Aufgabe wesentlich erleichtert.

Indessen das Hauptgeheimniß aller Prestidigitation besteht darin, die Gedanken der Anwesenden in eine solche Bahn zu lenken, daß die Entwickelung des Tricks für den Augenblick als natürliches Resultat der künstlich untergeschobenen Ursachen erscheint. Das Publicum muß sich sagen: die Karte ist durch ein Anhauchen verwandelt worden, so den Gedankengang vollziehend, der von dem Taschenspieler durch alle möglichen Mittel suggerirt wird. Nun kommt aber die Vernunft dazwischen und wirft ein: das ist doch unmöglich, daß durch einen Hauch aus Coeur-Aß Pique-Bube wird, und aus diesem logischen Widerspruch zweier gleichzeitiger Vorstellungen entspringt das angenehme Bewußtsein der Illusion. — Als subjective Vorbedingung des genannten psychologischen Fundamentes aller Taschenspielerkunst ist der Glaube an sich selbst zu bezeichnen. Der Künstler muß von dem Augenblick an, wo er die Karten in die Hand nimmt, von dem Gefühl durchdrungen sein, er könne jetzt wirklich nach Belieben schalten und walten; ein jedes „Passe“ muß ihm selbst als thatsächliche Zauberformel aus dem Munde kommen und seine eigenen falschen Behauptungen müssen ihm fast als Wahrheit erscheinen. Nur der Ueberzeugte überzeugt. Viel hängt ferner von der geschickten Gruppirung der Tricks ab, durch die ein verhältnißmäßig einfaches Kunststück seine zweckmäßige Verwerthung als pädagogische Vorbereitung für ein größeres Wunder erfährt und Gedankenverbindungen sich herstellen lassen, die dem Erfolg der Experimente äußerst günstig sind. Am wichtigsten jedoch bleibt die Art der Vorführung, in Sprache und Geste. Hierüber

*) Deshalb soll ein sorgfältig gewähltes Programm stets mit einem „Blender“ beginnen.

Digitized by Google

können keine allgemeinen Regeln aufgestellt werden; vielleicht vermag ein Beispiel deutlich zu machen, worauf es ankommt.

Es handelt sich beispielsweise um das bekannte Verschwinden eines Thalers. Die Vorschrift lautet: man halte das Geldstück zwischen Daumen und Mittelfinger der linken Hand, ergreife es dann scheinbar mit der rechten Hand, schließe diese und zeige sie dann dem Publicum, wider dessen Erwarten, als leer. Der ganze Kniff besteht darin, daß in dem Augenblick, wo die rechte Hand zugreift, der Thaler, von den zwei ihn haltenden Fingern losgelassen, in die linke Handhöhle zurückfällt und dort verborgen bleibt. Und nun sehe man diese recht simple Geschichte von einem Künstler ersten Ranges, wie Herrn M. Hermann, ausgeführt! Hermann nimmt zunächst den Thaler und wirft ihn zu wiederholten Malen auf die Holzfläche des Tisches, um, wie er sagt, zu beweisen, daß wir es mit einem einfachen harten Thaler zu thun haben. In Wirklichkeit jedoch ruft er damit einmal unwillkürlich in Jedem die Vorstellung wach, daß ein Ding, das solchen Lärm mache, doch unmöglich lautlos verschwinden könne, eine Vorstellung, die den Effect des Tricks bedeutend erhöht, und zweitens betäubt und verwirrt der fortschwingende helle Klang die Umstehenden dermaßen, daß sie in einer halben Hypnose den weiteren Vorgängen folgen. Nun nimmt Hermann den Thaler in die linke Hand, sieht mit prüfendem Blick auf die rechte, als ob es auf die in der Hauptsache ankäme — und greift dann zu. Aber dieser Griff hat etwas so Ueberzeugendes, daß man darauf schwören möchte, die rechte Hand hätte den Thaler gefaßt und hielte ihn umschlossen; die Stellung der Finger ist dem supponirten Thatbestand auf das Natürlichste angepaßt. — Kaum ist der Griff geschehen, so geht sofort die Rechte zur Seite, und das Mitgehen des ganzen Körpers, das Beugen des leicht nach vorn geneigten Kopfes, der Blick der Augen, zwingen die Anwesenden förmlich, dieser Hand zu folgen. Die Linke hat sich inzwischen dem Körper zugewendet und weist mit den zwei ersten Fingern auf die rechte Hand, während die beiden anderen Finger den vom Daumen nach oben gedeckten Thaler durchaus unauffällig halten. Wenn durch solche Nuancen und besonders durch den Vortrag des immerwährend redenden Künstlers die ganze Aufmerksamkeit auf die rechte Hand concentrirt ist, und Jeder sich vornimmt, jetzt einmal recht genau aufzupassen, wie der Thaler wohl aus dieser Faust verschwinden soll, macht Hermann kleine Ruckbewegungen mit den Fingern, welche dieselben immer mehr von der Maus wegziehen, und sagt dabei, anscheinend selbst auf's Höchste für das merkwürdige Phänomen interessirt: „Sehen Sie, meine Herrschaften, wie der Thaler immer kleiner wird, immer kleiner — und jetzt, sehen Sie, ist er ganz verschwunden." Dabei öffnet er die Finger völlig, die Gestalt, die bisher ganz in die Betrachtung der Wunderhand versunken war, richtet sich auf, und die blitzenden Augen scheinen auszudrücken: es sei doch eigentlich eine ganz tolle Sache mit dem Thaler . . .

Ja, wie bildet man sich aber zu einem solchen Hexenmeister aus? wird der Leser fragen. Zuvörderst heißt es natürlich üben, üben und nochmals üben. Man steigt von den einfacheren Griffen zu den schwereren auf, indem man stets erst den Trick in seinen einzelnen Bestandtheilen, dann im Ganzen übt. Indessen hierüber stehen mir als Dilettanten keine Belehrungen zu; auch enthält dieser unterste, durch Lehrer und Bücher erlernbare Theil der Ausbildung nur geringe psychologisch wichtige Elemente. Sobald dann die technische Seite eines Tricks tadellos beherrscht wird, muß sich der Schüler der dramatischen Seite zuwenden, welche, was die Wirkung unbetrifft, die größte Bedeutung zu beanspruchen hat. Damit jeder Vorgang den Anstrich möglichster Natürlichkeit gewinne empfiehlt es sich, stets vor einem Spiegel zu arbeiten. Hierbei muß der Taschenspieler zuerst das **wirklich** thun, was er später, bei der Aufführung, zu thun **vorgiebt** er muß genau die Stellungen und Bewegungen seiner Hände beobachten und sie hernach mit peinlicher Treue copiren, damit alle Unterschiede zwischen Realität und Illusion verschwinden. Vor allen Dingen soll er sich daran gewöhnen, immer mit den Augen der Hand zu folgen, die den Gegenstand zu enthalten **scheint**, da dies das sicherste Mittel ist, Augen und Aufmerksamkeit der Zuschauerschaft in die gleiche Richtung zu lenken.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß die wichtigsten Organe für die Ausübung unserer Kunst **Getast** und Gesicht sind. Ihre methodische Ausbildung bleibt die Hauptaufgabe des angehenden Prestidigitateurs. Es empfiehlt sich daher, eine Zeit lang in die Schule des Jongleurs zu gehen, um die Accomodation der Bewegungen zu üben. Ich persönlich habe mich bei Untersuchungen über den sogenannten Muskelsinn vielfach mit Jongleuren abgegeben, und ich muß gestehen, daß die Feinfühligkeit dieser Leute für die kleinsten Schwankungen des Gleichgewichtes und die Anpassungsfähigkeit ihrer Bewegungen an das Unglaubliche streift. Ein Javaner zeigte mir beispielsweise das Voltigiren von vier verschieden schweren Kugeln in der Luft, während er gleichzeitig einen beliebigen englischen Text laut vorlas; er vermochte also die Wurflinien und die durch sie bedingten Handbewegungen auf das Genaueste abzuschätzen, obwohl Auge und Aufmerksamkeit in anderer Richtung beschäftigt waren. Eine ähnlich staunenswerthe Sensibilität des Tastsinnes besitzt der französische Prestidigitateur **Cazeneuve**. Cazeneuve ist im Stande, von jedem Kartenspiel eine beliebige Anzahl Karten mit einem Griff abzuheben. Man wünscht sechs Karten, die Hand greift zu, nimmt ab und giebt Einem genau sechs Karten, man wünscht zwanzig, dasselbe Schauspiel, man fordert dreizehn, dreißig, vierundzwanzig, stets — mit seltenen Fehlversuchen — derselbe Erfolg. Welche fabelhafte Empfindlichkeit für winzige Höhenunterschiede dazu erforderlich ist, lernt man am Besten durch einen eigenen Versuch verstehen.

Ueber die Entwickelung des **Gesichtes** giebt Robert-Houdin beachtens-

werthe Winke. Robert hatte stets an den Pianisten die Fähigkeit bewundert, auf einen einzigen Blick eine große Anzahl von schwarzen Punkten zu übersehen, in Begriffe und schließlich in Bewegungen umzusetzen; er sah ein, daß diese appreciative Wahrnehmung einer eigenthümlichen Fortbildung fähig sei, sobald sie auf Intelligenz und Gedächtniß angewendet würde. Er begann daher eine Reihe von Uebungen, zu deren Verständniß ich ein paar Worte vorausschicken muß. Bekanntlich vermag der normale Mensch die Summe einer kleinen Anzahl von Gegenständen sofort anzugeben, und zwar liegt die Grenze etwa bei fünf. Ob zwei oder drei, vier oder fünf einzelne Markstücke neben einander liegen, das kann man ohne Besinnen überschauen. Aber sowie die Zahl sich vergrößert, wird eine kurze Ueberlegung nöthig und nur einzelne, besonders veranlagte, Individuen, wie Dase, sind im Stande, bei größeren Summen augenblicklich das Richtige zu treffen. Robert unternahm es nun, in Gemeinschaft mit seinem kleinen Sohn Emil, ihre ursprünglich recht minderwerthige Perceptionsgabe derart auszubilden, daß sie eine beliebig herausgegriffene Anzahl Dominosteine abschätzten. Nach wochenlangen Mühen war die Maximal-Grenze bis auf 12 erweitert. Nun veränderte Robert die Experimente so, daß an die Stelle gleichartiger Objecte verschiedenartige traten. Zu diesem Zweck durchstreifte er täglich mit seinem Sohn die Straßen. Sobald sie an einem mit allerhand Waaren gefüllten Schaufenster vorüberkamen, warfen sie einen aufmerksamen Blick darauf, machten nach wenigen Schritten Halt und notirten diejenigen Gegenstände, welche sie in dieser kurzen Zeit erfaßt hatten. Anfangs sahen sie höchstens vier oder fünf deutlich, nach einigen Monaten jedoch brachten sie es bis auf dreißig, der Kleine sogar manchmal bis auf vierzig. Mit Hülfe dieser übernormalen Perceptionsgabe hat Robert-Houdin die meisten seiner Glanzstücke ermöglicht, zu denen u. A. das Experiment der „seconde vue“ gehörte. Man kann sich nunmehr ganz gut sein sogenanntes „Hellsehen“ erklären, das in den vierziger und fünfziger Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt erregte. Der Vater sammelt auf einer Platte eine Anzahl Objecte, sagen wir zwanzig, ein und dreht sich für eine halbe Minute so, daß der Knabe einen Ueberblick gewinnt*). Dann vermag der Knabe schon die Anzahl der Gegenstände zu nennen und sie ungefähr zu schildern: was etwa noch fehlt, wird durch einen sinnreichen Signalcodex übermittelt. Letzterer trat besonders dann in Action, wenn die Gegenstände eingewickelt waren. In diesem Fall verwickelte Robert den Geber in ein kurzes Gespräch und benutzte die Zeit, um mit dem sorgfältig gespitzten Nagel des rechten Daumens ein kleines Loch in die Umhüllung zu bohren und mit

*) Dem Knaben sind freilich die Augen verbunden. Indessen bleibt stets unten ein kleiner Spalt zum Durchgucken, sofern man nicht Watte oder Heftpflaster zu Hülfe nimmt; und das geschieht natürlich bei öffentlichen Vorstellungen nicht.

dem Adlerauge des früheren Mechanikers den Inhalt zu prüfen. Es ist erstaunlich anzuhören, welche an's Wunderbare grenzenden Experimente auf diese Weise zu Stande kamen.

Unser Gewährsmann betont, daß er auch nach anderer Richtung Vortheil von seinen Studien gezogen habe. Diese Uebungen hatten ihm nämlich die Fähigkeit verschafft, gewissermaßen gleichzeitig zwei Gedankengänge zu verfolgen, sowohl an das zu denken, was er that, als auch an das, was er sagte, beim Prestidigitateur zwei ganz verschiedene Dinge. Und das ist eine Hauptaufgabe des Künstlers, das Spiel seiner Hände völlig unabhängig von der Thätigkeit des übrigen Körpers zu gestalten und die nöthigen Griffe ohne die geringste Betheiligung der nicht gebrauchten Körpertheile auszuführen. Die Finger müssen einen Mechanismus für sich selbst bilden, der absolut selbständig fungirt. Nur dann vermag der Taschenspieler während der Ausführung eines Kunststückes die Mienen der Umstehenden mit genügender Sorgfalt zu beobachten und damit den von allen Seiten drohenden Gefahren zu entgehen. So gewaffnet wird er freilich auch unanfechtbar sein. Dem geübten Künstler mißlingt nie, schlechterdings nie ein Trick.

Die Leichtigkeit der Ausführung ist das Einzige, was in gewissem Sinne von der Beschaffenheit des Publicums abhängt. Der Ungebildete ist weit schwerer zu täuschen als der Gebildete, denn jener sieht in jeder Tour ein Mißtrauensvotum gegen seine Intelligenz, einen Versuch, ihn zu düpiren, gegen den er mit allen Kräften ankämpft, während dieser sich widerstandslos der Illusion hingiebt, da er ja allein in der Absicht gekommen ist, getäuscht zu werden. Aber welche Naivetät gerade die Gebildetsten gelegentlich zu Tage legen, sollte man nicht glauben. Ich habe einen Professor gesehen, der bei dem bekannten Ringspiel Stein und Bein schwor, er habe alle acht Ringe geprüft, obwohl er thatsächlich nur zwei in die Hand bekommen hatte, und ich selbst habe es öfters gewagt, eine Anzahl Karten in der umgekehrten Reihenfolge zu numeriren, als sie es der Verabredung gemäß verdienten, ohne daß Jemand daran Anstoß genommen hätte.

Die Erklärung hierfür liegt in zwei Grundfunctionen unseres psychischen Organismus: der Association und der Imitation. Der folgende Abschnitt soll ihre Beziehungen zur Kunst der Täuschung erörtern.

III.

Für die Mechanik des Bewußtseins bilden die Gesetze der Vorstellungsreproductionen den durchgreifenden Gesichtspunkt. Die neuere Psychologie lehrt einstimmig, daß, wenn eine Vorstellung B mit der Vorstellung A gleichzeitig im Bewußtsein gewesen oder unmittelbar auf dieselbe gefolgt war, beim Wiedereintritt von A eine Tendenz dafür vorhanden ist, daß auch B sich wieder im Bewußtsein einstelle. Man pflegt dann zu sagen,

die Vorstellung B sei mit der Vorstellung A associirt. So weckt die Wahrnehmung einer Messerscheide sofort die Vorstellung der stets damit zusammen gesehenen Klinge, und die Wahrnehmung des Blitzes ruft unwillkürlich die Erwartung eines Donnerschlages hervor.

Der einfachste Typus der Täuschung besteht nun darin, daß gewisse Erwartungen durch ungewohnte äußere Umstände nicht erfüllt werden. Wenn ich mit gekreuzten Fingern eine Doppelheit von runden Gegenständen wahrnehme, so kann mich erst der Augenschein davon überzeugen, daß ich es in Wirklichkeit bloß mit einer Kugel zu thun habe; die tausendfach gemachte Erfahrung, daß doppelt Gefühltes auch Doppeltes ist, ruft in diesem Fall eine Illusion hervor. Es begegnet einem wohl auf Reisen, daß man frühmorgens die Wasserkanne derart hochhebt, daß sie beinahe bis an die Decke fliegt. Der einfache Grund ist die Nachlässigkeit des Zimmermädchens, das die Caraffe mit Wasser zu füllen vergessen hat. Es sind also Schwere des Gefäßes und erforderliche Kraftanstrengung in einer sehr merkwürdigen Weise miteinander associirt. Kurz, eine große Anzahl unbeabsichtigter Täuschungen entspringt jenem allgemeinen Geistesgesetz, laut dessen wir gegenüber dem Ungewöhnlichen und Exceptionellen gewohnte und wohlbekannte Regeln in Anwendung bringen.*)

Der Leser hat gewiß schon einmal das verblüffende Kunststück gesehen, wie mehrere entliehene Ringe zerhämmert, in eine Pistole gesteckt, herausgefeuert und nachher unversehrt einem Kästchen entnommen werden, das in drei anderen steckte. Ohne uns mit der Erklärung des ersten Theiles dieses Tricks aufzuhalten, wollen wir den letzten einer kurzen Prüfung unterziehen. Der Künstler stellt einen ziemlich großen Kasten auf den Tisch, dessen Schloß geöffnet werden muß. Es zeigt sich, daß ein kleinerer Kasten darinnen ist, der herausgeholt, gleichfalls aufgeschlossen und seines Inhaltes, eines dritten Kästchens, entledigt wird. Wenn der Taschenspieler so dem Publicum demonstrirt hat, daß 2 aus 1 und 3 aus 2 hervorkommt, dann kann er sehr leicht das letzte, kleinste Kästchen von einer Leiste unter dem Tisch fortnehmen und es so hervorziehen, als ob es aus dem nächstgrößeren Kasten stamme. Der Beobachter ist durch die beiden ersten reellen Vorgänge so von der Richtigkeit auch des letzten überzeugt, daß es ihm niemals in den Sinn kommen wird, daran zu zweifeln, daß No. 4 aus 3 hervorgeholt worden ist. Die psychologische Grundlage der Täuschung besteht ersichtlich in der sinnreichen Ausnutzung der gewohnheitsmäßigen Association: Hervorholen eines Kastens und Hervorholen dieses Kastens aus einem anderen Kasten sind zwei Vorstellungen, zwischen denen die Klugheit des Taschenspielers künstlich eine enge Verbindung hergestellt hat. Der Zuschauer wird angeleitet, einen logisch regel-

*) Vergl. Jastrow, The psychology of deception. Popular Science Monthly, Bd. XXXIV, No. 2. New-York 1888.

rechte Schlußsatz aus zwei Prämissen auch in jenem dritten Fall zu folgern, wo die Voraussetzungen nicht mehr wie im ersten und zweiten Fall zutreffen.

Wir erhalten hiermit ein neues Princip der Taschenspielerkunst. Es lautet: thue das erst wirklich, wovon der Beobachter nachher glauben soll, du habest es gethan. In der That wird diese Regel in praxi vielfach befolgt. Der Künstler wirft erst einige Thaler wirklich in den Hut, ehe er die übrigen durch Enpalmage daran hindert, ihren Vorgängern zu folgen; er legt eine Karte thatsächlich auf das zweite Spiel, bevor er die übrigen vier in den Aermel schlüpfen läßt. Eine geradezu klassische Illustration liefert das Verschwindenlassen der Apfelsine in der Luft. Man setzt sich an das Kopfende eines Tisches, wirft eine Apfelsine etwa einen halben Meter in die Höhe, fängt sie mit einer Hand wieder auf und läßt diese Hand dabei unter die Tischkante sinken, dann wirft man die Apfelsine mit einem etwas stark markirten Ausholen nochmals in die Höhe und zwar jetzt etwa anderthalb Meter hoch; auffangen; dabei sinkt die Hand zum dritten noch stärkeren Ausholen tief unter die Tischkante, läßt die Apfelsine auf dem Schooß liegen und macht, ohne eine Secunde zu zögern, die dritte Wurfbewegung. Neun Zehntel des Publicums sehen dann die Apfelsine in der Luft verschwinden. Bei diesem ebenso einfachen wie lehrreichen Experiment fehlt erstens jede Deckung, wie bei dem oben beschriebenen Verschwindenlassen des Thalers, und zweitens jeder Apparat wie bei dem eben erwähnten Kästchenkunststück. Hier ruht Alles auf den subjectiven Bedingungen der Täuschung, nicht auf irgendwelchen äußeren Hülfsmitteln.

In dem Sinn psychologischer Maßnahmen sind manche kleinere Taschenspielerkniffe zu verstehen. Angenommen, ein in der rechten Hand verbliebenes Geldstück ist scheinbar in die linke Hand hinübergelegt. Wollte nun der Prestidigitateur sofort die linke Hand öffnen und zeigen, daß sie den Thaler nicht enthält, so würden die Zuschauer sehr leicht auf die richtige Erklärung kommen, nämlich die, daß der Thaler überhaupt niemals in die Linke hineingelegt worden ist. Sobald man jedoch ein oder zwei Minuten mit dem Oeffnen der Hand wartet, sodaß das Publicum sich an den Gedanken gewöhnt hat, das Geldstück sei darin, und man dann noch vor dem Oeffnen den Ballen der Linken ein paar Mal sanft streicht mit der anderen, das Geldstück thatsächlich haltenden Hand, dann giebt man nicht nur der Rechten eine angemessene und durchaus unauffällige Beschäftigung, sondern man legt auch dem Publicum die Vermuthung nahe, daß die mysteriöse Bewegung der rechten Hand irgendwie die Ursache des Thalerverschwindens sei. Man muß das einmal selbst erleben, wie solche Kleinigkeiten das Urtheil scharfer und fähiger Beobachter irreführen können. Der Zuschauer weiß in abstracto sehr gut, daß ein Reiben des Handballens mit den Fingern der anderen Hand keine adäquate Ursache für das Verschwinden des Geldstückes abgiebt, aber da das Verschwinden über

Digitized by Google

allem Zweifel feststeht, so nimmt der Geist unwillkürlich die Erklärung an, die ihm indirect geboten ist. Ganz ähnlich wirkt das eigentlich sinnlose „Rüffeln"*) der Karten. Gesetzt den Fall, man habe heimlich einer bestimmten Karte eine für den Trick nöthige Stellung in dem Spiel gegeben, ohne daß die Zuschauer davon wissen. Wenn man nun, bevor man zeigt, daß Alles in der gewünschten Ordnung ist, ostentativ die Karten rüffelt, so werden die meisten Anwesenden glauben, daß jetzt die Transposition geschehen sei, und demnach weit weniger von der eigentlichen Natur des Tricks verstehen, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Dieser letzte Kniff ließe sich auch in eine Kategorie reihen, die füglich als Ablenkung der Aufmerksamkeit bezeichnet werden kann. Dadurch, daß der Taschenspieler ein Interesse für ein beliebiges unwichtiges Detail erweckt, concentrirt er die Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt oder, negativ ausgedrückt, entfernt sie von der Hauptsache; und, wie wir Alle wissen, sind die Sinne eines unaufmerksamen Menschen ziemlich stumpf. Der Taschendieb ist Psychologe genug, um als Arbeitsfeld die Theater oder Ausstellungen zu bevorzugen, weil er dessen sicher ist, daß an solchen Plätzen die Leute wenig Obacht auf Uhr und Portemonnaie geben. Ebenso vermeidet es der Prestidigitateur sorgfältig, jemals vorher die Natur eines Tricks genauer zu bezeichnen, damit der Zuschauer ja nicht weiß, worauf die Aufmerksamkeit zu fixiren ist.

Eine verwandte Regel giebt bereits der französische Physicien Decremps. Wenn man „Eins! Zwei! Drei!" vor dem Verschwindenlassen eines Gegenstandes zähle, dann müsse das thatsächliche Verschwinden vor „Drei" und nicht erst bei „Drei" stattfinden, denn da des Publicums Aufmerksamkeit auf die „Drei" gespannt ist, entgeht ihr ganz, was bei „Eins" oder „Zwei" passirt. Ich persönlich habe bei meinen anspruchslosen Darbietungen im Freundeskreis oft nach dieser Lehre gehandelt und habe stets von Neuem darüber gestaunt, daß Männer der exacten Forschung so blind gegenüber dem sein können, was sich unmittelbar unter ihren Augen vollzieht. Nun geht freilich der Gedankengang des Laien fast nie den natürlichen Weg. Er kann sich garnicht vorstellen, daß mit solchen einfachen Mitteln und mit solcher — Keckheit gearbeitet wird, er sucht vielmehr nach den verwickeltsten Hypothesen oder führt Alles auf eine Lieblingsvorstellung zurück, z. B. das Verschwinden im Rockärmel, das nebenbei in der Praxis höchst selten angewendet wird. Aber wie er sich auch anstellen mag, es wird immer gelingen, ihn auf einen Augenblick so abzulenken, daß der Coup unbemerkt ausgeführt werden kann.

*) Man hält das Kartenspiel so, daß Mittel- und Zeigefinger sich hinten befinden und der Ringfinger vorn. Dann drückt man mit dem Daumen auf das obere Ende des Spieles und läßt die Karten mit beliebiger Schnelligkeit durchlaufen. Es entsteht auf diese Weise ein sehr charakteristisches, scharfes Geräusch.

Digitized by Google

Eine besonders wirksame Methode der Ablenkung rechnet auf die menschliche Nachahmungssucht. Wir haben eine Neigung, alle wahrgenommenen Handlungen ganz oder andeutungsweise zu imitiren. Sehen wir Jemanden gähnen, so gähnen wir mit, hören wir ihn lachen, so kitzelt es uns auch in den Mundwinkeln, bemerken wir, daß er sich plötzlich umdreht, so fühlen wir den gleichen Trieb, schaut er noch oben, so blicken wir gleichfalls in die Höhe — eine normale Anlage, die in pathologischer Ausartung zur lata und zu den jumpings führt.

Darauf rechnet in vielen Fällen der Taschenspieler. Er blickt stets nach der Richtung, in der er die Aufmerksamkeit seines Auditoriums wünscht, und macht überhaupt alles das vor, was das Publicum thun soll. Wenn er sein Auge sinnend zur Decke erhebt, dann fliegen mit hörbarem Ruck die Köpfe aller Anwesenden in die Höhe, und es bietet einen unsagbar komischen Eindruck, wie nun die Finger ganz ruhig unten Karten vertauschen oder ähnliche Manipulationen vornehmen. Liegt der Trick in der linken Hand, so wendet sich der Taschenspieler mit scharfer Wendung an eine zur rechten Seite befindliche Person, in der richtigen Berechnung, daß die Anwesenden mit dem Oberkörper die gleiche Bewegung machen und demnach nicht beachten werden, was linker Hand vorgeht. Bei einer großen Anzahl von Touren handelt es sich darum, eine mitten in das Spiel gesteckte Karte durch die Volte oben auf das Päckchen hinaufzubringen. Natürlich wäre es ganz verkehrt, sofort nach Empfang der Karte den Griff auszuführen, denn auch die schnellste und geschickteste Ausführung würde dem Publicum bemerkbar sein. Der Prestidigitateur vielmehr hält das Spiel ruhig und fragt nach einer kurzen Pause den, der die Karte zog: „Sie sind doch dessen ganz sicher, daß Sie die Karte wiedererkennen werden?“ Sobald er zu sprechen beginnt, wird ein natürlicher Impuls Aller Augen auf sein Gesicht ziehen und ihm das Volteschlagen auf die ungezwungenste Weise ermöglichen. Ueberhaupt hat jede scharfe, kurze Bemerkung zur unfehlbaren Folge, daß sich — wenigstens für einen Augenblick — die Augen von den Händen ab- und dem Munde zuwenden, kraft dem erwähnten Gesetz der Imitation.

Außer diesen wenigen Hauptpunkten giebt es nun eine sehr große Anzahl kleinerer Schliche, die unmöglich im Einzelnen geschildert werden können. Da giebt Ducret die Anweisung, man solle bei den Geschicklichkeits-Touren im Boniment Combinationsgabe als Lösung des Räthsels andeuten und sich sehr schwerfällig anstellen, damit der Zuschauer ja nicht auf eine annähernd richtige Erklärung verfalle. Ein Deutscher räth, das, worauf es einem nicht ankommen kann, direct zu erfragen, wichtige Auskünfte jedoch nur heimlich herauszulocken. Und so lassen sich neben der Hauptstraße ungezählte kleine Gänge in dem Fuchsbau der Taschenspielerkunst entdecken. Ein paar derselben kommen in dem folgenden Beispiel zur Geltung, das diesen Abschnitt beschließen möge.

Digitized by Google

Der Künstler läßt aus einem Spiel Karten eine herausziehen, sich merken und „nach Belieben“ wieder hineinstecken. Er hebt dann das Spiel in die Höhe, zeigt die unterste Karte und fragt, ob diese die gewählte sei. Da es verneint wird, zieht er sie herunter und legt sie mit der Rückseite nach oben auf den Tisch. Darauf hebt er einmal ab, zeigt die jetzt zu unterst liegende Karte, fragt, ob es jetzt die richtige sei, und legt sie nach abschlägigem Bescheid neben die erste. Das gleiche Spiel wiederholt sich zum dritten Mal. Nun bittet der Prestidigitateur, von den drei verdeckt liegenden Karten eine zu wählen. Es geschieht, die Person deckt auf und erkennt zu ihrem Erstaunen, daß sich die Karte inzwischen in die vorher gewählte und dem Künstler unbekannte Karte verwandelt hat.

Die esoterische Geschichte des Tricks lautet folgendermaßen. Der Künstler läßt die Karte nicht, wie er suggerirt, in eine beliebige Stelle des Spiels stecken, sondern dorthin, wo er den kleinen Finger der linken Hand hat einschlüpfen lassen. Er pausirt darauf und fragt, welches die Farbe der gezogenen Karte gewesen sei, einmal deshalb, um die Annahme der Combination nahezulegen und die Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt zu lenken, und ferner deshalb, um Zeit für eine besondere Art der Volte zu gewinnen, durch welche die gewählte Karte zur vorletzten des Spiels wird. Jetzt zeigt er wohl die unterste, zieht aber nicht diese, sondern die darunter liegende Karte, also die gewählte, hervor und legt sie auf den Tisch, die beiden anderen ganz beliebigen Karten legt er links und rechts von ihr nieder. Nun ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Person von drei Karten stets die mittlere wählen wird, und um das mit noch größerer Wahrscheinlichkeit zu erreichen, läßt der Taschenspieler bei der zur Wahl einladenden Handbewegung die Hand gerade vor die gewünschte Karte niederfallen. Gelingt es, so ist der Trick geglückt, gelingt es nicht, so wird die bezeichnete Karte als unbrauchbar verworfen, was um so weniger Anstoß erregt, da ja der Partner nicht weiß, was geschehen soll.

Ich habe dies Beispiel auch aus dem Grunde gewählt, weil es sich in Kürze beschreiben läßt. Ein wahres Cabinetstück psychologischer Feinheit ist die „Verwandlung der Karte in der Hand“, aber hier würde die Schilderung einen Raum von mehreren Seiten beanspruchen müssen. Ueberhaupt giebt es, angesichts der unendlichen Nüancenfülle eine sehr frühe Grenze für die schriftliche Darstellung, und es muß der persönlichen Erfahrung überlassen bleiben, sich mit der wechselnden Anwendung der zwei Grundgesetze vertraut zu machen.

IV.

Auf die genannten Principien gehen alle jene Regeln zurück, die der Schüler zunächst zu lernen pflegt als A-B-C seiner Kunst. Sie zeigen so deutlich, daß der Kern der Prestidigitation ein psychologischer und kein

technischer ist, daß ich mir nicht versagen kann, sie im Umriß mitzutheilen und zu erläutern.

„Führe nie denselben Trick zwei Mal an einem Abend aus.“ Erstens verliert auch der beste Trick durch die Wiederholung seinen Hauptreiz: der Beschauer wird nicht mehr überrascht. Zweitens aber weiß das Publicum genau, was da kommen soll, und strengt nun alle seine Fähigkeiten an, den Punkt herauszufinden, an dem es vorher getäuscht wurde; das zuletzt beschriebene kleine Kunststück würde bei einer Wiederholung unfehlbar Fiasco machen. Mit etwas Tact und Geistesgegenwart wird man die Klippe des „Encore“ stets umgehen können, und im schlimmsten Fall producirt man einen Trick, der in seinen ersten Zügen dem früheren gleich sieht, in der Hauptsache aber anders verläuft. Anderseits steht dem gewiegten Prestidigitateur meist eine doppelte Art der Ausführung zu Gebote. Das Verschwinden der zwei Handschuhe beispielsweise wird mittels zweier gänzlich verschiedener Methoden ausgeführt. Ein sehr niedlicher Scherz, „die ehrgeizige Karte“ benannt, besteht darin, daß, an welcher Stelle immer eine bestimmte Karte in das Spiel gethan werden mag, sie stets als oberste wiedergefunden wird. Wollte man dabei fortgesetzt denselben modus operandi, etwa die Volte, verwenden, so werden aufmerksame Zuschauer leicht den Schlich bemerken; man wechselt daher zwischen Volte, dem sogen. Voisin'schen Griff, der Passe und der Filation. Jeder neue Modus erschwert es, das Geheimniß des anderen zu entdecken. Eine letzte Möglichkeit bestände in dem Gebrauch falscher Karten, indessen kein Taschenspieler, der etwas auf sich hält, wird jemals zu falschen Karten greifen. Es geht naturgemäß jede Illusion verloren, wenn Jemand, wie ich es bei einem bekannten Berliner Offizier gesehen habe, aus seiner Tasche ein Spiel hervorholt, dem man die Illegitimität auf hundert Schritte ansieht, und dann damit zu manipuliren beginnt. Wer solcher Hülfsmittel bedarf, der sollte sie wenigstens heimlich einschmuggeln, indem er sich gewöhnliche Karten geben läßt und sie bei passender Gelegenheit mit den präparirten vertauscht oder endlich sich das falsche Spiel verabredetermaßen vom Hausherrn erbittet. Denn entliehene Artikel werden sozusagen auf Treu und Glauben vom Publicum hingenommen, während die eigenen leicht einer mißtrauischen Controle unterzogen werden.

„Sage nie vorher, was du thun wirst.“ Die Anwesenden nämlich, von dem beabsichtigten Effect frühzeitig unterrichtet, hätten die schönste Gelegenheit, auf den richtigen Punkt zu achten, d. h. den Kniff zu entdecken oder wenigstens die besten Chancen dafür zu gewinnen. Ein Beispiel. Ein recht überraschender Trick beginnt damit, daß der Künstler sich ein Taschentuch borgt und es Jemandem zu halten giebt. Zurückgefordert zeigt es sich in lauter kleine Stücke zerschnitten. Es wird zusammengeballt und derselben Person wieder ausgehändigt mit der Bitte, es in einer bestimmten Weise zu reiben, damit der Schaden sich behebe; auseinander-

gefaltet hat es sich in einen langen Streifen verwandelt. Diese Wirkungen werden durch aufeinanderfolgende geschickte Unterschiebungen erzielt und die ganze Magie besteht darin, den Moment jeder einzelnen Vertauschung zu verheimlichen. Würde nun der Taschenspieler den Zuschauern angekündigt haben, jetzt werde das Taschentuch in Stücken oder Streifen erscheinen, dann würde man sofort vermuthen, daß es sich um einen Umtausch handelt, und mit Erfolg auf den Augenblick des Austausches passen. So jedoch, wenn der Prestidigitateur das Taschentuch einfach aufrollt und es einer Person zur Aufbewahrung anvertraut, ohne daß ein Mensch weiß, um was es sich handelt, denkt ja Niemand daran, daß ein Substitut ausgehändigt sein könnte, und nach der Verwandlung ist eben jede Möglichkeit der Entdeckung vorüber.

„Gieb nie eine Erklärung." Auch die unrichtigste schadet, denn es kommt für den Laien nicht darauf an, daß er die zutreffende Erklärung erfährt, sondern daß er sich überhaupt einen Reim auf die Sache machen kann. Ich habe das an mir selbst erfahren. So oft ich ein neues Experiment sehe oder berichten höre, habe ich nach kurzem Ueberlegen eine Möglichkeit bei der Hand, wie der Effect erzielt werden könnte, und obwohl meine Annahme häufig fehlgeht, so zerstört sie mir doch völlig den Reiz des Unbegreiflichen, der den eigentlichen Werth der modernen Magie bildet. Und ich muß gestehen, daß ich voll Neides auf diejenigen blicke, welche sich mit unbefangenem Genuß der Zaubereien freuen können.

„Suche Dir ein möglichst großes Publicum". Man sollte glauben, es sei leichter, Einen als Hundert zu täuschen. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall*). Bei einer kleinen Anzahl von Zuschauern mangelt dem Prestidigitateur die Spielweite: er kann sich nicht nach Belieben bewegen und alle die kleinen Kniffe zur Ablenkung der Aufmerksamkeit verwenden, von denen wir oben sprachen. Er ist Anfragen und Unterbrechungen unliebsamster Art ausgesetzt, sobald er es mit wenigen Personen zu thun hat, und er kann nicht — wie es für manche Tricks gefordert wird — dieselbe Karte an drei Stellen als eine verschiedene austheilen oder ähnliche Streiche wagen. Endlich hat er nicht die gewünschte Auswahl unter den Personen. Nicht mit Jedem vermag der Prestidigitateur jedes Kunststück zu machen. Gewisse Tricks sind auf sehr mißtrauische Partner, andere auf naive berechnet, bei einzelnen lassen sich nur Damen, bei anderen nur Kinder mit Erfolg verwenden. Ein gewiegter Taschenspieler wird daher nie auf gut Glück eine Person um ihre Unterstützung bitten, sondern selbst für die kleinsten Manipulationen, z. B. das Herausziehen, das Festhalten,

*) In welchem Maße die Aufmerksamkeit Tausender abgelenkt werden kann, sieht man am besten im Circus. Wenn Clown A dem Clown B eine schallende Ohrfeige giebt, dann berührt er natürlich dessen Backe nur ganz leise; genau in demselben Augenblick jedoch schlägt B die herabhängenden Hände zusammen. Niemand bemerkt es, weil Aller Augen auf die Bewegung A's und das Gesicht B's gerichtet sind.

das Hineinstecken einer Karte sich bestimmte Individualitäten heraussuchen; eigentlich nur ein geübter Physiognomiker und Menschenkenner darf mit Sicherheit auf das Gelingen seiner Absicht rechnen.

Soviel von den Ergebnissen der theoretischen Untersuchung für die Praxis der Taschenspielerkunst. Der Beziehungen zur wissenschaftlichen Psychologie sind viele und mannigfaltige.

Ich erinnere an die Versuchsreihe Robert-Houdins, die ein momentanes Percipiren und Zählen verschiedener Gegenstände behandelte. Diese Experimente verdienen deshalb Beachtung, weil sie einen neuen Weg zeigen, um höhere Thätigkeiten des seelischen Lebens numerisch zu fassen. Die Psychophysik hat sich bisher ausschließlich auf die niederen psychischen Functionen der Sinneswahrnehmung nebst Reaction in Bewegungen oder Urtheilen beschränkt; erst Herr Ebbinghaus hat vor mehreren Jahren den Anfang damit gemacht, auch verwickelte Processe gleichsam in Zahlen niederzuschlagen. Der genannte Forscher untersucht nämlich, wie viel Worte, bezw. sinnlose Silben man nach einmaligem Hören behält, ferner, wie oft man eine bestimmte Anzahl von Silben wiederholen muß, um sie gerade noch zu können, wie oft man dieselbe Procedur nach mehreren Stunden, bezw. Tagen vornehmen muß und welchen Einfluß hierbei der räthselhafte Factor Uebung bewirkt. Ein ähnlicher Gedanke liegt der Robert'schen Serie zu Grunde. Hier handelt es sich um die, gleich dem Gedächtniß erst langsam erworbene, Fähigkeit, eine ziffernmäßig fixirbare Anzahl von Objecten nach einmaligem Hinsehen, d. h. ohne bewußte Addition, als diese oder jene Anzahl anzugeben; mit anderen Worten, es handelt sich um jene merkwürdige Fähigkeit der entwickelten Menschen, die man als unbewußtes Rechnen bezeichnen könnte. Nach den Angaben des französischen Prestidigitateurs, nach einer gelegentlichen Mittheilung des Herrn Preyer und nach meinen eigenen Beobachtungen scheint es nun so, als wenn die Grenze eines momentanen Zusammenfassens zwischen 5 und 6 liege; und das würde in auffälliger Weise mit der Grenze übereinstimmen, über die hinaus wir einsilbige Worte durch einmaliges Hören nicht behalten können. Jedenfalls zeigt sich hier eine neue, beachtenswerthe Möglichkeit, die Geheimnisse unseres Innenlebens in Zahlen und Daten einzufangen. Sobald freilich nicht nur eine Angabe der Zahl, sondern auch eine Beschreibung der Gegenstände verlangt wird, complicirt sich die Aufgabe in einer die Lösung ungemein erschwerenden Weise. Da spielt dann hauptsächlich das „Interesse" hinein. Eine Dame, die kaum vier gleichgeartete Objecte im Augenblick übersehen kann, vermag dennoch die Toilette einer im Wagen vorüberfahrenden Dame nachher auf das Genaueste zu schildern. Also mit der zweiten Robert'schen Serie wird der Psychologe zunächst nicht viel anfangen können.

Das Kunststück: eine Apfelsine in der Luft verschwinden zu lassen, sieht auf den ersten Blick wie eine positive Hallucination aus. Wir hätten

Digitized by Google

dann die überaus merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, daß selbst bei ganz normalen Menschen sich künstlich Vorstellungen erzeugen lassen, die den Charakter von außen erweckter Sinneswahrnehmungen besitzen, ohne daß in der äußeren Wirklichkeit etwas zu ihrer Anregung vorhanden ist. Aber erstens hat die Erscheinung einen mehrmals vorausgegangenen gleichmäßigen Sinnesreiz zu ihrem Auftreten nöthig, was sie von den Hallucinationen entfernt und den sogenannten Wiederholungsempfindungen nähert, und zweitens fehlt die äußere Anregung nicht gänzlich. Es ist zwar kein in die Höhe fliegender Gegenstand als Substrat für die falsche Auffassung einer Apfelsine gegeben, sondern blos eine Bewegung, indessen der Sinneseindruck der Bewegung genügt völlig, um das Wiederholungsbild des associativ mit ihm verknüpften Gegenstandes hervorzurufen. Wir haben es demgemäß mit einer Illusion zu thun, der subjectiven Verfälschung eines objectiv gegebenen Empfindungsmaterials. Illusionen kommen bekanntlich bei körperlich und geistig ganz gesunden Individuen vor, namentlich wenn Furcht oder andere Affecte die Phantasie in Aufregung erhalten*). In unserem Falle spielt eine Art lebhafter Vorstellungsthätigkeit den Sündenbock, nämlich die gespannte Erwartung. Daß die Concentration aller Seelenkräfte auf einen bestimmten Effect diesen Effect selbst zur subjectiven Folge hat, ist übrigens den Kennern des Hypnotismus nichts Neues.

Während also positive Hallucinationen auch im Reich der Täuschung nicht aufzufinden sein dürften, giebt es dort genug negative Hallucinationen. Eine positive Hallucination läßt etwas sehen, wo nichts vorhanden ist, eine negative läßt nichts sehen, wo etwas vorhanden ist. Wem ist es nicht schon passirt, daß er einen Gegenstand suchte, den er unmittelbar vor Augen hatte! Der Sinneseindruck existirt, wird aufgenommen, aber nicht vom Bewußtsein verarbeitet, und so entsteht ein momentaner Zustand von Seelenblindheit, in dem negative Hallucinationen auftreten können. Der Prestidigitateur erzeugt künstlich solche Geistesabwesenheit und beutet sie systematisch für seine Zwecke aus. Herr Moll**) bemerkt darüber im Anschluß an den Nachweis, daß man bei Hypnotisirten die Wahrnehmung äußerer Objecte durch Suggestion verhindern könne, sehr richtig das Folgende: „Man sehe dem Taschenspieler auf die Hände, merke genau auf, und man wird sehen, wie er Gegenstände verbirgt, wie er die Volte schlägt, wie er die Karten unmittelbar von den Augen der Zuschauer unter einander austauscht. Der Taschenspieler weiß aber durch geschickte Reden die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzulenken, sodaß selbst diejenigen, welche die Hände desselben sehen, nicht im Stande sind, sich von den

*) Vgl. Dessoir, Das Doppel-Ich, S. 36. I. Stück der „Schriften der Gesellschaft für Experimental-Psychologie zu Berlin." Leipzig, Ernst Günthers Verlag, 1890.

**) Der Hypnotismus. Von Dr. med. A. Moll, S. 65. Berlin, 1889.

Digitized by Google

Vorgängen Rechenschaft abzulegen. Der Austausch der Karten z. B. fällt in den Gesichtskreis des Zuschauers, es findet der Sinnenreiz statt, aber er kommt nicht zum Bewußtsein." Uebrigens kann man in der Aufstellung von Analogien zwischen der Psychologie der Hypnose und der der Prestidigitation entschieden noch weiter gehen als Moll das gethan hat.

Zum Schluß sei eines Beitrages gedacht, den uns die Taschenspielerkunst für die psychologische Auffassung von der Willensfreiheit liefert. Der bekannte Trick, eine Karte frei ziehen zu lassen und sofort zu errathen, beruht darauf, daß der Zuschauer frei zu wählen glaubt, während der Taschenspieler den Willen einseitig beschränkt und in eine bestimmte Richtung zwingt, und zwar meist so, daß er die zu wählende Karte möglichst bequem legt oder sie in dem Augenblick hervorschiebt, in dem die Finger des Partners zugreifen. Ich glaube nicht, daß es eine bessere Illustration für den Determinismus aller unserer Handlungen giebt: auch in dem Kartenspiel des Lebens greifen wir nicht beliebige Blätter, sondern die, welche ein eigenes Gesetz uns zuschiebt.

V.

Spiritismus ist Taschenspielerei. Diese Gleichung hört man oft genug von Unberufenen aussprechen, und eine Anzahl harmloser Gesellen bemüht sich, dieselbe durch „antispiritistische Demonstrationen" augenfällig zu beweisen. Daß damit der Kern der Sache nicht getroffen wird, geht daraus hervor, daß nicht nur die Anhängerzahl der neuen Lehre stetig wächst, sondern auch bedeutende Gelehrte trotz aller Enthüllungen und Aufklärungen in der Vertheidigung der mediumistischen Thatsachen beharren. Der Hauptgrund scheint der folgende zu sein. In unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter bieten weder Religion noch Philosophie den Massen einen genügenden Anhalt, um Klarheit über die Räthsel des Daseins zu gewinnen, und trotzdem drängt das metaphysische Bedürfniß alle tiefer angelegten Geister über die materialistische Oede hinaus: da tritt nun der Spiritismus mit dem Rüstzeug exacter Wissenschaftlichkeit in die Schranken und sagt: ich will euch beweisen, daß es ein Leben nach dem Tode giebt. Kann es uns wundern, wenn eine solche experimentelle Ethik gerade in nachdenklichen Gemüthern lauten Nachhall findet? wenn eine sociale Bewegung entsteht, deren Keime zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorhanden gewesen sind?

Solchen Strömungen gegenüber ist aber die besonnene Wissenschaft vollständig machtlos. Wem der Spiritismus eine Herzenssache bildet, den überzeugen keine Vernunftgründe, wie denn stets die Logik den Gefühlen und Stimmungen unterlegen bleibt. Es wird also ganz vergeblich sein, in die Glühhitze einer psychischen Epidemie ein paar Wassertropfen zu werfen.

Digitized by Google

Neben den Fanatikern des Geisterglaubens stehen indes Viele, welche in vorurtheilsfreier Gesinnung die merkwürdigen Berichte zu prüfen und die Phänomene zu untersuchen für ihre Pflicht halten oder die wenigstens ein gewisses äußeres Interesse an den Dingen nehmen. Für sie, und für sie allein, sind die folgenden Bemerkungen bestimmt, als eine Art Nutzanwendung der früheren Erörterungen.

Unsere Kunde von den mediumistischen Erscheinungen verdanken wir fast*) ausnahmelos geschriebenen Berichten. Mit anderen Worten: wir erfahren nie, was irgendwo vorgegangen ist, sondern nur, was bestimmte Personen erlebt zu haben glauben. Dazwischen besteht nun, wie wir gesehen haben, ein ungeheurer Unterschied. Eine Person sieht eine Apfelsine in der Luft verschwinden, ohne sich das Wunder erklären zu können, sie wähnt acht Ringe geprüft zu haben, während sie nur zwei in der Hand gehabt hat, sie meint eine Karte frei zu ziehen, die ihr in die Finger gesteckt wurde, sie behauptet einen Gegenstand unablässig festgehalten zu haben, der in Wirklichkeit sich auf Minuten anderswo befand — und wenn sie dann nachher einem Dritten die Taschenspielerkunststücke schildert, erscheinen diese natürlich schier unbegreiflich. Es muß daher als grenzenlose Naivetät bezeichnet werden, wenn die Berichterstatter behaupten, mit der Beschreibung ihrer subjectiven Beobachtungen genau die objectiven Vorgänge wiederzugeben. Den schlagendsten Gegenbeweis liefern Daveys Experimente. Dieser Herr nämlich, ein Mitglied der Londoner Society for Psychical Research und Prestidigitateur aus Liebhaberei, erwarb sich durch unausgesetzte Uebungen eine solche Fertigkeit in der bekannten „Tafelschrift", daß er vor zahlreichen Personen Vorstellungen mit Erfolg geben konnte. Es wurde den Gästen nie gesagt: es handle sich um Geistermittheilungen, auch nicht: es sei Taschenspielerei, sondern man überließ es Jedem zu denken, was er wolle. Nach Schluß der Sitzung, die selbstverständlich unentgeltlich gegeben wurde, bat Herr Davey die Anwesenden, ihm ihre Beobachtungen am nächsten Tage schriftlich mitzutheilen. Die eingelaufenen Briefe hat er dann veröffentlicht, und sie lauten in der That so überschwänglich, daß man an geheime Kräfte glauben könnte. Schreiben auf verschlossenen und sorgfältig bewahrten Tafeln — Schreiben auf Tafeln, die von den Zeugen fest gegen die untere Fläche der Tischplatte gedrückt oder von ihnen neben den Tisch gehalten wurden — Antworten auf Fragen,

*) Eine bemerkenswerthe Ausnahme bildet Zöllners Tisch. Das Bein, aus einem Stück gearbeitet, ist nach oben und unten so breit, daß der Ring, welcher auf geheimnißvolle Weise in die dünne Mitte des Tischbeines gelangt ist, unmöglich von unten oder oben her hingeschoben sein kann, da er auch aus einem Stück besteht. Es existirt also ein objectives, bleibendes Zeugniß für die Vorgänge in den Sladeschen Sitzungen: aber was soll man mit einem so vereinzelten Factum anfangen! Ebenso existirt bekanntlich ein einziger unanfechtbarer Fall von der Ablenkung einer Magnetnadel durch die menschliche Hand, ohne daß dadurch die Wissenschaft bereichert worden wäre.

die heimlich in verschlossenen Tafeln niedergeschrieben wurden — richtige Angaben aus Büchern, die von den Zeugen auf's Gerathewohl und manchmal sogar bloß in Gedanken gewählt worden waren, wobei die Bücher vom „Medium" nicht berührt und die Tafeln genau beobachtet wurden — Botschaften in verschiedenen dem „Medium" unbekannten Sprachen, darunter eine in Deutsch in Folge eines unausgesprochenen Wunsches und eine in Japanisch auf einer verschlossenen und versiegelten Doppeltafel u. s. f. Und obwohl selbstschreibende Schieferstückchen bei der Arbeit gehört und selbständig sich bewegende Kreidesplitter gesehen wurden, sah doch Niemand von den Beisitzern das interessanteste Phänomen, nämlich den schreibenden Herrn Davey.

Die Fehlerquellen, durch die solche abenteuerlichen Berichte zu Stande kommen, lassen sich auf vier Gruppen zurückführen. Erstens: der Beobachter interpolirt ein Factum, das nicht stattgefunden hat, das aber als geschehen anzunehmen er durch raffinirte Mittelchen gezwungen worden ist; er bildet sich ein, die Tafel examinirt zu haben, obschon er es nie that. Zweitens: er verwechselt zwei ähnliche Begriffe; er sagt, er habe die Tafel genau untersucht, während er es in Wirklichkeit nur flüchtig oder in Unkenntniß der springenden Punkte gethan hat. Drittens: der Zeuge ändert in Folge einer sehr begreiflichen Erinnerungstäuschung die Ordnung der Ereignisse ein wenig um; nach seiner Ansicht hat er die Tafel noch zu einer späteren Zeit geprüft als es thatsächlich geschah. Viertens und letztens: er übergeht gewisse Einzelheiten, die ihm mit Sorgfalt als bedeutungslos geschildert worden sind; er erwähnt nicht, daß das „Medium" ihn einmal das Fenster zu schließen bat, wodurch jedoch der Trick überhaupt erst möglich wurde. Alles läßt sich nun einmal nicht behalten, geschweige denn aufschreiben. Wie schwer ist es, ein ganz alltägliches Vorkommniß in einwandsfreier Vollständigkeit schriftlich zu fixiren — um wie viel schwerer, ein Ereigniß, das den Charakter des Unerklärlichen trägt und durch sein sprunghaftes Auftreten nebst vielen Zwischenfällen eine unausgesetzte Beobachtung beinahe unmöglich macht!

Hinzu tritt, daß die meisten Menschen in der Stimmung erwartungsvoller Wunderahnung die spiritistischen Sitzungen besuchen. Herr Davey hat nun experimentell bewiesen, daß von gleich fähigen Beobachtern diejenigen viel eher den modus operandi zu durchschauen im Stande sind, welche wissen, daß es sich um Taschenspielerei handelt, als die Uebrigen. Es liegt ja auf der Hand, wie sehr die gespannte Erwartung, der Reiz des Mysteriösen und die rohen Anspielungen auf heiligste Herzensangelegenheiten (durch Citiren verstorbener Anverwandter) die Nerven erregen und den klaren Blick abstumpfen müssen. Außerdem legt das Medium einen Hauptwerth darauf, die Beisitzer über die Interpretation des Gesehenen und Gehörten in Zweifel zu lassen, und diese psychische Beschaffenheit der Zuschauer enthält den Schlüssel für manche sonst unverständliche Ge-

Digitized by Google

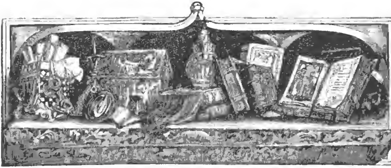
schehnisse. Da wird jedes Knistern zum Klopflaut, jeder Lichttrefler zur Geistergestalt, jede zufällige Berührung zur Manifestation aus den höheren Sphären. Der Zuschauer übersieht einerseits die natürliche, physikalische Erklärung und er schafft andererseits Wunder aus dem Nichts; er steckt mit seiner Erregung Andere an und wird von ihnen rückwirkend beeinflußt. Dieselbe Form, in der ein Beobachter kalten Blutes die geschickt verhüllte Figur des Mediums erkennt, wird von den Anwesenden als das getreue Abbild verschiedener, sich im Leben völlig unähnlicher Personen bezeichnet: ein amerikanischer Naturforscher erzählt, er habe sich an den Kopf gefaßt, als er die gleiche Puppe hintereinander „Großmutter", „mein süßes Bettychen", „Papa", „Kleiner Rob" angeredet hörte*). Jedermann sieht, was er zu sehen erwartet und was seine Interessen am nächsten berührt. Schaffe einen Glauben, und die Thatsachen werden von selbst entstehen.

Wenn ein Gegenstand plötzlich verschwindet oder seinen Platz ändert, so erblickt der Spiritist darin Zeichen einer übersinnlichen Einwirkung, dem Papua ähnlich, der hinter jeder Kanonenkugel einen Geist wittert, weil er das Pulver nicht kennt; ihm fehlen eben auch bestimmte Kenntnisse, ohne die eine richtige Beurtheilung nicht möglich ist. Der gesunde Menschenverstand allein befähigt Niemanden, competent über die Sicherheit von Fesselungen zu urtheilen, nur ein in der Knotentechnik bewanderter und mit den zahlreichen Bindemanieren genau vertrauter Mann darf eine gewisse Berechtigung ansprechen. Um zu entscheiden, ob ein Verschluß sicher ist oder nicht, dazu gehören technische Kenntnisse. Die Meisten bilden sich zwar ein, man könne unvorbereitet in eine spiritistische Sitzung kommen und trotzdem ein richtiges Urtheil über das Vorhandensein oder Fehlen der Prestidigitation fällen, aber dieser Standpunkt ist ebenso kindlich, als wenn ein Laie sich über die Echtheit eines mittelalterlichen Siegels oder das Wesen einer Nervenaffection ausläßt. Ich will das an einem Beispiel erläutern. Der Taschenspieler verwendet öfters den Kunstgriff, einen Vorgang dadurch merkwürdig zu machen, daß er ihn auf einen heterogenen Träger bezieht. So besteht der Trick, „jede beliebige Uhr repetiren zu lassen" darin, daß ein kleines in der Westentasche verborgenes Instrument die Schläge angiebt und die Manipulationen an der Uhr nur zum Schein angestellt werden. Wer das nicht weiß, wird kaum auf den Gedanken kommen, die von „unsichtbaren" Händen gespielte Harmonika der Herren Monck und Home ebenso zu erklären. Eine stehende Programmnummer des Dr. Monck war, eine Spieluhr auf den Tisch zu stellen, mit einer Cigarrenkiste zu überdecken und nun auf Wunsch spielen und anhalten zu lassen. Allgemeine Erklärung: „Spirits." In Wirk-

*) Vgl. Jastrow, The psychology of Spiritualism. Popular Science Monthly, April 1889.

lichkeit gingen die Töne von einem kleinen Spielwerk aus, das durch die weiten Hosen geschützt oberhalb des Knies befestigt war und durch einen Druck gegen die Tischplatte in Gang gesetzt wurde. Auch hier bewahrheitet sich die alte psychologische Regel: je einfacher ein Kniff, desto schwieriger ist er zu entdecken.

Ein großer Vortheil für das betrügerische Medium liegt darin, daß es seine „Bedingungen des Gelingens" stellen und im schlimmsten Fall die Schuld des Mißlinges auf die Anwesenden oder die Geister schieben kann. Da erfahren wir, daß ein Halbdunkel sehr vortheilhaft wirkt, weil es „positiv" ist, daß man nie dorthin sehen darf, wo sich etwas in Entwickelung befindet, und was dergleichen schöne Dinge mehr sind. Frau Sidgwick, die Gemahlin des bekannten Cambridger Philosophieprofessors und Vorsitzenden der Society for Psychical Research stellt fünf Verdachtgründe gegen Slades Vorführungen zusammen: seine Bemühungen, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, seine Stellung, die ihm immer erlaubt, mit der rechten Hand an der Tafel zu manipuliren, der vage Charakter der Mittheilungen, die Einschränkung der Beisitzer auf zwei oder drei und deren Anordnung, welche jede Möglichkeit, unter den Tisch zu blicken, ausschließt. Sie hätte noch hinzufügen können, daß nach den Beobachtungen der Seybertcommission Slade und andere Medien mit echter Taschenspielerschlauheit die Tricks vor der Ankündigung dessen, was nun geschehen solle, ausführen. Aber sie hätte auch sagen können, daß einige wenige Experimente, so die des Professors Crookes mit Home über die Möglichkeit, unbelebte Objecte ohne Berührung in Bewegung zu setzen, außerhalb der Sphäre aller Taschenspielerei zu liegen scheinen. Und so muß ich denn persönlich mit dem, vielen Lesern gewiß unerwarteten, Geständniß schließen: ich fühle mich außer Stande einen — freilich ganz winzigen — Bruchtheil der spiritistischen Erfahrungen mit Hülfe der Taschenspielerpsychologie zu erklären. Damit ist nicht gemeint, daß dieselben nicht auf betrügerische Manipulationen oder wenigstens auf Anwendung bekannter Mittel zurückgehen könnten — es ist nur offen und ehrlich ausgesprochen, daß eine solche Zurückführung bis auf den heutigen Tag vergeblich versucht worden ist.



Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers.

Plaudereien
von

Daniel Sanders.

— Altstrelitz. —

III. Zwischenplauderei.

Die beiden vorangehenden Plaudereien sind zuerst in dieser Zeitschrift (Mai 1888, Heft 134) erschienen und dann auf den Wunsch meines Verlegers (H. Lüstenöder in Berlin) zu meinem siebzigsten Geburtstage als Buch, vermehrt um ein ausführliches Vorwort, das unter Anderem darüber berichtet, durch welche widrigen Zwischenfälle das Erscheinen der beiden Plaudereien verspätet und die Fortsetzung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben worden ist.

„Und hiermit" — so schließt das am Pfingstsonntage 1889 geschriebene Vorwort — „empfehle ich mich nun dem Wohlwollen der geneigten Leser, bis ich — wenn es ihrem Wunsche so entspricht und ich die Zeit dazu finde, — an den abgerissenen Faden meiner Plaudereien anknüpfend, später einmal ihn vielleicht werde fortspinnen und zu Ende führen können. Gott befohlen!"

Und nun finde ich in der That Zeit und Stimmung, den Faden — freilich nicht zu Ende zu führen, aber doch ein Stück fortzuspinnen, allerdings in einer Weise, an die ich beim Beginn nicht gedacht habe und nicht habe denken können; denn ich will in dieser nächsten, dritten Plauderei hauptsächlich nur davon sprechen, wie es zur Zeit meines siebzigsten Geburtstages in meiner Werkstatt hergegangen ist. Für diese Abschweifung rechne ich auf die Nachsicht der gütigen Leser, sieht man es doch bei einer Plauderei überall dem sein Garn Abspinnenden — und zumal dem Greise

Digitized by Google

— nach, wenn er in seiner Rede sich mehr durch das, was ihm dabei zunächst im Sinne liegt oder in den Sinn kommt, leiten läßt, als daß er — was man mit Recht bei einer Abhandlung verlangen kann — einen vorher reiflich durchdachten und sorgfältig entworfenen Plan streng ohne jede Abschweifung durchführe.

Und nun, nachdem ich die theilnehmenden Leser, wie ich sie bei ihrem Scheiden aus meiner Werkstatt mit den Worten: „Gott befohlen!" entlassen, mit dem entsprechenden Zuruf: „Gott zum Gruß!" gebührend bewillkommnet, beginne ich ohne Weiteres mit der Plauderei, wie es in meiner Werkstatt um die Zeit meines siebzigsten Geburtstages (des 12. Novembers 1889) an dem Tage selbst und unmittelbar vorher und nachher zugegangen ist und ausgesehen hat.

In den Wochen vorher hatte ich in der Werkstatt nicht bloß in gewohnter, sondern sogar in außer- und unzewöhnlicher Weise zu wirken und zu schaffen; denn es war zwischen meinem Verleger und mir verabredet und festgestellt worden, daß noch im November drei Bücher von mir fertig geschafft und auf den Büchermarkt gebracht werden sollten, außer der erwähnten Buchausgabe der „Plaudereien aus der Werkstatt u. s. w." ein über 24 Druckbogen starkes Buch: „Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Ein Vermächtniß an das deutsche Volk" und ein dichterisches Kinderbuch: „Für die fröhliche Jugend. Gabe eines heiteren Kinderfreundes. Mit Bildern von Hans Looschen." Meine und des Malers Arbeit an der letztgenannten Schrift war zur festgesetzten Zeit fertig; aber, da die Druckerei selbst doch die Befürchtung aussprach, durch überhasteten Druck könnten vielleicht Hans Looschen's köstliche Bilder leiden, was ich ganz besonders bedauert haben würde, so willigte ich — obgleich nicht gern — darein, daß das Buch erst 1890 erscheinen solle; auch die Buchausgabe der „Plaudereien" nahm mich nicht eben übermäßig in Anspruch, aber wohl hatte ich mit der sorgfältigen Durchsicht und Druckberichtigung der „Bausteine" und der Herstellung eines abecelich geordneten Wörterverzeichnisses dazu bis in die letzte Zeit vor meinem Geburtstage unablässig zu schaffen, indem die an das Werk gestellten Setzer mir fortwährend, so zu sagen, auf den Fersen saßen.

Während dieser Arbeit nun beschäftigte mich und die Meinigen auch noch die Frage, wo und wie ich meinen siebzigsten Geburtstag verleben sollte. Seit Jahren an ein ruhiges, zurückgezogenes Leben und Wirken gewöhnt, hätte ich den Tag am liebsten hier in aller Stille im engsten Kreise der Meinigen verbracht; aber wir überzeugten uns bald, daß in meinem Geburts- und Wohnorte dies nicht möglich sein werde. Allerdings hatte man uns die — jedenfalls für Altstrelitzer Verhältnisse — großartigen Vorbereitungen zur Feier meines Geburtstages nach Möglichkeit zu verheimlichen gesucht und es war dies auch in vielen Punkten gelungen;

aber ganz durchführen läßt sich dergleichen bekanntlich nicht, es sickert eben immer Etwas durch. Die Stimmung in der Stadt und in meinem Hause wüßte ich nur der geheimnißvoll flüsternden Weihnachtsstimmung zu vergleichen, wobei Jeder zu verbergen bemüht ist, daß und wie er den Anderen zu überraschen gedenkt, und wobei der Andere jedenfalls genau weiß, daß — wenn auch nicht wie — er überrascht werden soll. So schon vor der Mitte November von der weihnachtlichen Stimmung umwittert und umwebt, hatte ich mich nun für eine von drei Möglichkeiten zu entscheiden, entweder: eine Einladung von Verwandten nach Hamburg anzunehmen — oder (wie es Gottfried Keller gethan) nach irgend einem stillen benachbarten Orte zu flüchten, wo Niemand meine Anwesenheit ahnte, — oder endlich: hier zu bleiben und abzuwarten und über mich ergehen zu lassen, wie und womit meine Mitbürger mich überraschen würden.

Nach mannigfachem Hin- und Herschwanken entschieden wir — die Meinigen und ich — uns für das Letztere, und ich bin froh, daß wir uns so entschieden haben, froh, wie das Kind zu Weihnachten, wenn es sich ringsum und von allen Seiten von Beweisen der Liebe und des Strebens, Freude zu bereiten, umgeben sieht.

Und nun folge ich nur dem Drange meines Herzens, wenn ich über die mir zu meinem siebzigsten Geburtstage in so reichem Maße bereiteten Freuden hier im Folgenden selbst Einiges berichte. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über; und so möchte ich möglichst ganz und voll aussprechen, wie innig ich durch alle die Kundgebungen der Anerkennung, der Anhänglichkeit und der Liebe erfreut worden und wie dankbar ich Allen dafür bin. Ich fürchte nicht, daß irgend Jemand, der mich kennt, in dem Nachfolgenden eitle Selbstgefälligkeit erblicken könnte. Von dieser weiß ich mich frei und ich kann es als meine ehrliche Ueberzeugung aussprechen: es fühlt und weiß Niemand besser als ich selbst, daß die mir gezollte Anerkennung nicht dem wirklich Geleisteten an und für sich gilt und gelten kann, sondern nur dem Streben nach dem, was ich habe erreichen wollen und was — dies Selbstzeugniß spreche ich ebenso ehrlich und unbefangen aus — ich nach Maßgabe meiner Kräfte eifrig und ehrlich zu erreichen gesucht habe. In diesem Falle haben die Anerkennenden dem Dichterworte gehuldigt: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas: Reichen die Kräfte nicht aus, so ist doch der Wille zu loben.

Ich beginne nun mit dem Tage vor meinem Geburtsfeste. An diesem Tage durfte ich nach Tisch mein Zimmer nicht mehr verlassen, bis meine Hausgenossen ihre Arbeit vollendet, d. h. das Haus innen und außen mit wallenden Fahnen, Blumen und frischem Grün festlich geschmückt hatten. Ueber die mir an dem festlichen Tage dargebrachten Beweise der Verehrung und Liebe ist bereits in unseren Tagesblättern ausführlich berichtet worden. Schon am Vorabend hatte mich der hiesige Männergesangverein durch den Vortrag mehrerer Lieder erfreut. Den Festtag selbst leitete eine

von der städtischen Kapelle ausgeführte Morgenmusik ein. Unter den einlaufenden Depeschen, welche fast die Zahl 100 erreichten, befand sich auch eine, welche mir Gruß und Glückwunsch des Großherzogs entbot. Geschenke von früheren Schülern aus Berlin, Hamburg und dem Auslande trafen ein. Das Magistratcollegium und eine Abordnung des Bürgerausschusses überreichten mir den Ehrenbürgerbrief der Stadt Strelitz. Auch eine Deputation des Kriegervereins, dem ich seit Jahren als Ehrenmitglied angehöre, stellte sich ein. Eine hier zu meinem Geburtstage erschienene Festschrift wurde mir von dem Verfasser und dem Verleger überreicht. Jede Stunde brachte neue Glückwünschende und neue Spenden. Am Abend erschien ein großer Fackelzug vor meiner Wohnung, welcher sich aus Corporationen, Vereinen und Schülern der Stadt zusammensetzte und von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge begleitet wurde, um mir in feierlicher Weise die Theilnahme der Bevölkerung auszudrücken.

Hier aber möchte ich mir erlauben, noch Einiges hinzuzufügen, was auch kundige Berichterstatter nicht oder doch nicht so gut wie ich wissen konnten, und so bemerke ich denn zunächst, daß zu Mittag aus Berlin drei, freilich nur entfernt Verwandte, aber nah Befreundete, der Kammergerichtsrath Hugo Keyßner, der Ingenieur August Lenelson, Vertreter der Gruson'schen Maschinenfabrik in Buckau-Magdeburg für Berlin, und der Maler Max Koner gekommen waren, um mir persönlich ihre und der Ihrigen Glückwünsche darzubringen und den Tag mit mir und den Meinigen und den am Abend aus Neustrelitz zu mir gekommenen nächsten Freunden gemeinsam in heiterster Weise und in froher Erinnerung an die Vergangenheit und in frohen Hoffnungen auf die Zukunft zu verleben. Von den für mich — und wie ich hoffe für alle Betheiligten — erfreulichen und vergnüglichen Vorgängen ist natürlich Nichts oder sehr wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Als dauernde Erinnerungszeichen bewahre ich mehrere gelungene Bilder, welche Herr Hugo Keyßner, von Amts wegen Kammergerichtsrath und aus Liebhaberei Lichtbildner, hier aufgenommen hat.

Der erwähnte Ehrenbürgerbrief meiner Vaterstadt ist von meinem Landsmanne, dem königlichen Hoflithographen Herrn C. Hacker, nicht bloß prachtvoll, sondern — was mehr sagen will — mit vollendeter Kunst als ein wahres Meisterwerk angefertigt worden und, welche Aufmerksamkeit mich besonders rühren und erfreuen mußte, mit meinem Vater- und Geburtshause und mit meinem jetzigen Wohnhause geschmückt. Er hat — was mitzutheilen, ich mir nicht versagen kann und will — den folgenden Wortlaut:

„Hochgeehrter Herr Professor
Dr. Daniel Sanders!

Nachdem Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihrer Vaterstadt mit rühmlichstem Erfolg als Lehrer Ihre Dienste gewidmet hatten, sind Sie

Digitized by Google

auch während Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit in unserer Stadt verblieben und haben Ihre Werke sich von Strelitz aus über die Welt verbreitet, so daß mit Ihrem weltbekannten Namen der Name unserer Stadt Strelitz eng verbunden ist.

Die Stadt Strelitz muß es sich zur Ehre anrechnen, Sie unter ihre Bürger zählen zu dürfen, und verleiht der Magistrat im Einverständniß mit der repräsentirenden Bürgerschaft anläßlich Ihres

Siebenzigsten Geburtstages

Ihnen als Beweis der hohen Achtung, in welcher Sie bei Ihren Mitbürgern stehen, hiermit das

Ehrenbürgerrecht.

Strelitz, den 12. November 1889.

Bürgermeister und Rath.

C. Müller. Alexander Sanders. W. Brunn.

Es mag und wird mir vergönnt sein, hier eine gleichfalls höchst pracht- und kunstvoll ausgeführte Zuschrift (in voller Bogengröße) anzureihen. Der meisterhafte Einband zeigt auf beiden Deckeln eine ebenso reiche wie geschmackvolle Verzierung sowohl in der Einfassung wie in den kunstvoll verschlungenen Blatt- und Blumenranken auf der Vorderseite in Golddruck, ebenso die Inschrift, welche lautet:

„Dem verdienstvollen Herausgeber der Zeitschrift für deutsche Sprache

Herrn Professor Dr. Daniel Sanders

zum 12. November 1889.

Die Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter in Hamburg)."

Den Inhalt aber bildet, ebenfalls in reicher, kunst- und geschmackvoller Verzierung und Einfassung, das nachfolgende Gedicht, dessen Veröffentlichung ich dem Dichter schuldig zu sein glaube und durch dessen vollständige Mittheilung, wie ich überzeugt bin, ich mir die Leser zu Dank verpflichte.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Walther von der Vogelweide.

Der deutsche Eichwald ist der Tempelhain,
Drin eine Göttin majestätisch thronet,
Und aufgerichtet steht ein Opferstein,
Wo diese Göttin voller Schönheit wohnet.
Ihr Wuchs ist hehr, ihr Antlitz wunderhold
Und auf den Wangen liegen Rosenflocken;
Um ihren Nacken wogt wie flüssig Gold
Ein ganzes Meer von vollen blonden Locken.

Ihr blaues Aug' blitzt wie der Sterne Licht,
Ein Lächeln webt um ihre Lippen linde:
Und wenn ihr rother Mund zum Volke spricht,
Klingt's lieblich bald vom Wehen sanfter Winde,
Wie Mutterkosen innig, rührend, traut;
Dann aber wieder tönt's zum grünen Dache
Des Tempelhains empor wie Donnerlaut —
Die Göttin ist des deutschen Volkes Sprache.

Vor ihrem Throne auf dem Opferstein,
Den heil'ge Runenzeichen schmücken, flammt es,
Und weithin durch den Tempel fließt der Schein.
Dort walten würd'ge Priester ihres Amtes
Und schüren sorgsam dort den Feuerbrand,
Daß nimmer je der Opferstein erkalte;
Und ganz besonders sorget ihre Hand,
Daß immer sich die Flamme rein erhalte. —

Auch Du gehörst zu jener Priesterschaar
Und lang bekleidest Du die höchste Würde.
Zwar glänzt bereits wie Winterschnee Dein Haar,
Allein noch trägst Du stark des Alters Bürde,
Noch leuchtet hell Dir die Begeisterung
Im Busen für das Edle, Schöne, Wahre;
Noch heute ist Dein deutsches Herze jung,
Obwohl du heute zählest — siebzig Jahre.

Es schlagen Dir an Deinem Freudentag
Viel tausend deutsche Herzen warm entgegen.
Sie grüßen Dich — Du kennst ja ihren Schlag! —
Und wünschen auf Dein Haupt des Himmels Segen.
In allen deutschen Gauen fern und nah
Sind heut zu Dir gewendet die Gemüther.
Dich ehrt und liebt Dein Volk. Du warst ihm ja
Stets seiner Sprache ein getreuer Hüter. —

Die deutsche Sprache ist der deutsche Hort,
Auf ihm steht unser Volksthum fest gegründet,
Der Strom entspringt hier, der als Sang und Wort
Ins freie Weltmeer der Gedanken mündet. —

Die Göttin bringt den Becher edlen Weins
Dir heute zu, wobei Dein Lob sie singet,
Und Dir, Du Priester ihres Tempelhains,
Den Eichenkranz um Deine Schläfen schlinget.

Hamburg, 12. November 1889. Harbert Harberts."

Ueber die erwähnte „Festschrift" heißt es in den (in Schwerin erscheinenden) „Mecklenburger Nachrichten" vom 12. November 1889:

„Festschrift zu Daniel Sanders' siebzigstem Geburtstage (12. November 1889). Mit Beiträgen namhafter Schriftsteller und Gelehrter und mit dem Lichtdruckbild des Jubilars." (Strelitz, Verlag von C. Lupelow.)

Es gereicht uns zur hohen Freude, gerade zum Geburtstage unseres hochverdienten Landsmannes auf diese Festschrift mit warmen Worten hinweisen zu können. Sie zeigt uns am Eingang die wohlgetroffenen freundlichen Züge des verehrten Meisters, den größeren Theil des Büchleins aber füllt eine sorgfältige, die nationale Bedeutung der Wirksamkeit Sanders' nach Gebühr hervorhebende Biographie, deren Verfasser Friedrich Düsel, ein Stadtgenosse des Jubilars, ist.

Daran schließen sich in alphabetischer Reihenfolge ein Viertelhundert Festgrüße älterer und jüngerer Freunde, deren erster von Karl Abel aus uralter Vergangenheit den pharaonischen Glückwunschtitel dem „Herrscher im Reich der Worte" sendet, während Ernst Ziel als letzter Spender in einem schwungvollen Sonette den „goldenen Lorbeer der Zukunft" verheißt. Wir heben vor Allem noch die dichterischen Gaben der hochbetagten — Sanders um fast oder um mehr als ein Jahrzehnt überragenden — Freunde hervor: Der Grieche Rangabé feiert ihn in deutschem Liede, unser Landsmann Dühr in einer griechischen, sinnig an Solon's und Goethe's Worte mahnenden Elegie.

Altersgenossen von Sanders sind dann sein Universitätsfreund Moritz Carrière, ferner Bodenstedt, Du Bois-Reymond und C. Villatte.

Zu Letzterem fügen wir die Namen der uns außer ihm, Dühr und Ziel noch bekannten geborenen Mecklenburger hinzu: G. v. Buchwald, Adolf Lasson, Friedrich Latendorf, Frau Anna Segert-Stein, deren dichterische Entwickelung Sanders selbst mit Rath und That gefördert hat.

F. L."

Hinzufügen will ich dem Vorstehenden noch, daß der greise Dühr mir brieflich mitgetheilt, es seien in seinem griechischen Gedicht versehentlich zwei Zeilen weggeblieben. „Tragen Sie also," schreibt er, „wie ich es in meinem Exemplar bereits gethan, nach dem vierten Distichon Folgendes nach:

ἦ μὲν ἔσσ' ἕτερος χαλκέντερος εἰς βαθὺ γῆρας
ἀλλὰ Σὺ δὴ προέχεις καρτερίῃ Διδύμου.

Diese Bemerkung wird, denk' ich, vielleicht manchem Besitzer des Büchleins willkommen sein, dann aber möchte ich noch die im Obigen unerwähnt gebliebenen Namen derer, die sich mit Glückwünschen an der Festschrift betheiligt, hinzufügen: Karl Emil **Franzos** (Berlin); Dagobert von **Gerhardt-Amyntor** (Potsdam); Gustav **Hauff** (Beimbach bei Gerabronn); Hermann **Heiberg** (Berlin); Leopold **Jacoby** (Mailand); Otto von **Leixner** (Gr. Lichterfelde); Julius **Lohmeyer** (Charlottenburg); Julius **Rodenberg** (Berlin); Hermann **Rollett** (Baden bei Wien); Richard **Schmidt-Cabanis** (Berlin); von **Stephan** (Berlin); Julius **Stettenheim** (Berlin); Johannes **Trojan** (Berlin).

Setze ich nun noch hinzu, daß mir an dem Tage zahlreiche Festgrüße und Aufsätze über mich in in- und ausländischen Blättern und ferner etwa 400 Zuschriften durch die Post und durch den Draht zugingen, und daß aus den Schwesterstädten Alt- und Neustrelitz eine ununterbrochene Reihe Glückwünschender sich ablöste, so wird man leicht ermessen, ein wie so ganz verändertes Aussehen meine sonst so stille und ruhige Werkstatt an jenem Tage angenommen und in einer wie froh und freudig erregten und gehobenen Stimmung ich mich den ganzen Tag über befand. Ich fühlte den unwiderstehlichen Drang, Allen, die mir meinen siebzigsten Geburtstag so verherrlicht und zu einem wahren Fest- und Freudentage gemacht, wo möglich, sofort meinen aufrichtigen, innigen und herzlichen Dank auszudrücken, und sah doch die vollständige Unmöglichkeit ein, ihn jedem Einzelnen auszusprechen, und ich fand nur den Ausweg, noch am Abende meines Geburtstages einen Gesammtdank niederzuschreiben und sofort an die drei in Alt- und Neustrelitz erscheinenden Zeitungen zu senden, worin schon am nächsten Tage ihn meine Mitbürger lesen konnten, und woraus er denn auch in manche andere Zeitungen übergegangen ist. Er lautete:

„Mit siebzig Jahren
Hast Du so Manches doch erfahren,
Was Jüngern kann als Richtschnur dienen.
Das Nützlichste verkünd' es ihnen,
Was dich gelehrt hat Jahr und Tag."

Vor Allem Eins: Das, was man heut zu thun vermag,
Soll man gleich heut' auch frisch besorgen;
Und nicht verschieben bis auf morgen.

Dieser meiner Lehre getreu, schreibe ich gleich noch heute am Abend meines siebzigsten Geburtstages zur Vervielfältigung und zur Veröffentlichung für alle Die, welche mich durch Glückwünsche, Aufmerksamkeiten und Spenden so herzinnig erfreut und beglückt haben, diesen Gesammtdank nieder. Jedem Einzelnen insbesondere zu danken, ist unmöglich; aber ich bitte und wünsche, daß jeder Einzelne das hier Ausgesprochene als auch an ihn besonders gerichtet ansehen und annehmen möge.

Alle die mir zugegangenen guten Wünsche erwiedere ich mit den zwei kurzen, Alles in sich fassenden Worten:

Alles Gute!

und ich schließe mit der herzlichen Bitte, die mir heute in so reichem Maße bekundete freundliche und wohlwollende Gesinnung mir bis an mein Lebensende und darüber hinaus zu bewahren.

Altstrelitz, 12. November 1889.

Dankbarst ergeben
Daniel Sanders.

Den Schluß dieser Plauderei aber mögen einige Mittheilungen aus den etwa 400 um diese Zeit mir zugegangenen Zuschriften bilden, zunächst aus dem Auslande:

Amiens, 12. November.

Dem hochgeschätzten Herrn Professor Dr. Daniel Sanders ein herzlicher Festgruß von H. Daussy,

Premier Président à la Cour d'appel d'Amiens.

Eine Drahtbotschaft aus Serbien lautet:

„Ihnen, dem wackern, unermüdlichen Altmeister deutscher Sprachwissenschaft widmet ein donnerndes Hoch zum 70. Geburtstage Stephan Predić, Professor, Belgrad.“

Eine Drahtung aus Petersburg hat, mit Weglassung einer mir nur verstümmelt zugegangenen Stelle in der Mitte, den Wortlaut:

„Des Altmeisters deutscher Sprachwissenschaft siebzigsten Geburtstag feiern heute im Geiste die Redacteure des ‚Herolds‘ mit, dankbar sich erinnernd, wie oft sie in Sanders' unsterblichen Werken Belehrung gesucht und gefunden. Möchte Ihnen, hochverehrter Herr Professor, der Lebensabend gleich dem Abendglühen . . . . verlaufen, umgeben von der Liebe und Verehrung Ihrer Schüler, die wir Alle sind, so weit die herrliche deutsche Zunge klingt und singt. Innige Grüße, der Chef-Redacteur

Dr. Franz Gesellius.

Professor Dr. C. A. Buchheim aus London schrieb mir am 9. November in einem Briefe, der außer seinen Glückwünschen einige Ausschnitte aus englischen Blättern enthielt:

„Aus einer Nummer des Berliner Tageblattes erfuhr ich zufällig, daß Sie am 12. d. M. die schöne Feier begehen werden. Wäre ich von der Sache früher unterrichtet worden, so hätte ich versucht, Ihnen ein Beglückwünschungsschreiben von den bedeutendsten deutschen Lehrern in England zukommen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß meine sämmtlichen Collegen in Großbritannien, ebenso wie ich, von aufrichtiger Dankbarkeit durchdrungen sind für die großen Dienste, die Sie unserer Muttersprache geleistet u. s. w.“

Einen höchst erfreulichen und schmeichelhaft anerkennenden Brief in altgriechischer Sprache erhielt ich von meinem hochberühmten Landsmann

Dr. Heinrich **Schliemann**, mit dem ich einst (long, long ago) gemeinsam **das** Gymnasium in Neustrelitz besucht, aus Troja, wo er neue Ausgrabungen in Gegenwart seines besonders dazu eingeladenen Gegners und **Verkleinerers** Boetticher vorbereitete.

Derartige Anerkennungen aus dem Auslande, in Verbindung mit entsprechenden aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, erfüllen mich nicht nur mit hoher Freude, sondern bestärken mich auch in dem festen Vorsatze, auf dem eingeschlagenen Wege und in der bisherigen Weise fortzuschaffen und fortzuwirken, so lange Gottes Gnade mir dazu Kraft und Rüstigkeit weiter gewährt.

Einen Brief aber aus einer rings von fremden Zungen umschlossenen deutschen Sprachinsel glaube ich — nicht aus persönlichen, sondern aus rein sachlichen Gründen — hier vollständig mittheilen zu sollen. Er lautet:

Hermannstadt, 9. November 1889.

Hochgeehrter Herr!

Verzeihen Sie, daß ich, wenngleich ich nicht die Ehre habe, zu Ihren Bekannten zu zählen, mir die Freiheit nehme, mich mit diesem Schreiben an Sie zu wenden. Es ist nämlich bekanntlich in neuerer Zeit der schöne Brauch aufgekommen, in mehr oder weniger festlicher Weise den 70. Geburtstag bedeutender Männer zu feiern als ein Fest, an dem man freudigen Herzens den Zoll der Dankbarkeit Denjenigen darzubringen sich beeilt, die sich um ihr Volk oder gar um die Menschheit dauernde Verdienste erworben. Nun habe ich durch einen Zufall, dessen ich mich aufrichtig freue, erfahren, daß Sie, hochgeehrter Herr, in den allernächsten Tagen, schon am 12. d. M., Ihr 70. Lebensjahr vollenden, und da drängt es mich denn unwiderstehlich, Ihnen neben dem Ausdruck meiner tiefsten Verehrung für Sie aus freudebewegtem Herzen meine Glückwünsche für Ihr ferneres Wohlergehen darzubringen. Möchte Sie doch der himmlische Vater noch recht lange in guter Gesundheit am Leben erhalten, damit Sie auch noch fernerhin durch Ihr reiches Wissen Ihrem Volke wahre Wohlthaten zu erweisen in der Lage seien! Denn in der That, ich betrachte Das, was Sie gethan, als eine ganze Reihe von Wohlthaten, und zwar hauptsächlich darum, weil Sie in dem größten Theile Ihrer Werke Ihrem Volke ganz unschätzbare Behelfe gegeben haben zum richtigen Gebrauche eines seiner kostbarsten Güter, seiner Sprache. Ja, ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich mich derselben gefreut habe und mich erfreue, von dem Augenblicke an, wo ich als Berliner Student — in den Jahren 1871 bis 1873 — die erste Bekanntschaft mit Ihrem großen ‚Wörterbuch der deutschen Sprache‘, so wie mit dem ‚Kurzgefaßten Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache‘, welch letzteres ich sammt dem ‚Orthographischen Wörterbuch‘ und der ‚Deutschen Sprachlehre‘ zu be-

sitzen so glücklich bin, gemacht habe, bis zu dem heutigen Tage, wo ich in meinem Beruf als Gymnasiallehrer unzählige Male in Ihren Werken, namentlich aber in Ihrem großen Wörterbuch Aufklärung und Sicherheit suche und finde in allen den Fällen, in denen ich schwanke und ungewiß bin, und wo ich, was zufällig gerade jetzt der Fall ist, die vorzügliche Verwendbarkeit Ihrer Sprachlehre sogar in einem Privatunterricht, den ich einem jungen Ungarn ertheile, zu erproben, reichliche Gelegenheit habe.

Daß ich, wie übrigens auch meine Collegen, so häufig zu Ihrem Wörterbuch greifen muß, hat seinen besonderen Grund in den eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen wir hier in Siebenbürgen leben. Rings von anderen Nationen — Ungarn und Rumänen — umgeben, deren Sprache natürlich nicht ganz ohne Einfluß auf uns bleiben kann und außerdem in dem im übrigen dankenswerthen Besitz eines besonderen Dialektes, des sogenannten sächsischen, dessen Flexion und Construction nicht selten von der der neuhochdeutschen Schriftsprache abweichen, sind wir begreiflicher Weise häufiger als andere Stammesbrüder einer gewissen Unsicherheit betreffs des richtigen Sprachgebrauches ausgesetzt und freuen uns dann natürlich um so mehr dessen, daß wir so glücklich sind, in einem so anerkannt zuverlässigen und uns so vertraut gewordenen Werke über jeden uns beunruhigenden Zweifel so sicheren Aufschluß zu erhalten. All dies hat mich mehr und mehr zu Ihrem begeisterten Verehrer gemacht und mich jetzt, auf die Gefahr hin, Ihnen mit diesem Brief zur Last zu sein, unwiderstehlich dazu angetrieben, an Sie zu schreiben, um Ihnen in aller Bescheidenheit zu sagen, daß ich auch einer von den gewiß Unzähligen bin, die sich Ihnen zu heißem Danke verpflichtet fühlen, und um Ihnen aus Anlaß Ihres 70. Geburtstages den zu erleben, Ihnen die göttliche Vorsehung gegeben hat, aus dankbarstem Herzen meine innigsten Glückwünsche darzubringen, was ich hier zum Schlusse nochmals thue, indem ich hochachtungsvoll verbleibe

Ihr in aufrichtiger Dankbarkeit

Ihnen ergebener Franz Arz."

Und nun wende ich mich zu dem eigentlichen Deutschland, woher mir begreiflicherweise die meisten Zuschriften zugegangen sind und darunter viele von Männern klangvollen Namens. Aber gerade die Menge und die Schwierigkeit der Auswahl bestimmt mich, auf Mittheilungen daraus zu verzichten. Nur mit einem Gedicht in meiner heimischen Mundart (dem Mecklenburg-Strelitzer Plattdeutsch) möchte ich eine Ausnahme machen und dann einem Bericht über einen eigenartigen Glückwunschstrauß in Briefen kleiner Schulknaben aus Schweinfurt zu guter Letzt noch einige weitere Mittheilungen folgen lassen, von denen ich annehmen zu dürfen

glaube, daß sie — ebenso wie sie es bei mir gethan — den geneigten Lesern ein Lächeln oder Lachen abgewinnen werden.

Dem plattdeutschen Gedichte muß ich eine kurze Bemerkung über den Briefschreiber vorangehen lassen. Meine „Plaudereien aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers" habe ich meinem lieben Erbfreunde Dr. Eduard Mayer in Halle a. S. gewidmet unter Hinzufügung der griechischen Verse aus Homers Ilias 6. 260 ff, welche verdeutscht lauten:

Daß auch die Andern
Schaun, daß wir Freunde zu sein aus Väterszeiten uns rühmen.

Dies bezieht sich darauf, daß mein und sein Vater Herzensfreunde gewesen, die ihre Freundschaft auch auf ihre Kinder vererbt haben. Von den Kindern des Apothekers Friedrich Mayer in Friedland aber lebt außer dem Sanitätsrath Eduard Mayer in Halle nur noch sein Bruder, der Stadtrath Wilhelm Mayer in Stettin, und eben dieser ist der Verfasser des plattdeutschen Gedichtes, welches die hochdeutsche Ueberschrift hat: „Meinem verehrten lieben Freund, dem Herrn Professor Dr. Daniel Sanders in Altstrelitz (Mecklenburg) zu seinem 70. Geburtstage am 12. Nov. 1889", im Uebrigen aber lautet:

„Dat will wat seggen: — söbentig Johr!
Um denn — noch Kopp un Ogen kloar!
Man Wenig kriegen dat torecht,
Dat hett all längst de Schrift uns seggt.

Ik meen, wer enen Handwerksmeister kennen deiht,
De flitig Dag för Dag in sine Werkstäd steht,
Doa seggt en jere: De is brav unn good
Unn wer emm süht, de treckt den Hoot.

Nu seh sik Ener, wen he't kann,
Ok moal en anne Werkstäd an,
So recht gemüthlich ingericht,
Dat Ener woll Verlangen kricht,
Se sik ok eenmal antosehn.

Doa hür ich denn: Na ja! Dat kann geschehn!
Von groot unn lütte Böker 'n ganzet Regiment,
Weck sind in Papp un weck in Pergament,
Un jeden Dag, den Gott uns gift,
Von't Morgens früh bett Oabends spät,
Ok Sommers, wenn datt noch so heet
Un Keener an die Arbeit geht,
Doa sitt de Doktor unn he schrifft,
Um datt de Welt ward immer klöker,
De groten unn de lütten Böker.

Unn von datt ganze Regiment
In Papp unn ok in Pergament
Ward he se noah de Reih citiren
Unn se von Ur to Enn' studiren.

Unn jeret Wurd möt emm pariren.
Unn denn? Denn lett he's in den Kasten rin marschiren
Doa liggen se nu woll väle Joaren,
Bett datt se werrer ropen waren
Unn mustert warren's von alle Sieden,
Ob se dat sülbig bläben sünd to allen Tieden
Unn hebben se dat Examen denn bestoahn,
Denn können se unner Dak unn Fak in alle Welt 'rin goahn.

Hett Ener nu ne Oahnung woll von sonnen isern Fliet
Womit he all datt farig kricht in korte Tied
Unn, wir's emm noch so kort bemeten,
Sien olle Frünn' hett he doabi doch nich vergeten,
Voar fründlich Würd' hebens immer kregn;
Datt is en Arwdeel von den Vatter unn sein Segn.

Unn wenn nu hüt de Jubiloar
Torüch denkt an de söbentig Joar,
Denn dankt he ganz gewiß för alle Goaben
Den lewen Gott, de sichtlich emm in Schutz hett noahmen
Unn wenn denn all die Glückwünsch koamen
Ut seine Noawerschaft unn ok von wieden,
Denn sünd se ok doabi, de Frünn' ut ollen Tiden.

Stettin im November 1889. W. Mayer."

Der erwähnte Glückwunschstrauß kleiner Schüler aus Schweinfurt enthielt in einem Umschlage 39 Briefe von sämmtlichen Schülern des II. Cursus der Kgl. Realschule, die, wie die Aehnlichkeit des Inhaltes verrieth, offenbar einer gemeinsamen Besprechung in der Klasse ihren Ursprung verdankten. Die Knaben beriefen sich darauf, daß die zweite Stufe meines Lehrbuches der deutschen Sprache von ihnen benutzt werde und daß sie von ihrem Lehrer Mancherlei über die Verdienste des Verfassers um die Muttersprache erfahren, auch von seinem siebzigsten Geburtstage Kunde erhalten hätten. Ihr Glückwunsch komme verspätet, weil sie den Erwachsenen und Würdigeren den Vortritt gelassen. Die kindlich naiven Schreiben bereiteten mir eine wahre Freude.

Und nun die Zuschriften, die ich nicht ohne Lächeln oder Lachen habe lesen können.

Ein Telegramm aus Berlin von 4 Worten (am 12. 11. 89 um 9 Uhr 55 Min. Vormittags) enthielt eben nichts weiter als die 4 Worte: „Doctor Daniel Sanders Strelitz M." und die von dem Drahtungsamt hinzugefügte Bemerkung „ohne Text eingegangen."

Aehnlich erhielt ich mit dem Poststempel: Penzlin 12.11. 89. 5 bis 6 N." und mit der Aufschrift (von einer mir unbekannten Hand): „Herr Professor Dr. Sanders Strelitz i. M., frei" einen Brief, der nur eine schöne Karte in Goldbruck mit den Worten: „Herzlichen Glückwunsch zum 70. Geburtstag" enthielt.

Der Absender hat sich zu nennen vergessen. Vielleicht erfahre ich durch diese Veröffentlichung nachträglich das in dem Penzliner Briefe und in der Berliner Drahtmeldung versehentlich Fortgebliebene, was mich sehr erfreuen würde.

Herzlich gelacht aber habe ich über einen Brief mit dem Poststempel: „Frankfurt (Main) 25/11. 89. 8—9 N." und der Aufschrift „Joseph Baer und Co. in Frankfurt a. M. An die p. t. Erben des sel. Herrn Dr. Daniel Sanders Neustrelitz, Mecklenburg", — worin die genannten Buchhändler und Antiquare sich die ergebene Anfrage erlauben, ob die in der Aufschrift Genannten „die von dem seligen Herrn Dr. Daniel Sanders hinterlassene Bibliothek zu veräußern gedenken, und sich den Katalog erbitten. Die Meinigen und einige Freunde und Bekannte, die den Brief zu Gesicht bekommen haben, wollten oder konnten ihn nicht so scherzhaft auffassen wie ich; aber ich jedenfalls habe mich gefreut, diesen Brief an meine Erben noch selbst lesen zu können und möchte die nach meinen Büchern lüsternen Herren Joseph Baer und Co. — falls ihnen dieser Aufsatz zu Gesicht kommt — ersuchen, sich mit ihrer Anfrage so lange zu gedulden, bis ich wirklich werde gestorben sein. Freilich gedenke ich mich damit keinesfalls zu übereilen und hoffe so, namentlich auch noch Zeit zu gewinnen, um diese „Plaudereien" in der ursprünglich geplanten Weise zu Ende zu führen, während ich die vorliegende zwischengeschobene noch unter dem frischen Eindruck sofort niederzuschreiben vorgezogen habe.

Altstrelitz im December 1889.

Pierre Loti.

Von

Ferdinand Groß.

— Wien. —

Es muß Einer nicht eben ein tiefer, epochemachender Denker oder Schöpfer sein, um auf dem Gebiete des Schriftthums als lebendiges Wahrzeichen des Volkes gelten zu dürfen, dem er angehört. Die leichteren Geister vertreten Land und Nation oft in bezeichnenderer Art als die vereinzelten Riesen, die ohnehin mehr dem Universum als einem bloßen Segmente des weiten Erdkreises zu eigen sind. Die Klassiker fallen der ganzen Menschheit zu, sie haben mit aller Kraft die Spur der Erde, aus der sie stammen, von sich geschüttelt — abgesehen von manchen Ausnahmen, wie z. B. Victor Hugo, der bis an den Hals im Franzosenthum befangen blieb. Das bedeutende Talent wird uns in der Regel wichtiger sein als das himmelaufragende Genie, wenn wir aus literarischen Hervorbringungen Rückschlüsse ziehen wollen auf die Wesenheit eines Volkes. Der Culturgeschichtschreiber Oesterreichs aus dem neunzehnten Jahrhundert wird, gern oder ungern, von Eduard Bauernfeld sprechen müssen, und Bauernfeld für einen Klassiker zu halten, kann doch gewiß keinem vernünftig Urtheilenden in den Sinn kommen.

Der Schriftsteller, auf den wir mit diesen Zeilen die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums lenken möchten, ist kein Genius, von dem eine Epoche oder eine Schule den Namen entlehnen wird, aber trotzdem kennt die zeitgenössische französische Literatur unvollkommen, wer sich nicht die Hauptzüge von Pierre Loti's eigenartiger Physiognomie einprägt. Dieser feine Charakterkopf vertritt eine bestimmte Nuance in der schriftstellerischen Begabung der Franzosen. Er darf Anspruch auf Beachtung übrigens auch

Digitized by Google

deßhalb erheben, weil er sich nicht blind mitreißen läßt von einer Tagesströmung. Ist es nothwendig, daß wir eine regierende Richtung an ihren hervortretendsten Repräsentanten ergründen, so haben wir — die wir das moderne Schriftthum kritisch und analytisch verfolgen — auch die fesselnde Aufgabe, uns mit jenen zu befassen, welche sich nicht an die ausgegebene Parole halten, aber auch nicht bramarbasirend gegen diese sich wenden, sondern als echte Künstler freudig in der Werkstätte arbeiten, sich selbst nicht rühmen und nicht vertheidigen, mit den Anderen nicht polemisiren, zufrieden damit, dem, was in ihnen lebt und zu Tage will, Form zu leihen.

In acht erzählenden Büchern hat Pierre Loti bisher sein Naturell geoffenbart. Jung an Jahren und schaffenslustig, wird er noch oft mit seinen Gaben vor uns hintreten; neue Eigenschaften wird er kaum mehr entfalten, seine Weise steht fest, man darf versuchen, ein abgeschlossenes Bildniß von ihm zu skizziren. Pierre Loti ist Schiffslieutenant; er heißt Julian Viaud — „Pierre Loti" lautet, wenn man den Wortscherz erlauben will, der nom de guerre dieses Offiziers. Das Talent bekam er von der Natur mit; die Direction hat dieses von Viaud's Berufe empfangen, oder vielleicht — wer vermöchte dem Labyrinth menschlicher Entwickelungsphasen nachzugehen! — mußte Viaud diesen Beruf wählen, weil sein besonderes Ingenium desselben bedurfte, um hervorzubrechen. Pierre Loti brauchte das Meer, und deshalb ließ Viaud sich in die Marine einreihen. Pierre Loti beschäftigt sich mit dem Meere, aber nicht wie etwa Jean Richepin, der sich bemüht, den Tanz der Wellen in Verse zu fassen, sondern um alles Leben und Treiben zu schildern, wie es sich auf hoher See entwickelt; läßt seine Muse sich auf festem Lande nieder, so holt sie sich doch überseeische Stoffe, wandert sie nach Ländern, die nur zu Schiffe zu erreichen sind: heute nach Japan, morgen nach Senegambien. In einer Gegend, in die man mittelst einfacher Eisenbahnfahrt gelangen kann, würde sie sich nicht wohl fühlen, sie nimmt denn auch nie ihren Weg dahin. Die Lust an der Reise in's Ferne ist keine französische Charaktereigenschaft. Der Franzose in Pierre Loti macht sich geltend in der Gabe, delicat und dabei wirksam zu zeichnen, und, wo es noththut, die Zeichnung lebhaft zu illustriren. Wie sicher ist der Stift, den er führt! Wie beredt sind die Contouren, die er zieht! Und greift er zum Pinsel, so wirbelt er, um den Orient zu verdolmetschen, nicht etwa alle Farben der Palette durcheinander, sondern in einem duftigen Aquarell giebt er die ganze Stimmung wieder, die er mit dem Auge und mit der Seele geschaut hat. Ein paar Linien, ein paar Striche, ein paar aufgesetzte „Lichter", und wir sehen die Straßen von Nangasaki oder die Ufer des Senegal. Mit einfachsten Mitteln erzielt er starke Wirkung; besseres Lob läßt sich einem Schriftsteller, der Maler und Zeichner ist, nicht nachsagen.

Will man frischweg fortfahren in Lob und Preis, so mag man auch gleich

hervorheben, daß ein wichtiger Reiz von Loti's Schriften in der Naivetät liegt, mit welcher er Menschen und Dinge erfaßt; man merkt namentlich seinen ersten Büchern an, daß er die Feder gehandhabt, um sich die Langeweile des Schiffs- und Hafenlebens zu vertreiben, daß er sich zerstreuen wollte, ohne im Anfange an einen Leser zu denken. Seither ist er Schriftsteller von Beruf geworden, aber selbst seinen neuesten Büchern haftet jener Parfum der Ursprünglichkeit und Unabsichtlichkeit an, welcher ihm im Beginn so rasch Verehrer und Freunde verschafft hat. Er beschreibt, was er gesehen, erzählt, was er erlebt hat; er ist der Held seiner Erzählungen, und führt er ausnahmsweise einen anderen Helden vor, so schlüpft er ganz und gar in dessen Haut. Er ist einer der persönlichsten Schriftsteller; darum haben seine Bücher nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes, ja sie schlagen manchmal in's abrupt Notizenhafte aus, sie gehen im leichten Hausgewande einher, als sei das Salonkleid ihnen ein lästiger Zwang. Loti haßt den Schreibtisch; auf Deck, im Freien verzeichnet er Situationen und Geschehnisse, die letzteren in geringerer Anzahl, denn seine Erzählungen zeigen wenig Fabel, sie bieten ein bischen Handlung als Rahmen, meist die Variation desselben Themas: der ruhelose Wanderer knüpft in exotischer Fremde Herzensbeziehungen an, die ihn für den Augenblick gefangen nehmen, deren Ende aber eintritt, sobald das Schiff weiterdampft; er hat während des Aufenthalts ein Mädchen in der Hafenstadt „beinahe" geliebt, seine „blasirte Seele", stets auf der Suche nach etwas originell Neuem hat der Holden „fast" angehört, es erfolgt der unvermeidliche Abschied, der Roman klingt in ein sentimentales Bedauern aus, aber der Dienst ruft, die rauhe Pflicht mahnt ihren Sklaven zur Rückkehr, und die weibliche Gestalt verschwindet nach und nach in den Nebeln der Erinnerung. Ein anderes Meer, ein anderes Mädchen . . . Aehnlich geht es in der Mehrzahl von Loti's Büchern her, und dadurch entsteht unleugbar eine gewisse Monotonie. Auch das Meer, auf dem Loti sich so heimisch fühlt, ist monoton, und doch immer wieder neu, voll packender Abwechslung in der Einförmigkeit . . . Loti, so oft sich eine und dieselbe Grundform der Geschichte bei ihm wiederholt, fesselt uns stets durch die entzückenden, wie minutiöse Porzellanmalerei ausgeführten Culturbildchen, durch seine Momentaufnahmen aus der Völkerkunde, durch den Erdgeruch, den seine Schilderungen tragen, ob sie von der Insel Haïti oder aus den Bocche di Cattaro stammen. Unermüdlich sucht er das Malerische, das seinem Auge noch nicht bekannt ist. Er haßt das Gleichmacherische in der Civilisation, er kennt nichts Schrecklicheres, als das Bestreben, alle Racen über einen Leisten zu schlagen. „Eine Zeit wird kommen," sagt er, „wo es fürchterlich langweilig sein wird, auf Erden zu leben, eine Zeit, in welcher man der Welt von einem Ende zum anderen das nämliche Aussehen gegeben haben und selbst der Versuch, durch Reisen sich ein wenig zu zerstreuen, vergeblich sein wird."

Das literarische Gepäck Lotis ist bald aufgezählt: „Fleurs d'ennui“ „Mon frère Yves“, „Propos d'exil“, „Aziyadé“, „Le roman d'un spahi“, „Madame Chrysanthème“, „Japoneries d'automme“ und „Pêcheurs d'Islande.“ In den „Fleurs d'ennui“, wirklichen, im Schiffsdienste entstandenen Blüthen der Langeweile, reflectirt Loti mehr als in irgend einem seiner Bücher über sich selbst. Sein internationales Liebesleben umschlingt er mit einigen Arabesken: „Was wollte ich von den Mädchen, die ich geliebt, von diesen Töchtern der verschiedensten Weltgegenden — armen Wilden manchmal — Mädchen, die ich auf der Straße aufgelesen, blos weil sie schön waren? Was wollte ich von ihnen Allen? Sie meinen: nur ihr gefälliges Aeußere? Nein, nicht nur dieses, denn ich liebte sie manchmal so, daß ich mit ihnen hätte sterben, ihnen einen Gottesglauben einflößen und sie — für immer an mich gebunden — in ein anderes Leben hinüberführen mögen. Wenn ich nach rückwärts schaue und diejenigen, die ich geliebt, in meinem Gedächtnisse finde, bin ich darüber beschämt, daß ich sie je vergessen konnte, vergessen sie selbst und den angebeteten Glanz ihrer Augen, vergessen den Zauber des Landes, das mir um ihretwillen theuer gewesen, vergessen unsere Träume von Ewigkeit und unsere Schwüre; ich bin beschämt, erkenne die menschliche Nichtigkeit und sehe ein, welch ein elendes Geschöpf ich bin, unfähig, jenes Etwas zu finden und zu umfassen, nach dem ich dürste — unfähig, mich dem Unerkennbaren zu nahen — nicht gemacht für das Ewige . . .“ Er sieht ein, daß er kein Romancier im landläufigen Sinne ist, daß er von einer literarischen Gattung zur anderen überspringt. Seinem excentrischen Freunde Plumkett, einem englischen Seeoffizier, legt er die als Karrikatur gehaltene Anrede in den Mund: „Ich erkläre mich außer Stande, Sie in irgend einen Rang von Schriftstellern einzureihen; Sie sind ganz Sie, Niemand wird Ihnen je einen Namen geben können, man wird immer fehlgehen mit dem Versuche, Ihnen eine vorhandene Classification zu versetzen, so lange nicht Irrenärzte, Paläontologen oder Thierärzte — gewöhnt, im Gewoge der Südsee kranke Walfische zu pflegen — literarische Kritik treiben. Sehen Sie die weiße Amsel. Man sagt ihr, sie sei eine Elster oder ein Häher oder eine Ringeltaube. Keine Spur — sie ist ein Thier für sich. So sind auch Sie, mein lieber Loti, einzig in Ihrer Art; Sie gehören keiner bekannten Vogelgattung an.“ Das würde wie Selbstüberhebung klingen, wenn es nicht Selbstironie wäre; über Loti's Erfolge ist Niemand verwunderter als er selbst, und er thut sich wahrlich nichts darauf zugute, daß er nicht im Stande ist, im Geleise des Romans oder der Novelle zu bleiben, und daß er zwischen allen erdenklichen Genres hin- und her irrlichtert.

Loti verleugnet nie den Seemann, der überall und nirgends zu Hause ist, dem ein fremder Welttheil rasch zur momentanen Heimat werden muß, und der sich in der wirklichen Heimat kaum noch zu Hause fühlt. Der

Seemann spricht aus ihm, wo er das Matrosenleben darstellt, wo er zeigt, welch guter Kern in den Seeleuten, in diesen großen Jungen steckt. Mit der Landarmee befaßt er sich nur in dem „Roman d'un spahi"; über's Wasser geht der Weg aber auch diesmal, nach Senegambien und anderen französischen Colonien in Afrika. Loti wird warm, wenn er von den Kameraden berichtet; da führt der Soldat ihm die Feder. Wir werden unwillkürlich von Rührung ergriffen, wenn wir lesen, wie der Soldat und der Matrose in der Ferne eine Schachtel mit sich führt mit Briefen, Erinnerungen an das Vaterland, allerlei Kram als Andenken, und wie er diese Schachtel hütet gleich einem Fetisch. . . . In jedem Matrosen steckt etwas von einem Kinde, das sich an Spielzeug freut. Der Wächter in seinem Mastkorbe hat ein Kunterbunt von Sachen hoch oben in seiner Einsamkeit: „Ein Spiel Karten, Zwirn und Nähnadel, um sich etwas zu repariren, gestohlene Bananen, Salat, den er Nachts dem Vorrathe des Kommandanten entnommen hat, Alles, was er Frisches und Grünes auf nächtlichen Streifzügen erwischen konnte. (Die Matrosen sind auf solche seltene Sachen lüstern, welche das durch das Salz angegriffene Zahnfleisch heilen sollen.) Ferner hat er seinen Papagei, der, an einem Fuße gefesselt, im Sonnenglast mit den Augen zwinkert. Der ‚Papagei' ist in Wirklichkeit eine Eule mit einem Schädel so groß wie der einer Pampakatze; ein Sturm hat sie eines Tages an Bord geweht." . . . Zu gewissen Stunden, an gewissen Tagen wird den Seeleuten gestattet, ihre Reisetaschen zu öffnen — „aller aux sacs" heißt der Vorgang in der Matrosensprache. „Dann," so berichtet Loti vom „Primanguet", auf welchem Yves eingeschifft war, „breiteten sie ihre kleinen Besitzthümer aus, welche mit einer komischen Sorgfalt verpackt waren, und mit einem Male glich das ganze Deck des ‚Primanguet' einem Bazar. Sie öffneten ihre Nähbüchsen, holten kunstvoll geschnittene Stückchen Stoff hervor, um damit ihre durch die fortwährende Muskelbewegung abgenützten Kleider auszubessern; einzelne Matrosen blieben nackt, um ihre Hemden zu flicken; andere bügelten ihre Kragen auf absonderliche Weise, indem sie lange Zeit darauf sitzen blieben; andere entnahmen ihrer Schreibmappe armselige vergilbte Blätter, Briefe mit Poststempeln aus den verlorensten Winkeln der Bretagne oder dem Baskenlande, und sie machten sich an's Lesen — es waren Briefe von Müttern, Schwestern, Bräuten, die weit, weit weg in den Dörfern hausten. Plötzlich, auf einen schrillen Pfiff hin, welcher bedeutete: ‚Reisetasche weglegen!' verschwand das Alles wie durch Zauber, zusammengelegt, zusammengepreßt, hinabgelassen in den untersten Schiffsraum, in die nummerirten Fächer, welche von den bösen Sergeanten in nummerirten Behältern hinter eisernen Ketten verschlossen wurden. Wer diese Leute so betrachtete, der mochte sich, wenn er sie nicht besser kannte, durch ihre kluge, geduldige Haltung täuschen lassen; wie sie da in die Beschäftigungen kleiner Mädchen versenkt waren, in das Auspacken von

Spielerei — wer konnte sich vorstellen, wessen diese jungen Männer fähig waren, wenn sie feste Erde betraten! Nur eine einzige Stunde unvermeidlicher Melancholie gab es an Bord: wenn das Abendgebet gesprochen wurde, wenn die Bretagner damit zu Ende waren, sich zu bekreuzigen, und die Sonne untergegangen war — in diesem Augenblicke dachten Viele von ihnen sicherlich an daheim." . . . Aus Loti's Büchern werden wir mit der Matrosenexistenz vertraut; wir gewinnen sie lieb, diese armen Kerle, die Jahrzehnte auf den Fluthen dahintreiben und dabei im Stillen den Traum hegen, im Alter im eigenen Häuschen die letzten Tage ruhig zu verdämmern.

Wie tragisch die Tücke des Meeres sich mit dem Menschendasein verflicht, das hat Loti in seinen „Pêcheurs d' Islande" dargethan. Als abgerundetes Kunstwerk steht dieser Roman — es ist beinahe thatsächlich ein solcher! — unter Lotis Productionen obenan. Hier schwingt Loti sich zu einer Höhe auf, welche seinen übrigen Schriften fehlt und ihnen übrigens schlecht zu Gesicht stünde. Carmen Sylva, Rumäniens edle Königin, hat die „Pêcheurs d'Islande" in's Deutsche übersetzt. Die gekrönte Dichterin hat Recht mit der vorwortlichen Aeußerung: „Wenn es mir gelungen sein sollte, Anderer Herzen durch dieses kleine Epos zu erquicken, wie es in seiner biblischen Größe und erschütternden Wahrhaftigkeit das meine erhoben hat, wenn in einigen Deutschen das rohe Wort: „Erbfeind" durch das schöne Wort: „Vaterland" verdrängt sein wird, so war meine Arbeit leicht und reine Freude" . . . Die Islandfischer, von denen man vor Lotis Buch in weiteren Kreisen nichts oder wenig wußte, sind ein Theil der Küstenbewohnerschaft der Bretagne, Leute, die seit Generationen dem Fischfange im hohen Norden obliegen. Von Vater auf Sohn, wie innerhalb einer Kaste, vererbt sich das gefährliche Geschäft — gefährlich, weil das gegen Island hinbrausende Meer voll Tücke ist und Jahr für Jahr eine erhebliche Anzahl von Opfern aus der Reihe der bretagnischen Fischer verschlingt. Die Island-Fischer kennen aus Tradition und aus eigener Erfahrung die traurigen Seiten ihres harten Berufes, aber da oben im Norden gestaltet der Fischfang sich ergiebiger als sonst irgendwo, und deshalb lassen sie sich nicht abschrecken und ziehen als stille Helden hinaus auf die drohende Fluth. Den Winter verbringen sie daheim; Mann, Weib und Kinder, Alle sind damit beschäftigt, Vorbereitungen zu treffen für die Fahrt; die Gewänder werden angefertigt oder ausgebessert, die Schiffe in Stand gesetzt. Sobald die Frühlingssonne lächelt, schlägt die Stunde der Trennung; erst Ende August kehren die Island-Fischer zurück, wenn sie — überhaupt zurückkehren, wenn nicht die Tiefe sie sammt ihren Fahrzeugen verschlingt. Den Sommer daheim kennen sie als Kindheits-Reminiscenz. Für ihre Familienangelegenheiten haben sie nur einen Theil des Jahres übrig, auf diesen verschieben sie Kindstaufen, Verlobungen, Eheschließungen — Alles, was sie individuell be-

trifft, wogegen sie im Uebrigen nur Island-Fischer sind und sonst nichts. Ehe sie in See gehen, nehmen sie an einem feierlichen Gottesdienste theil; sie wissen, daß sie vielleicht keinen anderen mehr mitmachen werden, daß es für sie nunmehr einen Kampf auf Leben und Tod gilt. Während sie in weiter, weiter Ferne weilen, pochen zu Hause die Herzen der Mütter und Frauen, der Töchter, Schwestern und Bräute in banger Sorge — Niemand ist da, sie zu trösten als Greise, Kinder und Kranke. Wie ein Damoklesschwert schwebt über den Verlassenen die Aussicht, daß täglich, stündlich ein Häuflein Island-Fischer, deren Platz am häuslichen Herde leer, plötzlich in der ewig schweigenden Tiefe ein Grab findet. Wer noch heute einen Vater, einen Gatten besitzt, ist morgen verwittwet, verwaist. . . . In den Rahmen der tief ergreifenden Schilderung dieser Zustände spannt Loti eine Liebesgeschichte voll rührender Einzelnheiten. Die Hauptgestalten, Yann Goas und Gaud (bretagnisch für „Marguérite") Méval werden Mann und Weib. Nach vielerlei Wirrnissen und Verwickelungen sind sie einander angetraut worden; es bleiben ihnen sechs Tage Zeit, ihr junges Glück zu genießen — Yann muß dann wieder als Island-Fischer scheiden. Während des Hochzeitsmahles tönt ein wildes Brausen bis zu den Festgästen. „Das Meer ist unzufrieden, weil ich ihm Heirathsversprechungen gemacht," sagt Yann lächelnd; er spielt darauf an, daß er ehedem behauptet, er heirathe niemand Anderen als das Meer — la mer. Und das mahnende Gespenst heult auch in die Brautnacht der Beiden hinein: „Um sie her, zu ihrem ersten Beilager, spielte dasselbe unsichtbare Orchester noch immer: Hu! Hu! Der Sturm kam zuweilen mit seinem ganzen hohlen Brausen, mit bebender Wuth; zuweilen wiederholte er seine Drohung leise in's Ohr, wie in raffinirter Bosheit mit dünnen, gezogenen Tönen, mit der schrill flötenden Stimme der Käuzchen. Das große Grab der Seeleute war da ganz nahe, sich regend, verschlingend, mit den gleichen dumpfen Schlägen die Klippen stürmend. In der einen oder anderen Nacht würde man da draußen sein müssen, sich wehren inmitten der schwarzen, riesigen Dinge" . . . Yann findet das Ende der meisten Island-Fischer: „In einer Augustnacht dort auf dem hohen Meere des düsteren Island, mitten unter einem gewaltigen, wüthenden Getöse hatte er mit der See Hochzeit gefeiert — mit der See, die einst seine Nährmutter gewesen; sie hatte ihn gewiegt; sie hatte ihn zum Jüngling gemacht und ihm die Kraft und Größe gegeben — und dann hatte sie ihn in seiner herrlichsten Mannheit zurückgefordert, für sich allein. Ein tiefes Geheimniß umhüllte die so ungeheuerliche Hochzeit. Die ganze Zeit hatten düstere Schleier darüber hingeweht, wandelnde, sturmgepeinigte Gewebe, ausgespannt, um das Fest zu verbergen, und die Braut ließ ihre Stimme dröhnen in schauerlichster Gewalt, um jeden Schrei zu übertönen. — Er, im Gedanken an Gaud, sein Weib aus Fleisch und Blut, hatte sich in einem Riesenkampfe gegen die Grabesbraut gewehrt. Bis zu dem Augen-

blick, wo er sich ihr überließ, mit offenen Armen sie empfangend, mit einem einzigen tiefen Schrei, wie ein röchelnder Stier, den Mund schon mit Wasser gefüllt, mit weit ausgebreiteten, für ewig erstarrten Armen ..." Das Erscheinen dieses Buches von Loti rief eine mächtige Bewegung hervor. Unabsehbare Sympathieen wendeten sich den armen Küstenbewohnern zu, und als Loti Geldsammlungen für die Wittwen und Waisen der Island-Fischer einleitete, flossen erstaunlich große Summen zusammen. Dieses Resultat mußte den Autor überzeugen, wie eindringlich er die Sache seiner Schützlinge geführt hatte. Sein Roman erwies sich als ein Meisterstück an Beredsamkeit. Klopft Loti an die Pforten der Académie française, so werden es die „Island-Fischer" sein, welche mit Erfolg Stimmen für ihn heischen werden.

Aber in diesem Buche, das schon heute dem „eisernen Bestande" der französischen Literatur beizuzählen ist, hatte Loti nur einen Theil seines Talentes gezeigt. Man erkennt ihn kaum wieder, wenn man ihn hierauf als Verfasser von „Le mariage de Loti" oder der japanischen Kleinmalereien betrachtet. Alles Feierliche, alles Getragene in Ton und Haltung hat er abgethan, an die Stelle der Kraft ist die Grazie getreten, mit leichter Hand wirft er Landschaften und Porträts auf die Leinwand. In „Le mariage de Loti" führt er uns auf die Insel Haïti, wo er mit der fünfzehnjährigen Rarahü, einer lieblichen Blüthe des Maori-Stammes eine „Ehe auf Zeit" eingeht — eine Episode, die sich ihm später in Asien wiederholt, wenn er in Nangasaki „Fräulein Goldblume" mit Kündigungsfrist zur Frau nimmt. Das entnervende Idyll, welches im polynesischen Leben liegt, findet in Loti einen Darsteller, der auf dem Umwege über liebenswürdige Tändelei und spielerische Schalkhaftigkeit ein merkwürdiges Kapitel Ethnographie vor uns hinbreitet. Hinter dem kündbaren Bunde Lotis mit Rarahü steckt etwas, das wir anfangs nur ahnen, nach und nach aber klar begreifen: das Aufeinanderplatzen zweier Civilisationen; in der süßen Rarahü, in diesem buntschillernden Vögelchen, lebt die Vertreterin einer untergehenden Race, und sie wird als solche noch deutlicher durch die Scenerie, in der sie geboren wurde, durch die „Atmosphäre Oceaniens, in welcher" — nach Loti — „die Arbeit eine unbekannte Sache ist". Hie und da läßt Loti ein paar Worte einfließen, aus denen wir erfahren, wie ernst es ihm damit ist, im Gewande der leichtbeschwingten, manchmal frivol angehauchten Historiette, unter der Flagge dieser Geschichten, in denen mehr von „amourette" als von „amour" die Rede ist, weitgreifenden Absichten zu entsprechen. Mitten in der nicht im Salon, sondern im Walde, unter dem Himmelszelte, inmitten einer üppigsten Vegetation sich abspielenden „flirtation" mit Rarahü zieht er Schlußfolgerungen aus den Thatsachen, die er beobachtet: „O geheimnißvolles Schicksal dieser polynesischen Völkerschaften, welche vergessene Reste ursprünglicher Racen scheinen! In Unbeweglichkeit und Betrachtung leben sie, verlöschen sanft bei der Berührung mit civilisirten Racen, und ein

kommendes Jahrhundert wird sie wahrscheinlich zu den Verschwundenen zählen" . . . Wie gesagt, auch in Nangasaki geht Loti eine Heirath auf Zeit ein. In dieser Einrichtung lernen wir eines der wunderlichsten Momente in den Sitten Japans kennen. Loti muß mit „Fräulein Goldblume" einen schriftlichen Heirathsvertrag vor der Behörde schließen; er hat der „Gattin", so lange er sie nicht entläßt, zwanzig Piaster per Monat zu bezahlen. Als „Ehemann" führt Loti sorgsam ein Tagebuch. Dieses giebt uns von japanesischer Anschauungsweise mehr Begriffe, als langathmige Abhandlungen es vermöchten. Die Kunst des Dichters — ob nun des Dichters in Vers oder Prosa — besteht darin, daß er in dem Einzelschicksale das Allgemeine zu spiegeln versteht. Wir sehen Japan in's Auge, während wir „Goldblume" in ihrem Thun und Lassen verfolgen; Japans innerste, capriciöse Eigenart drängt sich unserer Erkenntniß auf, wenn Loti fortwährend von dem Gegenstande, den er behandelt, unberechenbar abschweift, den nationalen Malern ähnlich, welche mitten in den Himmel eine Thee trinkende Dame oder einen sich Kühlung zufächelnden Bonzen hineinpracticiren . . . Frau Goldblume, „Madame Chrysanthème", hat keinerlei Beschäftigung; sie existirt als Bibelot, als eine Nippe-Sache, sie hat, wie Alles in Japan, den Charakter des Kleinen, Marionettenhaften, und oft fragt Loti sich, ob das Figürchen eine Seele besitze. Es scheint, daß diese Seele, falls sie existirt, nicht sehr energisch nach Geltung ringt, denn, nachdem Loti sich von „Goldblume" schon getrennt hat und noch ein letztes Mal zu ihr zurückkehrt, findet er sie nicht in Thränen aufgelöst, sondern damit beschäftigt, die Münzen, welche Loti ihr zum Schlusse der „Ehe" contractmäßig ausgezahlt, mit einem hölzernen Hammer auf ihre Echtheit zu prüfen. In den „Japoneries d'automne" entwickelt Loti eine seltene Virtuosität darin, einen Volkscharakter mit stenographischer Kürze einzufangen. Er giebt überzeugend den Eindruck des Zwerghaften, der Grimasse wieder, wie man ihn in Japan immer und allenthalben empfängt. Von Kobah aus unternimmt er eine Reise mit der Eisenbahn. „Eine drollige kleine Eisenbahn," schreibt er, „die keinen ernsthaften Eindruck macht, etwas Lächerliches an sich hat, wie sämmtliche Dinge in Japan. Aber sie existirt, der Zug geht ab, er bewegt sich" . . . An den Wallfahrtsstätten entlocken die Götzenbilder ihm die Frage: „Wo endet der Gott, wo beginnt das Spielzeug? Wissen die Japaner selbst es?" Loti bringt es zuwege, durch Anwendung etlicher Diminutive Land und Leuten ein Signalement anzuhängen. Er spricht von keinem Garten, sondern nur von einem „jardinet", von einer „maisonnette" statt eines Hauses, und was er zu Mittag verzehrt, nennt er ein „Puppendiner", bestehend aus toutes sortes de petits mets drôles. Die Musmeh's, die Mädchen, die ihn bedienen, treiben Neckereien: „Was mögen die Tellerchen und Schälchen enthalten? Um mich zu amüsiren, sagt man es mir nicht, ich soll es errathen, und die Mädchen heben halb

Digitized by Google

die Deckelchen auf, lassen sie aber schnell wieder fallen, als fürchten sie, daß ihnen Vögelchen entschlüpfen können" . . . Das von Loti bewohnte Hotel hat einen Garten mit seinem Miniatur-Labyrinth, seinem winzigen Muschelwerk, seinem kleinen, kleinen See, seinen unansehnlichen Büschen, wovon die einen nur Blumen, die anderen nur Blätter haben, wie auf den Landschaften der Porzellanmalerei.

Die Localfarbe trifft Loti in Cattaro, in Salonichi, in Stambul, in Oran wie in Japan oder in der Bretagne. Er stellt Pasquala Iwanowich, die Cattareserin, ebenso plastisch hin, wie die Negerin Fatu-Geh, an deren Liebe Jean Peyral, der Spahi, zu Grunde geht . . . Sein Blick und seine Hand erweisen sich immer zuverlässig. Liebenswürdigkeit und Anmuth bleiben ihm treu; sie hindern ihn nicht, dort, wo er es am Platze findet, einen vollen, nachdrücklichen Ton anzuschlagen. Als Illustrator mit der Schreibfeder ist er eine hervorragende Erscheinung. Daß er sich allzu oft in Kleinigkeiten verzettelt und zersplittert, liegt nicht in einem Mangel seiner Begabung, sondern in seinen Neigungen. Gebraucht er gern die Wendung, er habe ein Weib „beinahe" geliebt, so dürfen wir, an seine Vorzüge und an seine Schwächen denkend, auf die Frage: „Ist Loti ein großer Schriftsteller?" ehrlich antworten: „Beinahe."

Das junge Ehepaar.

Märchen.

Von

Hanna Schomacker.

— St. Petersburg. —

Gott Amor flog durch die Lande.

Er war aber mißmuthig gestimmt, der kleine Liebesgott. Die Welt war so nüchtern geworden, so entsetzlich praktisch! Alles flüchtete vor ihm und verbarg sich ängstlich vor seinen Pfeilen. Die jungen Mädchen wurden von ihren Mamas behütet, die jungen Männer schützten sich selber, und nur ein paar greise Hagestolze und alte Jungfrauen stellten sich ihm entschlossen in den Weg.

Auf die mochte er aber wieder nicht zielen. Er hatte es früher ein paar Mal gethan, und es war Nichts dabei herausgekommen, als lauter Elend und Herzeleid.

So verstrich der ganze Tag, die Nacht brach herein, und noch hatte Gott Amor keinen einzigen Pfeil verschossen. Das war ihm früher nie passirt.

An Heimkehr dachte der kleine Gott aber trotzdem noch nicht. Er hatte schon oft die Nächte durchschwärmt, und vor der Dunkelheit fürchtete er sich nicht.

Da fiel ihm plötzlich ein junges Ehepaar ein, das vor ungefähr sechs Wochen Hochzeit gemacht hatte und seitdem ganz von ihm vergessen war. Nicht ein einziges Mal hatte er daran gedacht, hinüberzufliegen, um ein wenig nach dem Rechten zu sehen . . . Was aber konnte in der langen Zwischenzeit schon Alles geschehen sein! . . .

Gott Amor schalt sich selbst im Stillen einen nachlässigen und undankbaren Gesellen. Denn auf der Hochzeit hatte man ihn in aller er-

denklichen Weise gefeiert. In Versen, Reden, lebenden Bildern — ja, auf dem Hochzeitskuchen war er sogar in farbigem Marzipan abgebildet gewesen. „Ganz wunderschön!“ wie die Gäste sagten. An all das dachte der Liebesgott und machte sich sogleich auf den Weg dahin.

Mittlerweile war die Nacht völlig hereingebrochen. Von der großen Thurmuhr herab erklangen feierlich zwölf dumpfe Schläge. Die schwebten durch die Nacht dahin und erstarben in der Ferne. Alles schlief, nur die Geister, gute und böse, wachten.

In der Wohnstube, die neben der Schlafkammer des jungen Ehepaares lag, saß der kleine graue Hausgeist droben auf dem Silberschrank auf der Glaskuppel über dem Papierblumenstrauß und schaute sorgenvoll darein. Vor der Thür zur Schlafkammer aber und hinter derselben standen je zwei kleine, rundwangige Engelchen, mit großen Friedenspalmen in den Händen. Die hielten Wacht. Denn so lange ein junges Ehepaar in lauter Liebe und Frieden dahinlebt und noch keinmal Streit miteinander gehabt hat, werden allnächtlich vier Engelchen vom Himmel herabgeschickt, um den Schlaf der Menschenkinder zu behüten und allem Bösen den Eingang zu verwehren. Vor den Friedenspalmen fürchten sich die bösen Geister und entweichen davor.

Jetzt eben gab es aber garnichts zu thun. Alles war so still und friedlich in der Stube. Die kleinen Mücken und Falter sogar, die sich den Tag über durch das offene Fenster in's Zimmer gewagt und dann den Ausgang nicht mehr finden konnten und sich in ihrer Herzensangst lange recht ungeberdig benahmen, hatten das Flattern und Summen eingestellt und schliefen still an den Wänden. Das Bischen Staub aber, welches am Morgen vor dem Besen und dem Wischtuch der jungen Frau erschreckt in die Höhe gefahren war, hatte sich längst wieder beruhigt und lagerte friedlich auf dem Boden. Sogar die alte Wanduhr tickte einförmiger und müder als am Tage — was Wunder, daß auch die Englein allmählich schläfrig wurden und nur mit Mühe die Augen offen hielten ...

Doch horch! — Rührte sich da nicht etwas in der Schlafkammer? ... Sogleich stellte das Engelchen, welches die Aufsicht hatte, seine Friedenspalme an den Thürpfosten, öffnete behutsam und schlich auf den Fußspitzen in die Kammer.

„Nun, was war's?“ fragte das andere Englein neugierig, als das Brüderchen alsobald wieder herauskam.

„Es ist Nichts,“ sagte das Engelchen und nahm seine Friedenspalme wieder zur Hand. „Die Menschenkinder schlafen ganz ruhig . . . Nur unsere Brüderchen sind nicht mehr da. Die müssen nach Hause geflogen sein.“

Und wieder ward Alles ganz still.

Da pochte es leise an's Fenster. Einmal — und gleich darauf noch

einmal — und als das Englein herzuflog, um zu öffnen, guckte Gott Amor in die Stube.

„Ich wollte doch mal nachsehen, wie es mit den Menschenkindern hier steht," rief er muthwillig, sprang in weitem Schwunge bis mitten in das Zimmer und nickte dem alten Hausgeist vertraulich zu. Von den Englein nahm er, ihrer Jugend wegen, keine Notiz.

„Es steht Alles auf's Beste," berichtete das dienstthuende Engelchen eifrig. „Ich war eben erst drinnen, um nachzusehen."

„Ach was, kleiner Flügelknabe!" rief aber Gott Amor ungeduldig und schob das Englein bei Seite. „Was verstehst Du davon! — Außen mag ja wohl Alles richtig stehen, aber da drinnen im Herzen, da weiß nur ich Bescheid." Dabei öffnete er die Thür ein paar Zoll breit und schlüpfte hinein.

„Den durften wir ruhig durchlassen," sagte das eine Englein zum anderen. „Das ist ein guter Geist, der den Menschen keinen Schaden bringen wird."

Da trat Gott Amor auch schon aus der Kammer. „Alles in Ordnung!" sagte er geschäftsmäßig und schnallte seinen Köcher fester um. „Kein Pfeil herausgefallen und auch noch nicht nachgelockert. Habe zum Glück bisher Nichts versäumt . . . Nur die kleinen Schlingel, die Flügelknaben da drinnen, habe ich ausschelten müssen. Waren diese Taugenichtse doch richtig auf den Betthimmel hinaufgeklettert und dort oben fest eingeschlafen. Daß Ihr Euch das nicht auch einmal einfallen laßt!" schloß er und drohte den ganz erschrockenen Engelchen mit dem Finger. Dann nickte er dem Hausgeist einen freundlichen Abschiedsgruß zu und schickte sich an, zum Fenster hinauszufliegen.

„Und Du fragst gar nicht einmal, wie es denn inzwischen hier zugegangen ist," sagte der Hausgeist in ganz vorwurfsvollem Ton.

„Hier zugegangen? . . Ja, ist denn was Besonderes passirt?" fragte der kleine Liebesgott neugierig, machte sofort Kehrt, roch im Vorbeifliegen einen Augenblick an dem köstlich duftenden Maiglöckchenstrauß auf dem Nähtisch der jungen Frau, ließ sich dann in den großen weichen Lehnstuhl nieder, der in der Ecke der Stube stand, und schaute von da aus erwartungsvoll auf den Hausgeist.

„Nun also, was giebt's denn eigentlich?" wiederholte der kleine Gott, schnallte seinen Köcher ab, lehnte den Kopf in die Polster zurück und streckte seine Beinchen behaglich auf dem weichen Sessel aus.

„Was es giebt? — Nicht viel Gutes," sagte der graue Hausgeist bekümmert.

„Was?!" rief der Liebesgott auffahrend. „Nichts Gutes, wenn doch die Herzen in Ordnung sind, wenn die Liebespfeile mit allen Widerhaken an der rechten Stelle sitzen! Hausgeist, bedenke, was Du da behauptest! Ich habe selten so gut gezielt und getroffen wie hier."

„Ach, ereifere Dich nur nicht,“ sagte der Hausgeist begütigend. „Du trägst ja auch gar keine Schuld daran. Und daß die Beiden da drinnen sich lieben, recht und treu, wie es sich gehört — wem erzählst Du das! . . . Das weiß ich ja besser als Du, sehe ich es doch alle Tage.“

„Nun also, um was handelt es sich denn eigentlich?“ fragte der Liebesgott etwas ungeduldig. „Ich verstehe nicht recht, wo es denn in einer Ehe noch fehlen kann, wenn die Herzen einig sind.“

„Woran es fehlen kann?“ seufzte der Hausgeist. „Ach, lieber Gott! es kann in einer Ehe an so Manchem fehlen, trotz aller Liebe . . . Hier fehlt es zum Beispiel entschieden am Gelde, um mit Einem zu beginnen.“

„Geld! . . . Ach, sprich mir nur nicht davon!“ sagte Gott Amor gelangweilt. „Wie ich dieses häßliche, kalte Wort hasse! Wozu braucht man Geld, wenn man glücklich ist? Ich habe tausend Ehen gestiftet, die nicht reich waren und doch glückselig. Geh' mir mit Deinen Geldsorgen, kleiner Geist! Wie kann man nur so materiell sein!“

„Ja, aber ich glaube, die junge Frau ißt sich oft nicht einmal satt,“ beharrte der Hausgeist kleinlaut. „Sie legt dem Mann stets die besten und größten Bissen vor, aber sie selbst ißt fast Nichts. Ich glaube bestimmt, sie hungert zuweilen.“

„Oh“, machte der kleine Liebesgott betroffen, und man sah es seinem runden, freundlichen Gesichtchen ordentlich an, wie unangenehm ihm der Gedanke war, daß Jemand, den er lieb hatte, hungern müsse.

Aber dann kam ihm sogleich ein tröstlicher Einfall.

„Weißt Du,“ sagte er beruhigend, „vielleicht mag sie nur nicht essen. Ich habe das schon oft beobachtet, daß die Menschen Anfangs den Appetit verlieren, wenn ein Pfeil von mir sie ordentlich getroffen hat.“

„Ja, Anfangs,“ sagte der graue Hausgeist dumpf. „Aber Unsere sind schon sechs Wochen verheirathet und waren vorher fünf Jahre lang verlobt.“

„Fünf Jahre!? Hausgeist, Du täuschest Dich! Das ist ja nicht möglich! . . . Ich sehe sie noch vor mir, die beiden schönen Menschenkinder, wie sie sich im Frühling zum ersten Male gegenübertraten — im Walde — bei Sonnenuntergang — wie ich nach ihnen zielte und sie sofort traf, sofort“. . . . Dabei zog Gott Amor, ganz in Erinnerungen versunken, einen Pfeil aus dem Köcher und wollte den Bogen spannen.

„Laß doch, hier giebt es Nichts zu treffen,“ sagte aber der Hausgeist unmuthig. „Und daß es fünf Jahre sind, darauf kannst Du Dich verlassen. Die Eltern hätten ja auch sonst die Heirath nie und nimmer zugelassen, weil der junge Doctor doch erst so blutwenig verdient — aber Hermann und Elly sagten, sie wären nun schon so ewig lange Braut und Bräutigam, und baten und bettelten so dringend, daß Papa und Mama anfingen weniger nachdrücklich ‚Nein‘ zu sagen. Und — wie es denn schon so zu geschehen pflegt — Du kennst das gewiß aus Erfahrung,

Digitized by Google

Liebesgott! — eines Tages erklärte Hermann den überraschten Eltern: nun hätten sie ‚Ja' gesagt (was eigentlich Niemand gehört hatte!), und dann wurde die Hochzeit gefeiert . . . Hast Du das vielleicht auch schon vergessen?" schloß der Hausgeist etwas anzüglich.

„Ach nein! Und mit dem langen Brautstande magst Du ja auch Recht haben," sagte Gott Amor nachdenklich. „In der Zeitberechnung war ich nie besonders stark."

„Dann ist hier noch ein Uebelstand," fuhr der Hausgeist düster fort. „Es giebt hier viel zu viel Tanten . . . Da sind: Tante Ida, Tante Mila, Tante Emma, Tante Erna —"

„O hör' auf! hör' auf!" rief der Liebesgott entsetzt und hielt sich die Ohren zu. „Wenn Du wüßtest, wie ich über Tanten denke!"

„Tante Ida ist die Schlimmste," sagte der Hausgeist dumpf. „Die Andern sind bloß langweilig. Diese aber ist bösartig . . . Neulich kam sie am Vormittag — wo der junge Doctor seiner Praxis nachgeht — und erzählte der jungen Hausfrau, daß Hermann eigentlich seine Cousine Minna geliebt habe, daß die ihn aber nicht mochte, und er deshalb, um sich vor Verzweiflung zu schützen und gewaltsam auf andere Gedanken zu bringen, den Rest seiner Liebe ihr, Elly — seiner jetzigen Frau — zugewandt habe. ‚Hoffentlich wacht die alte Liebe nur nicht einmal unversehens auf!' schloß Tante Ida heuchlerisch. Dann ging sie befriedigt fort."

„Diese — alten — Jungfern!" sagte der kleine Liebesgott ingrimmig und betonte jede einzelne Silbe auf das Nachdrücklichste.

„So lange Tante Ida da war, hielt die arme Elly sich tapfer," fuhr der Hausgeist fort. „Kaum aber war sie gegangen, als die junge Frau sich ihrem Schmerze überließ. Sie weinte und rang die Hände und schluchzte zum Herzbrechen. Dort, wo Du eben sitzest, war sie auf den Stuhl gesunken." Und der Hausgeist wies auf den Sessel, in dem Gott Amor lag.

„Hier?" fragte der Liebesgott weinerlich. Dann aber schämte er sich seiner Rührung und fuhr ganz zornig die Engelchen an, die mit weitaufgesperrten Augen zuhörten. „Also so geht's hier zu?! — Und was thut Ihr denn eigentlich, wenn man fragen darf? Warum treibt Ihr die Tante Ida nicht fort?"

„Wir sind nur des Nachts hier," entschuldigten sich die Engelchen. „Wir haben die Tante nie gesehen. Und die Menschen fürchten sich auch nicht vor unseren Friedenspalmen. Weiter haben wir ja keine Waffen."

„Laß doch die Kleinen," sagte der Hausgeist gutmüthig. „Alle bösen Geister halten sie uns treulich fern, aber über Tante Ida haben die Engelchen keine Macht. Auch ist die ganze Sache ja schon längst geordnet und aufgeklärt. Hermann bemerkte bei der Heimkehr sofort die

rothgeweinten Augen seiner Elly und ließ nicht nach mit Fragen, bis sie beichtete. Nun, es war Alles eitel Lug und Trug gewesen — wie Du Dir wohl denken kannst — und die junge Frau schämte sich hinterher fast ein wenig, der Tante auch nur einen Augenblick lang geglaubt zu haben."

„Und giebt es noch mehr Schlimmes zu berichten?" fragte der Liebesgott kleinlaut. „Nie hätte ich es mir träumen lassen, daß so viel Elend in einer glücklichen Ehe vorkommen kann."

„Ach!" sagte der Hausgeist bekümmert. „Das Allerschlimmste kommt erst . . . Man läßt sie nie allein."

„Nie allein?" fragte Amor erstaunt.

„Ja, die Familie ist zu groß," erklärte der Hausgeist. „Ich habe Dir nur einige der Tanten genannt. Dann giebt es aber noch" — der Hausgeist begann an den Fingern herzuzählen — „erstens: die beiderseitigen Eltern. Zweitens: die Geschwister — acht an der Zahl. Drittens: die Onkels — zwölf oder fünfzehn" —

„Höre, Hausgeist!" unterbrach ihn Amor verzweifelt. „Da habe ich am Ende eine rechte Dummheit gemacht, als ich die Zwei zusammenbrachte. Die hätten Jeder ein Waisenkind heirathen müssen. Mit der Hälfte der Verwandtschaft wäre es vielleicht noch gegangen" —

„Und das kommt zu allen Tageszeiten," fuhr der Hausgeist eintönig fort. „Zum Morgenkaffee, zum Frühstück, vor Tische und nach Tische, in der Dämmerstunde und spät Abends. „Aber nein!" unterbrach er sich plötzlich, als er Amors traurige Miene sah. „Daß Du sie zusammengebracht hast, laß Dich nur nicht gereuen. Sie sind ja im Uebrigen so glücklich und haben sich so lieb . . . Warte einmal, ich kann Dir gleich den Beweis dazu liefern. Heda, Engelchen, reich' mir doch das Heft her, das dort auf dem Schreibtisch liegt" —

„Ein Manuscript?" fragte der Liebesgott gedehnt, als das Engelchen dem Hausgeist ein ziemlich dickes Heft hinauflangte.

„Ja, ein Manuscript," wiederholte der Hausgeist feierlich, legte das Heft sorgsam vor sich auf die Glaskuppel und schlug es auf.

„Hm, ist es wohl sehr lang? . . . Ich wollte, wie Du weißt, schon längst nach Hause. Jetzt bin ich wirklich pressirt. Vielleicht ein ander Mal." Und der kleine Gott griff eilig nach seinem Köcher.

„Nein, es sind nur ein paar Seiten," meinte der Hausgeist, und aus seinen grauen Aeuglein zuckte ein muthwilliger Blitz zu dem verstimmten Amor hinüber. „Bis Du wiederkehrst, ist vielleicht schon das ganze Heft vollgeschrieben. Das hält Dich dann weit mehr auf."

„Wie Du meinst," sagte der Liebesgott ergeben und lehnte sich wieder in seinen Sessel zurück.

„Gestern Abend, als die Beiden hier auf dem kleinen Eckdivan beieinandersaßen, und der Theekessel auf dem runden Tischchen vor ihnen so

gemüthlich zu brodeln und zu singen begann, sprach Hermann zum ersten Mal von diesem Heft hier," so hub der Hausgeist feierlich an und legte seine kleine Hand auf das aufgeschlagene Buch. „,Elly,' sagte der junge Ehemann, ,ich muß daran denken, noch mehr zu verdienen. So geht es nicht weiter. Die Menschen sind in diesem Jahre so ungewöhnlich gesund.'

,Gottlob,' schaltete Elly ein und strich ihm mit ihrer zarten Hand die dunklen Locken aus der Stirn.

,Ja Gottlob,' wiederholte der Doctor mit einem kleinen Seufzer. ,Wird aber jemals Einer von ihnen krank, so schickt er gewiß lieber zu meinem alten Collegen. Den Leuten imponiren weiße Haare und goldene Brillen eben mehr als' —

,Als braune Locken und unbewaffnete Augen,' ergänzte Elly schelmisch.

,Bis ich nun aber dieses glückliche hohe Alter erreiche und als Arzt recht nach Verdienst gewürdigt werde, müssen wir auf Anderes sinnen,' fuhr Hermann unbeirrt fort. ,Siehst du, mein Liebling' (und verschämt brachte er das Manuscript herbei) ,hier habe ich einen Versuch gemacht, das Glück der Liebe zu schildern. Das heißt, ich bin erst ganz beim Anfang der Beschreibung. Noch fehlt mir ja Dein Segensspruch dazu; dann fahre ich fröhlich fort — und wenn die Geschichte fertig ist, wer weiß, vielleicht wird sie gedruckt, und Gold und Ehren strömen uns zu!' —

,Ach ja, das Gold könnten wir schon brauchen,' meinte Elly wehmüthig. Gleich darauf aber lächelte sie wieder ganz strahlend und rief: ,Gewiß glückt es Dir, Hermann! Wenn die Geschichte nur halb so hübsch ist, wie Deine reizenden Liebesbriefe waren, so müßten die Leute ja gar keinen Sinn für Poesie haben, wenn sie nicht ganz entzückt davon sind! . . Ich sehe die Menge schon zum Buchhändler strömen, um das Werk meines Dichters zu kaufen.'

Und schmeichelnd schlang sie die Arme um ihn.

,Meinst Du?' sagte Hermann ganz glücklich . . .

Dann küßten sie sich herzlich, und er begann." Der kleine Hausgeist hustete und las:

„Das junge Ehepaar. Märchen."

„Sehr hübsch," bemerkte Gott Amor niedergeschlagen und gähnte verstohlen hinter der vorgehaltenen Hand. Der Hausgeist aber fuhr fort:

„Ehen werden im Himmel geschlossen, sagen die Leute, und sie haben Recht. Wenn hier zwei fromme junge Menschenkinder sich in Liebe einander zu eigen geben für das ganze Leben, herrscht allemal im Himmel große Freude darüber. Dann haben die Zwei sich gefunden, die von jeher für einander bestimmt waren.

„Jedes brave Bübchen und jedes fromme kleine Dirnlein wird nämlich von einem Engelchen im Himmel an einem unsichtbaren seidenen Faden

geleitet und auf geraden, sauberen Straßen durch das Leben geführt, und wenn sie nur stets, ohne rechts und links zu schauen, geradeaus wandern, wohin die himmlische Richtschnur sie führt, so kann es garnicht fehlen, daß sich an einer bestimmten Stelle des Lebens die Zwei begegnen, die für einander sind. Sie erkennen sich dann auch sogleich an der lichten Himmelsflamme, die aus ihren Augen leuchtet.

„Nun kommt es aber leider zuweilen vor, daß ein Jüngling auf einmal Lust verspürt, den geraden, hellen Weg zu verlassen und in eine der kleinen dunklen Gassen einzubiegen, die rechts und links fortführen, wer weiß wohin!

„Das Engelchen dort oben erschrickt dann heftig ob solch vorwitziger Neugier, und zieht aus allen Kräften an dem Leitfaden, um den Jüngling auf den geraden Weg zurückzuführen. Manchmal glückt das auch; manchmal aber widersetzt sich das Menschenkind so gewaltsam, zupft und zerrt so stark an dem Faden, daß der plötzlich reißt, und das Engelchen nur das Ende in der Hand behält und den Menschen ferner nicht mehr führen kann. Dann weint das brave Englein droben seine bitteren Thränen, und drunten stürzt der Jüngling pfad- und führerlos in die dunkle Gasse hinein, tappt umher, verirrt sich, kommt nach langem Suchen manchmal wieder auf eine lichte Straße heraus, bleibt aber auch manchmal sein Lebenlang im Dunklen.

„Die junge Maid aber, die im Himmel für ihn bestimmt war, schreitet inzwischen fromm und sittsam geradeaus auf der richtigen Straße und wenn sie dann an der Stelle anlangt, wo der junge Mann sehnsüchtig nach ihr ausschauen müßte — dann ist die Stelle leer, und sie steht einsam auf der weiten, öden Lebensstraße! Dann wartet sie wohl noch eine Weile und denkt, er habe sich vielleicht nur verspätet. Wenn sie aber einsieht, daß er überhaupt nicht kommt, dann geht sie traurig weiter, allein und verlassen. Die kurzsichtigen Leute, die ihr auf dem Wege begegnen, sagen dann verwundert: ‚Warum die nur ledig geblieben sein mag? . . . Sie sieht doch so schmuck und sauber aus!‘“

Hier machte der Hausgeist eine kleine Pause und bemerkte: „Bei dieser Stelle sagte Elly: ‚Das ist hübsch! Das wird Tante Emma gefallen! Die geht nun auch so allein durch's Leben, weil der treulose Forstadjunct sie verlassen hat. Könntest Du das nicht noch hineinbringen, Hermann, daß manche Männer sich auch dann noch losreißen, wenn sie die Rechte schon gefunden hatten?‘

‚Ja, vielleicht. Wir wollen uns das überlegen,‘ meinte Hermann nachdenklich. ‚Gar zu lange dürfen wir aber bei demselben Thema nicht verweilen, Liebchen! Sonst wird der Leser ungeduldig und schläfrig. Abwechselung ist die Hauptsache.‘“

Dabei sah der Hausgeist scharf zu dem kleinen Liebesgott hinüber, der seine Augen ganz gewaltsam aufriß, um sich munter zu erhalten, und

Digitized by Google

nun kläglich fragte: „Ist es noch lang? — Ich denke, ich muß nun wirklich heim."

„Nur noch ein Satz," rief der Hausgeist beruhigend, und las eilfertig weiter: „Manchmal trifft solch ein einsam wandelndes Mägdlein dann aber auf einen der Jünglinge, die sich aus einer dunklen Gasse mühsam wieder herausgearbeitet haben; und weil sie denkt, der Rechte komme nun doch nicht mehr, und das Alleinwandern sei so gar traurig und beschwerlich, so geht sie mit dem ihr nicht vom Himmel Bestimmten gemeinsam weiter durch's Leben, und findet doch den erhofften Trost und die Freude nicht. Dann sagen die Vorübergehenden wohl: ‚Wie die Zwei sich nur gefunden haben mögen? — Das ist gar nicht zu verstehen!'

„Bei dieser Stelle rief Elly: ‚Das wird Tante Alma gefallen! Tante kommt sich immer so unverstanden vor.'" Dabei schlug der Geist das Heft zu und winkte dem Englein, es wieder an seinen Platz zu tragen.

Die Engelchen standen aber schon längst nicht mehr auf ihrem Posten vor der Thür. Sie hatten ihre Friedenspalmen behutsam an die Wand gelehnt und sich dann Beide auf den weichen Kaminteppich gesetzt, von wo aus sie das schöne Märchen ganz athemlos vor Spannung anhörten. Denn sie selbst kamen ja darin vor — und, man mag nun sagen, was man will — eine Geschichte, in der wir selbst genannt werden, das ist doch das Allerschönste!

„Woher der junge Ehemann uns nur kennen mag?" dachten die Englein im Stillen bei sich. „Wir kommen doch nur des Nachts, und gesehen hat er uns nie."

Und sie hätten den Hausgeist gar zu gerne um Auskunft gebeten. Sie waren aber so artig und wohlerzogen, daß sie kein Wörtlein dreinzureden wagten und ganz still und sittsam auf dem Teppich saßen. Als jetzt aber der Hausgeist zu lesen aufhörte, weil nichts mehr im Heft geschrieben stand, sprangen die kleinen Englein auch schon auf den ersten Wink herzu und trugen das Manuscript behutsam auf seinen Platz zurück.

Gott Amor aber war auf einmal wieder ganz wach und munter und sagte:

„Das Ende kann ich mir schon denken. Das brauchst Du mir nächstens auch gar nicht mehr vorzulesen, Hausgeist!"

„Und wünschest Du vielleicht auch nicht zu wissen, wie dieser Abend für das junge Ehepaar endete?" fragte der Hausgeist ernst.

„O ja, das schon. Nur aus Büchern mache ich mir nicht viel," sagte Amor aufrichtig. „Also, wie wars?"

„An dem Abend geschah es zum ersten Mal, daß die Verwandten das junge Ehepaar allein ließen. Sonst saß schon immer ein Dritter oder ein Vierter störend daneben," erzählte der Hausgeist. „Und die Beiden schienen sich so recht von Herzen über ihr Alleinsein zu freuen . . . .

Hermann hatte Elly ganz nahe zu sich herangezogen und strich liebkosend über ihr goldiges Haar. Dann küßte er ihre Augen und ihren rothen Mund und flüsterte ihr dabei allerlei süße Dinge in's Ohr —"

„Hm!" machte der kleine Liebesgott ausdrucksvoll und wies verstohlen auf die beiden Englein, die so andächtig lauschten. Er fürchtete, der Hausgeist könne am Ende vergessen haben, daß die auch noch da waren.

„Was denkst Du nur von mir?" sagte aber der Hausgeist ganz beleidigt. „Als ob ich nicht selbst wüßte, was sich schickt!"

„Nun, nun," begütigte der Liebesgott halblaut. „Mir ist es ja auch schon bisweilen passirt, daß ich Liebesgeheimnisse verrieth, die besser verschwiegen geblieben wären."

„Ja, Dir!" wollte der Hausgeist eben geringschätzig sagen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und verschluckte das unfreundliche Wort.

„Nun, und sie blieben doch allein?" forschte der Liebesgott weiter.

„Blieben allein?" rief der graue Hausgeist entgegen. „Nein, mitten in ihr Liebesgeflüster hinein erklang die schrille Hausglocke" —

„Sie muß angebunden werden!" tobte Gott Amor ganz außer sich. „Solche Störungen! Es ist zum Verzweifeln!"

„Angebunden? Warum nicht gar?" sprach der Hausgeist ein wenig von oben herab. „Damit dann die Kranken kommen und nicht in's Haus können! Nein, mein Freund, das geht nicht! — Die Beiden hofften ja wohl auch zuerst, daß da draußen ein steinreicher Patient vor der Thür stünde, und Elly lief schnell, um zu öffnen —"

„Nun, und?" fragte Amor ungeduldig.

„Und da klangen auch schon helle und tiefe Stimmen aus dem Flur hinein — und schwere und leichte Schritte näherten sich der Wohnstube und auf der Schwelle erschienen sie alle: der Papa, die Mama, alle Geschwister, alle Verwandten und sagten fröhlich: „Da sind wir! — Heute vor sechs Wochen war Eure Hochzeit — da kommen wir diesmal alle, um mit Euch Erinnerungen zu feiern!"

„Das ist zu arg! Das ist abscheulich! Das darf nicht geduldet werden!" schrie der kleine Gott, ganz roth vor Zorn, und schlug mit den Aermchen und Beinchen um sich. „Das soll, das muß verhindert werden! Und ich werde es verhindern —"

„Pst, pst; die Menschenkinder werden unruhig," riefen die Engelchen, welche die Wache in der Schlafkammer hatten und steckten warnend die Köpfe durch den Thürspalt.

Aber der kleine Liebesgott lärmte so wild, daß in der Wohnstube Niemand auf die Mahnung hörte.

„Man muß sie alle vertreiben! — Ich werde schon ein Mittel finden! Und sollte ich alle Tanten an den Mann bringen!" rief er zornig.

„Liebesgott!" sagte der Hausgeist mißbilligend. „Was soll das

Prahlen! . . . Tante Ida ist nicht mehr an den Mann zu bringen. Das weißt Du eben so gut wie ich."

„Und Du wirst sehen, daß ich Wort halte!" schrie Gott Amor eben wieder — da hörte man in der Schlafkammer eine Männerstimme sagen: „Ich will doch lieber nachsehen, was es giebt," und gleich darauf erklangen Schritte, die sich der Thür näherten . . .

Eilig raffte Gott Amor seinen Köcher auf, schoß so hastig über den Nähtisch hin, daß er das Glas mit den Maiglöckchen umwarf, und flog dann pfeilgeschwind durch das offene Fenster hinaus. Der Hausgeist versteckte sich hinter der Glaskuppel, und die Engelchen, die sich recht schämten, nicht auf ihren Posten gewesen zu sein, schlichen hinter die Thürflügel und nahmen ihre Friedenspalmen schnell wieder zur Hand.

Da wurde die Thür geöffnet, und eine schlanke Männergestalt erschien auf der Schwelle. „Was giebt es, Hermann? Was giebt es?" rief eine süße Frauenstimme angstvoll vom Bette her. Aber Hermann sagte beruhigend: „Nichts, nichts, Elly! Das Fenster ist nur aufgesprungen, und der Zugwind hat Deine Blumen umgeworfen." Behutsam schloß er das Fenster, richtete das Glas mit den Maiglöckchen auf, zog dann fröstelnd den Schlafrock enger um die Schultern und verschwand wieder in der Schlafkammer.

Kaum war Alles still geworden, so stieg der Hausgeist von Neuem auf seine Glaskuppel, und die kleinen Engelchen athmeten erleichtert auf, stellten sich auf ihren Posten vor der Thür und breiteten die Friedenspalmen schützend vor derselben aus. Daß sie sich aber alle vorhin versteckt hatten, war gut. Denn wenn die Menschen um Mitternacht Geister sehen, so erschrecken sie, und es schadet ihnen. Auch wenn es gute Geister sind.

* * *

Gott Amor hat Wort gehalten. Er verheirathete in der Verwandtschaft des jungen Ehepaars Alles, was sich nur irgend verheirathen ließ.

Tante Ida kam zuerst an die Reihe. Der suchte er den ältesten und häßlichsten Junggesellen aus, den er nur finden konnte. Dann folgten die anderen Tanten, die Schwestern, Brüder . . . Nach einem halben Jahr war Niemand Erwachsenes in der ganzen Sippschaft mehr ledig. Sogar die Kinder dachten dort schon an's Heirathen.

Hermann und Elly hatten nun gute Tage. Man überließ sie einander ganz ungestört, denn von den alten und jungen Neuvermählten hatte Jeder genug mit sich selbst zu thun.

Die Patienten mehrten sich auch. Das künftige Buch wurde immer schöner . . . Es war eine glückselige Zeit!

„Weißt Du, Liebling!" sagte Hermann eines Abends, als er wieder neben seiner Elly saß. „Wenn ich an die großen Veränderungen denke,

die das letzte Halbjahr uns gebracht — wenn ich bedenke, wie sich Alles so über Erwarten günstig gestaltet hat — wie sogar die Tanten alle versorgt wurden (die Tanten, Elly! von denen doch Niemand glaubte, daß sie noch heirathen könnten!) so meine ich oft, es müsse hier irgend ein wohlthätiger Zauber im Spiel gewesen sein. So wunderbar erscheint Alles!"

„Und weißt Du, Hermann, wie ich mir das erkläre?" fragte Elly und schmiegte sich zärtlich an ihn. „Ich glaube: unsere Liebe ist so groß und wunderthätig, daß sie auch alle Anderen bezwungen, sie alle liebend und liebenswerth gemacht hat!"

„Du magst wohl Recht haben," sprach Hermann gedankenvoll.

Der Hausgeist wußte es besser, aber er sagte es nicht. Wozu den Menschen die Freude verderben?

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Herausgegeben von August Schmarsow. I. Band: St. Martin von Lucca und die Anfänge der toskanischen Skulptur im Mittelalter von A. Schmarsow. Breslau, S. Schottlaender.

Die Geschichte der italienischen Skulptur hat seit Rumohr und Ernst Förster erst in den letzten fünfzehn Jahren wieder Beachtung seitens der Kunstforscher gefunden, nachdem sie bis dahin meist den Bemühungen der Sammler und Liebhaber überlassen geblieben war. Der köstliche Besitz an italienischen Bildwerken, welchen das Berliner Museum sein eigen nennt, ist im Wesentlichen während dieser jüngsten Arbeitsperiode erworben worden; er mag auch dem Laien den neuerwachten Eifer für diese Studien bezeugen, welche uns die Größe eines Donatello, eines Michelangelo historisch erläutern wollen. Schrittweise ist man vorgedrungen, von diesen allbekannten Meistern zu denen, welche neben und mit ihnen dem Ziele entgegenrangen; allmählich beginnen sich historische Zusammenhänge zu entschleiern, locale Schulentwicklungen und eng verbundene Künstlergruppen, auch wo man früher nur das Wirken einzelner Persönlichkeiten, ja vielleicht gar nur das eine oder andere isolirte Werk als Zeugen einer vorhandenen Theilnahme an der allgemeinen Kunstthätigkeit nachzuweisen vermochte. Das Hauptinteresse beansprucht vorerst noch die gesegnete Landschaft Toskana's, mit Pisa und Florenz als Häupstätten, wo die Skulptur seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ihren Aufstieg zu der Höhe begann, auf welcher Michelangelo einsam thront. Für die Zeit des fröhlichsten Erblühens der florentinischen Plastik, das fünfzehnte Jahrhundert, sind die historischen Umrisse bereits im Ganzen fest und sicher gezogen, so daß hier an die Ausfüllung im Einzelnen gegangen und wohl auch für einen Meister zweiten Ranges schon Gehör verlangt werden kann. Aber die Ursprünge der ganzen Entwicklung, die nicht in Florenz und Pisa selbst gesucht werden dürfen, lagen bisher in argem Dunkel. Die knappen Zusammenstellungen in Burckhardt-Bode's trefflichem Cicerone boten den einzigen Versuch eines historischen Ueberblicks über die in den toskanischen Städten zerstreuten Leistungen der Plastik aus der romanischen und gotischen Epoche. Die zahlreichen Steinmetzennamen, welche uns durch Inschrift an Portalskulpturen und Kanzelreliefs erhalten sind, vermochten uns wenig zu sagen und erst mit dem Auftreten des großen Pisaner Meisters Niccolò schien eine zusammenhängende Entwicklung anzuheben.

Digitized by Google



S. Andrea. Pistoja.
Aus: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Schottlaender.

In dieses Dunkel leuchtet der Verfasser der vorliegenden Schrift mit sicherer Hand hinein und eröffnet mit dieser bahnbrechenden Arbeit eine Reihe von Studien und Abhandlungen, welche unter seiner Leitung herausgegeben Beiträge zur Kenntniß der italienischen Kunst in zwangloser Folge liefern sollen. Ganz im Sinne Rumohrs, an dessen „Italienische Forschungen“ der gewählte Sammeltitel anknüpft, ist es ein hervorragendes Einzelwerk der Kunst, welches hier zum Anlaß und Ausgangspunkt einer wahrhaft glänzenden Untersuchung genommen wird. Das marmorne Bild des heiligen Reitersmannes St. Martin, welcher dem frierenden Bettler ein Stück des eigenen Mantels abschneidet zur Deckung seiner Blöße, wie es an der Fassade des ihm geweihten Domes zu Lucca über der Eingangshalle auf Wandconsolen aufgestellt ist, hat von der Forschung bisher fast gar keine Beachtung erfahren. Und doch ist seine künstlerische Bedeutung ebenso groß wie sein historischer Werth, denn es steht diese Marmorgruppe „nicht nur an Ort und Stelle, sondern in ganz Italien allein als einziges Zeugniß der romanischen Kunstperiode da, welches uns späten Durchforschern der Vergangenheit bekundet, daß auch die italienische Bildnerei, spät freilich, doch nicht ohne glückliches Gelingen, zur freien, völlig selbständigen Gestaltung hindurchgedrungen war, ja sogar eine der schwierigsten Aufgaben, die Vereinigung von Roß und Reiter, gewagt hat.“ Dieser Nachweis, dessen Tragweite die Fachgenossen würdigen werden, ist durch eine umfassende, mit bewährter Meisterschaft geführte Untersuchung gestützt, welche von der Geschichte des Doms zu Lucca und der dortigen Bildnerschule ausgehend über die



S. Michael. Pistoja.
Aus: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Schottlaender.

Digitized by Google



Monatscyklus am Dom zu Lucca.
Aus: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Schottlaender.

Anfänge der Skulptur in Toskana nach allen Seiten hin neues unerwartetes Licht verbreitet. Wenn es hier nicht der Ort ist, auf den Inhalt der Untersuchung selbst einzugehen, so dürfen wir doch unsere Freude aussprechen über den Geist und Sinn, in welchem sie geführt ist. Es ist ein wahres Vergnügen, der sicheren Leitung des Verfassers auf diesem bisher fast unbetretenen Gebiete sich hinzugeben. Seine Art der Forschung muß Vertrauen erwecken auch bei dem, welcher das ganze Material der Denkmäler nicht mit gleicher Sicherheit beherrscht. Denn er läßt überall das Kunstwerk selbst zu Worte kommen, und das unbefangene Verständniß der Gedanken und Absichten des Künstlers ist ihm das höchste Ziel. „Sind doch die Kunstwerke überall die wichtigsten Urkunden, mit denen wir zu thun haben; sie sollten über dem Notizensammeln und Actenlesen, das man um ihretwillen betreibt, nicht mit ihrem eigenen Inhalt zu kurz kommen“ — heißt es treffend. Ein wichtiges Probestück dieses hingebungsvollen



Monatscyklus am Dom zu Lucca.
Aus: Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Breslau, S. Schottlaender.

Werbens um die Seele eines Kunstwerks und zugleich von der glänzenden Kraft und Schärfe der Charakteristik unterschiedener Geistesrichtungen, wie sie dem Verfasser eigen ist, haben die Leser dieser Monatsschrift ja bereits in dem kurzen Fragment („Nikolaus und Johannes von Pisa“ im Novemberheft 1889) kennen gelernt.

Ein nicht geringes Verdienst um unsere Freude an diesem Buche hat sich auch die Verlagshandlung durch die treffliche Ausstattung, vor Allem mit den zahlreichen Lichtdrucktafeln und Zinkätzungen nach den wichtigsten der besprochenen Denkmäler erworben. Da sämmtliche Abbildungen nach Photographien neu hergestellt sind, so muß das Werk auch nach dieser Seite hin als musterhaft anerkannt werden.

Der Verfasser spricht in einer Schlußbemerkung den Wunsch aus, sein Buch als eine Vorarbeit zu einer umfassenden „Geschichte der italienischen Skulptur“ betrachten zu dürfen. Möchte sein Wunsch eine baldige Erfüllung finden! Die Kunstwissenschaft kann ihm nur zu Dank verpflichtet sein, wenn er bereit ist, diese ebenso schöne wie schwierige Aufgabe auf seine Schultern zu nehmen. — u.

Digitized by Google

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Von Heinrich von Sybel. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Mitten hinein in das wenig erfreuliche Gezänk, das sich wieder einmal um die Gestalten unserer beiden ersten Kaiser und ihr schönstes und hehrstes Werk, die Gründung des Reiches, erhoben, trifft wie eine befreiende That das Erscheinen von Sybels gewaltiger Schöpfung. Es that Noth, daß sie kam. Denn schon hatte die Verwirrung der Geister durch die vorzeitigen Veröffentlichungen von einzelnen privaten Aeußerungen, Eindrücken und Erinnerungen einen bedenklich hohen Grad erreicht. Dem wird nun hoffentlich ein Damm gezogen durch den Ausblick auf ein Werk, welches nicht auf unsicheren, zusammenhanglosen Einzelerfahrungen, sondern auf dem umfassenden Material der Archive beruht; welches weder dem Parteiinteresse noch der Sensationslust, sondern vaterländischer Wissenschaft zu dienen bestimmt ist; und welches schon in der Person seines berühmten Verfassers die Bürgschaft bietet, daß es dieses sein Ziel erreichen wird. Aus der einseitigen, grellen und verzerrenden Beleuchtung, welche von jenen Aufzeichnungen des Tages ausgehend den Augen und dem Herzen unseres Volkes so wehe that, rücken unsere Heroengestalten und ihre Thaten in das milde und gleichmäßige Licht wissenschaftlicher Forschung; von ihm umstrahlt mögen sie stehen, bis einst der dämmernde Schleier der Sage sich mählich auch auf diese ihre Lieblinge senken wird.

Nicht als ob Sybels Buch lediglich eine nüchterne Zusammenstellung und kritische Sonderung archivalischen und literarischen Materials unter sorgfältiger Zurückdrängung jedes subjectiven Standpunktes wäre; im Gegentheil. Hat uns schon Wilhelm von Humboldt belehrt, daß der Geschichtsschreiber nicht minder als der Dichter der subjectivsten Anlage, der schöpferischen Phantasie bedarf, um das zerstreut Gesammelte zu einem lebendigen Ganzen zu verarbeiten, so zögert Sybel nicht mit dem viel weiter gehenden Geständniß, daß er an keiner Stelle des Buches seine preußischen und nationalliberalen Ueberzeugungen zu verläugnen gesucht habe. Und in der That tritt bei aller Vornehmheit der Sprache und edlen Einfachheit der Darstellung überall in Stolz und Freude wie in Schmerz und Trauer mit machtvollem Schwung die volle Persönlichkeit des Verfassers hervor. Aber so zweifelhaft es ist, ob dies nicht überhaupt sehr wohl mit den höchsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft vereinbar ist — man denke nur an die Geschichtsschreibung der Alten und die Chroniken des Mittelalters — so unbedenklich wird man diese Haltung bei einem Buche zulassen, welches nicht bloß das Werk der Wissenschaft, sondern zugleich die Schöpfung und Offenbarung eines dankbar stolzen Nationalgefühls und Staatsbewußtseins ist. Dies Buch hat zunächst ein des Reiches froher deutscher Mann für uns Deutsche geschrieben; und wenn wir hieran auf Schritt und Tritt erinnert werden — wir werden es ihm nicht verübeln.

Ja dieses Buch dient nicht bloß den Zwecken universaler Wissenschaft: es hat zugleich den Beruf, das Denkmal aufzurichten, welches die deutsche Wissenschaft treu, dankbar und ehrfurchtsvoll dem Gründer des deutschen Reiches zu setzen sich getrieben fühlte. Während die deutschen Künstler über die gleiche Aufgabe zu einer Einigung noch nicht gelangt sind, hat sie, die deutsche Wissenschaft, in stiller und emsiger Arbeit bereits mit der Ausführung begonnen. Auch sie war vor die Wahl gestellt, ob sie sich mit dem Bilde des Helden begnügen oder ihn und sein Thun im Zusammenhange mit Vor- und Mitwelt darstellen sollte. Sie hat das Letztere gewählt. Weit ausladend hebt Sybels Werk mit Rückblicken an, welche uns langsam durch die Jahrhunderte an all dem — aber auch nur an all dem — vorbeiführen, was für Deutschlands Einigung bedeutsam, förderlich oder hindernd gewesen. Noch stehen kaum erst die Grundmauern; denn die erschienenen zwei Bände gelangen nur bis zum Fürstentag von Frankfurt. Aber sie lassen die Schönheit des Baues in der Vollendung errathen. Möge sie bald erreicht werden; möge bald das ganze Werk das Licht der Sonne erblicken und dauern — abwandelnden Geschlechtern im deutschen Reiche zur stolzen Freude, dem Meister aber zum ewigen Ruhme.

S.

Digitized by Google

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

Im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow. IX. und X. Jahrgang. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder.)

Von den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft, über welche wir an dieser Stelle regelmäßig Bericht erstattet haben, liegen zwei neue Bände vor, die Literatur der Jahre 1886 und 87 umfassend. In weniger als einem halben Jahre ist ein Band dem andern gefolgt. Wenn man es früher, bei aller Anerkennung der Verdienstlichkeit, als einen Mißstand bezeichnen mußte, daß die Berichterstattung den Erscheinungen allzusehr nachhinkte, so wird man jetzt der Redaction und den Mitarbeitern das Zeugniß nicht versagen dürfen, daß sie durch hingebende Arbeit nahezu das Ziel erreicht haben, das den Jahresberichten gesteckt ist: das Ziel nämlich, der Literatur eines Jahres auf dem Fuße zu folgen. Und es mag an dieser Stelle gleich bemerkt sein, daß durch die Schnelligkeit der Arbeit die Gewissenhaftigkeit derselben in keiner Weise beeinträchtigt wird; dafür bürgt bei vielen Referaten schon der bloße Name ihrer Verfasser. Zudem bedenke man, daß es viel leichter ist, die Bibliographie der nächstliegenden Jahre als der fernerliegenden zu sammeln. So haben sich denn die Jahresberichte als ein unentbehrliches Hülfsmittel der historischen Forschung erwiesen; sie bilden zugleich ein heilsames Gegenmittel gegen die immer weitergehende Specialisirung, indem sie förmlich dazu anregen, auch auf die anderen Gebiete hinüberzuschweifen, die rechts und links vom eigenen Forschungsgebiet sich ausdehnen. Wie alle vielgelesenen und vielbenutzten Bücher müssen auch die Jahresberichte neben reichlichem Lob manchen Tadel über sich ergehen lassen. Daß ein Buch, bei dem so zahlreiche und so verschiedengeartete Köpfe thätig sind, seine Mängel haben muß, liegt im Wesen seiner Entstehung. Daß eine Verbesserung möglich ist, zeigt der große Fortschritt, den die einzelnen Bände vom ersten bis zum zehnten allmählich gemacht haben. Man sollte in diesem Falle neidlos daß Lob spenden, auf welches die Redaction und die Mitarbeiter einen gegründeten Anspruch erworben haben.

Es liegt mir fern, auf die Referate im Einzelnen hier einzugehen. Aber Unrecht wäre es, Eines nicht hervorzuheben, welches ebenso sehr durch den Gegenstand an sich wie durch die ausgezeichnete Behandlung desselben hervorragt. Das ist das Referat über Afrika, die Literatur von neun Jahren (1878—87) umfassend. Es stammt aus der Feder des bekannten Missionsinspectors Dr. Büttner, des jetzigen Lehrers des Suaheli am neugegründeten orientalischen Seminar in Berlin. Büttner weist darauf hin, das bis vor Kurzem die Historiker es gar nicht für ihre Pflicht hielten, sich um die wesentlich von Farbigen bewohnten Länder Afrikas zu kümmern, weil deren Völker keine Geschichte hätten. Erst die Bekanntschaft mit den Eingeborenen und das Studium ihrer Sprachen hätten gelehrt, daß hier die Resultate einer langen historischen Entwickelung vorlägen. Er weist darauf hin, daß man aus der afrikanischen Geschichte gar Manches für die Erkenntniß der prähistorischen Verhältnisse Europas lernen könne „Wir finden," sagt er, „in Afrika patriarchalische Despotieen, wo ein genau geregeltes Ceremoniell das höfische Leben regelt, z. B. in Uganda; wir finden eine Art constitutioneller Monarchie, wo der Fürst beständig auf den Rath der Großen zu hören hat, z. B. bei den Basuto. Daneben Kriegsstaaten, wo die militärische Disciplin Alles beherrscht, wie bei den Zulus und Swazis; . . . socialdemokratische Staatsbildungen wie z. B. bei den Hottentotten, wo der landesübliche Communismus nur ein wenig durch die Pietät gegen den Familienpatriarchen gemildert wird." Es liegt auf der Hand, daß die vergleichende Verfassungsgeschichte aus dem Studium dieser Verhältnisse den größten Nutzen ziehen wird.

Die Jahresberichte, so schloß ich eine frühere Anzeige, sind aus einer gelehrten Körperschaft, der Berliner Historischen Gesellschaft, hervorgegangen und richten sich auch zunächst an gelehrte Kreise. Zunächst, aber nicht ausschließlich. Der Gebildete, der über geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten sich unterrichten will, findet hier mit Leichtigkeit die Quellen, aus denen er Belehrung schöpfen kann.

I.

Digitized by Google

Musikalische Literatur.

W. A. Mozart von Otto Jahn. Dritte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. Erster Theil. Mit drei Bildnissen und vier Facsimiles. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Seit der zweiten Auflage der Jahn'schen Mozartbiographie, der besten Musikerbiographie, die überhaupt existirt, sind 22 Jahre verflossen. Die Mozartforschung ist während dieser Zeit nicht müßig gewesen, und wenn auch das Gesammtbild, das Jahn von Mozarts Leben und künstlerischer Bedeutung mit kundiger Hand und festen Zügen gezeichnet hat, durch die neugewonnenen Resultate nicht wesentlich alterirt werden kann, so ist doch über manchen dunklen Punkt, über manche zweifelhafte Einzelheit Licht verbreitet worden. Namentlich hat die kritische Gesammtausgabe der Werke Mozarts die Möglichkeit gewährt, eine Anzahl Ungenauigkeiten zu berichtigen, die Jahn in Folge der Mangelhaftigkeit seiner Vorlagen nicht vermeiden konnte. Deiters hat die gesammte Mozartliteratur der letzten zwei Decennien zu Rathe gezogen und mit kritischem Scharfblick verwerthet; da, wo absolut Neues vorlag, hat er mit zumeist glücklichem Erfolge versucht, Jahns Schreibweise und präcise Darstellung nachzuahmen. Der vorliegende Band erstreckt sich bis zum Jahre 1784. Der zweite (Schluß-) Band soll binnen Jahresfrist nachfolgen. Es steht zu erwarten, daß das monumentale Werk auch in seiner neuen Fassung von allen Freunden gediegener Musikliteratur freudig willkommen geheißen werden wird. eb.

Echt oder Unecht? Zur Lucas-Passion. Von Erich Prieger, Berlin, C. F. Conrad.

Die zuerst von Ph. Spitta aufgestellte Behauptung, die unter dem Namen des alten Bach cursirende Lucas-Passion rühre wirklich von diesem her, wird nach den Priegerschen Auseinandersetzungen kaum noch aufrecht erhalten werden können. Solch erbärmliche Stümpereien, wie sie wiederholt in dem Werke zu finden sind, hat sich Bach selbst in seiner Schülerperiode nie zu Schulden kommen lassen. Hoffentlich gelingt es weiteren Forschungen klarzustellen, warum er diese Pfuscharbeit eigenhändig copirt hat. eb.

Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Dresden-N., Ferdinand Oehlmann.

Der Verfasser hat mit großem Fleiße Alles, was sich in Lessings Werken über Musik und musikalische Dinge vorfindet, übersichtlich zusammengestellt. Neben vielen zutreffenden Bemerkungen von allgemeingültigem Werthe — bedeutend sind namentlich die Ausführungen über das Wesen der Zwischenactsmusik — findet sich doch auch so Manches, was der Fachmusiker nicht unterschreiben kann. Kalischer ist vorurtheilsfrei genug, dies unumwunden anzuerkennen. eb.

Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad" von August Lesimple. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Eine knappe biographische Skizze des trotz der Protection Liszts und Wagners wenig bekannt gewordenen Componisten (1824—74), elegant geschrieben, aber nicht frei von Ueberschwänglichkeit. eb.

Ueber den Stimmumfang sechsjähriger Kinder und den Schulgesang. Ein Bericht an den Großh. Badischen Oberschulrath von Ed. Engel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter.)

Die Frage, ob es möglich sei, die Einzelstimmbildung in den untersten Klassen der Elementarschulen einzuführen, wird von dem Verfasser auf Grund seiner Erfahrungen in der Praxis bejaht. Ob die Principien Engels allgemein durchführbar sind, erscheint uns sehr zweifelhaft. Die Zeit, die dem Gesangunterricht in den Schulen eingeräumt wird, ist eine viel zu geringe, als daß auf den einzelnen Schüler Bedacht genommen werden könnte, und an Lehrern, die sich der Sache in der angeregten Weise annehmen könnten, dürfte vor der Hand kein Ueberfluß sein. eb.

Boll's musikalischer Haus- und Familien-Kalender. 1890. Herausgegeben von Franz Hulbschinsky. Berlin, R. Boll.

Es ist geradezu erstaunlich, was hier für den billigen Preis (1 M.) geboten wird. Außer den hübschen musikalischen Beiträgen, welche ebenso reichhaltig als

geschmackvoll ausgewählt sind, werden wir durch eine wirkliche Fülle guter Textbeiträge überrascht. Alles sind Namen von gutem Klange, denen wir begegnen, und man ist in Verlegenheit, was man zuerst nennen soll. Wir finden reizende novellistische und humoristische Beiträge von Heiberg, Mauthner, Frau von Kapf-Essenther, Baron von Roberts; ferner Essay's von Otto Wismar und Adolf Kohut, Erinnerungen an Kaiser Friedrich III. und Herrn von Hülsen, an Hedwig Reicher-Kindermann und Richard Wagner. Recht werthvoll ist der Beitrag von Emil Bohn über Friedrich den Großen und seine Beziehungen zur Musik. Der Kalender ist reizend ausgestattet und enthält zahlreiche dem Texte beigefügte Abbildungen. s. s.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 1—29. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Gern nehmen wir Veranlassung, auf diese treffliche Sammlung aufmerksam zu machen, welche das quellenmäßige Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte den weitesten Kreisen erleichtert. Der Herausgeber, Prof. Seuffert in Graz, hat im Verein mit Erich Schmidt, J. Minor, L. Geiger, E. Elster, F. Muncker, E. Wolff und Anderen eine Reihe von merkwürdigen, aber selten gewordenen Literaturwerken genau nach den Originalausgaben abdrucken lassen und mit knappen, aber gut orientirenden Einleitungen versehen. Wir heben aus dem reichen Inhalt der früher erschienenen Bändchen — von denen jedes einzeln für sehr mäßigen Preis käuflich ist — namentlich hervor die „Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772" (Heft 7 und 8), mit höchst anregenden Untersuchungen des verewigten W. Scherer über die Betheiligung von Goethe, Herder und Merck an diesem kritischen Unternehmen; ferner die drei ersten Gesänge des „Messias" in ihrer ältesten Gestalt (Heft 11) mit interessanten Nachweisen Munckers über Entstehung und Fortgang der an die epochemachende Dichtung Klopstocks sich anschließenden Geschmacksrichtungen und Kämpfe; endlich die vielgenannte aber wenig gekannte Schrift Friedrichs des Großen „de la littérature allemande" (Heft 16), eingehend literarhistorisch erläutert von L. Geiger.

Das neueste Heft (29) enthält die von Gerstenberg herausgegebenen „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur," ein Werk, welches als eine würdige Fortsetzung der Lessing'schen Literaturbriefe betrachtet werden kann. Wir sehen der literarhistorischen Einleitung zu diesen Briefen, welche Dr. A. v. Weilen in Wien im nächsten (30.) Hefte liefern will, mit Erwartung entgegen. dr

Jahrbuch der Naturwissenschaften, herausgegeben von Dr. Max Wildermann. IV. Jahrgang. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung 1889.

Tag für Tag ist die Wissenschaft am Werke, uns neue Einblicke in das Walten der Natur zu verschaffen, und der Laie, der ihren Fortschritten folgen möchte, kann das kaum noch, indem er selbst aus den Fachzeitschriften schöpft, deren Zahl, entsprechend der immer weitergehenden Zersplitterung in Einzelfächer, fortwährend wächst. Wir haben es daher gleich beim ersten Erscheinen der oben angezeigten periodischen Veröffentlichung mit Freuden begrüßt, daß damit eine Sammelstelle geschaffen wurde für so vieles Zerstreute, und wir sind in unserer Erwartung, die wir an den Namen des Herausgebers knüpften, nicht getäuscht. In kurzen gemeinverständlichen Referaten berichten sachkundige Mitarbeiter über die wichtigsten Erscheinungen und Fortschritte auf den einzelnen Gebieten, und somit ist eine rasche Orientirung ermöglicht, die das eingehendere Studium dessen, was jeden Einzelnen specieller interessirt, zweckmäßig einleitet. Wir constatiren mit Freude, daß sich das Jahrbuch in dem neuen Jahrgang auf der Höhe seiner Aufgabe gehalten, in einzelnen Theilen entschieden an Uebersichtlichkeit gewonnen hat, und wir wünschen ihm die zunehmende Verbreitung in weitesten Kreisen, die es in Folge seiner Gediegenheit und vortrefflichen Ausstattung verdient. cht.

Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbständiger Staaten. Von Dr. W. Richter in Hattingen (Ruhr). (Virchow-Holtzendorff, Vorträge,

Digitized by Google

N. F. III, 70.) Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Richter schildert in großen Zügen die Geschichte Ludwigs des Frommen und der folgenden Karolinger bis zum Ausgange dieses Herrscherhauses, indem die beiden Theilungsverträge von Verdun und Meersen die Hauptangelpunkte der Erzählung bilden. Als Kern der Handlungen Ludwigs des Frommen, durch welche die späteren Wirren veranlaßt worden, wird die Umstoßung der Thronfolgeordnung vom Jahre 817 hervorgehoben. Es ist keine erfreuliche Zeit, die wir hier durchwandern. Nach dem mächtigen Herrscher Karl dem Großen brachte das untergehende Geschlecht der Karolinger mit geringen Ausnahmen nur schwächliche untüchtige Regenten hervor, welche den von innen und außen das Reich bedrohenden Gefahren nicht gewachsen waren. Die nachtheiligen Folgen machten sich namentlich in der inneren Auflösung des Reiches fühlbar: der Adel erweiterte seine Güter und Rechte auf Kosten einerseits der Krone, andererseits der Gemeinfreien; die Bande der Abhängigkeit des Beamtenthums vom Königthum lockerten sich, und schließlich betheiligten sich auch die Geistlichkeit und die Kirche an den Angriffen des Vasallenthums gegen die königliche Macht. Gern wenden wir uns mit dem Verfasser am Schlusse der kleinen Schrift von dieser düsteren, kaum durch einen Lichtblick erhellten Periode hinweg der Gegenwart und der Heldengestalt Kaiser Wilhelms I. zu.

sb.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Von Dr. Otto Mejer. Linden-Hannover, Carl Manz.

Der Herr Verfasser giebt aus reicher Kenntniß der Archive und vieler einschlagenden Correspondenzen acht kulturgeschichtliche Bilder aus dem früheren Leben Göttingens, mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Universität. Für viele Leser werden vielleicht die Mittheilungen „aus der Göttinger Studentenzeit unseres Reichskanzlers" am anziehendsten sein, obwohl diese abgesehen von der späteren Entwickelung der Person, um die es sich handelt, nicht gerade bedeutend sind. Für andere dürfte ein Aufsatz über eine der Universität im Jahre 1792 wegen der von Frankreich her importirten revolutionären Ideen (ohne erheblichen Grund) angedrohte Censurmaßregel oder die Mittheilungen über das Benehmen J. Grimms und Dahlmanns in einer akademischen Etikettenfrage besonderes Interesse haben. Ueber die akademischen Kreise hinaus geht die recht interessante Schilderung der Göttinger Geselligkeit gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Pietätvoll geschrieben ist der Lebensabriß des Göttinger Kunsthistorikers, Bibliothekars und Professors F. W. Unger (1810—1876), welcher den Schluß des Buches bildet.

P.

Rousseaus Krankheitsgeschichte. Von P. J. Möbius. Leipzig, Vogel.

Möbius ist, wie er selbst in der Einleitung bemerkt, nicht der erste, der in der körperlichen und geistigen Entwickelung Rousseaus Abweichungen vom Normalen wahrnimmt. Schon Zeitgenossen, die in nähere Beziehungen zu Rousseau traten, wie Grimm und Hume, hielten ihn für irrsinnig. Die Krankheit, an welcher der berühmte Genfer gelitten habe, bezeichnet Möbius als „combinatorischen Verfolgungswahn." Bei der Stärke seines moralischen Charakters war es aber möglich, daß er auf Gebieten, die sein Wahn nicht berührte, in hervorragender Weise geistig thätig war. Das Buch, welches das ganze Leben Rousseaus behandelt, ist sehr anziehend geschrieben und enthält so wenig medicinische Ausdrücke, daß es auch dem Laien empfohlen werden kann.

rj.

Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar, H. Böhlau.

Seit der Eröffnung des Goethehauses in Weimar sind die Namen der beiden Enkel des großen Dichters, welche lange Zeit hindurch treue, aber ängstliche Hüter der dort aufbewahrten Schätze gewesen sind, oft genannt worden: von ihrer Persönlichkeit aber haben nur Wenige etwas Genaueres gewußt. Im Vorworte zu der vierten Auflage seiner Vorlesungen über Goethe (1887) hat Herman Grimm ihnen schöne Worte nachgerufen; jetzt entwirft O. Mejer aus persönlicher Erinnerung ein anziehendes Lebens- und Charakterbild des jüngeren der beiden Brüder, von dem er am Schlusse mit Recht ausruft: „Er war seines Großvaters nicht glücklicher, aber nicht unwürdiger Enkel!"

dr.

Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck und die Stätten seines Wirkens. Von Fedor von Köppen. Mit einem Titelbild nach dem Oelgemälde von Franz Lenbach im Leipziger Museum, 115 authentischen Abbildungen, sowie 16 allegorischen

Zeichnungen von Woldemar Friedrich. Leipzig, Adolf Titze.

Das prachtvoll ausgestattete Buch giebt eine geschmackvolle Darstellung des Lebens und Wirkens unseres großen Kanzlers bis in die jüngste Gegenwart hinein. Die sehr zahlreichen Illustrationen begleiten den Gang der Darstellung und führen uns, neben einer Anzahl interessanter Porträts von Bismarck selbst, eine Reihe von Persönlichkeiten, mit denen ihn nähere oder entferntere Beziehungen verbinden, und mit besonderer Vollständigkeit die Oertlichkeiten, welche den Schauplatz seiner Thätigkeit gebildet, anschaulich vor Augen.

fr.

Der Schwarzwald. Von Wilhelm Jensen. Berlin, H. Reuther.

Das treffliche Buch, ein wirkliches Prachtwerk, nähert sich seiner Vollendung. Das Versprechen, daß die letzte Lieferung im Herbste vorliegen sollte, konnte freilich nicht gehalten werden; aber das ist ein gewöhnliches Vorkommniß bei groß angelegten Lieferungswerken. Um so stattlicher wird sich der gesammte Band ausnehmen; eine willkommene Gabe für alle Liebhaber des schönsten der deutschen Mittelgebirge. Die vielen großen und kleinen Illustrationen sind meist Cabinetstücke an stimmungsvoller Auffassung und geben den Localton gut wieder. Im begleitenden Texte hat Jensen seine eingehenden historischen und urkundlichen Forschungen mit Geschick und ohne Trockenheit dargestellt. Mit der fünften Lieferung beginnt auch der „Allgemeine Theil" und damit die Schilderung von Thier-, Pflanzen- und Steinwelt des Schwarzwaldes. Was auf S. 9 vom Klima des Oberrheinthales gesagt wird, ist für Viele gewiß überraschend, aber durchaus zutreffend. Im Ganzen bietet uns der Verfasser, der neuerdings, infolge nicht durchaus angenehmer Vorfälle, seinen Freiburger Wohnsitz aufgegeben hat, ein schönes Vermächtniß seiner Badener Zeit und Badener Arbeit. An dem nach guter Vorbereitung und mit Bedacht geschaffenen Werke ist Alles schön und gut — nur auf Jensens eigene Gedichte findet dies Lob keine uneingeschränkte Anwendung.

M.

Das rothe Zimmer. Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerleben. Von Aug. Strindberg. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Heinr. Ortenburg. Budapest, G. Grimm.

Schon in einem früheren Heft dieser Monatsschrift besprachen wir kurz ein Werk dieses nordischen Realisten. Das neue Erzeugniß seiner Muse führt uns ein in die Heimstätten der Künstler und Schriftsteller Schwedens und bringt uns das Elend des geistig Begabten im Widerspruch zu dem Protzenthum des mit Gütern reichgesegneten Krämers klar und unverblümt vor Augen. Meisterhaft hat Aug. Strindberg diesen Gegensatz durchgeführt; nur hätten wir auch seinen Schilderungen eine gedrungenere Kürze gewünscht, wodurch sie entschieden gewonnen haben würden. Jedem, der Interesse für Kunst und Künstler hat, seien diese Atelierskizzen empfohlen. ps.

Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft I. Adam's Söhne. Eva's Töchter. Von E. Bely. Breslau, S. Schottlaender.

Es sind keine erfreulichen Bilder, die uns die Verfasserin enthüllt. Mit schonungsloser Hand reißt sie den Typen der oberen Zehntausend die Maske scheinbaren Glückes und ruhigen Lebensgenusses herab und zeigt uns die ganze Hohlheit und Verlogenheit, das ganze Elend, das sich dahinter verbirgt. Aber nicht bitter ist der Ton, in dem sie schreibt, sondern nur erfüllt von unendlichem Bedauern, daß das, was sie schildert, so ist, wie es eben ist. Die Charakteristik der einzelnen Personen ist — wenigstens in den meisten Fällen — eine durchaus gelungene. Mit wenigen Strichen versteht es die Verfasserin lebenswahre Figuren zu schaffen, die oft von einer solchen plastischen Deutlichkeit sind, daß wir fast meinen, die Originale kennen zu müssen. Die Sprache zeichnet sich durch leichten Fluß und ruhige Vornehmheit aus.

H—n.

Lebensmächte. Roman in vier Büchern von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

So wie sich in diesem Buche das Leben darstellt, ist es glücklicherweise nicht. Diese „Mächte" — der Titel ist ganz unzutreffend — spielen doch nur in einem kleinen und zwar verderbten Theile der Gesellschaft eine bestimmende Rolle. Dabei Richard Wagner und Antisemitismus, der bosnische Aufstand und socialer Umsturz, lasterhafte Fürsten und verkommene Künstler — non multum, sed multa! Es ist zu bedauern, daß der Verfasser sein geschicktes

Erzählertalent einem so unerquicklichen Stoffe gewidmet hat. M.

Das todte Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit. Von Maurus Jókai. Deutsch von Ludwig Rotter. Wien, M. Breitenstein.

Bei der Lectüre dieses originellen Buches mußten wir an den Ausspruch Goethes über Byron's Don Juan denken: „es ist ein grenzenlos geniales Werk." Mit einer die Grenzen des Schönen nicht immer innehaltenden Genialität zaubert uns der ungarische Dichter ein Bild der ganzen menschlichen Tragikomödie des Lebens vor Augen, das uns im Innersten packt und fesselt und uns aufrüttelt aus dem einschläfernden Schlendrian, in den uns die alltäglichen Geschäfte nur zu leicht versinken lassen. Es ist ein Buch, mehr für Männer, als für Frauen geschrieben; aber zu denken wird es Jedem geben, der die Fähigkeit zu lesen noch nicht verloren hat durch die seichte Waare, mit der unser Büchermarkt überschwemmt wird.

Schade, daß die deutsche Ausgabe nur zu oft daran erinnert, daß wir es nur mit einer Uebersetzung zu thun haben! J.

Der Seelsorger. Roman Von Victor Valentin. Leipzig, Carl Reißner.

Ein neuer Schriftstellername, der sich mit dem vorliegenden Werke sehr vortheilhaft in die literarische Welt einführt. Den Inhalt des Romans bildet die Entwickelung des innern und äußern Lebens eines jungen Theologen, der im Bade, wo er sich nach den Examenmühsalen zu seiner Erholung aufhält, die Bekanntschaft einer reichen, vornehmen, vom Schicksal hart mitgenommenen Dame macht und durch diese Bekanntschaft eine Erschütterung und Umwandlung seines Glaubens, seiner Weltanschauung und seines ganzen Wesens erfährt. Auch auf den Charakter der Frau gewinnt das nahe freundschaftliche Verhältniß, in das sie zu dem jungen Manne tritt, einen starken Einfluß, so daß sie allmählich nach einer schweren, das Glück beider beinahe vernichtenden Krisis die Bitterkeit und Herbheit ihrer Lebensauffassung überwindet und sich zu ruhiger Klarheit durchringt. Es ergiebt sich eine Vereinigung der einander von Herzensgrund Liebenden als naturgemäßer Abschluß. Das Talent des Verfassers offenbart sich sowohl in der Führung der Handlung wie in der sicheren Zeichnung der psychologischen Vorgänge. Ebenso verdienen Sprache und Darstellung alles Lob. Wir dürfen von Valentins weiterer Entwickelung das Beste erwarten. h.

Geld. Roman von Ernst Ahlgren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. Berlin, J. H. Schorer.

Der Verfasser, dessen Bekanntschaft die vorliegende, anscheinend wohlgelungene Uebersetzung uns zum ersten Mal vermittelt, steht auf dem Boden der nordischen realistischen Schule, ohne in die Ausschreitungen derselben zu verfallen. Gegenstand seines Romans bildet das Eheproblem, der Gegensatz von Vernunftehe und Liebesheirath. Ein sechzehnjähriges, zu eigenartiger, selbständiger Entwickelung veranlagtes Mädchen, Selma Berg, wird durch ihren Oheim, einen Pastor, in wohlmeinender Absicht, aber mit unredlichen Mitteln, dazu bestimmt einen reichen Gutsbesitzer zu heirathen, der sie vergöttert, aber von ihr nicht wieder geliebt wird. Ihr Herz gehört, ihr unbewußt, ihrem Vetter Richard. Nach Jahren führt das Schicksal Beide zusammen, sie kinderlos, äußerlich in glänzenden Verhältnissen, innerlich unbefriedigt und gedrückt, ihn als Verlobten einer Anderen. Er offenbart eine ihr ebenbürtige und nah verwandte starke Natur, und Beide gerathen unmerklich in ein intimes Freundschaftsverhältniß, das, anfangs unsträflich, bald zu schweren Versuchungen führt, da auch seine Gattin, in deren Schönheit er sich verliebt, ihm geistig nicht genügt und neben Selma verblaßt. So ergiebt sich ein ernster Conflict, aus dem sich jedoch die sittliche Kraft der Heldin siegreich herausringt, und zu dessen Lösung schließlich ihr eigener Gatte ebenfalls das Seinige beiträgt. Die hiermit nur in Umrissen angedeuteten psychologischen Vorgänge, der Charakter des jungen Mädchens, seine Umwandlung und Entfaltung in der Ehe, seine Läuterung in schwerer Prüfung, sind ebenso wie die Gestalten der übrigen Personen mit großer Feinheit und Schärfe und mit künstlerischer Vertheilung von Licht und Schatten dargestellt. Die sociale Tendenz des Buches tritt nicht in störend aufdringlicher Weise hervor, sondern ist aus der objectiven Schilderung nur leise herauszufühlen. Wir hoffen, dem begabten Verfasser bald wiederum zu begegnen.

ph.

Herzensirren. Roman von Martin Bauer. Breslau, S. Schottlaender.

Martin Bauer gehört zu den Autoren, die durch unablässiges Streben nach Vervollkommnung und strenge Selbstzucht aus bescheidenen literarischen Anfängen heraus sich immer bedeutender und überraschender entwickelt haben. Mit jedem Werke hat der Verfasser einen Fortschritt zu verzeichnen gehabt, hat er an künstlerischer Reife, Tiefe und Formvollendung gewonnen. Das zeigt sich auch im vorliegenden Romane, der das eheliche Leben zweier Freunde schildert, von denen der eine, sein Glück nicht kennend und achtend, es verliert, um es, nachdem er seinen Werth erkannt, mit Mühe, nach schweren Seelenkämpfen, wieder zu erringen, während der andere, den ein grausames Geschick an ein ungeliebtes Weib gefesselt, welches Liebe und Eifersucht bis zum Verbrechen treibt, erst durch den Tod der Gattin frei wird und nun dem Zuge seines Herzens folgen kann. Die Charaktere sind gut gezeichnet und folgerichtig entwickelt; die Ausmalung der seelischen Vorgänge, namentlich in den Frauengestalten, ist von großer Feinheit und Schärfe; der Dialog ist gewandt, pointirt, die ganze Darstellung voll Fluß und Leben. Nur auf die Beseitigung gewisser stilistischer Eigenheiten, deren häufige Wiederkehr zuweilen störend wirkt — wir erwähnen hier nur die vielen parenthetischen Sätze — wird der Verfasser in Zukunft bedacht sein müssen. O. W.

Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek, V. 23.

Das hier behandelte Problem ist nicht gerade neu oder besonders tief erfaßt; aber der Verfasser weiß trefflich zu unterhalten und uns für seine Personen, namentlich für die Heldin, genügend zu erwärmen; er versteht in Allem Maß zu halten und erzielt so eine nicht immer tiefe, aber stets reine, gleichmäßige Wirkung. Der liebenswürdige, nie aufdringliche Humor berührt recht wohlthuend und hat an dem erfreulichen Eindruck des Büchleins nicht geringen Antheil. O. W.

Verbotene Früchte und andere Erzählungen. Von Nataly v. Eschstruth. Jena, Hermann Costenoble.

Ein erzwungener Humor und unmögliche Situationen machen aus den „Verbotenen Früchten“ eine Komödie der Irrungen, an der ein geschulter Geschmack durchaus keinen Gefallen finden kann. Es ist bedauerlich, wenn ein schönes Talent so verflacht; bei strenger Selbstkritik wäre dies nicht möglich. mz.

Silva Mariä. Eine Erzählung aus der Reformationszeit von H. Randt. Hannover-Linden, Verlag von Carl Manz.

Die auf geschichtlicher Grundlage beruhende Erzählung, welche sich im Kloster Marienwalde, in der Gegend des alten Ratzeburg abspielt, giebt ein schlichtes, aber anschauliches Bild von den Leiden, die der aufstrebende Protestantismus im Kampfe mit der alten Kirche zu erdulden hatte. Demselben Bestreben, welches z. B. den Lutherfestspielen zu Grunde liegt, nämlich das protestantische Bewußtsein zu stärken, scheint auch das vorliegende Werk in erster Linie seine Entstehung zu verdanken; die Erweckung eines ästhetischen Interesses kam für den Verfasser, der ein bewährter Schulmann ist, wohl erst in zweiter Reihe in Betracht. Auf die Vortheile einer kunstevollen Composition verzichtend, erzählt er einfach chronologisch die Lebensgeschichte der Helden von der Kindheit bis zum Tode, und begnügt sich, seine Gestalten in den Umrissen correct hinzustellen, ohne eine sorgfältigere plastische Ausarbeitung derselben für nothwendig zu halten. Für Volksbibliotheken, auf welche das Buch speciell berechnet zu sein scheint, kann es warm empfohlen werden. O. W.

Feldspath, Drei Erzählungen aus Hessen von E. Wentzel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Die Geschichten sind hübsch erfunden und hübsch erzählt, mit Humor gewürzt und können als gute Unterhaltungslectüre empfohlen werden.

Allerhand kleine Geschichten. Von Martin Beck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter.)

Ein ansprechendes, wenn auch nicht überall gleichmäßiges Talent offenbart sich in diesen schlichten Erzählungen und Stimmungsbildern; der Verfasser besitzt Empfindung, Gemüth und eine unverkennbare Begabung für Naturschilderungen; in einigen Skizzen zeigt er auch eine satirische Neigung. Das richtige Maß ist bei diesem leichten Genre jedoch nicht immer innegehalten; einige Artikel sind zu nichts-

sagend, wie „Auf dem Berliner Christmarkte“; dagegen wird in „Recht?“ ein Problem berührt, das für solche aphoristische Behandlung von zu tiefer Natur ist; der Verfasser wirft hier nur eine Frage auf, statt sie zu beantworten. O. W.

Kleine Geschichten von A. Godin. Berlin, J. H. Schorer.

Sorgfältig abgetönte Aquarellbildchen, zart und innig, aber doch auch nicht ohne eine gewisse Energie ausgeführt, werden sich diese sechs „kleinen Geschichten“ der beliebten Verfasserin gleich ihren Vorläufern gewiß vor Allem bei dem weiblichen Lesepublicum, aber keineswegs nur bei diesem, viele Freunde erwerben. Sie geht der Darstellung starker Leidenschaften und schroffer Conflicte gern aus dem Wege, läßt aber tiefere Seelenkunde nicht vermissen und weiß auch ohne grelle Effecte anzuziehen und zu fesseln. Fast alle Geschichten sind von einem feinen und liebenswürdigen Humor durchweht. Besonders gelungen ist die Mystification des Lesers in der hübschen Novellette in Briefen „Herzklopfen“, die sich auch durch treffliches Localcolorit auszeichnet. ph.

Deutsch-Ungarisches. Erzählungen von Karl Geist. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Das hübsche Buch hätte einen hübscheren Titel verdient. Es enthält neun Novellen, welche keinen anderen Zusammenhang haben, als daß sie alle auf ungarischem Boden spielen und ungarisches Leben zum Gegenstand haben. Die Stoffe sind sehr verschieden. Eine von den Erzählungen führt in die Römerzeit, als des Landes Hauptstrom Grenze zwischen Markomannen und Römern war; die meisten spielen in der Gegenwart. Allerliebst erscheint die „Geschichte vom Faschingkrapfen“, besonders gelungen auch „Fata Morgana“: ein reicher junger Engländer, der auf dem Dampfer nach Konstantinopel reisen will, wird durch komische Mißverständnisse, ohne irgend eine Kenntniß der Landessprache, nach einem ungarischen Edelsitz verschlagen. Die Erfindung ist überall angenehm, die Sprache unterhaltend und lebhaft. So kann die Sammlung bestens empfohlen werden. M.

Albertus Magnus und Gerhard von Riehl. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, von Franz Siking. Karlsruhe, G. Braun. 1889.

Dieser historische Roman, dessen Widmung der Großherzog von Baden angenommen hat, behandelt die denkwürdige Zeit der Grundsteinlegung des Kölner Doms. Um die mächtig hervortretende Gestalt des Erzbischofs Konrad von Hochstaden gruppiren sich die Zierden von Kunst und Wissenschaft, der gelehrte, der Zauberei verdächtige Dominikanermönch und der geniale Begründer des Kölner Prachtbaus. Den rothen Faden für die Darstellung liefert ein fein ausgeführter Liebeshandel. Margareta, die Pflegetochter des Kirchenfürsten, verschmäht die Werbung des vornehmen Grafen von Flandern und erwählt den Steinmetzmeister. Trotz der Anfeindungen des Erstgenannten erlangt das Liebespaar in Gegenwart des Königs Wilhelm von Holland die ersehnte Vereinigung. Die Erzählung bewegt sich in edler, vornehmer Sprache, die aber oft schwerfällig wird; die germanische Mythologie ist in reichlichem Maße (wohl nicht ganz zeitgemäß?) verwerthet. M.

Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Kruses jüngstes Trauerspiel ist bereits im vergangenen Winter über die Bühne des Kgl. Schauspielhauses in Berlin gegangen. Im Mittelpunkt der Handlung der „Arabella Stuart“ steht das traurige Geschick eines edlen Liebespaars, dessen Glück durch die falsche staatsmännische Weisheit und mißtrauische Vorsicht König Jacobs I. zu Grunde gerichtet wird. Auch im Uebrigen ist es der launische und Einflüsterungen zugängliche, doch im Grunde gerechte und wohlmeinende Sinn des Königs, welcher in unseliger Gemeinschaft mit den furchtbaren Ränken und Verbrechen der Lady Somerset die Verwickelungen herbeiführt. Besonders reich an dramatisch bewegtem Leben ist der erste Act des Stückes. Vornehmer Stil der Sprache und schöner Wohllaut der Verse zeichnen auch Kruses neuestes Werk in hervorragendem Maße aus. Sch.

Seegeschichten. Kleine Dichtungen von Heinrich Kruse. Zweite Sammlung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

„Ich hätte diese Dichtungen mit vollem Rechte Idyllen nennen können; denn sie sind ja kleine Bilder aus dem Leben der deutschen Schiffer und Fischer,“ sagt der Herr Verfasser im Vorwort. Aber, fügen wir hinzu, Bilder, in welche sehr Vieles mit scharfer Beobachtung und in trefflich abgerundeter Darstellung hineingearbeitet ist; bald bewegte und wechselnde Schicksale

des nach Glück jagenden Abenteurers, bald kecker Seecadettenhumor, bald Matrosenwitz und -Aberglaube, bald aber auch Scenen aus so mancher Tragödie oder Tragikomödie der Weltgeschichte, auf welche das scharfe Auge des Seefahrers an europäischen und außereuropäischen Küsten einen Blick hat werfen können. Es ist bekannt, daß unser Dichter mit Leichtigkeit und doch mit Meisterschaft den von manchem Jüngeren mit Unrecht geschmähten deutschen Hexameter für seine Erzählungen verwendet. Drei der hier gesammelten Geschichten — und wahrlich nicht die schlechtesten! — waren schon in „Nord und Süd" (Heft 45, 54, 117) erschienen; auch die übrigen sechzehn empfehlen wir nachdrücklich der Beachtung unserer Leser. O.

Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der Titel, unter welchem der Verfasser seine sieben Novellen in die Welt schickt, giebt schon das Grundmotiv an, welches in denselben vorherrscht. Die meisten klingen mit einer Dissonanz aus. Schiffbruch gelitten haben alle seine Helden und Heldinnen im Kampfe des Lebens und namentlich in der Liebe. Aber die Motivirung, welche der Verfasser dafür giebt, daß es so und nicht anders gekommen ist, hat manchmal einen recht fatalistischen Beigeschmack, und wir können ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß seine Erzählungen recht viel Unwahrscheinliches und Phantastisches enthalten. mz.

Erzählungen aus dem Wiener Wald. Von Philipp Vogler. Danzig, Carl Hinstorff.

Der Verfasser weiß den Volkston unter glücklicher Anwendung des Dialektes ausgezeichnet zu treffen. Die Harmlosigkeit, Naivetät, köstliche Frische und gesunde Ursprünglichkeit der von ihm geschilderten Naturkinder muthet uns ebenso an, wie frischer Tannenduft. Die Charaktere sind nicht ohne Geschick gezeichnet; feine und glückliche Züge bekunden die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers. Eine Reihe hübscher Genrebildchen entrollt sich vor unseren Augen. Freilich fehlt bei dem Aufbau der Handlung die Steigerung, die künstlerische Entwickelung; aber man wird durch das Gebotene reichlich entschädigt. Die Ausstattung des Buches ist elegant und geschmackvoll. s. s.

Odovakar, ein Charakterbild aus der Völkerwanderung. Von Eduard von Cölln. Danzig, Carl Hinstorff. (Gustav Ehrke).

Daß Eduard von Cölln die Nibelungenstrophe mit Geschick und Geschmack zu handhaben versteht, das hat er in seinem prächtigen Epos „König Harald Blauzahn" gezeigt. Im Vorworte zu Odovakar bemerkt der Dichter mit Recht, daß die Nibelungenstrophe von gleicher Vielseitigkeit in der Anwendung der Versfüße ist, wie der griechische Hexameter, und daß sie, wenn noch der funkelnde Strom des germanischen Stabreims darüber ergossen wird, den Hexameter durch einschneidende Wirkung und Glanz des Vortrages überbietet. Der achte Halbvers ist mit vier Hebungen gebildet, und dadurch ist Eintönigkeit vermieden. Freilich, wenn der Dichter nicht mit Meisterschaft die Sprache beherrschte, hätte er kaum das Interesse des modernen Lesers in solchem Maße gewinnen können! Aber die Kraft der Schilderung, die Lebendigkeit der Darstellung, das glänzende historische Colorit, die Schärfe der Charakteristik — das sind Vorzüge, die dem Epos und damit dem Dichter neue Freunde erringen werden. s. s.

Aspasia. Lustspiel in 5 Aufzügen von Adalbert Brunn. Dresden, Verlag von Rudolf Petzold.

Der Dichter — sit venia verbo! — braucht uns in der Vorrede nicht zu versichern, daß die Personen seines Stückes keine Copien lebendiger Vorbilde seien. Es sind thatsächlich leere, blutlose Schemen, und sein sogenanntes Lustspiel hat uns in seiner öden Langweiligkeit recht traurig gestimmt.

Phaëton. Ein Trauerspiel in vier Acten von Karl Wilhelm Geißler. Cöthen, Paul Schettlers Erben.

Wie ein Versuch eines talentvollen Primaners, der seinen Sophokles und Euripides mit Verständniß gelesen hat — so erscheint uns dieses Trauerspiel aus dem Alterthum. Hie und da trifft man einige hübsche lyrische Stellen; aber genügt das, um ein Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben? J.

J. Schmidt's Kunstverlag in Florenz versendet farbige Holzschnitte auf Goldhintergrund von Heiligen und Engeln, die sich durch ihre vorzügliche Ausführung auf's Beste empfehlen.

Digitized by Google

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Berazetti, S., Apsara Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Novellen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Baumbach, R., Es war einmal. Märchen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Erste und zweite Sammlung. (Deutsche Litteraturdenkmale des 17. u. 18. Jahrhunderts. 29. Band.) Heilbronn, Gebr. Henninger.

Bulthaupt, H., Der verlorene Sohn. Schauspiel in vier Acten. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung.

Bürger, G. A., Sämmtliche Gedichte herausgegeben von Eduard Grisebach. In 2 Bänden. Hundertjahrs-Jubelausgabe. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Clericus, L., Europäische Staats-Wappen als Vorlagen für Canevasstickerei. Lieferung 1. Deutsches Reich. Dresden, R. von Grumbkow Hofverlag.

Conway, H., Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Autor. Uebers. a. d. Englischen von A. Scheibe. (Engelhorn's Allg. Romanbibl. VI. Jahrg. Band 8.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Dahnow, M., Tante Hannas Sommerfreude. Eine Erzählung für Mädchen von 10—14 Jahren. Mit 4 Farbendruckbildern von B. Knöter. Rathenow, M. Babenzien.

Dedekind, J., Die Achten-Lini. Eine Novelle nach Motiven aus dem Künstlerleben. Mit einem Portrait von Frau Fischer-Achten. Braunschweig, B. Goeritz.

Dernburg, Friedrich, Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman. Zwei Bände. Berlin, Walther u. Apolant.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Begründet von F. v. Holtzendorff. Herausg. v. O. Lammers und Jürgen Bona Meyer. Neue Folge. Vierter Jahrg. Heft 53. 57. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausg. von L. Quidde. Jahrg. 1889. III. Heft. Zweiter Band. Erstes Heft. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Dreher, E., Die Physiologie der Tonkunst. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Dreher, K., Kirchweih. Gedichte in oberbayerischer Mundart. Illustr. von Münchener Künstlern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dürckheim, Ferdinand Graf Eckbrecht, Allerlei Gereimtes und Ungereimtes. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Ebers, Georg, Josue. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ebner-Eschenbach, M. v., Aphorismen. Dritte Auflage, vermehrt um ein fünftes Hundert Aphorismen. Berlin, Gebr. Paetel.

Ehrenberg, H., Feldzugs-Erinnerungen eines Fünfunddreissigers 1870/71. Mit 3 Karten. Rathenow, M. Babenzien.

Ernst, O., Offenes Visier! Gesamm. Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichen Leben. Hamburg, C. Kloss.

Eschstruth, N. v., Hofluft. Roman. Berlin, J. H. Schorer.

Frenzel, K., Wahrheit. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.

Fricke, W., Geschichtlich-kritische Feldzüge durch das nordöstliche Westfalen. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag.

— Das mittelalterliche Westfalen oder die alten Sitten, Gesetze, Gerichte, Zustände und Gewohnheiten der rothen Erde. Nebst Karte und Abbildungen. Minden, i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Ganghofer, L., Es war einmal. . . . Moderne Märchen. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Garschin, W. M., Erinnerungen des Kriegsfreiwilligen Iwanow a. d. Russisch-Türkischen Kriege im Jahre 1877. Aus d. Russ. übers. Berlin, Geschäftsstelle der „Parole" (Funcke & Naeter.)

Gonzenbach, C. v., Nilfahrt. Mit 203 Illustrat. 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von R. Naisella. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Goetze, A., Am Waldesrand. Märchen u. Träume. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh.

Grasberger, H., Auf heimatlichem Boden. Erzählungen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Greinz, R. H. u. J. A. Kapferer. Tiroler Volkslieder. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Grosse, J., Episoden und Epiloge. Kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange. Zweite Auflage. München. G. D. W. Callwey.

Hagmann, J. G., Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (Sammlung gemeinverst. Vorträge. Neue Folge. Vierte Serie. Heft 88.) Hamburg. Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Hamerling, R., Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

— Die Waldsängerin. Novelle. Vierte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

— Germanenzug. Canzone. Fünfte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Hartl-Mitius, Odysseus im Salon. Roman. Mit 6 Portraits. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Hecker, C., Casino-Geschichten. Illustr. von H. Schlittgen. Stuttgart, C. Krabbe.

Henne am Rhyn, O., Die Cultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung. Erster Band. Danzig, C. Hinstorff.

Hörmann, L. v., Grabschriften und Marterlen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hübner, M., Maiglöckchen. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben Kaiser Wilhelm II. und der Kaiserin Augusta Victoria. Für die deutsche Jugend gesammelt. Breslau, Franz Goerlich.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Achte Auflage. Freiburg i./B. J. C. B. Mohr.

Jensen, W., Im Vorherbst. Gedichte. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Kirchbach W., Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lieferung 72—74. Prag, F. Tempsky.

Kleinert, K. E., Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit. (Sammlung gemeinverst. Vorträge. Neue Folge. Vierte Serie. Heft 89.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Köppen, F. v., Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck und die Stätten seines Wirkens. Mit einem Titelbild, 115 authentischen Abbildungen sowie 16 allegor. Zeichnungen von W. Friedrich. Leipzig, A. Titze.

Digitized by Google

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 63 und 64. München, G. Hirths Verlag.

Kurz, J., Florentiner Novellen. Stuttgart, Göschen'sche Verlagshandlung.

Lasky, Paul, Am Mittelmeer. Gedichte. Stuttgart. J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Lemmermeyer, Fr., Menschen und Schicksale. Minden, i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Lotheissen, Ferdinand, aus dem Nachlasse von, Zur Kulturgeschichte Frankreichs im XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Mit einer biographischen Einleitung von Anton Bettelheim. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn.

Ludwig, J., Im kühlen Grund und andere Geschichten. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Mörike, Eduard, Gesammelte Schriften. 4 Originalleinwandbände. Stuttgart, G. J. Göschen.

Münchener Jahres-Ausstellung von Kunstwerken aller Nationen 1889. Text von Max Bernstein. Lieferung 2–5. München, Kunst- u. Verlags-Anstalt. (D. E. Albert & Co.)

Pichler, Helene, Aus der Brandung des Lebens. Fahrten zu Wasser und zu Lande. Zweite Auflage. München, Georg D. W. Callwey.

— Der Nordstern und Anderes. Acht Seenovellen. München. Georg D. W. Callwey.

Rethwisch, Ernst, Letzte Jugendlieder. Zweite vermehrte Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

— Der dankbare Gläubiger. Lustspiel in vier Acten. Norden, Hinricus Fischer, Nachfolger.

— Bischof Lothar. Trauerspiel in fünf Acten. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Robert, H., Abeoba. Lieder und Bilder vom Schwarzwald. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit Ill. von Greil und Schmidhammer. Lieferung 68–75. Wien, A. Hartleben.

Rosenberg, A., Geschichte der Modernen Kunst. Dritter Band: Die Deutsche Kunst. Zweiter Abschnitt 1849–1889. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Runeberg, J. L., König Fjalar. Uebers. von Gottfr. von Leinburg. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Sanders, Daniel, Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien. Berlin, Hans Lüstenöder.

— Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Ein Vermächtniss an das deutsche Volk. Berlin, Hans Lüstenöder.

Schneider von Arno, José Baronin. Aus Oesterreich. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schmidkunz, H., Ueber die Abstraction. Halle, C. E. M. Pfeffer.

— Analytische und synthetische Phantasie. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Schmitz, M., Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Mit einem Portr. des Herzogs. Neuwied, Heuser's Verlag.

Schuchhardt, C., Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Mit Portraits, Karten, Plänen und Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schücking, L., Novellen. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns Verlag.

Schwartz, A., Der Litterarisch-gesellige Verein zu Oldenburg. Denkschrift zum fünfzigjährigen Stiftungsfeste. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Schwebel, O., Verfestet. Eine Berliner Geschichte aus dem Jahre 1380. Minden in Westfalen. J. C. C. Bruns Verlag.

Stieler, K., Reisebilder aus vergangener Zeit. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.

Stohn, H., Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Dritte erweiterte u. verbesserte Auflage. 2 Bände. Leipzig, G. Engel.

Storm, Th., Der Schimmelreiter. Novelle. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Sylva, Carmen, Vom Amboss. Bonn, Emil Strauss.

Tausend und eine Nacht. Lieferung 31–33 (Schluss). Stuttgart, Riegersche Verlagsbh.

Telmann, K., Sizilianische Geschichten. 2 Bde. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Theuriet, A., Gertruds Geheimniss. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Französ. v. N. Rümelin. (Engelhorn's Allg. Romanbibl. VI. Jahrg. Band 7.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Unsere Kunst in Wort und Bild. Lieferg. 7–8. Wien, Verlag von Unsere Kunst in Wort u. Bild.

Vierordt, Heinrich, Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Villinger, H., Aus dem Kleinleben. Erzählungen. Zweite Auflage. Frankfurt a./M. und Lahr, M. Schauenburg.

Vorschlag zu einer Lesebibliothek für junge Frauenzimmer. Ein bibliographisch-erotisches Curiosium vom Jahre 1780. Herausgegeben von H. Hayn. Borna-Leipzig, A. Jahnke.

Ward, H., Robert Elsmere. Roman. Mit Autoris. der Verfasserin deutsch von Therese Leo. 2 Bände. Berlin, J. H. Schorer.

Wechsler, Ernst, Gespenster im Sonnenschein. Merkwürdige Alltagsgeschichten. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

— Wiener Autoren. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Wehl, F., Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen a. d. J. von 1863–1884. Zweiter Band. Altona, A. C. Reher.

Weihnachtsalmanach für das Jahr 1889. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Weltl, Alex., Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands. Mit einem Nachwort: Eine Revolution i. d. Geschichte d. Religion. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Wilbrandt, Adolf, Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

— Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Willmann, O., Didaktik als Bildungslehre mit ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung. Zweiter Band, erste u. zweite Abtheilung. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Wolff, E., Lieder der Trauer. Balladen u. Gesänge. Altona, A. C. Reher.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1890er. Frische Füllung. 1890er.

Täglicher Versand

Quellen
und deren Wärmegrade

Sprudel . .	58^{20}	R.
Mühlbrunn .	40	„
Schlossbrunn	41^{8}	„
Theresienbrunn	47^{1}	„
Neubrunn . .	47^{3}	„
Marktbrunn .	34^{5}	„
Felsenquelle .	47	„
Kaiser Karls-Qu.	33^{4}	„
Kaiserbrunn.	39^{1}	„

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen

11,894,000 in 1887,

12,720,000 „ 1888,

und

15,822,000 „ 1889,

Flaschen und Krüge.

"Der jährliche Consum dieses beliebten Wassers liefert den schlagendsten Beweis für das überall bestehende Bedürfniss für ein Tafelwasser von absoluter Reinheit, und es ist befriedigend, dass in beiden Hemisphären, wohin man auch reist, es überall zu finden ist, es ist allgegenwärtig ('ubiquitous'), und sollte eigentlich das 'Kosmopolitische Tafelwasser' genannt werden. 'Quod ab omnibus, quod ubique.'"

BRITISH MEDICAL JOURNAL.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Digitized by Google

Band 52. — Heft 156.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1890.

Breslau.
S. Schottlaender.

März 1890

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Heinrich Kruse.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LII (Januar bis März 1890), wie auch zu den früheren Bänden I—LI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Digitized by Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

. . . .

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.
Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

. . . . Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

. . . . . . Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LII. (Januar bis März 1890)

. . . . Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: . . . . Name: . . . .

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Digitized by Google



Heinrich Kruse.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LII. Band. — März 1890. — Heft 156.

(Mit einem Portrait in Radirung: Heinrich Kruse.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Perlen.

Novelle.

Von

Emil Marriot.

— Wien. —

Sie wollen, daß ich Ihnen etwas aus meinem Leben erzähle? Recht gern, meine Herren. Ich habe gerade jüngst, am Allerseelentage, lang und lebhaft an eine junge Todte gedacht, mit welcher ich, obschon ich um dreißig Jahre mehr zählte als sie, innig befreundet gewesen bin. Es war dies ein höchst eigenthümliches Mädchen, und auch ihre Todesart . . . Doch das hieße ja mit dem Ende beginnen. Rücken Sie denn zusammen und machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie eine ziemlich lange, und wenn auch nicht lustige, so doch in ihrer Art merkwürdige Geschichte zu hören bekommen werden.

* * *

Ich habe mir oft die Frage vorgelegt: Wie kommen diese Eltern zu dieser Tochter? Jedem, selbst dem oberflächlichsten Beobachter, hätte sich diese Frage aufdrängen müssen. Stellen Sie sich eine kleinbürgerliche Wiener Familie vor: der Vater Beamter, der Sohn im Begriff, Beamter zu werden, die Mutter eine brave, beschränkte Hausfrau, die über Strickstrumpf und Kochbuch nicht hinauskam, die Tochter, beseelt von dem Verlangen, eine eben solche Hausfrau zu werden: das waren die Eltern und Geschwister meiner jugendlichen Freundin Hedwig. Diese vier Menschen konnten für die verkörperte Zufriedenheit gelten: kein Wunsch, ihre Verhältnisse zu ändern, keine, auch nicht die leiseste Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem oder auch nur schwer zu Erreichendem . . . sie waren zufrieden mit ihrer kleinen Wohnung, mit ihrem einförmigen Leben und ihrer eng-

den meistgenannten Persönlichkeiten Wiens. Von seinem Talente und seiner Beredsamkeit waren wir Alle überzeugt und auch gern bereit, einzuräumen, daß er ein schöner Mann wäre. Was jedoch seinen Charakter anbelangt, wichen die Urtheile von einander ab. Viele hielten ihn für einen Phrasenhelden, einen Meister der Reclame und einen Lebemann. Man brachte seinen Namen mit denjenigen verschiedener Damen aus den höchsten Gesellschaftskreisen in nicht mißzuverstehende Verbindung, und Thatsache war, daß er in den Häusern hochgestellter und adeliger Personen viel verkehrte, immer Anlaß gab, von sich reden zu machen, und den Journalisten schönthat, damit die öffentlichen Blätter sich mit ihm beschäftigten. Vor Leuten, die ihm fremd waren, spielte er jedoch gern den Puritaner, wollte als makelloser Volksmann gelten und geberdete sich so, als wenn ihm das Wohl und Wehe der armen Klassen näher stände als das eigene Interesse: er drückte jedem Arbeiter die Hand, besuchte die Hütten der Armen, verhalf reuigen Magdalenen zu ehrlichem Broterwerb — kurzum, that Alles, was man thun muß, um sich populär zu machen. Meine innerste Ueberzeugung war und ist, daß er in allen diesen armen Teufeln nichts Anderes als ein brauchbares Werkzeug sah, um sich zu Ruhm und Ansehen emporzuringen. Vielleicht thue ich ihm Unrecht. Dann bitte ich ihm im Geiste Alles ab, was ich gegen ihn vorbrachte. Ich würde überhaupt nicht von ihm gesprochen haben, wenn er nicht berufen gewesen wäre, im Leben meiner blassen Hedwig eine verhängnißvolle und bedeutsame Rolle zu spielen. Es wird Sie kaum wundern, wenn ich Ihnen sage, daß dieses Mädchen mit ihrem reichen inneren und armen äußeren Leben begierig nach etwas suchte, was im Stande wäre, die Leere ihres Daseins auszufüllen. Sie suchte und versuchte so lange, bis sie das Ersehnte endlich fand. Hätte sie das Glück gehabt, in ihren Kreisen einem Manne zu begegnen, den sie hätte lieben, dem sie hätte anhangen können, würde ihre rastlos arbeitende Phantasie sie nicht irre geführt und ihr Herz vollauf Befriedigung gefunden haben. Die Liebe hätte sie retten und erlösen können; wohlgemerkt, eine beglückte Liebe, die zur Ehe geführt haben würde. Ich bin fest überzeugt, daß sie eine liebenswürdige, hingebende und treue Gattin geworden wäre, wenn anders sie eine richtige Wahl getroffen hätte. Ihr fehlte zur Liebenswürdigkeit ja nichts, als das Glück, dieser Sonnenstrahl, ohne welchen weder der Mann, noch viel weniger das Weib gedeihen kann; und dieser Sonnenstrahl ist hartnäckig ausgeblieben, als ob geschrieben stände, daß die Guten nicht glücklich werden dürfen. Ihr vereinsamtes Leben — das Loos der meisten Mädchen aus dem Mittelstande, die in einer Großstadt zu Hause sind — brachte wenige Männer auf ihren Weg, und diese wenigen gefielen, genügten ihr nicht. Und so hat denn kommen müssen, was gekommen ist und woran ich selbst heute noch nicht ohne tiefes Erbarmen denken kann.

* * *

Digitized by Google

Eines Tages begegnete ich ihr zufällig auf dem Maximiliansplatze, diesem nach meiner Ansicht schönsten öffentlichen Platze unserer Wienerstadt. Es war ein linder Vorfrühlingstag, an den Straßenecken wurden die ersten Veilchen ausgeboten. Die herrlich klingenden Glocken der Votivkirche läuteten just zum Nachmittagssegen ... und da kommt mir das Mädchen entgegen, selber anzusehen wie der Frühling, so freudig geröthet im Gesichte, mit solch belebten Zügen und frohen Augen, daß ich verwundert stehen bleibe und ihr lächelnd beide Hände entgegenstrecke.

„Was ist denn Gutes geschehen?" redete ich sie an. „Woher kommen Sie?"

Sie erröthete noch tiefer, aber, ehrlich wie sie war, schaute sie mir treuherzig in's Gesicht und antwortete geradeaus: „Von der Wohnung Dr. Paul Dorners. Er wohnt gleich hier nebenan."

„Und was hatten Sie dort zu suchen?" fragte ich überrascht. „Führen Sie etwa einen Proceß?"

„O nein!" versetzte sie lachend. „Ich habe ihn bloß besucht."

„Aber wie kommen Sie dazu?" begann ich immer erstaunter. Sie ließ mich nicht weiterreden.

„Das ist eine ganze Geschichte," sagte sie.

„Die man hoffentlich wissen darf?" entgegnete ich.

„Wenn unter dem ‚man' Sie gemeint sind — ja," antwortete sie. Meine Leute haben keine Ahnung davon. Aber Ihnen habe ich mich längst anvertrauen wollen. Wenn Sie geneigt sind, mich eine Strecke zu begleiten, will ich Ihnen gern Alles beichten."

Ich erklärte mich mit ihrem Vorschlage einverstanden, und auf dem Wege nach ihrem Hause erfuhr ich eine ziemlich eigenthümliche, mich keineswegs angenehm berührende Geschichte. —

Seit längerer Zeit schon, ich glaube seit zwei Jahren, verkehrte Hedwig mit jenem Dr. Paul Dorner. Sie hatte ihn auf eine vom Alltäglichen abweichende Art kennen gelernt, hatte seine Bekanntschaft, so zu sagen, erzwungen.

„Ich habe gewußt," sagte sie zu mir, „daß ich ihm zufällig niemals begegnen würde; seine Kreise sind nicht die meinen, und auf den Zufall, der sich im wirklichen Leben so selten als gefällig erweist, wollte ich mich nicht verlassen. Und ich schwärmte für den Mann, schwärmte für seine Thätigkeit und sein ganzes Wesen, das sich mir in seinen Vertheidigungsreden offenbarte; ich schwärmte für Alles, was sich auf ihn bezog, — und so schrieb ich ihm denn einmal einen langen Brief, in welchem ich meiner Begeisterung für ihn unverhohlen Ausdruck lieh und ihn beschwor, mir die Möglichkeit zu eröffnen, mit ihm in Verkehr zu treten."

„Und er?" fragte ich.

„Er hat mir geantwortet," sagte sie triumphirend, „und hat mich aufgefordert, ihn, falls ich seiner Dienste bedürftig sein sollte und er mir

nach irgend einer Richtung hin von Nutzen sein könnte, an einem Nachmittage in seiner Kanzlei zu besuchen. Von drei bis fünf Uhr wäre er immer zu sprechen. Ich habe seiner Einladung Folge geleistet und ihn besucht — und seitdem sind wir befreundet."

„Aber was für ein Verhältniß besteht zwischen Ihnen und ihm?" forschte ich zweifelhaft. „Was für einen Grund haben Sie denn, um in die Wohnung eines viel beschäftigten, der Oeffentlichkeit angehörenden Mannes zu kommen, dem es doch gewiß an Zeit gebricht, um einen ganz müßigen Verkehr mit einem ihm fremden Mädchen zu unterhalten?"

„Wir sind befreundet mit einander," wiederholte sie hartnäckig.

„Bloß befreundet?"

Sie schaute mich mit großen Augen an. „Ja, was könnte es denn sonst sein? Glauben Sie wirklich, daß ich zu ihm, in sein Haus, ginge, wenn er mir mehr als ein Freund sein wollte?"

Darauf ließ sich nun schlechterdings nichts erwidern. Außerdem kannte ich sie zu gut, um auch nur den leisesten Zweifel an der Wahrheit ihrer Worte zu hegen.

„Ich kann mir einen so merkwürdigen Verkehr nun einmal nicht vorstellen," bemerkte ich bloß. „Was für einen Zweck soll er haben und wohin soll er führen?"

Mit allem Feuereifer, der ihr zu Gebote stand, wenn sie etwas verfocht, woran sie mit ganzer Seele hing, suchte sie mir nun Zweck und Ziel dieses Verkehrs deutlich zu machen — aber ohne daß ihre Gründe mich überzeugten. An jenem Nachmittage gelang es ihrer Beredsamkeit und meinem aufmerksamen Zuhören, indessen nur halb und halb, mir ein klares Bild von diesem Freundschaftsbündnisse zwischen einem noch jungen Manne und einem jungen Mädchen zu entwerfen. Ich suchte Hedwig seit diesem Tage häufiger auf, als es sonst der Fall gewesen, lenkte das Gespräch immer wieder auf die eine Sache, studirte das Mädchen, sann über ihre Worte nach und bekümmerte mich auch eingehend um das Leben und Treiben des berühmten Vertheidigers, mit dem zusammenzutreffen oder über den zu hören ich oftmals Gelegenheit hatte, und auf diese Weise wurde es mir nicht allzu schwer, der Sache, welche mich Hedwigs willen in hohem Grade beschäftigte, nach und nach auf den Grund zu schauen.

* * *

In den Gefühlen, welche Mann und Weib gegenseitig für einander hegen, giebt es so viele Abstufungen, daß es ungemein schwer hält, für jedes einzelne Empfinden die richtige Bezeichnung herauszuklügeln. Gewöhnlich verweist man alle diese undefinirbaren Gefühle in die Rubrik Freundschaft, wenn man nicht wünscht, daß sie für Liebe angesehen werden. Meistens aber betrügt man sich. Eine wirkliche, tiefe, warme Freundschaft

ist zwischen noch jungen Personen verschiedenen Geschlechts etwas ungemein Seltenes . . . Ich muß gestehen, daß ich an solche Freundschaften niemals recht habe glauben können. Ich glaubte auch meiner Hedwig nicht, so hoch und theuer sie mir auch schwor, daß Freundschaft und nichts als Freundschaft zwischen ihr und jenem Dr. Dorner herrsche. Sie betrog sich selbst, sie mußte sich betrügen: denn wenn der Selbstbetrug geschwunden wäre, hätte sie den Verkehr mit dem Manne aufgeben müssen. Sie besaß strenge, unverrückbare Grundsätze. Das Haus eines Mannes zu besuchen, den sie liebte, ohne Gegenliebe zu finden, würde ihr unweiblich, unwürdig und selbsterniedrigend erschienen sein. Als Freundin durfte sie zu ihm kommen; sie waren wie zwei Kameraden, von welchen derjenige, dessen Zeit weniger in Anspruch genommen war, den Anderen aufsuchte, um diesem die unnöthige Zeitversäumniß des Besuchemachens zu ersparen; wenigstens nahm Hedwig die Sache so auf. Daß er auch nicht in ihr Haus gekommen wäre, selbst wenn sie ihn dazu aufgefordert hätte, — daran wollte sie niemals rühren. Er war ein sehr kleinlicher Mensch. Sie entstammte einer viel zu armen Familie, lebte in viel zu beschränkten Verhältnissen, als daß er ihr jemals die Ehre erwiesen haben würde, sie zu besuchen. Auch hatte er auf verschiedene Gönnerinnen Rücksicht zu nehmen, mußte darauf bedacht sein, keinerlei Eifersüchteleien wachzurufen . . . und Hedwig war jung und hübsch . . . Sie werden also begreiflich finden, daß er Alles vermied, was auch nur den Schein eines zärtlicheren Verhältnisses zwischen ihm und ihr hätte erwecken können. Sie besuchte ihn, wie so viele Clienten und Clientinnen während der Amtsstunden, hielt sich immer nur kurz bei ihm auf, und wenn jemand Anderer angemeldet wurde, der den Doctor zu sprechen begehrte, dann entfernte sie sich sofort. Sie war sehr anspruchslos, sehr genügsam. Was er ihr war, läßt sich schwer in ein paar Worten ausdrücken. Ihn ausgenommen, hatte sie nichts und Niemanden. Sie mußte schwärmen, lieben, sich begeistern, um überhaupt leben zu können. Sie untersuchte nicht, ob dieser Mann ihrer Anbetung auch würdig wäre; sie wollte seine Fehler nicht sehen, wollte nicht geheilt werden, wollte nicht auf's Neue verarmen.

„Und was sind Sie ihm?“ fragte ich sie einmal, als mir ihre schwärmerischen Reden zu viel wurden. — „Er hat mich lieb,“ gab sie mir zur Antwort. „Er ist sehr gut zu mir.“

Er hatte sie lieb! Nun, ich habe ja später erfahren, wie lieb er sie hatte. —

Es lag ihr viel daran, zu erforschen, wie andere Menschen über ihn dachten. Ich konnte ihr nicht helfen, wenn ich aufrichtig gegen sie sein wollte: das Urtheil der Unparteiischen lautete einstimmig ungünstig genug. Trotz seiner scheinbaren Liebe für die armen Klassen war er im Innersten seines Herzens durch und durch aristokratisch gesinnt. Man erzählt sich, daß er der illegitime Sohn eines sehr großen Herrn sein soll . . . Ob dieses

Gerücht nun auf Erfindung beruht oder nicht: Eines steht fest, daß er nämlich durch und durch aristokratisch fühlt. Wie Sie Alle wissen, ging und geht er Schulter an Schulter mit jenen feudalen Herren, welche im Reichsrathe, in Versammlungen und in ihren Zeitungsorganen nicht müde werden, auszuposaunen, daß sie nur das Wohl der armen Klassen im Auge hätten, und dies auch bestätigen, sobald es gilt, dem vermögenden Bürgerstande Eins zu versetzen, was sie aber natürlich nicht abhält, die Armen sofort zu ignoriren, wenn die eigenen Sonderinteressen in Frage kommen. Dr. Dorner strebte zu jener Zeit ein Mandat für den Reichsrath an, cajolirte die Wähler, that den Arbeitern schön, verwünschte die „Blutaussauger des Volkes," nämlich die Großindustriellen und Börsianer ... und seine Abende verbrachte der Volksmann in adeligen Kreisen, wo er, der angebliche Asket, den Tafelfreuden huldigte, vor großen Herren kroch und sich den schönen Damen zu Füßen legte ... Mit einem Worte, er war so wie man sein muß, um Carrière zu machen, und hat sie auch gemacht, wie Ihnen allen bekannt ist.

Nun werden Sie mich vielleicht fragen, wie es denn möglich war, daß ein hochstrebendes, stolzes, durch und durch ehrliches junges Mädchen an solchem Menschen Gefallen finden konnte. Darauf läßt sich Einiges antworten. Hedwig war, ungeachtet ihres natürlichen Verstandes, weltunkundig und durchschaute ihn nicht. Sie hielt ihn für das, wofür er sich ausgab, und fuhr, allen entgegenlaufenden Urtheilen zum Trotze, eigensinnig fort, ihr Ideal anzubeten. Dann umgab ihn ja auch der so bestechende Nimbus der Berühmtheit ... er war von schöner, echt männlicher Erscheinung, und daß er liebenswürdig sein konnte, bezweifle ich keineswegs. Bedarf es denn mehr, um einem romantischen, nach Begeisterung lechzenden jungen Weibe den Sinn zu bethören?

Was für eine Rolle *sie* in seinem Leben spielte, weiß ich nicht genau. So viel ich aus ihren Reden entnahm, achtete er sie und legte einigen Werth darauf, sich ihre begeisterte Anhänglichkeit zu erhalten. Ein ähnliches Gefühl, gleich rein, gleich tief, mochte er wohl noch in keiner Mädchenbrust entzündet haben; und dieses junge Wesen, das ihm so schwärmerisch anhing, zu ihm in sein Haus kam und ihm doch so mädchenhaft keusch gegenüberstand, reizte und interessirte ihn. Uebrigens nahm er sie hin wie etwas, das eben da war, dachte nicht viel über sie nach und gab sich, schöne Worte ausgenommen, blutwenig Mühe, sich der Freundschaft des jungen Mädchens dauernd zu versichern. Wenn Hedwig zu ihm kam, war er gewöhnlich stark beschäftigt, empfing sie nicht selten mit zerstreuter Miene und achtete nur mit halbem Ohre auf das, was sie ihm sagte; aber es freute ihn doch, wenn sie kam. Er ließ sich von ihr unterhalten, horchte ihr, in seinen Stuhl zurückgelehnt, mit einem Lächeln zu und sah sie voll Wohlwollen an. Er war um Vieles älter als sie, und das gab ihm gewissermaßen das Recht, eine Art väterlichen Tones gegen sie anzuschlagen.

Meistens nannte er sie „mein Kind" und antwortete ihr in so nachsichtiger und freundlicher Weise, als ob er in der That ein Kind vor sich hätte. Vielleicht dauerte sie ihn auch ein wenig . . . aus ihren Worten, aus ihrem ganzen Wesen mußte er herausfühlen, wie es um sie stand. Wie es bei vielen Menschen vorkommt, welche in Verhältnissen leben, denen sie weder sich anzupassen, noch zu entrinnen vermögen, war etwas rührend Unbeholfenes Verlegenes und Schwermüthiges über sie ausgegossen, was in jedem Manne unwillkürlich den Wunsch, ihr zu helfen, sie zu halten und zu führen, wachrief . . . Ich will denn in Gottes Namen glauben, daß er leiblich gut zu ihr gewesen ist . . . Aber verstanden oder gewürdigt hat er sie niemals — niemals.

Ich habe zu erwähnen vergessen, daß er vermählt war, sich jedoch von seiner Frau getrennt hatte. Als Katholik konnte er an Wiedervermählung nicht denken, hätte auch, wie ich glaube, keine Lust dazu gehabt. Ueber seine Ehe dachte und sprach man allerhand. Er hatte sich, als er noch jung, arm und unbekannt war, mit einem vermögenden Mädchen aus angesehener Familie verheirathet, und die Mitgift seiner Frau hatte ihm ermöglicht, seine sich später so erfolgreich entwickelnde Laufbahn anzutreten. Als erster Stein zu dem Gebäude, welches sein Ehrgeiz aufzurichten im Sinne hatte, waren ihm die Braut und ihr Geld gerade recht gewesen. Dann aber, als er sie nicht mehr brauchte, wurde ihm die Ehefessel unbequem. Er soll seine junge Frau sehr schlecht behandelt haben, sagt man. Sie ist nach mehrjähriger Ehe zu ihren Eltern zurückgekehrt. Da sie sehr zurückgezogen lebte, ihn nicht anklagte und niemals etwas von sich verlauten ließ; er, im Gegentheile, überall zu sehen und zu hören war und Jedermann, der ihm Gehör lieh, erzählte, daß ihn die Verständnißlosigkeit seiner zwar gutmüthigen, jedoch beschränkten Frau halb zu Tode gequält hätte und daß er, so schwer ihm das auch gefallen wäre, sich hätte entschließen müssen, die Ehe zu lösen, weil er an dieser Fessel zu Grunde gegangen wäre: so war es natürlich, daß man ihm Glauben schenkte und er in den Augen der Damenwelt noch interessanter dastand. Durfte man ihn doch als das Opfer eines albernen, verständnißlosen Weibes beklagen und — trösten. Sie wissen ja selbst, wie gerne die Frauen trösten. Uebrigens ließ er das recht bereitwillig mit sich geschehen. Er verstand sich auf die Behandlung der Weiber wie Einer. So einfach war er und bescheiden, that so, als ob noch niemals ein Weib ihn freundlich angeblickt hätte, prahlte nie mit seinen Siegen über Frauenherzen, wußte einer Jeden — und das scheinbar ganz absichtslos — schöne und angenehme Dinge zu sagen, so daß Alle für ihn schwärmten. Seine männliche Schönheit trug auch nicht wenig zu seinen zahllosen Eroberungen bei . . . Welchen Platz wollte die arme Hedwig in dem mehr als ausgefüllten Leben dieses Mannes sich erzwingen! Er brauchte sie ja gar nicht . . .

Mit der Zeit wurde sie auch weniger genügsam, weniger zufrieden

mit ihm. Oft beklagte sie sich recht bitter darüber, daß er so wenig Zeit für sie hätte, ihr so geringe Aufmerksamkeit schenkte. Manchmal zankten sie auch; sie machte ihm Vorwürfe, wollte ihn anders haben und wurde ihm dadurch unbequem. Einmal war sie ganz besonders traurig. „Was haben Sie?" fragte ich sie. „Ich bin ihm gestern in einem Concerte begegnet," antwortete sie mir. „Es waren eine Menge seiner Bekannten da, und da hatte er natürlich keine Zeit für mich. Allen gab er die Hand, mit Jedem wechselte er ein paar Worte — nur für mich hatte er nichts Anderes als einen stummen Gruß. Ich habe aufs Neue erkannt, daß Alles mich von ihm trennt, daß es besser für mich wäre, wenn ich ihn nie gefunden hätte." Trotzdem hing sie mit unveränderter, fanatischer Treue an ihm . . . „Ich weiß doch, daß er lebt," sagte sie ein anderes Mal zu mir, „daß ich an ihn denken, mich im Geiste mit ihm beschäftigen kann. Ich vermag den Gedanken, daß ich ihn verlieren, daß er sterben könnte, nicht auszudenken. Ich glaube, daß ich sterben müßte, wenn ich ihn verlöre." — Armes Kind! So betrügen und belügen sich die Ehrlichsten, reden von Schwärmerei, Freundschaft, Neigung, Sympathie, möchten neue Ausdrücke ersinnen, um nur den einen, einzig richtigen, zu umgehen — und schließlich ist es doch immer wieder die alte Geschichte. Hedwig hielt zwar auch jetzt noch an ihrem Selbstbetrug fest und konnte ganz zornig werden, wenn ich ihr anzudeuten wagte, daß ihr Gefühl für diesen Mann Liebe, echte, tiefe, leidenschaftliche Liebe geworden sei. „Nein! nein!" rief sie dann. „Ich liebe ihn mit einer ganz anderen Liebe als derjenigen, welche Sie meinen. Würde ich sonst so entrüstet sein, wenn er versucht, einen anderen, zärtlicheren Ton gegen mich herauszukehren?"

„Versucht er das?" fragte ich höhnisch und mitleidig zugleich.

„Er wird es nicht wieder thun," sagte sie und wurde dunkelroth. „Ich habe ihn zwar neulich sehr böse gemacht, weil ich ihn nicht grade freundlich in die Schranken wies . . . aber er wird es gewiß nicht wieder thun."

„Amen!" sagte ich. „Er weiß nicht, was er aus ihr machen soll," dachte ich bei mir. „Sein Weib kann sie nicht werden, und ihm als Spielzeug zu dienen, dazu ist sie sich zu gut. Das aber versteht er wahrscheinlich nicht . . . Nun! wenn sie einmal über diesen Punkt zu zanken angefangen haben, wird das Verhältniß bald zu Ende sein. Er wird nicht nachgeben wollen und sie hoffentlich ebenfalls nicht, und damit ist es aus. Gott gebe es!"

Es kam auch so — nur anders, als ich gewünscht und erwartet hatte.

* * *

Bald darauf brachte ich einen Abend in ihrem Hause zu. Wir sprachen nach dem Abendessen weitläufig über ein Ereigniß, welches zu jener Zeit die Bewohner Wiens in hohem Grade beschäftigte. Es hätte — nach längerer Pause — wieder einmal Einer gehängt werden sollen.

Der dem Galgen Verfallene, ein ruchloser, kein Mitleid verdienender und keines erweckender Raubmörder, hatte das sensationslüsterne Publicum um ein heiß ersehntes Schauspiel betrogen: er war an den schwarzen Blattern erkrankt und in der Nacht vor seiner Hinrichtung dieser Krankheit erlegen. In der Abendzeitung stand über „die letzten Stunden des Verbrechers" ein Langes und Breites geschrieben. Hedwigs Bruder las uns einige Stellen aus diesen Berichten vor . . . mich interessirte der Fall sehr wenig; ich zog es vor, Hedwig zu betrachten, welche auch ihrerseits dem Vortrage keine Aufmerksamkeit schenkte und mit tief gesenktem Haupte an einer Handarbeit stichelte. Plötzlich aber fuhr sie zusammen, ließ die Stickerei in den Schoß fallen und hob den Kopf in die Höhe. Verwundert horchte auch ich auf.

„Am Abende," las Hedwigs Bruder vor, „begehrte der Mörder, noch einmal seinen Vertheidiger, Herrn Dr. Paul Dorner, zu sprechen: er hätte ihm noch eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Der berühmte Vertheidiger war menschenfreundlich und hochherzig genug, dem Rufe eines Sterbenden Folge zu leisten, und verfügte sich unverzüglich in die Zelle des Verbrechers. Da jedoch ereignete sich etwas Unerhörtes, Unglaubliches. Man hatte erwartet, der Mörder würde seinem Vertheidiger für die ihm erwiesene aufopfernde Thätigkeit ein Wort des Dankes sagen oder ihm eine letzte Bitte vortragen wollen. Aber diese Vermuthungen erwiesen sich als vollkommen irrig. Als der sterbende Verbrecher seines Vertheidigers ansichtig wurde, winkte er ihn zu sich heran, haschte nach seiner Hand und zog ihn zu sich herab. „Es freut mich," röchelte er und zwinkerte mit den Augen, „daß ein so großer, so berühmter Herr sich wegen eines so armen Teufels, wie ich einer bin, so viel Mühe hat geben müssen; und das für nichts und wieder nichts. So — das habe ich Ihnen noch sagen wollen; und hoffentlich habe ich Sie angesteckt! Jetzt können Sie wieder gehen." — Dieser unerhörte Cynismus und diese Rohheit haben allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Im Laufe des heutigen Tages haben sich bei Herrn Dr. Dorner viele Personen eingefunden, die Erkundigungen einzogen, ob er sich ganz wohl befinde. Mit Genugthuung können wir unseren Lesern die Mittheilung machen, daß der berühmte Vertheidiger sich bis zur Stunde eines ungetrübten Wohlseins erfreut."

Ich sah Hedwig an. Sie war erschreckend bleich geworden.

„Diesem Dorner geschieht schon recht," sagte ihr Bruder. „Der Mensch hat unverschämtes Glück und macht immer von sich reden. Zu diesem Blatternkranken ist er auch bloß gelaufen, weil der Kerl ein zum Tode Verurtheilter war und die Heldenthat des Herrn Vertheidigers darum in den Blättern breitgetreten wird . . . Wenn der Verstorbene irgend ein obscurer, ehrlicher armer Teufel gewesen wäre, würde dieser Reclameheld sich wohl gehütet haben, seine kostbare Person solcher Gefahr auszusetzen."

Ich warf einen Blick auf Hedwig. Keines von den Ihren wußte um ihren Verkehr mit Dr. Paul Dorner. Sie schaute den Bruder von der Seite an, sprach jedoch kein Wort. Sie hörte ja auch nichts Neues durch ihn. Alle Welt sprach in ähnlicher Weise von ihrem Gotte. — Als ich mich empfahl, gab Hedwig mir das Geleite.

Sie fieberte förmlich. „Ich möchte am liebsten noch heute hin zu ihm," flüsterte sie mir zu.

„Jetzt, um elf Uhr in der Nacht?" rief ich aus. „Kind, kommen Sie doch zu sich!"

„Immer und ewig diese Rücksichtnahme auf die Welt und deren alberne, heuchlerische Sitten und Formen", murmelte sie händeringend. „Es ist zum Verzweifeln."

„Sie hörten doch, daß er wohlauf ist," bemerkte ich.

„Vielleicht ist er es jetzt nicht mehr," entgegnete sie.

„Nun, und wenn dem so wäre? In die Nähe eines Blatternkranken würde man Sie doch nicht lassen."

Sie zauderte, schwankte, war sehr unglücklich.

„Gehen Sie in Gottes Namen morgen zu ihm," sagte ich. Sie fügte sich endlich, und ich versprach ihr, sie morgen Abends zu besuchen, um aus ihrem Munde zu hören, wie sie den Freund gefunden hätte. In Wahrheit war ich seinetwegen vollkommen unbesorgt ... um einen guten Menschen würde ich gezittert haben. Um den hegte ich keine Angst. Sie wäre auch unbegründet gewesen; denn, wie Sie wissen, lebt der Mann heute noch.

Wie es nicht anders zu erwarten stand, eilte das junge Mädchen am nächsten Tage zu ihm hin. Ich kann Ihnen diese Begegnung genau wiedergeben, denn Hedwig hat sie mir wortgetreu erzählt.

* * *

Der Diener, dem sie ihre Karte eingehändigt hatte, brachte ihr die Meldung, daß der Herr Doctor augenblicklich beim Speisen wäre, sie jedoch bitten ließe, einzutreten und ein wenig zu warten; er würde bald kommen.

An seine Kanzlei stieß ein elegant möblirtes Gemach, sein Empfangszimmer, in welches Besucher, die in nicht rein geschäftlichen Angelegenheiten zu ihm kamen, geleitet wurden. In dieses Zimmer verfügte sich Hedwig, trat an's Fenster und schaute auf die Straße hinab. Minute um Minute verstrich. Auf der Straße gab es nicht viel zu sehen; das junge Mädchen verließ den Fensterplatz bald wieder und blickte, um sich die Zeit des Wartens zu verkürzen, im Gemache umher. Zum ersten Male fiel ihr die raffinirte Eleganz und Weichlichkeit der Einrichtung desselben auf. „Wenn man nach den Möbeln auf den Charakter des Inwohners schließen soll," dachte sie, „so würde man von ihm keine sehr günstige Vorstellung

Google

erhalten". Es war so recht das Boudoir des eitlen, verhätschelten schönen Mannes. An einer Wand sein Portrait in Oel gemalt, in einer Ecke seine lebensgroße, aus Bronce gegossene Büste, auf einem Tische mehrere Photographien von ihm, umgeben von kunstvoll gearbeiteten Rahmen . . . Wohin man blickte, kleine gestickte Teppiche, Sopha- und Fußkissen, Tischdecken und andere von Frauenhand verfertigte Arbeiten — ohne Zweifel lauter Geschenke dankbarer Clientinnen und anderer zärtlicher Freundinnen . . . im Gemache eine eigenthümlich duftende, einschläfernde Atmosphäre, wie sie sich in Räumen findet, wo weiche, schwere Stoffe, Teppiche und Blumen in Menge vorhanden sind . . . Wer Alles mochte schon hier auf ihn gewartet, ihn herbeigesehnt, mit ihm geplaudert haben, wer mochten alle die Damen sein, welche ihn mit den vielen zierlichen Handarbeiten beschenkt hatten? Tiefe Niedergeschlagenheit, uneingestandene Eifersucht, das drückende Gefühl des Ueberflüssigseins bemächtigten sich des armen Mädchens; sie hätte weinen, fliehen mögen und war doch wie festgebannt . . . Die Stirn schmerzte sie, sie setzte sich auf ein Sopha und dachte, dachte . . . Still war es um sie her, ganz still. Ihr Kopf sank tiefer und tiefer, ihre Augen schlossen sich. . . .

„Nun, mein Fräulein, schlafen Sie etwa?" fragte plötzlich eine hellklingende Männerstimme neben ihr. Sie schrak empor aus ihrem Halbschlummer, fuhr sich verwirrt über die Augen . . . Der weiche Fußteppich hatte den Schritt des Eintretenden so gedämpft, daß sie ihn nicht hatte kommen hören. Nun stand er neben ihr und reichte ihr mit einem Lächeln die Hand hin. „Führt Sie etwas Besonderes her zu mir? Oder sind Sie nur gekommen, um ein wenig mit mir zu plaudern?" fragte er dabei. Sie sagte ihm, was sie hergeführt hätte, daß sie sehr besorgt gewesen wäre seinetwegen und ihn hätte sehen müssen. Ihre sichtbare Bewegung, die Angst, welche aus ihren treuherzigen Augen sprach, rührten ihn.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme," sagte er in herzlichem Tone und drückte ihr die Hand. „Sie sind die einzige Dame, welche sich in meine Nähe getraut . . . Ueberall, wo ich seit gestern anklopfe, wirft man mich hinaus. Fürchten Sie sich denn nicht?"

„Nein," sagte sie ruhig. „Ich habe nur für Sie gefürchtet." Er setzte sich zu ihr auf's Sopha, nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie leise.

„Ich habe bis jetzt nicht geglaubt, daß ich Ihnen so viel gelte," sagte er. „Sie sind immer gleich so streng gegen mich, daß mir oft zu Muthe war, Sie müßten eine Ruthe bei sich haben und mir damit auf die Finger klopfen. Waren Sie im Ernste in Sorge um mich?"

„Warum würde ich es sonst sagen, und weshalb wäre ich hier?" entgegnete sie. „Ja, warum würde ich denn überhaupt zu Ihnen kommen, wenn ich nicht Freundschaft und Theilnahme für Sie hätte? O! daß Sie mich verständen! Ich habe mich immer nach einem Freunde gesehnt, nach

einem Manne, zu dem ich emporsehen, den ich bewundern, von dem ich lernen könnte, und der es gut mit mir meinte . . . Ich habe diesen Freund in Ihnen gefunden, es thut mir wohl und macht mich glücklich, wenn ich mit Ihnen sprechen, Ihnen sagen darf, was ich denke und fühle und wünsche und hoffe, und wenn Sie mich anhören, mir rathen, mich aufklären über Dinge, die mir unklar sind, und mir Ihre Theilnahme schenken. Lassen Sie aber, ich bitte und beschwöre Sie, nichts in unseren Verkehr treten, was dessen kameradschaftliche Unbefangenheit trüben könnte. Ich will nicht, daß Sie mir, wie man es nennt, den Hof machen; ich will nichts als Ihr Freund, Ihr Kamerad sein. Stellen Sie meine Zuneigung für Sie auf welche Probe immer — ich werde jede bestehen. Nur lassen Sie meinen Glauben an Sie, an die Echtheit Ihrer Gesinnung für mich unangetastet. Jeder Zweifel, jede Enttäuschung würde mich tief unglücklich machen, und das werden Sie doch nicht wollen!"

Er schaute sie an, prüfend und nachdenklich zugleich.

„Sie sind ein eigenthümliches Mädchen," sagte er hierauf. „Worüber beklagen Sie sich denn? Ich habe Sie gebeten, in mein Haus zu kommen; Sie kennen mich nun schon fast drei Jahre lang . . . Habe ich jemals Unrechtes von Ihnen verlangt? Sie dürfen eben nicht in jeder, selbst der unschuldigsten Zärtlichkeitsbezeugung, wie ich sie auch meinen männlichen Freunden zu Theil werden lasse, etwas Unrechtes sehen. Ich bin eine warmfühlende, spontane Natur und vollkommen harmlos. Ihr Mißtrauen gegen mich ist deshalb recht kränkend und beleidigend. Aber ich will über diesen Punkt kein Wort weiter verlieren. Sie haben durch Ihr heutiges Kommen bewiesen, daß Sie mir wirklich gut sind, und so will ich über alle Ihre kleinen Schrullen und Charakterhärten gern einen Schleier breiten."

„Wenn ich nur wüßte, ob Sie sind, wie Sie sich vor mir geben!" sprach Hedwig und schaute ihm tief in die Augen.

„Was meinen Sie damit?" fragte er mit einem Anfluge von Ungeduld. „Was ist Ihnen denn wieder nicht recht an mir?"

„Die Menschen urtheilen so . . . so ungünstig über Sie," sprach Hedwig zögernd weiter. „Ich verehre in Ihnen den unbestechlichen, wahrhaften und getreuen Volksfreund. Sind Sie das wirklich? Es wäre Barmherzigkeit, wenn Sie ehrlich gegen mich sein wollten. Wenn Sie mir sagen: die Welt hat Recht, ich spiele den Volksfreund nur, um Carrière zu machen, so wird mich das schmerzlich berühren, wird mich enttäuschen — aber ich werde wenigstens wissen, woran ich bin. Alles würde ich leichter ertragen, als die Erkenntniß, daß Sie vor mir geheuchelt haben. Jemandem, der es so treu mit Ihnen meint, wie ich es thue, werden Sie in diesem Leben kaum ein zweites Mal begegnen. Darum seien Sie ganz ehrlich gegen mich, das sind Sie mir wahrhaftig schuldig."

„Sie sagen mir da angenehme Dinge," versetzte er stirnrunzelnd.

„Sie nennen sich meine Freundin und glauben doch Alles, was Bosheit, Mißgunst, Neid und müßiger Klatsch über mich ersinnen. Was sagen denn die Leute über mich? Daß ich ein ehrgeiziger, selbstsüchtiger Streber sei? Das haben die Menschen noch von jedem ehrlich kämpfenden, von Menschenliebe beseelten Manne gesagt. Wer wird sich darum kümmern? Thoren vielleicht — aber doch nicht ein vernünftiges Mädchen, wie Sie eines sind."

Sie glaubte ihm, weil sie ihm nur zu gern glaubte. — Und warum auch sollte just die Welt Recht haben? Bestimmte Anklagen konnte ja Niemand wider ihn erheben — man sprach nur so im Allgemeinen schlecht über ihn und seinen Charakter . . . und was bewies denn das? Und wie gütig und nachsichtsvoll es von ihm war, ihr auf alle diese sinnlosen Beschuldigungen hin Rede und Antwort zu stehen! Ein Anderer würde längst schon die Geduld mit ihr verloren und ihr gesagt haben: „Wenn Sie immer etwas an mir zu tadeln finden, dann lassen Sie mich doch in Frieden und sehen Sie sich lieber nach einem anderen, Ihnen besser zusagenden Freunde um."

„Sie sind mir nicht böse, nicht wahr, nein?" fragte sie beinahe schüchtern und streckte ihm zaghaft die Hand hin. Er gab ihr einen ganz leichten Schlag auf die Finger.

„Von Ihnen bin ich schon gewöhnt, solche Strafpredigten zu hören," versetzte er lachend; „ich will diese zu ihren Vorgängerinnen legen. Aber im Ernste gesprochen: wenn ich Ihnen nicht gut wäre, müßte ich anfangen, Ihnen böse zu werden."

„Sind Sie mir wirklich gut?" fragte sie mit tiefem Ausdrucke.

Er rückte näher an ihre Seite und schlang leise den Arm um ihre Schultern. Unwillkürlich machte sie eine Bewegung, wie um seinen Arm abzuschütteln . . . Das entging ihm nicht, er lachte abermals und sagte leichthin: „Mein Gott, wie nervös Sie sind! Können Sie mir denn nicht ein ganz klein wenig gut sein?"

Sie sagte nichts weiter und rührte sich auch nicht, um ihn nicht neuerdings zu erzürnen. Er zog sie näher an sich und lehnte seine Wange an die ihre. „Darf ich meiner kleinen Hedwig zeigen, wie lieb ich sie habe?" flüsterte er in ihr Ohr.

Einen Augenblick lang wogte das Verlangen in ihr auf, ihm um den Hals zu fallen und ihm zu sagen . . . ja was? Daß sie ihn liebe? Was aber dann? Wohin würde das führen? Es durfte, konnte ja nicht sein; nicht etwa weil die Moral vielleicht ein schiefes Gesicht dazu gezogen hätte — wohl aber, weil Hedwig sich ganz gut bewußt war, daß dieser Mann keine Ahnung hatte, was und wieviel er ihr mit der Zeit geworden war. Er war ein Mann. Hätte er's gewußt, würde er seine Macht ohne Zweifel mißbraucht haben, und das Ende davon wäre ihr Elend gewesen. Sanft drängte sie ihn von sich und schaute mit traurigem Blick in seine Augen.

„Wenn ich Ihre Freundschaft für mich jemals auf die Probe stellen sollte," sagte sie, „würden Sie die Probe bestehen?"

„Was verlangen Sie von mir?" fragte er und schaute sie einigermaßen beunruhigt an.

„Nichts," antwortete sie trübe. „Aber die Zeit dafür könnte kommen. Wird Ihre Freundschaft dann Stand halten?"

„Gewiß," sagte er zuversichtlich. Er schien froh zu sein, daß sie nicht sofort eine Probe seiner Freundschaft begehrte.

„Wenn ich zum Beispiel," begann sie von Neuem (abermals wurde sein Blick unruhig, fast ängstlich), „wenn ich von Ihnen forderte, einmal einen Abend in meiner Gesellschaft zu verleben? Ich möchte einmal länger und ungestörter, als es hier sein kann, mit Ihnen sprechen . . . auch möchte ich Sie gern mit einem meiner Freunde bekannt machen. Wollen Sie mir ein paar Stunden schenken und einen Abend mit mir und meinem alten Freunde zubringen?"

„O! mit dem größten Vergnügen," sagte er sehr rasch und sehr bereitwillig. Es wurde von außen an die Thür geklopft. „Nur müssen Sie sich ein wenig gedulden," fuhr er mit einem Blick nach der Thür fort und erhob sich. „Für die nächsten Wochen habe ich durchaus keine freie Zeit . . . Herein!"

Sein Diener zeigte sich auf der Schwelle. Irgend Jemand wünschte den Herrn Doctor zu sprechen.

„Es ist gut, ich komme gleich," sagte dieser. Der Diener zog sich wieder zurück.

„Auf diese Weise geht es den ganzen Tag fort," sprach der Vertheidiger zu Hedwig gewendet, welche aufgestanden war. „Ich gehöre nicht eine Viertelstunde mir selber an."

„Ich gehe schon," sagte Hedwig. „Weiß ich doch, daß Sie für mich niemals Zeit haben."

„Nun! nun!" versetzte er ungeduldig. „Machen Sie mir nicht schon wieder Vorwürfe. Ein Mann der Oeffentlichkeit hat für sich und seine persönlichen Freunde am allerletzten Zeit. Das ist zwar nicht angenehm, läßt sich jedoch nicht ändern."

Er geleitete sie bis an die Thür und nahm dann hastig Abschied von ihr — und sie stieg langsam, langsam die mit Teppichen belegten Stufen hinab. Ihr war unerträglich öde, schwer und trostlos zu Muthe. Nie, nie würde ihr dieser Mann das kleinste Opfer bringen, ihr jeden echten, vollgültigen Beweis von Freundschaft immer schuldig bleiben. Stets würde sie geben müssen, ohne jemals etwas dafür zu empfangen. Warum beschied sie sich nicht und nahm ihn so hin, wie er nun einmal war? Sie hätte am liebsten geweint.

Und doch hatte sie, wie sie mir dann am Abende bekannte, auf dem Heimwege die Empfindung gehabt, ob etwas Großes, Entscheidendes ein-

treten müßte, als ob es so, wie es jetzt stand, unmöglich enden könnte. Es war dies nichts Anderes als das jähe Hoffen eines leidenschaftlichen jungen Herzens, das sich über seinen eigenen Zustand endlich klar geworden ist, sich nicht mehr mit Halbem begnügen will und das nicht eher zur Ruhe kommen kann, als bis es entweder Alles gewonnen, oder Alles verloren hat.

* * *

Am Abende war ich mit ihr allein. Ihre Familie hatte sich irgendwohin begeben.

„Warum haben Sie sich Ihren Leuten nicht angeschlossen?“ fragte ich sie.

„Erstens, weil ich wußte, daß Sie zu mir kommen würden,“ gab sie mir zur Antwort; „zweitens, weil sich die Meinen ohne mich besser unterhalten — und drittens endlich, weil ich mich nicht ganz wohl fühle.“

Sie saß am Ofen und hielt sich die Kniee mit den in einander geschlungenen Fingern. Ich meine noch, sie zu sehen. Ihr Gesicht war auffallend blaß.

„Ist Ihnen wirklich unwohl?“ fragte ich sie einigermaßen besorgt.

„Ja,“ versetzte sie. „Es mag in Folge der Aufregung sein.“

Sie sprach wie Jemand, der sich erschöpft fühlt, mit matter, schleppender Stimme.

„Es wäre doch seltsam,“ begann sie nach einer Stille wieder.

„Was wäre seltsam?“

„Wenn ich die Blattern bekäme! Diese Krankheit ist sehr ansteckend. Oft genügt dazu, daß man bloß in die Nähe eines Menschen kommt, der kurz vorher mit einem Blatternkranken verkehrt hat.“

„Unsinn!“ rief ich aus. Aber merkwürdig! sie sprach nur aus, was ich soeben selber gedacht hatte.

„Das hätte ich ihm zu verdanken,“ fuhr sie fort. „Er wäre zwar ganz unschuldig daran . . . Ob er sich es aber dennoch ein wenig zu Herzen nehmen würde?“

„Denken Sie lieber gar nicht daran,“ bat ich sie.

„Ich denke auch nicht ernsthaft daran. Es fiel mir nur so bei.“ Sie hielt inne, lächelte sonderbar und schaukelte den Oberkörper leise hin und her.

„Worüber sinnen Sie nach?“ fragte ich beklommen.

„Wie doch jede Freude bezahlt werden muß —“ erwiderte sie. „In der ersten Zeit war ich so glücklich über meinen Verkehr mit einem hervorragenden Manne . . . er war meine geistige Nahrung, dieser Verkehr . . . Niemand wußte davon. Ich habe den Meinen nichts erzählt, weil sie mich nicht verstanden, mich vielleicht getadelt hätten . . . nicht aus Furcht oder Geheimnißkrämerei habe ich geschwiegen. Ich hatte ja nichts Schlimmes zu verbergen. Aber mit der Zeit bin ich anders geworden . . . habe zu

viel an ihn gedacht . . . So reine, wunschlose Verhältnisse zwischen einem Manne und einem Mädchen gehören wohl in's Bereich der Träume. Seit Kurzem bin ich aus meinem schönen Traum erwacht. O, könnte ich wieder träumen!"

„Wenn Sie sich Anderem zuwenden, sich mit anderen Dingen beschäftigen wollten," rieth ich.

„Womit?" entgegnete sie. „In meinem Hause bin ich wie eine Fremde und die Welt, das Leben sind einem armen, bürgerlichen, ernsten Mädchen so gut wie verschlossen. Ja, wenn ich einen mich ausfüllenden Beruf, oder wenn ich Menschen hätte, denen ich nothwendig wäre. Meine Familie braucht mich nicht, ich stehe ihr vielmehr im Wege. Und was ich thun und leisten kann . . . Du guter Gott! Das ist doch nicht derart, um ein krankes Herz und eine unbefriedigte Phantasie von etwas abzulenken." Sie seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Entweder sollte man in irgend einer Beziehung hervorstechend sein, oder entschieden zum Mittelgute gehören," sprach sie vor sich hin. „Aber die Armen, welche zwischen dem Einen und dem Anderen hin und herschwanken und weder das Eine noch das Andere sind, die sind die echten, rechten Stiefkinder auf dieser Erde."

Sie sah so leidend aus und sprach mit so schwacher Stimme, daß ich es für geboten hielt, sie allein zu lassen.

„Wie fühlen Sie sich?" fragte ich sie noch einmal.

„O! recht elend!" antwortete sie gleichgültig. „Ich glaube, daß ich Fieber habe. Besuchen Sie mich morgen wieder — ja?"

Ich versprach es ihr und entfernte mich.

* * *

Am anderen Tage, als ich mich gegen Abend bei ihr einfand, traf ich sie auf dem Sopha liegend an.

„Ich weiß nicht, was dem Mädchen ist," empfing mich ihre Mutter eher ärgerlich als besorgt. „Sie fiebert und hat Ueblichkeiten aller Art . . . Ein rechtes Kreuz habe ich mit ihr. Meine jüngere Tochter ist immer frisch und wohlauf."

Ich setzte mich zu ihr und erbot mich, ihr Gesellschaft zu leisten, damit die Mutter ihrer häuslichen Beschäftigung nachgehen könne.

„Ich glaube, daß es Ernst wird," flüsterte mir Hedwig mit einem fast verlegenen Lächeln zu. „Es ist wirklich geschmacklos, ein solcher Unglücksvogel zu sein. Geschmacklos und störend zugleich. Die Anderen müssen am Ende die Geduld mit mir verlieren."

„Nicht doch!" wehrte ich ab. „Das sind Hirngespinste."

„Sie werden ja sehen," sprach sie und schloß müde die Augen.

Zwei Tage später konnte kein Zweifel mehr bestehen. Sie war an den Blattern erkrankt. Die Krankheit trat mit bösartiger Heftigkeit auf.

Damit die Kranke nicht in's Blatternspital überführt werden müsse, vertuschte man den Fall im Hause so gut es angehen wollte. Ihr Vater und ihre Geschwister wohnten außer dem Hause, bei Verwandten, die Mutter hielt bei ihr aus und pflegte sie. Nicht mit allzuviel Liebe. Sie konnte der Kranken die Störung, welche diese wider Willen verursachte, nicht ganz verzeihen, auch dachte Niemand von den Ihren an ernstliche Gefahr; vielleicht darum nicht, weil ihre Liebe für Hedwig keine sehr große war.

Ich besuchte sie zweimal am Tage. Ein einsamer, alter Junggeselle, dem Niemand nachweinen wird, braucht einer ansteckenden Krankheit nicht ängstlich aus dem Wege zu gehen. Auch liebte ich dieses Kind fast so, als ob sie meine Tochter wäre. Wäre ich reich gewesen, so würde ich sie zu mir in's Haus genommen haben. Aber ich lebte in den bescheidensten Verhältnissen . . . so konnte ich denn nichts Anderes thun, als sie in ihrer Krankheit als alter, väterlicher Freund besuchen.

Tapfer und geduldig trug sie ihre großen Leiden. Wenn sie auch nicht zu leben verstanden hatte: zu sterben wußte sie — ohne Aufhebens und ohne Phrase. Manchmal sah sie mich mit den fieberglühenden Augen starr und lange an und bewegte die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte . . . „Hast Du einen Wunsch, Hedwig?" fragte ich sie einmal. Seit sie krank geworden, nannte ich sie Du. Ich hätte nicht anders können — so nahegerückt war sie mir durch ihre Leiden, so unaussprechlich theuer geworden.

Auf meine Frage nickte sie mühsam mit dem Kopfe.

„Schreiben . . . schreiben . . ." flüsterte sie.

„Was schreiben? Soll ich einen Brief für Dich schreiben?"

„Ja."

„An wen?"

Sie zögerte, wandte das Gesicht zur Seite. . . .

„An Dr. Dorner, nicht wahr, mein Kind?"

Sie sagte nichts darauf.

„Nun denn," sprach ich mit Ueberwindung. „Was willst Du ihm sagen lassen?"

Ich hatte ein Tischchen und Alles, was man zum Schreiben braucht an ihr Bett gebracht.

Mit verlöschender Stimme dictirte sie mir:

„Was ich für Sie befürchtete, hat mich ereilt. Ich glaube, daß ich die Blattern habe, und glaube, daß es schlecht um mich steht. Wollen Sie mir noch einmal die Hand drücken, mir noch einmal sagen, daß Sie mir ein Freund gewesen sind? Ich erwarte Sie.

Ihre Hedwig."

„Meine Adresse hinzusetzen," murmelte sie. „Er weiß vielleicht nicht wo ich wohne."

Ich setzte denn noch die Adresse unter das kurze Schreiben und schloß den Brief.

Ich habe ihn selbst auf die Post getragen, habe ihn selbst einschreiben lassen, damit er sicher in die Hände desjenigen gelange, für welchen er bestimmt war. Die Post hat auch ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan und das Schreiben richtig an seine Adresse befördert. Nur die Antwort darauf traf nicht ein; am nächsten Tage nicht und auch am zweiten und dritten nicht.

Wie lang ist so ein Tag, zugebracht auf dem Krankenlager, in peinigender, vergeblicher Erwartung! Im Anfange, wenn ich kam, befragte ich sie: Ist er hier gewesen? Hat er geschrieben? Am dritten Tage fragte ich nicht mehr. Briefe dieser Art beantwortet man entweder umgehend oder überhaupt nicht. Ich sah sie bloß an, wenn ich an ihr Lager trat — und ihr Blick, ihr erstorbener, hoffnungsloser Blick war mir Antwort genug.

„Soll ich noch einmal schreiben?" fragte ich am vierten Tage.

Sie schüttelte bloß das Haupt. Sie hatte ja Recht: wer einen solchen Brief ohne Antwort läßt, beantwortet auch den zweiten nicht.

Wir sprachen auch nicht über die Sache. Beredter als alle Worte war ihr dumpfes, trostloses Schweigen. Wenn ich an dieses hartnäckige Stummsein denke . . . . an die fieberhafte, qualvolle Erwartung in den ersten Tagen, an das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, welches darauf folgte, und endlich an das Ende — die Gewißheit: er kommt nicht, er weiß, daß Du im Sterben liegst, und kommt — nicht . . . genug! Sogar heute noch überläuft es mich, wenn ich an all das denke.

„Wenn Du Dich aussprechen wolltest," bat ich sie einmal.

„Wozu?" entgegnete sie. „Es ist ja ohnehin Alles aus. Ich sterbe und er wird weiterleben — wird vergnügt weiterleben und niemals an mich denken . . . Das Lied ist also zu Ende."

„Noch bist Du nicht todt. Du bist jung, kannst genesen. Feig und herzensroh, wie der Mann sich Dir gezeigt hat, wirst Du ihn vergessen."

„O ja!" sprach sie bitter. „Ich bin jetzt schon geheilt, wenn anders man eine solche Enttäuschung Heilung nennen kann. Es giebt ja Kuren, welche wohl das Uebel beheben, jedoch den Körper verwüsten auf Nimmerwiedergenesen. . . Gesund werden und weiterleben? Wofür? Zu welchem Zwecke? Gott ist mein Zeuge: ich sterbe gern."

Sie wollte nicht gesund werden. Mit Wollust gab sie sich der Verheerung der furchtbaren Krankheit hin. Nicht der leiseste Kampf, um das fliehende Leben zurückzuhalten. Ihr ganzes Wesen strebte der Zerstörung, der Erlösung zu. Kann man dem armen Kinde das verargen? Nach einer so grausam vernichteten Illusion wünscht auch der gesunde Mensch so leicht den Tod herbei. Jeder von uns weiß, was es ist und wie es thut, wenn wir, mit solch einer zerschellten, in die Brüche gegangenen Hoffnung in

der Brust, am Morgen erwachen und den jungen Tag verwünschen, der uns als Erstes die zerstampfte Hoffnung vor die Augen hält . . . Wie verschärft wird aber dieser Lebensüberdruß erst, wenn wir, nach schlafloser Nacht, auf einem Schmerzenslager den Tag anbrechen sehen und uns sagen müssen: dieser verlorene Traum war dein letzter Traum auf Erden; von dieser Erinnerung begleitet, wirst du von dannen gehen . . . Nein! ich wundere mich nicht, daß sie genug hatte vom Leben und von den Menschen.

Kurz vor ihrem Hinscheiden winkte sie mich zu sich. Die Ihren, welche nun endlich an die Gefahr glaubten, heulten im Nebenzimmer. Ihr Schmerz äußerte sich zu laut, um von Dauer sein zu können. Mit dem Schmerze ist es wie mit dem Wasser: nur die stillen sind gewöhnlich auch tief.

Ich beugte mich auf die Sterbende herab.

„Was willst Du, mein Kind?“

„Abschied nehmen . . . Ihnen danken für Alles . . . Ich hatte keinen Freund als Sie.“

„Und die Ihren?“

„Ich werde ihnen nicht fehlen. O! sich sagen müssen: Du wirst Niemandem fehlen!“

„Mir, mir wirst Du fehlen!“ rief ich unter Thränen.

„Wie danke ich Ihnen für dieses Wort! Ich bin nicht an meinem Platze gewesen . . . das war mein Unglück. Ich war nicht besser, nur anders als meine Umgebung, und so habe ich gelebt, Niemandem zur Freude und mir selbst zum Leide. Und das Irrlicht, das ich für einen Stern gehalten habe, lockt mich nun in das Grab. Und doch ist es dieser falsche Stern gewesen, der mir Stunden des Glückes vorgelogen hat . . . Es war nur Lüge . . . schön ist's aber doch gewesen. Wenn ich nur das Ende des Traumes mir aus dem Gedächtnisse löschen könnte! Der Gedanke daran thut so entsetzlich wehe.“

Sie deutete mit der Hand auf ihren kleinen, dürftig bestellten Bücherschrank.

„Du willst ein Buch haben?“ fragte ich.

„Ja . . . . um das Häßliche zu vergessen. Betty Paoli's Gedichte will ich haben.“

Ich suchte und fand das Gewünschte.

„Lesen Sie mir eines der Gedichte noch einmal vor,“ flüsterte sie mit brechender Stimme. „Da, auf den Seiten, zwischen welchen das Buchzeichen liegt, steht das Gedicht. „Wen einmal du geliebt“ . . . so fängt es an.“

Ich fand das Gedicht und las es ihr vor. Seitdem weiß ich es auswendig.

„Wen einmal du geliebt, der sei für alle Zeit,
Wie er auch immer sei, dir heilig und geweiht.

Ob er der Liebe, die du einst für ihn getragen,
Auch werth gewesen sei, das hast du nicht zu fragen.

Steht doch das Eine fest: du hast ihn einst geliebt!
Das ist's, was ihm ein Recht, ein ew'ges, auf dich giebt.

Wenn eine ird'sche Kron' so große Macht schon hegt,
Daß unverletzlich wird, wer sie auch immer trägt:

Wie wolltest du ein Haupt wohl zu verletzen wagen,
Das einst das Diadem der Liebe hat getragen?"

„Du hast ihn einst geliebt!" sprach sie leise, als ich geendet hatte. „Ich will ohne Groll von dannen gehen und verzeihen, verzeihen," murmelte sie zurücksinkend.

Das ist ihr Abschied von ihm gewesen.

Seit dieser Stunde hat das Bewußtsein sie verlassen und die Krankheit allein das Feld behauptet. Vier Tage später haben wir das Mädchen begraben.

* * *

Mehrere Wochen darauf traf ich in einer Gesellschaft mit jenem Dr. Dorner zusammen. Er war sehr lustig und aufgeräumt, die Damen machten ihm in fast aufdringlicher Weise den Hof . . . Endlich gelang es mir, seiner habhaft zu werden und ein paar Worte unter vier Augen mit ihm wechseln zu können.

„Sie haben sich gegen Jemand, dessen Freund Sie sich nannten, nicht sehr freundschaftlich benommen," sagte ich ohne jede Einleitung zu ihm. „Haben Sie nicht vor einiger Zeit einen Brief von Fräulein Hedwig — erhalten?"

Es setzte mich beinahe in Verwunderung, daß er, als ich diesen Namen nannte, bis über die Schläfen erröthete.

„Ja, ich habe ihn erhalten," antwortete er sehr verlegen, machte sich mit seinem Rocke zu schaffen und blies ein Stäubchen von dessen Aufschlag. „Aber ich bin so sehr beschäftigt . . . und dann wußte ich nicht, wo das Fräulein wohne."

Er wußte das nicht! Und ich hatte die Adresse in dem Briefe angegeben.

„Hoffentlich hat das Fräulein übertrieben, und ihre Erkrankung war keine so ernsthafte, als sie mir dieselbe hinstellte," fuhr er fort — aber ohne mir in's Gesicht zu sehen, noch immer mit seinem Rocke beschäftigt.

„Das Fräulein hat nicht übertrieben," sagte ich und ließ ihn nicht aus den Augen. „Sie ist vor drei Wochen gestorben."

Er zuckte zusammen, verfärbte sich und schaute mich mit starrem Blicke an.

„Das ist unmöglich!" rief er aus.

„Es ist so, wie ich Ihnen sagte. Sie ist an den Blattern gestorben."

„O! das ist wirklich ungemein bedauerlich," sprach er bereits ziemlich gefaßt. „Wie alt war das junge Mädchen?"

Er sprach so, als ob sie ihm fast fremd gewesen wäre.

„Sie stand im sechsundzwanzigsten Lebensjahre," antwortete ich.

Eine Dame war hinzugetreten und berührte mit dem Fächer seinen Arm.

„Kommen Sie doch, Herr Doctor," sagte sie zu ihm.

„Ja, meine Gnädige, mit dem größten Vergnügen," versetzte er. „Das ist in der That äußerst betrübend," wiederholte er zu mir gewendet, drückte mir gefühlvoll die Hand und entfernte sich eilig, am Arme die Dame mit dem Fächer führend.

Mit Hohn und Verachtung blickte ich ihm nach . . .

O! ich durchschaute ihn, diesen erbärmlichen, gewissenlosen, von der Reclame, Kriecherei und Heuchelei emporgetragenen Wicht! Wäre Hedwig eine vornehme, einflußreiche Dame gewesen, so würde er gewiß und mit Windesschnelle zu ihr geeilt sein. Aber das arme, anständige Bürgermädchen aufsuchen . . . mein Gott! wozu denn? Nützte ihm das oder konnte es ihm, wenn er's unterließ, Schaden bringen? Keines von Beiden. Zum anspruchslosen Zeitvertreib war sie ihm recht gewesen, er würde sie vielleicht sogar mit einer Art von flauer Neigung beehrt haben, wenn sie weniger — anständig gewesen wäre . . . Aber Unbequemlichkeiten haben ihretwegen, am Ende gar ein Gerede wachrufen, mit ihrer Sippe verkehren, Rechenschaft ablegen müssen darüber, wie er dazu komme, die Kranke zu besuchen . . . das Alles war lästig, legte Verpflichtungen auf, konnte falsch gedeutet werden und — förderte die Carrière nicht. Man ignorirt also den unbequemen Brief und sagt dann: Ach! und O!, empfindet vielleicht sogar ein flüchtiges Reuegefühl, schüttelt es schnell wieder ab und spricht nach kurzer Ueberlegung: Es war so am besten; ein Mann, welcher der Oeffentlichkeit angehört, muß vorsichtig sein. Und damit war die Geschichte abgethan.

Als ich jene Gesellschaft später verließ, sah ich den gefeierten Mann wie einen Pascha, umringt von Damen, und hörte ihn schwatzen und lachen. — Ich alter Narr habe, als ich wieder zu Hause war, wie ein Kind um sie geweint!

* * *

Die Ihren haben sich binnen Kurzem über ihren Verlust getröstet. Der Sohn ist Beamter geworden, die Tochter hat sich verheirathet. Die Lücke, welche Hedwigs Tod gerissen, ist längst wieder ausgefüllt. Wie eine Schrift im Sande ist ihr Gedächtniß verwischt worden. Am schnellsten jedoch hat sie wohl derjenige vergessen, den sie am meisten geliebt hat . . . Wenn ich darüber nachsinne, wie sehr sie an diesem Manne gehangen

Google

und wie er es ihr vergolten hat, dann kommt mir immer das Wort der heiligen Schrift: „Perlen vor die Säue geworfen“ in den Sinn. Wie zwecklos ist da ein reines und schönes Gefühl verschwendet worden — wie eben leider so viel des Edlen und Guten auf dieser Welt! Fast wäre man versucht, den zu bedauern, der so gar nicht im Stande war, eine so seltene Gabe, wie es echte und selbstlose Liebe ist, zu würdigen . . . wie arm ist, im Grunde genommen, ein solcher Mensch. Nun! Das schöne Gefühl ist todt, und die, welche es hegte, ist todt, und ich bin wohl der Einzige von Allen, welche sie kannten, der heute noch mit Liebe an sie denkt. Daß gewöhnlich die am treuesten sind, welche nicht helfen, nicht nützen können! Ich bitte Sie, meine Herren, lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen — den Lauf der Welt vermögen wir nun einmal nicht zu ändern.

Digitized by Google

Tibur.

Elegie.

Von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

Bringet mir ländlichen Wein, in den Bergen von Tibur gewachsen,
Daß mich der nämliche Trank labe wie meinen Horaz.
Richtet das Mahl mir an beim Tempel der alten Sibylle,
Wo von dem Felsen herab tosend der Anio stürzt.
Dreifach rauscht er hernieder, bis schäumend die Wellen sich einen,
Und ihr Athem erfrischt, Kühlungen hauchend, die Schlucht.
Ringsum dörret das Land in der öden, verlass'nen Campagna,
Wo Grabmäler man nur schaut und der ewigen Stadt
Aquäducte, die längst ihr Wasser zu spenden vergaßen,
Wo kein Wesen sich zeigt, wenn nicht ein Hirt und ein Hund
Und breithornige Stiere, die wild und zottig wie sie sind.
Wie Palmyra so wird Rom von der Wüste begrenzt;
Alles ist stumm und es schweigt in der Gluth sogar die Cicade,
Die mit lautem Geschrill tönend die Gegend belebt.
Selbst Eidechsen, die gern sich sonnen, verschmachten im Strahle
Dieser Sonne, die stets brennet vom Himmel herab.
Sonst schlüpft eilig und zierlich sie hin auf dem alten Gemäuer,
Unter dem Brombeerstrauch rastet sie still nun und schläft.
Aber in Tibur grünt in der Schlucht mit der Myrthe der Lorbeer
Und ein jedes Gebüsch, welches im Frühlinge blüht.
Und Philomele beginnt mit zitternder Kehle zu schmettern,
Itys beklagt sie noch stets und den barbarischen Mord.
Doch was gehen die Alten mich an und die Fabeln der Vorzeit?
Leb' in der eigenen Zeit kräftig ein jedes Geschlecht!
Lang' ist's her, seit Varus in Tibur die Rebe gepflanzt hat,
Deren dunkeles Blut freundlich der Wirth mir credenzt.
Und dann setzt auf den Tisch er die strohumflochtene Flasche.
Als ich gekostet den Wein, nick' ich und sage dem Mann:

Digitized by Google

„Das ist dasselbe Gewächs, das Horaz zum Bauen empfohlen."
„Wer war," fragte der Wirth, „dieser Horaz denn, ein Freund?"
„Ja," so rief ich, „ein Freund wie es wenige giebt nur, er hat mich
Immer begleitet und treu mich durch das Leben geführt.
Ja, ich verdanke ihm viel und seinem erfahrenen Rathe,
Mildester Weisheit voll, war er mir Lehrer und Freund
Gleichmuth predigt er mir in schlimmen und fröhlichen Tagen
Und wie wenig der Mensch brauchet, um glücklich zu sein.
Zwischen Hoffnung und Sorge und zwischen Furcht und Entrüstung
Glaube, daß jeglicher Tag Dir als der letzte geschenkt.
Siehe, die Stunde, die Du zu hoffen Dir nicht mehr getrautest,
Wird, so sprach er, Dir nur um so willkommener sein.
Freue Dich immer des heutigen Tags, so lang es die Jugend
Und das Vermögen erlaubt und es die Parze Dir gönnt,
Was Dir die Stunde gewährt, kann nichts Dir wieder entreißen."
„So spricht auch der Abbé, sitzt er behaglich und zecht,"
Also sagte der Wirth, das Glas mir füllend von Neuem.
„Euer Horaz ist ein Mann, welcher zu leben versteht.
Und wie der geistliche Herr, von dem ich erzählte, so ist er
Auch wohl ein artiger Mann, und von dem feinsten Geschmack?"
„Ja, vom feinsten Geschmack," so rief ich mit Lachen, „das hat er
Dadurch allein schon gezeigt, daß er sich Tibur erkor.
Hier begehrt er zu leben im Alter, wenn müde von Seefahrt,
Müde von Reisen und Krieg er sich zur Ruhe gesetzt."
„Hat er ein glückliches Alter genossen?" so fragte der Wirth mich.
„Das war meinem Horaz nicht vom Geschicke vergönnt."
„Lebt er nicht mehr?" so fragte der Wirth mich mit steigendem Antheil,
Ein Mitlebender schien ihm der Venusische Schwan.
Da mich ergötzte der Irrthum des ländlichen Mannes, so klärt' ich
Nicht darüber ihn auf oder bestärkt' ihn noch gar:
„Nein, er gelangte nur kaum zur Schwelle des Alters," versetzt' ich,
„Nicht sein sechzigstes Jahr hat er, der Aermste, erreicht.
Und sie haben nicht weit vom Quirinal ihn begraben!"
„Seid Ihr der Leiche gefolgt?" „Nein, denn ich war zu entfernt,
Doch sein Bild ist immer mir nah und die Rede die klar ihm,
Wie der Bandusische Quell, floß von den Lippen herab."
„Konnt' er," so fragte der Wirth, „auch wohl die Kanzel besteigen,
Wie mein Herr, der Abbé, welchen die Männer und Frau'n
Gern anhören, so daß kaum Platz in der Kirche?" „Ja freilich;
Etwas weltlicher wohl hätt' er gepredigt vielleicht,
Aber die Worte zu setzen verstand noch Keiner wie Dieser,
Sämmtlicher Meister des Styls Meister ist ewig Horaz.
Mancherlei hat mein Freund mich gelehrt und das Beste von Allem:
Jenen geziemenden Stolz, den das Verdienst uns verleiht."

Digitized by Google

Heinrich Kruse.

Von

Wilhelm Fischer.

— Bückeburg. —

Gewisse Anlagen und Fähigkeiten scheinen in der Mehrzahl der Fälle einander auszuschließen. So zeigt selten Jemand gleichmäßige und erhebliche Begabung für Sprachen und zugleich für die mathematischen Fächer. Noch seltener wohl ist die Vereinigung der Eigenschaften, welche zum Politiker und zum Dichter gehören. Allein es giebt überraschende Ausnahmen auch von dieser Regel.

Im Jahre 1868 erschien anonym bei S. Hirzel in Leipzig ein der Geschichte Ostfrieslands entnommenes Trauerspiel „Die Gräfin" und machte berechtigtes Aufsehen. Die Kritik beschäftigte sich lebhaft und weit überwiegend in günstigem Sinne mit diesem Drama, und kein Geringerer als Laube erklärte, dasselbe könne nur das Werk einer Kraft ersten Ranges sein, und er sei bereit, es aufzuführen. Da trat der Verfasser aus seiner Zurückhaltung hervor: es war Heinrich Kruse, der Chefredacteur der Kölnischen Zeitung und als solcher in den weitesten Kreisen hochangesehen, als Dichter aber bisher nur wenigen ihm Näherstehenden bekannt. Denn wenn er auch von Jugend auf den Musen und Grazien geopfert hatte, so war dies doch meist im Verborgenen geschehen, und nur hin und wieder etwas, meist humoristischer Art, in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie „Der Teufel zu Lübeck." Dieser Fastnachtsschwank in Hans Sachsens Manier sprach Geibel so sehr an, daß auf sein Betreiben derselbe 1847 bei Karl Reimarus in Berlin erschien und auch lebhaften Beifall fand, der freilich im Tosen des nächsten Jahres verhallen mußte. Doch ehe wir uns weiter mit den Werken Kruses beschäftigen, wollen wir uns die Hauptumrisse

seines Lebens vergegenwärtigen, das die erfreuliche Entwickelung einiger seiner hervorstechenden Eigenschaften begünstigt hat und erklärlich macht.

Heinrich Kruse wurde am 15. December 1815 zu Stralsund geboren und ist zeitlebens ein treuer Sohn seiner schönen Vaterstadt geblieben, deren Lage und Geschichte von unverkennbarem Einfluß auf seine Muse war. In mehreren seiner vom frischen Wellenhauche der Ostsee durchwehten „Seegeschichten" klingt der Name der theuren Heimat, und aus ihrer großen Vergangenheit hat er den Stoff zu zweien seiner Tragödien, zu „Raven Barnekow" und zu „Witzlav von Rügen" geschöpft. Wenn es in unserer viel abschleifenden und viel gleichmachenden Zeit ein Vorzug kräftiger Naturen ist, sich dennoch einen gewissen Erdgeruch der Heimatscholle zu bewahren, so darf sich Kruse sicherlich rühmen, ein echter Pommer zu sein. Sein Vater Andreas Theodor Kruse war Altermann des Gewandhauses und lange Jahre hindurch Vertreter von Rügen-Stralsund im preußischen Landtage; er beschäftigte sich viel mit Verfassung und Geschichte Stralsunds und veröffentlichte seine gesammelten Abhandlungen unter dem Titel „Sundische Studien."

Auch auf Heinrich Kruse machte die einst so mächtige Hansestadt mit ihren hochragenden Kirchen und dem stattlichen Rathhause schon früh einen unauslöschlichen Eindruck und gab ihm Gelegenheit, das Leben und Treiben der Kaufherren, Schiffer und Fischer aus der Nähe kennen zu lernen. Doch daneben genoß er den Vorzug, auch dem Landleben nicht fremd zu bleiben. Er brachte einen großen Theil seiner glücklichen Jugend auf dem Familiengute Andershof zu, das unweit von Stralsund am Strande gelegen einen herrlichen Blick auf die See, die vorbeifahrenden Schiffe, die Insel Rügen und die malerische Stadt mit ihren hohen Thürmen gewährt. Von dieser größtentheils verpachteten Besitzung waren Herrenhaus und Garten, ein kleiner Landsee und ein anstoßendes Eichengehölz der Gutsherrschaft vorbehalten. In dieser Umgebung fand der heranwachsende Knabe nicht nur Anregung, sich lernend und sammelnd mit der Natur zu beschäftigen, sondern er begeisterte sich auch für Theokrit und Virgil und versuchte sich frühzeitig selbst in Idyllen. Das Lernen ward ihm leicht, da er rasch und scharf auffaßte und sich eines beneidenswerthen Gedächtnisses erfreute. So war er mit achtzehn Jahren zur Universität reif und widmete sich 1833 bis 1837 in Bonn und Berlin dem Studium der Philologie. Für wahre Freundschaft empfänglich und treu, schloß er, wie schon auf dem Gymnasium, auch auf der Universität mehr als einen Bund, der die Stürme der Jahre überdauert hat, so mit Emanuel Geibel und Ernst Curtius. Er war nicht der Ansicht Gottfried Hermanns: Solae litterae loquuntur; cetera monumenta muta sunt, und beschäftigte sich auch eifrig mit Archäologie. Noch auf der Universität schrieb er einige archäologische Abhandlungen und würde sich vielleicht ganz diesen Studien gewidmet haben, wenn nicht seine durch eifrige Beschäftigung mit den Sammlungen des Museums angegriffenen Augen ihm Schonung geboten hätten.

Digitized by Google

Ganz ist übrigens diese Jugendneigung nie erloschen, wie mehrere schöne Gedichte aus weit späterer Zeit beweisen, z. B. „Die Siegesgöttin von Olympia" und „Der Hermes des Praxiteles: On revient toujours à ses premiers amours.

Nach seiner Universitätszeit wünschte er, ehe er sich an eine feste bürgerliche Stellung band, noch die Welt kennen zu lernen. Zuerst ging er nach Rußland — eine reife liebliche Frucht dieses Aufenthalts ist das Idyll „Die gute Herrin". Den Winter 1840 brachte er in St. Petersburg, Riga und Dorpat zu, feierte Ostern auf dem Kreml und machte dann eine Reise durch Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark. Nach Hause zurückgekehrt, bestand er seine Prüfungen und unterrichtete als Probecandidat am Gymnasium zu Stralsund. Da berief ihn Bunsen nach England, um die Erziehung der beiden ältesten Söhne Lord Ashley's, des unter seinem späteren Titel Earl of Shaftesbury so bekannt gewordenen Philanthropen, zu übernehmen. Der Verkehr in diesem Kreise, wo er unter anderen bedeutenden Männern Palmerston und Gladstone kennen lernte, wirkte anregend und fördernd auf ihn. Von seinen beiden Zöglingen wuchs ihm besonders der jüngere, der hochbegabte Francis, an's Herz, bei dem das alte päpstliche Wortspiel in hohem Maße zutraf: Angelus potius quam Anglus. 1844 kehrte Kruse nach Deutschland zurück und unterrichtete, die freundliche Wesergegend schon damals liebgewinnend, drei Jahre lang am Gymnasium zu Minden in Westfalen. Dann trat ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben ein: er widmete sich der Presse, kurze Zeit bevor sie von den Fesseln der Censur befreit wurde.

Von jeher hatte er sich eifrig mit Geschichte beschäftigt; auch die Gegenwart und die großen Verhältnisse der Staaten zogen ihn an, und er hatte im Auslande die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, die erworbenen Kenntnisse zu berichtigen und zu vertiefen und durch eigene Anschauung seinen Gesichtskreis zu erweitern. So war er in mehrfacher Hinsicht auf seinen neuen Beruf wohl vorbereitet und auch mit drei nothwendigen Eigenschaften dazu ausgerüstet: mit scharfem Verstande, urbaner Schlagfertigkeit und ungemeiner Arbeitskraft.

Zunächst ging er nach Augsburg, wurde aber nach kurzer Thätigkeit an der Allgemeinen Zeitung in die Redaction der Kölnischen Zeitung berufen. Da er Frankreich noch nicht kannte, so ging er vor Antritt seiner neuen Stellung noch nach Paris und kam von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß Louis Philippe's und Guizot's Widerstand gegen jede Reform der Verfassung verkehrt und bedenklich sei. Aber noch sollte er nicht bei dem Blatte bleiben, dem er später die besten Jahre seines Lebens gewidmet hat; schon 1848 ging er als Chefredacteur der Neuen Berliner Zeitung nach Berlin und trat noch in demselben Jahre in die Redaction der Deutschen Zeitung zu Frankfurt a. M. ein, die als Organ der erbkaiserlichen Partei galt. Bald übernahm er, als Nachfolger von Gervinus,

deren Leitung, und „neues Leben, frischer Geist und die Kraft einer felsenfesten Ueberzeugung athmete wieder aus dem Blatte," wie Anton Springer in seinem Buche über Dahlmann sagt. Leicht war seine dortige Aufgabe nicht. Zu der fast erdrückenden Arbeitslast kam die Feindschaft der Demokraten, die sich sogar bis zu Todesandrohungen verstiegen, ohne daß Kruse sich einschüchtern ließ. Da traf ihn ein unerwarteter Schlag: sein heißgeliebter Zögling Francis Ashley, damals auf der Schule zu Harrow, war plötzlich gestorben. Bei dieser erschütternden Nachricht brach Kruse, ohnehin erschöpft und überarbeitet, völlig zusammen und ging, um seine zerrütteten Nerven wieder herzustellen, auf fünf Monate an den Genfer See. Seine damaligen Gefühle in dieser wunderbaren Gegend hat er in der schönen Elegie „Vevey" ergreifend geschildert und darin auch, durch die normannische Kirche an England erinnert, dem theuren entschlafenen Jünglinge ein rührendes Denkmal gesetzt:

„Wie mahnet mich das Kirchlein hier,
Der Normannthurm, des Ortes, ach!
Wo oft mein Francis neben mir
Hinknie'nd, die Psalmen lieblich sprach!"

Noch vor Ablauf des Jahres 1848 trat Kruse wieder in die Redaction der Kölnischen Zeitung ein. Das Blatt hatte damals einen harten und zähen Kampf mit der herrschenden Reaction zu bestehen und wurde zwölf Mal mit sofortiger Unterdrückung bedroht, ohne seiner gemäßigt liberalen Haltung untreu zu werden. Als der Chefredacteur K. H. Brüggemann zurücktreten mußte, wurde sein Freund Kruse von dem charakterfesten Verleger Joseph Du Mont mit der Leitung des Blattes betraut, das sich seit der Regentschaft des Prinzen von Preußen wieder freier regen durfte und einen mächtigen Aufschwung nahm. Dazu wirkte mancherlei zusammen: die glückliche Lage Kölns, die rührige, weder Kosten noch Mühe scheuende Verwaltung der Zeitung unter Du Mont, Wilhelm Schultze und August Neven, der erprobte Stab tüchtiger Mitarbeiter, und, last, not least, der neue Chefredacteur selbst, in welchem der Poet dem Politiker nicht schadete, sondern half. Kruse bestrebte sich immer mit großer Klarheit und Nüchternheit, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, und nicht durch die farbigen Gläser vorgefaßter Meinungen und eigener Wünsche. Auch seine Behandlung derselben in mustergiltiger Prosa war demgemäß verständig und sachlich, nahm aber bei passenden Anlässen einen höheren Flug und verschmähte auch die Anführung treffender Stellen aus den alten Sprachen, dem Deutschen und Englischen nicht. Seine Leitartikel übten denn auch oft eine ungemeine Wirkung aus und wurden vielfach in die Hauptsprachen Europas übersetzt. Und wie viele Leitartikel hat er nicht geschrieben! 1870 einmal vier Wochen lang täglich einen.

1872 fand das Rheinische Weltblatt es wünschenswerth, eine Kraft ersten Ranges als Vertreter in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches

zu haben, und so siedelte Kruse denn nach Berlin über, wo er in reger Thätigkeit und in angenehmem Verkehr mit hervorragenden Männern der Politik und der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst glückliche Jahre verlebte, bis zunehmende Augenschwäche und das Bedürfniß nach Ruhe ihm den Wunsch nahe legten, zurückzutreten. Sein Entschluß wurde von vielen Seiten bedauert, nicht zum Mindesten auch vom Verleger der Kölnischen Zeitung, der ihm denselben jedoch in großmüthiger Weise erleichterte.

1884 zog sich Kruse mit seiner treuen Lebensgefährtin, einer Tochter des preußischen Generals Menckhoff, nach dem längst liebgewonnenen Bückeburg zurück, auf das er den Vers anwendet:

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Hier genießt er in seiner von einem großen Garten umgebenen Villa das wohlverdiente otium cum dignitate und widmet seinen heiteren Lebensabend den Musen. Sein einziger Sohn, Landrath Dr. Francis Kruse, lebt in glücklicher, mit Kindern gesegneter Ehe zu Altena in Westfalen.

Kruse's erstes Drama „Die Gräfin" wurde zunächst in Leipzig und seitdem noch auf mancher anderen Bühne mit großem Beifall aufgeführt und kam 1869 mit Geibels „Sophonisbe" bei der Zuerkennung des Schillerpreises ernstlich in Betracht. Die Commission schlug dem Minister vor, den Preis zu theilen, oder, wenn dies nicht angehe, die „Gräfin" durch einen zweiten Preis auszuzeichnen, was denn auch geschehen ist.

Diesem ersten Werke ließ der fruchtbare Dichter, freilich oft auf frühere Entwürfe und Anfänge gestützt, rasch nacheinander eine ganze Reihe von Trauerspielen folgen. Schon 1870 erschien „Wullenwever", worüber Gutzkow in der Vorrede zur letzten Ausgabe seines gleichnamigen Dramas sich also äußerte: „Ich möchte mich versucht fühlen, die früheren Selbstanklagen zum größeren Theil zurückzunehmen, zumal im Hinblick auf die geringen Leistungen, die uns seit 1848 die dramatische Muse der Deutschen im historischen Fache gebracht hat. Ein Dichter, der im späteren Alter aus dem Zeitungswesen, dem man ihn allein gewidmet geglaubt, wie geharnischt sogleich mit drei Tragödien fast auf einmal hervortrat, hat eine inzwischen durch die Leistungen des Historikers Waitz noch gereiftere Erkenntniß über „Wullenwever" ebenfalls zu einem Drama anwachsen lassen. Ungetheilte Bewunderung mußte der naturwüchsigen Sprache Heinrich Kruse's, seinem wohlgeformten Verse, dem Reichthum seiner bald naiven, bald großartigen Einzelzüge zu Theil werden. Für den Stoff jedoch im Ganzen zu fesseln, ihn für die Bühne dauernd festzuhalten, ist ihm nicht gelungen." Diesen dem schönen Zeugniß als Folie dienenden Tadel erkannte Kruse als berechtigt an und arbeitete seinen „Wullenwever" für die dritte Auflage um. 1871 erschien „König Erich," 1872 „Moritz von

Sachsen," 1874 „Brutus," 1876 „Marino Faliero," 1877 „Das Mädchen von Byzanz", 1878 „Rosamunde", 1879 „Der Verbannte", 1880 „Raven Barnekow", 1881 „Witzlav von Rügen", 1882 „Alexei" und, nach längerer Pause, 1888 „Arabella Stuart", nach einigen sein bestes und reifstes Werk. Es würde zu weit führen, diese dreizehn Tragödien einzeln zu besprechen. Schon die Titel deuten auf die reiche Verschiedenheit der Zeiten und Orte hin, und der Inhalt beweist, daß Kruse gleichmäßig im Norden und im Süden, in alter und neuerer Geschichte bewandert ist: hier wird der Dichter vom Historiker, ja man darf sagen, vom Politiker unterstützt. Mit wenigen Ausnahmen ist ihm der Schauplatz der Begebenheiten aus eigener Anschauung bekannt, was sich oft durch die glückliche Wahl der Bilder und Gleichnisse verräth. Mit berechtigtem Selbstgefühl läßt er sich von der Behandlung eines ihn reizenden Stoffes nicht dadurch abhalten, daß er Vorgänger gehabt hat; so trifft er mit Gutzkow, mit Martin Greif, mit Lord Byron, mit Gottschall, ja mit Shakespeare selbst zusammen: „Wir können uns ja Alle, Jeder nach seiner Kraft am Bogen des Odysseus versuchen", so schließt er seine Vorrede zu „Arabella Stuart", und

„Palmam, qui meruit, ferat!"

Großes Lob verdient seine edle und männliche Sprache, deren Eigenthümlichkeit in einer für die Bühne vielleicht zu weit getriebenen Abneigung vor allem Rhetorischen und Phrasenhaften besteht. Der einfachste und natürlichste Ausdruck ist ihm stets der liebste. Auch in docirender Prosa würde er sich nie zu der Leistung eines Bekannten versteigen, die er einmal als erheiternd abschreckendes Beispiel anführte: „Der Hund vindicirt sich die terrestrische Ubiquität", sondern schlichtweg sagen: „Der Hund kann fast überall auf Erden leben." Seine Charakteristik, auch der Nebenpersonen, ist scharf; der Aufbau seiner Stücke wohldurchdacht; der Fortschritt der Handlung lebhaft.

Dennoch ist bis jetzt nur die Minderzahl seiner Dramen zur Aufführung gelangt. Das mag verschiedene Gründe haben: die Vorliebe des Publicums für das Lustspiel und ähnliche leichte Waare; die Abneigung des Dichters, Intendanten und Directoren mit Bitten zu behelligen, und seinen festen Entschluß, sich einem kleinlichen und hoffentlich vorübergehenden Zeitgeschmacke nicht zu beugen, sich nicht sklavisch an die von Boileau und Batteux geforderte Einheit des Ortes zu binden. In der sehr lesenswerthen Vorrede zum „Mädchen von Byzanz" (2. Auflage) spricht er sich über diese Frage gründlich aus. Doch nimmt er gebührende Rücksicht auf die Bühne und macht von den Freiheiten, die Lessing ihr erstritten haben soll, einen mäßigeren Gebrauch als Lessing selbst und Schiller, wie er gewissen gedankenlosen Kritikern mit Zahlen nachweist. Aber die Vorwürfe „Shakespearischer Scenenwechsel" und „Mangel an Bühnentechnik" sind

noch nicht verhallt, wenn es dabei auch nicht an fast ergötzlichen Widersprüchen und Gegenbeweisen fehlt. Im Uebrigen hat sich Kruse über die Kritik durchaus nicht zu beklagen, und seine Dramen werden, nach den wiederholten Auflagen zu schließen, fleißig gelesen.

1887 ließ er bei S. Hirzel seine „Fastnachtsspiele" erscheinen, mit einem Prologe zu Ehren des wackern Meisters Hans Sachs, in dessen Manier die drei Stücke gedichtet sind: der (überarbeitete) „Teufel zu Lübeck", „Der eifersüchtige Müller" und „Standhafte Liebe," Alles in gereimten vierfüßigen Jamben, kurz, heiter, hin und wieder derb, an andern Stellen hochpoetisch, zart und rührend. „Standhafte Liebe" wurde im Elberfelder und Barmer Stadttheater mit vielem Beifalle gegeben, erregte aber alsbald das hohe Mißfallen übereifriger Ultramontaner, die über Verhöhnung ihrer Kirche zeterten, weil in dem harmlosen Stücke von der rothen Nase eines Priors geredet wird! Daß der Vorgesetzte dieses Würdigen, der steinalte Abt, eine in jeder Beziehung achtungswerthe und liebenswürdige Persönlichkeit ist, konnte jene blinden Fanatiker nicht versöhnen. Die vorsichtige Polizeibehörde untersagte des lieben Friedens wegen die Wiederholung. Hoffentlich waltet über der jetzt in Leipzig beabsichtigten Aufführung ein besserer Stern. Der von Kruse frei behandelte Stoff ist einer reizenden Erzählung Balzacs entnommen, die uns aus den übrigen Contes drôlatiques entgegenschimmert, wie eine große Perle aus dem Schlamme.

Eine eigenartige Erscheinung, bei der sich der vielseitige Dichter so recht in seinem Fahrwasser befindet, sind die köstlichen „Seegeschichten" (Stuttgart, bei Cotta), frische Bilder aus dem Leben und Treiben am Strande und an Bord, meist voll urwüchsigen Humors, doch auch hinwieder sehr ernst und wehmüthig, immer lebenswahr. Dem Verfasser kommt zu statten, daß er in einer Seestadt geboren, von Jugend auf mit Rhedern und Capitänen, mit Schiffern und Fischern vertraut ist und seine Kenntniß dieser Kreise auf Reisen und im Bade auf Rügen und den Nordsee-Inseln planmäßig erweitert hat. Von der Form sagt er: „Auf die Hexameter habe ich vielen Fleiß verwandt, ohne metrische Kunststücke machen zu wollen. Die Verse würden meines Bedünkens schlechter sein, wenn sie besser wären." Sein Hauptbestreben ging auch hier wieder auf natürlichen und ungezwungenen Ausdruck und Satzbau, nicht auf die doch unmögliche Vermeidung eines jeden Trochäus. Und er darf am Ende ein Wort über diesen wunderbaren Vers mitsprechen, der wie kein anderes antikes Maß sich in's deutsche Ohr eingeschmeichelt und durch Klopstock und Voß, durch Schiller und Goethe, durch Platen und Geibel und viele unverächtliche andere Poeten längst Bürgerrecht bei uns gewonnen hat. Denn von den Uebersetzern der griechischen und lateinischen Epen abgesehen, hat Kruse, noch Ungedrucktes mitgerechnet, vielleicht von allen deutschen Dichtern die meisten Hexameter geschrieben. Der erste Band „Seegeschichten"

erschien 1880 und liegt jetzt in 2. Auflage vor; 1889 folgte die stärkere „Zweite Sammlung", deren einzelne Dichtungen zum Theil schon in angesehenen Zeitschriften veröffentlicht worden waren, „Der Californier" z. B. in „Nord und Süd".*) Noch fortwährend ist Kruse in dieser Richtung thätig, sobald er eines ihm zusagenden Stoffes habhaft wird.

Seltener tritt er als Lyriker hervor, wie 1887 mit der ernsten Mahnung an unsere noch schwankenden deutschen Brüder im Reichslande: „Wählet!" und zuletzt mit dem ergreifenden Gedicht auf den Tod des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. In beiden giebt er mit seinem historischen Sinn den Tagesereignissen einen stimmungsvollen Hintergrund. Zu einer Sammlung seiner lyrischen Gedichte aber ließ er sich bis jetzt noch nicht bewegen, ebensowenig zum Niederschreiben der Denkwürdigkeiten aus seinem langen und reichen Leben, das, in große Zeiten fallend, ihn zum Zeugen bedeutender Ereignisse gemacht und mit vielen hervorragenden Personen in nahe Berührung gebracht hat. Diese Erinnerungen zu gestalten und festzuhalten, müßte für ihn doch eine ebenso angenehme wie leichte Arbeit sein. Am nöthigen Fleiße fehlt's ihm nicht — nulla dies sine linea ist einer seiner Lieblingssprüche — eher nach seiner Meinung an Zeit, da er noch „sonst zu viel auf Händen hat."

Mögen dem Dichter auf seinem schönen Tusculum noch viele Jahre voll geistiger Frische und Schaffenslust beschieden sein!

*) Heft 117.

Digitized by Google

Schiller und Lotte.

Eine Jahrhundert-Erinnerung.

Von

Otto Brahm.

— Berlin. —

I.

Am 6. December 1787, an einem trüben Winternachmittage, zogen durch die Rudolstädter „Neue Gasse“ zwei Reiter in die Stadt ein; sie kamen an dem Hause der Frau von Lengefeld vorüber, wo zwei jugendliche Töchter auf die Fremden herabblickten und in dem einen, ob er gleich scherzend sein Gesicht zur Hälfte im Mantel verbarg, ihren entfernten Vetter, Wilhelm von Wolzogen, erkannten. Der andere Reiter, weil er den Frauen unbekannt blieb, erregte um so lebhafter ihre Neugier. Ein Fremder um diese Jahreszeit war ein Ereigniß; wie verwünschte Prinzessinnen erschienen sich die Töchter des Hauses, die auf Erlösung aus einförmiger Winternacht hofften; und als ihnen nun Wolzogen auf den Abend den Besuch seines Reisegefährten Friedrich Schiller ankündigte, da ward der Eindruck ein unvergeßlicher auf beiden Seiten: „Es soll mir ein lieber Tag sein, der sechste December!“ schreibt Lotte Lengefeld später an Schiller, „Schnell faßte meine Seele Dein Bild.“

Die Mutter und die Töchter fand Schiller in dem Hause der Rudolstädter Neuen Gasse vor; der Vater war todt. Er war ein energischer, thätiger Mann von eigenartigem Wollen, dessen kluge Betriebsamkeit an Schillers Vater erinnern kann: wie dieser die Baumcultur, hatte er das Forstwesen der Heimat auf eine neue Stufe gehoben und bis zu Friedrich dem Großen war sein Ruhm gedrungen. Ein starker, fest dreinblickender Herr von wohlzusammengehaltener Würde, so tritt er uns im Bilde entgegen: eine Figur nach Gottscheds Art. Der Erziehung der Kinder stand er eifrig vor, bis der Tod ihn 1776 fortnahm; Caroline Lengefeld war

damals dreizehn, Lotte noch nicht zehn Jahre alt. Sich selber blieben die Mädchen nun vielfach überlassen; denn die Mutter, chère mère genannt von aller Welt, konnte ihnen geistig nicht genugthun. Sie lasen früh und viel und die ganze Poesie der sentimentalen Epoche zog an ihnen vorüber: Ossian und Siegwart und Richardson. Man werde es ihnen immer anmerken, spottete Schiller später, daß sie mit dem Grandison aufgewachsen seien. Für Caroline hatte sich, schon als sie im sechzehnten Jahre stand, ein Bewerber eingefunden, Herr von Beulwitz; für Lotte wünschte die Mutter eine Stellung am Weimarer Hofe zu gewinnen, und um ihr die letzte Ausbildung zu geben, ward 1783 eine Reise in die französische Schweiz beschlossen. Ein Jahr lang weilte man in Vevey, und Lotte, in Siegwartischen Empfindungen lebend, glaubte hier ein erstes Mal zu lieben. Auf der Hinfahrt sahen die Reisenden Schillers Eltern auf der Solitude, auf der Rückfahrt ihn selbst in Mannheim, doch keine lebhaftere Theilnahme ward rege. Die Schwestern, welche bis dahin durch Alter und Gegensatz der Charaktere geistig getrennt gewesen, hatten nun in der Fremde sich gefunden, und unzertrennlich fühlten sie sich an einander geknüpft. „Wir wallen Hand in Hand," sang Lotte. Und so, Hand in Hand, traten sie vor Schiller hin, und ihnen beiden galt sein rascher Entschluß: dem ersten flüchtigen Besuch einen längeren folgen zu lassen und den Sommer 1788 in Rudolstadt zu verbringen.

Zwei weibliche Typen der Geniezeit, charakteristisch unterschieden an Geist und Empfindung, waren ihm in den Schwestern entgegengekommen. Scheint in Caroline mehr die Eigenart des Vaters fortzuleben, eine schärfere Persönlichkeit, ein selbständiger Wille, so ist Lotte der Mutter Erbin in Güte und Milde, in heiterm Wohlwollen und Sanftheit: nur daß sich die weiblichen Gaben der chère mère hier paaren mit feineren geistigen Reizen. Und eine zweite, mütterliche Freundin gewann auf Lotten Einfluß: Frau von Stein, die auf ihr benachbartes Gut Kochberg allsommerlich die Weimarer Anregungen mitbrachte. Goethes Größe ward nun erschlossen, und dem Dichter wie dem Menschen trug Lotte die treueste Verehrung entgegen; daß Goethe sie, eben da sie in die große Welt trat, als achtzehnjähriges Mädchen einmal im Schlitten gefahren, blieb ihr die liebste Erinnerung. Die ganze verfeinerte Cultur einer neuen Zeit trat so den Schwestern nahe, und überrascht fand Schiller gleichgestimmte Geister in der Einsamkeit von Rudolstadt vor. Mit der liebenswürdigsten Theilnahme an den bewegenden Fragen der Zeit, an ästhetischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Fragen verband sich aber in Lotte ein eigener, frischer Natursinn; und wenn sie eben über ihrem Ossian und Goethe, über Plutarch und Rousseau, Buffon und Bacon sich müde geweint und gedacht, so fand sie im großen Garten hinterm Haus, am nahen Berg unter ihren lieben Bäumen, Frieden und schönes Maß zurück: „freie Luft und heitrer Himmel," sagt Schiller, „gehören gewissermaßen zu Ihrem Leben." Diese

ganz eigene Mischung von Natur und Cultur fehlte in Caroline; sie war den Anschauungen der Geniezeit, ihren freien und allzufreien Gedanken, energischer gefolgt, und ein unruhiger Sinn trieb die früh Gefesselte in mancherlei Wirren, die kaum das Alter endete: „sie irrte, litt, liebte," so lautet die Grabschrift, die sie sich selber gefunden.

Mit sechzehn Jahren „so gut wie verlobt," mit einundzwanzig vermählt, gewann Caroline von Beulwitz erst innerhalb der Ehe volle geistige Entwickelung und die Einsicht, daß der Mann, dem sie zur Seite lebte, mit seiner derben Bravheit ihr nicht genügte. Kinderlos geblieben, suchte und fand sie nach der freien Sitte der Zeit enthusiastische Seelenfreundschaften, welche in leidenschaftliches Begehren stets überzuschlagen drohten: Schiller, Wilhelm von Wolzogen, der Coadjutor von Dalberg, der Livländer von Adlerskron und ein unbekannter „Ami" werden nach und nebeneinander Gegenstand ihrer Neigung. „Die Heirath", so erkannte sie, „ist kein Band der Seelen"; und verschwenderisch wendet sie, in der weiten Unbestimmtheit ihrer Gefühle, das Wort Liebe jederzeit an. „Liebe und Freundschaft ist mir Eines," schreibt sie an Wilhelm von Wolzogen, dem sie das Herz geraubt gleich im ersten Begegnen. Verehrend naht er ihr nun, mit Besuchen und Briefen, und beugt sich werbend vor dem überlegenen Geiste der „superklugen Cousine"; sie aber weiß, zwischen Gewähren und Versagen, den Verehrer zu halten, sicherer noch als Charlotte von Stein Goethe, als Charlotte von Kalb Schiller hielt. So zappelte der arme Junge im Netz, bis endlich, nach einem Jahrzehnt treuer Hingebung, der Besitz der Geliebten sein Glück krönte: Caroline von Beulwitz ward Caroline von Wolzogen. Schiller billigte die Scheidung von dem ersten Gatten, dem „ours," dessen Launen lästig wurden, doch nicht diese Verbindung, welche im Herbste 1794 von Caroline, abermals ohne volle Neigung, geschlossen ward. Wunderlich genug in der That klingt es, wenn sie 1792 den künftigen Gatten nach zwei andern Seelenfreunden ungenirt fragt: „Sage mir doch, wie es mit Adlerskron geht, es schmerzt mich so innig, ihn unglücklich zu wissen, denn er ist gar edel und gut. Der Coadjutor ist in Constanz, besuche ihn doch." Caroline hatte Adlerskron zu ihrem „Trabanten" gemacht, er kannte in der Welt nur eine Frau, der kein Wesen je gleichen werde, Caroline; in glühenden Briefen redet er sie bald mit Sie, bald mit Du an, aber doch bewahrt der arme Trabant Urtheil genug, um zu erkennen, daß Caroline eine seltsame Verwandtschaft mit — Charlotte von Kalb besitzt. „Was mich beim ersten Sehen an ihr interessirte," schreibt er an Caroline, „war, sie hatte einiges Aehnliche in ihrem Charakter mit Ihnen." Auch nach der Vermählung mit Wolzogen wurden neue Seelenfreundschaften geknüpft: Graf Geßler in Dresden, Graf Schlabrendorf in Paris reihen sich dem Hofstaat Carolinens ein, und wenn sie der eine das „wunderbarste Wesen" nennt, das er sah, so preist der andere enthusiastisch „der Freundin eng anschließendes Herz",

und auch er darf sie mit dem vertraulichen Du anreden. So gefährliche Freundschaften hat Lotte nie gekannt, wenngleich auch sie, der Zeitsitte gemäß, manche freiere Annäherung gestattet; aber sie weiß, in der sanften Gemächlichkeit ihrer Natur, stärkere Wallungen niederzuhalten, und in Scherz und Ernst, schwesterlich theilnehmend hier, mütterlich rathend dort wahrt sie frauenhafte Würde.

War Adlerskron der getreue „Trabant" Carolinens, so erwarb sich Dalberg einen anderen Beinamen im Kreise der Freunde: er ward der „Schatz", der „Goldschatz". Karl von Dalberg residirte, den Tod des Kurfürsten von Mainz erharrend, dessen erwählter Nachfolger er war, gemächlich in Erfurt; dort hatte Caroline durch Vermittlung ihrer Erfurter Freundin, Fräulein von Dacheröden, ihn kennen gelernt, und sie hatte dem geistig lebhaften, das Gute wollenden, sensiblen Manne sich begeistert genähert. Als ein Bruder des Mannheimer Intendanten, besaß auch er das „Pulverfeuer" des Enthusiasmus und die Unstäte des Willens: ein Mann ohne Mark. So zeigt ihn zumal die Zeit seiner staatsmännischen Laufbahn, als er, ein Fürst von Napoleons Gnaden, zum Großherzog von Frankfurt aufstieg. Doch Caroline hielt ihm die Treue auch jetzt, und sie wollte, zu seiner Ehrenrettung, die Biographie des „Schatzes" schreiben. Der Mann mit den pfäffisch glatten, verschwimmenden Zügen durfte, als katholischer Geistlicher, an eine Ehe mit Caroline niemals denken, aber doch hat er gewünscht, sie in seiner Nähe halten zu können: „Alles deutet mir an," schreibt sie 1792, „daß er etwas Bleibendes unter uns wünscht, ich sollte mich doch scheiden lassen, hat er letzt der Li (Caroline von Dacheröden) wieder gesagt. Ich muß fühlen, was ich dem Schatz sein kann und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben." Wenn man erwägt, daß auch der Kurfürst von Mainz sich damals eine Freundin erwählt hatte, Frau von Coudenhaven, so klingt das bedenklich genug. Zwar zog Caroline einer so unbestimmten Existenz die Vernunftheirath mit Wolzogen zuletzt vor, aber sie blieb Dalbergs Seelenfreundin, und noch 1811, als ihr Gatte gestorben, schrieb sie aus Frankfurt: „Könnte ich doch dem Schatz etwas sein, ich würde gern bei ihm bleiben." Inzwischen hatte sie aber in Wiesbaden 1809, während Wolzogen dahinsiechte, eine neue Bekanntschaft gemacht, den „Ami", dessen Name uns entgeht: „Ohne meinen Ami," berichtet sie, „wäre ich in der völligsten Einsamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Mein Ideal des öffentlichen Lebens für einen Mann finde ich so in ihm ausgesprochen, daß es mich oft zur Verwunderung hinzieht." Caroline war damals 47 Jahre alt. „Ich habe nicht geglaubt, daß so etwas in diesem Alter so tief treffen könnte," sagt Lotte, „die gute Frau hatte wirklich eine Leidenschaft. Sie ist eine eigene, ganz eigene Natur, so höchst liebenswürdig und interessant; so äußerst verständig und doch so phantastisch. Sie liebte so oft und doch nie recht;

denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt." Ein Bild Carolinens aus dieser Spätzeit zeigt sie als eine noch anziehende Frau, von freiem Blick und geistig belebter Miene; das leichte, am Hals offene Gewand läßt eine üppige Gestalt erkennen, ein selbstbewußter, fast übermüthiger Zug spielt um Mund und Nasenflügel.

Von solchem Selbstbewußtsein, von dem Egoismus des Gefühls, den in Caroline die Anschauungen der Geniezeit geweckt hatten, besaß Lotte nichts; vielmehr lebte tief in ihr und sprach sich aus in herzlicher Einfachheit ein opferfroher Sinn, der das eigene Selbst zu beugen wußte um Anderer Glück. Wenn sie 1783 an Wilhelm Wolzogen schreibt: „Wie so gern möchte ich Ihnen helfen, entsagte gern einem Theil meiner Freuden, um Sie froh zu wissen," so klingt schon hier, aus den Worten eines sechzehnjährigen Mädchens, ein Ton hervor, den man in Carolinens ganzer Liebescorrespondenz vergeblich suchen würde. Diese Güte des Herzens, bezeugt Fräulein von Dacheröden, war das Erste, das ihr in Lotte entgegentrat, und unvergeßlich blieb ihr ein Gespräch, das im Beginn der jungen Freundschaft geführt ward: es wurde gefragt, ob Lotte wohl, einem Bedrängten zu helfen, in der strengen Kälte zu Fuß von Rudolstadt nach Erfurt gehen würde; Lotte bejahte. Und als man sagte, sie hielte es nicht aus, erwiderte sie nur ganz ruhig: „Ich versuchte es doch." Und so innig und herzlich war der Ton, daß die Freundin ihn nach Jahren noch zu hören glaubte. Die nämliche Empfindung spricht sich aus, mit noch persönlicherem, überzeugendem Accent, wenn Lotte etwa an Goethe schreibt, den verehrtesten Freund ihrer Jugend: „Ich kann Ihnen nur in kleinen Zufällen beweisen, was ich für Sie thun mag, denn wir sind nicht in den Zeiten der Helden mehr, wo man etwas wagte aus Freundschaft. Mein Gefühl aber ist deswegen eben so heldenmüthig, und ich stieg wohl um Ihretwillen auch zum Orkus."

Milde, wie Lottes ganzes Sein, ist auch ihre Vorstellung vom Wesen der Liebe: „Es ist nicht Liebe", schreibt sie an Schiller, „wenn man sich nur ein schönes Bild in der Seele entwirft, und diesem selbst alle Vollkommenheiten giebt, sondern dies ist Liebe, die Menschen so zu lieben, wie wir sie finden, und haben sie Schwachheiten, sie aufzunehmen, mit einem Herzen voll Liebe." Wohl hatte darum Fräulein von Dacheröden recht, ihr zu sagen, daß Weiblichkeit der schönste Ausdruck ihres Wesens sei: „um dieser Weiblichkeit willen liebt dich Schiller. Deine stille Anhänglichkeit, dein sanfter Sinn, es entgeht nichts davon dem Blick des glücklichen Mannes." Sanft — das Wort drängt sich immer von Neuem hervor, Lotten gegenüber. Und wie gut kennzeichnet es das Wesen dieser Frau, daß die Freunde nicht zutraulich genug ihren Namen gestalten können; während etwa die feierliche Frau von Kalb, auch für die Vertrautesten, stets nur Charlotte blieb, rückt sie, zuerst als Lotte, dann als Lolo, als Lolochen, allen nahe.

Sanfter also, bescheidener entfaltete sich in Lotte ein eigenes geistiges Leben; aber als rechte Schwester Carolinens, als rechtes Kind der Geniezeit, war auch sie von einer gefallsamen Empfindsamkeit, einer gewissen „coquetterie d'esprit", nach Schillers Wort, nicht frei, und erst allmählich überwand sie die Neigung, „recht klug zu thun": „Ich war sonst erstaunlich eitel," schrieb sie 1789, „und haschte nach Lob, jetzt aber ist dies alles durch Nachdenken vertrieben worden. Ich möchte wohl, daß ich weniger dazu wäre erzogen worden, mehr scheinen zu wollen, als ich war." Doch blieb ein sinnender Trieb, eine Lust zur Selbstbeobachtung stets in ihr lebendig, und eine schreibfrohe Zeit ließ sie das Gedachte schnell formen: wie ihr „die Welt vorkommt", sagt sie gern und hält in Briefen und Tagebüchern ein inneres Erleben fest. Einfach, harmlos, frei plaudert sie in ihren Briefen herunter, was ihr das Herz bewegt: „Lolochen erzählt gar artig," sagt Wilhelm Wolzogen. Die präparirten Bekenntnisse, die gefeilten Berichte liebt sie nicht: „ich kann das Conceptmachen nicht leiden" gesteht sie, „es ist so gezwungen, so steif;" und überall in ihren Briefen bringt sie darum einen frischen Hauch des Lebens mit, realistisches Detail und naive Wahrhaftigkeit. Ein melancholischer Zug, ossianische Schwärmerei und ein ernster Natursinn sprechen aus ihrem Tagebuch uns an; in ihren Aufzeichnungen aus der Schweiz redet mehr die ruhige, sachliche Beobachtung, und nur der Gegensatz zwischen dem zwangvollen Schwaben und der freien Schweiz ruft kräftigere Töne auf: „Der Despotismus verfinstert nicht die Herzen der Bewohner dieses glücklichen Landes. Wie wohl wird einem beim Gefühl der Freiheit." Auch über diese persönlichen Niederschriften hinaus, hat Lotte vieles und vielerlei zu Papier gebracht, sie hat ihren geliebten Ossian, Novellen und Dramen übersetzt, hat formgewandte Gedichte verfaßt, und in die Reihe der Arndt und Körner ist sie 1813 mit schwunghaften Versen eingetreten: nicht erfüllt von literarischen Prätensionen, sondern sanft bewegt von einem innern poetischen Triebe: „Es geschieht mir immer," sagt sie einmal, „daß ich, wenn ich eine Poesie suche, Rechnungen finde, und will ich eine Quittung suchen, so finde ich immer zuerst ein paar Poesien. So sehr ich mich auch bestrebe, die Dinge zu sondern, so mischt sich doch immer die Poesie ins Leben, und ich hoffe, ich gehe auch nicht ohne Poesie aus der Welt."

Caroline war 24, Lotte eben 21 Jahre alt, als Schiller das Haus der Schwestern betrat: jene war blond und von Gestalt klein, diese groß und schlank, mit lockigem, braunem Haar und blauen Augen. Am schönsten hat Frau von Stein Lotte gezeichnet, im idealisirenden antiken Costüm, das aber doch das Charakteristische der Gestalt festhält; die feinen Züge sinnend nach rechts gewandt, das Auge hell und gütig blickend, die Haare lang herabwallend, doch oben von einem Bande leicht zusammengehalten: das ganze Bild getaucht in heitere Anmuth und weibliche Milde. An jenem schicksalsvollen 6. December, als Schiller sie in Rudolstadt zuerst

sah, war ihre Stimmung trüber gewesen: „ich weis noch daß ich den Tag so ganz in mich verschlossen war“, schreibt sie, „der Regen und Wind machte mir so unheimlich.“ Kurze Zeit vorher hatte sie in ihr Tagebuch diese Worte geschrieben: „O Erinnerung, du ein schöner Trost des Lebens! umhülle mich mit einem lichten Gewande; durch dich wird trübe Gegenwart helle! Und o Hoffnung verlaß auch du mich nie!“ Ein Herzenserlebniß, das noch in ihr nachtönte, mochte solche Klänge geweckt haben; ein junger schottischer Offizier, Heron mit Namen, war ihr nahegetreten und schien um sie werben zu wollen; doch zu Ostern 1787, als er zum letzten Mal in Rudolstadt weilte, mußte er das schwermüthige Geständniß machen: daß Pflicht und Ehre ihn übers Meer riefen, ins ostindische Heer. Er nahm Lottens Silhouette mit sich und schied bewegt: „Meine Glückseligkeit“, so rief er ihr zu, „muß in der Erinnerung bestehen, daß ich einst neben Ihnen saß, daß meine bebende Hand sich erkühnte, die Ihrige zu drücken.“ Aus Neuwied, im Juni 1787, schrieb er dann noch einmal, und seine zurückgehaltene Empfindung brach am Ende des liebevoll ausführlichen Briefes kräftig vor: „O daß ich Sie in diesem Augenblicke an mein Herz drücken könnte. Verzeihen Sie. Aber meine Empfindung — doch sehen wir uns wieder“. Unter dem Nachwirken dieses Erlebnisses noch sah Schiller Lotte: und wie der Mann, so wollte auch das Mädchen von Sorgen und Enttäuschungen des Herzens eben genesen. Beide besaßen die Empfänglichkeit des Reconvalescenten.

Frei werden die Gespräche des ersten Abends, nach der Art so manches folgenden, sich zwischen dem Bedeutenden und dem Kleinen, zwischen Tiefsinn und Heiterkeit bewegt haben: „ich rede gern von ernsthaften Dingen,“ schreibt Schiller, „von Geistesweben, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und dann leicht wieder auf Possen überspringen.“ Zumal von der Literatur ward eifrig gesprochen; und als sich zeigte, daß Schillers „Karlos“ hier noch nicht bekannt geworden, äußerte der Dichter herzlich, ohne Eitelkeit des Schriftstellers, den Wunsch, daß die Damen das Buch kennen lernen möchten. Als Schiller dann schied, sah er die Schwestern schon völlig mit den bewundernden Blicken seines Reisegefährten an: „Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geschmack bewundern,“ schrieb er, „denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte.“

Wolzogen begleitete Schiller nach Weimar, und manches vertrauliche Wort auf dem Heimritt noch mag den Schwestern gegolten haben; als dann Wolzogen abermals nach Rudolstadt ging, beschloß Schiller zu folgen, sobald ihm seine Arbeiten nur „auf einige Tage Luft“ ließen. Er sendete den „Karlos“ wie versprochen, und verschob nur ungern, im Drange der Geschäfte, seinen Besuch: „Dem nächsten Frühling sei es aufbehalten,“ schrieb er, „den schönsten meiner jetzigen Wünsche zu erfüllen.“ Inzwischen

ward er in der Neuen Gasse von Jemandem eifrig erwartet: „es war schon eine geheime Ahndung in meiner Seele," gestand Lotte später, „als du den Karlos an Wolzogen schicktest; ich behielt das Billet sorgfältig, denn ich weiß nicht, es freute mich so, und es war mir lieb, etwas von dir zu haben. Auch wartete ich so ängstlich den Sonntag, wie du versprochen hattest, her zu kommen; mit jedem Tritt, den ich hörte, dachte ich, du kämst, und es war mir nicht ganz recht, daß du ausbliebst."

Und nun fügte es sich, daß, als Schiller Rudolstadt fern bleiben mußte, Lotte nach Weimar kam: unerwartet und unverhofft sah er, auf einer Redoute gegen Ende des Januar, Lotte plötzlich vor sich stehen. Sie war bei Frau von Imhoff, der Schwester der Frau von Stein, abgestiegen, und Schiller, der selbst in diesem Hause eine Zeit lang gewohnt hatte, konnte sich dem neuen Gaste freundlich nähern: nicht in der Zwanglosigkeit von Rudolstadt freilich, sondern unter den beobachtenden Augen der Hofgesellschaft, zu welcher Lotte, nach den Wünschen ihrer Mutter, hinstreben sollte. Solche Absichten sah Schiller ungern genug, und eifrig suchte er seine eigene Anschauung vom Leben bei Hofe der Freundin mitzutheilen: „Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hofluft sich gefallen," schrieb er ihr in einem der kleinen, zuerst etwas geschraubten und reservirten, bald aber freier geformten Billets aus dieser Zeit. „Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe."

Unter Arbeit und Sorgen, unter den Freuden und Leiden werdender Neigung ging so der Winter zu Ende; und Lotte, von den Ihrigen heimgerufen, verließ Weimar wieder, am 6. April 1788. Obgleich die Trennung nur eine kurze war, und Schillers Absicht unerschüttert, den Sommer in Rudolstadt zu verbringen, sah er der Scheidenden mit bekümmertem Blick nach: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein," ruft er, „und ich fühle, daß Sie den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen." Er empfindet, daß er im Drange der Umstände alles das, was Lottens Umgang ihm hätte bieten können, nur wenig genutzt hat, und hofft auf schönere Tage, die nun bevorstehen: „Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen," sagt er, „wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird." Er genießt mit frisch erwachendem Natursinn den nahenden Lenz und hört im Weimarer „Stern" und „welschen Garten" die Nachtigallen lieblicher schlagen, denn je: „Der Frühling ist da," ruft er, „mit allen schönen Sachen die er mitbringt," und er sehnt sich nach den Bergen von Rudolstadt nur um so herzlicher hin. Endlich, am 18. Mai 1788, fand sein Begehren Erfüllung: er durfte „aufs Land fliegen" und eine von Lotte selbst gemiethete Wohnung im Dorfe Volkstädt beziehen. Eine schöne, hoffnungsreiche Zeit that sich vor ihm auf; frühlings-

haft wuchs in ihm ein neues Empfinden empor und schlug Wurzel in seiner Seele; und der Sommer von Volkstädt, mit seinem Hoffen und Verlangen, seinem stillen Sehnen und sanften Gewähren blieb unvergeßlich für alle Zeit in Schillers Leben.

II.

Geht man vom Rudolstädter Damm aus, der kastanienüberwölbten schmalen Allee am Ufer der Saale, den Fluß entlang, vorüber an den malerischen Schwarzpappeln und dem grünenden Laub, und folgt man, wo die Saale scharf nach links biegt, ihrem Laufe weiter, so gelangt man auf einem freien Fußpfade, den Kornfelder und Gärten zur Rechten begleiten, in die ländliche Stille von Volkstädt. Gleich am Eingang des Dorfes, der alten Kirche gegenüber, erhebt sich das Schillerhaus, einst dem Cantor Unbehaun zugehörig, und als eine heitere und reinliche Wohnung dem Dichter lieb. Die nahen Hügel, sanft emporsteigend vom Fluß, boten die lieblichste Aussicht dar: auf die Stadt drüben, mit ihrem langgestreckten massigen Schloß auf der Höhe, und in das weite Thalrund, mit seinem schönen Wechsel von lichten und bewaldeten Gipfeln, von blinkenden Dörfern und bunten Wiesen. Und so eifrig ist Schiller diese Pfade einst geschritten, daß in der Erinnerung der Dorfleute der fremde, gelehrte Mann, der mit geisterhaft blassem Antlitz und gütigem Blick unter ihnen wandelte, lange noch fortlebte, und daß bis diesen Tag die „Schillerhöhe" von Volkstädt das Gedenken an seinen Aufenthalt festhält.

Den liebsten Weg aber führten die Abendstunden den Dichter: hinüber, nach beschlossener Arbeit, in die Neue Gasse, die vornehm-stille Straße unterhalb des Schloßberges, wo in zwei Nachbarhäusern die Damen Lengefeld und Beulwitz harrten, und wo im großen Garten der chère mère der pappelumpflanzte grüne Pavillon lockte, in dem man Thee trinken und trauliche Gespräche führen konnte. Oder man gab sich Rendezvous an den freundlichen Orten und Plätzen vor der Stadt und trank den Kaffee, an schönen Nachmittagen, im Baumgarten, in Schaale und Kumbach. Oft auch traf Schiller schon auf der Hälfte des Weges die Schwestern, an jener „schönen Ecke," wo sich die Saale biegt und ein Waldbach ihr zufließt, von Bäumen in heimlicher Enge umschlossen; während die Sonne schon halb hinter dem Berge stand und die anmuthige Landschaft in sanfte Abendfarben sich kleidete, erwarteten ihn Lotte und Caroline, auf der kleinen Brücke der Schaale, und ein heiteres Leben erschloß sich ihnen nun: „wie zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde wandelte man," sagt Caroline; „wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem leichteren Elemente der Freiheit erfreuen, so war uns zu Muthe." Und Schiller selbst bekannte, wie mit zarten Geweben diese Gegend an sein Herz geknüpft sei: „soviele idealische Gefühle habe ich

darin niedergelegt, und in den schönen Schimmer, der von euch ausfloß, kleideten sich mir der Himmel und die Erde."

Die Schwestern gemeinsam redete Schiller hier an; und in dieser ganzen Zeit ward es ihm natürlich, Lotte und Caroline, den Unzertrennlichen, auch seine Empfindungen ungetheilt zu schenken. Hatte in Weimar seine Neigung nur Lotten gegolten, so wußten jetzt Carolinens Geist und gewandte Formen ihn unvermerkt in eine Doppelneigung hinüberzuleiten, deren Gefahren Schiller nicht erkannte: mit unbefangener Wärme umfaßte sein Gefühl beide Schwestern. Auch Caroline schien die Gefahr dieser Neigung nicht wahrnehmen zu wollen; denn statt daß sie, die Weltkundigste unter den Dreien, Schillers Gefühl vor Verwirrung bewahrte, wendete sie nun auch ihm ihre Herzensfreundschaft unbedenklich zu: „Ihr Umgang war das Element meines besseren Lebens," so schreibt sie dem Dichter, „kein anderer kann mir das je sein"; und unerschöpflich ist sie, in immer neuen Worten sein Interesse zu halten. Erst als sie die Briefe dieser Zeit der Oeffentlichkeit übergab, sah sie ihr Verhältniß plötzlich in anderem Licht, und eifrig zeigt sie sich nun bemüht, die Spuren jener Doppelneigung zu verwischen: wo Schiller „Caroline" sagt, läßt sie ihn „Lotte" sagen, statt des Duals setzt sie den Singular ein.

Lotte scheint diese Lage der Dinge zunächst ruhig getragen zu haben und sie gewöhnte sich nun, gemeinsam mit der Schwester Schillers Verehrung zu empfangen; ihrer Güte wird geläufig, von Caroline und sich zugleich in den Briefen zu reden, während diese zumeist, ihrer Natur folgend, allein ihr Ich bedenkt. Schreibt Lotte etwa dem Freunde: „Es ist recht lange, daß wir nichts von Ihnen hörten und wir sind begierig wie es Ihnen geht," so heißt es bei Caroline: „lieber Freund, ich sehne mich sehr nach Nachricht von Ihnen"; und noch am Vorabend der Werbung, als Lotte fragt: „Ich weiß nicht, ob Sie unsere Briefe erhalten haben, ich hoffe wir sehen uns hier," ruft Caroline aus: „ich darf Sie also erwarten, die Hoffnung schon macht mir die Tage werther." Dem geistigen Streben Schillers folgen beide Schwestern theilnehmend, aber Carolinens Interesse giebt sich oft in einschmeichelnden Wendungen, wo Lotte mit einfacher Herzlichkeit spricht; Caroline schraubt sich und philosophirt, wo Lotte empfindet. Harmlos erzählt sie etwa dem Freunde, der ihr die „niederländische Rebellion" gebracht, wie sie die Nacht von Wilhelm von Oranien geträumt; sie wünscht, bald in Julius Briefen an Raphael lesen zu können, und mischt, mit einer Caroline fremden Einfachheit, auch die Sorge um das leibliche Wohl in die geistigen Betrachtungen ein: sie begleitet Schiller in sorgenden Gedanken, wenn er bei Wind und nächtigem Dunkel in sein Dorf heimkehrt, sie sendet dem Erkrankten Blumen zum Gruß und ladet ihn auf Klöße zu Mittag ein: „Sie brauchen dabei die Zähne nicht anzugreifen."

Schon wenige Tage nach seinem Einzug in Volkstädt hatte ein heftiger Katarrh den von Stubenluft verwöhnten, übereifrigen Arbeiter

befallen, und er störte ihm den lieben Verkehr auch in der Folge gar häufig. Sein Kopf ist dann „heillos beschaffen", die Arbeit stockt, und alle Pläne werden aufgehalten. Allein die oft gehemmte Arbeit in Bewegung zu setzen, fand Schiller nun das angenehmste Mittel sich aus; er verlegte sein Studium in einen Raum, wo gute Geister ihn umgaben: in Lottens Stübchen. Die Geliebte räumt es ihm oftmals ein, zum Zeichen, daß er „nicht fremd" bei ihnen sei: „Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch," schrieb sie, „es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben." Immer näher kommt er so den Schwestern, und er empfindet allmählich selbst die knappe halbe Stunde, welche Volkstädt von Rudolstadt trennt, als zu lang: darum zog er, unter Berufung auf das üble Wetter, die kalten Abende und seinen Katarrh, Mitte August nach Rudolstadt hinein, in die Nähe der Neuen Gasse. „Mein Logis hätte gar keinen Fehler," schreibt er an Lotte, „wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß ein Mensch es wüßte." Unermüdlich ist er jetzt, in kaum verhüllten Worten wie diese, sein Gefühl auszusprechen, alles Milde, Innige, Zarte, das zutiefst in seiner Seele ruht, bringt diese Neigung herauf, und doch läßt ein zagender, befangener Sinn und die Selbstquälerei der Liebe ihn das letzte Wort nicht wagen: „ich möchte Ihnen oft so viel sagen," schreibt er an Lotte, „und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt." Eines Abends nur, als zwischen Lotte und ihrer Mutter „ein Auftritt vorgefallen" und Schiller die Betrübte mit sanfter Herzlichkeit tröstete, drückte Lotte, der sonst geübten Zurückhaltung vergessend, ihm in tiefer Bewegung die Hand; Schiller glaubte ihre Neigung offen daliegen zu sehen und schien das lösende Wort finden zu wollen — als plötzlich, sehr zur Unzeit, Caroline ins Zimmer kam, und die halb schon geöffneten Lippen sich wieder scheu verschlossen.

Aber wenn auch Schiller sein Geheimniß noch wahrte, er blieb doch der vertrauteste Freund der Schwestern, ihr Rath und ihre Hilfe allezeit. Als Lotte krank wird, heitert er sie durch seine Güte und freundliche Laune auf; er lernt, als ein Hausgenosse, mit der Katze Toutou und dem Hunde Grigri umgehen; er neckt sich mit den Schwestern um des thüringischen und des schwäbischen Dialekts willen und um kleiner menschlicher Schwächen, und Spitznamen werden gefunden: Caroline wird die „Bequemlichkeit", Lotte die „Weisheit", auch die „Decenz," weil sie auf Sitte ängstlicher sah. Und auch Schiller fängt nun an, muthiger im Schreiben als im Reden, Lotte vertraulich mit dem Vornamen anzusprechen, ja ein „freundliches Lolochen" wagt sich in die Feder, während Schiller selbst, wie seiner Sache doch nicht ganz gewiß, sich unterschreibt: „Ihr Fr."

Was die chère mère zu diesem nahen Verkehr eines jungen Bürger-

lichen mit der künftigen Hofdame meinte, erfahren wir nicht; aber wenn Lotte nun, im Laufe des September und October, dies Zusammensein durch kleine Reisen, nach Jena, nach Kochberg zu Frau von Stein, unterbricht, so liegt es nahe, den Einfluß der Mutter hier zu erkennen. Denn weder Schiller noch Lotten ward gut bei diesen Trennungen; und trübselig schritt der Gast der Charlotte Stein im „dunklen Gang am Wasser" einsam daher, in die Schriften des Freundes ganz versenkt: „ich wäre wohl hier," schreibt Lotte am 1. September, „wenn ich nicht das Gefühl daß Sie eben in Rudolstadt sind, hätte, und daß ich manche schöne Stunde versäume"; und Schiller antwortet, getröstet und tröstlich: „Ihre Billets haben mir einen recht schönen Morgen gemacht. Könnt' ich zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen!" Er fügt hinzu, aus einer echt Schillerschen Empfindung heraus: „ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Zirkel reißen will."

Schillers Beschäftigung in dieser Zeit galt meist dem Homer und den alten Dramatikern; und wie Alles, was ihn erfüllte, trug er auch die Resultate dieses Studiums den Schwestern zu, die es begeistert aufnahmen: „die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern," so erzählt Caroline, „vollendete die Gestaltung unseres Kunstsinnes; daß das Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für Schillers eigenen Geist wurde, ist nicht zu verkennen. Er wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens abgeneigter. Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden für uns alle." Was Caroline hier, aus später Erinnerung rückschauend, ausgesprochen, das bestätigt Schillers eigene Empfindung im Augenblick des Erlebens; und er zieht die Summe dieser Tage, als er an seinen Freund Körner schreibt: „Mein hiesiger Aufenthalt hat mich mir selbst zurückgegeben und einen wohlthätigen Einfluß auf mein inneres Wesen gehabt. Ich werde immer mehr und mehr kleinen Verhältnissen absterben, daß ich die ganze Kraft meines Wesens rette und genieße. Ich sehe diesem Winter mit Heiterkeit entgegen, bringe einen ruhigen Geist und einen männlichen Vorsatz nach Weimar mit, davon Du bald die Früchte sehen wirst." Daß die Rudolstädter Zeit mehr innerlich als äußerlich fruchtbar war, muß Schiller freilich zugestehen; der Nachbar Lottens und Carolinens kann sich seiner Arbeitsamkeit nicht rühmen, er hat vielerlei begonnen und wenig vollendet, und mahnend meldet Geldnoth sich an.

Inzwischen war aus dem Sommer Herbst geworden; Sturm und Regen und fallendes Laub zeigten das Ende der Ferienzeit trübselig an; doch Schiller, unfähig den Gedanken der Trennung zu fassen, verschiebt

die Abreise auch jetzt noch und setzt zuletzt, um nur einen neuen Aufschub zu gewinnen, seinen Geburtstag, den 10. November, als den Endpunkt des ausgedehntesten Sommeraufenthaltes fest. „Er ist hin, dieser schöne Sommer," ruft er Lotten zu, „und viele meiner Freuden mit ihm! Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft." Dann wieder schreibt er, mit besserer Zuversicht: „Nein, gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist; er hat unsere Herzen mit schönen seligen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert. Lassen Sie uns der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben." Er empfängt zum Andenken eine Zeichnung Lottens und eine Vase, und giebt den Freundinnen, am Tage vor seinem Geburtsfest, die schönste Gabe zurück: den ersten Entwurf des Gedichtes, in welchem die läuternde Wirkung der Rudolstädter Zeit sich lebendig zusammenfaßt „Die Künstler". Die Theilnahme der Schwestern an seinem Werk erfreut ihn herzlich, gesteht er: „es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen ist, die aus dem Innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie — und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig." Wieder empfindet er schmerzlich, daß er Lotte viel, gar viel, und doch nicht Alles gesagt hat, wovon sein Herz bis zum Zerspringen voll ist, und er getröstet sich nur gezwungen mit der Zukunft: „wenn nur der gelegte Grund fest und massiv ist, so wird die liebe, wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen." Er erhält am 10. November, schon am frühen Morgen, Lottens Gratulation und einen Geburtstagsstrauß und bringt den Nachmittag und den Abend in ernster Stimmung mit den Schwestern zu. Was Lotte ihm geschrieben, hatte sein innerstes Empfinden aufgerührt: „Ich muß Ihnen, und sollten es nur zwei Worte sein, doch meinen warmen Glückwunsch sagen, lieber Freund. Es ist ein Tag heute, der mir willkommen ist, denn er gab uns einen Freund, den ich schätze und dessen Freundschaft einen schönen Glanz um mein Dasein webt. Lassen Sie die liebliche Blüthe unserer Freundschaft immer schön blühen und kein rauher Hauch sie verwehen! Adieu, adieu. Wir sehen uns bald! Ich freute mich heut schon beim Erwachen, daß Sie noch mit uns sind. Lotte." Obgleich Schiller die Schwestern in wenig Stunden sehen sollte, erwiderte er doch sogleich: „Dank Ihnen beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geschehen kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich so gut wie gar nicht auf der Welt — und jetzt sollte mir es schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute! So ist unsere Freundschaft unzerstörbar wie unser Wesen!"

Der zehnte November sollte der letzte Tag sein, den Schiller mit den

Freundinnen verbrachte: zwar er selbst bestimmte noch immer seine Abreise nicht, aber nun sprach Caroline, gedrängt von der Mutter vielleicht, das entscheidende Wort und theilte Schiller mit, am 11. November: daß sie schon den folgenden Morgen zu ihrer Freundin Fräulein von Dacheröden nach Erfurt reisen würden. In der That, es war Scheidenszeit: denn schon munkelte man in Weimar von den besonderen Gründen, die den späten Sommergast noch festhielten, und auch in Rudolstadt regte sich der Klatsch. „Sie mischen mir da Süßes und Bittres so durcheinander," erwiderte Schiller, „daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer Freundschaft mich rührt, als die deutliche Vorstellung unserer Trennung mich niederschlägt." Wie nahe ihm der Abschied geht, zeigt der Dichter durch die betrübte Bitte, die Schwestern lieber gar nicht mehr begrüßen zu dürfen: „besser wir haben uns gestern für einige Monate zum letzen Mal gesehen." Er verspricht, ihnen durch fleißiges Schreiben stets nahe zu bleiben, und bittet, auch ihm von dem „Gang ihrer Seelen" Nachricht zu geben; und er faßt sein Empfinden ein letztes Mal zusammen in die Worte: „Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat. Ewig Ihr Schiller."

So rüstete man denn hüben und drüben zur Reise; am Abend aber, um 11 Uhr, setzte sich Lotte abermals, nachdem Alles für die Fahrt geordnet war, an den Schreibtisch und schrieb in der Stille der Nacht mit eifriger Feder: „So sind wir denn wirklich getrennt! Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! Gute Nacht! Leben Sie so wohl, als ich's wünsche, denken Sie gern meiner und oft. Adieu! adieu! Lotte." Und noch am andern Morgen drängt es sie, im Widerstreit von mädchenhafter Scheu und dem Wunsche nach Entscheidung, ein allerletztes Wort zu sagen, und sie ruft: „Noch einen schönen freundlichen guten Morgen von mir; leben Sie noch ein Mal wohl und vergessen uns nicht; doch nein, das werden Sie nicht. Adieu! adieu! Mir ist heut früh, als sähen wir uns bald wieder!"

Während er schon den Wagen herauffahren sah, der die Schwestern ihm entführen sollte, trieb es Schiller an, auf diese Zeilen zu erwidern: und auch er sucht das Trennungsweh zu betäuben durch die frohe Hoffnung auf ein neues Sehen: „Beste Freundinnen, die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Ja meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde." Doch im Innern sah es trüber aus, und er gestand ein Jahr darauf: „Unser Abschied vorigen November wirkte tief auf meine Seele, und das Billet,

das ihr mir damals schriebt, hat mir Thränen ausgepreßt. Es war mir schrecklich, als ich mich zur Reise anschickte, alle meine Hoffnungen waren nicht viel weiter, als im Anfang des Sommers und die ganze Aussicht meiner Liebe schien wieder verfinstert zu sein." Und auch Lotte gedenkt dieser Zeit noch spät: „Die erste Trennung von Dir vergesse ich nie!" schreibt sie, „wie unbestimmt, ungewiß war da Alles! Ich war so vorbereitet auf lauter traurige Ereignisse, daß ich mein Leben nicht achtete!"

Die Straße nach Erfurt und die nach Weimar liefen noch eine Strecke weit zusammen, und erst bei Teichröden trennten sich die Wege; so hofften die Reisenden, ein jeder an seinem Theil, den Wagen des andern noch anzutreffen, und oft blickte Schiller nach den Schwestern zurück, eifrig schaute Lotte nach Schiller aus. Als man aber den Kreuzungspunkt überschritten, ohne daß eine letzte Begegnung erfolgt wäre, als jeder Fußbreit Weges die Liebenden weiter von einander führte, und die untergehende Sonne die Stunde ankündigte, welche die Freunde zusammengebracht hatte, bis nun — da fiel die schmerzliche Erkenntniß Allen aufs Herz, daß die Tage von Volkstädt und Rudolstadt, mit ihrem Zauber und frühlingshaften Duft, mit ihrem Liebesglanz und milden Geistesweben, verklungen waren und verrauscht für immer.

III.

Unter den Vorsätzen, welche Schiller nach Weimar zurückbrachte, war der oberste dieser: von Menschen fern, ein arbeitsreiches Leben zu leben. „Ihre Briefe," schreibt er an Lotte und Caroline, „vertreten jetzt bei mir die Stelle des menschlichen Geschlechts, von dem ich diese Woche über ganz getrennt gewesen bin."

Gleich am Tage nach seiner Abreise richtete Schiller herzliche Worte an die Schwestern: er schildert, wie sein Herz in Rudolstadt nur lebt, im Gedenken vergangener Tage, und wie er ein Zusammensein im künftigen Sommer schon jetzt eifrig plant: „Seien Sie mir tausendmal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele", ruft er aus. Die Schwestern erwiderten auf solche Worte, verschieden nach ihrer Art: Lotte mit weiblicher Zurückhaltung, die nur in unwillkürlichen Wendungen einmal ihr Herz verräth; dagegen Caroline mit freiem Bekenntniß und voll den Ton aufnehmend, den Schiller angeschlagen. „Seien Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein theurer Freund," so schreibt sie. „Ach ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! So wie Sie hat es noch Niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren. O gutes Schicksal! nur Sie in unserer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt." So vielsagendes Geständniß, hat Lotte nicht zu wagen; aber sie spricht ihre Zuneigung sanfter aus liebenswürdiger, wenn sie sich zu Schiller hinversetzt, am Abend und am Morgen, wenn sie sich fragt, welche Sonne ihm scheine, und welcher

Wind ihm wehe, wie ihm gefallen möge, was sie beschäftigt, im Leben und in der Kunst. Sie führt ihn ein in ihre Existenz, in die Stimmung des Augenblicks, und schreibt in tagebuchartigen Aufzeichnungen, unmittelbar und ohne Zwang, nieder, was Kopf und Herz ihr bewegt; sie bricht ab, kommt zurück, erzählt und plaudert und breitet selbst ein Uebermaß von naiver Weltbetrachtung mit völliger Harmlosigkeit aus. Wie einen eben Dahingegangenen bedauert sie den sterbenden Cäsar: „freilich hätte er sich nicht zum König machen sollen; aber es war doch schade!"; allein ihre einmal gefaßte Meinung hält sie mit Entschiedenheit aufrecht, selbst Schiller gegenüber, und vertheidigt vor dem künftigen Dichter des „Tell" die Schweizer Helden mit eindringlicher Wärme: „Nennen Sie es nicht Férocité — bitte. Ich möchte rechte Beredsamkeit haben, und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen." Sie berechnet die zurückgelegte Zeit der Trennung mit liebender Genauigkeit und stellt fest, vierzehn Tage nach Schillers Scheiden, daß nun der zwölfte Theil jener Periode „oder vielleicht gar mehr" vorüber ist: „mir däucht es schon Wochen," sagt sie, „und mir ist's als hätte ich Ihnen so viel zu sagen, und doch ist nichts vorgefallen."

So freundliche Bekenntnisse immer von Neuem zu erwidern, zögert Schiller nicht: zart und wahr spricht er sein Empfinden aus, und in tausend anmuthige und scherzhafte Worte kleidet er treue Neigung gefällig ein. Der saumseligste der Correspondenten wird nun der fleißigste, der keinen Posttag ungenutzt läßt; er spricht herzlich zu Lotten, geistreich zu Carolinen, und wenn er auf das zwanglose Geplauder der einen liebevoll eingeht, so philosophirt er vor der andern „recht ins Gelag hinein" und schenkt ihrem metaphysischen Bedürfniß neuen Redestoff. An der schwesterlichen Uebereinstimmung der Beiden erfreut er sich mit naivem Egoismus: „Ihre beiderseitige gute Harmonie," so schreibt er an Lotte, „ist ein schöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie sie sich selbst vereinigt haben. Möchte das Schicksal Sie beide nie weit auseinanderführen. Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide, entbehren müßte."

Aber ein neues Thema sollte der Correspondenz nun im Laufe des Decembers zugeführt werden: Schillers Ernennung zum Professor. Unerwartet schnell hatten seine Absichten auf eine Lehrstelle in Jena sich verwirklicht, und der vor der vollendeten Thatsache stehende Dichter glaubte zu spät zu erkennen: daß er sich habe übertölpeln lassen. „Eine seiner schönsten Hoffnungen" richtet diese Ernennung zu Grunde, so klagt der Dichter; die Aussicht, den Sommer von Volkstädt und Rudolstadt zu erneuen. Unabhängigkeit, die goldene Freiheit des Poeten, Alles sieht er dahinschwinden: „und dies soll mir ein heilloser Catheder ersetzen!" Und weiß nicht mancher Student vielleicht mehr Geschichte als der Herr Professor? Und werden die Collegen den neuen Ankömmling aus dem

literarischen Reich willkommen heißen? „Ich bin doch eigentlich nicht für das Volk gemacht!" ruft Schiller aus; „indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand."

Aber auch eine gute Seite hat die Jenenser Professur, erkennt Schiller; sie bringt ihn in die Nachbarschaft von Rudolstadt. Eifrig nehmen die Schwestern dieses Thema auf, und beglückt sieht Lotte alle weiterführenden Pläne nun zu nichte werden, und den Freund an ihrer lieben Saale sich niederlassen; sie hofft, daß er die schöne Straße zu ihnen hin oft zurücklegen werde, und daß man sich auch auf halbem Wege werde Stelldichein geben können: „der Gedanke, daß Sie doch nur so wenige Stunden von uns leben, macht mir gar viel Freude. Wenn wir in den Schatten der hohen Linden herumgehen, und die blaue Saale mit unseren Augen verfolgen, werden wir uns noch einmal so gern bei Jena verweilen. Die Gegend ist mir noch immer gegenwärtig, die Berge haben so schöne Formen so leicht und luftig; und ich will einmal unphilosophisch sein, auch die gute Pfirsich und Weinbeere sind gar nicht übel." Daß der Dichter nun zu einer bürgerlichen Respectsperson wird, will Lotten nicht gleich eingehen, und doch macht ihr der neue Titel Freude: „Leben Sie wohl, Herr Professor," ruft sie, „es macht mir so einen Spaß, Sie so zu nennen." Feierlicher, mit mehr Aufwand von Geist und Reflexion begrüßt Caroline die Ernennung: „es giebt mir eine so liebliche lichte Aussicht in's Leben," schreibt sie, „Sie mir in unserer Nähe fixirt zu denken. Lassen Sie sich's nicht reuen, an dieses kleine Plätzchen Welt nun fester angeheftet zu sein. Ach unsere eigentliche wahre Welt ist doch nur da, wo bleibender Antheil und Liebe unser Herz beleben! Als eine Erscheinung zerfließt man ohne jene, im Meer der Erscheinungen um sich her!"

Mit dem Mai 1789 trat Schiller seine Professur in Jena an; eifriger denn je gingen nun die Briefe zwischen ihm und den Schwestern hin und her, und Pläne wurden geschmiedet, zu Besuchen und Stelldichein. Im Juni ist Schiller in Rudolstadt, im Juli sind die Schwestern in Jena; aber beide Mal kommt es nur zu kurzem Beisammensein, und die Ungunst der Umstände läßt zumal in Jena Schillers Hoffnungen auf eine herzliche Aussprache völlig zu nichte zu werden. Die Rücksicht auf die Welt, auf die beobachtende Kleinstadt erlegte Zurückhaltung auf; und statt mit Lotte und Caroline allein zu bleiben, mußte Schiller sie zu Frau Griesbach entlassen, einer lebhaft auf Freundschaft dringenden Dame, die nun aller Bravheit zum Trotz den Liebenden als arger Störenfried erschien. Auch die Absicht der Schwestern, in Lobeda bei Jena Aufenthalt zu nehmen, um Schiller nahe zu sein, war durch die Einsprache der chère mère vereitelt worden, welche Gebote der Schicklichkeit verletzt fand; und so entstand in Schiller eine leidenschaftliche Erregung, die sich in den Briefen an Caroline und Lotte deutlich abspiegelt: es war die entscheidende Krisis in diesem Ver-

hältniß, welche zur Aussprache endlich führen sollte. „Wie glücklich wollte ich sein," ruft er Carolinen zu, „wenn die schönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie schreiben. Aber wie? Wie sollen sie in Erfüllung gehen, so lange die armseligsten Nichtigkeiten in einer gewissen Waage mehr gelten, als die entschiedenste Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen so sonderbar unter uns vertheilt, warum spannte er gerade das muthige Roß hinter den Wagen? Könnte ich gewisse Verhältnisse umkehren, so wäre der heroische Muth, den ich habe, an seiner rechten Stelle. Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist — aber ich verstehe mich recht gut. Habe ich etwas verwirrtes geschrieben, so zerreißen und ignorieren Sie diesen Brief. Ich war in einer sonderbaren Stimmung und diese möge mich bei Ihnen entschuldigen." Offenbar ist die gewisse Waage die Waage der Standesunterschiede, und Schiller wünscht, er könnte, als der Adlige, die Geliebte zu sich heraufheben, statt ihr das Opfer einer bürgerlichen Verbindung zuzumuthen zu müssen.

Aehnliches sprach Schiller gegen Lotte aus, und auch sie bat er um Verzeihung für den verwirrten Brief; aber wenn Lotte seine Stimmung nicht scheint gefaßt zu haben, so war Caroline klug genug, zu erkennen, daß die Stunde des Entschlusses nun da war, und sie half das lösende Wort sprechen: zu Anfang des August, als Schiller im Bade Lauchstädt eintraf, wo die Schwestern sich aufhielten, kam es zur Erklärung, „in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein mußte." Caroline war es, die in der Morgenfrühe „ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen brach" und Schiller zum Reden ermuthigte; doch auch jetzt wagte er die mündliche Werbung nicht und schrieb, in Lauchstädt noch oder auf der Reise nach Leipzig, die er am 3. August antrat, an Lotte diese Zeilen: „Ist es wahr Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Muth verließ mich immer. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte ich die schöne Harmonie unserer Freundschaft zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft . . . Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auferlegen könnte und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsere Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, und nichts, nichts die freie Mittheilung unserer Seelen stören. Leben Sie wohl theuerste Lotte. Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich

gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde."

Schiller hat in Leipzig eine Zusammenkunft mit Körner verabredet und beglückt eilte er nun dem ersten Wiedersehen mit dem Freunde entgegen, dem er das seligste Geheimniß zu offenbaren hatte. Noch am Abend seiner Ankunft schrieb er ein zweites Mal nach Lauchstädt, seine überströmende Freude auszusprechen: „Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute. O ich weiß nicht, wie mir ist. Dieser heutige Morgen bei Ihnen, dieser Abend bei meinem theuersten Freund, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben ist was er mir je gewesen — so viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens." Nur ganz kurz, mädchenhaft verschüchtert vor diesem Ansturm des Gefühls, erwiderte Lotte, sparsam im Ausdruck der Empfindung; und als ob die eigene Rede ihr versagte, wiederholt sie Schillers Worte und ruft: „Caroline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Der Gedanke zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch, meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Für heute nichts mehr. Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich unsern Körner zu sehen! und Sie lieber in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Adieu! ewig Ihre treue Lotte."

Nun kamen Lotte und Caroline auf einen Tag nach Leipzig, und lernten Körner und seine Damen kennen; Schiller begleitete die Schwestern zurück nach Lauchstädt und ging am 10. August nach Jena ab, nachdem über die nächste Zukunft Beschluß gefaßt worden. Die Verlobung sollte geheim bleiben, bis Schiller ein festes Gehalt erlangte; auch chère mère sollte nicht unterrichtet werden. „Die Zufriedenheit der guten Mutter," sagt Caroline, „hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnis."

So kehrte Schiller heim, ein Anderer, als er geschieden; aus den quälenden und drängenden Zweifeln der Leidenschaft zur Gewißheit des Besitzes erhoben, der glücklichste Bräutigam, Lottens und Carolinens geliebter Freund; und noch einmal ruft er es den Schwestern beseligt zu. „In einer neuen schöneren Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß ihr mein seid. Theure, liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir

entgegen trugst. Wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sich mir die ganze Natur überkleidet . . . Mein zeitliches und ewiges Leben ist an diesem einzigen Haare befestigt, und reißt dieses, so habe ich nichts mehr zu verlieren."

IV.

Die Liebe und die Freundschaft miteinander hatten Schiller an dem Tage, den er seinen glücklichsten nannte, gegrüßt; und als zwischen den Schwestern und seinem Körner ein neuer Bund gestiftet schien, sah er sich auf den Gipfel der Freundschaft erst gelangen. Eine himmlisch schöne Aussicht öffnete sich vor ihm, in diesem Kreis geliebter Menschen; gemeinsamer Wettlauf zum Edlen und Guten schien das Ziel, und ganz aus dem Geiste seiner Zeit sprach er in dem Briefe der Werbung das Wort: „Vortrefflichkeit der Seelen ist ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe."

Aber indem Schillers Gefühl Lotte und Caroline und Körner zugleich umschloß, stieg es über die Wirklichkeit schwärmend empor zu schönen Träumen; und die Entwickelung der nächsten Zeit schon sollte ihn aus dieser Weite der Empfindsamkeit zu still begrenzter, echter Neigung hinführen. Körner und die Schwestern Lengefeld einander näher zu bringen, wollte nicht glücken; denn nicht nur, daß die Dresdener Frauen vor dieser feineren Cultur befremdet dastanden, auch für den Freund kam der Entschluß Schillers und die Erscheinung Lottens und Carolinens allzu plötzlich, als daß sein ruhig abwägender Sinn dem Enthusiasmus des Bräutigams hätte genug thun können. Es gab eine Verstimmung und eine Abkühlung, die Schiller und Körner gleich bitter empfanden; zwar kamen die Dresdener Gäste auf acht Tage nach Jena und Weimar und wohnten bei Schiller, aber daß diese lange ersehnte Zusammenkunft sie mehr von einander entfernt, als näher verbunden hatte, ward beiden zu schmerzlicher Gewißheit; und lange noch tönt in der Correspondenz der Freunde, in der gekünstelten Unbefangenheit Schillers, in der ärgerlichen Kürze Körners, die Enttäuschung dieser Zeit nach.

So kehrt sein Empfinden in doppelter Stärke zu Lotte und Caroline zurück, und mit unbefangener Wärme, mit schwärmerischer Unbestimmtheit wendet es sich an Braut und Schwägerin zugleich. Aus der Hoffnung sehnt er sich nach Erfüllung, aus der Gegenwart träumt er sich in eine Zukunft, die ihn und die Schwestern untrennbar vereinen soll: „Im Gedanken an euch," ruft er, „verzehrt meine Seele all ihre glühenden Kräfte. Mein ganzes übriges Leben wird der Liebe gehören. Das Leben an eurem Herzen! Euch an dem meinigen! O ich verliere mich im Himmel all dieser Empfindungen. Die Mohamedaner kehren, wenn sie beten, ihr

Gesicht nach Mecca, ich werde mir einen Catheder anschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann, denn dort ist meine Religion und mein Prophet. Gute Nacht ihr Lieben." Lotte versucht tapfer, auf diese Sprache einzugehen, wie seltsam ihr dabei auch zu Muthe sein mag: „Gewiß werden wir es nie bereuen," ruft sie, „alles Glück unseres Lebens auf deine Liebe gesetzt zu haben." In welchem Tone Caroline Schillers Empfindung erwidert hat, erfahren wir nicht; denn ihre Briefe aus dieser Bräutigamszeit, die Briefe zwischen dem Dichter und seiner Schwägerin sind durch Schillers Tochter, Frau von Gleichen, zum größten Theil vernichtet worden; sie, sonst die getreueste Bewahrerin und Mehrerin der ererbten Documente, glaubte diese Correspondenz vor der Oeffentlichkeit bewahren zu müssen. Nur aus spärlichen Resten erkennen wir die Grenzverwirrung von Liebe und Seelenfreundschaft, von den Bräutigamsrechten vor der einen und der andern Schwester, wenn Schiller etwa schreibt: „Meine theure Caroline, ich kann dir nicht sagen, nicht Worte dazu finden, wie meine Seele dich umfaßt. Alle meine Gedanken umschlingen dich, und könnte ich nur, in welcher Gestalt es auch sei — wäre es nur mit diesem Herzen — um dich wohnen. Adieu lieber Engel. Leb wohl." Wieviel in diesen ganz individuell klingenden Bekenntnissen dem typischen Empfinden der Zeit doch angehört, macht die Betrachtung offenbar, daß in nächster Nähe Schillers der Dichter der „Stella" damals lebte, der die Sage vom Grafen von Gleichen und den zwei Frauen zu erneuen gewagt.

Schiller hatte kaum die Vorlesungen seines ersten Semesters geendigt, als er auch schon, am 18. September, in Rudolstadt eintraf; fünf Wochen verbrachte er in der Nähe der Schwestern und nahm von Neuem Wohnung beim Cantor von Volkstädt. Nur die Ungewißheit und das Geheimniß, welches noch auf dem Verhältniß lastete, störte die Freuden dieser Zeit; und die Frage, wann er Lotte in die Ehe werde führen können, bedrückte Schiller zumal, der vor der Einsamkeit in Jena zurückscheute, und der mit sehnendem Verlangen sein Glück ganz zu umschließen strebte. Tausend Pläne wurden geschmiedet, von Schiller und den Schwestern um die Wette, eine Existenz zu begründen: „Städte, Länder und Verhältnisse," sagt Caroline, „die nur der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladins Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus." Während aber die drei Liebenden über ihr künftiges Leben also beriethen, saß chère mère nichts ahnend eben auf dem Schlosse, Prinzessinnen erziehend und ihre berühmten „schönen Gelées" bereitend.

Aber wie selige Stunden das Zusammensein auch gebracht hatte, in Lotte hatte es Gefühle des Zweifels und der Angst dennoch zurückgelassen: vergebens suchte ihr einfacher Sinn in diese Doppelbrautschaft sich zu schicken. Noch ein halbes Jahr zuvor, im Frühjahr 1789, hatte sie scherzend

an Fritz von Stein, den Sohn ihrer Freundin, geschrieben: „Sehen Sie, daß unser Geschlecht recht gut ist, denn wir glauben, daß es wahr sein könne, daß ein Mann existirt habe, der zwei Frauen so lieben kann, und der der ersten Geliebten doch immer getreu geblieben ist, wie Graf Gleichen"; aber nun empfand sie, in den nämlichen Zwiespalt gestellt, den schmerzlichen Ernst der Lage dennoch, und es drängte sie zu vertraulicher Aussprache unwiderstehlich hin. Nicht dem Bräutigam und nicht der Schwester aber öffnete sie ihr Herz; eher will sie sich selber opfern für das Glück Carolinens, so träumt die still Duldende, als daß sie die liebsten Menschen aus einer Empfindung aufstöre, die ihnen Alles bedeutet. Caroline von Dacheröden, die Freundin der Schwestern, wird Lottens Vertraute, und bei ihr findet Schillers Braut das feinste und liebendste Verständniß. „Dank daß du das Schweigen gebrochen," schreibt ihr Fräulein von Dacheröden, „vielleicht ist es nur anscheinend so verworren, meine Schwester, und ein neues, lieblicheres Licht wird in deiner Seele nach dieser Dämmerung aufgehen. Es ist eine kranke Vorstellung, meine Liebe, daß es Schiller je weh thun könnte, dich gewählt zu haben, die leiseste Ahndung dieses Gedankens würde ihn gewiß sehr schmerzen, und die Blüthen seines Geistes zerknicken, wenn sie sich schöner vor Carolinen zu entfalten strebten. Sein heiliges Herz umfaßt euch beide, vermischt euch und doch steht ihr wieder allein und verschieden in seiner Seele, jede in schöner eigener Grazie." Caroline Dacheröden konnte mit so viel Verständniß diese Herzenswirren durchschauen, weil sie selbst mit ähnlicher Doppelneigung vor zwei Bewerbern dastand, vor Karl von La Roche und Wilhelm von Humboldt: „Müßte mein Herz nicht aufgerieben werden," sagt sie, „wenn ich anders fühlte, ist mein Verhältniß nicht mit ihnen gerade dasselbe, wie das von Schiller gegen dich und Linen, und keiner von ihnen fühlt eine Leere."

Doch Lottens Zweifel dauerten fort, wie das Verhältniß, dem sie entsprangen; und wenn es dem Zureden der Freundin gelungen war, sie zu beschwichtigen, so rief Schillers schwärmerische Herzlichkeit sie immer von Neuem wach. Mit zagender Vorsicht, andeutend nur und unbestimmt, wendete sich Lotte nun an den Geliebten; sie warf das Geständniß hin, daß sie für sein Glück ihr eigenes opfern würde und rief: „ich könnte meine Liebe, oder besser mein Leben (denn dies kann ich nicht mehr trennen) hingeben, um dir ein ungestörtes Leben zu verschaffen. Dein Glück, deine Ruhe sind mir das heiligste, was ich kenne." Und sie verlegte, was sie in der Gegenwart beschäftigte, in die Vergangenheit zurück und schrieb: „Bei deinem Aufenthalt unter uns voriges Jahr kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich selbst an, und der Gedanke, daß dir Caroline mehr sein könnte als ich." Schiller antwortete mit voller Naivetät, seines Gefühles ganz sicher und dasjenige der Braut verkennend, daß ihre Liebe keiner ängstlichen Wachsamkeit bedürfe. „Wie könnte ich mich zwischen

euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele mächtig bleiben, wenn mein Gefühl für euch beide, für jedes von euch, nicht die süße Sicherheit hätte, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch, und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolz scheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden wiederscheint aus verschiedenen Spiegeln." Und sein Verhältniß zur älteren und zur jüngeren Schwester unbefangen umschreibend, sagt er: „Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Seele entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen." Sein Frauenideal, Lotten zum Trost, ist so das gleiche, wie in jungen Tagen: die knospende Jugend, nicht die Reife der Frau; und noch jetzt wünscht er, ungeachtet aller schwärmenden Hingebung, zur Gefährtin sich diejenige nur, welche „unsern Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam an unsere Launen schmiegt."

Inzwischen ging der Briefwechsel mit Fräulein von Dacheröden fort, und die Freundin wußte zuletzt keinen andern Rath für Lotte, als den einer völlig offenen Aussprache mit Schiller. Es beunruhigte Lotte, daß ihre Schwester es allgemach richtiger fand, wenn sie einander Schillers Briefe nicht mehr mittheilten; und es war nur ein leidiger Trost, den ihr Fräulein von Dacheröden gab mit den Worten: „Caroline hat Recht, wenn sie gegen die Mittheilung der Briefe unter euch ist, man ist freier noch in der Gewißheit, daß man nur für Eine schreibt." Besser trifft die Freundin das Rechte, wenn sie Lottens empfindsamen Opferwillen mit kluger Mahnung beschwichtigt: „Es ist ein Gedanke, werth in deinem schönen Herzen geboren zu sein," sagt sie, „Schiller und Line zusammen zu verbinden, aber Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unserer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube du könntest es vollbringen, eben so gewiß aber bin ich auch, daß du in dieser Handlung alle Kräfte deines Wesens erschöpftest — du würdest dich aufreiben. Und Line und Schiller, sie, die dich mit so unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubst du daß sie glücklich sein könnten durch solch ein Opfer? Ach Lotte der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz." Unter so sanfter Zurede, und unter der Wirkung eines erneuten Wiedersehens mit dem Geliebten fand Lotte den Frieden zurück, und Schiller erfuhr nichts von all diesen Kämpfen und Zweifeln: „O ich ahnte längst, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke sein würde," rief die

Freundin beglückt, „nun es so ist, hast du Recht Schiller nichts zu sagen; es ist ein sehr erhebendes Gefühl, viel über sich selbst vermocht zu haben."

Lotte und Caroline waren, mit dem Anfang December, zu längerem Aufenthalt nach Weimar gekommen und hatten den Weg über Jena genommen, Schiller zu begrüßen; er begleitete die Geliebten ein Stück des Weges in die Mondnacht hinein, und oft und oft ritt er nun nach Weimar hinüber, um am Wochenschluß sich für Collegienplagen Entschädigung zu holen. Nun endlich erhielt Caroline, als die Welterfahrene, die Diplomatin, den Auftrag, Frau von Lengefeld das Geheimniß der Verlobung zu enthüllen: Mitte December geht der Brief an chère mère ab, bei dem die Empfängerin, nach ihrer Gewohnheit, vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe wird zusammengeschlagen haben. Schiller selbst warb darauf mit liebenswürdig-klugen Worten bei Frau von Lengefeld und empfing, eben vor dem Weihnachtsfest, als schönste Christgabe ihre Zustimmung: „Ja ich will Ihnen das beste und liebste was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen geben," schrieb sie. „Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen, und Ihre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes und dieses allein suche ich."

Hart genug hatte die Ungewißheit dieser Zeit den einsam mit seinem Geheimniß Dahinlebenden bedrückt, und endlos schienen sich die Wochen zu dehnen, die auch jetzt noch den Bräutigam von seinem Glücke trennten. Die Heftigkeit seines Begehrens, dieses Bangen und Verlangen nach den entfernten Lieben nimmt den Dichter völlig hin, und nur in der Zukunft noch, die ihm Erfüllung seiner Wünsche verheißt, lebt Schiller. Sehnsucht allein ist das Beharrende in seiner Seele, die von wechselnden Stimmungen erfüllt wird: auf Zuversicht folgt plötzlich Trübsinn, auf heiteres Erwarten des Kommenden verzweifelte Ungeduld. Von jeder Regung seines Gefühls aber werden die Schwestern getreu unterrichtet, sie nehmen Theil an seiner Melancholie, wie an seinem Glück, sie sprechen dem Trauernden Muth ein und sind fröhlich mit dem Fröhlichen. Als Lotte und Caroline in Weimar dem Dichter näher gekommen sind, als Schiller fast jede Woche die Geliebte sprechen kann, da wird ihre Correspondenz nicht sparsamer, nur reger noch; und Lottes liebste Lectüre ist nun der Postzettel, auf dem sie die Ankunftszeit der Briefe genau verzeichnet findet. Jeden Augenblick zu fragen, was der Andere jetzt mache, immer von Neuem das Geständniß treuer Neigung auszusprechen, treibt es Schiller und treibt es Lotten an; aus der Gegenwart ihrer Liebe zieht es sie zurück in die Werdezeit, und beglückt empfindet Lotte, wie viel anders doch nun Alles ist, als sonst: „denn ich kann dir nun sagen, wie ich dich liebe. Mir erscheinst du immer im gleichen Lichte, warm und treu stünde dein Bild vor meiner Seele, wenn auch Niemand deinen Werth kennte, ich liebe dich um dein selbst." Aber wenn Lottens Mädchenhaftigkeit in der Gegenwart beseligt ruht, im Hoffen und Gedenken, so kämpft im Manne heftiger die Leidenschaft, und er ruft: „Wann werde

ich endlich in ganz ungemischten Zügen das Glück unserer Liebe in mich trinken? Noch nie fand sich in meiner Seele so viel Freude und Leiden zusammen. Die Liebe und die Hoffnung geben mir ein erhöhtes, schöneres Dasein, aber die Furcht zeigt mir Hindernisse, Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Ich könnte nicht lange mehr von euch beiden getrennt sein. Ich ertrüge es nicht. Im Gedanken an euch, in der rastlosen Sehnsucht nach euch verzehrt meine Seele all ihre glühenden Kräfte." Dann wieder sucht der Bräutigam sein Empfinden zu mäßigen, schön beherrschte, innige Worte spricht er, und dem Geiste seiner Zeit folgend wie dem Zuge der eigenen Seele ruft er die ethischen Mächte an, heftige Affecte abzudämpfen: „Ja eine schöne Harmonie soll unser Leben sein, und mit immer neuen Freuden sollen sich unsere Herzen überraschen. Unerschöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe, und die unsrige glüht in dem ewigen schönen Feuer einer immer mehr sich veredelnden Seele."

Schiller und die Schwestern konnten ihre Liebe in dem Glück eines zweiten Brautpaares damals bespiegeln, dem ihre freundschaftliche Theilnahme gehörte: nach manchen Schwankungen der Empfindung hatte Fräulein von Dacheröden zwischen ihren beiden Bewerbern entschieden und Wilhelm von Humboldt ihre Hand zugesagt. Auch diese Wahl hatte Carolinens kluges Eingreifen zuletzt bestimmt, das den Wirren des Herzens planmäßig ein Ende machte; und sie erhoffte nun für sich und die Freunde eine gemeinsame Existenz in künftigen Tagen, welche die den gleichen geistigen Idealen Zustrebenden wie auf einer seligen Insel, vom Lärm der Welt entfernt, eng zusammenschließen sollte. „Ardinghello und die glückseligen Inseln", so hatte Heinse seinen großen Roman genannt, in welchem der Held und die Seinen, Männer und Frauen, im griechischen Archipel sich eine eigene Welt gründen; recht nach dem Sinne der empfindsamen Periode hatte er diesen Ardinghello-Staat gebildet, und es sind ähnliche Ideale, von denen Schiller und die Freunde nun träumen. Wie zu einem höheren Orden, zu dem geheimen Orden der Empfindsamkeit fand sich die junge Welt damals zusammen, sie, die mit verfeinertem Sinn über Convention und Verknöcherung der Alten sich erhob; sie bildete eine Einheit für sich, und selbst die nächsten Menschen schloß sie aus diesem Bunde schöner Seelen überlegen aus. Schon in Mannheimer Tagen hatte Schiller gewünscht, sich mit Reinwald und Sophie Albrecht zu so enger Freundschaft zu verbünden: „Könnten wir uns in einem Cirkel dieser Art vereinigen", hatte er gerufen, „und in diesem engern Kreise der Philosophie und dem Genusse der schönen Natur leben, welche göttliche Idee!" In Dresden dann hatte er mit Körner, Huber und den Frauen jenen bald zerrissenen Bund gebildet, den eine spätere Zeit nach Aller Wunsch wieder knüpfen sollte; jetzt trat er in den Kreis der schönen Empfindsamen erst völlig ein, und zwischen Lotte und die beiden Carolinen fand er sich gestellt. Lebhafte Freundschaft brachte er auch Caroline Dacheröden bald entgegen, der

feinsten und eigenartigsten Frau dieses Bundes: in der Mischung von Sentimentalität und Keckheit, von weiblicher Zartheit und wagender Freiheit des Geistes eine lebhaft anziehende Erscheinung. Sie vermochte den „Prometheus" im griechischen Text zu lesen, und zwar mit „wahrem Geschmack und Genie", nach Wilhelm von Humboldts Zeugniß; und des reinsten Ausdruckes der Empfindung war sie mächtig, in frohen wie in schlimmen Tagen: „Ich kann den Schmerz tragen," ruft sie, als ihr der Tod den Knaben geraubt, „aber er geht wachsend mit mir in die dunkle Zukunft, und ich blicke in den Abgrund meines eigenen Herzens, wie in den der Zeit. Weh! möget ihr nie erfahren, was das ist, wenn das Geliebteste starr und kalt vor einem liegt. Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben ist der Glanz, der es schmückte, der schöne Glanz eines heiligen Glückes, eines unberührten Schicksals hinweggenommen, und ich habe keine Sicherheit mehr über das Theuerste."

Aber wie in Caroline Dacheröden die höchste Cultur dieses Kreises sich darstellt, so spricht auch in ihr am unverhülltesten der geistige Hochmuth der Empfindsamen, der auf alle nicht zum geheimen Bunde Gehörigen spöttisch herabblickt. Die freie Wahlverwandtschaft der Seelen steht ihr höher, als das natürliche Band der Familie: darum nennt Caroline das Benehmen des eigenen Vaters unbedenklich „albern", sie empfindet den „Familienennuy" mit, welcher die Freundinnen bei chère mère erfaßt, und im Augenblick selbst, da sie die väterliche Zustimmung zur Verlobung empfangen, ruft sie Humboldt zu: „Warum warst Du nicht da, um die pathetische Scene zu vollenden." Und von solchem Spotte angesteckt, klagt selbst Lottens Sanftmuth über die romanhaften Ideen, welche chère mère von dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern habe; „sie macht zuweilen Ansprüche auf uns, die gar nicht in der Natur liegen", sagt sie. Von all diesen ungleichartigen Elementen befreit, zu denen vor Allem Herr von Beulwitz, Carolinens Gatte gehörte, hoffte man unter Dalberg's Schutze auf einer „Rheininsel" eine Colonie aufzurichten; und eine vorläufige Probe auf jene Zeit gedachte man zu machen, als zu Weihnachten 1789 die beiden Nebenbuhler Humboldt und La Roche miteinander nach Weimar kamen: sie fanden Caroline von Dacheröden, Schiller und die Schwestern dort vor, und gemeinsam verlebten sie das Fest, alle sechs zusammen.

Allein den Einklang des Bundes herzustellen, mißlang; zwischen den Männern wollte sich ein herzliches Verhältniß nicht gleich begründen, und zumal La Roche, der die Seelenfreundschaft unerschüttert wissen wollte, auch als er in der Liebe gescheitert war, litt, im natürlichen Rückschlag der Empfindung, „mehr als er sich gestehen wollte." So entstand denn ein lärmendes, erkünsteltes Vergnügtsein, das Niemandem Freude gab, und das Schiller und Lotten das Scheiden leichter machte als sonst: „Es war wirklich Zeit, daß wir uns trennten", schrieb Schiller, der von Humboldt begleitet nach Jena zurückgekehrt war. „Nichts Schlimmeres könnte uns je

begegnen, als in unserer eigenen Gesellschaft Langeweile zu empfinden, und es war nahe dabei. Der Himmel verschone uns, daß wir je alle sechse zusammenleben." So war auch dieser Traum zerstört, auch dieses „romantische Luftschloß" eingefallen, und nur was wahr und natürlich blieb stehen: Schillers Liebe.

Schiller hatte seine Ehe zuerst im Mai oder Juni, dann um Ostern schließen wollen, aber als die äußeren Hindernisse, welche er gefürchtet, so leicht überwunden worden, eilte seine liebende Ungeduld immer geschwinder seinem Glück entgegen und der 22. Februar 1790 ward, unter Zustimmung der chère mère, als Hochzeitstag festgesetzt. Auch Schillers Eltern und die Schwestern wünschten aus der Ferne Glück, und freundlich suchte Lotte die Verbindung mit den neuen Verwandten zu knüpfen und festzuhalten. Und einen fröhlichen Zuruf empfing Schiller von Körner, der nach mancherlei Mißverständnissen dem Freunde zurückkehrte und in einer offenen Aussprache die Verstimmungen dieser Zeit überwand; mit herzlichen Worten dankte ihm Schiller und schrieb, am 1. Februar: „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten, als mit mir. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen: sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. — Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie doch Alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben giebt sie mir zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren."

Mit also beglückter Empfindung trat Schiller in die Ehe ein; er reiste am 18. Februar nach Erfurt, wo Lotte und Caroline bei Fräulein von Dacheröden zum Besuch waren und verlebte dort „drei angenehme Tage"; dann ging es nach Jena zurück und am 22. nach Kahla, wo man Frau von Lengefeld traf und mit ihr nach dem Dorfe Wenigenjena fuhr: in aller Stille fand hier die Trauung statt, Nachmittags um fünf Uhr an einem frühlingshaft milden Tage, bei verschlossener Kirchenthür. Niemand in Jena wußte um die Hochzeit, und alle geplanten Ueberraschungen der Freunde wurden vereitelt; den Abend brachte man ruhig miteinander in Gesprächen beim Thee zu, kein Fremder störte das Glück der Neuvermählten. „So unmerklich ist die Veränderung vorgegangen," schreibt Schiller, „daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe."

Auch für die äußere Einrichtung seines Lebens brachte die Heirath

Digitized by Google

zunächst nur „unmerkliche Veränderung“; Schiller verblieb in seiner Junggesellenwohnung, der „Schrammei“, und miethete zu seinen alten Zimmern zwei weitere hinzu. Eine eigentliche Wirthschaft wurde nicht geführt, und inmitten zahlreicher Studenten, ihrer Hausgenossen, lebte das neue Paar in studentischer Einfachheit weiter. Nur ein Umstand verdroß Schiller jetzt: daß für Caroline in der „Schrammei“ keine Wohnung zu finden gewesen. Sie mußte mit chère mère in einem anderen Hause sich einrichten, und dort, als die Mutter abgereist war, allein weiterleben. Der erste Anlaß ward so gegeben, Lotte und Caroline, die Unzertrennlichen, zu trennen, auch für Schillers Empfinden; und bald stellte sich, nicht durch neues Kämpfen und Entsagen, sondern durch die allgemach wirkende, natürliche Macht der Dinge, eine ruhiger werdende Freundschaft zwischen Caroline und Schiller her. Hatte er noch im März, als Caroline zu kurzem Besuch nach Erfurt gegangen, ihr zugerufen: „Seltsam kommt mir's vor, an Dich als eine Abwesende zu schreiben, ich habe es ganz verlernt, dich fern von mir auch nur zu denken,“ so stand er wenige Wochen später einer erneuten und länger währenden Abwesenheit Carolinens schon wesentlich ruhiger gegenüber. „Ich kann mir nicht sagen, daß wir getrennt von Dir sind, so nahe fühle ich mich Dir,“ schrieb er am 10. Mai. „Eigentlich trennt doch nur die Seele, so wie nur sie allein verbindet. Du bist mein, wo du auch mein bist.“

Schillers Existenz zwischen seinen Lieben, die in der Zeit des Werbens und Sehnens sich mit anschaulichem Detail in seinen Briefen darstellt, wird von nun an nur in großen Zügen unserm Blicke deutlich; aber das Bekenntniß seines Glückes, das oft zu wiederholen er nicht müde wird, hören wir auch jetzt laut und überzeugend erklingen. Den Freunden, den Eltern, den Schwestern schildert er es, ganz empfindet er die reinen Freuden dieser Zeit, und daß er vor einer neuen Epoche seines Daseins steht, erkennt er froh: der Heimathlose besitzt ein Heim, der fremd unter Fremden Irrende sieht vom Frieden der Familie sich umgeben, und alle guten Hausgötter winken ihm zu. Zum harmonischen Abschluß sind die Kämpfe dieser Zeit alle gelangt, und des Dichters eigene Wort läßt sie voll und friedlich austönen: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt,“ ruft er. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin. Jetzt erst kann ich sagen, daß ich lebe, weil ich mich erst jetzt meines Lebens freue. Alle meine Wünsche von häuslicher Freude sind in ihre schönste Erfüllung gegangen. Ich bin glücklich mit meiner Lotte.“

Die Vagantenlieder des Mittelalters und die Natur.

Von

K. Marold.

— Königsberg i. Pr. —

Neben den aufblühenden Nationalliteraturen bestand während des ganzen Mittelalters eine umfangreiche lateinische Dichtung, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sich besonders reich und vielseitig entfaltete. Natürlich waren die Dichter Geistliche oder solche, die es werden wollten, die das Latein wie ihre Muttersprache handhabten; war ja doch immer noch das Lateinische die Sprache der Kirche. Die Schule aber war der eigentliche Boden, dem diese Dichtungen entsproßten; sie ist die Werkstätte der lateinischen Dichtung des Mittelalters gewesen. In ihr lehrte man die Nachahmung antiker Kunstformen, und die epische sowie die didaktische Dichtung hat sich davon nie ganz loszumachen vermocht, wenn es auch nicht ausbleiben konnte, daß der Geist einer neuen Zeit im Inhalte sich bemerkbar machte. Die Lyrik dagegen wuchs bald über die Schule hinaus, wie sie überhaupt von Anfang an die Neigung gezeigt hat, sich populär zu machen. Sie mißt die Verse nach der Betonung und nicht in antiker Weise nach der Quantität, aber sie stellt sich zunächst auch in den Dienst der Kirche. Keine Periode des Mittelalters ist reicher an lateinischen Kirchenliedern als das zwölfte Jahrhundert, und das Dies irae und Stabat mater sind die letzten Nachklänge. Der fruchtbarste Boden aber für jene Schulpoesie ist Frankreich und namentlich die Schule von Paris, wo gerade im zwölften Jahrhundert ein außerordentlich reges geistiges Leben herrschte, und auch die namhaftesten Dichter lateinischer Kirchenlieder waren Franzosen. Nicht mit Unrecht hat man diese Schulpoeten Vorläufer des Humanismus genannt; denn wie die Renaissance

Digitized by Google

nicht nur eine Erneuerung des klassischen Alterthums bedeutet, sondern auch eine eigenartige Entwickelungsform der modernen Völker, eine Befreiung des Individuums aus der geistigen Gebundenheit, gegenüber der menschlichen Gesellschaft und gegenüber der Welt, so zeigt sich derselbe Trieb, sich als selbstbewußte Persönlichkeit, als geistiges Individuum zu fühlen, schon bei den Schulpoeten; und nicht zum mindesten der Natur gegenüber in dem Ausdruck eines lebhaften sympathetischen Mitempfindens mit ihr. Man wird an das schöne Wort Goethe's in den Wahlverwandtschaften erinnert: „Der Mensch ist ein andrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter", wenn Geoffrey de Vinesauf in seiner Poetik (1216) auseinandersetzt, wie eine Naturschilderung beschaffen sein müsse: wenn man ein Abbild der eigenen Seele hineinlege, sei die Schilderung wirksamer, weil wir uns selbst darin wie in einem Spiegel erblicken.

Ein wilder Schößling der lateinischen Schulpoesie, mehr als diese von dem Quell getränkt, der in den verborgenen Tiefen des Menschenherzens emporsprudelt, aber oft auch allzu üppig in's Kraut schießend, ist die Poesie der „Vaganten" oder „fahrenden Schüler" oder „Goliarden". Der letzte Name wird verschieden erklärt, entweder bezeichnet er die Vaganten als „Gehrende" (von einem altitalienischen Wort goliare) oder als Schlemmer (von dem provençalischen gola der Schlund, die Schlemmerei); als Einzelname erscheint bisweilen, besonders bei Dichtungen satirischen Inhalts, Golias, ein Versteckname, der an den alttestamentlichen Goliath erinnern sollte. Die massenhafte Ansammlung von jungen Klerikern des ganzen Abendlandes auf den damals in Frankreich und besonders in Paris emporblühenden Schulen hatte die Zucht gelockert, und neben einer höchst ungebundenen Lebensweise entwickelte sich unter den Studirenden auch eine freiere Denkart. Dies Treiben ist uns in Dichtungen anschaulich geschildert und durch Erlasse, die demselben Einhalt thun sollten, bezeugt. Mancher, der in seiner Jugend dem allgemeinen Strome gefolgt war, beklagt, wenn er zur Einsicht und zu Amt und Würden gelangt ist, bitter seine Jugendthorheiten, unter denen Liebes- und Spottgedichte noch die harmlosesten sind.

Jene Unruhe und Wanderlust des zwölften Jahrhunderts, die in den Kreuzzügen den großartigsten Ausdruck gefunden hat, ergriff auch die Geistlichen und in erster Linie die noch studirenden jungen Kleriker. In großen Schaaren durchzogen sie Frankreich und Deutschland und später auch England mit der bewußten Absicht, sich recht emancipirt zu geberden und ein ungebundenes Weltleben zu führen. Sie wollten es den provençalischen Troubadours gleich thun; und wie diese vorzugsweise an den Höfen der Fürsten und begüterten Adligen ihre Lieder vortrugen, so waren die Höfe der Bischöfe und Aebte in erster Linie der Ort, wo die Vaganten ihre kecken Lieder ertönen ließen. Hier verstand man, soweit die lateinische Christenheit reichte, ihre Sprache und hier konnte man sie als Kleriker

nicht unbelohnt von dannen ziehen lassen. Allerdings gelang es ihnen nicht, eine gleich geachtete Stellung an diesen Höfen zu erlangen, wie sie die Troubadours und später in Deutschland die Minnesänger an den Höfen der Fürsten und des begüterten Adels inne hatten. Die Kirchengesetze erklärten sogar bald ihr ganzes Treiben für ehrlos und suchten sie ihrer geistlichen Privilegien zu entkleiden, weil sie einmal durch ihr allzu emancipirtes Benehmen und dann durch ihre beißenden Satiren gegen den Stand selbst den Ruf desselben gefährdeten und die Achtung vor ihm untergruben. Darum verschwinden sie gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Frankreich und bald darauf auch in Deutschland. Etwas länger hielten sie sich in England, wo Chaucer ihrer noch erwähnt, wenn er sie auch von den Spielleuten und Bänkelsängern kaum unterscheidet.

Sehr bald hatte sich bei den Vaganten ein gewisses Standesbewußtsein herausgebildet; sie sprechen gelegentlich in ihren Liedern von dem Orden, dem sie angehören. Der Einzelne ging dabei ganz in der Gesammtheit auf und legte auch kein Gewicht darauf, wenn ihm ein Lied gelungen war, daß sein Autorrecht dabei gewahrt blieb. Daher kommt es, daß die Vagantenlieder, die doch eigentlich Gelehrtenpoesie waren, dennoch eine gewisse Verwandtschaft mit der Volkspoesie zeigen. Der Geist, der den ganzen Stand beseelt, prägt sich in den Liedern aus, die zwar ursprünglich von Einem gesungen sind, aber von den Uebrigen als herrenloses Gut betrachtet werden, das man sich aneignen dürfe, wenn es gefällt und wenn man sich davon Erfolg verspricht. Daher erklärt sich auch dieselbe Erscheinung wie bei den Volksliedern, daß einzelne Lieder, die besonders beliebt waren, in verschiedenen Fassungen überliefert sind. Die weitere Folge ist, daß kaum einige schattenhafte Umrisse einer Gestalt wie die des Erzpoeten Walther am Hofe des Kölner Erzbischofs Rainald von Dassel aus der Vagantenpoesie hervortauchen. Man hat sie daher auch treffend gelehrte Volkspoesie genannt. Die Lieder zeigen eine ergötzliche Mischung von antiken, christlichen und germanischen Elementen, die aber mit einer erstaunlichen Keckheit und Leichtigkeit zu einem Ganzen verschmolzen sind, das uns auch in diesem Gewande Zeugniß von der geistigen Regsamkeit jener Zeit ablegt. Das Interesse, das sie erwecken, ist zwar in erster Linie ein historisches, aber die geniale Frische und Unmittelbarkeit, die die meisten von ihnen zeigen, rechtfertigen auch das ästhetische Interesse, das wir ihnen zuzuwenden genöthigt sind.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat man den Vagantenliedern größere Aufmerksamkeit zu schenken angefangen, und das Interesse hat sich immermehr gesteigert, zumal man in den letzten Jahren den literarhistorischen Beziehungen zwischen dieser lateinischen Vagantenpoesie und dem deutschen Minnesang in exacter Forschung begonnen hat nachzugehn. Leider sind die Vagantenlieder in vielen Büchern zerstreut veröffentlicht, wie sie auch in vielen Handschriften zerstreut sich finden. Die werthvollste Sammlung

ist in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts erhalten, die früher dem Kloster Benediktbeuren angehörte und jetzt sich in München befindet, und von Schmeller unter dem Titel „Carmina burana“ 1847 veröffentlicht worden ist. Der Herausgeber motivirte seinen Entschluß mit folgenden beherzigenswerthen Worten: „Sehr ungerecht würden wir gegen unsere frühere vaterländische Litteratur seyn, wollten wir nur, was von Dentschen in der eigenen Sprache geschrieben ist, ihr zugerechnet wissen; und mit gutem Grunde sprechen wir einen nicht unansehnlichen Theil auch der lateinischen poetischen Erzeugnisse des Mittelalters als Vätergut an und als Hinterlassenschaft, welche trotz der entlehnten Sprache von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen nicht minder treue lebendige Kunde giebt.“

Neben der Satire sind nun die wesentlichsten Gegenstände der Vagantenpoesie die Liebe, der Wein, das Spiel. Naturbetrachtung und Naturschilderung stehen zwar meistens, wie im Mittelalter allgemein, in zweiter Stelle und finden vorzugsweise ihren Platz im Liebesliede, sind aber gerade für die culturgeschichtliche und literarhistorische Würdigung jener Lieder von besonderer Bedeutung. Denn wir haben es dabei mit einer allgemein menschlichen Empfindung zu thun, die dem Zeitgeiste und den nationalen Eigenthümlichkeiten entsprechend bestimmten Wandlungen unterworfen ist und daher leicht als Maßstab für den geistigen Standpunkt verwendet werden kann. Ich beschränke mich im Folgenden darauf, in mehr orientirenden als erschöpfenden Zügen das Gefühl für die Natur nach seiner Intensität und Extensität, soweit es sich in den Vagantenliedern ausprägt, zu schildern, unter gelegentlichem Hinweis auf den Boden, auf dem auch dieser Gegenstand erwachsen ist, die lateinische Schulpoesie und auf die Beziehungen zum Minnesang.

Jener Zug zur Selbstbefreiung des Individuums, der oben als Eigenthümlichkeit der Schulpoeten bezeichnet wurde, zeigt sich auch darin, wie sie von der strengreligiösen Naturanschauung, wonach Gott der Schöpfer aller Dinge und der Geber alles Schönen ist, sich losmachten und neben Gott als beinahe gleichberechtigt die Natur als Personification des gestaltenden Princips der Dinge setzten. Sie hat aber keinen eigenen Willen, sie steht im Dienste Gottes, wie sie Alan von Lille, der um 1250 ein satirisches Gedicht „Klage der Natur“ verfaßte, sich selbst „von Gottes Gnaden Statthalterin im Weltstaate“ nennen läßt. Unwandelbar und unabänderlich sind ihre Gesetze, und einer jener Schuldichter, Heinrich von Settimello, der 1192 eine Elegie „über den Wandel des Glückes“ schrieb, sieht sie sogar als Leiterin der Geschicke des Menschen an, so daß sie beinahe den ganzen Gottesbegriff umfaßt. Vor Allem aber ist es nun die Natur, die den Schooß der Erde jedes Jahr mit neuen Blumen schmückt und neue Früchte schafft und diese hegt, daß sie Auch zur Reife gelangen. Daher nennt sie Nigellus Wireker, ein Günstling Williams von Longchamp, der 1189—97 Bischof in Ely (Grafschaft Cambridge)

war, in seinem „Narrenspiegel“ die reiche Natur, ganz in dem Sinne, wie Goethe im „Wanderer“ sie die reichhinstreuende Natur nennt. Ganz dieselbe pantheistisch gefärbte individualisirende Auffassung von dem Wirken der Naturkräfte klingt uns nun auch aus den Vagantenliedern entgegen. So beginnt eines die Schilderung der Schönheit der Geliebten folgendermaßen: „Als die Götter den Knäuel des Chaos entwirrten und die weise Natur die Wesenreihe dieser Welt entfaltete und die Glieder dieser Reihe in einander wob, da existirten im Voraus in ihrem Geiste die Wesen, die sie schaffen wollte. Und während sie so über den inneren Zusammenhang der Weltmaschine nachgrübelte, stattete sie mein Mädchen zu einem Meisterstück aus und überschüttete sie mit einer Fülle von Vorzügen, die sie den anderen Mädchen nur einzeln gewährt.“ Es folgt alsdann eine Aufzählung der Reize in der Art, daß wir uns immer der vom Dichter beabsichtigten Vorstellung der schaffenden Natur bewußt bleiben (also beiläufig streng nach Lessings Regeln im Laokoon). Kürzer und poetischer drückt ein anderes Lied einen ähnlichen Gedanken aus:

Alle Wesen zieht ein Trieb zu der Liebe Freuden.
Fest ist unser Liebesbund, will sie niemals meiden.
Ihre Schönheit hat ein Gott und Natur geschmücket,
Wie die Mutter gern ihr Kind überreich beglücket.

Die Naturanschauung ist also vollständig heidnisch-pantheistisch. Ein feiner psychologischer Unterschied ist es, wenn in einem Liede ein Mädchen dem sie leidenschaftlich begrüßenden Liebhaber abwehrend erwidert:

Gott, der Erd' und Himmel lenkt,
Der mit schönen Veilchen
Diesen Wiesenplan beschenkt
Und mit Rosen zieret,
Er, der jedem Heilung schenkt,
Sei dein Heil; gieb' ihm die Ehr'!

Die Natur ist es ferner, die der Nachtigall befiehlt, ihren Klagegesang ertönen zu lassen, und der Laubschmuck der Bäume sowie das Gras der Haide sind ihr Geschenk, wie ein Vagant, wahrscheinlich englischer Nation, singt:

Mit frischen Knospen ziert im März
Und frischem Grün der Flur
Den Schooß der Erde allerwärts
Die gütige Natur.

In demselben Sinne spricht ein Anderer, nachdem er die Vorzüge von Wales aufgezählt hat, von reichen Schätzen, die die Natur noch außerdem im Verborgenen aufgespeichert habe. Und eben dahin gehören auch die in bacchantischer Laune hingeworfenen Worte des Erzpoeten in seiner Generalbeichte:

Einen Jeden hat Natur
Auf besondre Art begabt;
Mein Geschenk ist, daß ich nur
Dichte, wenn ein Trunk mich labt.

Ein Schritt weiter ist es dann, wenn das Walten der Naturgesetze auf die Welt der Moral übertragen und eine Versündigung gegen die Forderungen derselben wie ein Eingriff in die Naturgesetze angesehen wird. Bestechlichkeit der Richter geht gegen das Naturgesetz, so klagt einer; ein anderer geht noch weiter:

Seh' ich, ach! die böse Welt im Sündenpfuhl versenket,
Scheint Natur von ihrer Bahn gänzlich abgelenket.

Daß diese ausgedehnte Personification der Natur specielles Eigenthum der lateinischen Schulpoesie des Mittelalters und der Vaganten war, zeigt das überaus geringe Vorkommen derselben bei den Provençalen, Franzosen, Engländern und den deutschen Minnesängern. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geht diese Art reflectirender Naturbetrachtung auch in die Nationaldichtungen über und erscheint daselbst in einzelnen Beispielen, jedoch in einer solchen Form, daß man wohl nicht irre geht, wenn man hier an den Einfluß der Vagantenpoesie denkt. Andererseits erkennt man hier leicht die Fäden, die aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters im Allgemeinen und auch aus der Vagantenpoesie zum klassischen Alterthum zurückführen, denen ich hier nicht weiter nachgehen will; nur auf Eines verweise ich, auf die in den Vagantenliedern häufige Identificirung der in der Erde wirkenden Naturkräfte und der fruchtbaren Erde mit der Göttermutter Cybele und der Rhea.

Die Erde unter dem Bilde einer Mutter und die Blumen als ihre Kinder sich zu denken, war eine den Vaganten sehr geläufige Vorstellung. Im Frühling wird der Liebesbund zwischen Himmel und Erde geschlossen, wie später Logau von dem Mai sagt: „Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde, Daß sie jetzo seine Braut und dann eine Mutter werde.“ Ganz ähnlich aber malt schon in der lateinischen Schulpoesie der bereits erwähnte Geoffrey de Vinesauf in einem Musterbeispiel seiner Poetik das Herannahen des Frühlings aus:

Schmeichlerisch naht sich der Himmel; er lacht und scherzt mit der Erde.
Daß er ein Mann, das fühlet sie bald; sie ergiebt mit Entzücken
Seinen Umarmungen sich. Bald grüßen die Blumen die Lüfte
Und mit strahlendem Blick anlächeln die Mutter sie u. s. w.

Bei den Vaganten gehörte dieses Bild zu dem landläufigsten Rüstzeug poetischer Technik, zumal da sie ihr eigenes Liebeswerben und die Erhörung, die ihnen zu Theil wurde, gern im Spiegel der Natur reflectirt sehen mochten. Einer von ihnen läßt den Frühling als stürmischen Freier auftreten, wie auch noch Anastasius Grün gelegentlich singt: „Als Lenz die Erde wieder im ersten Kuß umschloß.“ Doch das steht vereinzelt da.

Digitized by Google

Während nun die Lieder, die die Erde als Mutter und die Blumen und Früchte als ihre Kinder schildern, mehr in reflectirender Weise die Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Erde betonen, bedienen sich andere einer mehr poetischen Personification und lassen sie ihr Antlitz mit Blumen schmücken oder ihre Stirn bekränzen, oder sie lächelt dem Lenz zu und ihre Heiterkeit stimmt auch die Herzen der Menschen fröhlich und macht die Jugend empfänglich für die Liebe. Als ein schönes Beispiel dieser Sympathie zwischen der Erde im Frühling und den Herzen der Jugend mag folgendes Liedchen gelten:

Lenz und Liebe.

Wieder lacht die Haide, Mädchensang ertönt,
Heiterkeit der Erde Antlitz hold verschönt.
Sommer kommt mit frohem Schall,
Auf den Wiesen blühen Blumen überall.

Baum und Strauch bekleidet sich mit neuem Laub,
Alles kehret wieder, was des Winters Raub.
Lächeln uns die Blumen an,
Sind der Liebe Scepter wir bald unterthan.

Darum laßt uns alle Venus Dienst uns weih'n,
In der Jugend Blüthe nimmer traurig sein.
Schmeichelwort und Liebesblick,
Süßes Hoffen leite uns zum höchsten Glück.

Das Leitmotiv germanischer Naturanschauung war die Klage über den Winter und die Freude über den wiedereinziehenden Frühling. Es klingt aus Mythen und Sagen in unzähligen Variationen an unser Ohr, und es ist so fest in dem Herzen der Nation gewurzelt, daß weder die Einführung des Christenthums noch die Zunahme an philosophischer Erkenntniß daran zu rütteln vermochte; in den Herzen der Dichter lebt es fort und ertönt immer wieder von Neuem. Aber auch die andern Völker des Abendlandes haben den Zauber desselben empfunden und geben ihm in Liedern Ausdruck. Die Natureingänge sind für den deutschen Minnesang fast typisch und wechseln zwischen Winterklage und Frühlingsfreude, aber auch die Provençalen und die Nordfranzosen kennen sie und wenden sie häufig an. So ist es nicht zu verwundern, daß das Thema auch in den Vagantenliedern voll und kräftig ertönt. Auch ihre Sänger waren abhängig genug von dem Wechsel der Jahreszeiten; die Dumpfheit und die Langeweile des Winters, die sie wiederholt beklagen, sind ihnen allen aus dem Herzen gesprochen, wie andrerseits zahlreiche Attribute des Frühlings die nun erfüllte Sehnsucht wiederspiegeln und ein Ausdruck ihres erleichtert aufathmenden Herzens sind. Der Frühling und der Sommer waren die Zeit, wo die ganze schöne Welt ihnen gehörte, und sie mit

Digitized by Google

Entzücken und ohne Sorge für den kommenden Tag den Wanderstab ergriffen, den Augenblick genossen und die Rosen pflückten, ehe sie verblühten. Auch in ihren Liedern sind Lenz und Liebe untrennbar vereint, und die Naturschilderung, soweit sie den Wechsel der Jahreszeiten betrifft, versäumt fast nie, sie zu der Liebesempfindung des Sängers in Beziehung zu setzen.

Nur wenige Lieder beginnen nun mit einer Schilderung des Winters, und auch diese meistens, um die Gluth der Liebe in einen Gegensatz zur Winterkälte zu setzen. So klagt einer: „Schon wanderte der Sommer in's Exil, im Hain ist der fröhliche Vogelgesang verstummt, das Laub wird fahl, die Haide ist ihres Blumenschmuckes beraubt. Die Kälte hat Alles, was blühte, ertödtet, die Schönheit des Waldes vernichtet und die Luft verödet, da sie die Vögel in's Exil trieb: aber die Liebe kann keine Gewalt der Kälte ertödten." Viel Abwechselung zeigen die Winterklagen im Ganzen nicht, sie bewegen sich, wo sie Naturschilderung enthalten, vorzugsweise in Negationen einzelner Schönheitsmomente des Frühlings und Sommers, wie andrerseits manche Frühlingsschilderungen vom Winter ausgehn, dessen Gewalt nun gebrochen ist. Besonders interessant ist es, daß die sangesfrohen fahrenden Schüler sich den Winter in altgermanischer Weise als eine Person vorstellten, und zwar als gewaltigen feindlichen Krieger, und das steht in vollem Einklang zum späteren deutschen Minnesang; es ist daher nur eine Durchführung dieser Metapher, wenn ihm Grausamkeit, Wildheit und Wuth als Attribute beigelegt werden. Die Uebereinstimmungen gehen aber noch weiter. Die altgermanische Vorstellung von einem Streite zwischen Frühling und Winter oder Sommer und Winter (in ältester Zeit unterschied man nur zwei Jahreszeiten), die in den deutschen Minneliedern, im Volksliede und in Volksgebräuchen sich wiederfindet und zum Theil noch heute nicht ausgestorben ist, hat ihre Spuren auch in den Vagantenliedern hinterlassen, ein deutliches Zeichen, wie tief dieselben in deutschem Boden wurzeln, wenn auch die Einkleidung Flicken antiken Gewandes aufweist. Schon zur Zeit der karolingischen Renaissance in Deutschland hat Alcuin oder einer seiner Schüler einen Streit des Frühlings mit dem Winter nach Art der Vergil'schen Hirtengedichte verfaßt, der nicht ohne poetischen Werth ist. Eine Hirtenschaar kommt im Frühlingssonnenschein im Schatten eines Baumes zusammen, um den Kukuk, den englischen Frühlingsboten, im Liede zu feiern. Da erscheinen der Frühling im Schmucke eines Blumenkranzes und der Winter in struppigem Haar und streiten über das Kukukslied im Wechselgesang. Der Frühling sehnt ihn herbei, den lieben Genossen des Phoebus, daß er den Fluren ihren Schmuck wiederbringe; der Winter verwünscht ihn, weil er ihm die Ruhe störe und Arbeit bringe. Die Hirten entscheiden den Streit zu Gunsten des Frühlings. Aus der lateinischen Gelehrtenpoesie des elften Jahrhunderts giebt es ein merkwürdiges Gedicht, in welchem ein nordfranzösischer oder flandrischer Priester seinen Abt um Aufbesserung

Digitized by Google

seines Gehalts bittet, damit er sich wärmere Kleidung für den Winter beschaffen könnte. Dasselbe enthält eine genaue, vollständig anthropomorphische Ausmalung des Kampfes zwischen dem Winter und dem Frühling, welchem der Sommer zu Hilfe kommt. Dieser ist gerüstet wie ein Held, sein Panzer sind die hellen und langen Tage, und nach langem Ringen gelingt es beiden Verbündeten, den Winter zu überwältigen; dem Besiegten werden die Augen ausgestochen und dann das Haupt abgeschnitten. Wenn also Priester im Amte noch so fest an heidnisch nationalen Ueberlieferungen hielten, ist es da zu verwundern, daß die ungebundenen Vaganten, die zudem mit dem Volke wiederholt in neue Berührung kamen, ihrer Freude über die erwachende Natur auch in Wendungen Ausdruck gaben, die an festwurzelnde Vorstellungen des alten Mythus erinnern? Kerker oder Exil sind die Strafen des Besiegten; die Sonnenstrahlen lockern den Riegel des Gefängnisses, in das der Frühling gesperrt, und die Fesseln, in die der Erdboden geschlagen war. Nach längerem Kampfe gelingt es, den Nordwind zu fesseln und die Herrschaft des Winters ist zu Ende; oder der Winter wird, wenn seine Gesellen machtlos geworden, schwerkrank, er stirbt und wird begraben, oder er muß in die Verbannung gehen und die Erde lacht voll Hohn über seine Vertreibung. Aus der Verbannung kehrt der Frühling zurück mit röthlichem Haar (man vergleiche Klopstocks Ode „Die frühen Gräber," wo es vom Mai heißt: „Wenn zu dem Hügel herauf röthlich er kommt"). Aus dem Kerker tritt er siegreich hervor und da die Sonne ihm zulächelt, enthüllt er sein Antlitz, und die Haide schmückt sich zu seinem Empfange. Der Blumenschmuck wird auch auf ihn übertragen:

Frühling kommt gegangen,
O frohe Zeit!
Läßt in Purpur prangen
Sein Blütheukleid.

(L. Laistner).

Ein freudestrahlendes Antlitz zeigt er der Welt und die Welt wird neugeboren, neue Lebensfreude durchglüht Alles; Alles jubelt ihm entgegen, denn überall sproßt neues Leben. Einer fühlt sich in seligem Rausch, von der Frühlingsfreude fortgerissen; alle ergehen sich in lebhaften Ausdrücken der Freude über das Erscheinen des Frühlings.

Für den Zeitgeist charakteristisch ist ein Osterlied, das um 1200 gedichtet sein mag und den Anbruch des Frühlings zwar mit dem Osterfeste in Zusammenhang bringt, jedoch rein äußerlich. Dem Gleichniß: Ostern, das Auferstehungsfest der Natur, dem Goethe im Faust so herrlichen Ausdruck verliehen hat, sind die Vaganten noch aus dem Wege gegangen, und doch streifen sie häufig daran, wenn sie von einer Wiedergeburt des Frühlings und von der allgemeinen Erneuerung der Erde und ihres Schmuckes sprechen. Die erste Strophe jenes ziemlich trockenen Osterliedes lautet in

wörtlicher Uebertragung: „Es weicht die winterliche Kälte, der Sommer kehrt zurück, die Jugend freut sich dessen. Die Zeit des Frühlings ist da, in welcher durch das sieghafte Kreuz Christi das menschliche Geschlecht vom Tode erlöst wird." Das ist noch genau derselbe Standpunkt, auf dem ein Venantius Fortunatus im sechsten Jahrhundert und ein Anonymus des achten Jahrhunderts stehn.

Die Zeit der allgemeinen Freude ist den Vaganten nun vor Allem eine Zeit der Liebe, und da gerade die Liebesempfindung, wie im deutschen Minnesang, von ihnen so häufig in Beziehung zur Natur gesetzt wird, muß auch dieser Punkt hier erwähnt werden, weil auch hieraus sich die Art ihres Naturgefühls erkennen läßt. In der ganzen Natur sehen sie die Liebe wirksam, selbst die Elemente sind ihr untergeordnet: sie übertragen eben das eigene tief empfundene Gefühl auf die Natur, um es aus ihren Händen in verklärter Gestalt wieder zu empfangen. „Es ist Frühling, die Zeit der Liebe; laßt uns die Zeit genießen" — das ist das so oft variirte Thema. Vielfach ist es nur die elementare Macht der Liebe, an die der Sänger denkt, und die durch den Frühling geweckt wird. Andere haben ein bestimmtes Liebesverhältniß, das fortzusetzen ihnen nun der Frühling Gelegenheit geben soll. Ein weiterer Schritt ist dann die Umkehr jenes Satzes: „Was hilft mir der Frühling, in meinem Herzen ist Winter;" die eigene Empfindung wird also zur Natur in Contrast gesetzt, wobei man auch vom Winter ausgeht: „Draußen ist Winter, in meinem Herzen aber ist Frühling." Bei den Troubadours und den deutschen Minnesängern sind beide Arten, das Liebesgefühl und das Naturgefühl in Beziehung zu einander zu setzen, häufig genug; ein paar Beispiele aus den Vagantenliedern mögen diese Art auch als Eigenthum dieser zeigen. Die erste Art, der Zusammenklang beider Gefühle, ist zu natürlich, als daß sie noch besonderer Belege bedürfte; ich beschränke mich daher auf Beispiele für den Contrast. Ein Sänger preist ausführlich die Schönheiten des erwachenden Frühlings und die dadurch gesteigerte Lebenslust; aber bei den Gedanken an alle diese Ergötzlichkeiten wird er traurig: die, für die er glüht, ist kühl gegen ihn, und verzweifelnd ruft er aus:

Umsonst im Hain ertönen mir der Vöglein süße Lieder,
Wenn Frost zur holden Frühlingszeit mir drückt das Herz darnieder.

Denselben Gedanken spricht ein Lied schon des elften Jahrhunderts, das einer Frau in den Mund gelegt ist, aus. Nach einer Schilderung der Naturfreuden des Frühlings klagt sie:

Wenn mein Auge dies erblickt,
Vogelsang mein Ohr entzückt,
Weh! für alle Sommerfreuden
Muß ich seufzen nur und leiden.

Im Gegensatz zu diesen, wahrscheinlich von Deutschen gedichteten Liedern jubelt ein französischer Sänger: „In herbstlicher Kälte, wenn die Lilie verblüht ist, friert mein Körper, doch es glüht mein Herz. Keine Jahreszeit ändert meine Liebe; mag Boreas wüthen, ich bleibe dabei! Nicht mehr glänzt Thau an den Veilchen, die Lilien sind verblüht, niedergestreckt vom Frost, ich stehe aufrecht und blühe, so lange meine Niobe mir treu bleibt.“ Und ein deutscher Vagant singt nach einer Winterschilderung

> Es entzücket deine Güte,
> Deine Anmuth mein Gemüthe
> Gleich der holden Frühlingsblüthe.

Von der allgemeinen Frühlings- und Naturfreude der Vaganten wenden wir uns nun zum Einzelnen. Das herrliche Uhland'sche Frühlingslied: „Die linden Lüfte sind erwacht“ giebt im Ganzen die Stimmung wieder, die uns aus allen hier einschlägigen Liedern anweht. Und wenn Uhland in demselben Cyclus singt: „Was zagst du Herz in solchen Tagen, Wo selbst die Dornen Rosen tragen“, so erscheint auch dieses Bild fast wörtlich schon in den Vagantenliedern. In zahlreichen Tönen aber wird die grüne Wiese mit ihrem Blumenschmuck entweder als alleiniger Gegenstand des Entzückens oder als Schauplatz des Tanzes und des Spieles mit den Mädchen gepriesen. „Schon lachen die Wiesen“ ist eine häufige Metapher, oder es werden die Blumen gewissermaßen als Sinnbild der fröhlichen Stimmung der Wiese genannt. Ab und zu begegnen wir auch einem kleinen Landschaftsgemälde. So erzählt uns ein französischer Vagant, daß er an einem schönen Frühlingsmorgen hinausgewandert sei und unter einer breitästigen Ulme sich niedergelassen habe. Unter dem Baume plätschert ein Bächlein und der Frühling hat reichliches Gras sprießen lassen, das kleine Rinnsale beschattet, die sich von dem reichlichen Morgenthau gebildet haben. „Während,“ so fährt er fort, „der Gesang der Vögel, die fließenden Rinnsale und das Plätschern des Baches in jenem Thal mir Unterhaltung gewährten, sah ich meine Glycerium kommen.“ Das ist ein kleines Stimmungsbildchen: während er die Geliebte erwartet, sucht er in der Beobachtung der ihn umgebenden Natur Zeitvertreib, so daß die Kleinmalerei ihre volle Motivirung erhält. Mit besonderer Vorliebe wird der Blumenschmuck der Haide gerühmt, ganz wie im deutschen Minnesang, nur mit dem Unterschiede, daß fast nur die rothe Farbe der Blumen gepriesen wird. Gelegentlich nennt ein Sänger auch andere Farben, aber das Lied zeigt bei näherem Zusehen solche Anklänge an die Tanzlieder Neidharts von Reuenthal, daß es für eine directe Nachahmung zu halten ist und die Ausnahme nur die Regel bestätigt. Sodann ist den Vagantenliedern eigenthümlich die Freude am Blumenduft, die für jene Zeit undeutsch ist. Andrerseits ist die Aufforderung zum Blumenbrechen wieder ganz im Sinne der deutschen Minnedichter.

Digitized by Google

Von einzelnen Blumen sind Rose und Lilie, demnächst Veilchen und Thymian besonders begehrt. Die ersteren, Rose und Lilie, genießen einer besonderen Verehrung und werden darum auch in zahllosen Vergleichen, wie in der deutschen Dichtung, verwendet, und besonders wieder die Rose, die Blume der Blumen, dient so oft als Sinnbild der Geliebten. Als besonders charakteristisch theile ich folgendes Liedchen in freier Uebertragung mit:

Die Rose.

Nimm freundlich, o Rosa, die Rose du hin,
Denn Lieb' ist der Rose verborgener Sinn.
Die Schönheit der Rose, sie leuchtet aus dir,
Und mächtig entflammt sie die Lieb' auch in mir.
Die Rose, o süßeste Rosa, sei dein,
Es ziehe der Duft in die Seele dir ein.
Dann strahlst du Auroren gleich herrlich zurück,
Du schönste der Rosen, dem trunkenen Blick.
Sieh, Rosa, die Rose, und lächelt sie dir,
So sende dies Lächeln herüber zu mir.
O Rosa, sing' schmeichelnd der Rose zum Preise,
Süß tönt deine Stimme wie Nachtigallweise.
Dann küsse die Rose in leichtem Gekose,
Dein rother Mund gleicht ja der blühenden Rose.

Ein ausgiebiger Gegenstand inniger Naturfreude ist ferner der Wald und der einzelne Baum mit seinem Laub- und Blüthenschmuck und dem kühlen Schatten in heißer Sommerluft. Das noch dünne Laub im Frühling wird mit dem Haare verglichen, und das dichtere Laub mit einem Gewande, das den Baum umkleidet. Der Windhauch, der durch die Zweige geht und Erfrischung in der Sommerhitze bringt, ist besonders beliebt; und ein längeres Gedicht sonst lehrhaften Inhalts weiß das Rauschen in den Zweigen der Waldeinsamkeit mit so eingehenden musikalischen Bezeichnungen zu schildern, daß man sieht, die Leute haben auch für diese Töne ein feines Ohr und eine feine Empfindung gehabt. Unter den einzelnen Bäumen finden wir am häufigsten die Linde erwähnt, und zwar in solchen Liedern, die höchst wahrscheinlich auf deutschem Boden entstanden sind; nächstdem die Olive, Pinie, Ulme, Tanne, Eiche, aber weitaus seltener. Für das Charakteristische der einzelnen Bäume scheinen die Sänger allerdings noch kein Auge gehabt zu haben. Man sieht nur aus den erwähnten Bäumen, wie verschiedene Nationalitäten unter den Vaganten sich zusammenfanden: Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer.

Die meisten Vagantenlieder, welche Naturschilderungen enthalten, unterlassen es nicht, den Vogelsang besonders zu erwähnen, der ihnen ein wichtiger Bestandtheil der Naturschönheiten ist. Sie schildern nicht nur die Wirkung desselben auf das Gemüth, sondern sie legen auch den Vögeln menschliche

Regungen bei, und durch solche sympathetische Schilderung erreichen sie bisweilen eine große Innigkeit im Ausdruck der Empfindung. Der Sänger, der uns ein Stelldichein mit seinem Mädchen im Walde schildert, erwähnt regelmäßig auch den Vogelsang, wenn er den Einklang seiner Stimmung mit der heiteren Frühlingsumgebung ausdrücken will. Die Wirkung des Gesanges auf das Gemüth wird entweder durch einfache Attribute, wie schön, süß, anmuthig, angedeutet oder direct geschildert als Freude spendend oder Trost gewährend. Besonders geeignet ist der Vogelsang, Liebe in den Herzen der Jünglinge und der Mädchen zu wecken, weil er das Herz vor Freude höher schlagen läßt. Und wie Gleiches nur durch Gleiches hervorgerufen wird, so wird den Vögeln selbst Freude über den Frühling zugeschrieben. Sie begrüßen mit ihrem Gesange die Sonne, während sie lustig in den Zweigen herumhüpfen, oder die Lerche begrüßt die blüthenreiche Jahreszeit, und die Nachtigall jauchzt den Oreaden und Dryaden zu, wenn sie des holden Frühlings gedenkt. Ein hübsches Beispiel sympathetischer Naturfreude giebt ein Lied der Carmina Burana: Zierliche Mädchen spielen im Grase und singen mit lieblicher Stimme ein Lied. Die Vögel freuen sich darüber und äußern ihre Freude durch vielstimmigen Gesang, und die blumengeschmückte Haide strömt süßen Duft aus als Ausdruck ihrer Freude.

Was die Rose unter den Blumen, ist die Nachtigall unter den Vögeln ihren seelenvollen Gesang preisen die fahrenden Schüler immer und immer wieder. Die antike Verwandlungssage von der unglücklichen Philomela (bei den Vaganten heißt sie stets Philomena) ist aber bei ihnen noch so lebendig, daß sie sich dadurch ihre klagenden, Sehnsucht weckenden Töne erklären. Während den deutschen Minnesängern fast ausschließlich das Nachtigallenlied als ein freudenreicher, stolzer, hochgemuther Sang erschien, ist es den Vaganten fast ausnahmslos ein Klagegesang. In der lateinischen Gelehrtenpoesie war die Nachtigall außerdem mehrfach ein Gegenstand selbständiger Dichtungen, von denen eine wahrscheinlich von einem Deutschen des achten oder neunten Jahrhunderts herrührt und fast mit denselben Worten beginnt wie das schöne Nachtigallenlied im Simplicissimus: Komm Trost der Nacht, o Nachtigall. Ein Nachhall der lateinischen Gelehrtenpoesie findet sich in den Vagantenliedern insofern mehrfach, als sie auch gelegentlich den Nachtigallengesang mit dem Gesange anderer Vögel vergleichen oder den Klang desselben onomatopoetisch nachzuahmen suchen. Ein Sänger bedient sich eines eigenthümlichen Bildes: Philomena schleudert den Speer ihrer Stimme gen Himmel. Es ist ein ähnlich outrirtes Bild, als wenn Lenau vom Frühling sagt: „Er schleudert seine Singraketen, die Lerchen, in die Luft" oder: „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft", oder wenn Seifrit Helbling, ein österreichischer Didaktiker aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, singt: „dô sich ûf wunden die lerchen mit gesange."

Nächst der Nachtigall ist die Schwalbe eine besondere Freundin der

lateinischen Gelehrtenpoesie und Vagantendichtung. Sie ist die süß singende, aber auch die geschwätzige; auch ihr Gezwitscher sucht man durch ähnlich klingende Worte nachzuahmen. Von den übrigen Vögeln werden Lerche, Amsel, Kukuk und Schwan häufiger genannt, andere nur gelegentlich schulmäßig trocken mit ihren charakteristischen Lauten aufgezählt. Recht gemüthvoll schildert ein Lied das Aufundabsteigen der Lerche im Fluge und ihren Gesang in den Lüften. Die Amsel ist die flötende und ihr fröhlicher Gesang wird den Klagetönen der Nachtigall gegenübergestellt. In einem Liede ist ein blumiges Thal geschildert, wo die Amsel den Gesang beginnt und die Nachtigall gleichsam respondirend fortfährt.

Von der Erde steigen wir zum Himmel empor, um mit wenigen Worten noch den Eindruck zu skizziren, den Sonne, Mond und Sterne auf jene gelehrten Volksdichter machten. Viel ist hier nicht zu sagen; mit Vorliebe zeigen sie die Kenntniß einiger Brocken des klassischen Alterthums, die aber doch weniger als nur gelehrtes Beiwerk erscheinen als z. B. in der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts. Natürlich ist die Freude am Licht der Sonne mit der Frühlingsfreude eng verknüpft, wobei gelegentlich auch ein eigenartiges poetisches Bild uns entgegentritt, wie z. B. in folgendem Frühlingslied:

Uns ist von der Sonne Schein
Botschaft heut ergangen:
Frühling dringt mit Macht herein,
Will den Sieg erlangen.
Auf! der Held, der Flur und Hain
Weckt zu neuem Prangen,
Soll auch mit Gesange sein
Freudenvoll empfangen.

(L. Laistner.)

Die Sonne wird auch als die Spenderin der Blumen gepriesen; das drückt ein Lied folgendermaßen aus:

In den Schooß der Flora hingestreckt
Liegt Phöbus, freundlich lächelnd,
Mit bunten Blumen rings umsteckt.
Ein Luftzug regt sich, würz'ger Duft
Durchströmt dem Nektar gleich die Luft.

Für den sanften Schimmer des Mondlichts, die Erhabenheit des Sternenhimmels scheinen die lockeren Gesellen ebensowenig eine ausgesprochene Empfindung gehabt zu haben, wie für die malerischen und stimmungsvollen Wirkungen des Abend- und Morgenroths. Denn wenn diese Himmelserscheinungen auch in Vergleichen recht zahlreich erscheinen, so finden wir doch niemals den Eindruck an sich geschildert. Es fehlte den Vaganten die nöthige Ruhe, um in Beschaulichkeit solchen Empfindungen sich hinzugeben, denn daß dieselben jener Zeit nicht fremd

waren, zeigt z. B. der berühmte Walther von Lille, der in seiner lateinischen Alexandreïs die Erzählung durch Naturschilderungen auch dieser Art unterbricht und z. B. einen schönen Lichteffect darstellt, wie das Morgenroth und die ersten Sonnenstrahlen auf den leicht gekräuselten Wellen sich vielfach wiederspiegeln. Ein Hymnus des berühmten Abälard vergleicht die Sterne des Himmels mit den Blumen der Erde.

Unter den Winden spielt der West als der sanfte und doch sieghafte Begleiter des Frühlings und der erfrischende Wohlthäter des Sommers eine Hauptrolle. Zu dem oben erwähnten Rauschen des Waldes im Winde, das uns schon ein erweitertes Naturgefühl zeigte, füge ich hier noch die im Winde wogende Saat, die ein Lied als ein wonniges Traumbild anführt.

Bei aller Weltfreude und Weltlust findet in den Vagantenliedern doch auch der Gedanke mehrfachen Ausdruck, daß der Aufenthalt im Freien Trost im Schmerz gewähre, und dies ist auch der Punkt, wo das landschaftliche Naturgefühl bisweilen durchblickt. Kleine Landschaftsgemälde sind nicht selten: eine Waldwiese und ihre Umgebung, ein Thal werden mit kurzen Worten öfters geschildert und fügen sich meistens mit Geschick in die Situation ein, aber es ist auch nur das Anmuthige, nie das Romantische, was die Sänger entzückt. Einer von ihnen klagt, daß Verbannung ihn von der Geliebten fernhalte; er vergeht vor Sehnsucht, aber die Natur soll ihm Trost gewähren, und daran schließt sich folgende Apostrophe:

Herrlich Thal! Auf's Neu' beglücket,
Mit dem Rosenkranz geschmücket
Bist der Thäler Blume du!
Thal der Thäler! Wechselnd malen
Dich des Monds, der Sonne Strahlen;
Süßer Sang würzt deine Ruh!
Philomena singt dir Lieder,
Süß und lieblich hallt es wieder;
So schafft Trost im Schmerze du.

Daß der fahrende Schüler sich im Einklang mit dem Geiste seiner Zeit und vor Allem mit der lateinischen Gelehrtendichtung befand, zeigt ein Gedicht, das dem 11. oder dem 12. Jahrhundert angehören mag, aber ohne den Namen des Autors überliefert ist und dessen erster Theil in Uebertragung folgendermaßen lautet:

Tief im Walde versteckt liegt des Oheims traulicher Landsitz.
Dorthin zieht es mich oft, wenn der Sorgen drückende Lasten
Von mir ich werf' und, was sonst uns Menschen wohl peinigt, ich meide.
Schön ist es dort, und das schwellende Gras und das Schweigen des Waldes
Und balsamischer Hauch der Lüft' und die murmelnde Quelle —
Alles erfrischt den ermüdeten Geist: ich erkenne mich selber

Wieder, und Ruhe gewinnt mein Herz. Denn wer in der Weltstadt,
Die der Stimmen Gewirr und ein ewiges Hasten durchwoget,
Mag in sich selber beharren und nicht zu Zeiten sich selber,
Wenn er um nichtige Dinge die Zeit vergeudet, verlieren!

Die poetischen Bilder und Vergleiche, soweit sie in den Vagantenliedern aus der Natur entlehnt sind, bieten wenig Charakteristisches, außer daß die häufige Verwendung von Sonne, Morgenröthe und Sterne eine lebhafte Empfindung für die Schönheiten auch dieser Naturgegenstände verräth und so zur Ergänzung der obigen Schilderung dienen könnte. Im Ganzen aber bewegen sich Metaphern und Gleichnisse aus der Natur in denselben Grenzen wie die directen Schilderungen.

So haben wir die pantheistische und idyllische Naturfreude in den Liedern der mittelalterlichen Vaganten kennen gelernt; aber nirgends zeigte sich Wanderlust und Naturfreude verknüpft, nirgends das Entzücken des Wanderers über die Gegenden, die sein Fuß betrat und die vor seinem Auge sich ausbreiteten. Und doch will uns modernen Menschen das so natürlich erscheinen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir auch in dieser Beziehung noch unter dem Einflusse der Nachklänge der romantischen Schule stehen, wo die Wanderlieder im modernen Sinne auftauchten und die Spielmannslieder, Musikantenlieder und Lieder sonstiger fahrender Gesellen eigentlich ihre Wiege haben. Kein mittelalterlicher Vagant oder Spielmann hat je so empfunden wie Eichendorff in seinen Wanderliedern oder wie Baumbach in den Liedern eines fahrenden Gesellen. Trotzdem kann man an diesen seine helle Freude haben, wenn sie auch nur ein Ausdruck dessen sind, wie ein moderner Dichter sich die Romantik des Wanderns unter den gegebenen Verhältnissen eines Spielmanns oder Vaganten ausmalt.

Der Künstlerwahnwitz Kaiser Neros.

Ein Versuch.

Von

B. Volz.

— Potsdam. —

Der Kaiser Trajan äußerte einmal, daß er die ersten Jahre des Kaisers Nero für die glücklichste Zeit halte, welche das römische Reich überhaupt je gehabt habe. Damit hatte er Recht; aber auch die zweite Hälfte der Regierung Neros kann durchaus nicht zu den unglücklichen Zeiten gerechnet werden. Nach außen hin stand das Reich andauernd imponirend da. Die auswärtige Politik und die Kriege an den Grenzen wurden mit Nachdruck und Geschick und nicht ohne günstige Erfolge geführt. Der Organismus der Verwaltung und der Rechtspflege durch die Schöpfungen des Augustus fest begründet, arbeitete mit ruhiger Sicherheit, da Nero sich der willkürlichen Eingriffe enthielt. Die Provinzial-Verwaltung hielt er unter strenger Aufsicht und wehrte allen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Beamten wie der Zollpächter durch eine Reihe wohlthätiger Anordnungen. Für das Proviantwesen und die regelmäßige Verpflegung der Residenz zeigte er zu allen Zeiten ein besonderes Interesse und sicherte sie durch zweckmäßige Maßregeln. Selbst die Verschlechterung des Silber- und Gold-Geldes, an sich eine höchst nachtheilige Maßnahme, wurde bei seinen Lebzeiten kaum empfunden, da der Credit des Staates den Münz-Cours aufrecht erhalten half.

So wird es verständlich, daß Nero in den Provinzen und bei der großen Masse der Bevölkerung Roms, für deren Unterhaltung er überdies durch glänzende Spiele zu sorgen stets beflissen war, während seiner ganzen Regierungszeit sehr beliebt war.

Und doch hat die Geschichte ihn als einen entsetzlichen Tyrannen

gebrandmarkt! Zwar die Beschuldigung, daß er Rom selbst habe in Brand stecken lassen, um das Bild des brennenden Troja recht naturgetreu zu haben, läßt sich heute kaum noch aufrecht erhalten. Er eilte vielmehr auf die Nachricht von der furchtbaren Feuersbrunst, der gegenüber die vortreffliche Feuerwehr der Hauptstadt ganz machtlos war, sofort von Antium herbei, um nach Kräften zu wehren und dem obdachlosen Volke zu helfen. Auch die zweite furchtbare Anklage, die der Christenverfolgung, liegt sehr im Dunkeln; es scheint, als wenn erst durch die Denunciationen der Juden die Christen mit in das Verderben hinabgezogen worden wären. Allein auch ohnedies haftet eine so entsetzliche Menge von Verbrechen an dem Andenken nicht sowohl des Regenten, als des Menschen Nero, daß man mit Recht fragen darf, wie ist es möglich gewesen, daß er zu einem solchen Dämon in Menschengestalt werden konnte.

Leicht bieten sich mancherlei Umstände zur Erklärung an. Von seinem Vater Domitius hatte Nero die Leidenschaftlichkeit und Zügellosigkeit des Wesens geerbt. Als Knabe von drei Jahren verlor er den Vater durch den Tod, die Mutter Agrippina, des edlen Germanicus Tochter, durch Verbannung. Seine Tante, Domitia Lepida, eine Frau ohne jeglichen sittlichen Halt, übernahm seine Erziehung. Ein Tänzer und ein Barbier leiteten nun die Kinderjahre des lebhaften und begabten Knaben. Das macht die schwach entwickelten sittlichen Begriffe verständlich, mit denen er später lachend sagte: Meine Vorgänger haben gar nicht gewußt, was man sich als Kaiser alles erlauben kann!

Nero war zwölf Jahr alt, als die aus der Verbannung zurückkehrende Mutter seine Erziehung dem geistvollen und gelehrten Seneca anvertraute. Doch der berühmte Mann war nicht mehr im Stande, das zerfahrene und sich leicht zerstreuende Wesen seines Zöglings in eine ernstere Richtung zu bringen.

An religiösem Halte fehlte es Nero ganz. In der römischen Religion erzogen, verachtete er sie doch bald und hielt sich nur noch an die syrische Göttin. Aber auch von ihr fiel er ab und verhöhnte offen ihr Bild. Schließlich glaubte er nur noch an ein Amulet, dem er täglich dreimal opferte. Ein Mann aus dem Volke hatte es ihm einst geschenkt. — Niemand hatte größeren Einfluß auf ihn als seine Mutter und seine zweite Gemahlin. Agrippina, eine geistig sehr bedeutende Frau, verband mit innerer Herzenskälte Entschlossenheit und Ausdauer. Jedes Mittel war ihr recht, um ihren Sohn und durch diesen sich selbst zur höchsten Stufe der Macht zu erheben. In glühender Herrschsucht gingen ihre Gedanken auf; nicht Liebe, sondern Furcht war es, was sie ihrem Sohn einflößte. An kalter Herzenshärte jedoch übertraf Poppäa Sabina sie weit; diese Frau wurde Neros böser Genius. Durch ihre strahlende Schönheit entflammte sie ihn zu leidenschaftlicher Liebe, durch ihre arglistige Koketterie lenkte sie ihn nach ihrem Willen. Sie trieb ihn dazu, die

Mutter und seine Gemahlin, die schuldlose Octavia, ermorden zu lassen, damit über die Leichen hinweg der Weg zum Throne sich ihr öffne.

Trotz alledem war Nero kein finsterer, blutgieriger Tyrann, der nur Furcht und Schrecken um sich verbreitete, der das Böse that aus dämonischer Lust daran. Er besaß vielmehr eine gewisse Liebenswürdigkeit des Wesens, welche seine Umgebung an ihn fesselte. Selbst Scherzworte und leichte Spöttereien ließ er mit Gleichmüthigkeit über sich ergehen, nur durften sie diejenige Eigenschaft in ihm nicht verletzen, die ihn je länger, je mehr bis zu krankhafter Empfindlichkeit, ja schließlich bis zu der fixen Idee völligen Wahnwitzes beherrschte: seine Künstlereitelkeit. Dann fuhr er auf wie ein Tiger und traf mit tödtlichem Sprunge, die furchtbare Bösartigkeit seines Wesens im plötzlichen Ausbruch verrathend. Darin liegt das Motiv so vieler Unthaten Neros, zumal der späteren Jahre.

Die Leidenschaft für Musik beherrschte die Zeit. Griechische Virtuosen strömten in Rom zusammen. Aber auch vornehme Römer trieben die Kunst mit Passion und traten selbst als ausübende Künstler öffentlich auf. So ließ sich Norbanus Flaccus, der im Jahre 19 Consul gewesen war, öffentlich auf der Trompete hören. Calpurnius Piso, der Verschwörer des Jahres 65, war Virtuos auf der Cither. Und Thrasea Pätus, seinen Zeitgenossen ein Muster von Tugend, trug in seiner Vaterstadt Padua im Costüm eine tragische Arie bei einer öffentlichen Gelegenheit vor. War doch auch Caligula selbst leidenschaftlicher Sänger und Tänzer gewesen, und Titus, der am Hofe des Claudius mit dessen Sohn Britannicus zusammen erzogen war, ebenso wie dieser als virtuoser Sänger und Citherspieler bekannt.

In dieser populärsten und gefeiertsten Kunst der Zeit der Erste zu sein, war der Ehrgeiz Neros. Er hatte von Natur eine nicht starke und etwas rauhe Bariton-Stimme; aber er nahm sofort nach seiner Thronbesteigung Unterricht bei Terpnos, dem ersten Lehrer für Gesang und Citherspiel jener Zeit, und erreichte es durch äußerst, sorgfältige Ausbildung und gewissenhafteste Uebung der Stimme, daß er etwas in dem vocalen und instrumentalen Vortrag leistete. Am Fest der Juvenalien im Jahre 58 ließ er zuerst vor einigen Vertrauten sich hören. Oeffentlich aufzutreten wagte er indeß erst im Jahre 63, jedoch noch nicht in Rom, sondern nur erst in der Provinz, in Neapel. Hier trug er ein griechisches Lied mit Citherbegleitung vor und war so ganz hingegeben an die Sache, daß er selbst durch ein Erdbeben in dem Vortrage sich nicht unterbrechen ließ. Ein ganzes Heer von Claqueurs, alle auf's feinste frisirt und gekleidet, war für den Applaus organisirt. Eine Anzahl junger Ritter und 5000 kräftige Männer waren durch das Theater vertheilt und spendeten in alexandrinischer Weise den Beifall nach verschiedener Methode, einige mit hohler Hand in tiefen Tönen klatschend, andere in gruppenweisen Beifallsstürmen, noch andere mit flacher Hand applaudirend.

Google

Der unsinnige Beifall erweckte in Nero den Glauben von der ungewöhnlichen Bedeutung seiner Virtuosität. Jetzt wollte er es selbst in Rom wagen, aber nur erst vor einem vertrauten Cirkel in seinen Gärten. Als indeß alle Welt seine „göttliche Stimme" zu hören begehrte, und selbst die kaiserliche Leibwache ihn um öffentliches Auftreten bat, gab er nicht ungern nach und ließ für die zweiten Frühjahrsspiele seinen Namen im Jahr 64 in die Liste der angemeldeten Citherspieler eintragen. Er trat in der Reihe nach der Loosnummer auf, hinter sich die Kriegstribunen, begleitet von vertrauten Freunden. Nach einer Ouvertüre sang er die Niobe, ein Vortrag, der mehrere Stunden dauerte. Maßlosester Beifall lohnte ihn; ein Prätor ging sogar soweit, daß er ihm 170 000 Mk. bot, wenn er nur einmal in den von ihm zu veranstaltenden Spielen auftreten wollte. Dies zwar lehnte der Kaiser ab, doch trat er noch mehrmals öffentlich auf in Maske und Costüm; in Männerrollen gab die Maske seine eigenen Züge wieder in Frauenrollen die seiner jeweiligen Geliebten.

Die sinnlosen Beifallsspenden, die ihm jedesmal zu Theil wurden, steigerten seine Eitelkeit zu wahnwitziger Empfindlichkeit. Die schrankenlose Macht des Scepters in seiner Hand wurde ihm ein grausig-bequemes Werkzeug, sich von Rivalen oder auch nur zweifelhaften Verehrern zu befreien. So fiel der hoffnungsvolle Britannicus, wie man in Rom wenigstens urtheilte, weniger weil Nero dessen Ansprüche auf den Thron, als weil er die schöne Stimme und das Dichtertalent des begabten Jünglings fürchtete. So konnte er dem Thrasea Pätus es nicht vergessen, daß er nur mäßigen Beifall den Kunstleistungen seines Kaisers spendete. Nichts reizte ihn mehr gegen den rebellischen Prätor von Gallien, Julius Vinder, als daß dieser in seiner Proclamation an die Soldaten ihn einen „jammervollen Citherspieler" genannt hatte.

Auf den Gipfel indeß trieb diese wahnwitzige Einbildung das Uebermaß erbärmlicher Schmeichelei, das der Kaiser bei den Griechen fand, denen von jeher ein besonders feines Verständniß und zuverlässiges Urtheil in Sachen der Kunst zugetraut wurde. Freilich besaß der Kaiser ein nicht gewöhnliches Talent für Musik und Poesie: erhielt sich doch eine Sammlung seiner Werke noch lange über seinen Tod hinaus. Seneca sowohl wie Martial erwähnen die Gedichte Neros mit Anerkennung.

Aufgefordert durch den Beifall der Hellenen in Rom, unternahm der Kaiser, von zahllosen Hofleuten und Claqueurs begleitet, gegen Ende des Jahres 66 eine Kunstreise nach Griechenland. Die nationalen Wettspiele wurden gegen das Herkommen auf ein Jahr gelegt, um dem erlauchten Sänger das Auftreten auf allen zu ermöglichen, und den olympischen Spielen der musische Wettkampf außerordentlicher Weise hinzugefügt. So trat er denn in Olympia als dramatischer wie als Cithersänger auf, ebenso in Delphi. Bei den isthmischen Spielen sang er eine Hymne auf Poseidon und Amphitrite, auf das brausende da capo-Rufen noch ein kürzeres Lied hinzufügend

— und erhielt allenthalben den ersten Preis. Als Triumphator kehrte er nach Rom zurück; im Pupurmantel stand er auf dem von Schimmeln gezogenen Triumphwagen, den olympischen Kranz auf dem Haupte, den pythischen in der Rechten. Vor ihm einhergetragen wurden die übrigen Siegeskränze, die er errungen, mit Tafeln, welche die Namen der Siegesorte und seiner Rivalen, wie die Titel der vorgetragenen Gesänge enthielten. Es war die Farce eines Triumphzuges, aber ganz ernst gemeint. Denn Nero war durchaus des Sinnes, nicht Geringeres errungen zu haben, als jene altrömischen Helden, die vor ihm in kriegerischem Triumphzuge in die ewige Stadt eingezogen waren.

Die Künstlereitelkeit hatte sich zu der fixen Idee eines Wahnwitzigen bei ihm gestaltet, weder gehemmt durch irgend welche Schranken der kaiserlichen Macht, noch gemildert durch sittliche Grundsätze. Wehe dem, der an diese fixe Idee des Virtuosenprincipates zu rühren wagte! Da kannte der Kaiser, wie alle Wahnsinnigen, keine Entschuldigung, keine Milde. Glaubte er doch, als schon die Empörung des Galba ihn bedrohte, den Göttern das Kostbarste, was er besäße, in dem Gelübde anzubieten, daß er nach Niederwerfung des Aufstandes sich öffentlich auf der Wasserorgel, der Flöte und dem Dudelsack hören lassen und den Turnus des Vergil pantomimisch darstellen wolle. Selbst Hinrichtungen und Vermögens-Confiscationen verfügte er ohne jedes Bedenken, soweit sie ihm die Mittel boten, seiner Manie zu fröhnen. Ja, so ganz ging er mit seinem Denken und Fühlen in dieser unseligen fixen Idee unter, welche alle Umstände sich vereinigt hatten in ihm groß zu ziehen, daß sie selbst in der Todesstunde seine Gedanken beherrschte. Schon hatte er erfahren, daß ihn, der vor Galba flüchtete, der Senat zur Auspeitschung am Pranger und zur Hinrichtung verurtheilt hätte, schon hörte er in seinem Versteck den Hufschlag der nahenden Häscher: doch zögerte er, den Dolch sich in den Hals zu stoßen. „Was für ein Künstler stirbt in mir!“ war sein Bedenken und sein letztes Wort.

Augusta,

Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.

Von

Friedrich von Weech.

— Karlsruhe. —

Als der Oberhofprediger D. Kögel am Abende des 9. Januar 1890 am offenen Sarge der Kaiserin Augusta zu der hohen Familie und den Personen der näheren Umgebung der Entschlafenen Worte des Trostes sprach, endigte er seine Rede etwa mit den Worten: „Mit diesem Sarge werden sich auch die Thüren dieses Hauses schließen, von dem aus für Preußen und Deutschland so viel des Segens ausging, und mit diesem Hause schließt eine Zeit."

Nicht treffender als mit diesen wenigen Worten läßt sich aussprechen, was Kaiserin Augusta dem Vaterlande war, was mit ihrem Abscheiden die Nation verliert.

Noch nicht ganz hatte sie das achtzehnte Lebensjahr vollendet, als sie, blühend und schön, ein entzückendes Bild edler Jungfräulichkeit, am 10. Juni 1829 durch die Straße Unter den Linden ihren Einzug in die Haupt- und Residenzstadt Berlin hielt. Unter denen, welche am 11. Januar 1890 bewegten Herzens dem Trauerzuge beiwohnten, der durch die nämliche Straße — die via triumphalis und funeralis der Weltstadt — nach dem Mausoleum zu Charlottenburg geleitete, was an Kaiserin Augusta sterblich war, werden wohl nur Wenige sich jenes glänzenden Einzuges erinnert haben.

Am darauffolgenden Tage reichte Prinzessin Augusta von Sachsen dem Prinzen Wilhelm von Preußen vor dem Altare der Schloßkapelle die Hand

Digitized by Google

zum Lebensbunde, und am 12. Juni 1829 betrat die junge fürstliche Frau zum ersten Male die Schwelle des Hauses, welches von da an ihr theures Heim, der Schauplatz hoher Freuden, glänzender Ehren, unsterblichen Ruhmes, aber auch tiefen Kummers, unsäglichen Schmerzes werden sollte. Damals die Dienstwohnung des Prinzen Wilhelm, wurde erst 1834 das Tauentzien'sche Haus für ihn gekauft und dann so umgebaut und unter eifriger und verständnißvoller Mitwirkung seiner kunstsinnigen Gemahlin so umgestaltet und ausgeschmückt, wie es in den letzten Jahrzehnten sich als ein Juwel feinsten und vornehmsten Geschmackes denen darstellte, welchen es vergönnt war, diese Räume zu betreten.

Mehr als sechzig Jahre waren seit jenem Tage verflossen, als sich hinter dem Sarge der hochbetagt dahingeschiedenen Kaiserin die Thüren dieses Hauses schlossen. Nichts von all dem, was in diesen sechzig Jahren die deutsche Nation erlebt, an Freud und Leid, an Kämpfen und Siegen, an Erfolgen und Irrthümern, hat dieses Haus unter den Linden, den bescheidenen Palast des mächtigsten Herrschers der Erde, und seine Bewohner unberührt gelassen. An der ganzen Entwickelung der Geschicke Preußens und Deutschlands haben Wilhelm und Augusta den regsten Antheil gehabt; beide glänzende Gestalten, die für alle Zeit in der Erinnerung des deutschen Volkes fortleben werden, jedes an seiner Stelle ein Muster treuester Pflichterfüllung, ein hohes Beispiel der Nacheiferung für die Nation, die ersten, die größten, die vornehmsten Figuren einer Zeit, der sie die Signatur aufprägten, die mit ihnen beiden zum Abschlusse gekommen ist.

Man möchte sagen, diese Verbindung des preußischen Prinzen mit der sächsischen Fürstentochter war vorbildlich für die weitere Gestaltung unseres großen deutschen Vaterlandes. Denn dieses ist groß geworden durch das Zusammenwirken des ernsten, strengen und schlichten Wesens, wie es sich in dem preußischen Militärstaate verkörperte, mit den geistigen Mächten, die in dem kleinen Weimar dereinst die bevorzugte Stätte gefunden hatten. Die Erziehung des Prinzen war vorwiegend militärisch. Der Geist Scharnhorsts, Gneisenaus, Blüchers bestimmte die Richtung des jugendlichen Herrn, der mit Leib und Seele Soldat war. Kein Gedanke damals in ihm, daß er je bestimmt sein könnte, die Krone seines Vaters zu erben. In voller Blüthe und Manneskraft stand der Kronprinz dem Throne zunächst. Der ganze Ehrgeiz des jüngeren Bruders concentrirte sich in dem Wunsche, die Truppentheile, deren Führung der königliche Vater ihm anvertraut hatte, in echt preußischer Zucht und Tüchtigkeit zu erziehen und heranzubilden zur Zufriedenheit des obersten Kriegsherrn, der mit kargen Worten, aber scharfen Auges die Leistungen der Armee überwachte und beurtheilte.

Ganz andere Ideenkreise waren es, in denen Prinzessin Augusta vom Kinde zum heiteren Mädchen, zur sinnigen Jungfrau herangereift war. Zwar auch in ihren Adern rollte heroisches Blut. Von väterlicher Seite

war jene tapfere Herzogin Luise ihre Großmutter, deren heldenhafte Haltung selbst einem Napoleon Ehrfurcht einflößte, von mütterlicher Seite zählte die große Katharina von Rußland zu ihren Vorfahren. Aber die Erinnerung an diese Beziehungen der jungen Fürstin trat zurück hinter den lebendigen Einflüssen, welche das geistige Leben Weimars auf ihre Entwickelung ausübte; der hohe Genius Goethes, die Humanität Herders, die Grazie Wielands klangen in schönster Harmonie zusammen und waren bestimmend für die Eindrücke, welche das empfängliche Gemüth, die lebhafte Auffassungsgabe der Enkelin Karl Augusts schon in der Kindheit in sich aufnahm. Mit prophetischem Sinne hatte Schiller die Mutter der Prinzessin Augusta, die Großfürstin Maria Paulowna, mit der „Huldigung der Künste" in der neuen Heimat empfangen. Das neue Element, das mit ihr in den Kreis der weimarischen Fürstenfamilie getreten war, hatte sich ebenbürtig den großen Traditionen eingefügt, welche sich für die ganze Nation mit dem Namen der kleinen Residenzstadt an der Ilm verbanden. Und in diesen Traditionen wuchs die Prinzessin Augusta heran. Bis an ihres Lebens Ende hat sie es sich zur höchsten Ehre und Freude angerechnet, eine „Tochter Weimars" zu sein.

Betrübten Blickes, so wird berichtet, schaute der greise Goethe dem Reisewagen nach, der Weimar sein liebstes Kleinod entführte. Aus seinem Munde war es ein hohes und aufrichtig gemeintes Lob, wenn er seinem alten Freunde Zelter über die junge Prinzessin schrieb: „Sie darf mitreden, denn sie hat etwas gelernt."

Aus dieser geistigen Atmosphäre und aus den patriarchalischen Verhältnissen des kleinen Weimar, wo während der langen Regierung des wohlwollenden Karl August die Kreise des Hofes und der gebildeten Bürgerschaft in die engste Verbindung getreten waren, sah sich die junge Prinzessin nun plötzlich an den fremden Hof und in die große Residenzstadt versetzt, die, wenn auch noch von dem gewaltigen Aufschwunge weit entfernt, der sie wenig als ein Menschenalter später in eine der größten und schönsten Städte der Welt verwandelte, doch auch damals schon Weimar gegenüber eine ausgedehnte Großstadt war. Da mag die junge fürstliche Frau doch wohl zuweilen ein Gefühl der Unsicherheit und des Heimwehs überfallen haben, wenn sie der harmlosen Spaziergänge in dem heimischen Park und des traulichen Verkehrs gedachte, der dort auch der Fürstentochter nicht verwehrt war.

Aber so verschieden auch Erziehung und Bildungsgang des Prinzen Wilhelm und seiner jugendlichen Gemahlin gewesen sind, die Grundsätze, die beiden eingeflößt waren, wurden von dem gleichen kategorischen Imperativ beherrscht, von dem strengen Gesetz der Pflichterfüllung, das in Preußen, vom König bis zum letzten Diener des Staates herab, jedem als unverbrüchliche Aufgabe vor Augen schwebte, das nicht minder der jungen Fürstin von Kindheit auf eingeschärft worden war. Dieses

Pflichtgefühl wies der Prinzessin die Wege in den neuen Verhältnissen, in denen sie sich, gestützt und geleitet von der Liebe ihres ritterlichen Gemahls, umgeben von der freundschaftlichen Gesinnung der ganzen königlichen Familie, überraschend schnell zurechtfand.

Erleichtert wurde ihr das Eingewöhnen durch den Verkehr mit der älteren Schwester, Prinzessin Marie, die zwei Jahre früher mit Prinz Wilhelms jüngerem Bruder, dem Prinzen Karl von Preußen, vermählt worden war. Auch sonst fehlte es am preußischen Hofe nicht an geistiger Anregung. Längst ist die früher verbreitete Anschauung widerlegt, die in König Friedrich Wilhelm III. nur den gewissenhaften Regenten, den pflichttreuen Soldaten erblickte. Heute weiß man, welche Förderung dem Könige die Kunst verdankt, welche Sorgfalt er den Sammlungen des Staates zuwandte. Und in dem Kreise, den der geistvolle Kronprinz um sich und seine gesinnungsverwandte Gemahlin versammelte, fehlten auch die Anklänge an das geistige Leben nicht, an das Prinzessin Augusta von Weimar her gewöhnt war. Hier war es namentlich die hinreißende Conversation Alexanders von Humboldt, die sie anzog; aber auch der ernste Friedrich von Raumer und der Dichter Raupach, den sie schon von Weimar her kannte und der um diese Zeit nach Berlin übersiedelte, gehörten zu den Personen, welche die Prinzessin besonders gern in ihren engeren Verkehrskreis hereinzog. Der berühmte Verfasser des „Kosmos" war ihr auch schon früher in Weimar begegnet und hatte damals von der kaum Fünfzehnjährigen gerühmt: „Ihr lebendiger, durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick; ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll." Er blieb bis an sein Lebensende ein begeisterter Verehrer der schönen und geistvollen Fürstin. Auch die Musik und Malerei wurden eifrig gepflegt. Die liebevolle Erinnerung an die Heimat machte sich bei der Wahl der Künstlerin geltend, unter deren Leitung die Prinzessin ihr Talent weiterbildete. Es war dies Alwine Frommann aus Jena, eine der intimsten Angehörigen des Kreises, der sich um Goethe versammelt hatte, wenn der Altmeister seinen Wohnsitz in der thüringischen Universitätsstadt aufschlug.

Bald kehrten in das friedliche Stillleben des jungen fürstlichen Haushaltes neue Freuden und mit ihnen wichtige Pflichten ein. Am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober 1831, genas Prinzessin Augusta eines Sohnes. Groß war das Glück der Eltern, groß auch die Freude des königlichen Großvaters; in dem neugeborenen Prinzen durfte der künftige Thronfolger erblickt werden, da der Ehe des Kronprinzen der Kindersegen versagt war.

Von da an verwandte die Prinzessin ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung des voraussichtlich zu der höchsten Stellung berufenen Sohnes, die wenige Jahre nachher sich auch noch auf eine Tochter zu erstrecken

hatte, die am 3. Dezember 1838 geborene Prinzessin Luise, jetzt Großherzogin von Baden.

Mit der größten Umsicht und dem feinsten Verständnisse für die Aufgaben, deren Lösung dereinst dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm obliegen mußte, wurde dessen Unterricht eingerichtet. Bis der Prinz das Alter erreichte, in dem er mit vollem Ernst den militärischen Beruf zu ergreifen hatte, in dem jeder preußische Prinz, voran der zukünftige König, die wichtigste Lebensaufgabe zu erblicken hat, also bis zu der Zeit, da naturgemäß der durch und durch soldatisch geschulte und soldatisch gesinnte fürstliche Vater die ausschließliche Leitung der Thätigkeit des jungen Prinzen zu übernehmen berufen war, lag die Verfügung über dessen ganzen Bildungsgang in den kundigen Händen der Prinzessin Augusta. Hier machte sich besonders die „ideale Ergänzung" bemerkbar, welche dem „immer mehr sich entwickelnden praktischen Ernst des Wesens des Prinzen Wilhelm" seine hohe Gemahlin hinzufügte.

Die Prinzessin wollte einen Jüngling erziehen, dem nichts fremd bliebe von den reichen Bildungselementen, welche die Fortschritte der Wissenschaft in den öffentlichen Schulen der strebsamen Jugend der Nation eröffneten. Es lag ihr daran, ihn nicht nur in die Formen, sondern auch in den Geist des klassischen Alterthums eindringen zu sehen. Und von diesem Wunsche beseelt, wählte sie Ernst Curtius zum Erzieher des Prinzen, den geistvollen Kenner der alten Welt, dem dabei doch auch nichts fremd war, was dem modernen Menschen in Staat und Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft zu erstreben obliegt. Um die volle Bedeutung dieser Wahl zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, welche Beschränkung der Geist der Zeit fürstlichen Eltern bei der Wahl der Bildner ihrer Kinder auferlegte. Der weite und freie Blick der Prinzessin zeigte sich, indem sie einen Sohn des Freistaates Lübeck zum Erzieher des künftigen Königs wählte. Sie wußte, daß Curtius nicht nur ein großer Gelehrter, ein geistvoller Mann, daß er auch ein echter deutscher Patriot war. Ihren Sohn „in der Liebe zum Vaterlande" zu erziehen, das war die vornehmste Pflicht, die sie dem Lehrer, den ihr Vertrauen auserwählt hatte, an's Herz legte. Und sie wußte, indem sie dies that, daß es nicht mit der Beschränkung auf das Königreich Preußen geschah, daß, wie sie selbst, so auch Curtius, über dem, was zunächst lag, nicht vergessen würde, was die Zukunft im Schooße trug. Der Prinz sollte nicht nur ein guter Preuße, er sollte auch ein guter Deutscher werden. Nicht umsonst war Prinzessin Augusta die Enkelin jenes Herzogs Karl August, der noch in den letzten Jahren des zerfallenden alten Deutschen Reiches nach den Keimen suchte, aus deren Pflege er mit gleichgesinnten Fürsten eine neue, bessere Zeit ersprießen zu sehen hoffte. Und auch daß der junge Prinz die Ideen des modernen Staates in sich aufnehme, der Aufgaben und Ziele sich bewußt werde, die er dereinst einer glück-

lichen Lösung entgegenzuführen berufen war, ließ sich die Prinzessin angelegen sein. Auch in dieser Richtung war sie die „Tochter Weimars" geblieben. Sie hatte nicht vergessen, daß Karl August der erste deutsche Fürst gewesen war, der seinem Lande eine landständische Verfassung gegeben und das gute Recht seines Volkes gegen den Ansturm verfassungsfeindlicher Reaction, wie er aus der Wiener Hofburg, und engherziger Demagogenverfolgung, wie er aus Berlin herangebraust kam, thatkräftig und unerschütterlich vertheidigt hatte.

Wenn sie auch, wie es ihre Stellung gebot, keinen Antheil an der Tagespolitik nahm, Kopf und Herz waren doch auf's Lebhafteste berührt von den Vorgängen, welche den preußischen Staat und ganz Deutschland zu bewegen begannen, seit mit König Friedrich Wilhelms III. Ableben und mit der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. eine ganz neue Zeit hereingebrochen war. Wie der ernste, nüchterne Sinn des Prinzen Wilhelm, so erkannte auch das klare und scharfe Auge seiner Gemahlin die Gefahren, in welche die widerspruchsvolle Politik des geistreichen Königs das Land stürzte.

Schwere Prüfungen brachten der Prinzessin die stürmischen Jahre einer irregeleiteten nationalen und freiheitlichen Bewegung, deren Ausschreitungen sie um so mehr beklagte, je weniger sie den berechtigten Forderungen dieser Zeit ihre Anerkennung verweigerte. Sie mußte den geliebten Gatten, dem unverdienten Hasse einer erregten Bevölkerung ausweichend, in fremdem Lande eine Zuflucht suchen sehen, und als sein Leben nicht mehr durch die Aufrührer des eigenen Landes bedroht war, mußte sie dem Prinzen abermals ein banges Lebewohl sagen, als der Befehl seines königlichen Bruders ihn an die Spitze der Truppen stellte, denen es oblag, den Aufstand in der Pfalz und in Baden mit Waffengewalt niederzuwerfen. In den traulichen Gemächern des Schlosses Babelsberg, der Lieblingsschöpfung des Prinzen Wilhelm, an deren harmonischen, vornehmen und zugleich wohnlichen Einrichtung die Prinzessin mit besonderer Vorliebe sich betheiligt hatte, brachte sie, von ihren Kindern umgeben, im Frieden glücklicher Häuslichkeit viele bange Stunden dieser unruhigen Zeiten zu. Mit stolzer Genugthuung sah sie die Erfolge ihres ritterlichen Gatten, mit aufrichtiger Befriedigung nahm sie wahr, wie die Besten der Nation ihre Hoffnung auf die Führung des preußischen Staates setzten und wenn ihr auch nicht verborgen bleiben konnte, daß bei der eigenthümlichen Individualität Friedrich Wilhelms IV. die augenblicklichen Conjuncturen der Erfüllung dieser nationalen Hoffnungen keineswegs günstig seien, so blickte sie doch vertrauensvoll in die Zukunft, von der sie mit Zuversicht eine den jetzt aussichtslosen Wünschen und Plänen entsprechende Gestaltung der deutschen Frage erwartete. Einer der Abgeordneten des Frankfurter Parlaments, der zu der Abordnung gehörte, welche dem König von Preußen die Kaiserkrone anbot, Professor Biedermann, berichtet über

den tiefen Eindruck, den er, nachdem die Audienz beim König seine und seiner Genossen Hoffnungen so gut wie vernichtet hatte, von einer Unterredung mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen mit fortnahm. Er nennt die Prinzessin „eine Frau, bei welcher Geist und Gemüth um den Vorrang streiten, vielleicht den klarsten politischen Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin". Sie sprach den Abgeordneten gegenüber ihre Zuversicht aus, daß Alles noch gut enden werde; „das Ziel sei ja ein so herrliches, ein so nothwendiges". Freilich mußte noch lange Zeit verfließen, bis dieses Ziel wirklich erreicht wurde, dann allerdings in einer Weise, die auch die kühnsten Erwartungen übertraf, welche man in den Jahren 1848 und 1849 hegen zu dürfen geglaubt hatte.

Den Stürmen, Aufregungen und Sorgen der Revolutionsjahre folgte nun ein Abschnitt im Leben der fürstlichen Frau, der in gewisser Beziehung die glücklichste Zeit in ihrem vielbewegten Leben darstellt; eine Zeit ruhigen, befriedigenden Wirkens, erfreulicher Erfolge und dabei eine Reihe fruchtbringender Lehrjahre, in denen der hohen Frau ganz neue Gebiete des segensreichsten Wirkens sich eröffnen sollten.

Im September 1849 wurde der Prinz von Preußen zum Gouverneur der Rheinlande und Westfalens ernannt. Im März 1850 hielt er mit seiner Familie seinen Einzug in Coblenz, wo das prachtvolle Schloß der ehemaligen Kurfürsten-Erzbischöfe von Trier, im Jahre 1786 im Baue vollendet, ihm zur Residenz angewiesen war. Es war wesentlich eine Mission der Versöhnung, welche hier dem Bruder des Königs vorgeschrieben war. Es galt, die widerstrebenden Rheinlande, die dem strammen preußischen Wesen abgeneigte Bevölkerung, den unzufriedenen Adel, die argwöhnischen Katholiken von den guten und wohlwollenden Absichten der Regierung zu überzeugen, dies lebhafte, begabte Volk zu freudiger Mitarbeit an den staatlichen Aufgaben zu gewinnen. Es konnte keine bessere Wahl getroffen werden. Die schlichte Ruhe, das aufrichtige Wohlwollen des Prinzen wurde unterstützt durch das unvergleichliche Talent der Prinzessin, alle Herzen zu erobern. Es ist ein unverdächtiger und klassischer Zeuge, Alfred von Reumont, der uns über das vollständige Gelingen dieser „moralischen Eroberung des Rheinlandes" berichtet. Von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen sagt er: „Ihr Beispiel hat gezeigt, was persönliche Rücksicht und Theilnahme, Eingehen auf berechtigte Eigenthümlichkeiten, Kenntniß von Personen und Beziehungen, Interesse am Oertlichen und Vorsorge für dasselbe vermögen."

Auch dem flüchtigsten Besucher von Coblenz tritt in den prächtigen Rheinanlagen das Lieblingswerk der Prinzessin, mit dem sie sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, entgegen. Aber nur wer sich genauer in ihre Schönheiten vertieft, wird all der feinen Züge gewahr, die auf Schritt und Tritt an die hohe Frau und ihre und ihrer Familie Beziehungen zu dieser Stadt, zu dieser Provinz erinnern, alle die kleinen liebenswürdigen

Aufmerksamkeiten, die, wie sie die Kundgebungen einer schönen Seele sind, auch des Widerhalls in gleichgestimmten dankbaren Herzen nicht entbehrten.

Ein ganz neuer Wirkungskreis eröffnete sich hier der Prinzessin in einer regen und regelmäßigen Theilnahme an den Werken der Erziehung und der Wohlthätigkeit. Hier trat sie wieder kleineren Verhältnissen näher, wo das persönliche Eingreifen sich leichter und ausgiebiger bewerkstelligen ließ, als während des Aufenthaltes in dem großen Berlin. Wohl hatte die Prinzessin Augusta auch früher schon der helfenden Fürsorge für Arme und Elende, dem lebhaften Interesse an der Erziehung der weiblichen Jugend nicht fern gestanden. Allein hier in Coblenz zuerst, scheint es, gewann die Theilnahme, die sie diesen Arbeitsgebieten zuwandte, eine festere Gestalt. Bald beherrschte das scharfe Auge, das reiche Gemüth der Prinzessin das weite Feld, das hier zu bebauen war. Ueberall erkannte sie was Noth that und fand die richtigen Mittel, der Noth abzuhelfen. Jedem sachverständigen Rathe zugänglich, aus den reichen Erfahrungen der Damen des Frauenvereins, die sie um sich versammelte, an deren Sitzungen sie Theil nahm, Belehrung schöpfend, ergriff die Prinzessin mit der ihr eigenen Thatkraft bald die Leitung der Werke der Wohlthätigkeit und erfüllte alle Betheiligten mit Bewunderung für ihr richtiges Urtheil, ihre klare Erkenntniß der Bedürfnisse, ihre Findigkeit in Beibringung der nöthigen Mittel, zu denen sie selbst mit freigebiger Hand stets in reichem Maße beitrug. So lieb war ihr diese Thätigkeit, daß sie nicht zögerte, ihre jugendliche Tochter, Prinzessin Luise, zu derselben heranzuziehen und so in ein Gebiet einzuführen, auf dem diese später als Großherzogin von Baden so Hervorragendes leisten sollte.

Diese Thätigkeit, welche in echt christlicher Liebe alle Bedürftigen ohne Rücksicht auf das kirchliche Bekenntniß umfaßte, brachte die Prinzessin vermuthlich zum ersten Mal in nähere Verbindung mit den katholischen kirchlichen Körperschaften, den geistlichen Orden, welche sich der Armen- und Krankenpflege widmen. Dem scharfen Blicke der Prinzessin konnte die hervorragende Tüchtigkeit der Leistungen dieser frommen Körperschaften nicht entgehen, wie sie sich wohl auch von der schlichten Frömmigkeit, dem stillen, in sich gekehrten Wesen der Schwestern, die auf immer allen Freuden der Welt entsagen, um nur für die Armen und Kranken zu wirken, angezogen fühlte. Die Prinzessin behielt fortan, ohne die nicht minder segensreiche Wirksamkeit der Diakonissen zu verkennen, eine besondere Vorliebe für diese geistlichen Orden, wie sie denn überhaupt während ihres Aufenthaltes in den Rheinlanden sich eine völlig vorurtheilslose Würdigung der katholischen Kirche aneignete. Durch ihre dem griechischen Bekenntnisse angehörende Mutter an den Glanz eines Cultus gewöhnt, der mit dem römisch-katholischen viele Berührungspunkte hat, trat ihr der Prunk des Gottesdienstes von vornherein nicht in dem Maße fremd und unerfreulich entgegen, wie er sonst wohl strenge Protestanten, besonders die Bewohner

Google

von Ländern abstößt, in denen die Nüchternheit und Strenge des evangelischen Gottesdienstes allein herrscht. In ihrer vornehmen Denkungsart mochte sie es aber vielleicht auch als ihre besondere Pflicht betrachten, Vorurtheilen entgegenzutreten und, als Mitglied einer protestantischen Dynastie, den in Preußen ja in erheblicher Minderheit befindlichen Angehörigen des katholischen Bekenntnisses die unbefangenste Würdigung ihres kirchlichen Lebens auf dem Gebiete der ihr so sehr am Herzen liegenden Caritas zu zeigen.

Die Sympathie, welche Prinzessin Augusta schon damals und fortan unverändert als Königin und Kaiserin den Katholiken bewiesen hat, ist vielfach falsch beurtheilt und verkannt worden. Jene, die den vorgenannten Culturkampf, entweder in der Ueberzeugung, daß er zur Aufrechthaltung des guten Rechtes und der Autorität des Staates unerläßlich sei, oder als grundsätzliche Gegner der katholischen Kirche mit Eifer betrieben, haben wohl mit Mißfallen bemerkt, daß auch in diesen Zeiten scharfer Gegensätze die Kaiserin Augusta nicht unterließ, katholischen Würdenträgern und Genossenschaften ihr persönliches Wohlwollen bei geeigneten Anlässen zu bezeugen. Uns scheint es nicht, als ob, wie ab und zu angenommen wurde, hier eine bewußte Opposition gegen die Politik der Regierung gezeigt werden sollte. Uns will vielmehr bedünken, daß die hohe Frau, welche — um mit Antigone zu sprechen — von der Empfindung beseelt sein mochte, daß es ihres Amtes sei, „mitzulieben, nicht mitzuhassen," gerne jede Gelegenheit ergriff, das zu betonen, was, trotz allen Haders, doch allen Bekenntnissen, allen Menschen guten Willens gemeinsam ist. Das alberne Gerücht, daß sie heimlich den katholischen Glauben bekenne, daß sie mit dem offenen Wechsel der Confession nur bis zum Tode ihres kaiserlichen Gemahles warte, ist ja längst widerlegt. Nein, Kaiserin Augusta war und blieb bis an ihr Lebensende eine treue Anhängerin des evangelischen Glaubens, wie sie es in den Schlußworten des von ihr selbst verfaßten Glaubensbekenntnisses bei ihrer Confirmation am 21. August 1827 zu Weimar feierlich gelobt hatte: „So halte ich mich denn fest an diesen christlichen Glauben, und indem ich alle menschlichen Satzungen von ihm entferne, bekenne ich mich ganz frei und aus völliger Ueberzeugung zur evangelisch-protestantischen Kirche." Diesem Gelöbnisse ist sie bis zum letzten Athemzuge treu geblieben. In einem von ganz besonders wohlunterrichteter Seite herrührenden Nachruf wird in dieser Beziehung gesagt: „In den Sonnentagen ihres Lebens, wie in den trüben Stunden körperlichen Leidens, des Schmerzes an dem Verlust heißgeliebter Angehörigen, der inneren Kämpfe, die Keinem erspart bleiben und das Herz und die Seele mächtig erschüttern, hat sie in dem Evangelischen Christenthum die niemals versagende Stütze gefunden, die Reichthümer für ihr Handeln in ihrem ganzen Leben, das ein so reich gesegnetes geworden ist für sie, ihr ganzes Haus und das deutsche Volk."

Digitized by Google

Kehren wir von dieser Abschweifung, bei der wir die Erörterung von Vorgängen einer späteren Zeit vorweggenommen haben, zu dem mehrjährigen Aufenthalte der Prinzessin in Coblenz zurück, so ist dem schon Angeführten noch hinzuzufügen, wie sehr ihr Leben in den Rheinlanden auch durch die Pflege der Wissenschaften und Künste verschönert wurde und eine höhere Bedeutung empfing. Wie durch viele Ausflüge in die herrlichen Gegenden des Rheinlandes mit ihren landschaftlichen Reizen, mit dem romantischen Zauber ihrer Schlösser, ihrer alten Städte, ihrer malerischen Ruinen der vielseitigen Bildung der kunstsinnigen Dame reiche Anregung erwuchs, so liebte sie auch den Verkehr mit den hervorragenden Lehrern der Bonner Hochschule, mit den berühmten Meistern der Kunst, die in der Akademie von Düsseldorf ihren für die Entwickelung der deutschen Malerei so bedeutungsvollen Mittelpunkt hatten. Von den Düsseldorfern erfreute sich die Prinzessin mit besonderer Vorliebe des anmuthigen Talentes von Kaspar Scheuren, der stets ein gern gesehener Gast in dem Coblenzer Residenzschlosse war.

Das Coblenzer Schloß war auch Zeuge eines hocherfreulichen Ereignisses für den Prinzen und die Prinzessin von Preußen, der Verlobung ihrer geliebten Tochter, der Prinzessin Luise mit dem Prinzregenten Friedrich von Baden. Wie schwer auch dem Mutterherzen der Abschied von der einzigen Tochter fallen mußte, sie konnte mit vollem Vertrauen auf eine glückliche Zukunft ihre Hand in die Hand des fürstlichen Bräutigams legen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften den hohen Eltern der Braut wohl bekannt waren. Nie wohl hat sich eine Voraussagung schöner und vollständiger erfüllt, als das Wort, mit welchem der Prinzregent dem badischen Lande seine Verlobung verkündigte: „Diese Verbindung, die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, dessen bin ich überzeugt, meinem Volke zum Segen gereichen."

Fast um dieselbe Zeit warb Prinz Friedrich Wilhelm um die Hand der Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und des Prinzgemahls Albert. Längst verband enge Freundschaft, auf Gleichartigkeit der Weltanschauung beruhend, den Prinzen und die Prinzessin von Preußen mit den Eltern der jugendlichen Braut. Man weiß, daß der Aufenthalt des Prinzen Wilhelm in England viel dazu beitrug, ihn den liberalen Ideen zugänglicher zu machen, die in dem von ihm so hoch geschätzten Prinzen Albert einen beredten Anwalt fanden; die Prinzessin, welche diesen Ideen stets sympathischer gegenüberstand, fühlte sich durch die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Inselreiches von jeher mächtig angezogen. Die bevorstehende Verbindung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Princeß Royal konnte daher auch ihr nicht anders als hocherwünscht sein, um so mehr, da sie aus der reinsten Neigung zweier edlen jugendlichen Herzen hervorging. Von der hohen Begabung, von der feinen Bildung und dem festen Charakter ihrer künftigen

Schwiegertochter durfte die Prinzessin von Preußen dereinst eine verständnißvolle und thatkräftige Unterstützung auf den meisten Gebieten, denen sie ihr eifriges Interesse zuwandte, erwarten.

Nachdem in Berlin am 20. September 1856 die Vermählung der Prinzessin Luise mit dem nunmehrigen Großherzog von Baden stattgefunden hatte, sollten auch bald der Prinz und die Prinzessin von Preußen den so lieb gewordenen Aufenthalt in Coblenz wieder mit Berlin vertauschen. Dorthin rief den Prinzen die schwere Pflicht, zunächst für den unheilbar erkrankten königlichen Bruder die Vertretung, vom 9. October 1858 an die Regentschaft zu übernehmen. Die großen Sorgen und Aufregungen, welche die schwierige Regelung aller dabei in Betracht kommenden geschäftlichen und politischen Fragen, insbesondere die Nothwendigkeit, den widerstrebenden Mitgliedern des Ministeriums entgegenzutreten, und die Bemühung, den kranken König zur Einwilligung zu vermögen, dem Prinzen auflud, theilte seine Gemahlin mit ihm in vollem Verständniß aller bestehenden Schwierigkeiten und Kämpfe. Als der Prinz ihr schrieb, daß nun endlich der entscheidende Schritt geschehen sei, schloß er seinen Brief mit der Bitte, daß sie für ihn und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten möge.

Noch eine kurze Spanne Zeit und König Friedrich Wilhelm IV. wurde durch den Tod von seinen Leiden erlöst. Am 2. Januar 1861 bestieg König Wilhelm I. den Thron, Prinzessin Augusta ward Königin von Preußen.

Mit hohem Ernste erfaßte die Königin die neue, noch höhere Aufgabe, welche die königliche Würde ihr stellte. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, die hohe, bedeutsame Stellung, zu der sie durch Gottes Willen berufen war, zum Wohle ihres Volkes, zum Besten der Menschheit auszufüllen. Glänzende Feste, der großartige Prunk der Königskrönung, die erhöhten und vermehrten Verpflichtungen der Repräsentation konnten sie nicht abhalten, unausgesetzt weiterzuarbeiten an der eigenen Vervollkommnung, an der Befähigung, in noch ausgedehnterem Maße, wozu ihr nun auch noch reichere Mittel zur Verfügung standen, nach allen Seiten hin Segen zu bringen, Anregungen auszustreuen, Wohlthaten zu spenden.

Was Alles des Guten und Segensreichen im Stillen geschah, was die rechte Hand that, ohne daß es die linke erfuhr, entzieht sich der Ueberlieferung. In tausend dankbaren Herzen lebt das Gedächtniß daran fort, und es ist in das Buch des Lebens mit unauslöschlichen Buchstaben eingetragen. Bald aber sorgten die Ereignisse, die sich auf der großen Weltbühne abspielten, dafür, daß die hohen Gaben, die rastlose Hülfsbereitschaft, das echt königliche Herz dieser in ihrem ganzen und vollen Werth bislang erst in kleineren Kreisen erkannten edlen Frau der ganzen civilisirten Erde als glänzendes Muster weiblicher Tugenden vor Augen gestellt wurden.

Die von dem Geiste echter Humanität erfüllten Bemühungen der Miß Nightingal während des Krimkrieges, den epochemachenden Appell, den unter den Greueln des Schlachtfeldes von Solferino ein edler Menschenfreund, Henri Dunant, im Interesse der Verwundeten des eigenen und des feindlichen Heeres an die Civilisation Europas richtete, die Verhandlungen, welche zum Abschlusse der Genfer Convention führten und dies große Werk selbst, einen der Ruhmestitel, der unser Jahrhundert in der Geschichte der Menschheit auszeichnen wird, hatte Königin Augusta mit der regsten Theilnahme verfolgt. Mit vollem Verständnisse für die großen Aufgaben, die auf diesem neu eröffneten Gebiete der christlichen Caritas zu erfüllen waren, mit klarer Einsicht der vorhandenen und in Aussicht stehenden Bedürfnisse und der Mittel, ihnen zu genügen, und mit dem festen Entschlusse, hier anregend, helfend, fördernd, schaffend einzutreten, bereitete die hohe Frau, angesichts der politischen Verhältnisse, die in nicht weiter Ferne auch für Deutschland blutige Kriege ankündigten, eine mit echt königlichem Sinne erfaßte, große, weitausgreifende Thätigkeit zunächst für Preußen vor.

Sie konnte auch hier an die Ueberlieferungen ihrer Hauses anknüpfen. Die Nothstände zur Zeit der Befreiungskriege zu lindern, hatte die Mutter der Königin Augusta, die Großherzogin Maria Paulowna, in ihrem Lande Vereinigungen edler Menschen in's Leben gerufen.

Der Ausbruch des Krieges gegen Dänemark wurde für die Königin das Zeichen, daß nun die Stunde gekommen sei, mit thatkräftiger Hand an's Werk zu gehen, an ein Werk, das von da an bis zu dem Tage, da ihr Auge im Tode brach, das eigenste Werk ihres Lebens sein und bleiben sollte.

Schon vorher hatten sich in Preußen, wie in den meisten anderen deutschen Staaten, auf Grund der Beschlüsse der Genfer Conferenz vom 26. October 1863 Vereine gebildet, welche die durch die internationalen Verabredungen, entsprechend den Grundsätzen der Genfer Convention, vorgeschriebene Hülfeleistung auf nationaler Basis zu organisiren und die Kriegsthätigkeit unter dem Banner des Rothen Kreuzes im Frieden vorzubereiten hatten. Am 6. Februar 1864 wurde als Vereinigungspunkt für die im Königreich Preußen bestehenden Vereine das preußische Centralcomité zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger gegründet. Es war der hohen Protectorin dieser Vereinigung gegönnt, den fünfundzwanzigsten Jahrestag der Gründung dieses Centralcomités zu erleben und sich an dem Festakte, der diesem Jahrestage zu Ehren am 6. Februar 1889 gefeiert wurde, trotz ihrer leidenden Gesundheit persönlich betheiligen zu können. Der Rückblick auf die segensreiche Thätigkeit dieser Vereinigung und deren Ausdehnung über ganz Deutschland war einer der erfreulichsten Momente in den letzten, von so schweren Prüfungen heimgesuchten Lebensjahren der fürstlichen Frau.

Schon im dänischen Kriege erhielt der preußische Verein, der unter dem Zeichen des Rothen Kreuzes seine Werke der Barmherzigkeit übte, die Bluttaufe. In noch viel höherem Grade konnte er sich auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen des Krieges von 1866 als ein wichtiges Organ der die officiellen Sanitätsanstalten der Armee ergänzenden freiwilligen Hülfsthätigkeit erproben und trotz mancher Mängel der Organisation, die da zu Tage traten, im großen Ganzen auch bewähren.

Der Krieg des Jahres 1866 legte, wie jeder Gattin und Mutter deutscher Krieger, auch der Königin Augusta schwere Pflichten, große Sorgen auf. Der König und der Kronprinz standen im Felde, und die Königin wußte, daß beide als echte Hohenzollern keiner Gefahr aus dem Wege gehen würden. Aber auch vor dem Ausbruche des Krieges hatte sie mit dem Könige die schweren Gewissenskämpfe, die mancherlei ernsten Bedenken getheilt, die dem Entschlusse, es auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen zu lassen, vorausgegangen waren. Ihr klarer Verstand, ihr scharfes politisches Urtheil konnte über die Nothwendigkeit, welche zu diesem Entschlusse geführt hatte, nicht im Zweifel sein. Aber ihr edles Herz zitterte bei dem Gedanken an die schweren Verluste, und wie hart wurde ihre Mutterliebe betroffen, da sie das Land, in welchem ihre Tochter ihre zweite Heimat gefunden, auf der Seite der Gegner Preußens stehen sah!

Aber in allen den Stürmen und Prüfungen dieser schweren Zeit fühlte Königin Augusta sich gefeit durch das Bewußtsein einer hohen Pflichterfüllung. Mit der bewundernswerthen Umsicht, mit der nie ermüdenden Thatkraft, die ihr in einem Grade wie wohl nur wenigen Frauen eigen waren, griff sie überall, wo es zu helfen galt, persönlich ein und gab damit für die weitesten Kreise die Anregung und die leitenden Gedanken zur Förderung und Umgestaltung dieses den Meisten, die ja gerne helfen wollten, noch ganz fremden Gebietes, auf welchem praktische Nächstenliebe und warme vaterländische Gesinnung zur Erreichung eines hohen Zieles einträchtig zusammenzuwirken berufen waren.

Die Wahrnehmungen, welche die Königin bei der reichen Entfaltung der Thätigkeit des neuentstandenen Vereinswesens machte, veranlaßten sie, sich selbst und den Frauen ihres Landes auch für friedliche Zeiten neue Aufgaben zu stellen, zu deren Lösung sie das geordnete Zusammenwirken Vieler in Anspruch zu nehmen gedachte. Noch im Jahre 1866 rief sie den Vaterländischen Frauenverein in's Leben, in dessen Verband sie ein lebenskräftiges Organ schuf, welchem, neben der Unterstützung des Landesvereins für die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, die Hülfeleistung bei Nothständen aller Art, wie und wo solche unerwartet hervortreten, als Aufgabe zugewiesen wurde.

Das Vorgehen der Königin Augusta fand bald in den meisten deutschen Staaten Nachfolge, und überall traten die erlauchten Landesfürstinnen selbst an die Spitze der neugegründeten oder auf Grund des in Berlin gegebenen

Beispiels neubelebten Frauenvereine. Aber auch im Ausland blickte man mit Bewunderung und Ehrfurcht auf die mächtige Anregung, welche durch die persönliche Initiative der Königin die Hülfsthätigkeit unter dem Rothen Kreuze empfing. Als in den letzten Tagen des Monats August 1867 in Paris eine internationale Conferenz zur Berathung der allen Culturvölkern gemeinsamen großen Ziele, zu denen die Genfer Convention den Impuls gegeben hatte, zusammentrat, waren unsere deutschen Landsleute, die derselben beiwohnten, hocherfreut und hochgeehrt, als sie sahen, mit welchen Sympathien die maßgebenden Persönlichkeiten des einladenden französischen Comités vom Rothen Kreuze und die aus allen Theilen der Welt dort zusammengeströmten Vertreter der Tendenzen, welche auch unter den Greueln des Krieges der Humanität einen wohlthätigen Einfluß einräumen wollten, die hervorragende und allenthalben zur Nacheiferung begeisternde Thätigkeit der Königin Augusta begrüßten und bewunderten.

Unmittelbar vorher hatten auf Veranlassung der Königin die Vorstände der deutschen Landesvereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger in Würzburg eine Berathung abgehalten, in welcher die Erfahrungen während des Krieges von 1866 ausgetauscht und ein Zusammenfassen aller von gleichen Absichten geleiteten deutschen Hülfsvereine erwogen wurde. Zwei Jahre später folgte, immer unter eifrigster Theilnahme der Königin an allen diesen Bestrebungen, die sie mit ihrem ganzen Einfluß begünstigte, eine auf festen Grundlagen aufgebaute dauernde Gesammtorganisation dieser deutschen Vereine auf einer Conferenz, die im April 1869 zu Berlin stattfand. Wie durch die Schutz- und Trutzbündnisse das ganze deutsche Volk in Waffen für den Fall eines der Nation aufgedrängten Krieges zu einmüthigem Handeln verbunden war, so hatten jetzt auch die Vereine, welche sich für diesen Fall die Fürsorge für die Opfer des Krieges zur Aufgabe setzten, einen festen, wohlgegliederten Bund geschlossen, an dessen Spitze das Centralcomité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger trat.

Damit war die wichtige und segensreiche Organisation geschaffen, über welche noch während des deutsch-französischen Krieges König Wilhelm selbst die bedeutungsvollen Worte an seine Gemahlin schrieb: „Die deutsche Einheit ist durch das Centralcomité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte." Wie aber König Wilhelm der von allen Deutschen in dankbarer Verehrung bewunderte Gründer dieser politischen Einheit war, so war es Königin Augusta, der das deutsche Volk in erster Reihe den herzlichsten Dank darzubringen hatte für die Einigung auf dem Gebiete der werkthätigen Nächstenliebe.

Bald genug sollte an die neubegründete Vereinsorganisation die Aufgabe herantreten, sich in ernster und schwieriger Arbeit zu bewähren.

Wenn es den hülfsbereiten Kräften des ganzen deutschen Volkes gelungen ist, im Kriege von 1870—71 in großartiger und staunenswerther Weise die Sanitätsanstalten der Armee wirksam zu unterstützen und — wir führen abermals ein Wort des Königs Wilhelm an — „der Armee unter den schweren Mühsalen des Krieges Freudigkeit und Kraft zu erhalten", so war dies zunächst der vortrefflichen Organisation der Hülfsvereine und damit den in ihr zur Verwirklichung gelangenden Ideen der Königin Augusta zu danken.

Für die hohe Frau begann nun, nachdem sie aus Coblenz, wo sie während der Sommermonate zu verweilen pflegte, am 20. Juli 1870 nach Berlin zurückgekehrt war, eine Zeit rastloser, alle Aufgaben, welche an die oberste Leitung des Vereinswesens herantraten, mit vollstem Verständniß umfassender Thätigkeit. Man muß das Glück gehabt haben, die Königin selbst in dieser Thätigkeit, für die sie ihre ganze Kraft einsetzte, zu beobachten, um die volle Bedeutung zu ermessen, welche ihrem persönlichen Eingreifen in das gewaltige Getriebe, das sich an dem Sitze der Centralleitung entwickelte, zukommt. Sie wohnte allen Sitzungen des Centralcomités bei, sie nahm an allen Berathungen desselben den regsten Antheil, ihr sicheres Urtheil, ihre großartigen Anschauungen, ihr weiter Blick, ihre vornehme Unbefangenheit, der Zauber ihrer Persönlichkeit, die Macht ihrer Rede, die Opferwilligkeit, die sie selbst nach allen Richtungen im größten Umfang bewährte — das Alles stellte sie nicht nur, weil sie die Königin, sondern weil sie die Meisterin auf diesem ganzen so verwickelten Verwaltungsgebiete war, in der That an die Spitze der gesammten Wirksamkeit, welche das Centralcomité in allen Theilen Deutschlands, wie auf dem Kriegsschauplatze entfaltete. Ueberall wußte sie Bescheid, überall fand sie Mittel und Wege, Schwierigkeiten zu beseitigen, neue Hülfsquellen zu eröffnen, die Thatkraft der zahlreichen unter ihren Augen wirkenden Personen, wenn sie je einmal zu erlahmen drohte, neu zu beleben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ihr ganzes Denken und Trachten der großen Sache des Rothen Kreuzes gewidmet. In Berlin besuchte sie alle Lazarethe, spendete den Verwundeten und Kranken Trost, traf persönlich Anordnungen zur Verbesserung der Pflege, zur Erleichterung der Leidenden. Auch vor dem größten Elend, vor dem widerlichen Anblick schwerster Verwundungen, vor dem Jammern und Stöhnen Sterbender wich sie nicht zurück. Mit besonderem Interesse verweilte sie bei den Veranstaltungen zum Transporte der Verwundeten und Kranken. Auf diesem Gebiete hatten die Süddeutschen, namentlich die Württemberger, besonders zweckmäßige Einrichtungen in ihren Sanitätszügen getroffen. Wenn ein solcher Zug nach Berlin kam, erschien die hohe Frau selbst auf den Bahnhöfen, besichtigte die Wagen, erkundigte sich bei den Insassen nach ihren Wahrnehmungen auf dem Transport, zeichnete Führer, Aerzte, Krankenpfleger und Pflegerinnen in huldvoller Weise aus.

Digitized by Google

Ihrem mitleidsvollen Herzen standen alle Opfer des Krieges gleich nahe. Nicht nur weil es die Bestimmungen der Genfer Convention vorschrieben, sondern weil ihr von echter Humanität und wahrhaft lebendigem Christenthum geleitetes Gefühl es gar nicht anders konnte, sah sie in den Verwundeten und Kranken nur leidende Menschen, nicht Angehörige dieser oder jener Nation. Hätte sie aber je einen Unterschied machen müssen, so hätte sie zu Gunsten des besiegten Feindes entschieden, von dem sie empfand, daß außer den Qualen der Wunde auch noch der Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes ihn besonderen Mitgefühls bedürftig machte. Wie dies einer der Pioniere der Sache des Rothen Kreuzes, Baron Mundy in Wien, jüngst hinsichtlich der österreichischen Verwundeten von 1866 rühmend und dankbar hervorhob, ist auch von Seiten unbefangener Franzosen mehr als einmal bekannt worden, welchen Dank ihre in deutschen Lazarethen verpflegten Landsleute der hohen Frau schuldeten. Wenn ihr ein wohlgemeinter, aber in dieser Sache durchaus unberechtigter Chauvinismus deutscher Patrioten hierüber etwa einmal einen Vorwurf machen wollte, so war sie in dem Gefühle, daß sie stets das Rechte that, über derlei Bemängelungen, denen sie wohl nicht einmal Beachtung schenkte, erhaben. Für die große Zahl ihrer aufrichtigen Verehrer war es aber doch eine Genugthuung, als zu einer Zeit, da der Gegensatz nicht nur der Völker, sondern auch des officiellen Deutschland und des officiellen Frankreich noch schärfer als heute sich in allen Beziehungen der Angehörigen beider Nationen geltend machte, bei der zu Genf im Jahre 1884 abgehaltenen internationalen Conferenz der Vereine vom Rothen Kreuz, der Vertreter Frankreichs, der ehrwürdige greise Graf Sérurier, als nächsten Conferenzort Karlsruhe vorschlug, um durch die Wahl der Residenz ihrer ebenbürtigen Tochter, der Großherzogin von Baden, zugleich die Tugenden und Verdienste der erlauchten Mutter zu ehren.

Lernte während des großen Krieges das ganze deutsche Volk, auch in jenen Kreisen, in welche früher kaum die Kunde der hohen Bedeutung, der großen seltenen Vorzüge der Königin Augusta gedrungen war, die hohe fürstliche Frau ehren und bewundern als die treue Landesmutter, als die unermüdliche Trösterin der Betrübten, als die kundige Pflegerin der Kranken, so wurde nun ihr Name auch mit den großen politischen Ereignissen der Gegenwart in dauernde Verbindung gesetzt durch die alle Deutschen vom Fels zum Meer elektrisirenden Siegesnachrichten, welche König Wilhelm vom Kriegsschauplatze an seine erhabene Gemahlin richtete. Die Liebe und Verehrung des ritterlichen erlauchten Herrn hat dafür Sorge getragen, daß in den Büchern der Weltgeschichte mit dem Namen Wilhelm auch der Name Augusta in unauslöschlichen Lettern verewigt ist, wo sie die Heldenthaten von Wörth und Gravelotte, von Sedan und Paris den Nachkommen überliefern.

Google

Die Stellung des Königs, des Kronprinzen, anderer Mitglieder des Herrscherhauses zu der Kaiserfrage ist neuerdings mehrfach erörtert worden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir Königin Augusta auf jener Seite suchen, welche der Ansicht war, daß das deutsche Volk ein Anrecht auf die Erneuerung des Kaiserthums habe, daß die Wiedergeburt der Nation zu neuem staatlichen Dasein dieses äußere Zeichen der Zusammengehörigkeit von Nord und Süd, des engen Bundes zwischen Preußen und den deutschen Mittel- und Kleinstaaten bedürfe. Sie war nicht zur Seite ihres hohen Gemahls, wie an jenem stolzen Tage zu Königsberg, da er ihr selbst die Krone auf's Haupt setzte. Aber im Geiste war sie mit ihm vereinigt in dem unvergleichlich großen Augenblick, da dem siegreichen Feldherrn die Huldigung der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes in Waffen in der Salle des glaces in Versailles die Kaiserkrone darbot. Und dann kam noch ein großer, für's Leben unvergeßlicher Tag, der 16. Juni 1871, als mit dem Kaiser, den Prinzen des Hauses, den ruhmgekrönten Feldherrn Kaiserin Augusta an der Spitze der siegreichen Truppen in Berlin einzog, am Schlusse eines Krieges, der Preußen die Stellung in Deutschland, der dem von Wilhelm I. gegründeten deutschen Reiche die Stellung in der Welt anwies, die sie mit so vielen deutschen Patrioten seit Jahren ersehnt, aber selbst zu erleben wohl kaum mehr gehofft hatte.

Neue große Aufgaben waren der Kaiserin Augusta gestellt. Für den ihr so theueren Vaterländischen Frauenverein erreichte sie, ähnlich wie für die Landesvereine vom Rothen Kreuz, auf einer Conferenz zu Würzburg die Bildung eines Verbandes, der alle deutschen Frauenvereine umfaßt und 1878 durch Errichtung eines ständigen Ausschusses eine Kräftigung seiner Wirksamkeit, insbesondere in außerordentlichen Nothständen, erfuhr. Mehr war für das Centralcomité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger zu erstreben. Die großen, vom Kaiser selbst in huldvollen Worten anerkannten Verdienste dieser Vereine konnten nicht bewirken, daß ihnen in den auf die freiwillige Krankenpflege bezüglichen Abschnitten der im Jahre 1878 erlassenen neuen Kriegssanitätsordnung die Stellung eingeräumt wurde, die sie nach ihrer Ueberzeugung zu einer ausreichenden Bethätigung ihres Wirkens bedürfen, wenn sie in der That den officiellen Sanitätsanstalten der Armee in dem gewünschten und auch durchaus nothwendigen Umfange Hülfe leisten sollen. Diese Zurücksetzung der Hülfsvereine wurde in den betheiligten Kreisen um so schmerzlicher empfunden, als nicht nur in Oesterreich und Frankreich den dortigen Vereinen vom Rothen Kreuz, sondern auch im Deutschen Reiche selbst, in Bayern in Folge des für diesen Staat geltenden Reservatrechtes, dem er die selbständige Regelung seiner Armeeverhältnisse verdankt, dem dortigen Landesverein alle die Rechte, welche das Centralcomité in Berlin vergebens anstrebte, ja noch mehr, eingeräumt waren. Die Bemühungen des Centralcomités, die darauf abzielten, den Landesvereinen eine würdigere

und damit auch noch mehr Erfolg versprechende Stellung zu gewinnen, fanden in der Kaiserin Augusta die mächtigste Fürsprecherin. Dem Kaiser selbst, dem Kriegsminister, dem kaiserlichen Commissar und Militärinspecteur, dem Herrenmeister des Johanniterordens wurden im Auftrage der Kaiserin die Gesichtspunkte dargelegt, nach welchen die Wirksamkeit der Vereine vom Rothen Kreuz im Kriegsfalle zu regeln und daher schon im Frieden festzustellen wären. Und auch den ganzen Einfluß persönlicher Ueberredung bot die Kaiserin auf, um dieses Ziel zu erreichen. Wenn nun endlich in dem noch von dem hochseligen Kaiser Wilhelm im September 1887 genehmigten Organisationsplan der freiwilligen Krankenpflege wenigstens in der Hauptsache den Wünschen der Vereine vom Rothen Kreuz entsprochen ist, so hat der große Kreis von hülfsbereiten Personen, der dabei interessirt ist, mit ihm aber auch die Armee, der ihre Thätigkeit zu Gute kommen wird, dies der hohen Einsicht und der unermüdlichen Ausdauer der Kaiserin Augusta zu verdanken.

Aber damit ist die Reihe der großen, unvergänglichen Verdienste der Kaiserin auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege keineswegs abgeschlossen. Für die Ausbildung von Krankenpflegerinnen gab sie nicht nur den Frauenvereinen eifrige und sachkundige Anregung, sie beschloß, unter ihren eignen Augen eine Musteranstalt zu diesem Zwecke zu errichten. Aus solchen Beweggründen unternahm sie die Gründung des Kaiserin Augusta-Hospitals in Berlin, das von der Zeit seiner Einweihung an sich der ganz besonderen Fürsorge der Kaiserin zu erfreuen hatte. Mit reichen Mitteln unterstützte sie selbst die Anstalt, die bald als das beste Vorbild für ähnliche Anlagen gelten durfte. Und ihr ganzer Einfluß war thätig, dem Hospital, das ihr so sehr am Herzen lag, in allen Kreisen Freunde und Gönner zu gewinnen. Keine größere Freude konnten der Kaiserin Personen, die mit Glücksgütern gesegnet waren, bereiten, als wenn sie dem Augusta-Hospital reiche Gaben zuwandten. Wenn die Kaiserin sich in Berlin aufhielt, war das Augusta-Hospital eines der am häufigsten aufgesuchten Ziele ihrer Ausfahrten. In der durch ihre Freigebigkeit reizend ausgeschmückten Kapelle des Hospitals liebte sie dem sonntäglichen Gottesdienste beizuwohnen; hier verkehrte sie unter den ihr vertrauten Krankenschwestern und in der Mitte der ihrer Pflege übergebenen Kranken wie in einem Familienkreise. In diesem Hause hat sie wohl in den letzten schweren Jahren ihres Lebens die glücklichsten Stunden zugebracht.

Eine besondere Förderung ließ die Kaiserin der freiwilligen Krankenpflege durch bedeutende Zuwendungen angedeihen, welche sie in die Form von Preisaufgaben kleidete, indem sie namhafte Summen zur Verfügung stellte, um hervorragende Leistungen auf diesem Gebiete zu belohnen. So wurden Preise ausgeschrieben für die Abfassung von Werken über die Kriegschirurgie und über die Genfer Convention, sowie eines Handbuches der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedens-

thätigkeit, für die Herstellung transportabler Lazarethbaracken, für die vollständige Ausstattung und Einrichtung eines Lazarethes u. dgl. Indem sie die nähere Feststellung der Preisausschreiben dem Centralcomité oder den internationalen Conferenzen überließ, gab sie diesen zugleich Gelegenheit, derartige wichtige Fragen eingehend zu studiren und begünstigte sie sehr wesentliche Fortschritte in der hierbei in Betracht kommenden Technik. Die Kaiserin nahm persönlich an diesen Dingen das lebhafteste Interesse, ließ sich über die einschlägigen Verhältnisse, über die eingelaufenen Arbeiten, über die getroffenen Entscheidungen genauen Bericht erstatten. Auch die jährlich in Berlin zusammentretende Versammlung der bedeutendsten Chirurgen Deutschlands veranlaßte sie vor einigen Jahren durch Aussetzung eines Preises der Frage näher zu treten, wie die so viele Opfer fordernde Diphtheritis am wirksamsten bekämpft werden könne.

Der durch das internationale Comité vom Rothen Kreuz erfolgreich vermittelte Zusammenhang der Vereine, die unter diesem Banner nach und nach in allen Ländern des Erdballs entstanden, gereichte ihrem Geiste und Herzen zur größten Genugthuung. Sie bot Alles auf, um den Geist der Zusammengehörigkeit innerhalb dieser, unter sich so verschiedenen und doch alle das gleiche Ziel anstrebenden Vereinigungen zu stärken. Man darf wohl sagen, daß in diesem Sinne das Ableben der Kaiserin Augusta ein schwerer Verlust für die ganze Menschheit ist. Es ist gewiß eine höchst ehrenvolle Huldigung, welche von dem hochverdienten Central-Comité in Genf ihren Manen dargebracht wird, daß dieses, um das Andenken der Kaiserin zu ehren und um gleichzeitig, soweit dies möglich ist, die Unterstützung zu ersetzen, welche sie in der früher erwähnten Weise der Sache des Rothen Kreuzes angedeihen ließ, allen Vereinen der Erde die Gründung eines internationalen „Augusta-Fonds“ vorschlägt.

Wie der freiwilligen Krankenpflege wendete die Kaiserin auch allen anderen Werken der Nächstenliebe ihr eifriges Augenwerk zu und unterstützte sie, wo sie konnte. Der Verein Berliner Volksküchen hatte an ihr seine größte Gönnerin. Diese gemeinnützigen Anstalten liebte sie persönlich zu besuchen und sich von deren wohlthätigem Wirken selbst zu überzeugen. Ebenso nahm sie den lebhaftesten Antheil an den in Berlin errichteten Asylen für Obdachlose, wie an den in verschiedenen Theilen der Großstadt errichteten Sanitätswachen. Ueberhaupt beschäftigte sie sich eingehend und mit tiefem Verständniß mit den socialen Fragen, die in unserer Zeit die Aufmerksamkeit so lebhaft auf sich lenken. Die großen Probleme, deren Lösung die berühmte Botschaft ihres kaiserlichen Gemahls der Vertretung der Nation zur Pflicht machte, nahmen ihren so vielseitig thätigen Geist unausgesetzt in Anspruch. Gerade vor einem Jahre, als der Verfasser dieser Zeilen zum letzten Male das Glück hatte, von der erlauchten Frau empfangen zu werden, bildete die Sorge für das Wohl der arbeitenden Klassen, die Mittel und Wege, auf denen bei der unaus-

Digitized by Google

gesetzt im gewaltigsten Umfang sich mehrenden Vergrößerung der Bevölkerung der Reichshauptstadt, den in entsprechendem Maßstabe wachsenden Nothständen gesteuert werden könne, den Gegenstand des, wie immer, höchst interessanten Gespräches, das sie trotz ihrer großen Körperschwäche, mit lebhaftem Eifer führte. Mit schönen Worten hat sie der Verpflichtung, die sie stets für sich selbst empfand, an die Spitze aller Bestrebungen zu treten, die der Linderung von Noth und Elend gewidmet waren, nach dem unseligen Attentat auf den Kaiser in einem Schreiben an den Vorstand des Vaterländischen Frauenvereines Ausdruck verliehen: „Die tiefe Bewegung" — heißt es da — „von der das deutsche Volk ergriffen ist, fordert uns auf, das uns angewiesene Gebiet, nämlich die Familie, die Erziehung, das häusliche Leben, die Ausübung der Barmherzigkeit in allen Kreisen der Nation mit dem Ernst zu pflegen, welcher den Gefahren entspricht. Ueber alle hemmenden Verschiedenheiten und Gegensätze hinweg ist unsere gemeinsame Aufgabe, die Gottesfurcht zu stärken, die sittlichen Grundlagen zu befestigen und allen Nothleidenden zu helfen."

Solche Nothstände fand sie aber nicht nur da, wo die drückendste Armuth nach Almosen ruft, sie erkannte sie auch in höheren Kreisen, wo der Mangel an genügenden Mitteln zur Ausbildung und damit zur Erwerbsfähigkeit oft noch peinlicher empfunden wird. Von solchen Erwägungen ausgehend, schuf Kaiserin Augusta für die Töchter gefallener Offiziere eine Heimat in dem Kaiserin Augusta-Stift zu Charlottenburg. Wie bei ihren lieben Kranken im Augusta-Hospital brachte sie auch gern manche Stunde im Kreise der dankbaren Zöglinge dieses Stiftes zu.

Aber auch die höhere Bildung der Nation lag ihr am Herzen. Die „Tochter Weimars" nahm bis in das höchste Alter das lebhafteste Interesse an allen namhaften Erscheinungen der Wissenschaft, der Kunst und Literatur, über die sie stets in zutreffendster Weise urtheilte. Sie selbst sprach und schrieb vortrefflich. Die englische und französische Sprache beherrschte sie mit der gleicher Meisterschaft wie ihre Muttersprache. Oft hat man Franzosen und Engländer sich mit Begeisterung über ihre Conversation äußern hören, in der sie es verstand, jedem in seiner Sprache das zu sagen, wovon sie annehmen konnte, daß es nach seiner Individualität für ihn von besonderem Interesse sei. Aber sie verstand ebenso gut zuzuhören, und ihr scharfer, wenn man so sagen darf, männlicher Verstand, wußte stets das Gespräch so zu lenken, daß dem Angeredeten wie von selbst die Aufgabe zufiel, das zu erörtern, worüber er etwas Neues, Charakteristisches, Belehrendes vorzubringen wußte. Es ist noch in Aller Erinnerung, mit welchem Entzücken sich Ferdinand von Lesseps nach seinem Besuche in Berlin im Jahre 1887 über die Unterredungen mit der Kaiserin äußerte, deren Geist, Kenntnisse und Gesinnungen er das höchste Lob zu spenden nicht müde wurde.

Die Repräsentation des Hofes konnte in keine besseren Hände gelegt

werden, als in jene der Kaiserin Augusta. Eine wahrhaft königliche Gestalt, mit dem beherrschenden majestätischen Blick, den ihr glänzendes Auge bis in die letzte Zeit ihres Lebens nicht verlor, stand sie ebenbürtig neben der hohen, Ehrfurcht gebietenden Gestalt Kaiser Wilhelms. War ihr die Theilnahme an den großen Hoffesten eine der Verpflichtungen ihrer hohen Stellung, denen sie, auch wo sie ihr Opfer und Lasten auferlegten, stets in königlicher Haltung gehorchte, so bereitete es ihr große Freude, einen kleineren Kreis um sich zu versammeln, in den sie alle Personen heranzog, die durch ihre hohe Stellung oder ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst Anspruch auf ihre Beachtung besaßen. Es galt in der Berliner Gesellschaft als die größte Auszeichnung, zu den Donnerstag-Soiréen der Kaiserin geladen zu werden. An diesen Abenden war es hauptsächlich die Musik, welche den Mittelpunkt der geselligen Veranstaltung bildete. Die Kaiserin liebte vorzüglich die feinen und graziösen Weisen der französischen und italienischen Musik und sie hatte den Muth, der Mode und den Vorurtheilen zu trotzen und sich stets offen zu ihren alten Lieblingen zu bekennen.

Noch intimer und von der Kaiserin mit ganz besonderer Vorliebe behandelt waren ihre Theeabende, an denen sie in erster Reihe die „Ritter vom Geiste" um sich zu versammeln pflegte. Hier suchte sie sich im Verkehre mit den Koryphäen der Wissenschaft auf allen den Gebieten zu orientiren, die neuerdings durch Erfindungen und Entdeckungen und die unaufhaltsamen Fortschritte der Technik eine völlige Umwandlung erfahren haben, mit welcher scharfen Auffassung, mit welch geistvollem Eindringen in den Zusammenhang der Dinge, hat erst kürzlich Herr von Stephan in einer höchst interessanten Ausführung dargethan.

Im großen Ganzen verlief das Leben der Kaiserin Augusta in eben so regelmäßigen Bahnen, wie das ihres kaiserlichen Gemahls. Wenn die ersten Boten des Frühlings sich bemerkbar machten, suchte sie das ihr vor vielen anderen Gegenden liebgewordene anmuthige Thal der Oosbach auf, wo sie in Baden-Baden die Reize der erwachenden Natur und das Glück des Umgangs mit ihrer geliebten Tochter, der Großherzogin von Baden, und deren hoher Familie genoß. Dann folgte eine Etappe in dem von früheren Zeiten in bester Erinnerung stehenden Coblenz, von wo die Kaiserin sich nach Babelsberg begab, um dem Kaiser, der dann von seinen Badereisen zurückgekehrt war, zur Seite zu stehen, den sie auch gewöhnlich, wenn ihre Gesundheit es zuließ, zu den großen Manövern begleitete. Im Herbste wurde wieder ein Aufenthalt in Baden-Baden genommen, wo am 30. September, dem Geburtstage der Kaiserin, ihre ganze Familie sich um die hohe Frau zu versammeln pflegte. Die Reisesaison wurde regelmäßig in Coblenz abgeschlossen, wo sich der Aufenthalt der Kaiserin meistens bis in den December ausdehnte. In früherer Zeit hatte es für die Kaiserin einen besonderen Reiz geboten, im strengsten Incognito nach beliebten

Punkten der Schweiz und Oberitaliens kurze Ausflüge zu unternehmen. In den letzten Jahren war sie genöthigt, diesen Freuden zu entsagen und dafür zwischen dem Aufenthalt an ihren üblichen Sommerstationen, wo sie nicht nur für ihre Gesundheit sorgte, sondern sich auch mit einer nach dem Charakter dieser Orte gearteten regen Geselligkeit umgab, die Bäder in Homburg und Schlangenbad aufzusuchen.

Denn der Körper, in dem diese starke, lebenskräftige, nie erschlaffende Seele lebte, war den Anstrengungen, die ihm die Kaiserin zumuthete, auf die Dauer nicht gewachsen. Schon seit mehreren Jahren leidend, mußte sich Kaiserin Augusta im Juni 1881 in Coblenz einer Operation unterziehen, welche ihr theures Leben erhielt. Aber die früheren Kräfte kehrten nicht wieder. Im Schlosse zu Babelsberg that sie einen unglücklichen Fall; von da an vermochte sie nur noch mit größter Mühe zu gehen. Während ihrer letzten Lebensjahre mußte sie im Rollstuhl gefahren werden. Es wird wohl nur ihren Leibärzten, nur den Personen ihrer engsten Umgebung und Bedienung im ganzen Umfange bekannt sein, welche körperlichen Leiden, Schmerzen, Unbequemlichkeiten die Kaiserin zu ertragen hatte. Wenn man ab und zu von solchen Personen ein Wort über den Zustand der hohen Frau erlauschte, so waren es nur Ausdrücke der höchsten Bewunderung über den Muth, die Ausdauer, die Standhaftigkeit, die Selbstbeherrschung, mit der sie ihre Leiden ertrug, über die seltene geistige und sittliche Größe, mit der sie immer Herr blieb über all das schwere Ungemach, das ihr beschieden war.

Hart gegen sich selbst, zögerte sie, als verruchte Mörderhand am 2. Juni 1878 der geheiligten Person des ehrwürdigen greisen Kaisers schwere Wunden schlug, keinen Augenblick, ihre Cur in Baden zu unterbrechen und mit ihrer Tochter an das Schmerzenslager des geliebten Gatten zu eilen. Als im Herbst 1881 der Großherzog von Baden gefährlich erkrankt war und in einer Nacht er selbst und seine Umgebung die Auflösung nahe glaubten, da ließ sich die kaum genesene Kaiserin in der Mitternachtstunde in das Schloß zu Baden herauffahren, um mit ihrem starken Geiste und warmen Herzen in dieser durch Gottes Gnade dann zum Guten gelenkten Prüfungsstunde den Ihrigen nahe zu sein.

Ihrer Familie war sie mit der größten Liebe und Treue ergeben. Den greisen kaiserlichen Herrn umgab sie mit den aufmerksamsten Rücksichten auf jeden Wunsch, wie sie eben nur treue Liebe ersinnen kann. Für diese hatte sie die feinste Hand, denn nur unmerklich durfte um den erlauchten Herrn veranstaltet werden, was er, hätte er es wahrgenommen, in seinem schlichten, anspruchslosen Wesen abgewehrt haben würde. Voll der wohlwollendsten Gesinnungen und der zartesten Aufmerksamkeiten war Kaiserin Augusta aber auch für ihre Umgebung, für ihre Dienerschaft, für alle Personen, denen sie ihre Huld schenkte, rührend dankbar für jede Aufmerksamkeit,

die ihr erwiesen wurde, unerschütterlich treu in Gnaden denen zugethan, die sie als treu und zuverlässig erkannt und erprobt hatte.

Daß eine fürstliche Frau im Besitze dieser bedeutenden Eigenschaften, nach Erwerbung so großer und bleibender Verdienste nicht eigentlich populär war, könnte Wunder nehmen, wenn man sich nicht vergegenwärtigen wollte, in welch eigenartiger Weise Volksgunst erworben und verloren wird. Die ganze Eigenart der Kaiserin Augusta war nicht für das Verständniß der großen Massen angelegt. Von ihren nach Umfang und Werth gleich bedeutenden Leistungen auf den von uns erwähnten Gebieten drang doch, so groß die Zahl derer war, welchen aus diesen Leistungen die größten Wohlthaten erflossen, die Kunde nur in die engeren Kreise der dem Vereinsleben angehörenden Persönlichkeiten. Indeß darf man doch sagen, daß in den letzten Jahren die hohe Werthschätzung der Kaiserin Augusta immer mehr zunahm, daß insbesondere auch in Berlin selbst immer weitere Kreise sich von der hohen Bedeutung dieser seltenen Frau, von dem unerschöpflichen Schatze ihrer Güte und Menschenliebe überzeugten.

Großes zu erleben war der Kaiserin Augusta gegönnt. Daß sie die Lebensgefährtin eines Fürsten war, dessen schlichte menschliche Größe kaum noch zu übertreffen war durch die Größe seiner Verdienste um das Vaterland und das Königshaus, dies würdigte die Kaiserin in demüthigem Dank gegen Gott als das hohe Glück ihres Daseins. Sie sah sich umgeben von einer Familie, die liebevoll und in treuer Verehrung zu ihr aufblickte; in ihrem Sohne sah sie der Nation den großen Kriegshelden erstehen, dessen hinreißende Persönlichkeit so gewaltig zur inneren Einigung des Vaterlandes beitrug; in ihrer Tochter erblickte sie eine echt deutsche Frau, die, ihr geistesverwandt, erfolgreich mitstrebte auf den gleichen Bahnen, welche ihr selbst als die Ideale der Thätigkeit einer Fürstin vorgeschwebt haben; ihre Enkel sah sie heranblühen als die Hoffnung des deutschen Volkes; noch war es ihr gegönnt, die segnende Hand auf die Häupter einer Reihe von Urenkeln zu legen. Sie durfte das vielleicht auf dem Throne noch seltener als in der Hütte gefeierte Fest der goldenen Hochzeit begehen und auch bei diesem Anlaß an der Seite des Kaisers die Huldigungen aus allen Kreisen des deutschen Volkes, aus allen Theilen der civilisirten Welt empfangen. Abgesehen von ihren mit größter Standhaftigkeit und christlicher Ergebung ertragenen körperlichen Leiden, die wohl eine längere Reihe von Jahren hindurch ihr jede volle und reine Lebensfreude schmälerten, ist der Kaiserin Augusta erst in hohem Alter der Leidenskelch dargereicht worden; dann aber hat sie ihn allerdings bis auf die Neige leeren müssen. Der Tod ihres hoffnungsvollen Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden, dessen Begabung und Jugendfrische ihre ganz besondere Neigung besaß, das bald darauf erfolgende Ableben des Kaisers Wilhelm, die unheilbare Krankheit und der Tod des Kaisers Friedrich — das waren schwere Schicksalsschläge, und in ihrer raschen Aufeinanderfolge lag eine

Härte des Geschickes, wie sie doch verhältnißmäßig selten über eine Familie verhängt ist. Tief erschüttert und niedergebeugt, murrte die fromme Dulderin doch keinen Augenblick wider die unerforschlichen Rathschläge der Vorsehung. Das biblische Wort, das sie gern den Ihrigen als Wahlspruch anempfahl, das sie da und dort als mahnende Inschrift hatte anbringen lassen:

„Seid fröhlich in Hoffnung,
Geduldig in Trübsal,
Haltet an am Gebet!“

hatte sie in diesen Tagen tiefsten Kummers, den sie mit ihrer treuen und gleichgesinnten Tochter, der schwergeprüften Großherzogin von Baden theilte, stets als ein Wort des Lebens, eine Quelle des Trostes vor Augen.

Noch lebte sie nach dem Tage, an dem sie den Sarg des großen und guten Kaisers an ihrem nun halbverwaisten Palaste vorbei seiner letzten irdischen Ruhestätte hatte entgegenbringen sehen, gleichsam als die Priesterin dieses Nationalheiligthums, dieses fürstlichen Hauses, dessen Mauern so hohe Erinnerungen bargen, zwei Jahre weniger zwei Monate. Ein Leben, das dem Andenken an den Dahingegangenen, der Liebe für die Ihrigen, der Sorge für ihre guten Werke gewidmet war. Rührend war die Liebe der königlichen Familie, die sie umgab, rührend vor Allem die zärtliche und kindliche Ergebenheit, welche unseres jetzt regierenden Kaisers Majestät der greisen Großmutter bei jeder Begegnung erwies. Ein milder, liebevoller Zug verklärte in solchen Augenblicken die ernsten Gesichtszüge des kaiserlichen Enkels.

Noch im letzten Lebensjahre wurde die regelmäßige Reihenfolge der Sommerreisen eingehalten. Im Spätherbst 1889 nach Berlin zurückgekehrt, nahm die Kaiserin ihre gewohnten Beschäftigungen wieder auf. Zu Weihnachten hatte sie die Freude, ihre badischen Kinder bei sich zu sehen und ihnen in gewohnter Weise aufbauen zu lassen. Nach Neujahr vereinigte sie, wie dies des Kaisers Sitte gewesen war, die Paladine Kaiser Wilhelms bei sich zur Tafel. Als hätte ihr eine Ahnung gesagt, daß dies das letzte Mal sei, sprach sie dem greisen Feldmarschall Grafen Moltke noch einmal den Dank aus für Alles, was er ihrem verewigten kaiserlichen Gemahl im Leben gewesen.

Am nämlichen Abend noch überfiel sie die tückische Krankheit, welche um die Jahreswende die Welt durchzog. Den Fieberschauern, die sie ergriffen, war der gebrechliche Körper nicht gewachsen. Am 7. Januar 1890 Nachmittags, 20 Minuten nach 4 Uhr, ist Kaiserin Augusta sanft entschlafen.

Nun ruht sie, die so rastlos und nie ermüdend thätig war, im Mausoleum zu Charlottenburg zur Seite des großen Kaisers, neben König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise. Nicht wie diese wurde sie in der Blüthe der Jugend und Schönheit der Welt entrückt, um in idealer Gestalt fortzuleben in der Erinnerung der Nation. Die anmuthige Prinzessin von

Weimar, die jugendschöne Gemahlin des Prinzen Wilhelm, wie wir sie in Blibern aus den 1830er Jahren vor uns sehen, haben nur Wenige der jetzt Lebenden noch gekannt. Unser Geschlecht, besonders die größte Zahl jener, die während des letzten Jahrzehnts der hohen Protectorin der Vereine vom Rothen Kreuz in der Mitarbeit an den großen Werken der Humanität, denen ihr ganzes Denken und Fühlen gehörte, näher treten durften, hat die Kaiserin Augusta nur gekannt, als sie von schweren Leiden gebeugt war, als nur noch der wunderbare Glanz ihres geistvollen Auges die Schönheit verrieth, von welcher die Zeitgenossen ihrer Jugend begeistert erzählten.

Aber wie berichtet wird, daß im Tode das verklärte, in seliger Ruhe wieder verjüngte Antlitz der entschlafenen Kaiserin die Züge der schönen fürstlichen Frau von ehemals zeigte, so wird wohl auch die Hand des Künstlers für den Sarkophag der verewigten Fürstin eine idealisirte Gestalt schaffen, die neben jener des Kaisers Wilhelm und seiner unvergeßlichen Eltern zu den kostbarsten Besitzthümern des deutschen Volkes zählen wird.

Aber noch dauernder als das Marmorbild, das wir werden bewundern dürfen, wird in der Erinnerung der Nation fortleben, was ihr reicher Geist, was ihr edles Herz geschaffen. Denn so lange die deutsche Nation an ihren Idealen festhalten wird, hoffentlich bis in die fernsten Zeiten, wird unvergessen bleiben der Name, das Verdienst, das Beispiel der edelsten deutschen Frau, der Gemahlin unseres großen Kaisers Wilhelm, der **Kaiserin Augusta**.

Digitized by Google

Dichtungen.

Von

Titus Ullrich.*)

— Berlin. —

Magda.

I.

Der Pfad ist steil und athemraubend . . . Halt
Noch einmal! Halt und Kehrt! . . . . Noch einen Blick
Zurück, und nieder über Alm und Wald: —

Dort drunten glänzt vom See ein blankes Stück
Und jenseits rundet sich, golddustbesonnt,
Der alten Berge mächt'ger Horizont:
Es ist, als hielten Majestät und Milde
Sich hold umarmt ob diesem Landschaftsbilde.

Hier wahrlich wär's ein Labsal, wie ein Baum
Einwurzeln ganz in diese Erdenveste,
Und gierig selig strecken hundert Aeste
Und Zweige in den schrankenlosen Raum,

*) Titus Ullrich hat seit seiner größeren lyrisch-epischen Dichtung „Das Hohe Lied", welches seiner Zeit lebhaftes Aufsehen und Interesse erregte, und seit dem darauf folgenden modernen Epos „Victor" ein umfangreiches poetisches Werk nicht erscheinen lassen. Indeß sind im Verlauf der Jahre eine Anzahl lyrischer Gedichte, von denen schon früher einzelne in Almanachen und Zeitschriften mitgetheilt wurden, sowie auch eine Reihe kleinerer lyrisch-epischer Dichtungen entstanden, welche der Verfasser demnächst in einer Gesammt-Ausgabe der Oeffentlichkeit übermachen wird.

Digitized by Google

Ins Freie, ins Azurmeer dieser Luft,
In dies balsamisch köstliche Gemisch
Aus Aether, Erd'- und Mattenwürze, Duft
Des Waldreviers und jenem Hauch, der frisch
Vom reinen weißen Alpenschnee dort droben
Herüberweht: — hier trinkt die Brust, gehoben
Und mächtig schwellend, in wollüst'gem Zug
Des Aethers Quell, und trinkt sich nie genug.

Nun vorwärts! . . . Nur des Weges kurzen Rest
Zur Alpen-Wirthschaft, unsrem trauten Nest
Am Berghang.
Schritt um Schritt hebt uns der Pfad
Zum Ziel empor. — Sieh, sieh! da tritt sie g'rad
Aus Thür und Haus geschäftiglich heraus,
Magda, die schmucke Kellnerin — sie steht
Und schaut und stutzt: — sie hat uns flugs erspäht —
Vom Vorjahr her kennt sie sofort uns wieder —
Ja, ja! sie nickt, sie setzt den Steinkrug nieder,
Streicht glatt die Schürze, rückt zurecht das Mieder,
Und kommt im Sprung entgegen uns geschwind
Und strahlt, naiv verwundert wie ein Kind,
Uns an mit ihrer großen Augen Pracht
Und lacht mit glänzend weißen Zähnen, lacht
Ueber ihr ganzes holdes Angesicht,
Das uns den heitersten Willkommen spricht.

Dann emsiglich weist sie uns beiden — ihr,
Der lieben braven Frau und mir, dem Gatten —
Zum Sitz und zu behäb'ger Ruhe hier
Den besten Platz an, wo ein kühler Schatten
Vom dichten Laub herab der Sonne wehrt
Und keines Windes Zugluft uns beschwert.
In's Haus eilt sie zurück dann, noch vertraut
Mit dem, was zur Erquickung wir begehrt,
So oft wir sonst uns hier am Ziel erschaut.

Hat sie uns dann kredenzt den würz'gen Trank,
Läßt sie zutraulich auf der Gartenbank
Sich nieder neben uns, wenn sonst kein Gast
Sie unwirsch stört in der erwünschten Rast,
Und hebt zu plaudern an gar lieb, und frägt,
Ob wir im Angedenken wohl gehegt
Draußen im fernen Land dies schlichte Haus,
— Sie kann es glauben kaum, — ob wir bisweilen
Uns noch erinnert an den Wettergraus,
Der uns einmal hier oben mußt' ereilen

Und stundenlang uns hielt in Haft und Bann,
Bis mit dem Guß gemach der Tag verrann; —
Sie selber hätten hier gar stille Zeit
Gehabt den langen Winter, tief verschneit,
Mitunter sei bis dort ein hungernd Reh
— Sie zeigte nach dem nahen Flachsgebreit —
Herabgekommen von der Waldeshöh';
Die Schwalben wären spät erst zugeflogen,
Und mancher Frost noch hätt' sie arg betrogen . . .
Und immer weiter floß der Plauderquell,
Ein lieb Geschwätz von wenig mehr als Nichts,
Und jedes Wort es malte sonnenhell
Sich ab im Spiegel ihres Angesichts:
Bald Ernst, bald Scherz, ein buntes Allerlei,
Zutraulich halb, und halb in leiser Scheu,
Als früge sie, ob also frank und frei
Mit uns zu plaudern ihr erlaubt auch sei. —
Und eine Lust war's, ihr dabei zu schauen
Ins kluge Auge, überwölbt vom Rund,
Vom vornehm stolzen Schwung der feinen Brauen, —
Zu schaun den schwellenden, den rothen Mund,
Des edelsten Profiles Gemmenschnitt,
Die klare Stirn, den Pfirsichflaum der Wangen,
Der blühenden Gesundheit Colorit;
Und sie in solchem Reiz hold unbefangen,
In solcher Eigenart — ein Dorfkind nur,
Schlicht wie die Elemente der Natur,
Die sie genährt hier, rein wie Alpenluft,
Frisch wie der Bergquell, zart wie Morgenduft.

Und sprang sie abgerufen dann von hinnen,
Und blickten wir herzinniglich ihr nach,
Da überkam ein träumerisches Sinnen
Uns oft, ein leis' Bedauern allgemach:
Wie schade, daß die selten schöne Maid
Hier einsam muß verblühn in Niedrigkeit,
Daß sie, zu würdigerem Loos erkoren,
Nicht auf des Lebens Höhen ward geboren!
Wie würde selbst ein auserles'ner Kreis
Ihr willig weihn der „Anmuths-Rose" Preis;
Ein einz'ger Blick, ein harmlos freundlich „Gern"
Schon gälte als ein hohes Huldgewähren;
Ihr Lächeln hielte selbst den Neid wohl fern.
Wie würd' im Festsaal sie, ein Abendstern,
Nein, eine Abendsonne, licht verklären
Noch eines frohen Tages Niedergang,
Wie würde Huldigung in heißem Drang

An ihrer Schritte flücht'ge Spur sich schmiegen:
Sie wahrlich würde „kommen, sehn und siegen!"

Und doch, vielleicht fiel ihr das beßre Theil:
In dem beschränkten Loos ein dauernd Heil.
Vielleicht wohl hätte dort, wo im Gewand
Der Pracht auf glattem Boden, kunstgedielt,
Des Lebens „göttliche Komödie" spielt —
Vielleicht, daß dort ein Leid ihr schwer die Hand
Auf's Haupt gelegt, sacht häufend Last auf Last,
Der Gram in einen dunklen Schattenrand
Des Auges blitzendes Juwel gefaßt,
Die Wange ausgebleicht mit Thränenguß,
Und um der Lippen enggepreßten Schluß
Der Dulderfrage herben Zug geschrieben;
Vielleicht wär' dort getäuscht, berückt vom Schein
Gefälschter Edelwerthe, nicht so rein
Wie hier, so unschuldsvoll ihr Herz geblieben.

Erheischet hier nicht traulich die Idylle,
Den Finger auf der Lippe, Ruh und Stille,
Im Wollen Einfalt und im Schauen Klarheit?
Weht hier nicht lautrer Keuschheit Athem nur,
Ist hier nicht Alles heilige Natur?

Wie? Ist es? Ist es so in voller Wahrheit? —

II.

Und zwei der Jahre waren hingegangen,
Als mählich heft'gern Dranges das Verlangen,
Das selbst aus Wolken süße Nahrung sog,
Die südwärts ihre luft'gen Flügel schwangen,
Uns wieder nach dem trauten Bergland zog . . .
Wer kennt sie nicht, die Zaubermalerei,
Wenn nächtiglich Erinnrung schleicht herbei
An unsern Schlummerpfühl, und leis sich stiehlt
In unser Traumland und dort Alpenhöhen
An fernen Horizonten läßt erstehen,
Von Farben sondergleichen hell umspielt? —

Und wieder klommen wir den Pfad, den steilen,
Zur Alpenwirthschaft frohgemuth empor:
O Alles, was uns hier gelockt zum Weilen
Bei jedem Schritt, indeß sich Aug' und Ohr
Und Geist in träumerische Lust verlor,
Erschien uns schöner heut, als je zuvor.

Wie wird uns Magda überrascht empfangen,
Der laut'ren Freude Purpur auf den Wangen,
Wie wird sie lachen, fragen, wieder lachen,
Um uns sich hundert kleine Sorgen machen!

Wie? — Niemand kommt, bringt seinen Gruß uns dar? —
Ist Haus und Hof denn ausgestorben gar? —
He! Waldmann, fauler Dachshund, kennst du mich
Nicht mehr? — Da liegt der Gauch in praller Sonne,
Auf weichem Gras in wahrer Schnarcherwonne.
He! Waldmann, he! — Da rührt er knurrend sich,
Blickt auf, erhebt sich träg wie von den Todten,
Und streckt sich gähnend, doppelt lang sich dehnend,
Und nimmt sich Zeit, stäubt mit den Hinterpfoten
Den Rasen auf erst, schüttelt Fell und Glieder,
Und kommt gemessen kläffend sacht heran,
Und flüchtig schnobbernd wedelt er sodann
Ein paar Mal mit dem Schweif — und trollt sich wieder
Und sinkt auf seine weiche Stelle nieder,
Als schien' ein „kurzer" Gruß nur und Willkommen
Für unsre „lange Freundschaft" ihm zu frommen.

Nun endlich tritt Wer aus des Hauses Thür —
Wie? eine Fremde? — kommt, nickt mit Gebühr
Und kühl: „Was schaffen's?" klingt ihr kurzes Wort
Entgegen uns . . . Halt, wo ist Magda? . . . fort? . . .
Ins Land? . . . Verheuert? krank? Wie? . . . oder gar —

Da stellt sich unsrer stürm'schen Frage dar
Des Hauses biedre Wirthin, die vergnügt
Uns flugs erkennt und herzlich grüßt. — Sie wiegt
Ihr Haupt dann wie in peinlichem Bedacht:
„Wie's Magda geht?" — zuckt mit den Achseln sacht
Und weist hinaus ins Thal, weit, weit hinaus
Zum fernen Bergwaldsaum, nach einem Haus —
„Thalschenke" heißt es. — Jetzt ist Magda dort —
Die arg verführte Dirn', unsinnig war es,
Ein schlechter Tausch, seit Ostern vor'gen Jahres." —
Wie? Magda dort — an dem verrufnen Ort,
Wo's wüst hergeht wie offen so verborgen,
Bei wildem Tanz vom Abend bis zum Morgen,
Bei Trunk und Spiel, bei Taumel und Tumult? — —

„Die Dirne ließ sich doch zuletzt umgarnen,
Was half's! Vergebens Alles, Rath und Warnen —
Und gar die eigne Muhme trug die Schuld:
Sie lebt im Dorf am See, ein kleiner Kram
Ernährt sie dürftig. — Daß herauf sie kam

Zu Magda — nun, ich mußt' es eben leiden —
Dann gab's ein heimlich Flüstern zwischen Beiden —
Wer hätt's gedacht! Es wollt' das schlechte Weib
Verhandeln ihres Pathkinds Seel und Leib,
Lag ihr mit listiger Versprechung an,
Schwatzt' ihr von einem stattlichen Galan,
Von Geld und Gut, von Staat und Lustbarkeit,
Bis mit der Alten die bethörte Maid
Uns eines Tags verließ — 's war bitter schade,
Lieb war sie Allen ja — so, ohne Gnade
Verfiel von Schritt zu Schritt sie mehr dem Bösen —
's ist aus, kein Heil'ger kann sie mehr erlösen!" . . .

III.

Wir wollten selber schaun —
's war eines Tags
Im Juni — machten auf den Weg uns früh —
Ein Morgen, o! . . . Auf Laub und Gräsern lag's
Thaublitzend, farbig bunt, wie ein Gesprüh
Von Demantstaub, vom Ostwind hergehaucht;
Die Berge, ihrem Nebelbad enttaucht,
Stehn ein Verklärungswunder da, wie körperlos
Aus Duft gewebt — dort aus der Waldschlucht Schooß
Löst sich die letzte Flocke aufwärts sacht
In's Aetherblau — und Alles Licht und Pracht!

Ein stiller Pfad gab uns sein treu Geleite
Durch Wies' und Feld und bracht' uns allgemach
Zum Saum des Waldes, der zur rechten Seite
Den Weg forthin mit seinem Blätterdach
Begleitet und mit Dämmer, kühl und weich,
Und der aus seiner dunkelgrünen Tiefe
Uns anschaut so voll Seltsamkeit, als schliefe
Ein groß Geheimniß dort in seinem Reich,
Indeß sein Flüsterodem rings die Luft
Durchhaucht mit frischer Kräuter Balsamduft.
Zur offnen Linken bietet sich der Schau
Im Sonnenglanz weithin die schöne Au.

Zwei Stunden Weges — und sie war erreicht,
Die Schenk' im Thal. Wir hielten zögernd an
Minutenlang noch auf dem grünen Plan
Vor dem Gehöft. Ein schwarzer Kater schleicht
An der besonnten Mauer hin und springt
Den Baum dort an und klettert leis empor
Zum Vogelsang —
Da, horch! Es tobt und dringt
Ein buntes Stimmgewirr an unser Ohr:

Von Jodeln, Fluchen, stürmischem Verkehr
Und gellem Weiberschrei ein wüst Gemisch,
Es kommt aus jener offnen Halle her —
Sieh da! Geschaart um einen langen Tisch
Müßige Bursche mit erhitzten Mienen
Flott zechend, würfelnd, kosend frank und frei,
Wildbärt'ge Waidgesellen auch dabei,
Und Magda — Magda mitten unter ihnen!

Jetzt schaut sie uns springt auf, wehrt ab den Zwang
Des Armes, der sie hält, kommt zum Empfang
Fast wie unschlüss'gen Schrittes uns entgegen,
Erfreut halb, aber mehr noch, scheint's, verlegen:
„Wie kommen Die hierher?" — mocht' flugs sich regen
Die Frag' in ihr — sie ahnt, sie weiß sofort,
Daß wir vernommen manch ein schlimmes Wort . . .

Wie? Ist dies Magda? wirklich sie? . . . Sie ist
Und ist es nicht, nicht mehr! . . . O, wer vergißt
Ein Bild, das wie dem Aug' sich dem Gemüthe
Eingrub, ein Ehedem in Maienblüthe,
Mit dem ein traurig ödes Heut sich mißt,
Das, einen Bettler ihn an Edens Thoren
Empfinden läßt, was er zu früh verloren!
Dies Antlitz, blaß und fahl, verwandelt ganz,
Verwischt ins Trübe aller Schmelz und Glanz,
Verkümmert, schmal der Wange volles Rund,
Die Stirne schwül, entfärbt und schlaff der Mund,
Und was aus dem vertieften Auge dringt,
Im übernächt'gen Blicke blitzt und blinkt,
Ist nicht der Seele, — nur des Fiebers Gluth,
Die schon zu sengen scheint in ihrem Blut.

„Willkommen!" grüßt sie uns . . . O weh, es klang
Klanglos wie einer Glocke Ton, die sprang,
Und halb zu Boden ihren Blick geschlagen,
Stellt sie uns hin den braunen Trank —
Wir schwiegen, scheuten peinlich uns der Fragen —
Dann sprang sie fort, verschwand im Haus mit Hast,
Und ob die Bursche schrieen hinterher
Nach ihr, sie ließ, so lang wir hielten Rast,
War's Scham vor uns? — sich nicht erschauen mehr.

— — — — — — — — — — — — — —

Illusion! . . . Wir hatten nicht gekargt
Mit unsrer Schwärmerei in jenen Tagen
Von Ehedem, drum für des Lebens Markt
Zu hoch im Preise Magda angeschlagen! . . .

Das schmerzt! — Doch still! . . .
Was dann sich zugetragen
Mit ihr seit der verhängnißvollen Stunde
Am Scheideweg — — Wozu noch Wortes Kunde!
Entsiegelt ja ist dieses Angesicht
Ein offnes Buch — ihr Anblick selber spricht
Ja deutlich und genug — — Wozu erzählen
Von eitlem Wahn, von blinder Zuversicht,
Vom Rausch, der nur entzückt, um dann zu quälen,
Von bitt'rer Wahrheit plötzlich grellem Licht,
Vom letzten Halt, der jäh zusammenbricht,
Von fremder Schuld und eignen, eignen Fehlen. —

Illusion! . . .
Und doch war schön die Zeit,
Da uns ergötzte einst die holde Maid:
Und so erlischt der Lebenden Gedächtniß
Vor einer Todten freundlichem Vermächtniß! — —

Elissa.

Gebrochnes Herz in junger Brust,
Nicht stirbt es immer bald:
O, daß du leben, leben mußt
Und schaun so bleich, so trüb und kalt
Auf Lenz und Lust.

Viel Blumen stehn im Glase blank,
Ein jüngst gebrochner Strauß, —
Sie sind ja schon so krank, so krank,
Doch welkend dauern sie noch aus,
Noch lang, noch lang! —

Ein stattliches Gemach. — Sie war allein,
Ringsher von Glanz nnd edler Pracht umgeben,
Von Allem, was mit Schönheit ziert das Leben
Und was den Sinn berückt mit holdem Schein.

In solcher Herrlichkeit ein Paradies,
Wer träumte hier es nicht? Doch Träume — Schäume!
Der Segen, den ein früher Lenz verhieß,
Erlag dem ersten Wetterstrahl: das Glück verließ —
Wohin entfloh es? — längst ja diese Räume!

Es dämmert kühl schon über Wald und Thal,
Der Westen hat verhaucht die goldnen Farben,
Des Tags erregte Pulse, sie erstarben;
Die Lüfte mit den Vögelein zumal
Sind schlafen gangen in den trauten Zweigen;
Es steigt vom wolkenlosen Himmelszelt
Herab das große feierliche Schweigen
Und Schwermuth überkommt die weite Welt.

Des Abends dunkles Auge schaut herein
In das Gemach, und schaut bis es geblendet
Von der entflammten Kerzen hellem Schein
Urplötzlich sich und scheu von hinnen wendet.

Sie ist allein, mit ihrem Leid allein:
Auf ihrer Stirn scheint deutungsvoll geschrieben
Das ernste Dichterwort: „Still und bewegt". —
Die herbe Ruh, dem Antlitz aufgeprägt,
Verräth ein Herz, das noch lebendig schlägt:
Gemahnt Erinnerung an altes Lieben?
Ist noch ein Sonnenstrahl zurückgeblieben,
Von einem Sturm bedroht, der neu sich regt?
Hat sich nur halb ein harter Kampf gelegt?

Ein Letztes gilt's — sie mußte sich's geloben! —
Vom Divan hat sie rasch sich jetzt erhoben,
Wie zum Entschluß — doch plötzlich hält sie an
Und steht in neu erwachten Zögerns Bann,
Das holde Haupt versenkt in trübes Sinnen,
Doch schaut das große Auge nicht nach Innen,
Es hängt der Blick an einem kleinen Schrein,
Kunstreich geschnitzt aus edlem Elfenbein,
Auf dem sie halb mit Liebe, halb mit Sorgen,
Die Rechte ruhen läßt, als schlöß' er ein
Ein theures Kleinod, vor der Welt verborgen

Jetzt zieht sie allgemach den stummen Blick
Und ihre schmale, weiße Hand zurück,
Und kehrt, gesenkt die schwermuthsvollen Lider
Sich ab und schreitet sinnend auf und nieder
In stiller Anmuth, doch in jener nicht,
Die leuchtet mit des Frohsinns Morgenlicht:
Sie hat in trüber Zeit auf Stirn und Wangen
Des Schmerzes ernsten Weihekuß empfangen,
Das Maal unseliger Melancholie.
— Wie? selbst der Töne Trost verschmähet sie
Zu dieser Frist — sie läßt die Hand nicht gleiten
Ueber die Tasten klangbeseelter Saiten;

Doch gönnt sie einen Augenblick sich Ruh
Und schaut — es fröfteln Gram und Herzweh immer —
Im lodernden Kamin dem hellen Schimmer,
Dem neckisch muntern Spiel der Flammen zu.

Von Neuem mißt sie in bewegtem Gange
Des Teppichs Blumenflor, grübelnd im Bann
Unschlüss'gen Seelenstreits, dann hält sie an
Am hohen Fensterbogen und blickt lange
Starr in die Nacht hinaus, die stumm und groß
Die Welt beherrscht bis in die fernste Ferne:
Schwarz stehn die Waldeswipfel, regungslos,
Und drüber hoch die stillen, ew'gen Sterne!

Glänzt dort ein Strahl, der Dauerndes verheißt?
Ein Licht, das nach des Glückes Pforten weist?
Des Glückes?! — o, wer lernte je es kennen,
Das Glück? — der kühnste Hochschwung streift es kaum:
Der kleine Schlummer, den wir Leben nennen,
Ist viel zu kurz für diesen großen Traum!

Dann wie von plötzlichem Begehr getrieben,
Erschließt den Schrein sie, greift heraus in Hast
Das Kleinod, das er birgt, das ihr geblieben:
Ein karger Rest von einem reichen Lieben.
Sie drückt's ans Herz und schreitet hin, gefaßt,
Und läßt vor dem Kamin sich nieder:
Ihr Antlitz strahlt den Schein der Flammen wider, —
Ein trügerischer Purpur schminket reich
Auf ihre Wange die verklärten Tage
Der heitern Rosen — Tage sonder Klage —
Auf diese Wange, die so ernst, so bleich,
Dem kühlen Weiß der Wasserlilie gleich:
O, Kummer bleicht die zarten Farbenspiele
Und reift das Leben schnell, so daß der Zeit
Grausamer Zeiger scheint, als wär' er weit
Um Mond', um Jahre vorgestellt, um viele!
Erinnrung ruft ein herbes Mitleid wach,
Kein trüb'rer Seufzer tönt dem Lenze nach,
Als die Erkenntniß, ach! die bitter wahre,
Der Schmerz: „Vergebens schön im Lenz der Jahre!" —

Sie kniet vor dem Kamin, zurückgebeugt,
Die edle Form von dunklem Sammt umflossen,
Der sich am Boden faltenreich ergossen,
Das Haupt in Kümmernissen vorgeneigt:
Laß hängt herab der Arm — doch eng umschlossen

Von zarter Finger Griff, was hält die Hand?
Zusammen schlingt es fest ein blaues Band:
Das Kleinod ist's, das sie dem Schrein entnommen,
Ein Päckchen Blätter aus vergang'ner Zeit, —
Schon zuckt die Hand, als wäre sie bereit,
Der Flamme, die in frischem Schwung erglommen,
Zu opfern rasch, was sie dem Nichts geweiht.
Doch plötzlich hält sie ein, im Widerstreit
Der Regungen, die neu sie überkommen.
Unschlüssig, ob bedacht, ob unbedacht,
Ob unbewußt gar — löset sie dann sacht
Das Band, die blaue Schleife, und es gleiten
Flugs auseinander wirr und fessellos
Die Blätter und herab auf ihren Schooß,
Um sich vor ihr am Boden zu entbreiten.
Sie sieht sie vor sich, die ihr manche Nacht
Statt süßen Schlafes bittres Weh gebracht,
Die Blätter — Briefe — vielgeliebte Zeilen,
Auf denen düster ihre Blicke weilen.

Sie faßt hinab und nimmt empor ein Blatt
Und sie entfaltet es, wie in Gedanken,
Und drüber neigt ihr Haupt sich schwer und matt, —
Indeß die Hand leise beginnt zu wanken,
Da ihr ins Auge fällt die Ueberschrift,
In der sich alte süße Worte ranken
Um einen Namen, der sie seltsam trifft,
Fast wie mit fremdem, ungehörtem Klange,
Als hätt' sie ihn vergessen oder lange
Ihn schon mit Aug' und Ohr und Herz vermißt,
Und der ja doch ihr eigner Name ist.
Wie schaun sie an die Züge, einst so theuer,
In denen sich sein volles Herz mit Feuer,
Sein Geist mit Schwärmerei ihr zugewandt, —
Sie faßt sich — liest — doch da sie kaum begonnen, —
O, jene Worte sind es, die der Zeit,
Der winz'gen Spanne dieser Lebens-Sonnen
Zusichern kühn der Liebe Ewigkeit —
Umflort ihr Blick sich flugs und heiß entronnen
Dem Thränenborn glänzt Perl' auf Perle sacht
Die Wang' herab. —
Warum sich noch versenken
Noch einmal jetzt in diese Angedenken! —
Da, zitternd hat sie der Reliquie Acht,
Der kleinen Blume, (beigefügt, zu grüßen
Von ihm aus fernem Land, von fremder Au)
Auf die mehr Tropfen jetzt dem Aug' entfließen,

Als drauf geträufelt je des Himmels Thau,
Da sie der Frühling sah der Flur entsprießen;
Ein welkes Blümchen, doch ein redend Maal,
Ein Zeichen, lieblich wie ein Sonnenstrahl
An trübem Tag: — o, Jedes wird zum Zeugniß
Und deutet ein Geheimniß, ein Ereigniß. —
Ein Tand, ein Nichts selbst, das hier Alles ist,
Ein theures Pfand, das Unschätzbares mißt,
Das bald von einer schönen Stunde Frist
Beredt viel traulich Holdes will erzählen,
Bald selbst auf einen schönsten Augenblick
Mit halb verschämter Mahnung weist zurück,
Wenn heiße Lippen den Moment erstehlen,
In süßer Lust zwei Seelen zu vermählen.

„Verschoben lange, — endlich ist sie da,
Gefürchtet und geflohn, die bittre Stunde, —"
So spricht's in ihr im Kampf, den Keiner sah,
Den sie gekämpft in ihres Herzens Grunde,
Des Schweigens Siegel lag auf ihrem Munde —
„Doch einmal siegen Wille und Entschluß,
Geschehe denn, was doch geschehen muß.
Vielleicht, daß noch die bösen Schatten weichen,
Wenn erst in Asche sank das letzte Zeichen;
Vielleicht, daß, stets gehofft und doch entbehrt,
Die Ruh in dieses Herz zurücke kehrt.

O, einst, — wie schwebten wir dahin, hoch oben
Schien mir's, vereint in rein'rem Element
Auf goldnen Wolken hin — sie sind zerstoben!
Die Jahre flohn und haben uns getrennt.
Ein schwer Verhängniß hat die Hand erhoben
Zu hartem Spruch — so kam's, so sollt' es sein:
Du wußtest es, es war die Schuld nicht mein,
Und hab' ich unerklärbar dunklen Mächten
Ein traurig Mißverständniß zu verzeihn,
Wohlan, so will mit Dir ich nimmer rechten!" —

Lebendig trat jetzt in ihr Angesicht
Der Sieg, die Kraft, die Ruhe des Entsagens,
Der Wille, dem vergebens widerspricht
Die schwache Hand, die trotz beredten Zagens
Zuletzt erfüllen muß die herbste Pflicht.

Sie nahm je Blatt um Blatt (soll denn verbluten
Ihr Schmerz in langsam bittrer Selberqual,
Will sie nur Frist gewinnen noch zumal?) —
Und warf je Blatt um Blatt stumm in die Gluthen,

Umsonst mit Müh das Antlitz abgewandt:
Der Blick folgt immer wieder doch der Hand.
Von Blatt zu Blatt schmilzt flugs der Schatz zusammen,
So schnell — wie ist er jetzt schon winzig klein,
Bald wird ein einzig Blatt nur übrig sein —
Da ist's — das letzte — sie ergreift's — verdammen
Dies letzte selbst? — Es kämpfen Ja und Nein
In ihr — heiß preßt sie drauf noch einen Kuß,
Und schluchzend drängt sie rasch den Thränenguß,
Den plötzlichen, zurück — und in die Flammen
Sinkt auch das letzte theure Blatt hinein.

So sieht ein Herzensreich sie untergehn,
Und Monde, Jahre, ach! sind Asche nur,
Ein Nichts! — Wird mit des letzten Funkens Spur
Auch die Erinnerung in Rauch verwehn?!

„Ein Herz in Trauer" — also kniet sie da
Und starrt lang' in der Funken irres Wandern;
Die ew'ge Märtyrin, die Liebe, sah
Und schrieb dies Opfer zu den zahllos andern.

War es verloren — oder hebt sich doch
Vom dunklen Ascheurest hier nicht vergebens
Das Haupt empor? Wird einmal treiben noch
In kranker Brust ein junger Keim des Lebens?

Schwester der Morgenröthe, Hoffnung, führst
Du wieder neue Tage, neue Lenze
Empor ihr? Holde Freude, suchst und kürst
Du für dies Haupt noch frische Rosenkränze?

Wie? oder neigt die Gluth sich niederwärts —
O, still! Weß' ist der Blick, die Weisheit messen,
Zu künden, was die Zukunft beut, wo Schmerz
Und Jugend noch im Kampf die Kräfte messen? — —

Viel Blumen stehn im Glase blank,
Ein jüngst gebrochner Strauß —
Sie sind ja schon so krank, so krank,
Doch welkend dauern sie noch aus,
Noch lang, noch lang! —

Digitized by Google

Park-Idylle.

Es war im Park der Sommer-Residenz
— Mein Leben, wie mein Glück, stand noch im Lenz —
Lustwandelnd schritt ich da entlang die breite
Ehrwürdige Allee und bog zur Seite
Dann aus der Menge schwirrendem Geleite
Ins dichte Grün des schmalen Pfades ein,
Ins Einsame; doch schritt ich nicht allein:
Es schmiegte sich, die ich mir jüngst erkoren,
Die liebende Genossin, zärtlich warm,
Gesenkten Blickes, stumm an meinen Arm,
In holde Selbstvergessenheit verloren.

Noch von der Goldfluth, draus er ward geboren,
Bewahrte Glanz und Pracht der Sommertag,
Der klar auf diesen stillen Wipfeln lag;
Durch des Gezweiges Lücken stahl von oben
Herab ins laub'ge Dämmer-Paradies
Sich Strahl um Strahl auf unsres Pfades Kies,
Und wie auf einem Teppich, zart gewoben
Aus Licht und Schatten, schritten wir und, kaum
Daß wir's gemerkt, noch eine gute Strecke
In Traulichkeit, bis an des Parkes Saum.

Dort stand an äußerst abgewandter Ecke
Ein kleiner Pavillon, altmodisch, grau,
Aus Rohrgeflecht ein wunderlicher Bau —
Und hinter dieses Pavillons Verstecke
Da nahm in seine Abgeschiedenheit
Uns auf ein Lieblingsplatz, so ganz geweiht
Dem Glück des Herzens und den stummen Fragen,
Worauf beredt die Blicke Antwort sagen,
Ein schlichter Sitz, vor dem die Landschaft weit
Den flachen Halbkreis dehnt zur Ferne
Und frei die Bahn erschließt dem Augensterne.

Zu Füßen uns ein kleiner Weiher, blank
Wie Stahl, zuweilen nur leichthin gekräuselt
Vom Lufthauch, der im Flug das Schilf durchsäuselt,
Das zierlich ihn mit grünem Kranz umschlang;
Auf seiner Fläche schwammen stellenweise
Vollsaft'ge Blätterteller, rund und groß,
Dazwischen prangten üppig, schwankten leise
Seerosen, Märchenblumen, makellos
Und leuchtend weiß in Alpenschneees Reine,
Emporgetaucht zum vollen Tagesscheine

Geheimnißvoll aus tiefsten Grundes Nacht,
Wie keusche, leuchtende Gedankenblüthen
Aufsprießen aus der Seele dunklem Schacht,
Wenn still sie ruht in träumerischem Brüten.

Kein Schilfsang mehr — der Weiher regungslos —
Dem Himmelsantlitz jetzt der schönste Spiegel.
Von seinem Saum her strahlt ein flammend Siegel,
Verschließend der geheimen Tiefe Schooß,
Das Sonnenabbild blendend durch die Schwüle;
Des linden Osthauchs müder Fächer ruht,
Die Luft erstickt fast in des Aethers Gluth,
Verschmachtend lechzt der heiße Tag nach Kühle
Hinunter in die feuchtkrystallne Fluth.

Vom Saum des Parks her aus den dichten Föhren
Läßt eine muntre Weise noch sich hören
Mit ihrer winzig kleinen Melodei
In ewigem Dacapo-Einerlei,
Ermüdend endlich selbst Geduld und Milde:
Ihr ganzer Kunsterguß fünf Noten nur,
Ihr Alles, was sie lernte von Natur,
Ein schwacher Musikus der Waldsang-Gilde —
Bis doch zuletzt, erschöpft zuletzt vielleicht,
Des Tages großes Schweigen sie beschleicht
Und, Paus' um Pause, sie verstummt am Ende.

Nun ist die kleinste Welt nur noch behende,
Ein hochvergnügter Myriaden-Schwall;
Das ist ihr Festtag, ganz für sie geschaffen
Von dieser Schwüle, die uns läßt erschlaffen:
Festaufruhr und Getümmel überall.
Buntfarb'ge Flocken, leichte Falter flirren
Umher, berauscht von Blumenfect und Duft,
Sich paarweis' jagend, dort in dichten Wirren;
Wie von Juwelenblitzen zuckt die Luft,
Wenn jähhin Gold- und Purpurfliegen schwirren,
Der Schwalb' entflieh'nd in sichre Unterschluft;
Blau-Elfen mit den Schleierflügeln, holde
Libellen gaukeln scheu, nur flücht'ge Rast
Sich gönnend dann und wann, um Bins' und Dolde.

Und auf des Weihers Spiegel schießt's voll Hast
In Zickzackstrichen, die da flugs verrinnen,
Von Wasserkäfern, von langbein'gen Spinnen,
Und auf des Spiegels Blättern wimmelt's bunt
Von winz'gen Punkten, kriecht's in emf'gem Streben,
Ein jedes Blatt für sie — ein Erdenrund,
Und eines Tages Luft — ein ganzes Leben!

Ein Summen und ein Surren ist's ringsum,
Rings in der Luft, im Ried, im Gras, im Schilfe,
Allüberall ein stimmbegabter Sylphe,
Und mächtig übertönet dies Gesumm
Das Heer der Wiesen-Musiker, der Grillen,
Mit ihrem Zirpen, ihrem schleiferschrillen,
Endlos einförmig, jeder Pause baar,
Ununterbrochen fort, das Ohr zu lähmen,
Daß es der Sinn nicht glaubt mehr zu vernehmen,
Und daß es selber wird zur Stille gar.
Wie ein Geheimniß ruht's auf dieser Stunde
Ringsum, ob auch mit Licht und Tag im Bunde!

Der Schatten, der rückher vom Rohrdach fällt,
Spannt über uns sein kühles Dämmerzelt.
Holdsel'ge Rast! — Es fliegt von Mund zu Munde
Manch Wechselwort tiefinn'ger Herzlichkeit,
Oft halben Lautes nur, von einem Blick
Ergänzt, von einem Händedruck gefeit.
Daß nicht des Schweigens Reiz uns ganz bestricke,
Aufsprudelt wieder dann der Plauderquell:
Vergangnes taucht empor und strahlet hell
Im Auferstehungsglanz — und Hochgeschicke
Berauschen uns, im Zukunftstraum erschaut —
Sonnige Herzen leuchten hell und traut
Hinaus ins Dunkel fernster Dämmerungen —
Sonnigen Herzen ist die Welt erbaut,
In der die goldne Zeit noch nicht verklungen!

Da, plötzlich stört uns auf von obenher
Ein geller Laut: ein Rabenpaar, das schwer
Gemessnen Fittigschlags zwei schwarze Streifen
Am lichten Himmel hinzieht, dann sich senkt
Gen Mitternacht und unsre Blicke lenkt
Zumal, ihm müßig sinnend nachzuschweifen
Ueber den Weiher fort, von dessen Rand
Sich dehnt ein frischgemähtes Wiesenland
Bis an des niedern Dammes Dünensand,
Dahinter breit der Strom die dunklen Wellen
In stolzem Gange läßt vorüberschwellen —
Man schaut ihn nicht, erlauscht sein Rauschen nur,
Und Wimpelwehn bezeichnet seine Spur;
Jenseits dann kahle Brach- und Weidestellen,
Und weiter noch umkränzt, nur matt besonnt,
Ein grauer Kiefernstreif den Horizont.

Wie? — Scholl's nicht eben von des Dammes Stufe
Herüber jetzt von einem dumpfen Rufe?

Was ist's? —
Still! — Wieder ruft es —
Jetzt taucht auf
Von jenseit auf dem Damm ein Mann — ein zweiter,
In Hast ein dritter dann, und andre weiter,
Es sammelt mählich sich ein kleiner Hauf:
Ihr Beieinander ist, mich dünkt's, nicht heiter.
Landleute sind's, Stromschiffer, Mäher — laut
Schreit Einer Etwas in die Tiefe — wieder
Ist Alles still — ein Jeder schweigt und schaut
Gespannt, so scheint es, nach dem Strome nieder —
Und sieh! — da tauchen Welche auf dem Damm
Empor von jenseit, langsam, mühesam,
Wie ich's genau von unsrem Sitz gewahre,
Mit einer Last auf einer Reisigbahre,
Die sie zu Boden niederlassen nun,
Um einen Augenblick wohl auszuruhn.
Dann nehmen sie von Neuem auf die Bürde,
Behutsam, schweigend auch, fast wie mit Würde,
Und bringen sie den Damm herab, gerad
Herwärts einlenkend auf den schmalen Pfad,
Der uns zur Linken, durch die Wiesen gleitet,
Und sanft im Bogen nach der Ortschaft leitet.

Sie kommen durch die Sommergluth — sie nahn —
„Heda!" — — Sie halten an und setzen leise
Die Trage nieder auf des Pfads Geleise . . .
Zur Seite durchs Gestrüpp' brech ich mir Bahn
Und tret hinzu: — 's ist grauenvoll das zu schauen
Und herb! — Lang auf der Bahre hingestreckt
Liegt Einer, den kein Rufen mehr erweckt,
Ein stiller Todter mit friedfert'gen Brauen:
Geschlossnen Aug's, die Züge unschön nicht,
Doch ländlich derb; es ließ im Angesicht
Ein fahler Hauch des Lebens Roth erbleichen,
Durchnäßt das kurzgestutzte braune Haar,
Ein junger Bursch, ich schätz ihn zwanzig Jahr
Und ein'ge noch, Soldat nach Tracht und Zeichen.

Was stieß ihm zu? . . . Der Träger Einer gab
Mir gern Bescheid: „Ein heißer Tag ist's heute" —
— Er wischte von der Stirn den Schweiß sich ab —
„Der hier, der suchte selbst im Fluß sein Grab,
Sie zogen ihn heraus, die Schifferleute,
Und machten sich mit ihm viel Müh und Noth,
Umsonst! zu spät war Alles! Todt ist todt!
Am Ufer war von ihm zurückgeblieben
Sein Rock, worin dies offne Blatt sich fand." —

Digitized by Google

Ich las, was er mit ungeübter Hand
Vor seinem Ende noch an „sie“ geschrieben:

„Du nur allein, Du warst die Liebste mein,
Und Du auch hast Dein Herze mir versprochen,
Doch hast Du schnöd die Treue mir gebrochen,
Nicht länger tragen konnt' ich meine Pein,
Ich aber hab' mich nicht an Dir gerochen,
Leb wohl! Mein Tod soll mir und Dir gedeihn!
Der Herrgott wolle mir die Schuld verzeihn!“

Die Träger faßten zu und weiter lenkten
Sie ihre Schritte an des Parkes Rand,
Bis sie um eine busch'ge Ecke schwenkten,
Wo meinem Blick das grelle Bild entschwand.

Wohl, wohl! — Es ist die simpelste Geschichte:
Ein junger Lebenstraum mit kurzem Ziel,
Und doch ein rührend ernstes Trauerspiel! —

Die Sonne strahlte fort im hellsten Lichte,
Aus wolkenlosem Himmel aber fiel
Auf dieses Sommertages schöne Feier
In unsre Einsamkeit ein Schattenschleier:
Es schmerzte fast uns unser stilles Glück,
Wir senkten ernst und traurig Blick in Blick,
Stumm Hand in Hand zu inn'gem Drucke faltend:
Dann kehrten wir zu unsrem Heim zurück,
Nur enger jetzt noch an einander haltend.

Digitized by Google

LIBER

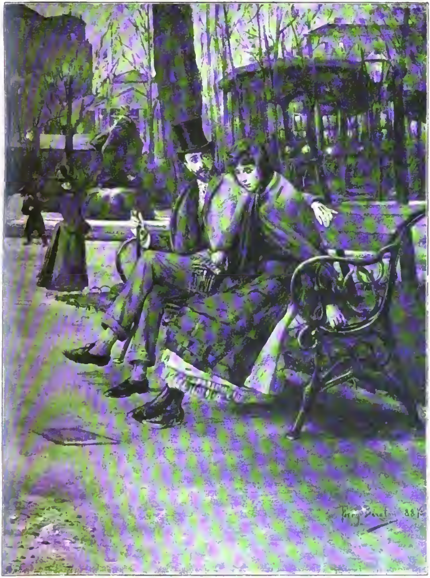
Illustrirte Bibliographie.



Ludwig Anzengruber.
Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

Unsere Kunst in Wort und Bild. Unter dem Protectorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Theresia. Redigirt von Moriz Band, herausgegeben von Rudolf Wittmann. Wien.

Es ist ein merkwürdiges Werk, das sich unter dem Titel „Unsere Kunst in Wort und Bild" dem deutschen Publicum vorstellt. Dem deutschen Publicum: denn wenngleich es zunächst für die Bewohner der österreichisch-ungarischen Monarchie bestimmt ist, so wird es doch auch bei den nahen geistigen und politischen Beziehungen, welche uns mit jener verbinden, im Deutschen Reiche Theilnahme und Anerkennung finden. Die Herausgeber haben sich die Aufgabe gestellt, eine Art von Revue abzuhalten über Alles, was in den österreichisch-ungarischen Landen Anspruch darauf erheben darf, seinen Namen mit der Kunst, im weitesten Sinne gefaßt, in Verbindung zu bringen; sie bieten so gewissermaßen einen summarischen Ueberblick über das gegenwärtige geistige Leben Oesterreich-Ungarns. Wir finden Deutsche, Czechen, Ungarn einträchtiglich nebeneinander; über fünfhundert Namen sind im Ganzen vertreten. Diese Namen sind natürlich sehr verschiedener Natur und sehr verschiedenen Werthes; wir begegnen solchen von europäischem Ruf- und solchen von nur localer Berühmtheit; und zwar sind, wie auch nicht anders zu erwarten ist, die ersten nicht gerade dicht gesät. Auf einen wahrhaft Großen kommt ja überall eine ganze Anzahl kleiner Größen. Die Anordnung ist eine alphabetarische. So stehen bunt durcheinander Dichter und Maler, Journalisten und Bildhauer, Musiker und Schauspieler. Das weitaus größte Contingent stellen die Helden und Heldinnen der



Ferry Bératon: Die Versuchung. Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.


Rudolf Baumbach.
Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

Feder und der Schminke. Inwieweit eine Vollständigkeit erreicht ist, entzieht sich unserer Beurtheilung; wir sind von der Fülle des Gebotenen, das von dem reich und vielfach bewegten Geistesleben unseres Nachbarstaates ein schönes Zeugniß ablegt, vollauf befriedigt.

Das Werk, das in zehn Lieferungen erschienen ist, liegt nunmehr als ein stattlicher Band vor uns. Die Mitarbeiter daran, eben die Schriftsteller und Künstler, die zugleich sein Thema bilden, haben in mannigfacher Form ihre Gaben beigesteuert. Der Eine begnügt sich damit, gleichsam nur eine Visitenkarte mit seinem Namenszuge abzugeben; die Meisten jedoch haben ihr Portrait beigefügt; die Dichter haben sich großentheils durch ein paar Verse, die Musiker durch Noten, Bildhauer und Maler durch Abbildungen eines ihrer Werke, sehr viele, besonders Schriftsteller und Schauspieler durch einen, häufig auf ihren Beruf bezüglichen Spruch, beglaubigt. Die Bilder sind auf dem Wege der Zinkographie hergestellt.

Es sei gestattet, unseren Lesern einige Proben der Wahr- und Denksprüche österreichisch-ungarischer Berühmtheiten mitzutheilen. Ludwig Anzengruber, der inzwischen leider aus der Reihe der Lebenden ausgeschieden ist, schreibt:

Zwei nur, — wie ungleich sie, —
Rühren keines Tadels Worte,
Das hartköpfige Genie
Und den Stümper ärgster Sorte.

Eduard von Bauernfeld giebt in einigen „Zahmen Xenien des Siebenundachtzigers" mancherlei Erfahrungen seines langen Lebens Ausdruck; einer der Sprüche lautet z. B.:

Und wenn wir Alle kranken
An den Wehen der neuen Zeit, —
Weit lieber schwere Gedanken
Als Gedankenlosigkeit.

Johannes Benk, der Bildner der von uns im Abbilde wiedergegebenen Statue der Klytia, welche das neue prächtige Burgtheater schmückt, faßt seine Auffassung von der Kunst dahin zusammen: „Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Menschen ist der Mensch." Carl Blasel beschränkt sich darauf, seinem Portrait die Worte beizufügen: „Hier bin ich in Wort und Bild." Anton Dvořák läßt sich unter der Ueberschrift „Eigenart" folgendermaßen vernehmen: „‚Ein wunderlicher Mensch!‘ — und dabei legen sie ihn neben die andern stillen Schläfer. Dann sammeln sie, was seine Kunst geschaffen, und tragen es in sich hinaus als geistesverbindende Kraft, welche von Geschlecht zu Geschlecht eine endlose Blumenkette windet aus schönen zauberdunklen Blüthen. Zuletzt betrachten sie in dem verödeten Sterbegemach Pinsel oder Meißel, Feder oder Geige und staunen, wie an solch armem Dinge ein ganzer Lebensinhalt sich ausgelebt, eine himmelstürmende Welt von Geist und Herz. Was sich da verdichtet hatte, um ein schmerzlich süßes Menschendasein durchzuleben, es ist nun aufgelöst in das All zurückgeflossen und schweift wieder entkörpert durch dasselbe hin. Der Wanderer, der die Einsamkeit durchzieht, mag ihm da begegnen; wie ein leiser Kuß wird es herauwehen an seine Seele, so daß er darüber in schwermüthig träumerisches Sinnen sinkt, worin Altes und Neues sanft verschwimmt. Einst in Urzeiten schweifte es über den ganzen Erdkreis; allein es ist seither ein Geschlecht aufgestanden, das den Boden rodend und pflügend sich unterwirft, dann Mauern, Zäune, Gesetze gegen einander aufthürmt, worin Einer dem Andern zinsbar wird und Alle dem uralten Fluche. Das



Johannes Benk: Klytia. Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

Digitized by Google



Lola Beeth.
Aus: Unsere Kunst in Wort und Bild.

eigene Herz muß Jeglicher dann mit hoher Umfriedung ängstlich eng umschließen, und die nach ihm kommen, ziehen in die alten Grenzen ein und thun wie er.

Jene Seele aber, welche die Einsamkeit durchschweift, sie war, ehe jenes Geschlecht war, sie ist auch jetzt nur, wohin es nicht vorgedrungen; scheu vor ihm zurückweichend, heißt sie — das Naturwalten. Von dem gewaltigen Menschenzuge bei Seite gelassen, unangetastet von seiner gleichmachenden Hand, unfaßbar, grenzenlos, nur sich selbst darlebend, mahnt es den einsamen Wanderer an die Zeit, da sein Stamm noch im Schooße der Gottheit schlummerte und an jene, da er einst wieder in ihn zurückfließen wird; er hört das leise Mahnen, aber er versteht es nicht mehr und meint, er träume schwermuthtiefe Träume seines eigenen armen Einzelndaseins. Hat im Laufe der Zeiten solch einsames Naturwalten in einem Menschengebilde sich verkörpert, so wirken die alten dunklen Mächte in ihm merkbar fort, abseits der gebahnten Heeresstraße geht einsam sein Leben, wunderlich sein Streben, eigenartig seine Kunst. Nur sein Herz, sein armes Menschenherz, das ihm dazu geworden, ist der starke wehe Zauber, der ihn an die Menschenkinder bindet und an das alte, süße, thränenreiche Menschengeschick zu hoffen, zu lieben, zu sterben."

August Förster, auch ein bereits Dahingeschiedener, giebt aus seiner langen und reichen Bühnenerfahrung das Epigramm zum Besten:

„Genial?" So mögt ihr's heißen —
Kenner nennt's „Coulissenreißen".
Weiten soll Genie den engen
Kreis der Regeln, doch nicht sprengen."

Eduard Hanslick schreibt: „Es ist ein sehr trügerischer Satz, daß das ‚wahrhaft Schöne' in der Musik ewige Dauer habe. Das ‚wahrhaft Schöne' — wer ist Richter über diese Eigenschaft? Jede Periode hat andere Ideale von ‚wahrhaft Schönem' in der Musik erweckt und auf die Unsterblichkeit von Tondichtungen geschworen, welche nach fünfzig Jahren vergessen waren. Insbesondere gilt dies von der Oper, als dem zusammengesetztesten aller Kunstwerke." Adolf Sonnenthal fällt über die Schauspielkunst das Urtheil: „Wie in der Religion, so gilt auch in unserer Kunst Gretchens Wort: Man muß dran glauben." Maurus Jokai und einige seiner Landsleute haben sich in ihren Beiträgen ihrer Muttersprache bedient.

Um die weiblichen Berühmtheiten durch eine hervorragende Repräsentantin einzuführen, seien zwei Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach wiedergegeben: „Wir können es im Alter zu nichts Schönerem bringen, als zu einem milden und anspruchslosen Quietismus." „Auch der ungewöhnlichste Mensch ist gehalten seine ganz gewöhnliche Schuldigkeit zu thun."

Neben derartigen Sprüchen und Bekenntnissen treffen wir sehr viele Gedichte; auch Gedichte in Prosa von Franziska von Kapff-Essenther, die freilich hinter ihren Vorbildern, den Turgenjew'schen, zurückbleiben.

Aus den zahlreichen künstlerischen Beigaben seien als Beispiele herausgehoben: „In der Puszta" von Otto von Baditz; „Ungarischer Roßhirt" von Ludwig Koch; „Frau Musica" von Franz Leffer; „Im Verfatzamt" von Michael von Munkacsy.

u.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft.

Herausgegeben von Dr. L. Quidde. Heft 1—3. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Das große Interesse, mit welchem die Gebildeten unseres Volkes die lebhafte Bewegung innerhalb der Geschichtswissenschaft verfolgen, wird es rechtfertigen, wenn wir an dieser Stelle auf eine neue Zeitschrift hinweisen, welche sich zunächst an die Kreise der Gelehrten wendet, aber zugleich auch auf die Antheilnahme der Nichtfachmänner ihre Hoffnung setzt. Es mag gleich im Anfange bemerkt werden, daß die Zeitschrift keineswegs die Absicht hat, sich einer der bestehenden als concurrirendes Unternehmen gegenüber zu stellen; sie will vielmehr in eine Reihe mit ihnen treten, nachdem durch das Eingehen der „Forschungen zur deutschen Geschichte" eine empfindliche Lücke entstanden war. Nicht als ob sie genau den Spuren ihrer Vorgängerin folgte. Die Bedürfnisse auf diesem Gebiet haben sich seitdem so sehr verschoben, daß sie nur durch ein ganz verändertes Programm die Berechtigung ihrer Existenz erweisen kann. Sie stellt sich, kurz gefagt, in den Dienst der allgemeinen Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Wenn sie die alte Geschichte von ihrem Programm ausschließt, so thut sie es nicht etwa, weil sie den Zusammenhang der Zeiten leugnet, sondern in der Erwägung, daß die Kenntniß der alten Geschichte vorzugsweise auf dem Wege der Philologie und Archäologie gewonnen wird und daß die Zeitschriften dieser Disciplinen auch den Abhandlungen über alte Geschichte offen stehen. Auch die Kirchen- und die Rechtsgeschichte, die Literatur- und die Kunstgeschichte, die sich als selbständige Wissenschaften abgezweigt haben, verweist sie auf ihre Fachorgane. Denn der politischen Geschichte soll die neue Zeitschrift als Organ dienen; dieser aber im weitesten Sinne des Wortes. „Die politischen Ideen, die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände und wirthschaftlichen Verhältnisse, soweit sie das politische Leben beeinflussen, die Zusammenhänge des Staatslebens mit Recht und Religion, Kunst und Bildung, sie fallen alle in ihren Bereich ... Wie nirgends mehr als im Staatsleben die verschiedenen Interessenkreise sich berühren und durchdringen, so kommt auch das Ganze der geschichtlichen Entwickelung, wenn auch nur in seinen Beziehungen zum Staate und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, in der politischen Geschichte mehr als irgendwo anders zur Geltung." Der Weite dieses Programms entspricht es auch, wenn die Zeitschrift die Aufmerksamkeit der Fachmänner hinlenkt auf die lange vernachlässigten Fragen, welche die Methode und Aufgabe der historischen Wissenschaft, die Entwicklung der Geschichtsschreibung und Anderes mehr betreffen. Um einen Ueberblick zu ermöglichen über die unendlich große historische Literatur, giebt sie eine vollständige Bibliographie zur deutschen Geschichte und orientirende Referate über die wichtigeren Erscheinungen für die außerdeutschen Länder.

Frei von der Rücksicht auf irgend eine politische oder religiöse Partei will die Zeitschrift Alles von sich fern halten, wo die Forschung durch die Bestrebungen des Tages getrübt erscheint. Und wie in politischer und religiöser, so will sie auch in wissenschaftlicher Beziehung von dem Zwange einer Schule frei bleiben. Die drei vor uns liegenden Hefte haben gehalten, was das Programm versprochen hat.

Aus der Reihe der Aufsätze seien nur einige erwähnt: Hartwig schreibt über Florentiner Geschichte; Brosch über Maria Stuart; Haupt über Waldenser und Inquisition; Baumgarten über Carl V.; Monod über die geschichtlichen Studien in Frankreich; Bernheim untersucht die Periodisirungen der Weltgeschichte, und Buchholz den Ursprung und das Wesen der modernen Geschichtsauffassung. L. Pr.

Archäologische und kunstgeschichtliche Literatur.

Aegyptische Kunstgeschichte von G. Maspero. Deutsche Ausgabe von G. Steindorff. Mit 316 Abbildungen im Text. Leipzig, W. Engelmann.

Es war eine nicht minder verdienstliche, als dankbare Arbeit, ein so bedeutendes Werk wie Masperos L'archéologie égyptienne, durch Uebersetzung auch weiteren Kreisen des deutschen Publicums zugänglich zu machen. Auch für die Geschichte Aegyptens haben die letzten Jahre wichtiges Material zu Tage gefördert. Wir haben nicht nur die Namen vieler Personen neu kennen gelernt, sondern sind sogar in den

Besitz ihrer Körper gelangt; wir haben weitere Einblicke gethan in die Geschicke des alten Aegyptens, in das Leben und Treiben seiner Bewohner und immer mehr die Einsicht gewonnen, daß die Cultur jenes Landes in jeder Beziehung hoch entwickelt gewesen ist. Dies gilt nicht zum Wenigsten von der ägyptischen Kunst, welche allein uns hier beschäftigt. Die Statuen der beiden Schreiber, wie sie auf S. 205 und 209 abgebildet sind, der sogenannte Dorfschulze auf S. 207 und viele andere sind wahre Meisterwerke der Skulptur. Gerade in unserer Zeit, wo die realistische Richtung in der Kunst das Uebergewicht errungen hat, dürfte die durch und durch naturwahre und lebensvolle Auffassung der ägyptischen Bildwerke, mit der sich Vollkommenheit in der Ausführung verbindet, gegenüber den griechischen Idealstatuen noch mehr zur Geltung kommen. Und welch anmuthige, sorgfältig gearbeitete Gegenstände des ägyptischen Kunsthandwerkes weiß Maspero uns vorzuführen! Die verschiedensten Gefäße und Geräthe aus Thon, Glas, Holz und Metall machen dem Geschmack der alten Aegypter alle Ehre.

In fünf Kapiteln behandelt Maspero die private, religiöse und Festungsbaukunst, die Gräber, Malerei und Skulptur und das Kunstgewerbe, indem er mit Wärme die Vorzüge der ägyptischen Kunst schildert, andererseits aber auch auf die Schwächen derselben hinweist. Die knappe, aber stets klare und fesselnde Darstellung des Originals hat Steindorff in der Uebersetzung im Allgemeinen zu wahren gewußt; nur hin und wieder hat die Klarheit etwas eingebüßt. Inhaltlich schließt sich der Uebersetzer streng an den Text der französischen Ausgabe an, bis auf einige Werke aus dem Berliner Museum, die er, mit Erläuterungen versehen, als Beispiele für Skulptur und Kunstgewerbe neu eingesetzt hat. Mehrere derselben hätten entbehrt werden können, da es in des Verfassers Absicht lag, nur die hauptsächlichsten ägyptischen Arbeiten zu erwähnen. Bisweilen unterbrechen auch die Einfügungen störend den ursprünglichen Zusammenhang, und wir würden es für angemessener finden, wenn Steindorff dieselben zum Schluß als Anhang beigegeben hätte, wie er es mit den berichtigenden Bemerkungen gegen Maspero gethan hat. — Die Ausstattung des Buches ist elegant; die zahlreichen Bilder sind scharf und sauber ausgeführt.

sb.

Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von Dr. Carl Schuchhardt. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schliemanns Werke über seine Ausgrabungen kosten über 200 Mark. Ihr Studium ist ein mühsames und beschwerliches selbst für den Gelehrten. Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß Schliemanns Verleger selbst eine handliche Bearbeitung für weitere Kreise durch einen berufenen Fachmann veranlaßt hat. Schuchhardt hat die in Betracht kommenden Stätten besucht, hat mit Schliemann in persönlichem Verkehr gestanden und beherrscht das ganze betreffende Wissensgebiet mit souveräner Sicherheit. Auf 364 Seiten behandelt er klar und verständlich die Ergebnisse der mehrfachen Ausgrabungen Schliemanns an den erinnerungsreichen, sagenumsponnenen, von Homers Poesie verklärten Trümmerstätten, um dann in einem lehrreichen, sehr besonnen und verständig geschriebenen Schlußkapitel die griechische Heldenzeit historisch zu betrachten, wobei er zu dem freilich von den namhaftesten Historikern immer noch bezweifelten, aber auf Grund der Fundthatsachen unumstößlichen Ergebniß kommt, daß eine vorgriechische mykenische Cultur an der Ostküste von Griechenland über die Inseln hin und an der Westküste Kleinasiens (besonders in Troja) geherrscht hat, eine Cultur mit stark asiatischem Charakter, die aber zugleich genug schwerwiegende Uebereinstimmungen mit Homer zeigt, um sicher zu stellen, daß mit den homerischen Achäern die Vertreter dieser mykenischen Cultur gemeint sind, ein Mischvolk aus Minyern, Joniern und Karern. Die gleichmäßige Verbreitung der Cultur erkläre sich aus der zeitweiligen Zusammenschweißung der verschiedenen Stämme zu einem Reiche, welches nach Niederwerfung der Widerstrebenden, besonders Trojas, zum ersten Mal einen friedlichen Handelsverkehr im ägäischen Meer begründet habe. Diese Cultur habe etwa bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Chr. geblüht und sei durch die dorische Einwanderung vernichtet worden. Eine Biographie von Schliemann mit den gelungenen Porträts Schliemanns und seiner Gemahlin ist dem Buche vorausgeschickt. Dasselbe ist allen, die sich für den wunderbaren Mann

und sein Lebenswerk interessiren, auf's Wärmste zu empfehlen. P. W.

Studien zur Aphrodite von Melos. Von C. Häberlin. Zur Orientirung auch für weitere Kreise. Göttingen, Dieterich'sche Verlagshandlung.

Eine Vermehrung der Literatur über diese räthselvolle Statue kann nur dann willkommen geheißen werden, wenn die Frage der Ergänzung ihrer Lösung wirklich näher geführt wird. Daß dies dem Verfasser bis zu einem gewissen Grade gelungen, ist nicht zu bestreiten. Nachdem er im ersten Theil die bisherigen Ergänzungsversuche kritisch beleuchtet und dann die actenmäßigen Fundberichte, sowie die Ergebnisse der neueren Untersuchungen über den Zustand, die richtige Stellung der Statue und über die Zugehörigkeit eines leider verloren gegangenen Stückes der Basis, das die Künstlerinschrift trug, mitgetheilt hat, woraus sich ergab, daß dieses Basisstück schon bei Verfertigung der Statue angestückt worden sein muß, stellt er den Grundsatz auf, daß nach diesem Ergebniß die Statue nicht mit einer zweiten Figur, etwa Ares, zu einer Gruppe vereinigt gewesen sein könne. Er tritt vielmehr für die Zugehörigkeit des mitgefundenen Fragments einer Hand ein, die einen Apfel hält, und deutet die Statue mit Beiziehung zweier Münzen der Stadt Magnesia, die laut Inschrift die Aphrodite „Melia" mit Apfel und Scepter zeigen, als Localgottheit der Melier, deren Wappenfrucht der Apfel war. Die Rechte soll ein Scepter gehalten haben, was bei der Richtung des rechten Armstumpfs ohne unschöne Durchschneidung der schönen Körperformen kaum denkbar ist. Ein Fehler des eigenen Ergänzungsversuches des Verfassers ist, daß er die Zugehörigkeit des Basisfragments zugiebt und doch das in demselben vorhandene Einsatzloch gar nicht berücksichtigt. In demselben muß doch irgend etwas befestigt gewesen sein, entweder eine der mitgefundenen Säulen mit Hermes- bez. Bakchoskopf, oder ein Eros, der die Hände zur Göttin emporhält, wie auf den erwähnten Münzen. Letzteres dürfte um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben, als nach der Angabe eines Fundberichts auch ein Torso eines Kindes aufgefunden sein soll (S. 24). Eine endgültige Lösung ist also auch in vorliegender Schrift nicht erzielt, dagegen ist es ihr Verdienst, die Statue als Darstellung der Landesgöttin der „Apfelinsel" Melos erwiesen und somit richtig gedeutet zu haben. Die Beigabe einer Abbildung der hierfür wichtigen Münzen wäre sehr erwünscht gewesen. Auch wer mit der umfassenden Literatur über die Statue nicht näher bekannt ist, wird sich aus dem gewandt geschriebenen Schriftchen leicht darüber orientiren. P. W.

Die Aquarell-Malerei. Bemerkungen über die Technik derselben in ihrer Anwendung auf die Landschafts-Malerei. Mit einer Abhandlung über Ton und Farbe in ihrer theoretischen Bedeutung und in ihrer Anwendung auf Malerei. Von Max Schmidt. Sechste vermehrte Auflage. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Einen ausübenden Künstler von der Bedeutung des Königsberger Landschafters Max Schmidt über die Technik seiner Kunst reden zu hören, hat stets seinen besonderen Reiz, und der Umstand, daß das vorliegende Büchlein bereits in sechster Auflage erscheint, beweist das Interesse, mit welchem es aufgenommen worden ist. Ueber seinen Inhalt giebt der Titel erschöpfende Auskunft; es will in der schwierigen, aber so äußerst dankbaren Technik der Landschaftsmalerei mit Wasserfarben ein von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehender Führer sein, dessen Rathschläge aber stets das praktische Interesse des ausübenden Künstlers im Auge haben. Die angehängte Abhandlung beweist, daß der Verfasser sich auch über die wissenschaftlichen Grundlagen seiner Kunst klare Rechenschaft gegeben hat. M. S.

Carl Screta. (1610—1674). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVII. Jahrhunderts von Dr. Gustav E. Pazaurek. Prag, F. Ehrlichs Buch- und Kunsthandlung.

Eine sehr fleißige und sorgfältige Arbeit, in welcher die Lebensumstände des Prager Malers Carl Screta, des einzigen böhmischen Künstlers im 17. Jahrhundert, der auf einige Bedeutung Anspruch hat, zum ersten Mal genau festgestellt und documentarisch belegt werden. Wenn der künstlerische Werth der Leistungen Scretas auch nicht im Geringsten den übertriebenen Lobeserhebungen entspricht, mit welchen der Nationalstolz der Böhmen ihn stets belegt hat, so hebt ihn die gute Schulung, welche er durch das Studium der italienischen Eklektiker und der gleichzeitigen großen Niederländer erfahren hatte, doch so weit über das geringe Durchschnittsmaß der

malerischen Fähigkeiten seiner Zeit- und Landesgenossen, daß er diese eingehende Behandlung wohl verdient. Der Verfasser hat sie mit solcher Unparteilichkeit und kritischer Schärfe durchgeführt, daß wir den von ihm verheißenen weiteren Beiträgen zur böhmischen Kunstgeschichte mit besten Erwartungen entgegensehen können.
M. S.

Peter von Cornelius und der Campo santo in Berlin. Von H. Pfundheller, Prediger an St. Jacobi zu Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung.

Die kleine Schrift giebt eine kurze Darstellung der Thätigkeit Cornelius' in Berlin und erläutert seine Cartons zu den Fresken im Camposanto. Zum Schlusse plaidirt der Verfasser mit Wärme dafür, daß bei der augenscheinlich bald bevorstehenden Lösung der Dombaufrage auch für die — wenigstens theilweise — Ausführung dieser großartigen Entwürfe endlich Sorge getragen werde.
M. S.

Bibliographische Notizen.

Faust, der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theiles des Goethe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Vierte Auflage. Tübingen, H. Laupp.

Dieses an Geist und launiger Satire, aber auch an Anmuth und poetischer Kraft reiche Werkchen hat schon eine längere Geschichte. Der berühmte Aesthetiker Fr. Vischer — denn er ist es, der sich unter den burlesken Pseudonymen birgt — ließ es schon 1862 zum ersten Male erscheinen und gab dann 1886 als eine seiner letzten Arbeiten die zweite, bedeutend umgearbeitete und vermehrte Auflage heraus, welcher bei dem regen Interesse, welches in unseren Tagen der Goethe- und namentlich der Faustliteratur entgegen gebracht wird, sehr schnell bereits zwei neue unveränderte Abdrücke gefolgt sind.

Die erste Fassung des Werkchens war ausschließlich parodistisch und satirisch, in mancher Beziehung vergleichbar dem „Trojanischen Krieg" von E. Dohm und anderen burlesken Werken der ersten sechsziger Jahre. In übermüthiger Laune richtete Vischer die Pfeile seiner Satire theils gegen manche ihm wenig zusagende Partieen aus dem zweiten Theil der Goetheschen Faustdichtung selbst, theils gegen manche pedantischen Erklärer oder Zerklärer derselben. Beide Richtungen der Satire sind höchst ergötzlich verbunden in der Erfindung welche den Grundfaden der Handlung bildet, daß nämlich Faust, welchem ja am Schlusse des zweiten Theiles die „seligen Knaben" zusingen:

„Dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren,"

im Jenseits, um eine ihm noch nothwendige Läuterung zu bestehen, das „muntere Gewimmel" dieser seligen Knaben als Präceptor zu unterrichten hat; und zwar soll er ihnen eben den zweiten Theil des Goethe'schen Faust selbst erklären. Die disciplinarischen Schwierigkeiten, auf welche er bei Erklärung dieses selbst ihm zu schwierigen Pensums bei der himmlischen Jugend stößt, sowie die weiteren, locker angefügten Theile der Handlung — an welcher außer dem mit Faust jetzt ehelich verbundenen Gretchen und dem Schwager Valentin unter anderen auch die geheimnißvollen „Mütter", die in prachtvollen Trimetern redende Helena mit Euphorion, sowie die patres der letzten Faustscene und natürlich Mephistopheles mitwirken — können nicht in Kürze analysirt werden. Nur das sei als für die Stimmung der ersten sechsziger Jahre charakteristisch hervorgehoben, daß der zweite Act schon in dieser ersten Ausgabe eine stark politische Spitze hatte, indem Napoleon III. und die deutsche Kleinstaaterei in wahrhaft aristophanischer Weise angegriffen wurden.

Die 26 Jahre später erschienene zweite Ausgabe des Werkchens zeigte, daß Vischer dieses Kind seiner Laune lieb genug behalten hatte, um es den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend noch einmal gänzlich umzuarbeiten. Viele Einzelheiten sind verändert; z. B. ist Gretchen — weil diese Gestalt dem Aesthetiker jetzt zur Travestie zu hoch zu stehen schien — durch ihre Freundin aus der Brunnenscene, das klatschsüchtige „Lieschen", ersetzt; Napoleon III. erscheint als der überwundene Mann von Sedan, und scharfe Polemik gegen den Ultramontanismus ist eingelegt. Namentlich aber hat Vischer zwei Ausartungen der neueren und neuesten Fausterklärer personificirt dargestellt in der Gruppe der „Stoffhuber," welche auch den unbedeutendsten sachlichen Einzelheiten aus der Geschichte der Dichtung mit großer Wichtigthuerei nachspüren, und in der Gruppe der „Sinnhuber," welche

hinter jedem Worte des Faust eine besondere, tiefere Bedeutung wittern. Wie unerbittlich auch der Spott ist, mit dem der geistvolle Aesthetiker beide Extreme verfolgt, so zeigt er doch am Schlusse des neu hinzugefügten „Nachspieles," daß er weit entfernt davon ist, ernste und richtig geleitete Bestrebungen nach verständniß-voller Würdigung Goethe's irgendwie herab-setzen zu wollen. Dieser Schluß des Nachspieles, welcher in einem Zwiegespräch des Parodisten Vischer mit dem Dichter Goethe selbst gipfelt, ist durchaus ernst gehalten und erhebt sich zu einer Apotheose der hohen und schöpferischen Elemente der gesammten Goethe'schen Dichtung, wie sie in so schönen Worten und in so formvollendeten Versen kaum jemals sonst ausgesprochen worden ist. dr.

P. K. Rosegger's Ausgew. Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Vollständig in 75 Lieferungen. Wien, A. Hartleben.

Viele werden es mit Freuden begrüßt haben, daß die illustrirte Prachtausgabe Roseggers noch vor dem Weihnachtsfeste mit dem vierten Bande ihren Abschluß erreicht hat. Dieser Band enthält drei Abtheilungen: I. Die Aelpler in ihren Wald- und Dorfgestalten. II. Volksleben in Steiermark. III. Sonderlinge aus dem Volke der Alpen, neue Folge. Die Illustrationen des Bandes entsprechen sowohl an Zahl als an Schönheit durchaus den früheren, von denen „Nord und Süd" im 137. Hefte einige charakteristische Proben gebracht hat.

Uebrigens hat die Verlagshandlung sich entschlossen, diesen programmmäßig in 75 Lieferungen (à 50 Pf.) abgeschlossenen vier Bänden noch eine gleich ausgestattete Ausgabe der neuesten Werke Roseggers in zwei weiteren Bänden folgen zu lassen, welche die Verehrer des talentvollen Dichters jenen älteren gern als Ergänzung anreihen werden. O.

Es war einmal . . . Moderne Märchen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Cie.

In reizendem Gewande eine Anzahl anmuthiger Geschichten, die allerdings zum weitaus größten Theil die Bezeichnung Märchen nicht rechtfertigen. Die bald übermüthig neckischen, bald tieftraurigen Stoffe sind schlicht und selten neu; die Schreibart ist durchweg frisch, flott und herzlich. Ein stark melodramatischer Zug in den meisten dieser Erzählungen erinnert an die Erfolge, die des Verfassers Bühnenwerke bei den „Münchnern" davongetragen haben; beim bloßen Lesen schwächt sich die Wirksamkeit desselben stark ab. S.

Im Verlage von S. Fischer in Berlin ist Ende Januar das erste Heft einer neuen Wochenschrift erschienen, welche sich **Freie Bühne für modernes Leben** betitelt und von Otto Brahm herausgegeben wird. Die Namen der Zeitschrift und des Herausgebers zeigen sie als das Organ der Bestrebungen, welche auch durch die vom Verein „Freie Bühne" veranstalteten Theateraufführung zum Ausdruck gelangen sollen. Diese Bestrebungen werden in einer das Heft eröffnenden programmatischen Einleitung noch einmal ihrem Wesen und ihren Zielen nach zusammengefaßt: „Im Mittelpunkt unserer Bestrebungen soll die Kunst stehen, die neue Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Dasein . . . Der Bannerspruch der neuen Kunst . . . ist das eine Wort: Wahrheit, und Wahrheit, Wahrheit auf jedem Lebenspfade ist es, die auch wir erstreben und fordern. Nicht die objective Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle Wahrheit, welche aus der innersten Ueberzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen: die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat . . . Dem Werdenden gilt unser Streben . . ." Das vorliegende Heft enthält den ersten „Vorgang" einer neuen Bühnendichtung von Gerhart Hauptmann, ferner Beiträge von Ludwig Fulda, Emil Schiff, Paul Schlenther, Hans Olden und einen zum ersten Mal in deutscher Sprache veröffentlichten Aufsatz vom Grafen Leo Tolstoi. Für die folgenden Hefte sind Arbeiten von Th. Fontane, J. Stettenheim, Arno Holz und Johannes Schlaf, Baron A. von Roberts, Georg Brandes, Dostojewsky, Zola u. A. angekündigt. Regelmäßige Theaterberichte wird Otto Brahm erstatten. Paul Schlenther referirt über die Aufführungen der „Freien Bühne".

Zur Erinnerung an die **Lübecker Geibelfeier** hat der Hofphotograph Hermann Schwegerle photographische Aufnahmen in Cabinet- und Visitenkartenformat vom Festplatz im Augenblick der Enthüllung des Denkmals und von dem decorativen Schmuck des Geburts- und des Sterbehauses des Dichters veranstaltet.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1890er. Frische Füllung. 1890er.

Täglicher Versand

Quellen
und deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20} R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41^{8} „
Theresienbrunn	47^{1} „
Neubrunn . .	47^{3} „
Marktbrunn .	34^{5} „
Felsenquelle .	47 „
Kaiser Karls-Qu.	33^{4} „
Kaiserbrunn.	39^{1} „

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen

11,894,000 in 1887,

12,720,000 „ 1888,

und

15,822,000 „ 1889,

Flaschen und Krüge.

"Der jährliche Consum dieses beliebten Wassers liefert den schlagendsten Beweis für das überall bestehende Bedürfniss für ein Tafelwasser von absoluter Reinheit, und es ist befriedigend, dass in beiden Hemisphären, wohin man auch reist, es überall zu finden ist; es ist allgegenwärtig ('ubiquitous'), und sollte eigentlich das 'Kosmopolitische Tafelwasser' genannt werden. 'Quod ab omnibus, quod ubique.'"

BRITISH MEDICAL JOURNAL.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Dreiundfünfzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1890.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

UNIV. OF CALIFORNIA

Dreiundfünfzigster Band.

Mit den Porträts von: Ernst Leyden, Francesco Crispi, Julius Andrássy.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des 53. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1890.

Mit den Portraits von:
Ernst Leyden und Francesco Crispi, radirt von Wilh. Krauskopf in München und Julius Andrássy, radirt von L. Kühn in Nürnberg.

Digitized by Google

Band 53. — Heft 157.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1890.

14. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIII. Band. — April 1890. — Heft 157.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Leyden.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Digitized by Google

Munks Madonna.

Novelle.

Von

Hans Hoffmann.

— Freiburg i. B. —

Auf Schloß Vogelsang bei Stolpenburg in Hinterpommern saß in Ehren und Wohlstand der Baron Henning von Schindelwick, noch jung, seit wenigen Jahren verheirathet. Die Ehe war nach Aussage aller Zeugen die glücklichste; die junge Baronin Wiltrud, geborene Freiin von Damnitz, galt als ein Muster von Sanftmuth, und man sagte scherzend von ihr, sie habe nur den einen Fehler, keinen Fehler zu haben.

Der Baron hatte seine Jugend genossen, wie es einem ritterlichen Manne geziemt; sobald ihn die Pflichten eigenen Hausstandes heimberiefen, ward er unverzüglich das vollendete Bild eines gesetzten Hausvaters und Staatsbürgers. Er wirkte untadelig als Verwalter seiner ererbten und erheiratheten Güter, als Mitglied wohlthätiger und gemeinnütziger Vereine, als Meister edlerer Sitten in der guten Gesellschaft. Standesvorurtheilen unterlag er wenig; er war gleicherweise beliebt unter dem Adel der Umgegend, unter den Offizieren der Garnison und in den bürgerlichen Kreisen, mit denen Geschäfte oder Geselligkeit ihn zusammenführten. Unter seinen Standesgenossen besaß er den festen Ruf eines ungewöhnlich, ja unnatürlich geistreichen Mannes, eines glänzenden und unglaublich unterrichteten Plauderers; in wissenschaftlichen Kreisen wußte man ihm die seltenere Kunst eines liebenswürdigen Zuhörens nachzurühmen. Kurz, ein Mann, der überall auf seinem Posten war und sich mit Anstand auf seinem Posten zu zeigen wußte.

Digitized by Google

begannen in seiner Brust den unbegrabenen friedlosen Seelen gleich gespensterhaft so lange nach ihrem Tode noch heimlich umzugehen.

Baronin Wiltrud, geborene von Damnitz, war nicht allein eine treue Gattin, sondern auch eine liebevolle Tochter. Alle vierzehn Tage fuhr sie in gewissenhafter Stetigkeit auf einen Tag zu Besuch bei ihren Eltern, deren Gut eine Eisenbahnstunde von der nächsten Station entfernt lag. Sie fuhr regelmäßig Sonnabends mit dem Mittagszuge ab und kehrte Sonntag gegen Abend zurück. Der Baron hätte sie jedesmal für sein Leben gern begleitet; zum Unglück traf fast jedesmal ein unvorhergesehenes Ereigniß ein, das ihn im letzten Augenblicke zwang, der schönen Hoffnung zu entsagen und den Mantel wieder auszuziehen. Der Viehhändler erschien plötzlich mit der Behauptung, grade auf diese Stunde bestellt zu sein: ein seltsamer Irrthum; oder die Dreschmaschine zeigte eine Unordnung: da war das Auge des Herrn selber nöthig; oder ein Wölkchen stieg eben drohend am Himmelsrande auf: die Heuernte mußte beschleunigt werden; oder das kostbare Reitpferd zeigte Symptome von Unwohlsein — oder was sonst ein tückischer Kobold mit nimmer müder Erfindungskraft ihm in den Weg zu werfen wußte.

Das Aergerlichste war, daß stets sehr bald nach der Abfahrt der Baronin die Hindernisse sich als nur scheinbare oder flüchtige zu erweisen pflegten. Der Viehhändler hatte es nur auf ein einziges Ferkelchen abgesehen, der Fehler an der Dreschmaschine war nichts als eine Dummheit des Knechtes, das Wölkchen verschwamm hinduftend im reinen Azur, das Pferdchen hub an vor stürmischem Lebensmuth im Stalle zu schnauben und zu tänzeln. Der Baron würde seine Gemahlin ganz gut haben begleiten können, wenn sie nur ein klein wenig hätte warten wollen. Freilich, der Zug wartet ja auch nicht.

In der unthätigen Einsamkeit verfiel der Baron alsbald in eine unbestimmte Schwermuth, darnach in eine Sehnsucht nach Menschen; zuletzt in ein gewisses friedloses Heimweh nach leisen Jugendsünden. Verzweifelnd fuhr er endlich in die Stadt.

Wann er heimkam, erfuhr Niemand, denn er hatte den Ehrgeiz, das Pferd grade diesmal eigenhändig wieder in den Stall zu bringen, um zu zeigen, daß er dergleichen kleine Verrichtungen noch nicht verlernt habe, und übrigens auch aus humaner Rücksicht auf das starke Schlafbedürfniß des Stallknechts. Dieser Letztere hatte jedoch am andern Morgen nicht selten schwere Arbeit mit dem Putzen des Thieres.

An diesen Sonntagen pflegte der Baron bis gegen Mittag in seinen inneren Gemächern zu verweilen; auf dem Hofe verbreitete sich dann mit dunklem Raunen das Gerücht: „Der Herr Baron arbeitet geistig.“ Er bestätigte dasselbe nachher durch ein abgespanntes Aussehen, unsicheres Schreiten und ein häufiges Streichen oder Pressen der Stirn mit der flachen Hand.

Abends, wenn die Baronin heimkam, empfand er dann jedesmal ein erneutes und besonders starkes Bedürfniß, seinem wahrheitsliebenden Herzen durch eine volle Beichte endlich Luft zu machen; allein sie vereitelte das stets: nicht einmal die harmlosesten und heitersten Seitensprünge vom Pfade conventioneller Sitten glaubte sie ihm; sie lächelte sanft und versicherte, so Unwürdiges vermöge sie sich von ihrem Gatten nicht einmal vorzustellen.

Unwürdig — erbärmlich — ehrlos — ein Schwächling — — nein! Das doch nicht. Der Baron ergab sich in Schweigen, und die Gespenster in seinem Busen spukten unbegraben weiter. — —

Es lebten um eben diese Zeit zu Stolpenburg und wirkten an seinem Gymnasium zwei jüngere Lehrer, welche in ihrem außerdienstlichen Lebenswandel von so eigenthümlichen Sitten waren, daß ihr College Munk, der Religionslehrer der Anstalt, sie einst in herber Mißbilligung mit Hophni und Pinehas verglichen hatte: und diese Beinamen, die sie selbst mit lockerer Freudigkeit auf sich nahmen, waren im Volksmunde an ihnen haften geblieben. Es sind das, wie jeder Christ weiß, die beiden Söhne Eli, des Hohenpriesters, welche nicht in des Vaters Wegen wandelten, sondern von denen geschrieben steht: „Sie waren böse Buben, die fragten nicht nach dem Herrn noch nach dem Recht der Priester an das Volk." Der Vergleich war schlagend; auch diese neuen Söhne Eli stammten beide aus ehrbaren Pfarrhäusern; und wenn das Sprichwort sagt:

Pastors Kind und Müllers Vieh
Gedeihen selten oder nie,

so bildeten sie keine Ausnahme von der düsteren Regel; doch wenn es leise tröstend hinzufügt:

Wenn's geräth, wird's gutes Vieh,

so konnte dies auf sie ganz gewißlich keine Anwendung finden.

Sie hatten sich, obgleich untereinander nicht verwandt, zusammengefunden durch eine gemeinsame Tante, die sie um ihrer Wohlhabenheit willen ungemein verehrten und der sie ihre letzten Lebenstage durch ihr scherzhaftes Wesen zu vergolden wußten. Die daraus sich ergebende Erbschaft, die ihnen gemeinsam zufiel, hatte verwunderlicherweise ihr einträchtiges Verhältniß nicht erschüttert, sondern im Gegentheil erst eine dauerhafte Freundschaft begründet: fast der einzige nachweisbare Zug in ihrem Charakter, der ganz zu ihren Gunsten spricht. Ursprünglich hatten sie, und zwar vierzehn Semester hindurch, mit mehr Glanz als Erfolg Medicin studirt; als sie auf dieser Bahn zu keinem Ziele kamen, gaben sie vor, sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt zu haben (woran schließlich ein Fünkchen Wahrheit war, soweit es sich um allerhand experimentelle Schnurrpfeifereien und Kunststückchen handelte), machten schleunigst in dieser Disciplin ein kleines Examen für das höhere Lehrfach, empfingen laut Zeugniß die Lehrbefähigung bis Untertertia einschließlich und hatten

durch dieses Kunstmittel nach einigem Suchen zu Stolpenburg ein pädagogisches Aemtchen erlangt. Merkwürdigerweise erwiesen sie sich in ihren Grenzen als recht brauchbare Lehrer, indem sie mit der beweglichen Schülerschaar besser als mancher gelehrte und sittenstrenge College umzuspringen verstanden.

Desto trübseliger stand es um ihr Privatleben. In der Kette ihrer Laster stach eines besonders hervor, welches der Religionslehrer dahin ausdrückte, daß ihre beiderseitigen Eltern bei der Geburt eines Jeden von ihnen versäumt hätten, das Gelübde zu thun: „Kein Scheermesser soll über sein Haupt kommen. Und soll keinen Wein noch starke Getränke trinken." Jedenfalls, wenn dies Gelübde etwa doch für sie gethan war, so brachen sie es auf eigene Hand in seinem ersten Theile monatlich einmal, in seinem zweiten dreißig bis sechzigmal. Und weil ihr Einkommen trotz der fetten Erbschaft zu solchen Neigungen und ihrer Leistungsfähigkeit doch nicht im glücklichsten Verhältniß stand, so hatten sie die Sitte angenommen, sehr häufige Sonntagsausflüge in die Städtchen und Dörfer der Umgegend zu machen und die dortige Geistlichkeit in so nachdrücklicher Weise zu besuchen, daß im Lande die Rede ging, ein dreimaliger Besuch der Söhne Eli sei einem einmaligen Abbrennen gleich zu achten. Auch das getreu dem Worte der Schrift: „Sie fragten nicht nach dem Herrn noch nach dem Recht der Priester an das Volk." Sie selbst aber pflegten von solcher Brandschatzung heimkehrend in der Redeweise des Collegen Munk zu sagen: „Wir haben Tribut erhoben von den Städten der Ammoniter."

So war ihr Ruf denn nach allen Richtungen der schlechteste und wäre ganz für sie vernichtend gewesen, wenn sie nicht selbst ein Mittel gefunden hätten, dem gerechten Tadel durch eine geschickte Machenschaft ein Schnippchen zu schlagen. Sie erzählten nämlich von Zeit zu Zeit irgend einem züchtigen und glaubensreichen Bürger ein Märchen von einer ganz ausschweifenden Schlechtigkeit, die sie verübt haben wollten, und wenn die Kunde dann wie ein Lauffeuer die Stadt durchbraust und erschüttert hatte, lachten sie alle Welt aus und bewiesen zugleich ihre Unschuld und die Quelle des Gerüchtes. So brachten sie es zu Wege, daß bald Niemand mehr recht wagte, auch an ihre wirkich begangenen Streiche zu glauben, aus Furcht, sich durch eine derartige unvermuthete Aufklärung der Lächerlichkeit ausgesetzt zu sehen.

Auf die Weise machten sie es möglich, sich trotz alledem in ihrer Stellung zu behaupten, an der ihnen übrigens in Wahrheit schon nicht einmal viel gelegen war. Sie hatten nur den sonderbaren Ehrgeiz, ihren Posten nicht freiwillig zu verlassen, als ob sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlten: wurden sie jedoch um außeramtlicher Vorgänge willen von demselben entfernt, so meinten sie ihre Ehre gewahrt zu haben; denn der Uebermacht zu weichen, sei keine Schmach. Auch hatten sie für alle Fälle

Digitized by Google

schon vorgesorgt, sich ein Hinterthürchen zu anderen Berufsarten zu öffnen. So hatten sie sich im Stillen mit ziemlich reichen Vorkenntnissen für die Ausübung des Brauereigewerbes versehen; oder sie dachten daran eine belletristische Zeitschrift zu gründen, oder sich auf das Schankgeschäft, die Kunstkritik, oder den Cigarrenhandel zu verlegen. Ganz neuerlich aber hatten sie begonnen, sich mit der Photographie zu befassen, und diese Kunst ist später wirklich ihr Beruf geworden; ihre Firma gehört heute zu den angesehenen der Reichshauptstadt, aus welchem Grunde es richtig erscheint, ihre bürgerlichen Namen zu verschweigen und sich mit den wohlklingenden und schriftgemäßen Hophni und Pinehas zu begnügen.

Einstweilen betrieben sie damals die neue Kunst, unbeschadet des ernsteren Hintergedankens, mit eben der Possenhaftigkeit, Spielerei und Nichtsnutzigkeit, wie alle anderen Dinge auch. Ihr Hauptspaß war, ihre Mitmenschen aus dem Hinterhalt zu photographiren, wobei sie eine abscheuliche Gewandtheit entwickelten, sie in den ungünstigsten und lächerlichsten Stellungen oder Mienenspielen zu belauern. Das thaten sie theils von ihren Fenstern aus, wo sie einen großen und trefflich arbeitenden Apparat geschickt hinter Vorhängen zu verbergen wußten und lange Stunden täglich schußbereit auf dem Anstand lagen, theils auch auf ambulantem oder peripatetischem Wege, wie sie sich ausdrückten, mittels eines kleinen teuflischen Maschinchens, das unter dem Rocke verborgen durch das Knopfloch seine tückischen Wirkungen übte.

So hatten sie bald eine höchst merkwürdige Sammlung von Stolpenburger Charaktertypen erbeutet. Sie begnügten sich jedoch keineswegs mit solcher Ansammlung von rohem Stoff, sondern pflegten denselben in einem eigenartig satirischen Sinne künstlerisch zu verarbeiten. So setzten sie einmal den stattlichen Oberleib der Frau Gymnasialdirectorin auf die Beine und Hosen des Herrn Directors, den Uebergang mit Geschicklichkeit zurechtschneidend und vermittelnd; das so gewonnene Ganze übertrugen sie auf eine neue Platte, retouchirten es fleißig und brachten solcher Art ein einiges und untheilbares Bildniß zu Stande: Kenner der häuslichen Verhältnisse des Gymnasiums konnten nicht umhin, darin eine Andeutung zu erblicken, daß die Frau Directorin in irdischen Dingen die weitaus größere Willenskraft zu offenbaren pflege. Oder sie hatten einmal den Bürgermeister der Stadt bei einem Schlummerchen erwischt, das ihn nicht selten beim Glase Grog befiel: sie setzten das ehrwürdige Haupt auf die Schultern eines Seydlitz, der bei Roßbach vor dem Angriff die Tabakspfeife in die Luft wirft. Der Bürgermeister wurde von seinem Volke mehr um seines schlafliebenden Charakters als um irgendwelcher persönlichen Tapferkeit willen geschätzt. Einen jungen Husarenoffizier, der ein schneidiger Reiter, aber sonst auch garnichts war, versetzten sie mit einem Gesichtsausdruck hülfloser Verworrenheit, der bei ihm leicht zu erlangen war, zu Pferde mitten in den geweihten Raum der Gymnasialbibliothek. Auch

Gruppen verstanden sie zu componiren: so ließen sie den Schuldiener Eichler, einen energischen und pflichttreuen Menschen, mit dem Rohrstabe auf dem Lehrstuhl sitzen, vor ihm aber auf dem Bänkchen den gelehrten Professor Röper, der mit den Schülern, wie Jeder wußte, nicht fertig zu werden vermochte. Und so fort ins Unendliche. Kurz, sie übten eine Kunst, welche hart an der Grenze des strafgesetzlich noch Unverbotenen hinlief, diejenige des sittlich Schönen aber auf der ganzen Linie überschritt.

Einzig die hübscheren Mädchen und Frauen des Ortes kamen gelinder fort, und in deren Auswahl zeigten sie allerdings einen ebenso sicheren Geschmack wie in ihrer sinnbildlichen Zurichtung nicht selten die feinsten Griffe der Schmeichelei, indem sie die Eine als Jungfrau von Orleans ausstaffirten, die Andere als Aschenbrödel mit dem zierlichen Schuh, die Dritte als Sappho, die Vierte, welche den beispiellosen Ruhm hatte, nicht Clavier zu spielen, als heilige Cäcilie, alle irdischen Instrumente von sich werfend; noch eine Andere ward durch die Begleitung eines Mohren (eines herrschaftlichen Dieners: so etwas gab es in Stolpenburg!) als Desdemona gekennzeichnet, und Eine endlich als Titania neben einem Eselskopf: man versteht, die letzten Beiden waren verheirathet. So wußten sie das weite Gebiet der Sage, Geschichte und Dichtung für ihre wunderlichen Zwecke zu verwerthen.

So waren Hophni und Pinehas.

Daß diese zwei Abenteurer so ziemlich in allen Kneipen der Stadt, deren nicht zu wenige sind, bewandert und gleichsam zu Hause waren, ist fast selbstverständlich; sie fühlten jedoch bisweilen auch den Trieb, sich auf sich selbst zu ernsterer Beschauung zurückzuziehen, und da ihnen hierfür ihre eigene Häuslichkeit als ein sehr ungeeigneter Ort erschien, so hatten sie sich in einem Hinterzimmer eines sonst anständigen Gasthofes ein eigenes Kneipchen eingerichtet und mit Schlägern, Säbeln, zahllosen Trinkgefäßen und einer Auswahl ihrer besten photographischen Aufnahmen genügend bunt und lustig ausgeschmückt. In dieser Klause verbrachten sie selbander geruhsam zechend viele Stunden, indem sie in stiller Gedankenarbeit einander anblickten und schwiegen. Denn ihre Vertraulichkeit war durch das langjährige Beisammenleben eine so große geworden, wie sie vielleicht unter besseren Menschen überhaupt nicht möglich ist; es war längst schon etwas Ueberflüssiges für sie, ihre Gedanken vor einander bis zu Ende auszusprechen oder gar breiter zu begründen und zu entwickeln; vielmehr begnügte sich Jeder von Beiden mit einer flüchtigen Andeutung dessen, was er zu sagen hatte, und der Andere setzte den abgebrochenen Satz entweder stillschweigend oder bei sehr redseliger Stimmung auch in ausdrücklicher Rede fort. Wenn zum Beispiel Hophni einen Blick aus dem Fenster that und anfing: „Heute —", so genügte das vollkommen; Pinehas verstand und fuhr stumm oder hörbar fort: „— ist recht leidliches Wetter, wir können daher unseren Vesperschoppen im Freien trinken," oder so etwas. Ja selbst wenn sie stunden-

lang geschwiegen hatten, wußte Jeder ziemlich genau an welchem Punkte die Gedanken des Anderen in jedem Augenblick gerade angelangt waren.

In diese Art Unterhaltung vertieft, saßen sie am Sonnabend dem 15. October Abends 11 Uhr 30 Minuten einander gegenüber, als sich die Thür aufthat und der Baron Henning von Schindelwick hereintrat; er trug bereits leichte Spuren von innerer Erheiterung im Gesicht.

„Bravo, meine Herren!“ rief er fröhlich, „immer bei der Denkarbeit! Jetzt aber gönnen Sie sich ein Stündchen der Erholung und erzählen Sie mir das Neueste aus dem Reiche des Witzes.“

Er schüttelte ihnen die Hände, setzte sich zu ihnen und ließ sich willig einen umfangreichen Humpen mit Rheinwein füllen. Hophni und Pinehas begannen ohne weitere Umstände zu erzählen, städtische Klatschgeschichten, Dummheiten Anderer und tolle Streiche, die sie selbst im Laufe der letzten Wochen verübt hatten. Der Baron lauschte mit der sehnsuchtsvollen Theilnahme eines Verbannten, der von seinem fernen Vaterlande erzählen hört.

Nachdem die wichtigsten Fälle so erledigt waren, nahm Hophni aus einer großen verschließbaren Mappe, die sie dort stehen hatten, ein ansehnliches Blatt heraus, befestigte es mittels einiger Stiftchen an der Wand und sagte:

„Und nun, Baron, betrachten Sie unser neuestes Werk — Sie sehen, wir sind auf dem Wege zum höchsten Kunststile: Heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten. Was sagen Sie dazu?“

Der Baron stieß in der That einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Sie erkennen hier,“ erklärte Pinehas mit Würde, „in dem weiten Hintergrunde ohne Schwierigkeit die große syrische Wüste. Todmüde hat die reisende Familie Joseph um die Mittagszeit in dieser greulichen Sandöde Rast gemacht; was geschah? Eine reizende Weinlaube ist unverzüglich auf höheren Befehl aus dem starren Boden emporgesproßt. Papa Joseph hält sich natürlich bescheiden außerhalb derselben; vorsichtig lehnt er sich an einen ihrer Seitenpfosten, vielleicht, daß er ihrer photographischen Realität nicht völlig traut; doch darin würde er Unrecht haben. Die jungfräuliche Mutter aber —“

„ — ist im Innern der Laube sogleich in tiefen Schlaf versunken,“ nahm Hophni in gleichem Tone die Erklärung auf, „vor ihr auf dem Tische liegt das Jesuskind, auch von der Schlummernden noch mit ausgestreckten Armen sorglich festgehalten. Das Kindchen selber ist jedoch inzwischen erwacht und guckt halb aufgerichtet mit großen Augen in die Runde; und hast du nicht gesehn, da ist schon ein viertel Dutzend Engel vom Himmel herabgeschwirrt und bemüht sich, den göttlichen Kronprinzen anständig zu unterhalten. Sehen Sie wohl, der Eine spielt mit seinen Händchen, der Zweite zupft ihm die Strümpfe glatt, und der Dritte riskirt es sogar, ihm gemüthlich auf den Speckhals zu klopfen. So etwas dürfte natürlich vor irdischen Augen nicht vorkommen, auch nicht vor denen der Madonna höchstselbst; doch da sie schläft, braucht sich ein Engel nicht zu geniren, denn Joseph

ist natürlich wie wir anderen Sterblichen von Hause aus überhaupt vollkommen engelblind. — Nun, was sagen Sie? Wie finden Sie die Composition? Hübsch, originell, geistreich — nicht? Und Alles Stück für Stück getreu nach der Natur photographirt!"

„Reizend! Ganz reizend!" rief der Baron schnell, „ja, mehr als das — Sie sehen mich wahrhaft verblüfft —"

In seinem Gesicht lag wirklich etwas Verblüfftes, ja, ein Zug von Schrecken und ernstlicher Verwirrung; und er that jetzt einen hastig forschenden, fast scheuen Blick nach den Augen der seltsamen Künstler, doch da hier keine absonderliche Arglist zu entdecken war, so fragte er ein wenig beruhigt und doch noch mit Zeichen einer unterdrückten Aufregung:

„Aber sagen Sie, meine Herren, wie ist das möglich? Woher haben Sie diese Modelle? Ich begreife nicht — ganz und gar nicht — — ich meine vor Allem diese Wüste; wie kommen Sie zu dieser großartigen Wüstenlandschaft?"

„Sehr einfach, Baron, mit der Post kommt man dahin. Man fährt vier Stunden von hier, dann noch ein paar Stündchen zu Fuß und dann hat man's. Nach Afrika oder Asien brauchen Sie sich nicht zu bemühen."

Pinehas nahm ein neues Blatt aus der Mappe und nagelte es an die Wand.

„Sehen Sie," sagte er, „da haben Sie unsern Hintergrund im Naturzustande, noch ohne Staffage. Nicht wahr? Die prachtvollste Wüstenlandschaft von der Welt; kein Baum, kein Strauch, kaum ein ärmlichster Grashalm; aufgethürmte hohe Hügel, mächtig von Formen, groß geschwungen, wild hingeworfen, gezackt und zerfließend, zart und gewaltig, furchtbar und schön. Und von Hügel zu Hügel durch die tiefe Mulde des stummen Thales gelagert der ewige Sand, nichts als Sand, schwerer, gelber Sand und immer nur Sand, über breite Gehänge hingesprengt, zu Kegeln zusammengewirbelt, in langen Wogen hinrollend. Ein wildes Meer von Sand, mitten im Sturmaufruhr urplötzlich erstarrt, nun glühend in mächtigem Sonnenglanz unter dem lastend blauen, wolkenlosen Himmel — so sieht es wirklich aus da hinten in den Dünen! Sie merken, Baron, daß die Natur auch in Hinterpommern Effectstücke vollbringen kann."

„Sie sind wahrhaftig Tausendkünstler!" rief der Baron erstaunt und bewundernd, „so etwas zu entdecken, wovon wir andern Eingebornen keine Ahnung haben!"

„Sie werden sich noch zu weiterem Verwundern rüsten müssen," meinte Hophni gelassen. „Wir gehen jetzt zur Erklärung der Staffage über. Sie wissen, wir sind ehrliche Taschenspieler und keine Spiritisten, wir gönnen dem Publicum gern den Einblick in unsere Technik. — Hier ist zuvörderst noch ein kleiner Seitensprung; es war ein erster Versuch, unsere leere Wüste zu bevölkern."

Der überraschte Beschauer erblickte im Vordergrunde eines dritten

Wüstenbildes einen mächtigen Löwen, welcher auf dem Körper eines Menschen lag, dessen Kopf die wohlgetroffenen Züge Hophnis zeigte. Neben dem Thiere aber stand Pinehas in äußerst wirkungsvoller Stellung, eben im Begriff, dem Ungethüm ein langes Dolchmesser in die Seite zu bohren.

Der Baron brach in ein helles Gelächter aus.

„Köstlich!" rief er, „ganz köstlich! Pinehas, der Löwentödter!"

„Natürlich," sprach dieser mit der ernsthaftesten Miene, „was wollen Sie? In den Hundstagsferien haben wir bekanntlich einen Ausflug in die Sahara gemacht und erlebten dies Abenteuer außer vielen andern. Welcher Stolpenburger Philister darf zu zweifeln wagen vor solchem Beweise?"

„Und wenn nun der Philister fragt," bemerkte der Baron noch immer lachend, „wer von Ihnen beiden die vorliegende Momentaufnahme gemacht hat?"

Hophni maß ihn mit einem überlegenen Blicke.

„Sehen Sie her," sagte er, ein neues Blatt hervorziehend, „wir haben natürlich einen Neger abgerichtet, der uns mit dem Apparat begleiten und unsere bedeutsamsten Thaten auf die Platte werfen mußte. Damit nun die Stolpenburger erkennen, wie es zugegangen, haben wir auf diesem Abzuge den photographirenden Mohren mit auf dem Bilde behalten — sehen Sie, da!"

„Halt," rief Pinehas, „der Baron merkt, daß da irgend etwas nicht in Ordnung ist; dieses dritte Bild erst giebt Ihnen die volle Erklärung des Herganges. Da sehen Sie zu jeder Seite unserer Gruppe einen photographirenden Neger; es ist ganz klar: Jeder von ihnen nimmt außer uns auch seinen Collegen auf, und bei dieser Gegenseitigkeit der Fixirung müssen selbstverständlich auch Beide auf dem Bilde zu sehen sein. Ja, ja, auch die Kunst des Photographen hat ihre Logik."

„Und wo haben Sie diesen ausgezeichnet schönen Löwen aufgestöbert?" fragte der Baron, sich schüttelnd vor Lachen.

„In einer Danziger Menagerie erlegten wir ihn," berichtete Hophni, „doch halten wir uns nicht länger mit Nebendingen und Vorstudien auf. — Also die Wüste haben wir; folgt die Weinlaube mit Inhalt als Vordergrund. Vernehmen Sie ihre Geschichte. Vor etwa vierzehn Tagen kommen wir von einer Studienfahrt zurück, den Apparat auf dem Rücken. Wir haben Durst; doch das ist selbstverständlich, ich meine aber, gemeinen, bürgerlichen Durst; im Garten hinter Köhlers Gasthaus giebt es eine schattige Laube; wir wollen eintreten, und entdecken — das hier."

Ein neues Blatt, das sie hervorlangten, zeigte dieselbe Gruppe wie das zuerst betrachtete, nur ohne den heiligen Joseph, und alle anderen Figuren in sehr profaner Gewandung: die Engel, durchaus flügellos, waren drei kleine Mädchen, die wohl nicht einmal auf Erden den höheren Töchtern zuzurechnen wären, hübsche Dinger allerdings, der Jesusknabe ein munterer Säugling im gewöhnlichen Tragekleidchen; am auffallendsten

unterschied sich das Urbild der früheren Madonna von dieser: ein kokettes Strohhütchen, das Haar in lockeren Fransen darunter hervorquellend, ein luftiges, so elegantes wie modernes Kleid mit einer graziös herausfordernden Schulterschleife, sogar ein Paar reizvoller Halbstiefelchen sichtbar werdend und darüber ein sich andeutendes Stück eines durchbrochenen Strumpfes; das Alles war wirklich nicht von sehr madonnenmäßigem Zuschnitt. Dagegen das liebliche, zarte, mädchenhafte Gesicht der jungen Schläferin war ohne Abzug und Zusatz eben das der Madonna.

„Sehen Sie, so war es," fuhr Pinehas fort, „so fanden wir die Situation: die junge Dame, dilettantische Kinderfreundin wie alle jungen Damen, hat das jüngste Wurm der Frau Wirthin in ihre Obhut genommen, ist jedoch über der ungewohnten Arbeit ein wenig eingenickt; die scheuen Schwestern des Kleinen benutzten die Gelegenheit, sich heranzuschleichen und in lautloser Heiterkeit mit dem zappelnden Dinge zu spielen; so war's, und so haben wir's eingefangen — die Stilisirung der Gewänder hat reichliche Mühe gemacht, doch immer setzten vor das Gelingen die Götter den Schweiß — ein genialer Wurf, nicht wahr? Und doch nichts Wunderbares; denn es ist eine alte Sache: in jeder Straßenrange steckt ein regelrechter Engel mit Flügeln und allem Zubehör, nur oft ein bischen sehr tief drinnen, aber wer den Blick hat und vor Allem den erfüllten Augenblick zu fassen weiß, der spürt es schon aus und holt es herauf, daß dann auch die Kurzsichtigen und Blinden es sehen können. Es giebt zwar auch Leute, die glauben, was ein Engel sein soll, das müßte aus der Luft gegriffen werden; aber das hat nur einen kleinen Haken: herumflattern mögen sie ja wohl da oben, aber greifen lassen sie sich nicht. Und mit den Madonnen ist's gerade so: in jedem Weibe sitzt eine Madonna verborgen, da freilich meist entsetzlich schwer zu finden, aber der verstorbene Rafael fand sie sogar in der unangenehmen Fornarina und wir in der Soubrette einer kleinstädtischen Schmiere. — Was haben Sie, verehrter Baron? Es scheint fast, unsere Sanctissima erweckt Ihnen besondere Gefühle — oder Sie kennen unsere Fornarina?"

Hophni und Pinehas warfen einander einen kurzen Blick der Ueberraschung zu, in welchem ein condensirtes Aha! zu lesen stand.

„Tiens! Tiens!" sagte der Baron, indem er einer Erregung Herr zu werden suchte, die sich dennoch in einer gewissen Hast und dem nervösen Klange seiner Stimme noch geltend machte. „Jetzt kommt mir's! Wußte erst garnicht, wo ich das Persönchen hinbringen sollte. Wer kann alle hübschen Schauspielerinnen gleich wieder so beim Namen fassen? Aber kenne sie, kenne sie, natürlich. Nun entsinne ich mich: bei Wallner habe ich sie gesehen. Valeska — Valeska — Zarnikow, richtig. Ganz kleine Rollen. Erregte seiner Zeit ein gewisses Aufsehen weniger in kunstkritischen als in militärischen Kreisen; viel Reiz, wenig Talent; aber bis auf Stolpenburg zu sinken, das ist hart."

„Sie scheint nicht allzuschwer an ihrem Schicksal zu tragen," bemerkte Pinehas, „Wissen Sie, wie ihr erster Ausspruch lautete, als sie plötzlich erwachte und ihre etwas pflichtvergessene Lebenslage erkannte? ‚Ach Gott,' rief sie, ‚wie ungeschickt von mir! Ich habe Kinder so gern; und nun schlafe ich hier ein. Aber das macht, wir haben vorige Nacht ein bischen viel gekneipt.'"

„Wir auch," konnten wir wahrheitsgetreu erwidern, und damit war die gegenseitige Vorstellung vollbracht und eine sichere Basis der Freundschaft gegeben. War das nicht reizend?"

„Echt!" sagte der Baron heftig lachend.

„Natürlich haben wir die neue Bekanntschaft eifrig gepflegt," fuhr Hophni fort, „nicht am wenigsten, um unsere Stolpenburger Gönner zu ärgern. Denken Sie doch, zwei Lehrer ihres hochehrbaren Gymnasiums verkehren und zeigen sich auf öffentlicher Promenade mit einer lästerlich hübschen Schauspielerin; welcher Skandal! Uebrigens läßt sich in Wahrheit nicht leicht etwas Ehrbareres ausdenken als unsere Freundschaft mit Fräulein Valeska: beschämend ehrbar, muß ich sagen."

„Gebührt das Verdienst der Dame oder Ihnen?" fragte der Baron mit einem etwas lauernden Lächeln.

„Zur Beantwortung dieser berechtigten Frage," entgegnete Pinehas, „diene folgende Thatsache: Die sichersten Zeugen für den Ruf einer Dame sind allerorten die Aristokratie und das Militär; die himmlischen Heerschaaren aber jubiliren dann, wenn die irdischen trauern. Die Thatsache nun ist, daß seit dem ersten Auftreten unserer Freundin am hiesigen Platze das gesammte Offiziercorps in Linie, Reserve und Landwehr, besonders auch soweit es unverehelicht ist, in die tiefste Bestürzung, Trauer, Verzweiflung versetzt wurde. Was bedürfen wir weiter Zeugniß?"

In den aufmerksamen Blicken des Barons zeigte sich der schnell unterdrückte Ausdruck einer innern Befriedigung. Dann vertiefte er sich nachdrücklich in die Betrachtung des Madonnenbildes; doch blieb seinen stark gespannten Zügen ein unruhiges und aufgeregtes Nachdenken anzusehen.

Hophni und Pinehas wechselten ein zweites stummes: Aha!

Endlich nach längerem Schweigen und Sinnen begann der Baron in einem bemüht nachlässigen Ton, ohne den Blick von dem Blatte zu erheben:

„Man sollte aufhören, von jeder Schauspielerin gleich Besonderes zu denken oder doch Zweifel zu hegen. Die meisten von ihnen sind zehnmal reiner, als der Ruf ihres Standes. — Der Ausdruck dieser schlummernden Züge zum Beispiel scheint mir die feinste Bürgschaft für den Charakter der Dame zu geben: in diesem lieblichen Kopfe liegt Frauensinn und geahnte Mütterlichkeit — wissen Sie was? Einer von Ihnen sollte sie heirathen; er würde nicht mit ihr betrogen sein."

Hophni und Pinehas lachten laut.

Digitized by Google

„Wir hätten sogar alle Aussicht, von ihr genommen zu werden," versicherte Dieser. „Wissen Sie, was sie gesagt hat? Prediger und Lehrer seien ihr furchtbar interessant. Sehr begreiflich allerdings: die interessantesten sind uns allemal die Menschen, die wir am wenigsten kennen. Aus diesem Grunde fand Fräulein Valeska sogar sich selber hochinteressant — in der Verkleidung als Madonna. Sie betrachtete sich lange verwundert und entzückt, als wir das fertige Bild ihr vorlegten, und brach zuletzt in den seltsamen Klageruf aus: „O Gott, wenn ich noch so wäre!" Aber wahrhaftig, das kam so treuherzig heraus wie bei einem Kinde, es war ordentlich rührend, und ich behaupte, eine wirkliche Thräne schimmerte in ihrem großen Auge — und das soll keine gute Schauspielerin sein?"

„Nein!" rief der Baron sehr lebhaft, sich dann erst mit sichtlicher Absicht zur Ruhe zwingend, „aber Sie sind schlechte Kritiker, die nicht Natur und Kunst zu sondern wissen. Glauben Sie mir, dieser Ausruf war so naturecht wie der andere, daß sie ein bischen viel gekneipt habe — ich entnehme das Vertrauen einzig der beredten Aussage dieses Bildes."

„Wahrhaftig — einzig?" fragte Hophni mit einem unmerklichen Lächeln, „nun ja, das Bild scheint allerdings eine starke natürliche Anlage zur Tugend und Madonnenhaftigkeit zu verrathen, keineswegs aber, wieweit diese Anlage auch praktisch entwickelt ist. Wollen Sie sich übrigens gefälligst erinnern, daß wir lange vor Ihnen für den Ruf unserer Dame Stimmung machten. Und selbst bei anderer Sachlage — Sie werden uns nicht für Moralprediger halten. Allein wir sagten schon, wir nennen Valeska unsere Freundin, und das im süßesten, in schwärmerischem Sinne; wie sollten wir nun so thöricht sein, den Duft dieses holden Namens mit dem grundprosaischen Titel Ehefrau zu vertauschen und unseren zart hinschwebenden Gefühlen in dem Sumpfboden der Ehe ein unwürdiges Grab zu graben? Die alte Garde liebt, doch sie verliebt sich nicht."

„Ein reinlicher Grundsatz," lachte der Baron, „eines antiken Philosophen würdig. Nur eines wundert mich, daß Sie sich die Gelegenheit entgehen lassen, so Bürgerschaft als Gymnasium in eine wahrhaft lebensgefährliche Aufregung zu versetzen: stellen Sie sich das verklärte Antlitz Ihres Herrn Directors vor, wenn Sie ihm eine Komödiantin in den unbefleckten Kreis seines Collegiums einführten! — Nun, ich sehe, Sie wollen nicht; man soll Niemanden zu seinem Glücke zwingen. — Dafür dürfen Sie mir eine andere Bitte nicht versagen: schenken Sie mir einen Abzug dieses Bildes. Denn ich weiß ja, käuflich sind Ihre Werke nicht zu haben; sonst säßen Sie vielleicht schon längst im Schooße der Millionen."

„Wenn wir das Recht der Vernichtung unserer Platten verkauften, ganz gewiß," versicherte Pinehas, „Ihr Wunsch aber ist uns natürlich Befehl. Sie können den vorliegenden Abzug gleich behalten. Sie scheinen Freude an dem Gegenstande zu haben," fügte er mit einem eigenthümlichen Blinzeln hinzu.

„Ein Kunstwerk! Ein volles Kunstwerk!" bestätigte der Baron sehr eifrig, „und dabei doch der kecke Reiz des unmittelbaren Lebens! Es ist einzig. Ja, der Wahrheit die Ehre, ich leugne es nicht: wenn ich noch ledig wäre und ich sähe mich selbst als heiligen Joseph mit dieser Madonna so auf einem Bilde vereinigt, es würde mich eine eigenthümlich warme Empfindung durchströmen — fürchte ich — fürchte ich. Man könnte diesen Joseph wahrhaftig um seine Stelle beneiden. Uebrigens gleichfalls ein vorzügliches Modell; Sie sind und bleiben Tausendkünstler. Wo haben Sie das wieder aufgefischt? Wirklich, wie geschaffen für seine Rolle: kein schönes Gesicht, gewiß nicht; ziemlich grob geschnittene Züge vielmehr, doch sehr eigenthümlich im Ausdruck — wie soll man sagen? Treuherzig und doch nicht einfältig, unglaublich ehrlich, klug zugleich und rein. Und wie picant das schneeweiße Haar über dem männlich jungen Gesicht: ich muß bekennen, ein äußerst merkwürdiges Gesicht. Man möchte ordentlich Respect haben vor solchem Heiligen."

„Vielleicht darf man sogar vor dem lebenden Urbilde einen gewissen Respect haben, wenn man nicht zufällig Hophni oder Pinehas heißt. Jedenfalls ist es keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß selbst seine eigenen Schüler veritabeln Respect vor ihm haben; und das will mehr sagen, als Sie wahrscheinlich ahnen, Herr Baron. Ich wundere mich nur, daß Sie ihn nicht kennen; als Mitglied des hohen Curatorii unserer Anstalt wären Sie eigentlich fast zu dieser Kenntniß verpflichtet. Es ist unser Religionslehrer, Nathanael Munk; er wohnt unserm Fenster gerade gegenüber; so haben wir ihn auf die denkbar bequemste Weise aufgegriffen und in diesen angenehmen Käfig versetzt. Und übrigens ist nachzutragen, daß wir vielleicht erst durch den Gedanken an ihn auf unsere Composition gekommen sind; er ist nämlich ein schwärmerischer Madonnenanbeter; er besitzt eine ganz hübsche Kupferstichsammlung —"

„Wie, ein Kunstkenner?" rief der Baron. „Das ist ein Naturwunder. Ein Kunstkenner in Hinterpommern!"

„Nichts weniger als das," entgegnete Pinehas, „denn er denkt in Mußestunden über die Kunst, ein sicheres Zeichen, daß er nichts davon versteht."

„Dann also ein Kryptokatholik?"

„Auch das nicht. Sein Madonnencultus ist sehr menschlicher, ich möchte sagen, heidnischer Natur, wenn das bei unserm frommen Nathanael Munk im Geringsten erlaubt wäre. Es ist eine Art platonischer Vielweiberei; ein Surrogat für das, was anderen Menschenkindern die Liebe ist. Denn er ist im Uebrigen entschlossener Junggeselle, freilich nicht aus Weisheit und Grundsatz wie wir, sondern aus bitterer Thorheit, da doch sein innerstes Herz nichts in der Welt so heiß ersehnt, wie die Freuden des christlichen Ehestandes. Doch weil er nicht eben schön ist, hält er sich für häßlich und darum auch für schlechthin unfähig, einem Mädchen zu gefallen.

Auch sein vorzeitig ergrautes Haar bestärkt ihn in dieser Meinung; er betrachtet sich als einen Jubelgreis, während er die Mitte der Dreißig noch nicht erreicht hat. Sie sehen, der wunderliche Heilige, wie er im Buche steht."

„Er hat also nie ein weibliches Wesen kennen gelernt, das ihn vom Gegentheil zu überzeugen wußte?" fragte der Baron.

„Er kennt überhaupt kein weibliches Wesen," sagte Hophni, „Beweis dessen: er hält sie alle in Bausch und Bogen für eingeborne Engel und Heiligenbilder."

„Ich hörte vor Kurzem," bemerkte der Baron ein wenig spöttisch, „zwei grimmige Skeptiker so ziemlich denselben holden Glauben bekennen. In jedem Weibe steckt eine Madonna, behauptete Jemand."

„Oho, Verehrtester," rief Pinehas laut, „machen Sie gefälligst keine Kartenkunststücke! Ein Anderes ist es, in einer Gans eine Göttin sehen, wie es ein Optimist und ein Verliebter thut, und ein Anderes, den Tropfen Götterblutes, der auch in jedem Gänschen fließt, zum Kunstgebrauch herauszuzapfen wissen, wie das wir gottbegnadeten Künstler leisten. Munk aber geht sogar noch um Vieles weiter in der Verblendung: er hält seine eigenen Schüler von Hause aus für unschuldsfromme Lämmerseelen, für lauter ausgepichte junge Heilige und pflegt uns mit ernsten Worten zu strafen, wenn wir sie im allerbesten Falle für lauter junge Affen erklären."

„Da scheint mir freilich seiner Art," meinte der Baron, „nur jener denkfaule Idealismus zu Grunde zu liegen, der sich nicht erst die Mühe giebt, die Menschen zu kennen — wie aber will ein Solcher Menschen erziehen? Mir scheint, er muß nothwendig ein spottschlechter Lehrer sein. Ich möchte wohl einmal sehen, wie die munteren Jungen mit dem umspringen, der sie unbesehen für fleckenlose Englein hält und den sie gar nicht erst zu betrügen brauchen, weil er dies freiwillig schon selbst besorgt."

„Ja, sehen Sie, Baron," sagte Pinehas trocken, „das ist eben ganz unsere Meinung auch, ganz unsere Weisheit. Das Nichtswürdige ist bloß, daß diese unsere schöne, klare, festgefugte Theorie von der brutalen Praxis rücksichtslos auf den Sand gesetzt wird. Es ist leider eine traurige Thatsache, daß Munk besonders im Punkt der Disciplin der glücklichste Lehrer unserer Anstalt ist; kein Neid der Collegen wagt ihm das zu bestreiten. Nie ist während seines Unterrichts ein ernstes Vergehen gegen die Schulzucht vorgekommen; Ungehorsam, Trotz oder gar Widersetzlichkeit, ja selbst der sonst so beliebte Kleinbetrug sind fast unbekannte Dinge. Für keinen Lehrer auch wird so redlich gearbeitet wie für ihn. Kurzum, seine Macht über die wüste Rotte ist unbeschränkt; die hoffnungslosesten Rüpel werden unter seinen Augen zu Musterknaben: es ist, als wenn da hundert unentdeckte Tugenden in ihnen plötzlich zum Licht empordrängten, wie die Spargel im Mistbeet. Und das Merkwürdigste: er bringt das alles zu Wege ohne die geringste Strafe, ja ohne Scheltwort, selbst tadelnde Zeugnisse kennt er nicht; wo wir urtheilen: ‚Unter aller Kanone', da schreibt

er: ‚Ziemlich gut‘. Es ist eigentlich eine unerlaubte Methode; und läßt sich Einer verleiten, sie nachzuahmen, so stürzt er in den Abgrund; die Jungen lachen ihn aus und tanzen auf Tischen und Bänken.“

„Da wird man schließlich an Wunder glauben müssen, um so mehr als er ein Schriftgelehrter ist,“ rief der Baron.“

„Ja, es hilft nichts,“ sagte Hophni achselzuckend, „es gehen wirklich Zeichen und Wunder von ihm aus; man wird sich an diesen Uebelstand gewöhnen müssen. Vernehmen Sie ein abenteuerliches Exempel. Kennen Sie Frau Duhr, die alte Waschfrau? Ohne Zweifel nicht. ‚Du siehst geschäftig bei den Linnen‘ u. s. w. Besondere Kennzeichen: keine; denn sie gleicht allen anderen Waschfrauen darin vollkommen, daß sie es nie übers Herz bringen kann, ihren Clienten von einem Dutzend Hemden mehr als elf Stück zurückzugeben, außer wenn eine ordnungswüthige Hausfrau ihr das kleine Andenken mißgönnt. Was aber geschieht der Aermsten mit unserem Nathanael Munk? Eines Tages erscheint sie in großer Verlegenheit bei dessen Zimmerwirthin und liefert ihr aus freien Stücken das zwölfte Hemde aus, das in Gedanken bei ihr liegen geblieben sei. Die Wirthin, eine weise und tapfere Frau, wittert erst recht Unrath bei einer so naturvergessenen Ehrlichkeit und nimmt die verdächtige Person in ein scharfes Kreuzverhör, bis die in den bekennenden Jammerruf ausbricht: ‚Ja, wer kann denn so'n neugeborenes Kind was nehmen? Wenn das Einen so ankiekt mit seine unschuldige Augen, das ist ja wohl beinah, als wenn uns' Herrgott selbst das sieht.‘ So läuft sie heulend ab, und Munks Wäsche ist vollzählig geblieben bis auf den heutigen Tag. Ein andermal hat ihm ein Bettler einen silbernen Leuchter gestohlen und gleich darauf freiwillig zurückgebracht mit der denkwürdigen Begründung, er sei ihm im Hutfutter hängen geblieben. Und solcher stadtkundiger Geschichten giebt es viele.“

„Sehr merkwürdig,“ sagte der Baron nachdenklich, „doch wohl zu begreifen: das unbedingte Vertrauen hat eine still beschämende Kraft. Und Sie meinen, daß seine pädagogischen Erfolge auf diesem selben Grunde ruhen?“

„Zu einem Theile, ja,“ erklärte Pinehas, „und das geht ungefähr so zu: er kommt also zutraulich wie ein junger Hund auf die sündige Rotte zugesprungen und seine munteren Augen scheinen Jedem einzeln zuzurufen: Du bist ein reiner, treuer, grundehrlicher, edler, engelguter Junge! Das glaubt ihm natürlich Jeder gern von sich in aller Treuherzigkeit, und weil er es glaubt, bemüht er sich in der That mit unbewußtem Drange, auch wirklich ein bischen so zu sein, so gut es geht — vielleicht auch vorläufig nur zu scheinen.“

„Heißt das aber nicht Scheinheilige und Heuchler erziehen?“ warf der Baron mit einem etwas salbungsvollen Ton dazwischen.

Pinehas kniff ein wenig die Augen ein und erwiderte gelassen:

„Was wollen Sie? Die Heuchelei ist eben die wahre Mutter der Tugend. Wer wenig heuchelt, wie Hophni und Pinehas, der ist wahrhaftig auch der Tugendhafteste nicht. Bei aller Erziehung der Kinder und der Menschheit kommt es zuletzt doch einzig darauf an, die Gewissen kitzlich zu machen; ist das im Gange, so reden wir uns vor, wir seien so ungefähr der Art, wie dies frisch geschliffene Gewissen uns haben will; diesen Schwindel können wir aber nicht lange aufrecht erhalten, weder vor uns selbst noch gar vor Anderen, wenn wir nicht wirklich mehr und mehr so werden. So gewöhnt man sich langsam die Tugend an, und Mancher ist am Ende, was er am Anfang scheinen wollte. Das ist Freund Munks Methode, erster Theil: je unbewußter, desto consequenter. In diesem Sinne gleicht er dem Propheten, der künftige Dinge dadurch schafft, daß er im Geiste sie als fertig voraussah und verkündete. Oder auch dem Künstler, der im schwachen Keim die volle Blume sieht und durch sein Sehen selbst sie schafft. Seine gläubigen Augen erschaffen in den struppigen Seelen das Gute, das er vorahnend in ihnen sieht."

Der Baron machte ganz verwunderte Augen. „Hophni und Pinehas," sagte er langsam, „ich fange an zu glauben, Sie könnten um Einiges besser sein als Ihr Ruf, wenn Sie wollten."

„Das heißt, wenn wir Anlage zum Heucheln hätten," bemerkte Hophni trocken. „Wir kommen nun zu seiner Methode zweitem Theil. Sein Glaube hat natürlich gewisse Grenzen, denn schlechthin blödsinnig ist Nathanael nicht. Die Gemeinheit und Verlogenheit tritt ihm denn doch einmal so plump entgegen, daß er sie sich beim besten Willen nicht mehr leugnen kann. Dann sieht er dies Böse, dies Unreine mit großen, verwunderten Augen an wie etwas Fremdes, Unbegreifliches, und er wendet sich still davon ab als von einer Sache, zu der er keine Beziehung findet, die er nicht versteht. Er bekämpft es nicht, er lehnt es ab, er schweigt es todt. Diejenigen, die sich so von ihm ertappen ließen, haben für ihn aufgehört zu leben. Er straft sie nicht, er verleugnet sie. Er vermag es nicht über sich, mit den Sündern noch eine persönliche Gemeinschaft zu pflegen. Es ist eine Art von Verlegenheit, die er solchem Unreinen gegenüber zu empfinden scheint, er weiß nicht mehr mit ihm umzugehen, da er ihm nicht mehr vertrauend ins Auge blicken kann; seiner frohen Sicherheit ist hier der Boden unter den Füßen weggezogen. Er scheut sich vor ihm wie vor einem fremdartigen Geschöpfe, dessen Denken und Fühlen von dem seinen so verschieden ist, daß es keine gegenseitige Mittheilung ermöglicht. Sieht er sich doch genöthigt, zu ihm zu sprechen, so thut er es mit abgewandten Augen und allen Ernstes erröthend. Die so gezeichneten Schüler bleiben im Winkel straflos sitzen und werden von ihm nicht mehr beunruhigt weder durch Fragen noch durch Forderungen. Sie sind moralisch hingerichtet."

„Aber das ist grausam!" rief der Baron lebhaft. „Das ist auch

ungerecht und unchristlich; unser Herr Christus richtete die Sünder auf, und dieser stößt sie von sich."

„Es ist noch schlimmer als das alles," nickte Pinehas ruhig, „es ist einfach dumm. Es ist psychologischer Unsinn. Als ob es von Hause aus gute und schlechte Menschen gäbe, Engel und Teufel. Als ob der gesunde Baum nicht hundert kranke und faule Früchte trüge; als ob der kränkste Stamm nicht gesunden könnte. Er ist ein Schwärmer und ein Narr. Doch siehe da, diese eine ungeheure Dummheit ist's, die dem Manne die Seelen unterwirft, sie zum Zittern zwingt, zur Besserung und — zur Liebe. Keine Strafe wird je so gefürchtet, wie jener unausgesprochene Bannstrahl; kein Lob oder Lohn vergleicht sich an Macht dem stolz treuherzigen Blick dieser glaubensvollen Augen. So groß ist die Gewalt des Unsinns auf unserm armen Planeten."

Der Baron blickte sinnend vor sich hin.

„Ich habe wohl Aehnliches schon kennen gelernt," sagte er nach einer Pause ein wenig zögernd, „doch nur bei Frauen, und nicht von gleicher Wirkung: es zwingt nicht zur Liebe und zur Besserung, sondern zum Achselzucken, zum Trotzen, zur Lüge."

„Das mag wohl davon kommen," warf Hophni hin, „daß man dieselbe Gesinnung haben kann aus Hochmuth, Beschränktheit und Froschnatur, oder aber aus Reinlichkeit. Die letztere Art ist Munks."

„Und doch ist's bei Frauen erklärlich, die das Leben nicht kennen," fuhr der Baron fort, ohne der Zwischenrede zu achten, „wie aber kann die Schwärmerei sich behaupten bei einem Manne, der mit täglicher Erfahrung mitten im Leben steht?"

„Das mag wohl ebenso zu Stande kommen," meinte Pinehas, „wie er und zahllose andere Leute es machen, die aller neuen Wissenschaft ein furchtloses Ohr leihen und dennoch fest am strengen Christenglauben hangen. Ganz einfach: sie halten ihren Geist als ein offenes Land mit freien Wegen und Stegen, darin sie alle fremden Gedanken als willkommene Gäste sich munter tummeln lassen; mitten drinnen aber steht eine Festung, die Keiner betreten darf, der nicht nach Landesart uniformirt ist; diese Fesung ist ihnen ihr Glaube; auch sie ist bevölkert mit schönen Gedanken, aber sie tragen alle Uniform, und wer sich in Civil auf der Straße betreten läßt, wird als Spion erschossen. — So wird auch Munk seine Festung haben, in der er sicher wohnt vor allen feindlichen Gedanken und Erfahrungen."

„Wenn es nun aber geschähe," sagte der Baron, „daß einmal eine gewaltige Mine spränge und eine Bresche in den Wall seiner Festung legte?"

„Dann wäre sie eben verloren," antwortete Hophni, „und höchst wahrscheinlich der Herr der Festung auch. Gott schütze ihn vor so einer überwältigenden Erfahrung, die ihm den Glauben an die ganze Reinheit der Reinen in die Luft sprengte. Kein Zweifel, der ganze Kerl würde aus den Fugen gehen und nicht mehr zu gebrauchen sein. Er ist ein Nacht-

wandler; wird er aufgeweckt, so bricht er das Genick. Mit Engeln versteht er umzugehen, mit sündigen Menschen aber nicht. Die Schüler zumal werden ihn nicht mehr fürchten und nicht mehr lieben, sondern ihm wie manchem anderen armen Wicht vergnüglich auf der Nase herumspielen. Für diesen wunderlichen Gesellen ist's nicht anders:

Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod."

Der Baron versenkte sich mit erneuter Theilnahme in das merkwürdige Madonnenbild.

„In der That," bemerkte er, „es liegt in den Augen dieses Joseph etwas, davor man sich fürchten könnte wie vor einer unbekannten schlummernden Naturgewalt. — Aber sagen Sie, welchen Eindruck hat auf ihn dies Bild gemacht?"

„Gar keinen," erwiderte Pinehas, „denn er hat es nicht gesehen."

„Was Sie sagen!" rief der Baron verwundert. „Aber warum zeigten Sie es ihm denn nicht? Ich dächte, seine Ueberraschung müßte Ihr Hauptvergnügen an dem ganzen Spaße sein."

„Das sollte es auch; allein wir wagen es nicht," bekannte Hophni beinahe kleinlaut, „er könnte so etwas wie eine Lästerung darin erblicken. Sein armes Selbst auf frech photographischem Wege zum thätigen Mitgliede der heiligen Familie befördert zu sehen, das wird er nicht vertragen. Und in solchen Fällen kann er unangenehme Augen machen."

„Ei, ei!" lachte der Baron, „Hophni und Pinehas in ihren kühnsten Launen von furchtsamem Zartsinn gebändigt, das ist keine alltägliche Naturerscheinung. Aber hören Sie — der Mann muß dies Kunstwerk kennen lernen, ganz unbedingt; es wäre sündhaft, es ihm vorzuenthalten. Ich meine aber auch, da er gewissermaßen doch ein Heiliger ist, wird es ihn garnicht wundern, sich als solcher photographisch erkannt und festgehalten zu sehen. Thun Sie's mir zu Liebe, ich habe meine besonderen Gedanken dabei. Ich wiederhole, es muß ein eigenes — wie soll ich sagen? molliges, bestrickendes, durchwärmendes Gefühl sein, so unvorbereitet den Joseph dieser Madonna vorzustellen. Glauben Sie mir, Sie machen einen Menschen glücklich, wenn Sie es thun. Und Sie gewinnen ein Schauspiel, wie Sie selten eins erlebt haben. Wagen Sie's; versprechen Sie es mir."

„Wenn Sie uns versprechen, uns am nächsten Sonnabend wieder in dieser unserer Klause aufzusuchen," sagte Hophni schnell mit einem kaum merklichen, aber sehr boshaften Blinzeln.

Ein verdrießliches Zucken ging über die Züge des Barons. „Ich verspreche es," sagte er endlich mit ungemein fester Stimme.

Hiermit war die Unterredung über diesen Gegenstand abgeschlossen; man ging zu leichteren Gesprächsstoffen und schwereren Getränken über. Nach vielen Stunden gelang es dem Baron sich loszureißen, den Wagen zu besteigen und die ungefähre Wegrichtung nach seinem Gute hin zu

seiner tiefen Beruhigung endlich doch noch wiederaufzufinden. Hophni und Pinehas verweilten noch bei ihrer Thätigkeit.

„Du, er hat etwas —" sagte Hophni.

„— Mit der Valeska," sagte Pinehas.

„Siehe in seinem Lebenslexikon —"

„ — unter: Jugendsünden."

„Und er hatte etwas vor mit ihr und mit —"

„Nathanael Munk. Er wurde so dringend. Doch es hat keine Gefahr, denn Munk —"

„— ist und bleibt nur Fernliebhaber; wir können es darauf wagen ohne moralische Bedenken. Und jedenfalls —"

„— wird es ein Hauptspaß. Neugierig bin ich nur, ob unser Baron —"

„— sich loskämpfen wird. Gott schütze jeden Ehrenmann vor —"

„— einer tugendhaften Frau."

„Amen."

„Es lebe Valeska!"

„Prosit!"

„Wir trinken — ?"

„Immer noch eins."

„Immer noch."

„Prosit."

* * *

Acht Tage nach diesem saßen Hophni und Pinehas mit Zweifeln den Baron erwartend. Sie hatten eine neue photographische Teufelei ersonnen: der sanfte Kopf der Baronin Wiltrud von Schindelwick saß auf dem stattlichen Rumpfe des Stolpenburger Superintendenten in Talar und Bäffchen; neben ihm stand, demüthig seinen Befehlen lauschend, der dürre Küster Hulewenz mit dem wohlfrisirten Haupte des Barons geschmückt. Es waren die Früchte ihres jüngsten officiellen Kirchenbesuchs. An diesem Bilde ergötzten sie sich eine Weile bei verschlossenen Thüren, dann versteckten sie es sorgsam in ihrem Kasten.

Der Baron kam wirklich. Seine Züge hatten einen abgespannten Ausdruck wie nach einer starken Erregung.

„Verwundeter Krieger nach der Schlacht," bemerkte Hophni laut zu seinem Kumpan hinüber.

„Wer?" fragte der Baron stutzend.

„Munk," sagte Pinehas schnell.

„Ei, ei," rief der Baron sogleich beruhigt und neugierig, „erzählen Sie. Wie hat sich's gemacht?"

„Wie zu erwarten war," meldete Hophni ruhig.

„Wie war's zu erwarten?" fragte der Baron.

„Was haben Sie erwartet?"

„Daß er Feuer finge."

„Hat er. Zunächst vergaß er uns wegen der Blasphemie zu rüffeln. Schien sich vielmehr auf seinem Posten ehrlich zu gefallen. Im Uebrigen schwieg er sich aus. Doch seine Augen redeten in eigener Tonart."

„Und weiter —"

„Wir beobachteten ihn dann von unserem Fenster aus. Es ist richtig, alle seine Madonnen von Fra Angelico bis van Dyk sind abgesetzt, verstoßen, zu Kebsweibern erniedrigt. Sancta Valeska ist Alleinherrscherin. Er steht stundenlang verzückt und starrt sie an. Ob auch sich selber, war nicht zu unterscheiden."

„Und hat er nicht nach dem Modell gefragt?"

„Mit keinem Wort. Er schien ihre himmlische Abkunft nicht einen Augenblick anzuzweifeln."

„Oder vielmehr," ergänzte Pinehas, „um genau bei der Wahrheit zu bleiben, es war ihm nur zu deutlich anzusehen, wie ihm die Frage auf der Zunge brannte. Doch er verbiß sie sich dauernd: und das Naturspiel war sehr drollig zu beobachten."

„Nach etlichen Tagen aber schmolz unser Herz," fuhr Hophni fort, „und wir beschlossen, uns seiner Leiden zu erbarmen. Wir lockten ihn ins Theater. Nicht ohne List und Mühe; doch es gelang."

„Das war sehr unvorsichtig von Ihnen," meinte der Baron, „der Sprung von der Madonna zur Soubrette ist ein bischen weit auch für seine stark geflügelte Seele; und überdies präsentirt sich grade Fräulein Valeska nach meinem Erinnern niemals schlechter, als in der Ausübung ihrer sogenannten Kunst. Sie mußten so den Aermsten mit einem Schlage aus allen Himmeln reißen."

„Das war freilich sehr genau unsere Absicht," bemerkte Pinehas trocken, „doch leider mißlang sie vollkommen und schlug in ihr traurigstes Gegentheil zurück. Vielleicht war die Wahl des Stückes von uns nicht minder verfehlt — wie sie es vom Herrn Theaterdirector war. Doch es ließ sich nicht anders einrichten: in eine ehrliche Posse war Munk mit voller Anstrengung nicht zu verschleppen. Vernehmen Sie und staunen Sie: man gab Emilia Galotti. Es war schauderhaft, ein literarischer Königsmord. Die Titelrolle aber gab —"

„Doch nicht Valeska?"

„Grade sie. Die erste Liebhaberin war plötzlich krank geworden. Valeska mußte eintreten."

„Entsetzlich! Armer Herr Munk!"

„Ja, armer Munk! Diese Emilia nämlich war — entzückend."

„Das Unmöglichste des Unmöglichen. Man kann die Emilia doch nicht wohl als munteres Kammerkätzchen spielen."

„That man auch nicht. Man stand auf der Höhe tragischen Empfindens."

„Dann um so mehr zum Lachen."

„Um so mehr zum Entzücken. Im Anfang zwar fürchteten — hofften vielmehr auch wir das Schlimmste. Doch es ließ sich aushalten; was sie in der ersten Scene zu sagen hat, ist allenfalls unschädlich; ihre Haltung war harmlos und niedlich; das wohlerzogene Schäfchen, wie es im Buche steht. Sie hatte aber Zeit, sich umzusehen und uns nebst Munk zu entdecken; wir saßen in den vordersten Reihen. Nathanael war unbeschreiblich sehenswerth: ganz Auge, ganz Andacht, ganz Anbetung. Kein Zweifel, er sah kein Schauspiel, sondern eine lebenswirkliche Emilia Galotti; und diese Emilia war seine Madonna. Es gab für ihn keinen Sprung von der Allheiligen zur Komödiantin, sondern diese Beiden schwebten sich auf einer goldenen Brücke entgegen und flossen ineinander. Madonna Valeska Galotti. Ein solches Quantum schwärmerischer Hingebung in einem einzigen Gesichte werden Sie sich kaum vorstellen können. Oder denken Sie an die verzücktesten Heiligen eines Murillo. So sieht sich Valeska nun angehimmelt: eine stumme Huldigung, derengleichen die kleine Soubrette wohl schwerlich schon erlebt haben kann. Und ihren Joseph natürlich erkennt sie. Und siehe da, die Neuheit eines solchen Triumphes über ein Mannesherz verwirrt sie vollkommen, sie verliert jede künstlerische und künstliche Haltung, sie ist nichts mehr als ein schüchternes, zartes, ahnungsvoll bangendes, selig erröthendes junges Mädchen, das die Augen nicht losbringen kann von einer gewissen gefürchteten Stelle, das die vorgeschriebenen Worte nur mühsam und ohne Betonung hervorstottert; kurzum, die denkbar schlechteste Darstellerin der Emilia und die denkbar reizendste Emilia selber. Dies war das ungeahnte Ergebniß dieses denkwürdigen Theaterabends. Wir waren ernstlich erschrocken."

„Aber worüber erschrocken?" fragte der Baron, „Sie sollten stolz sein auf Ihren Erfolg. Allein ich merke — Sie sind eifersüchtig!"

Hophni und Pinehas blickten ihn von der Seite her mitleidig an, ohne ihn einer Zurückweisung solchen Verdachtes zu würdigen.

„Was soll daraus werden?" fragte Hophni statt dessen, „so etwas von Hülflosigkeit einer armen Seele kennen Sie ja gar nicht, Baron! Die einsame Schwärmerei war ungefährlich: das frißt keinen Menschen auf. Wir hätten es dabei lassen sollen. Wo aber das Feuer auch von der anderen Seite kommt — das einsame Schwärmen dürfte kaum nach Fräulein Valeskas Geschmack sein. Was soll er nun aber mit ihr machen? Verführen kann er sie nicht, das ist nicht sein Fach. Weder als Mensch noch als Schriftgelehrter. Er müßte sie also gradezu heirathen."

„Nun, und warum wollen Sie ihm das Glück mißgönnen?" fragte der Baron.

Hophni und Pinehas zuckten die Achseln.

„Ein köstlicher Spaß wäre es, nämlich für uns, aber ein häßlicher

Ernst, nämlich für unseren Collegen. Hand aufs Herz, Baron, halten Sie es für möglich, daß dies eine glückliche Ehe gäbe?"

Der Baron lächelte. „Sie reden wie der blaue Idealismus. Junggesellenträume. Was nennen Sie eine glückliche Ehe?

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag —

es sind doch nicht Hophni und Pinehas, die solche Verse machen. Jede Ehe kann glücklich werden."

„Valeska und Nathanael — Nathanael und Valeska — nein."

„Was giebt Ihnen das Recht, von dem Fräulein so niedrig zu denken?"

„Niedrig? Wir werden Sie vor die Klinge fordern müssen, Baron, wenn Sie das wiederholen. Sie wissen doch, wir sind bis über die Ohren verliebt in die Dame. Aber das kann uns nicht hindern, uns klar zu machen, daß sie jedenfalls keine Madonna ist."

„Zugegeben; und vielleicht auch keine Emilia Galotti. Aber welcher Thor verlangt das?"

„Nathanael Munk."

„Gestatten Sie mir, den Herrn für vernünftiger zu halten. Fräulein Valeska ist — nach Ihrer Schilderung — eine gutgeartete Person; giebt sich mit Wickelkindern ab, die sie garnichts angehen; interessirt sich nach eigener Aussage mehr für Prediger und Schullehrer als für Seiner Majestät Offiziere; geräth in Verwirrung, wenn sie übermäßig angeschwärmt wird; ist übrigens heiter, aufrichtig und liebenswürdig; das ist so grade der Teig, aus dem der liebe Gott die guten Hausfrauen bäckt."

„Und obendrein," bemerkte Pinehas mit Seelenruhe, „wird sie selbst nicht müde zu versichern, daß sie keine tiefere Sehnsucht, keinen schöneren Ehrgeiz kenne, als eine gute Hausfrau und Mutter zu werden. Und das ist ihr vollkommener Ernst, sie hat in aller Ehrlichkeit die Ueberzeugung."

„Nun also, was wollen Sie mehr?"

„Sie tanzt zu gut," versetzte Hophni kurz.

„Ist Ihr Herr Munk ein Puritaner von dieser Sorte?"

„Durchaus nicht," sagte Hophni, „aber ich habe neulich einen Traum gehabt."

„Hatte Pinehas ihn auch?" fragte lachend der Baron.

„In Träumen müssen wir uns nothgedrungen von einander emancipiren," erklärte Hophni, ohne sich stören zu lassen. „Wir hatten an dem Abend eine kleine Kneiperei mit den Schauspielern gehabt, die zuletzt in einen Ball ausartete. Unter anderm Unsinn gab Valeska einen ungarischen Czardas zum Besten. — In dieser Nacht also träumte ich von unserer berühmten Dünenwüste; aber sie war nicht photographirt, sondern aus freiem Handgelenk gemalt — Colorit unglaublich, sage ich Ihnen! Dies Gelb des Sandes und Blau des Himmels, dies Blau des Meeres und

Gelb des Sandes — ich hätte Tizians Neid nicht sehen mögen. Dazu eine nagelneue Staffage. Mitten im weltvergessenen Sandmeer saß ein einsames schönes Weib in glühenden Purpur gekleidet, mit Epheu umkränzt und blühenden Orangenzweigen; aber sie saß nicht mehr, sie war aufgesprungen, sie tanzte in jauchzendem Wirbel über die gelbe Fläche hin, den Sand aufwühlend, daß er in heißen Wolken um sie stob; sie tanzte, die purpurne Schleppe wie eine rothe Schlange nach sich schleifend oder wie einen Lavastrom, sie ganz allein in eigener Wildheit, einer sonnbeglänzten Sturmwolke gleichend, in heißer Verzückung, dem süßesten Taumel hingegeben, in sich selbst berauscht, trunken von Einsamkeit und wirr beseligt vom dumpfen Selbstgenusse ihrer ungesehenen Schönheit — und diese brillante Person trug ganz zum Photographiren deutlich die Züge unserer neuentdeckten Madonna Valeska."

„Nun, und — Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Baron kopfschüttelnd. „Mit der Wissenschaft der Traumdeutung habe ich mich bisher noch nicht befaßt; und auch bei Ihnen ist mir dies neu, und ich gestehe, ein wenig überraschend; ich habe Sie immer für einen klaren Kopf gehalten."

„Ich mich auch, und gedenke diese Ansicht gegen Jedermann zu vertheidigen. Aus jenem Traume aber habe ich für meinen Privatgebrauch die folgenden vier Streitsätze abgeleitet, welche ich hiermit in Auslage stelle. Erstens: Der geistreichste Photograph (Sie verstehen, auf wen ich anspiele) ist noch lange kein Künstler. Denn das geschilderte Traumgemälde hätte ich niemals auf photographischem Wege herstellen können, auch wenn die Wiedergabe der Farben zehnmal erfunden wäre. Zweitens: Unter der Dauer dieses Traumes war ich, Hophni, in Firma Hophni & Pinehas, ein regelrechter Künstler von Gottes Gnaden. Drittens: Ein Künstler von Gottes Gnaden sieht aus den Dingen niemals etwas heraus, das nicht von Hause aus in ihnen steckt. Viertens: Eine junge Dame, von der ein Künstler solche Abenteuer träumt, ist zur Ehegattin eines christlichen Religionslehrers nur sehr vorübergehend geeignet. Ihrem Wissen, Baron, will ich gern die genauere Schätzung überlassen, binnen welcher Frist die Langeweile in ihr die Sehnsucht nach der verderbten Welt wieder aufwecken wird."

„Große Götter!" rief der Baron, die Hände zusammenschlagend „verehrter Hophni, in Firma Hophni & Pinehas, wer hätte so viel weise Voraussicht hinter Ihrem weltberühmten Leichtsinn gesucht! Wie kommt Saul unter die Propheten? Ich war allenfalls darauf gefaßt, Sie etwa die Vergangenheit der Dame mit unberechtigten Ahnungen durchleuchten zu sehen — aber die Zukunft! Das heißt doch fast noch mehr, als Gras wachsen hören! Mir scheint, es wäre klüger, weniger klug zu sein und diesen Dingen ihren Lauf zu lassen. Und übrigens, was geht Sie's an? Sie werfen spielend einen Traubenkern durch die Luft: ein zufälliger Wind trägt ihn in ein gutes Erdreich, der Keim geht auf, der Weinstock

wächst, die Trauben reifen, werden gekeltert — Ihr Bruder betrinkt sich an dem Wein und fällt im Rausch ins Wasser; sind Sie darum ein Brudermörder? Geben Sie es auf, Vorsehung zu spielen, Verehrtester, Sie gerathen in ein falsches Rollenfach."

„Sie haben vollkommen Recht," sagte Pinehas sanftmüthig. „Man spielte auf einem Heuboden mit brennenden Streichhölzern, man ist doch darum noch kein Mordbrenner. Und jedenfalls, da nun das Haus in Flammen steht, wäre es kindlich, mit Wassergläsern löschen zu wollen. — Die Dinge sind nämlich bereits sogar noch weiter gediehen. Hören Sie zu und jauchzen Sie, Verführer! Am Tage nach der Galotti-Vorstellung holen wir Valeska zu einem Spaziergange ab; man muß doch etwas thun für das Vergnügen der Einwohner und des Gymnasialdirectors. Da ertheilt das gute Geschöpf nach einigem Zögern uns ernsthaft folgenden Auftrag: ‚Bitten Sie doch Ihren Herrn Collegen,' sagte sie, ‚er solle nicht wieder ins Schauspiel kommen, wenn ich auftrete.' — Und warum das nicht? fragen wir verwundert. — ‚Ich kann es nicht aushalten, vor ihm zu spielen,' erklärt sie mit einem Thränchen im Auge, ‚mir ist da grade so, als ob ich ihm etwas vorlöge. O Gott, ich bin doch keine solche Emilia Galotti! Und er — er macht so sonderbare, sonderbare Augen, so ganz als ob er Alles glaubte, was ich spiele. Sie können sich nicht vorstellen, wie mich das quält. Er darf wirklich nicht wieder ins Theater kommen. Bitte, sagen Sie ihm das. Wenn er mich sehen will, kann er mich ja in meiner Wohnung besuchen, wie Sie es thun.' — — Aha! — — Was blieb uns übrig, als den Auftrag ehrlich auszurichten? Den letzten Satz allerdings erlaubten wir uns wegzulassen, der Sicherheit wegen; vielleicht daß er sie dann gar nicht mehr wiedersähe, die Leidenschaft doch noch in Madonnenschwärmerei verpuffte. Wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Am andern Tage, als wir zum Appell bei Valeska antraten, finden wir in ihrem Empfangszimmer höchst feierlich in bitterernstem Gespräch ihr gegenübersitzend — Nathanael Munk. Ich will darauf schwören, er hat in seinem Leben noch nie mit einem andern Mädchen so Auge in Auge allein gesessen. — Nun war er da und das Gespräch in flottem Gange, allerdings in Form einer Predigt oder Vorlesung von seiner Seite. Aesthetische Briefe an eine Jungfrau, in mündlichem Vortrage. Er war bemüht, ihr langen Athems klar zu machen, daß die Schauspielkunst so wenig Lüge sei wie jede andere Kunst. ‚Nicht einmal schöner Schein ist sie und jede Kunst,' offenbarte er, ‚sondern ganze Wahrheit. Indem Sie die Emilia darstellen, stellen Sie einen Theil von sich selber dar, einen wirklichen Theil Ihres lebendigen Wesens. Kein Künstler kann eine andere Rolle spielen als sich selbst; versucht er es bennoch, so scheitert er und spielt schlecht, denn dann versucht er zu lügen, und die Lüge ist häßlich. Es giebt keinen schönen Schein, sondern nur schöne Wahrheit. Ein Künstler schafft Schönes, so lange er das giebt, was er

Digitized by Google

in Wahrheit ist. Sie könnten niemals eine rechte Emilia weder dichten noch spielen, wenn Sie nicht eines Wesens mit ihr wären, wenn nicht ein Theil Ihrer Seele sich mit Emilias Seele deckte. Allerdings nur ein Theil. Sie müßten hundert Rollen spielen, um uns den hundertsten Theil Ihrer ganzen Seele aufzudecken. Die Kunst kann immer nur einen Theil der Wirklichkeit eines Dinges herausheben und mit einem Rahmen umschließen; den winzigsten Grashalm kann der Maler nur von einer Seite, in einer Beleuchtung, in einer Stellung wiedergeben, und Shakespeares Gestalten in all ihrer Fülle sind ja nur der hundertste oder tausendste Theil eines wirklichen Menschen; aber dieser Theil genau so wie die Natur ihn schuf — als sie Shakespeare erschuf. Alle Kunst ist wahr, die uns einen Theil des Künstlers giebt. Also, fürchten Sie sich nicht, mein Fräulein, Sie sind nie wahrer, als wenn Sie eine rechte Rolle spielen.' — Sie begreifen, Baron, daß Valeska zu dieser Predigt ein ziemlich dummliches und wir ein ziemlich schlaues Gesicht machten. Wobei bemerkt werden soll, daß Ersteres unendlich reizend anzusehen war: ein Kind, das sich abquält, das Dogma von der Dreieinigkeit in seinen Tiefen zu verstehen, kann nicht lieblicher aussehen und nicht drolliger. Kein Zweifel aber: durch eben diese Predigt ist Nathanael Munk für sie zum Range eines Halbgottes emporgestiegen. Es dauerte eine gute Zeit, bis sie selbst ein Wort der Erwiderung wagte, das dann aber recht nachdenklich und geheimnißvoll klang. ‚Dann kann man also,' fragte sie, ‚in einem Augenblicke Alles vergessen, was man sonst ist und gewesen ist, und braucht nur zu sagen, was man in diesem Augenblicke fühlt — und das ist dann keine Lüge? Und wenn man in diesem Augenblicke sich gut und rein fühlte und hätte doch früher einmal eine Sünde begangen: darf man denn die vergessen und verschweigen?' Ihre Augen hatten einen seltsamen Glanz bei dieser Frage wie von einer scheuen und unsicheren Freude, wie wenn sie ein plötzliches Glück heranschweben sähe, dem sie noch nicht zu trauen wagte, eine Freude mit stiller Angst vermischt — Sie haben mehr Erfahrung mit weiblichen Personen, Baron, als wir; vielleicht wissen Sie das besser zu erklären als wir."

Der Baron lächelte etwas gezwungen.

„Vielleicht *sahen* Sie zur Abwechslung einmal das Gras wachsen," meinte er ausweichend. „Doch was erwiderte Ihr Herr Munk auf die spitzfindige Nutzanwendung seiner Weisheit?"

„Er that einen Rückzug, der sehr bezeichnend für ihn ist," entgegnete Pinehas, „er wich unversehens hinter die Mauern seiner Festung. ‚Emilia — diese Emilia, die Sie spielen,' erklärte er tiefsinnig, ‚hat keine Sünde begangen, die sie nicht vergessen und verschweigen dürfte. Diese Emilia kann garnicht sündigen, und wenn sie sich vor sich selber fürchtet, so irrt sie; sie kann nicht sündigen, weil ihre Seele nicht bloß gut ist, sondern schön. Das Weib, welches schön ist in diesem Sinne, kennt keine Sünde,

kennt nicht einmal eine Versuchung; wie schlafwandelnd geht es seinen selbstverständlichen Weg, den sein Verstand nicht kennt; es thut immer das Rechte und Reine, indem es einzig seinem Herzen folgt. Diese Ruhe, diese unbekümmerte Sicherheit ist es, die ihr die Charis giebt, den besten Theil aller weiblichen Schönheit, die duftende Blume, die kampflos der Wurzel des reinen Naturtriebes entspringt. Dieses Weib kann nicht Recht oder Unrecht thun, es kann ewig nur schön sein, weiter nichts. Ein anderes Weib kann sündigen und bereuen, und es wird ihr siebenundsiebenzig Mal vergeben werden, und man wird sie wieder gut und trefflich nennen; aber schön wie Emilia und schön wie die Madonna ist sie nicht und kann sie auch niemals werden. Die Charis der Reinheit kann nicht gegeben und nicht genommen werden.' — Was sagen Sie zu einer so ausbündigen Menschenkenntniß, Herr Baron? Möchten Sie so eine Wolkenschönheit nicht auch einmal mit Ihren sündigen Augen erblicken? Nathanael Munk aber, der Beglückte — er sah solch Wunderwesen vor sich in vollster Leibhaftigkeit, nicht über Wolken wandelnd, sondern ganz vernünftig auf einem etwas verblichenen Sopha sitzend. Was nicht geniale Augen Alles sehen können!"

„Und Fräulein Valeska?" fragte der Baron lebhaft. „Wie ertrug sie diesen Ueberschwang verliebter Huldigung?"

„Wie Sterbliche überhaupt den Duft des Weihrauchs zu ertragen pflegen. Im Anfang wehren sie den heißen Dunst mit beiden Händen ab, erröthen mit beschämtem Blick oder lachen wohl gar — bis allmählich, allmählich — — nun, der Proceß des Rausches ist uns Dreien ja geläufig. Und man kann sich bekanntlich auch in wenigen Minuten betrinken, wenn der Wein nur stark genug ist und man das nöthige Quantum einnimmt. So hat das gute Ding bald wirklich berauscht eine kurze Weile mit ganzer Seele über Wolken gethront; und Sie können glauben, sie ist nie so schön gewesen wie während dieser Weile. Nur ein klein wenig länger noch, und sie hätte zwei Gläubige mehr gewonnen. Zum Glück oder Unglück aber brach sie ganz plötzlich in schwer erklärbare Thränen aus und war nun — immer noch sehr niedlich, doch nicht mehr madonnenmäßig anzusehen. So wurden wir des drohenden Zaubers ledig und schickten uns an, durch weise Flucht uns ganz in Sicherheit zu bringen, als Munk uns zuvorkam und mit stiller Feierlichkeit seinen Abschied nahm. Möglich, daß er die ansteckende Kraft der Thränen fürchtete; denn ein guter Mensch weint immer am leichtesten, wenn er gar keinen vernünftigen Grund dazu hat. Wie er jene ihre Thränen sich gedeutet haben mag, nun, das ist seine Sache: auf jeden Fall wohl unrichtig. Und Sie, Baron, welche Deutung würden Sie für die wahrscheinliche halten?"

„Ich deute weder Träume noch Thränen," sagte dieser kurz abweisend, „das aber steht mir jetzt fest: diesen Herrn Munk muß ich kennen lernen. Das ist eine positive Bereicherung meiner Menschenkenntniß;

solche Käuze findet man nicht alle Tage. Sagen Sie, meine Herren, könnten Sie den Mann nicht einmal hierher verlocken?"

„Er ist zu schade für unsere Gesellschaft," sprach Hophni trocken.

„Das ist etwas Anderes," sagte der Baron mit einem kurzen Lachen, „dann werde ich freilich auf Ihre Vermittlung verzichten müssen und ihn allein genießen, um ihn in besserer Gesellschaft zu haben. Richtig, ich habe einen Neffen auf dem Gymnasium; ich werde Gelegenheit nehmen, mich nach dessen theologischen Kenntnissen und moralischen Eigenthümlichkeiten im Namen seines Vaters zu erkundigen. Ich muß zwar fürchten, ein mehrstündiges Sündenregister verlesen zu hören, doch ich werde meiner eigenen Jugend denken und auch das ertragen um einer guten Sache willen. — Meine Herren," fügte er sich schnell erhebend hinzu, „Sie haben Grund zu der Besorgniß, ich könnte Sie in wenigen Tagen schon wieder hier belästigen. Ich spüre den Drang, Ihnen Rechenschaft abzulegen über meine Eindrücke; und überdies, der Fortgang dieser Liebesgeschichte interessirt mich. Für heute leben Sie wohl."

Er ging. Hophni und Pinehas blickten einander an.

„Das ist aber —" sagte Hophni.

Pinehas nickte.

So verweilten sie noch etliche Stunden schweigend und trinkbar.

* * *

Es folgte wirklich in einigen Tagen der dritte Kneipabend. Der Baron erschien auffallend ernst gestimmt.

„Es ist ganz gewiß die seltsamste Erfahrung meines Lebens," sagte er nachdenklich in sein Glas blickend, „ich kam zu ihm mit einem gewissen leichten Spott im Herzen — er war ja nicht boshaft, dieser Spott: Sie begreifen, ein mildes Lächeln behaglicher Ueberlegenheit. Unsere Unterredung dauerte ein kurzes Stündchen oder höchstens deren zwei, sie drehte sich garnicht um der Menschheit große Gegenstände, sondern meist um harmlose Fragen des nächsten praktischen Lebens. Und als ich von ihm ging, beherrschte mich ein seltsam freudiges und dennoch — ich muß beinahe sagen demüthiges Gefühl. Mir war — ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, da ich den Mann doch nie zuvor im Leben gesehen — mir war, als hätte ich einen alten vertrauten Kameraden zufällig wiedergefunden, der es im Leben viel weiter gebracht als ich und doch mir redlich treu geblieben ist. Ganz wunderbar, diese Empfindung, ganz räthselhaft. Sie haben ihn gut geschildert, meine Herren, und haben doch Manches vergessen, das nicht das Schlechteste an ihm ist, so die heitere Unbefangenheit seines Wesens, die weder Hoch noch Niedrig kennt, die mit dem lieben Gott auf vertrautestem Fuße steht und mit der alten Waschfrau auch — Meine Herren, was hat der Mensch für fröhliche, siegreiche Augen!"

„Da sind Sie ganz anderer Meinung als Fräulein Valeska," bemerkte

Hophni in gewohnter Gelassenheit, „wollen Sie hören, was die gesagt hat? ‚Was hat der Mensch für schreckliche, grausame Augen!‘ rief sie aus, ‚Ueberhaupt, er gefällt mir schon garnicht; man muß sich ja fürchten vor dem. Und was er alles für Unsinn redet!‘ So hat sie gesagt, buchstäblich; aber was sie für ein Gesicht dazu gemacht hat — ich möchte wirklich einmal von einem Mädel so gefürchtet werden!“

Der Baron erwiderte nichts darauf, sondern versank noch tiefer in Nachdenken. Endlich begann er wieder mit dem gleichen Ernst:

„Ich habe noch etwas Anderes mit Ihnen zu besprechen, meine Herren, einen Rath zu erbitten. Es betrifft einen Vorfall, der mir seinerzeit schmerzlich zu schaffen machte und neuerdings auf eigenthümliche Weise wieder in meinen Gesichtskreis gerückt ist. Betrachten wir es als eine rein theoretische Frage, die Sie mir beantworten sollen. Sie sind durch Vorurtheile weniger beengt als Unsereiner und kennen doch die Verhältnisse genügend, um urtheilsfähig zu sein. Sie sind Reserveoffiziere und wissen also, was uns Ehre bedeutet, und Sie haben doch zugleich den Blick in ein anderes Leben frei, das weniger gebunden, einfacher und von klarerer Menschlichkeit ist.“

Hophni und Pinehas vernahmen mit einiger Ueberraschung den ungewohnten Ton und lauschten mit gespannterer Aufmerksamkeit.

„Es handelt sich um zwei ehemalige Kameraden, Hugo von B. und Kurt von der M. Die Namen mag ich nicht nennen, obgleich die Sache viel besprochen ist und Beide verstorben sind. Hugo von B., ein gutherziger, aber leichtsinniger Junge, lernte in einer kleinen rheinischen Stadt eine junge Dame aus leidlich guter bürgerlicher Familie kennen; beide Theile unvermögend, an eine Heirath nicht zu denken. Nun, Jugend hat keine Tugend; Noth bricht Eisen; kein Feuer, keine Kohle . . . kurz, man findet sich und weiß seine Gluthen zu kühlen. Leider kennt aber Jugend auch nicht die gebotene Vorsicht: das stille Glück des Paares ward ruchbar in dem Krähenwinkel, sehr laut ruchbar; der Ruf der Familie ist schwer bedroht — schon mehr als das; sie ist klug genug, vor einem öffentlichen Ausbruch den Platz zu räumen, nach Berlin überzusiedeln und hier in der schützenden Masse unterzutauchen. Das gelang vollkommen, weitere Folgen hatte die Sache nicht, die Reinlichkeit der Familie und des jungen Mädchens war unbezweifelt wie ehedem.

„Hugo athmete auf; was er an Vorwürfen verdiente, hatte er sich zur Genüge selbst gemacht. Auch er kam bald darauf nach Berlin; er that, was er thun mußte, vermied die alte Flamme hier aufs Strengste trotz starker Zuckungen im Gemüthe und wurde überhaupt fortan vernünftiger; gebranntes Kind scheut's Feuer. Zwei Jahre danach ging er auf correcteren Freiersfüßen; die neue Erkorene war reich und überaus verliebt in ihn; er hatte also jetzt die richtige Weichenstellung.

„Eines Tages führte ihn der Zufall oder der Teufel auf der Eisbahn

mit der verlassenen Rheinländerin zusammen, vielmehr wirft sie zusammen im buchstäblichem Sinne; sie erkennen einander erst beim gemeinsamen Sturze. In verlegener Freundlichkeit begrüßen sie sich als alte Bekannte, ein kurzes Gespräch ist nicht zu vermeiden: im Verlauf desselben empfinden Beide mit leiser Genugthuung die zwischen ihnen eingetretene Kühle; die Vergangenheit ist unter dem Eise oder sonstwo begraben.

Zum Unglück nun hatte Kamerad Kurt von der M. den kleinen Auftritt mit angesehen; entzückt von dem Liebreiz der jungen Dame, entschloß er sich kurz, trat zu den Beiden heran und bat ihn bekannt zu machen. Widerwillig und erschrocken that Hugo, was nicht mehr zu vermeiden war.

Die Sache entwickelte sich mit größter Schnelligkeit. Kurt war einziger Sohn aus sehr wohlhabendem Hause, ganz frei in seinen Entschlüssen. Nicht sehr viele Wochen nach jener Eistragikomödie erhielt Hugo einen Brief von Kamerad Kurt, worin dieser ihm seine bevorstehende Verlobung unter der Hand mittheilte — ihm als dem Ersten, da er doch gewissermaßen der Anstifter und Vermittler des neuen Glückes sei. Die Veröffentlichung sollte aus diesem und jenem Grunde erst in einigen Wochen erfolgen.

Hugo war außer sich vor Schrecken. Was thun? Das arme Mädchen verrathen, zum zweitenmale unglücklich machen? Er selbst der Schuldige? Abscheulich. Unmöglich. Und gegen die Mannesehre. — Also schweigend zugeben, daß der Kamerad mit falscher Waare betrogen werde — wiederum durch seine Schuld, der ihn ungewarnt sich hat verstricken lassen? Und wenn nun vielleicht dereinst einmal die Lästerungen aus der rheinischen Heimat doch bis hier herüberzischen und die Hausehre eines Offiziers und Edelmanns beflecken?

So stand der Fall. Meine Herren, wie würden Sie ihn entschieden haben?"

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold," antwortete Hophni nach kurzem Bedenken.

„Mannesehre geht über Standesehre," fügte Pinehas hinzu.

„Sie entscheiden sich kurz und leicht," sagte der Baron, „dem armen Hugo wurde die Wahl schwerer, wie es denn wohl im Ernstfalle zu gehen pflegt. Und man muß sagen: die Folgen scheinen anders zu reden. Hätte Hugo das Mädchen geopfert, was wäre geschehen? Das Glück eines Herzens zerstört, das schließlich kein reines Herz mehr war, wenn es sein Glück mit einem Betruge zu erkaufen vermochte — vielleicht auch nicht zerstört, nur aufgeschoben, bis zu einer dritten Liebe. So aber, was geschah? Hugo schwankte, und schwankend schwieg er wirklich so lange, bis es zu spät war. Die Verlobung ward gefeiert, die Ehe vollzogen; das Pärchen verlebte ein ungetrübtes Jahr in allem Glücke.

Da ward Kurt von der M. urplötzlich veranlaßt, um seinen Abschied einzukommen. Man konnte ihm auf seine Anfrage nicht verschweigen, daß

es der Ruf seiner Gemahlin sei, der seine Stellung innerhalb des Offiziercorps unmöglich mache. Entrüstet forschte er weiter nach — und das Ende vom Liede war selbstverständlich das Duell mit Hugo von B. Kurt fiel, ins Herz getroffen. Der Arzt constatirte eine sonderbare Richtung des Wundkanals: schräg von oben nach unten. Es gab nur eine Erklärung — doch Hugo erfuhr sie nicht mehr; er jagte sich selbst auf dem Platze eine Kugel durch den Kopf. Sie sehen, meine Herren, der Fall war doch so einfach nicht."

„Vielmehr ein neuer Beweis für die oft beobachtete Thatsache, daß jedes Ding zwei Seiten hat," bemerkte Hophni bedächtig, „Tretbriefe gewöhnlich ausgenommen."

„Der einzige sichere Rath, den man Herrn Hugo geben kann," fügte Pinehas hinzu, „ist also der, sich künftig so gearteter Jugendsünden zu enthalten und seinen Bedarf an Lastern auf andere Weise zu decken. Er könnte sich an uns ein Beispiel nehmen. Es ist ja wahr, das viele Weintrinken ist auch ein Laster, aber erstens ein schönes, und zweitens hinterläßt es keine Folgen, als etwas Katzenjammer und später etwas Zipperlein. Doch Beides nur zum Privatgebrauch; die Mitmenschheit bleibt unbelästigt. Doch ist die beste Moral der Geschichte — von Ihnen freilich, Baron, sollten wir noch eine andere erwarten. Oder war Ihr Streben bloß, Ihr Erzählertalent leuchten zu lassen?"

„Die Geschichte ist typisch," versetzte der Gefragte, „derartige Fälle wiederholen sich leider. Ein junger Kamerad befindet sich in ähnlichem Falle, nur nicht zu gleicher Schärfe zugespitzt, der Gegenspieler hat nicht Offiziersrang und ist nicht von Adel. Doch der Kamerad, wie gesagt ist jung und noch sehr weichmäulig; sein Gewissen rumort. Er wendet sich an mich um Rath; welchen soll ich geben? Sie rathen zu schweigen und mein Gefühl im Anfang auch; und doch ist mir unheimlich dabei zu Muthe. So leicht vergißt man nicht, was man erlebte."

In diesem Augenblicke hörte man draußen den Namen des Barons nennen; Jemand fragte nach ihm. Ein Postbote ward hereingeführt und übergab einen Brief, den der Baron mit großer Verwunderung empfing; er warf einen vorwurfsvollen Blick auf die beiden Genossen. Doch sobald er die Aufschrift betrachtet hatte, besann er sich schnell und zwang sich zur Ruhe, ohne doch eine starke Aufregung ganz verbergen zu können.

„Meine Frau vermeldet plötzlichen Besuch in meinem Hause," sagte er mit erkünstelter Nachlässigkeit, nachdem er den Brief gelesen, „ich kann mich den Pflichten des Hausherrn nicht entziehen. Leben Sie wohl für heute und erfreuen Sie sich weiter Ihres sündlosen Lebenswandels."

Mit diesem Versuche zu scherzen, der an dem zornigen Ausdruck seiner Züge scheiterte, entfernte er sich.

„Glaubst Du, daß die Baronin —?" fragte Hophni.

„— seine hiesige Adresse kennt?" nahm Pinehas die Rede auf.

Digitized by Google

„Weder sie noch irgend ein Anderer. So unvorsichtig geht er mit seinem Rufe nicht um. Und uns war Discretion noch immer Ehrensache — eine zufällige Ausnahme ohne Bedeutung nur grade heute —"

„Valeska!"

„Also!"

„Also!"

Nach einem längeren Schweigen fragte Hophni:

„Scheint Dir der Kopf des Barons geeignet für eine Darstellung des Theseus?"

So dunkel diese Rede war, sein Pinehas verstand sie doch.

„Ariadne auf Naxos," sprach er mit ruhigem Kopfnicken.

„Und Bacchus?"

„Munk."

„Es soll die glücklichste Ehe von der Welt geworden sein."

„Nun also."

„Also."

* * *

Der Baron begab sich zu Fuß, mit hochgeschlagenem Rockkragen in den Gasthof, in welchem der bessere Theil der Schauspielertruppe sich einquartiert hatte. Er fragte nach Fräulein Valeska und ward in ihr Empfangszimmer geführt.

Sie stand auf und ging ihm langsam entgegen. Sie war sehr einfach gekleidet; doch ihre jugendliche Anmuth schien nur um so frischer hervorzutreten.

Der Baron stand steif und zurückhaltend, vielleicht verlegen.

„Baron Schindelwick," sagte er mit einer kühlen Verbeugung, „Sie haben befohlen, mein Fräulein —"

Der Ernst in ihren Zügen ward verdrängt durch ein fast übermüthiges Lächeln.

„Aber ich will Sie ja nicht anpumpen, Herr Baron," sagte sie mit einem neckischen Knix, „die Bitte, die ich auf dem Herzen habe, ist wirklich vollkommen anderer Art. Auch sonst haben Sie keinerlei Anspruch oder Forderung zu fürchten; Sie sind in jeder Hinsicht außer Gefahr. — Und übrigens," setzte sie, seine steife Verbeugung nachahmend hinzu, „ist mein Name immer noch Valeska."

Er lachte gezwungen. „Nun also?" fragte er kurz.

„Wie sonderbare Arten von Wiedersehen es doch in der Welt giebt!" rief sie aufrecht vor ihm stehend, und ihre Heiterkeit schien noch zuzunehmen: „Wir hatten gehofft, einander im Leben nicht mehr zu begegnen, — und hatten gefürchtet, es würde sonst eine bewegliche Scene geben; wirklich, Herr Baron, Sie haben das von mir gefürchtet! Und nun sehen wir uns doch und sind ganz vergnügt dabei. Sie wenigstens hätten allen

Grund dazu, während ich allerdings nebenbei sehr ernste Sorgen habe — — nein, nein, Geldsorgen sind es nicht, ich schwöre es Ihnen."

„Fräulein Valeska, ich weiß nicht, was ich von diesem spaßhaften Tone halten soll. Ich war gefaßt, von einem ernsten Anlaß zu hören, denn nur ein solcher vermag Ihre auffallende Maßregel zu rechtfertigen."

„Aber warum zwingen Sie mich denn mit Ihrer Angst dazu, Sie auszulachen, Herr Baron? Sie sollten mich wirklich besser kennen; Gelegenheit hierzu habe ich Ihnen ja leider gegeben. — Es ist freilich wahr, meine Maßregel, Sie so nachdrücklich herzubitten, sieht fast wie ein Vertragsbruch aus; das dient zu Ihrer Entschuldigung. Wir hatten feierlich mit einander ausgemacht, das Stück unserer Vergangenheit, das uns gemeinsam ist, in einer tiefen, tiefen Versenkung für alle Zeiten verschwinden zu lassen. Und nun komme ich doch und will Sie wieder in meine Netze locken, ganz wie ich damals gethan —"

„Valeska!" rief der Baron heftig, „Noch einmal, was sollen die Späße? — Nein, wenn ich es denn immer wieder sagen soll, das haben Sie nicht gethan, Sie haben mich nicht mit Künsten gelockt — im Gegentheil, Sie haben sich tapfer gegen mich und sich selbst gewehrt; nie werde ich Ihnen diese Wahrheit verleugnen. Allein auch Sie haben mir keinen Vorwurf zu machen, auch ich habe Sie nie betrogen, Ihnen niemals Vorspiegelungen gemacht —"

„Nein," sagte sie freundlich, „die machen wir dummen Mädchen uns leider selbst. Auch ich werde Ihnen nie das Zeugniß No. Ia verweigern, daß Sie sich durchaus correct benommen haben im Kommen und Gehen, immer Gentleman. Zum Lohn für unsere beiderseitige Tugend konnten wir denn auch in Frieden und Freundschaft von einander scheiden. Nun ist da aber bloß die dumme Geschichte mit der Versenkung — Ihr Männer habt gut reden, für Euch ist so ein Zwischenfall ein Zwischenfall, den todtzuschweigen wenig Gewissensmurren kostet; keine kluge Gemahlin verlangt alle die Dummheiten zu erfahren, die der ehrbare Gatte vielleicht einmal gemacht hat; sein Werth wird durch solche Vergangenheiten nicht verringert. Doch mit einem Mädchen ist das ganz etwas Anderes. Da ist nicht zu murren, das ist so. Wir bringen falsche Waare auf den Markt, wenn wir so etwas verschweigen. Wir betrügen. Wir verkaufen uns zu einem Kurse, den wir hatten und nicht mehr haben. — — Lieber Freund, Sie müssen mich dieses Vertrages entbinden. Das ist meine Bitte. — Und noch mehr: Sie müssen selbst reden. — Da ist ein Herr Munk, ein Lehrer vom hiesigen Gymnasium; dem müssen Sie Alles erzählen, was zwischen uns einst vorgegangen ist!"

Hastig, ruckweise stieß sie die letzten Sätze heraus; in ihren Blicken flackerte es wie eine schmerzliche Angst.

„Valeska!" rief der Baron im Tone der äußersten Ueberraschung, „Valeska, Du! — Sie selbst —?"

Digitized by Google

„Nein, Sie, Herr Baron, Sie sollen es thun," sprach sie, sich noch zu einem halben Lächeln zwingend; aber dann brach sie in Thränen aus. „Ich kann es ja nicht! Ich kann es ja nicht!"

Der Baron trat hastig ans Fenster und blickte eine Minute lang stumm in die Dunkelheit hinaus. Dann kam er zurück, bot der Schluchzenden ritterlich den Arm und führte sie zu einem Sessel; er selbst nahm ihr gegenüber Platz.

„Liebe Freundin", sagte er mit ernstlich bewegter Stimme, „lassen Sie uns diese Frage mit Ruhe und Sammlung besprechen. Sie haben mich völlig überrascht. In der That, das erwartete ich nicht, das konnte ich nicht erwarten. Das Gegentheil vielleicht — oder etwas Aehnliches. Ich sehe beschämt, ich habe Sie immer noch nicht hoch genug geschätzt. Sie sind eine wahrhaft vornehme Natur. — Und nun will ich Ihnen meinerseits ein Bekenntniß machen. Es wird Ihnen das vielleicht angenehm sein. Sie brauchen mir nichts mehr von Ihren Beziehungen zu Herrn Munk zu erzählen. Sie machen ein verwundertes Gesicht; bedenken Sie, daß wir uns in einer kleiner Stadt befinden; in einer solchen giebt es keine Herzensgeheimnisse. Ich will sogar noch das gestehen, daß ich vielleicht ein klein wenig mitschuldig bin an der Entstehung dieser Bekanntschaft — kein Erschrecken, liebe Valeska, und keine Entrüstung! Ich habe nichts Verwerfliches und nichts Verdienstliches gethan, sondern nur in halbem Spiele einem glücklichen Zufall ein wenig Richtung gegeben."

„Und was bewog Sie zu diesem Spiele, Herr Baron?" fragte Valeska etwas befremdet. „Wer gab Ihnen das Recht, in mein Leben und das eines Andern ungebeten einzugreifen zu wollen?"

„Ein Recht auf Theilnahme an Ihrem Geschick und auf herzliches Wohlwollen werden Sie mir nicht bestreiten können, liebe Freundin," versetzte er ruhig. „Wir haben eine kurze glückliche Zeit mit einander verlebt; halten Sie uns Männer für so ganz leichtfertig, daß wir das völlig vergessen sollten, daß uns gar keine Dankbarkeit zurückbliebe? Sehen Sie, es sollte mir eine freundliche Genugthuung sein, Ihnen als heimlicher Freund zu neuem Glücke unerkannt den Weg gebahnt zu haben. Ich wußte ja, daß Sie sich ein anderes Ziel ersehnten, als die meisten Ihrer Colleginnen. Ich hoffte Ihnen Gutes zu bereiten, Valeska."

„Indem Sie einen Mann mit mir — betrogen, Herr Baron? Es soll Sie nicht beleidigen; aber das war doch wohl mehr gutmüthig als vornehm gedacht."

„Und wenn es nun mein Ehrgeiz wäre, einmal mehr gutmüthig als vornehm zu denken? Vielleicht daß ich überhaupt die Vornehmheit so hoch nicht schätze. Auf jeden Fall soll mich Ihr Vorwurf nicht beleidigen. Was ging der fremde Mann mich an, mit dem ich nichts gemein hatte, nicht Stand, nicht Kameradschaft? Von dem ich nichts wußte als nur von Hörensagen, daß er wahrscheinlich geeignet sei —"

„Von uns betrogen zu werden,“ fiel Valeska bitter ein.

„Ich will nicht ganz widersprechen,“ versetzte der Baron nach einer kurzen Pause. „Ich möchte mit Ihnen heute völlig wahrhaft sein. Ich glaubte, einen harmlosen, vertrauensvollen, herzensguten Menschen gefunden zu haben, der recht dazu geschaffen sei, nicht bloß Sie glücklich zu machen, sondern auch im unzerstörbarem Glauben an Sie von Herzen glücklich zu werden. So war meine Rechnung — bis ich ihn kennen lernte. Ich suchte ihn auf, Valeska, um Ihretwillen; ich ging selbst zu ihm mit dieser einzigen Absicht: ich wollte doch sehen, wie der Mann beschaffen war, der Ihr Herz so eilig hatte gewinnen können. So sah ich ihn und sprach ihn — und begriff das nur zu genau. Von dieser Stunde an ward ich von Reue und Zweifel gequält. Es war mir abscheulich fortan, diesen Mann betrügen zu sollen; es gab Stunden, wo es mir unerträglich schien. Mir kam der Gedanke, ihm Alles zu offenbaren, Sie zu opfern, zu verrathen, Valeska — aber es war nur ein Gedanke: die Pflicht gegen Sie war dennoch älter und stärker. Und nun kommen Sie selbst und lösen diesen Zwiespalt. Sie begreifen meine Ueberraschung.“

Valeskas Augen leuchteten. „Sie kennen ihn!“ rief sie freudig, „und haben das auch empfunden, daß man ihn nicht betrügen kann! Sehen Sie, Henning, als Sie hier eintraten, waren Sie mir so bitter fremd, als hätten unsere Wege sich nie getroffen, wären nie so nahe neben einander gelaufen; und jetzt auf einmal sind Sie mir wie ein vertrauter Freund aus Kindertagen, dem man gerne Alles beichten mag, was man auf dem Herzen hat. Zwar ich habe weiter nichts zu beichten, weil ich Ihnen nichts mehr zu erklären brauche. Ich habe diesen Mann geliebt — ich kann sagen, ehe ich ihn sah. Und so — Henning, so habe ich auch Sie niemals geliebt; ich lache Sie aus, wenn Sie mir's übel nehmen! Und seit ich ihn dann kennen gelernt, dachte ich an nichts mehr, als daß ich ihn liebte, und vielleicht er mich — und nichts darüber. Und er konnte verlangen von mir, was er wollte — Alles — Alles — gegen ihn war ich widerstandslos; Henning, und gegen Sie — Sie wissen, wie ich gegen Sie einst zu kämpfen vermochte. Diesmal wäre es anders gewesen. Denn er ist anders als Ihr alle. Von allen Männern ist er der Einzige, der ganz fest in sich selber ist, der einzige Mann, der kein Schwanken und Fragen kennt, der Einzige mit vollem Glauben, mit stolzer, unverbogener Seele. Ihr anderen seid alle Schwankende und Zauderer, Euer Herz ist voll Mißtrauen und Zweifel an Euch selber, Ihr trauet sogar Euch selbst nichts Gutes zu — und uns noch weniger. Es giebt Keinen sonst, der lieben könnte mit solchem Glauben. Ihr anderen kommt mit kalter Klugheit an uns heran, Ihr tastet und fragt — o, Jeden von Euch könnte ich betrügen mit lachendem Gewissen: Klugheit gegen Klugheit, List gegen List. Nur ihn nicht. Ihm sich zu verheimlichen ist unmöglich. Sobald ich zur Besinnung kam und den Gedanken faßte, daß er entschlossen sei,

mich zum Weibe zu begehren — denn ein Kind könnte es in seinen Augen lesen — da wußte ich auch, daß es für mich keine Rettung gab vor der furchtbaren Nothwendigkeit, ihm Alles zu sagen. Aber ich fand die Kraft noch nicht in mir zu dem grausamen Bekenntniß; ich wich ihm zitternd aus; ich vermied es, je mit dem geliebten Manne allein zu sein; es waren qualvolle Tage — und endlich erkannte ich: ich werde niemals die übermenschliche Kraft zu dieser Beichte gewinnen. Doch ich würde auch niemals ertragen, mit dieser erstickenden Lüge nur einen Tag lang unter seinen Augen zu leben. Und darum, Henning, in dieser Noth und Wirrniß, in dieser Verzweiflung habe ich Sie mir zur Hülfe gerufen als den Einzigen, der diesen Knoten mir lösen kann."

„Oder wohl auch nur ihn zerhauen kann," antwortete der Baron, nachdem er eine Weile bewegt und nachdenklich zur Erde geblickt. „Valeska — sonderbar — Ihre Worte grade haben eine wunderliche Verwandlung in mir bewirkt. Als ich hierher kam, hätte ich mir kaum etwas Besseres gewünscht, als eben diese Worte von Ihnen zu vernehmen, mein Gewissen durch Sie von dieser Unklarheit befreien zu lassen. Und nun auf einmal, da Sie mehr thun, als bloß mir diese Freiheit zu geben, da Sie selbst es fordern und mich drängen — nun auf einmal erscheint mir Alles von einer anderen Seite und in einem anderen Lichte. Sehen Sie, liebe Freundin, wir beide haben bisher nur immer an das Eine gedacht, unser eigenes Gewissen zu entlasten, uns von einem häßlichen Drucke zu erlösen; aber daran haben wir noch nicht gedacht, uns zu fragen: Welchen Eindruck wird auf diesen Mann unsere unerwartete Eröffnung machen? Und wie wird er sich verhalten nach dieser neuen Erkenntniß? — Valeska, sagen Sie ehrlich: wie, glauben Sie, wird er gegen Sie handeln, wenn er Alles weiß?"

„Verstoßen wird er mich," entgegnete sie tonlos, „er kann ja nicht anders. Und ich — wohl mir, wenn ich dann sterben kann."

„Valeska," fragte der Baron mit einem scharfen und ernsten Blicke, „ist das wirklich Ihre ganze und ehrliche Ueberzeugung? Haben Sie gar keine bessere Hoffnung?"

Sie sah ihn starr an und rief dann plötzlich mit wild ausbrechender Leidenschaft:

„Nein, nein, ich habe gelogen — ich kann nicht sterben, ich will nicht sterben. Auch dann nicht, wenn er mich verstoßen hat. Ich dürste nach Leben, ich habe ja erst angefangen zu leben, es war Alles erst Vorspiel, es zuckt und brennt in mir nach einem volleren Dasein, nach einem überfließenden Glück, meine Sehnsucht zu ersättigen. Das hätte ich hier gefunden, hier allein — und wenn ich hier zurückgestoßen werde — Henning, ich muß noch leben, ich muß, ich muß! Nein, nein, nur nicht sterben! Ich bin keine Emilia Galotti — aber ich bin ganz verloren, wie Emilia es wäre, wenn sie nicht stürbe — Herr Baron, wenn Sie wollen, dürfen Sie mir lieber den Tod wünschen."

Sie legte die Hände über die Augen und zitterte.

„Liebe Valeska," sagte der Baron, „ich meinte etwas Anderes, wenn ich Ihre ganze Ehrlichkeit anrief. Ich weiß es ja doch, Sie haben geheim im Herzen eine bessere Hoffnung; und diese theile ich mit Ihnen. Ich hege den festen Glauben, dieser Mann wird, wenn er Alles weiß, sich in Alles finden und Ihnen in duldsamer Großmuth die Arme öffnen: hat doch sein Meister Jesus von Nazareth auch den Ehebrecherinnen und Magdalenen verziehen."

„Aber er hat sie doch nicht geheirathet!" rief Valeska leidenschaftlich aus, „und o mein Gott, ich wünsche mir ja auch nichts Besseres, als mit meinen Haaren seine Füße trocknen zu dürfen; und diese Magdalena war doch viel, viel schlimmer als ich!"

Der Baron mußte lächeln und fuhr doch gleich wieder ernsthaft fort: „Glauben Sie mir, grade Ihre hochsinnige Redlichkeit wird ihn zwingen, Sie dem Allen zum Trotz, sich selbst zum Trotz zu heirathen. Ihr Glück verlieren Sie nicht durch Ihr Bekenntniß, und Sie werden es behaglicher genießen, von dem Druck des Geheimnisses endlich erlöst. — Und dennoch, ehe Sie dies lockende Glück ergreifen, bedenken Sie sich noch einmal und fragen Sie prüfend: Wie wird die keusche Seele dieses Mannes eine solche Wahrheit ertragen? Oder wie wird sie durch so schroffe Erkenntniß verwandelt werden? Sie preisen selbst als das Besondere, das Einzige an ihm seinen stolzen Glauben, den festen Tritt seines unbesorgten Vertrauens — Sie kennen den seltsamen Begriff, den er kühn sich erträumt hat, von dem reinen, dem vollkommenen, dem schönen Weibe: Sie sind ihm dies schöne Weib, das nicht sündigen kann, Sie sind ihm die Madonna, in der sein Traum sich erfüllt: — und nun auf einmal wird er durch den grellsten Lichtschein aufgeweckt, der festeste Stern seines Glaubens ist ein flatternder Dunst gewesen, das Heiligste, das er verehrte, sieht er befleckt, entstellt, tief im irdischen Staube haftend — Valeska, ich fürchte, dieser eine vernichtend helle Blitzstrahl zerreißt ihm allen andern Glauben auch, zerwühlt ihm auf immer den starken Grund, auf dem er stand: wem soll er noch glauben, was für rein und heilig halten, wenn dies ein Trugbild war? Seine Welt bricht um ihn zusammen, und er steht haltlos da in einem fremden, wirren, unverständlichen Leben. Und begreifen Sie, Valeska, er ist dann auch der Mann nicht mehr, der Sie zur Liebe gezwungen hat. Sie zertrümmern zugleich den Grund, auf dem Sie selber stehen mit Ihrer Liebe. Statt des glaubensvollen Helden finden Sie einen schwankenden Grübler, ein schwächeres Menschenkind als wir alle sind, die wir statt des Glaubens die rechnende Klugheit haben, einen Menschen, den alle die vielleicht verlachen werden, die ihn jetzt verehren — Valeska prüfen Sie sich —"

Er schwieg einige Secunden lang; sein Blick fiel auf das ihm wohlbekannte Madonnenbild, das gegen die Wand gelehnt auf einem Tischchen

Digitized by Google

stand wie auf einem Altare; er führte sie an der Hand dorthin und sagte mit tieferem Nachdruck:

„Sehen Sie diese Madonna an, Ihr Ebenbild: — Valeska retten Sie dieses Bild in seiner Seele."

Sie rang erschüttert die Hände.

„Aber die Wahrheit," rief sie verwirrten Blickes, „wie kann man ihm etwas Anderes sagen als die Wahrheit? Wie könnte man denn seine Augen ertragen mit solcher Lüge?"

„Was ist Wahrheit?" versetzte der Baron eifrig. „Die Wahrheit ist ein vielgestaltiges Ding, das jedem Sterblichen in anderem Gewande erscheint. Oder was meinen Sie, wenn ich einem frommen Kinde, einem gläubigen Volke, das mit einfältiger Inbrunst seinen Gott anbetet in der Gestalt eines gekreuzigten Menschenkindes oder eines schönen alten Mannes mit ehrwürdigem Bart und segnenden Händen, — wenn ich diesem treuen Volke mit unerbittlicher Ehrlichkeit das predigte, was ich für Wahrheit halte: ‚Was Ihr da anbetet, ist nichts als ein Gebilde Eurer kindlichen Phantasie; der wahre Gott kann nicht die Gestalt eines Menschen tragen, sondern er ist reiner Geist, Alles umfassend, Alles durchdringend, nicht über der Welt und nicht neben ihr, sondern in ihr und mit ihr, der Geist des Weltalls selber, und jeder Einzelne von uns ein Theil dieses gestaltlosen Gottes und eins mit ihm; laßt darum ab, zu Bildern und Götzen zu beten!' Wenn ich das den Leuten verkündigte, was mir Wahrheit ist: würden sie Wahrheit von mir empfangen? Nein, wirbelnden Unsinn, der ihr Gehirn zerrüttete; ihre Wahrheit aber würde ich mit plumpem Fuße zertreten. Was ist Wahrheit? Die Worte gehen anders aus meinem Munde und bringen anders zum Ohr dessen, zu dem ich rede. Nicht was wir sprechen ist Wahrheit oder Unwahrheit, nur was gehört wird, kann die eine oder die andere sein. Das, liebe Freundin, bedenken Sie, ehe Sie Ihre Beichte ablegen. Sie werden zu sagen glauben: ‚Ich habe einst eine Sünde begangen, erklärlich aus meinen Lebensverhältnissen, aus meiner Umgebung, verzeihlich, weil liebende Schwäche mich dazu trieb; ich fühle die Kraft in mir, hinfort an Deiner Seite so reinen Sinnes wie je das edelste Weib zu leben.' Aber das ist es nicht, was er hören wird, sondern in seinem Ohr wird es anders klingen: ‚Ich bin ein unreines Geschöpf, gefallen, verworfen, der Frauenwürde baar, unwerth der Liebe, unfähig je wieder rein und schönen Herzens zu werden.' Das wird er hören und Sie wissen genau, es ist die schnödeste Unwahrheit. Darum müssen Sie schweigen, um wahrhaft wahr zu bleiben. Die Vergangenheit ist todt und nur Lebendiges kann eine Wahrheit sein. Begraben Sie das Todte in Ihrer Seele, wie ich es begraben habe, und es ist nicht mehr. In wahrhaft gegenwärtigem Leben aber seien Sie ihm das, was er in Ihnen sieht, seine Madonna, das vollkommene, reine, das schöne Weib; so allein vermögen, Sie vor ihm und vor sich selbst die herrlichste Wahrheit zu

reden. Valeska, hören Sie auf meine Warnung: zerstören Sie das Bild in seiner Seele nicht!"

Sie stand mit herabhängenden Armen starrblickend vor dem Madonnenbilde. Plötzlich hob sie den Kopf und sagte mit einem sonderbaren Ausdruck schmerzlicher Schalkheit im Gesicht:

„Sie müssen wohl Recht haben mit Ihrer Lehre; denn sehen Sie, Alles, was Sie da Schönes sagen, klingt in meinen Ohren doch immer ganz anders, als Sie es sagen. Es klingt immer ganz genau wie: lügen, betrügen — lügen, betrügen. Und das haben Sie doch gewiß nicht sagen wollen. Nein, lieber Freund, ich würde es nicht ertragen können, solche Art von Wahrheit zu ihm zu reden; ich würde seine Augen nicht ertragen können. Aber das Andere auch nicht; es klingt zu süß, zu wunderbar, das schöne Weib — das schöne Weib'; es wäre schrecklich, wenn er dies Bild verlieren müßte. Was soll ich thun? Wie soll ich es ihm retten? Ich muß verzweifeln, ganz verzweifeln. Wenn ich sterben könnte — aber Sterben ist gräßlich, Sterben ist unsagbar schauderhaft. Lieber Freund, nun bitte ich Sie, lassen Sie mich allein; das Schwerste muß Jeder allemal doch in sich selber auskämpfen. Wir haben uns wider Erwarten noch einmal im Leben getroffen; vielleicht nicht zum letztenmal; immer ist es mir tröstlich, einen Menschen zu wissen, der im Geheimen versteht, was meinem Handeln die Richtung gab. Leben Sie wohl. Ich weiß nicht, was ich thun soll — ich muß versuchen, ihm das schöne Weib zu bleiben. Es klingt zu süß, zu wunderbar."

Der Baron küßte ihr die Hand und ging. Von der Schwelle noch einmal zurückblickend, sah er sie andächtig, mit gefalteten Händen vor dem Madonnenbilde stehen. Ein sonderbares Lächeln glitt schnell über seine Lippen.

„Das schöne Weib!" murmelte er und nickte befriedigt.

* * *

Wenige Tage nach diesem erhielt der Baron einen Brief des folgenden Inhalts:

„Hochedler Freiherr, Gönner und Spießgeselle!

Es würde mir ungewöhnlich lieb sein, Sie zu sprechen — leider kann es nur auf meiner Bude geschehen, woselbst ich krumm geschlossen liege. Zwar sind noch ziemlich viele meiner Knochen ganz, doch nicht genug, um mich zum Tempel des Bacchus zu schleppen. Für Speisen und Getränke ist gesorgt. Auch lagert hier für Sie ein rosa Briefchen von unbekannter Hand; was man durch den Umschlag entziffern kann, ist gänzlich ungenügend für das Verständniß. Also erlösen Sie mich bald von dieser Tantalusqual. Zur Belohnung lese ich Ihnen auch einen und den anderen schönen Spruch des Jesus Sirach vor, z. B.:

‚Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen?

Nämlich, wo man beim Wein liegt und kommt auszusaufen, was eingeschenket ist.

Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein.

Aber darnach beißet er wie eine Schlange und sticht wie eine Otter.

So werden Deine Augen nach anderen Weibern sehen, und Dein Herz wird verkehrte Dinge reden . . .‘

Und weiter:

‚Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Halsband . . .‘

Von dieser meiner Schriftgelehrsamkeit dürfen Sie aber beileibe Nathanael Munk nichts sagen. Oder meinetwegen, thun Sie's: er versteht ja doch nichts von der Schrift. Wozu hätte er sie denn studirt?

Es grüßt Sie harrend

Ihr ergebener

Pinehas (Sic! — Ohne Hophni).

Der Baron ließ unverzüglich anspannen.

„Du bist jetzt so unruhig," sagte seine Gemahlin, „Du fährst so viel in die Stadt."

„Immer wieder Gymnasialangelegenheiten," entgegnete er freundlich, „man muß den Herren auf die Finger sehen. Wozu sind wir Curatorium."

„Ich weiß, Du sagst mir die Wahrheit?" sprach sie sanft mit einem leise fragenden Ton.

„Was ist Wahrheit?" versetzte er mit einem munteren Lächeln, küßte sie auf die Stirne und ging.

Er fand Pinehas in einem großen Ohrenlehnstuhl am Fenster sitzend, den Kopf und die linke Schulter stark verbunden, einen Eimer Eis zu seiner Seite.

„Was ist denn das?" rief der Baron, „Sie sind verwundet? Und wo ist Ihr Hophni?"

„Abcommandirt," antwortete Pinehas gemächlich. „Setzen Sie sich, Baron. Die Schmisse sind natürlich unbedenklich. Hophni wird mir doch nicht ernstlich ans Leder gehen."

„Alle guten Geister!" rief der Baron in höchstem Erstaunen, „Sie haben sich doch nicht mit Hophni geschlagen?"

„Mit wem denn sonst?" entgegnete Pinehas. „Ich schrieb es Ihnen ja doch schon. Ich schlage mich immer nur mit dem anständigsten Menschen, den ich am Ort grade auftreiben kann. Natürlich in voller Freundschaft. Bestimmungsmensur."

Der Baron schüttelte den Kopf. „Sie werden mir kaum einreden wollen, daß da nicht etwas Ernsteres im Spiele wäre."

„Wie Sie es nennen wollen; ich finde es nur scherzhaft. — Es ist Ihnen doch bekannt geworden, daß Fräulein Valeska Zarnikow heimlich dieser verderbten Stadt den Rücken gekehrt hat? Contractbruch selbstverständlich."

„Nicht möglich!" rief der Baron erschrocken. „Keine Ahnung habe ich — Und wie ist das denkbar — grade jetzt —"

„Und Hophni auch," setzte Pinehas gelassen hinzu.

„Lieber Freund, ich wollte, Sie entschlössen sich, vernünftig mit mir zu reden. Oder wenn Sie Wundfieber haben —"

„Ganz ohne Bedeutung, theurer Freund. Und regen Sie sich nicht auf. Lassen Sie mich nur zu Worte kommen Die Geschichte ist ja so unendlich einfach. Nichts weiter als dies: Fräulein Valeska erklärt uns vor drei Tagen feierlich, sie sei gesonnen, durchzubrennen. Grund: übermäßige Langeweile am hiesigen Platze. Sie sehen: äußerst plausibel. — ‚Ganz mutterseelenallein?' fragen wir mitleidsvoll. Da platzt sie heraus: ‚Wenn Einer von Ihnen mein Reisemarschall sein will, habe ich nichts dagegen.' — Aber Sie hätten sie dabei sehen müssen. Denn eine Sehenswürdigkeit war's. Wenn sie mit demselben Tonfall und Gesichtsausdruck declamirt hätte ‚Den Kopf ihm ab', das verwöhnteste Publicum hätte stürmischen Beifall geklatscht. Aber daneben flackerte in ihren Augen etwas ganz Anderes, Wildes, Tolles, Ueppiges, Zigeunerhaftes, etwas, das mich immer wieder an Hophnis verrückten Wüstentraum denken ließ — ich habe mal irgendwo eine Geschichte gelesen von einer buhlerischen Königin, die ihre Liebhaber je nach einmaligem Gebrauche köpfen ließ: so etwas hätte man ihr auch zutrauen mögen. Die Kerlchen sollen übrigens alle einverstanden gewesen sein, daß dies bischen Köpfen gar nicht in Betracht käme gegen das genossene Vergnügen. Ich will es glauben, wenn die Person annähernd so verführerisch ausgesehen hat, wie unsere Valeska in jenem Augenblicke; so etwas sollte in einem geordneten Polizeistaate gar nicht erlaubt sein. Neugierig bin ich in der That, ob Hophni mit oder ohne Kopf zurückkommt; wundern will ich mich über garnichts. Doch ehe ich's vergesse, es war noch eine geheime Clausel bei dem Vertrage, die auch Sie angeht: ein feierlicher Schwur; kein Mensch außer uns und Ihnen, am allerwenigsten aber College Munk, dürfe je von der Sache etwas erfahren, nämlich von der Begleitung; das Durchbrennen war natürlich nicht geheim zu halten, brauchte es auch gar nicht. Natürlich begriffen wir nun ungefähr. Entweder hat sie sich mit Munk gezankt, oder dies alte Kameel hat einfach wider Erwarten nicht anbeißen wollen. Duobus litigantibus tertius gaudet. Aber das Gaudium hatte seinen Haken; ein derartiges Durchbrennen war in firma nicht gut zu machen. Also Trennung von Tisch und Bett. Und da ergab sich das Ungeheure, Himmelschreiende,

Lächerliche, ja vollkommen Dumme: Hophni und Pinehas waren beide zur gleichen Stunde ergriffen von der gleichen Kinderkrankheit. Solche Ansteckungsfälle sind bekanntlich festgestellt bei den erwachsensten Männern, Masern, Scharlach, Croup, Alles was sonst bei unseren Kleinen gebräuchlich ist. Diesmal war's eine Art Drehkrankheit, scheint mir, erotische Tuberkeln im Gehirn oder Aehnliches. Solche Anfälle muß man hinnehmen als ein unverschuldetes Schicksal. Natürlich verständigten wir uns mit einem Blicke. Die Partie stand völlig gleich, also Würfel oder Waffen. Aber Würfel waren uns zuwider; die Sache saß tiefer. Pistolen sind feige und heimtückisch, Schläger kindisch, also krumme Säbel. Bis zur Entführungsunfähigkeit. Fertig. Hophni hat mich noch mit aller Sorgfalt hier eingepackt und ist dann auf Reisen gegangen. Heil ihm! Die Schulmeisterei ist er los. Sie sind nach dem Süden. Wir haben ein Viertel unserer Erbschaft an die Sache gewandt; das giebt ein Jahr lang ein Götterleben für sie. Länger kann ich Hophni nicht entbehren. Bis dahin muß ich mich so behelfen. Vorläufig geht es auch ganz gut; so ein Krankenlager hat sein Behagliches, man kommt endlich einmal zur Ruhe und inneren Sammlung. Und dann habe ich drüben den Munk; ein vortreffliches Beobachtungsobject. Leider jedoch muß ich von ihm höchst Ungünstiges aussagen: der Kerl ist herzlos im Grunde; diese Idealisten sind alle herzlos. Man sollte doch meinen, anständigerweise müßte er in Schmerz und Gram ob der entschwundenen Liebsten vergehen, müßte wüthen und toben, Selbstmordversuche anstellen und dergleichen. Aber nichts von dem Allen, keine Spur von einem reell gebrochenen Herzen. Im Gegentheil; er sitzt und schwärmt mit weit entzückterem Angesicht als je zuvor seine Madonna an. Stundenlang, sage ich Ihnen. Einmal habe ich ihn sogar auf den Knieen rutschen sehen. Ein Bild vollkommenster Glückseligkeit. Hie und da einmal wischt er sich die Augen, das ist wahr. Aber das ist auch Alles und geht im Handumdrehen vorüber. Da bin ich doch eine tiefere Natur, mir ist in diesem Punkte hundserbärmlich ums Herz. Es geht allerdings auch vorüber, kommt aber in ungleich kürzeren Intervallen wieder als bei ihm. Er ist in Wahrheit mehr in das Bild verliebt als in sie selber: da liegt's. So sind die Idealisten. Und das muß man ihm freilich lassen: der Vernünftigste unter uns ist er. Hophni verthut sein Geld in der sinnlosesten Weise; ich hocke hier und blase Trübsal; Nathanael aber denkt vermuthlich: ‚Wenn sie schwindsüchtig ist, hätte sie mir ja doch nicht viel genützt.

Laß fahren dahin!
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich Gottes muß uns doch bleiben.‘

Und so ist er getröstet."

„Schwindsüchtig?" unterbrach ihn der Baron, „Wer? Fräulein Valeska doch nicht? Das war ihr wahrhaftig nicht anzusehen."

Pinehas lachte.

„Sie sind doch sonst ein heller Kopf, Baron! Das hat sie ihm als Grund ihrer Flucht geschrieben: unheilbare Krankheit, erblich — verstehen Sie Baron, erblich! Gewissenhafte Menschen heirathen nicht mit solcher Krankheit im Leibe. — Uns hat sie zur Bestätigung dieser Aussage eidlich verpflichtet; und Sie, Baron, gehören als Dritter zu den Verschworenen. So werden die begeistertsten Wahrheitsfreunde zu Lügnern gemacht, bloß damit das eitle Ding in den Augen eines verliebten Schwärmers eine Heilige bleibe. — Sie hätten uns übrigens nicht zu verschweigen brauchen, Herr Baron, daß Sie mit der Dame in Briefwechsel stehen; wir hätten wahrhaftig nichts dabei gefunden. Es ist etwas so sehr Unschuldiges. In dem rosa Briefe für Sie wird wohl jene treuherzige Aufforderung zum Lügen stehen; er liegt dahinten auf dem Schreibtisch."

Der Baron trat hastig dorthin, erbrach den Brief und las:

„Es ist unmöglich, ich kann an seiner Seite nicht leben. Aber das Bild soll ihm bleiben. Sterben kann ich nicht, ich kann nicht; ich dürfte wie im Fieber nach Leben. Es soll in ewigem Taumel sein, aber leben muß ich. Denken Sie von mir, was Sie wollen — nur Ihn lassen Sie Gutes denken!

Ihre ergebene

Valeska."

Der Baron faltete den Brief zusammen und steckte ihn schweigend in die Tasche. Pinehas beobachtete ihn scharf und sagte lächelnd:

„Nach dem Ausdruck Ihrer frommen Augen zu schließen, muß etwas sehr Rührendes in dem Briefe stehen. Ich merke, auch Sie sind so gemüthlos nicht wie dieser Munk. Wie denken Sie im Allgemeinen über diese neueste Form seiner Heiligenverehrung?"

Der Baron zuckte die Achseln. „Ich denke, daß Munks Madonna eine äußerst wunderliche Heilige ist."

„Ein räthselhaftes Geschöpf," bekräftigte Pinehas, „im Schlaf eine Madonna, im Wachen eine Bacchantin. Wer will entscheiden, welches von beiden Gesichtern die Wahrheit spricht?"

„Glücklich der Glaubende," sagte der Baron, „was ist Wahrheit?"

Er trat ans Fenster und starrte lange schweigend über die Straße nach dem stillen Hause hinüber, das Nathanael Munk bewohnte.



Ernst Leyden.

Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Professoren-Jubiläum am 6. April 1890.

Von

Martin Mendelsohn.

— Berlin. —

„Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein.“

Zu dem großen Sydenham kam eines Tages ein lernfreudiger Schüler mit der Bitte, er möchte ihm den medicinischen Schriftsteller, das bedeutende Werk nennen, das er lesen und studiren müßte, um die beste Belehrung für seinen künftigen Beruf als Arzt daraus zu schöpfen. Der Meister antwortete ihm: „Lies den Don Quixote!“ Heute sind allerdings die Aerzte, welche das Leben und die Thaten des sinnreichen Junkers von la Mancha studiren, um daraus zu lernen, an den Fingern Einer Hand zu zählen; aber Andere sind an die Stelle des spanischen Klassikers getreten, und auch heute noch kann der Komödiant den Pfarrer lehren. Und in erster Linie der erstaunliche Emile Zola.

In seiner „Joie de vivre“ kommt eine Episode vor, welche für die weitverbreitete Art der Auffassung des ärztlichen Berufs in unserer Zeit recht charakteristisch erscheint. Ein junges Mädchen erkrankt heftig und plötzlich, und die Angehörigen, besonders der Bräutigam, befürchten Diphtherie und schweben in Todesangst. Das Mädchen leidet sehr unter hohem Fieber und starken Schmerzen und droht, wenigstens für ihre Umgebung, zu ersticken. Nach langen, bangen Stunden erscheint der brave Landarzt

Digitized by Google

Cazenove, sieht ihr in den Hals, meint, es hätte nichts zu bedeuten, und geht wieder.

— Je reviendrai demain vers midi, dit-il à Lazare dans le corridor. Tranquillisez-vous ... Il n'y a que de la souffrance.

— N'est-ce donc rien, la souffrance! cria le jeune homme. On ne devrait pas souffrir.

Cazenove le regarda, puis leva les bras au ciel, devant une prétention si extraordinaire, et partit. —

Daß dem Arzte die Forderung, die Kranke solle nicht leiden, als prétention extraordinaire erscheint, hat seinen tiefen Grund in der heutigen Ausbildung der Aerzte und in dem augenblicklichen Stande der medicinischen Wissenschaft. Der Arzt früherer Tage wirkte mehr durch sich selbst, als durch seine Wissenschaft. Die Medicin war subjectiv und der Arzt mußte, wenn er Geltung haben wollte, ein „denkender Arzt" sein. Denn es war ihm in jedem einzelnen Falle überlassen, bei der mangelnden positiven Grundlage des Wissens, die zerstreuten Erscheinungen der Krankheit durch Deutungen über Entstehung und Zusammenhang zu einem Ganzen, zu einem Gesammtbilde zu vereinigen, ob er nach diesem oder jenem Systeme curirte oder ob als Eklektiker nach seiner eigenen hippokratischen Beobachtung und Erfahrung. Was ihm an möglicher Erkennung der Krankheit abging, was seine Mittel nicht leisten konnten, mußte er durch eine auf die Person berechnete vertrauenerweckende Sicherheit und Menschenkenntniß ausführen. Seine Aufgabe war vielleicht schwieriger als jetzt, denn er hatte es nicht mit dem Objecte einer Krankheit, sondern mehr mit der Person des Kranken zu thun, aber dafür auch um Vieles erfreulicher und befriedigender. Alles hing an seiner Persönlichkeit, und er genoß das Vertrauen, welches nur der persönliche Eindruck hervorruft. Um die Ursachen zu erforschen, mußte er Psychologe sein und Menschen und Verhältnisse beurtheilen, um mit Rücksicht darauf den Heilplan zu entwerfen; der alte Arzt kam seinen Kranken näher, er mußte und durfte in Haus und Familie sich eindrängen, er sollte und wollte zum Hausarzt auch Hausfreund sein. Den „alten Heim" kannte jedes Kind in Berlin; die Wissenschaft kennt ihn nicht.

Tempi passati. Heute ist es gleichgültig, wer am Bett steht, aber er muß verstehen, zu untersuchen, zu erkennen, zu diagnosticiren. Der Arzt tritt vor ein Object, welches er betrachtet, beobachtet, befragt, befühlt, behorcht, beklopft, gleichgültig wo er es findet, in welchen Verhältnissen, unter welchen Bedingungen. Der Kranke wird zum Gegenstand. Die Medicin ist eben zu solchem Umfange angewachsen, hat so viele Hülfswissenschaften, so viele früher getrennte Zweige in sich aufgenommen und mit ihrem Wissen durchdrungen, daß unmöglich der Einzelne sie in allen ihren Theilen noch mit gleicher Gründlichkeit studiren und ausüben kann; die Wissenschaft bleibt zwar eine einheitliche, aber der Beruf des Arztes scheidet sich nach

Digitized by Google

ihren Zweigen. Die Folge davon ist, daß sich die früheren persönlichen Beziehungen lockern und ganz aufhören, denn man gewöhnt sich den Arzt zu wechseln und wählt ihn je nach der Krankheit; und andererseits verlieren sich beim Arzt gewisse Rücksichten, welche der frühere intime Umgang veranlaßt hatte. Der allverehrte Arzt, den früher jede Stadt aufzuweisen hatte, ist verschwunden, und die berühmten Namen in der Medicin giebt es nur noch bei den Specialisten.

Ob für das Publicum dieser Wechsel, dieser „Fortschritt“ wirklich ersprießlich ist, oder ob nicht vielmehr in praxi der Gewinn an größerer Wissenschaftlichkeit bei weitem durch den Verlust an eben jener liebevollen Berücksichtigung der Individualität des Kranken und seiner speciellen Verhältnisse aufgewogen wird, ist wohl kaum zweifelhaft; zumal da die Therapie, die eigentliche Heilung der Krankheiten, in erster Linie der inneren Krankheiten, aus diesem Fortschreiten der wissenschaftlichen Medicin gerade den geringsten Gewinn gezogen hat. Denn der Specialist vergißt über der Krankheit nur allzu leicht den Kranken.

Doch trotzdem giebt es noch Specialisten, welche dabei auch Aerzte geblieben sind, welche, bei aller Sachkenntniß in ihrem eigensten Gebiete, die große Zahl der neben der directen Einwirkung auf das gerade erkrankte Organ für einen vollkommenen Heilzweck unbedingt nothwendigen Factoren — die „Sorge um den Kranken“ im weitesten Sinne des Wortes — anzuwenden wissen und gern anwenden; für die nicht bloß, wie es leider anderorts häufig der Fall ist, das einzelne kranke Organ existirt, sondern die sich um ihren Kranken „kümmern“, für die er ein leidender Mensch ist, der in all seinem Empfinden, in seinem ganzen Sein durch die Krankheit gestört und gequält ist, und der demgemäß auch behandelt werden muß. Curiren kommt von curare, sich sorgen, sich kümmern. Ein jeder dieser Specialisten im besten Sinne des Wortes wirkt unendlich segensreich, wo immer und in welchem Kreise er seinen Beruf ausüben mag; hat ihn jedoch hervorragendes Können und ein gütiges Geschick auf einen Platz gestellt, wo er nicht nur durch die That, sondern auch durch Lehre wirken kann, wo er einer ganzen Generation von Aerzten „durch seine That und sein Kunstwerk“ ein Beispiel bieten kann, das für ihr ganzes Leben vorherrschend bleiben und Anschauung wie Ausübung des Berufs dauernd beeinflussen kann, so sind die wohlthätigen Folgen seiner Lebensthätigkeit so unabsehbare, daß sicher weite Kreise ein mehr oder minder directes Interesse an einer solchen Persönlichkeit haben müssen und sich bei passender Gelegenheit immer wieder aufs Neue gern auf sie hinweisen lassen. —

Ernst Leyden feiert in diesen Tagen das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Ernennung zum ordentlichen Professor. Gern folge ich der Aufforderung der Redaction dieser Blätter, zu dem Bilde meines verehrten Lehrers einige begleitende Worte zu schreiben; bei der Würdigung seiner Persönlichkeit, als Forscher und Lehrer, als Arzt und Mensch müssen

naturgemäß in dieser Zeitschrift die Verdienste des Gelehrten um den Ausbau seiner Wissenschaft, welche einem größeren Publikum im Detail vorzuführen nicht angebracht ist, zurücktreten und den Erfolgen des Lehrers und des Arztes, sowie den Qualitäten des Menschen den Vorrang lassen. Es bleibt auch so noch genug des Bemerkenwerthen übrig.

* * *

Der Regierungsrath Ferdinand Leyden in Danzig besaß unter seinen vier Kindern, neben drei Töchtern, in Ernst Leyden den einzigen Sohn, der ihm am 20. April 1832 geboren wurde. Der Vater sowohl wie dessen Gemahlin zeichneten sich durch reiche geistige Begabung aus, und besonders der Regierungsrath Leyden, der sich einer reizenden dichterischen Gabe erfreute, schien im Besitze jenes Ringes zu sein, der die geheimnißvolle Kraft hatte, den. der ihn trug, vor Gott und Menschen angenehm zu machen; dazu war er einer der liebenswürdigsten Gesellschafter und gütigsten Menschen und liebte es, bei Tafel und in heiterem Kreise mit Erfolg zu improvisiren. Im Jahre 1840 verlegte die Familie ihren Wohnsitz nach Marienwerder, wohin der Vater auf seinen Antrag aus Gesundheitsrücksichten versetzt worden war.

Doch dieser Wechsel sollte die Katastrophe nicht abwenden können: als der kleine Ernst kaum zwölf Jahr alt geworden war, besaß er keinen Vater mehr. Ein Herzleiden hatte dessen Leben auf dem Rückwege vom Bade Nenndorf, wo er vergeblich Heilung zu finden gehofft hatte, ganz plötzlich ein Ziel gesetzt; in Helmstedt verstarb er am 6. August 1844, und sein letzter Gedanke hatte sich, wie der dortige Geistliche später der Familie mittheilte, mit Sorge dem Sohne zugewandt, den er in so frühen Jahren zurücklassen mußte.

Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser. War der Verstorbene edel gewesen, hülfreich und gut gegen Jedermann, so war man es nun wiederum auch allseitig gegen seine Familie, die ihres Schützers und Ernährers so plötzlich beraubt war. Besonders des Knaben nahm man sich sorgsam an, und der treffliche, liebenswürdige Director des dortigen Gymnasiums, Lehmann, stellte ihn unter seinen persönlichen Schutz, überwachte seinen Umgang und seine Arbeiten, und sorgte für ihn, bis er mit siebenzehn Jahren das Gymnasium absolvirt hatte. Es war eine enge, beschränkte Kindheit, doch keine unglückliche, und wenn auch den vier Kindern nur ein gemeinsames Arbeitszimmer zur Verfügung stand, in dem „Lernen" der einzige Gedanke war, der Alle beschäftigte, so haben sie doch sicherlich in späteren, schönen Tagen sich gern der kleinen Oellampe mit grünem Schirme erinnert, um welche sie herum saßen, still in ihre Arbeiten vertieft, daß keins das andere störte; bis dann plötzlich der Bruder mit dem Rechte des Stärkeren die unsäglichen Leiden des Dulders Odysseus oder Achills göttlichen Zorn mit Emphase zu declamiren begann, und

Digitized by Google

nur dadurch zum Schweigen gebracht werden konnte, daß die drei Schwestern in zielbewußter Coalition Gleiches mit Gleichem vergalten. Doch die Frau Rath wußte immer den Frieden bald wieder herzustellen. Und als Ernst Primaner wurde, da machte sie ihm die Freude eines eigenen Zimmers, in welchem in wöchentlichen Versammlungen eine Anzahl Freunde zusammenkam, um sich gegenseitig ihre — Gedichte vorzulesen; Ernst Leyden galt bald als das anerkannte Haupt dieses Jugendbundes, und es wurde mit solcher Begeisterung declamirt, daß die Schwestern mit ihren Freundinnen unter den Fenstern des Zimmers auf und ab gingen und lauschten. Eine von ihnen, die jüngste, welche später die Gemahlin des Professors Boetticher in Berlin wurde, hat sich weiterhin selber mit Erfolg der Dichtkunst zugewendet und ist, unter einem Pseudonym, eine angesehene und anerkannte Schriftstellerin geworden.

Doch nun mußte ein Beruf gewählt werden, und die Musen wurden verabschiedet. „Das Genie, es will gleich oben aus": der junge Mann wollte durchaus Jurist werden, weniger aus einer besonders tiefgehenden Neigung als aus dem Grunde, daß alle seine Schulfreunde Juristen wurden und in Marienwerder überhaupt das Jus als das vornehmste Studium galt. Das ging aus äußeren Gründen nicht an. Der Vormund und Hausarzt der Familie, Doctor Burkhardt, schlug der Mutter vor, sich für den Sohn um einen Platz in der Pepinière zu bewerben, auf welchen sie Aussicht und Anwartschaft hatte, nicht allein, weil der Vormund das Gesuch befürworten wollte, sondern auch weil der Vater ein intimer Freund des berühmten Dieffenbach gewesen war, der maßgebenden Einfluß in der Pepinière hatte. Auf diese Weise konnte der Sohn, dessen frühzeitig zu Tage tretende außergewöhnliche Begabung und Veranlagung unter allen Umständen auf das Studium wies, am ehesten auf eigene Füße gestellt werden: dat Galenus opes — wenigstens that er dies noch zu jener Zeit. Ernst war unglücklich. Unter Thränen erklärte er: „Lieber Schuster werden als Arzt!" und fügte sich nur der Nothwendigkeit und der Hoffnung, seiner Familie sich nützlich zu erweisen. Er hat es nicht zu bereuen gehabt.

So reiste er denn schweren Herzens nach Berlin, um Militärarzt zu werden, und nun, wo der Entschluß einmal gefaßt war, führte er ihn auch mit der groß angelegten Naturen eigenen Willensstärke und eisernen Consequenz durch. Freilich war für einen jungen Mann das Leben in jenem großen, grauen, ein wenig kasernenmäßig angehauchten Hause an der Weidendammerbrücke, wo der Geist fest dressirt wurde, kein gerade übermäßig heiteres, zumal nicht bei einem jährlichen Zuschuß von sechzig Thalern; doch fand er in der Familie eines entfernten Verwandten, des Justizraths Klebs, freundliche Aufnahme und in dessen beiden Söhnen Freunde mit künstlerischer Begabung und künstlerischen Kenntnissen, welche ihm gleichfalls Interesse für die Kunst einzuflößen wußten und auch seine nicht unbe-

Google

deutende poetische Veranlagung nicht ruhen ließen. Besonders eifrig las er Shakespeare, den er bei seinem außergewöhnlichen Gedächtnisse noch heute großentheils auswendig kennt, und neben diesem Giganten war Heine sein Liebling, den er in einer vollständigen Ausgabe besaß, von welcher er sich jedoch, bezeichnend für seine stete Anhänglichkeit an die Seinen, trennte, um sie seiner jüngsten Schwester zum Geburtstage zu schenken. Gerade bei einem Arzte, bei dem die allgemein menschlichen Eigenschaften seiner Persönlichkeit auch für seine Berufsthätigkeit ganz besonders maßgebend sind, verdienen derartige kleine Züge hervorgehoben zu werden.

Tout passe, tout casse, tout lasse. Die Studentenzeit ging vorüber und mit ihr Shakespeare und Heine. Mit einem Fleiße, welcher die unverhohlene Bewunderung seiner Kameraden stets von Neuem erregte, hatte Leyden Alles, was ein Schüler in seinem ihm schnell lieb gewordenen Berufe zu lernen vermag, sich zu eigen gemacht, und schon erwachte in ihm der Forscher. „Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen; zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen." Doch zunächst hieß es, des Königs Rock anziehen und das Leben nach des Dienstes ewig gleich gestellter Uhr regeln. Als 1854 das letzte Examen mit Auszeichnun bestanden war, trat Leyden als Militärarzt in die preußische Armee ein und avancirte in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum Stabsarzt. Wie es das Soldatenleben mit sich bringt, ging es im raschen Wechsel von einem Orte zum anderen; zuerst nach Düsseldorf, dann nach Danzig und Gumbinnen, und schließlich nach Königsberg. Hier, am Sitze der Universität, hatte der junge Militärarzt endlich die ersehnte Gelegenheit, wieder mit der Wissenschaft und deren Vertretern in engste Berührung zu kommen, und die eifrige Bethätigung dieses Strebens, sowie die immer deutlicher zu Tage tretende hervorragende Begabung und wissenschaftliche Veranlagung Leydens hatten zur Folge, daß er von seinen Vorgesetzten zur Ueberweisung an das Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin, eben die Pepinière, jene Akademie, in welcher er noch vor Kurzem selbst als Schüler gewesen und in der er nun die Lehrer bei der Ausbildung neuer Schüler unterstützen sollte, vorgeschlagen und auch im Jahre 1859 in der That dorthin abcommandirt wurde.

Dies war entscheidend für seine ganze spätere Entwicklung. Das größte Krankenhaus in Deutschland, die königliche Charité, war zu jener Zeit in noch weit höherem Maße als dies heute der Fall ist, eine fast ausschließliche Domäne der Militärärzte, wenigstens was die Stellen der Ober-, Assistenz- und Unterärzte anbetraf. Die dirigirenden Aerzte dagegen werden mit gutem Bedacht fast ausnahmslos aus den Reihen der ersten Kliniker der Berliner Universität ernannt, und nur die unbedeutenderen Abtheilungen haben auch ein militärisches Oberhaupt. Es liegt auf der Hand, von welch enormem Werthe es für einen jungen Arzt sein mußte, zumal wenn er sich der sogenannten wissenschaftlichen Laufbahn widmen wollte, an diesem Krankenhause, mit seinem überreichen Kranken-

materiale, unter Leitung der ersten Autorität auf dem betreffenden Specialgebiete, zu welchem die einzelne Abtheilung gehörte, arbeiten zu können; aber wie gesagt, mit wenigen Ausnahmen wurden nur die Militärärzte der großen Vortheile dieser Stellungen theilhaftig. Auch heute ist es beinahe noch ebenso; wenn auch langsam, so doch, wie es scheint, unaufhaltsam bröckelt eine dieser einseitig besetzten Positionen nach der anderen ab, und das größte Krankenhaus Deutschlands wird nicht mehr zu Gunsten einer einzelnen Klasse von Aerzten der Allgemeinheit derselben vorenthalten. Freilich bedurfte es seinerzeit keines geringeren Eingriffes als der Revolution, um diese Erschließung möglich zu machen, und auch da noch mußte ein Ludwig Traube kommen, um im Jahre 1848 als erster Civilassistent an der Lateinischen Klinik der Charité — wenn auch ohne Gehalt — angestellt zu werden.

Was demnach Anderen die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bot, gereichte Leyden zum Glück. Nachdem er kurze Zeit in der Pepinière selbst als Instructor thätig gewesen, wurde er schon im Jahre 1860 als Assistenzarzt an die unter Leitung des nunmehrigen Geheimen Medicinalrathes und Professors Traube stehende propaedeutische Klinik commandirt, und damit begann aufs Neue das Lernen und bald auch das selbständige Forschen. Welch großes Gewicht übrigens Leyden selbst auf diese Stellung an der Charité legte, und wie wenig er geneigt war, deren hohe Bedeutung für eine weitere Carrière zu unterschätzen, hat er später selber ausgesprochen, als er am 11. December 1876 in der Universität, von der Kanzel der Aula herab, seinem verstorbenen Lehrer, dessen Nachfolger er nun geworden war, die Gedächtnißrede hielt und dessen Entwicklungsgang schilderte: „Somit war Traube nach langen, harten Kämpfen und Drangsalen in einen Hafen eingelaufen, nicht den Hafen der Ruhe, wohl aber gedeckt vor Stürmen und Unwettern. Er hatte nunmehr die Bedingungen für seine fernere Fortentwicklung gefunden, er war auf einen Platz gestellt, wo er nicht nur die Möglichkeit, sondern die Aufgabe hatte, wissenschaftlich zu wirken, wo er seine volle Energie und Fruchtbarkeit entwickeln konnte. Nicht ohne Grund hat Traube bei Gelegenheit seines 25jährigen Charité-Jubiläums seinen Eintritt in dies Krankenhaus als das größte Glück seines Lebens bezeichnet. Denn erst hierdurch war ihm die Möglichkeit gegeben, das zu werden, was er geworden ist; ohne dies hätte sein Talent wie eine Pflanze ohne Luft und Licht verkümmern müssen."

Doch damals lebte Traube nicht nur noch, sondern stand auf der Höhe seiner Leistungen und seines Ruhmes, und die Gelegenheit zu ärztlicher Thätigkeit und wissenschaftlicher Forschung war gerade zu jener Zeit und in jener Klinik eine schier überreichliche. Traube war der Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland geworden. Vor ihm ragte in den medicinischen Fächern allein die Physiologie hervor, in welcher das Experiment durch Johannes Müller auf deutschen Boden verpflanzt, gepflegt

und vervollkommnet war, während in den speciell medicinischen, den klinischen Wissenschaften überall sonst ein Ringen, ein Dämmern, vielfach jedoch tiefe Dunkelheit herrschten. Hierin war Wien allen anderen medicinischen Facultäten voraus; die pathologische Anatomie hatte sich unter Rokitansky zu einer allgemeinen Pathologie erhoben, und durch Skoda war die Entdeckung der Auscultation, die Wiederentdeckung der schon früher in Oesterreich geübten Percussion nicht nur eingebürgert, sondern auf einer wissenschaftlichen, physikalischen Basis neu errichtet worden, und die Möglichkeit war nun gegeben, exacte pathologisch-anatomische Diagnosen zu stellen. Traube, der theils durch den Gang seiner Studien, theils in Folge der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche man sich allseitig bemühte, ihm in den Weg zu legen, mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe auf das Experiment hingeführt worden war, fügte mit glücklicher Hand dieses und die vervollkommneten Berliner physiologischen Methoden zu den klinischen Untersuchungsmethoden der Wiener Schule, und seit dem Erscheinen der „Beiträge zur experimentellen Pathologie" mit der epochemachenden Vorrede des ersten Heftes, das unter Anderem auch die berühmte Arbeit Virchows „über die Verstopfung der Lungenarterien und ihre Folgen" enthielt, datirt die Bildung der jungen Berliner Schule, welche alsbald zu hellem Ruhmesglanze emporgedieh.

Als nun Leyden im Jahre 1860 Traubes eigenster Schüler und Helfer wurde, gehörte dieser unbedingt zu den beliebtesten und berühmtesten Klinikern, und nicht allein der Berliner Universität. Schönlein hatte sich im Jahre 1859 zurückgezogen und Traube gleichzeitig einen an ihn ergangenen Ruf nach Breslau abgelehnt. Der Zudrang zu seiner Klinik war ein außerordentlicher; Einheimische und Fremde, Studenten und Aerzte suchten dieselbe auf, und gerade seit dem Eintritte Leydens betheiligte sich auch das Friedrich-Wilhelms-Institut officiell an der propädeutischen Klinik. Und dabei blieb Traubes Einfluß als Lehrer weder auf die wenigen Lehrstunden noch auf die gemeinsamen Krankenvisiten beschränkt; er liebte es von jeher, sich mit jüngeren Männern zu umgeben und mit ihnen wissenschaftliche Gespräche zu führen, er war mittheilsam und belehrend auf Spaziergängen und im eignen Hause, und wenn er so weit über den Kreis seiner Schüler hinaus belehrend und belebend wirkte, so war für diese der persönliche Verkehr mit ihm von unberechenbarem Nutzen. Daß er seine ärztliche Umgebung auch zur Beihülfe an seiner nie rastenden Thätigkeit im Laboratorium zuzog, ist selbstverständlich; und für diese wieder war es wichtig, daß er, was nicht Jedermanns Sache ist, zu selbständigen Arbeiten anregte und diese jeder Zeit durch Rath und That förderte.

Und grade in jenen Jahren, wo Leyden Traube zur Seite stand, schien es, als ob ein glückliches Geschick es hätte fügen wollen, daß der Schüler und dereinstige Nachfolger des Meisters Zeuge und Mithelfer der bedeutendsten und für die Wissenschaft nachhaltigsten Arbeiten des Lehrers

werden sollte. In dieser Zeit brachte Traube seine Fiebertheorie, welche er seit dem Jahre 1851, wo in den Charité-Analen seine berühmte Arbeit „über Krisen und kritische Tage“ erschienen war, in bewundernswerther Weise durchdacht und ausgebildet hatte, zum Abschluß; setzte er seine Untersuchungen über die Digitalis fort, welche ihn zur Erkenntniß der Thätigkeit der vitalen Nerven-Centra führten; wandte er sich der Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Ursache der Erstickungserscheinungen zu, welche die Wirkung des Sauerstoffs und der Kohlensäure im Körper klarstellten und auf die Lehre von der Athmung ein neues Licht warfen; und — the last not least — veröffentlichte er, wie zu jeder Zeit, seine klinischen Arbeiten, welche klassisch waren durch die scharfe objective Beobachtung und ihre präcise Kürze, und von denen hier nur der Aufsatz über das Eindringen seiner Kohlentheilchen in das Innere der Luftwege und der Lunge erwähnt werden mag.

Eine Natur wie diejenige Leydens, die nur darauf gewartet hatte, Gelegenheit und Möglichkeit zu selbständigem Forschen zu finden, mußte in dieser Sphäre schnell Wurzel fassen und sich kräftig entwickeln. Und so war er denn zielbewußt alsbald mit Untersuchungen, Beobachtungen und Experimenten auf demjenigen Gebiete beschäftigt, welchem er auf Jahre hinaus treu bleiben und dem sein Hauptwerk angehören sollte: dem Gebiete der Rückenmarkskrankheiten. Nicht daß er etwa einseitig sich ausschließlich diesem zugewandt hätte — die erste wissenschaftliche Arbeit, die er publicirte, betraf vielmehr ein anderes Gebiet, das der Nierenkrankheiten bei Vergiftungen, und war gemeinschaftlich mit Ph. Munk, dem nachmals so berühmten Physiologen, abgefaßt, und auch andere klinische Gebiete streifte er — aber seine Hauptthätigkeit war doch schon unverwandt dem Studium und der Erforschung der Rückenmarkskrankheiten zugewandt. Besonders war es die Rückenmarcksschwindsucht, die Tabes dorsalis, welche er eingehend studirte und über welche er mehrfach Abhandlungen veröffentlichte, bis er das Ergebniß seiner Untersuchungen in einer Monographie, welcher alsbald nach ihrem Erscheinen allgemeine Aufmerksamkeit und berechtigte Anerkennung zu Theil wurde, im Jahre 1863 zusammenfaßte. In dieser erschöpfenden Bearbeitung und mustergültigen Darstellung einer schweren und weit verbreiteten Krankheitsform, welche den Titel „Die graue Degeneration der hinteren Rückenmarksstränge“ führt, legte er dar, daß diese furchtbare Erkrankung ihrem Wesen nach nicht, wie die Annahme war, als bloße Neurose aufgefaßt werden dürfe, so daß alle körperlichen Veränderungen nur auf secundäre Ernährungsstörungen in Folge gehemmter Functionen zurückzuführen wären, sondern daß vielmehr die Tabes einen reinen Entzündungsproceß darstellt, welcher in bestimmten Bezirken des Rückenmarks vor sich geht und dort durch sein Ablaufen gewisse Partien des Centralorgans mehr oder weniger zerstört, und mit diesen naturgemäß auch die von ihnen abhängigen Functionen.

Während Leyden so mit eifrigen und bedeutenden Arbeiten beschäftigt war und der Dienst in der Charité, zumal unter Traubes nicht gerade anspruchsloser Oberleitung, für andere Dinge kaum freie Zeit übrig ließ, blieb dennoch während seines Aufenthaltes in dem Krankenhause seine Kunstliebe und seine dichterische Begabung noch immer lebendig. Besonders hatte er auch eine ausgesprochene Vorliebe für Kanarienvögel und er wußte denen, die ihn besuchten, stets allerhand Hübsches von seinen Lieblingen zu erzählen. Noch heute spricht seine Schwester mit Rührung von jener kleinen Scene, da er, als ihm eines seiner Thierchen starb, an einer selbstgeschnitzten Bahre von Holz der von ihm mit einer Freundin Eingeladenen ein „wirklich sehr anmuthiges" Gedicht „auf den Tod des Kanarienvogels" vorlas. Als er dann die Charité verließ, ohne jedoch von der Stellung am Friedrich-Wilhelms-Institut abberufen zu werden, gründete er sich ein eigenes Heim, indem er nun seine Braut, die Tochter seines Collegen und Vorgesetzten aus der Zeit seines Garnisonaufenthaltes in Gumbinnen, heimführte. Doch das Glück der jungen Ehe sollte nicht von langer Dauer sein. Noch war kein Jahr seit der Vermählung verflossen, als der Dänische Krieg ausbrach und der Stabsarzt mit ins Feld mußte; und als er plötzlich, mit besonders gestattetem Urlaube, zurückgerufen wurde und vom Kriegsschauplatze fort nach Hause eilte, fand er nur ein anmuthiges Töchterchen vor, seine junge Frau war nicht mehr am Leben. Der rastlose Mann warf sich aufs Neue, als der Krieg beendet war, in eine umfassende wissenschaftliche und ärztliche Thätigkeit und suchte Trost in der Arbeit, die wenigstens der Stunde einen Zweck giebt, hat auch das Leben keinen. —

Es ist beschwerlich, kleine Stufen zu steigen. Waren es die hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten, welche er bereits geliefert, waren es die mannigfachen Vorzüge seiner Persönlichkeit, welche an dem Orte seiner künftigen Wirksamkeit noch von seinem nicht allzufernen Aufenthalte daselbst her in vortheilhaftester Erinnerung sein mochten, genug, aus seiner Stellung als preußischer Stabsarzt wurde Leyden unter dem Datum des 6. April 1865 zum ordentlichen Professor an der Universität Königsberg und zum Director der inneren Klinik ernannt. So war er mit einem Schlage am Ziele seiner Wünsche: in unabhängiger Position ärztliche Beobachtung mit wissenschaftlicher Forschung verbinden und vor Allem, den ihm innewohnenden Drang und das ungewöhnliche Talent, als Lehrer zu wirken, endlich an bedeutender Stelle bethätigen zu können.

Und das that er denn auch rechtschaffen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß Leyden in Königsberg, gemeinsam mit v. Recklinghausen und Spiegelberg, der Reformator des dortigen klinischen Unterrichts und der Stifter einer neuen Aera wurde. Sein leutseliges Wesen und seine stete Bereitwilligkeit, den Schülern mit Rath und That beizustehen und selbst persönliche Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen, verschafften

ihm, der zu jener Zeit nicht viel älter war, als mancher seiner Studenten gewesen sein mag, in überraschend kurzer Zeit eine ungewöhnliche Beliebtheit und Popularität, nicht nur bei seinen Hörern, sondern bei allen Mitgliedern der Universität, bei allen Bürgern der Stadt. Die Zahl der Hörer an der inneren Klinik wuchs von Jahr zu Jahr, von Semester zu Semester, und mancher von Leydens Schülern aus der Königsberger Zeit ist heute „ein Mann von vielen Graden."

Neben dieser erfreulichen und, weil sie mit Liebe betrieben wurde, auch in hohem Maße erfolgreichen Lehrthätigkeit wurde die selbständige wissenschaftliche Forschung nicht außer Acht gelassen. Auch hier war es wieder das große Gebiet der Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, welches Leyden fesselte und in Anspruch nahm. Es erschien in rascher Folge eine große Reihe von diesbezüglichen Abhandlungen, von denen fast eine jede für die Beurtheilung und die Auffassung der in ihr beschriebenen Erkrankung neue Gesichtspunkte beibrachte. Ueber Sensibilität und Wirbelkrebs, über Paraplegie und Hirndruck, über Aphasie und Anarthrie, über Muskelsinn und Ataxie schrieb der unermüdliche Forscher; besonderes Interesse jedoch wandte er der progressiven Bulbärparalyse zu, die er in einer größeren Serien von Aufsätzen im Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten behandelte. Doch auch hier wieder verstand er es, sich von Einseitigkeit fernzuhalten; wie es überhaupt ein hervorstechendes Charakteristikum Leydens ist, daß er auf nahezu allen Gebieten der klinischen Forschung zu Hause ist. Die acute Phosphorvergiftung und die Pathologie des Icterus erfuhren monographische Darstellungen; Untersuchungen über die Respiration im Fieber und über andere Cardinalfragen der Fieberlehre wurden angestellt; mit einer Abhandlung über Lungenbrand die berühmte Serie der von Volkmann herausgegebenen Sammlung klinischer Vorträge eröffnet. Von besonders weitgehendem Interesse und geeignet, Leydens Namen zu noch allgemeinerer Bekanntschaft zu verhelfen, war alsdann die von ihm in Virchows Archiv publicirte Arbeit „Zur Kenntniß des Bronchial-Asthma", in welcher er die Theorie aufstellte, daß der asthmatische Anfall in einem Krampfe der Muskulatur in den Luftwegen und hierdurch bedingten, theilweisen Verschlusse derselben bestehe. Dieser Krampf werde ausgelöst durch die Reizung zierlicher, regelmäßig geformter, überaus spitzer, von ihm entdeckter Krystalle, welche zur Zeit des Anfalles im Auswurfe der Asthmatiker, oft in überaus reichlicher Menge, sich vorfinden und unter dem Namen „Leyden'scher Krystalle" bekannt sind. —

Es kam der große Krieg und mit ihm der Zuwachs an bisher französischem Lande. Der Unterwerfung der Einwohner desselben durch das Schwert sollte nun deren moralische Eroberung durch die Waffen deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft folgen. Die kaiserliche Universität Straßburg wurde zu diesem Zwecke neubegründet, und der Regierung lag daran, derselben durch eine möglichst glänzende Auswahl des Lehrkörpers die größte

Anziehungskraft zu verleihen. Wurde doch sogar der berühmte Meister der vergleichenden Sprachwissenschaft, Max Müller, veranlaßt, seine Thätigkeit in Oxford auf ein Jahr zu unterbrechen, um während desselben an der Kaiser-Wilhelm-Universität Vorträge zu halten. Als erster der deutschen Professoren, an welche der Ruf erging, fortan an der neuen Universität des Deutschen Reiches zu wirken, wurde Leyden zum Mitgliede des Straßburger Professorencollegiums ernannt, und er zögerte nicht, der ehrenvollen Berufung Folge zu leisten. Noch im Jahre 1872 siedelte er nach Straßburg über, seine Gemahlin, mit der er seit vier Jahren vermählt war, aus ihrer preußischen Heimat in die Hauptstadt der deutschen Reichslande mit sich führend.

War die Auswahl der Straßburger Lehrer unter dem Gesichtspunkte geschehen, daß sie der neuen Universität Hörer und Schüler zahlreich zuführen sollten, so täuschte Leyden diese Erwartung nicht. Wie in Königsberg versammelte er auch hier alsbald trotz der erheblich schwierigeren, durch die Verschiedenheit der feindlichen Nationalitäten bedingten Verhältnisse einen großen Kreis begeisterter, ihm treu anhängender Schüler um sich. Und es ist bezeichnend für seine Persönlichkeit, deren gewinnendem Zauber sich auch die Widerwilligen nicht zu entziehen vermochten, daß er von den Unannehmlichkeiten und selbst Anfeindungen, welche, zumal in der ersten Zeit, die deutsche Bevölkerung über sich ergehen lassen mußte, wenig oder gar nichts zu erfahren hatte.

Der vierjährige Aufenthalt Leydens in Straßburg wird fast ganz ausgefüllt durch die Herausgabe des Werkes, welches epochemachend wirken und seinen Ruhm dauernd begründen sollte, und zu welchem der größte Theil seiner bisherigen Forschungen und Studien eigentlich nur Vorarbeiten gewesen waren: der großen „Klinik der Rückenmarkskrankheiten," welche in drei umfangreichen Bänden in den Jahren 1874 bis 1876 in Berlin erschien. Seit der Monographie des französischen Arztes Ollivier d'Angers „Traité des maladies de la moëlle épinière", deren letzte Auflage 1837 in Paris herausgekommen war, hatte das Gesammtgebiet der Erkrankungen des Rückenmarks keine vollständige Darstellung mehr gefunden. Es erscheint das nicht wunderbar, denn die Schwierigkeiten der Bearbeitung gerade dieses Gebietes, so wissenschaftlich interessant und höchst anziehend dasselbe auch ist, waren enorme. Auch mochte wohl der Umstand, daß die Therapie der Rückenmarkskrankheiten in vieler Beziehung auch heute noch eine trostlose ist, Manchen veranlaßt haben, sich lieber der Bearbeitung anderer Gebiete zuzuwenden. Leyden unternahm das kühne Wagniß und führte es glänzend durch. Seit der letzten französischen Gesammtdarstellung hatte die experimentelle Physiologie des Rückenmarks höchst merkwürdige und wichtige Resultate über diesen Theil des Centralnervensystems ergeben, und wenn auch das anscheinend einfache Object oft unerwartete und nicht selten unübersteigliche Schwierigkeiten darbot, so reizten

diese doch gerade zu immer mehr vertiefter und vervollkommneter Forschung an. Ebenso hatte die pathologisch-anatomische Untersuchung eine große Reihe verbesserter Methoden kennen gelernt, welche nur darauf harrten, auch für die Untersuchung der Erkrankungen des Rückenmarks verwendet zu werden. Schließlich war die Elektrotherapie so weit vorgeschritten, daß sie nicht nur in der Heilung der verschiedensten Rückenmarksaffectionen erfreuliche Resultate gab, sondern sich auch ganz besonders als Hülfsmittel in der Erkenntniß des Wesens einzelner Krankheiten verwerthen ließ. In glücklicher Vereinigung dieser drei Disciplinen, der Physiologie, der pathologischen Anatomie und der Therapie, mit absolutester Beherrschung ihrer gesammten Resultate bis in die kleinsten Details hinein, mit einer außergewöhnlich reichen Erfahrung an klinischer Beobachtung, mit scharfer und objectiver Kritik des bereits Vorgearbeiteten, unternahm und vollendete Leyden sein Werk. Dasselbe enthält fast auf jedem Blatte neue Thatsachen und Beobachtungen und führt in formvollendeter Weise die einzelnen Krankheitsformen des großen Gesammtgebietes in plastisch-anschaulichen Bildern vor Augen. Die klinische Darstellung steht dabei stets in erster Linie, und wenn auch ihre möglichst sorgfältige Begründung durch die pathologische Physiologie und die pathologische Anatomie durchaus zu ihrem Rechte kommt und die ihr gebührende Berücksichtigung erfährt, so liegt doch der Hauptwerth des Werkes in der Einheit und Klarheit der klinischen Krankheitsbilder.

Am 11. April 1876 starb Traube in Berlin, gebrochen durch die mannigfachen Kränkungen, die man ihm zugefügt hatte. Leyden wurde sein Nachfolger. Als Geheimer Medicinalrath kam er, vierundvierzig Jahre alt, zum dritten Mal nach Berlin und betrat nun die Charité und die propädeutische Klinik, an der er zuerst als Unterarzt, dann als Oberarzt gewirkt hatte, als dirigirender Arzt und Director zum dritten Male. Auch in Berlin hatte er die gleichen Erfolge, welche er an den früheren Stätten seiner Lehrthätigkeit aufzuweisen gehabt hatte, zu verzeichnen, und die propädeutische Klinik, welche bald als „zweite medicinische Klinik" der von Frerichs geleiteten „ersten" gleichgestellt wurde, zeigte trotz der frühen Morgenstunde, in der die Vorlesungen stattfanden, stets eine Fülle aufmerksamer und eifriger Hörer. Als dann im Jahre 1885 Frerichs starb, wurde Leyden zum Director der ersten medicinischen Klinik ernannt und wirkt seither auf diesem ersten klinischen Lehrstuhle Deutschlands, unter einem solchen Andrange von Aerzten und Studenten, daß häufig Krankensäle und Auditorium nicht ausreichen, die Menge seiner Hörer zu fassen.

Man sagt allgemein, daß die Berliner Luft Gelehrten nicht zuträglich sei, daß diese mit dem Momente, wo sie nach der Hauptstadt kämen, mit deren Verpflichtungen und Zerstreuungen, ihren Weitläufigkeiten und Ermüdungen, nicht mehr Zeit fänden zu wissenschaftlicher Arbeit und eigener Forschung; und Mancher schon, und nicht der Geringste, hat es an sich

selber erfahren müssen. Bei Leyden ist dies nicht der Fall. Obwohl er weniger als irgend ein Anderer sich von der großen Welt fern hält oder gar ein zurückgezogenes Gelehrten-Dasein führt, vielmehr mit Fug und Recht von sich sagen kann: humani nil a me alienum puto, ist seine Arbeitsfreudigkeit und seine Arbeitskraft doch unvermindert. Dem Gebiete der Nerven- und Rückenmarkskrankheiten hat er sich, seitdem dasselbe durch ihn die umfassendste und erschöpfendste Darlegung gefunden hat, mehr und mehr abgewandt; es findet nur noch ausnahmsweise bei außergewöhnlichem Anlaß und in besonders interessanten Fragen Bearbeitung. Dafür hat er mit außerordentlicher Fruchtbarkeit in einer großen Anzahl höchst werthvoller Monographien, welche fast ausschließlich in der von ihm gemeinsam mit Frerichs begründeten „Zeitschrift für klinische Medicin" zur Veröffentlichung gelangt sind, die verschiedensten Gebiete der klinischen Beobachtung behandelt. Die Lungenkrankheiten, besonders die Lungenentzündung und ihre Folgeerscheinungen, sowie die Lungenschwindsucht sind wiederholt Gegenstand seiner Publicationen gewesen; auf dem schwierigen Gebiete der Nierenkrankheiten, das viele Verwirrung darbot, hat er maßgebenden Einfluß geübt und zur Klärung und Vereinfachung der Anschauung beigetragen; mit besonderer Liebe jedoch hat er die Herzkrankheiten beobachtet und erforscht, und die Kenntniß derselben in wesentlichen Stücken bereichert. Allen diesen Arbeiten seiner letzten Berliner Zeit ist aber jetzt das gemeinsam, daß sie einzig und allein auf klinischer Beobachtung beruhen, daß sie von einem großen Arzte für Aerzte geschrieben sind, und noch heute vergeht kein Monat, ohne daß nicht Leyden aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen die Aerzte belehrt, wie man Krankheiten erkennt und wie man sie heilt.

* * *

Der vorherrschende Zug in Leydens Persönlichkeit ist seine außerordentliche Liebenswürdigkeit, deren wohlthuendem Einflusse sich kaum Jemand verschließen kann, der mit ihm, es sei aus welchem Grunde auch immer, in Berührung kommt. Dieser charme — vergeblich suche ich eine deutsche Bezeichnung dafür — der von ihm ausgeht, gewinnt ihm täglich aufs Neue die Herzen seiner Freunde und Schüler, und nicht zum Mindesten die seiner Kranken, welche oft nicht nur in seiner Wissenschaft und Erfahrung, sondern in gleichem Maße auch in seiner herzerquickenden und leutseligen Art Trost und Heilung finden. Geselligen Freuden nicht abhold, von feinster Urbanität, Weltmann durch und durch, pflegt er in seiner glänzenden Häuslichkeit an der Seite seiner ihm geistig ebenbürtigen Gattin den ausgebreitetsten Verkehr mit den ersten Intelligenzen, welche die Hauptstadt in so reicher Zahl aufzuweisen hat. Dem freundlichen und gewinnenden äußeren Eindrucke entspricht als Grundzug seines Charakters eine tiefe Herzensgüte, welche sich nicht nur seiner Familie und seinen Freunden zu-

wendet, sondern einem Jeden, der ihrer bedarf und der sie in Anspruch nimmt. Bei der regsten Theilnahme für Alles, was in der Welt vorgeht und sie bewegt, weil er trotz aller Gelehrsamkeit mit beiden Füßen in ihr steht, ist ihm zwar, wie schon oben ausgesprochen, nichts Menschliches fremd, doch hat er eigentlich über seinen Beruf hinaus, dem er alles Andere unterordnet, keine besonders lebhaften Interessen; das Schachspiel, welches er früher leidenschaftlich und virtuos betrieb, hat er gänzlich aufgegeben, da es ihn allzusehr in Anspruch nahm, so daß sich in ihm die Anschauung ausbildete, man könne nur Eins sein, entweder ein guter Schachspieler oder ein guter Arzt, und auch die poetische Ausübung dürfte wohl schon lange aufgehört haben. Auch von der Neigung des Jünglings zur Juristerei ist wenig mehr zu spüren, wie überhaupt seinem praktischen und jeder Speculation abholden Sinne eine Wissenschaft nicht zusagen kann, welche, obwohl sie ausschließlich mit dem Leben und der Welt zu thun hat, doch so wenig aus dem Leben und der Welt in sich aufgenommen hat; höchstens, daß er noch dann und wann in vertrautem Kreise besonders auffällige Criminalfälle gern eingehend bespricht: doch handelt es sich dem Arzte dann immer nur um das psychologische Interesse. Durchaus mäßig und einfach in seinen Lebensgewohnheiten, ist er in seinen Anschauungen von der tolerantesten und liberalsten Vorurtheilslosigkeit, eine Charaktereigenthümlichkeit, die nicht einem jeden Geheimen Rathe innezuwohnen pflegt. Wie man auch nicht von einem jeden sagen kann, daß er wohl oft seine Würden vergißt, seine Würde aber nie.

Und daß dieser Würden bei einem Manne, welcher auf dem ersten klinischen Lehrstuhle Deutschlands sitzt, viele sind, ist selbstverständlich. Außer seiner Zugehörigkeit als ordentlicher Professor zur medicinischen Facultät der Universität, deren Decan er schon gewesen, und außer seiner Stellung als Director der ersten medicinischen Universitätsklinik und dirigirender Arzt am königlichen Charitékrankenhause, ist er auch ordentlicher Professor am Friedrich-Wilhelms-Institut, Mitglied der Prüfungscommission für die ärztliche Staatsprüfung und Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen in Preußen. Und auch Titel besitzt er und Orden und Auszeichnungen mannigfacher Art „und hat einen großen Stern." Oder gar mehrere.

Man sollte meinen, daß demnach diese amtliche Thätigkeit im Verein mit seinem Wirken als Lehrer und seiner ärztlichen Ausübung mehr denn hinreichend wäre, um die Arbeitskraft selbst eines Leyden vollständig in Anspruch zu nehmen. Doch weit gefehlt. Drei seiner Lieblingsschöpfungen sind es, welche ihre ganze Entwicklung ihm verdanken und in denen nicht das geringste Detail ohne ihn vor sich geht. Wenn auch Frerichs der erste Präsident des alljährlich in Wiesbaden zusammentretenden Congresses für innere Medicin war, wenn auch von Jahr zu Jahr der Vorsitz in dieser aus den ersten Klinikern Deutschlands nicht allein, sondern

auch Oesterreichs und der Schweiz, Hollands und Rußlands zusammengesetzten Versammlung einem anderen Gelehrten zufällt, so ist doch Leyden, wie seiner Initiative allein die Gründung des Congresses zu danken ist, die Seele des Ganzen. Das Gleiche gilt von dem in Berlin ebenfalls durch ihn, in Gemeinsamkeit mit Frerichs, ins Leben gerufenen Verein für innere Medicin, der in allerkürzester Zeit zur zweitgrößten ärztlichen Gesellschaft Berlins durch Leydens Eifer und Sorgfalt um denselben emporgediehen ist; und es muß schon ein Anlaß von ganz besonderer Wichtigkeit sein, der Leyden von einer Sitzung des Vereins, dessen erster Präsident er ist, fernzuhalten vermag. Ebenso ruht die gesammte Redaction der Zeitschrift für klinische Medicin, wenn dieselbe auch officiell vier Herausgeber aufweist, in seinen Händen, und kein Manuscript gelangt zur Aufnahme, das er nicht persönlich gelesen, kein Bogen kommt zum Abdruck, den er nicht selbst durchgesehen und mit seinem „imprimatur" versehen hätte. Auch das Centralblatt für klinische Medicin, welches unter der speciellen Redaction seines langjährigen Assistenten, des Professors Fränkel steht, ist eine seiner Schöpfungen und erfreut sich seiner Förderung und Mitwirkung. —

Leyden hat in seiner Entwickelung eine bemerkenswerthe Wandlung durchgemacht, die man vielleicht so bezeichnen könnte, daß er vom ärztlichen Gelehrten zum gelehrten Arzte geworden ist. Von der pathologisch-anatomischen und experimentell-physiologischen Richtung, welche seine Arbeiten bis in die erste Zeit seines Berliner Aufenthaltes hinein beherrscht, hat er sich im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr einer ärztlichen Anschauung und Ausübung zugewandt, welche sich ihrem Wesen nach am meisten deckt mit dem Hippokratismus, wie er schon in den antiken Schriften formulirt ist, und wie er durch die großen Kliniker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts weiter entwickelt worden ist. Dieser hatte durch die pathologisch-anatomischen Kliniker der Schulen von Paris und Wien, welche alle in ihm enthaltenen früheren Erfahrungen und Beobachtungen kategorisch für völlig unbrauchbar erklärten, den Todesstoß erhalten, und „anatomisch denken" war seither das Losungswort der klinischen Medicin. Die Consequenz hiervon war einerseits der Specialismus, der anatomisch dachte, aber nicht weiter als eben ein Organ Veränderungen zeigte; andererseits der crasseste Nihilismus in der Therapie, besonders bei den inneren Krankheiten. Einer so durchaus human angelegten Natur wie der Leydens, konnte auf die Dauer diese Unfruchtbarkeit des ärztlichen Handelns nicht zusagen, welche die Signatur seiner Entwicklungszeit war und der abzuhelfen sich damals geringe Aussicht zeigte; denn Untersuchung und Beobachtung geschah einzig und allein um ihrer selbst, um der Wissenschaft willen, nicht etwa um wirksame Heilmittel durch sie zur Anwendung zu bringen. So kam bei Leyden im Laufe der Zeit denn immer mehr und mehr der oberste Grundsatz des Hippokratikers — der so einfach ist, wie

allein das Wahre —: daß die Medicin nichts ist als eine ratio medendi, zur Geltung, um so mehr, als bald auch auf anderen Gebieten der Medicin, besonders der Aetiologie, der Lehre von den Entstehungsursachen der Krankheiten, die Untersuchungen zu Ergebnissen führten, welche eine große Reihe von Grundanschauungen des Hippokratismus wieder in ihre Rechte einsetzten. Leyden begann also die großen allgemeinen Heilmethoden der alten Medicin, insbesondere die hygienisch-diätetischen Mittel, in immer weiterem Umfange anzuwenden, immer größere therapeutische Erfolge damit erzielend, und immer mehr und mehr die alte Forderung erfüllend, daß der Arzt der minister naturae sein soll, nicht der magister.

Und diese als wahr erkannte neugewonnene Anschauung wird er nicht müde, immer wieder aufs Neue seinen Schülern mitzutheilen. Er lehrt sie, daß Alles, Untersuchung und Behandlung, eine schwere Kunst ist, zu der die Wissenschaft in ausgedehntem Maße zu Hülfe gezogen werden muß, deren Aufgabe und Ziel aber einzig und allein in der „Heilkunst" zu suchen ist. Das Wichtigste für den Arzt ist die künstlerische unermüdliche Uebung am Krankenbette; ein angeborenes Talent, besondere Gaben des Geistes, einen eigenen feinen Takt kann der Heilkünstler als solcher nicht entbehren — „ein Handwerk will erkoren sein, die Kunst muß angeboren sein." Aber nur in der Ausbildung am Krankenbette, nur im Kranken selbst, nur in der rein klinischen Erfahrung hat er die einzige gültige Richtschnur für sein Handeln, die klinische Beobachtung ist für ihn tota medicina. Soweit es in Leydens Macht steht, sucht er bei den unglaublich beschränkten und für die Stellung der Universität geradezu unwürdigen Verhältnissen der Berliner medicinischen Kliniken seinen Schülern die Gelegenheit zu eigener, selbständiger klinischer Beobachtung in möglichst ausgedehntem Maße zugänglich zu machen, und ist unermüdlich in persönlicher Unterweisung und Belehrung. Er verlangt und will, daß seine Schüler sich mit dem Patienten, der ihnen übergeben wird, unter Anleitung und Aufsicht so beschäftigen, wie es ihnen später als Aerzten zukommen wird, damit sie hierbei die wichtige Erfahrung selbst machen, daß zwischen Arzt und Kranken ein persönliches Verhältniß besteht. „Der Kranke sieht in dem Arzt" pflegt Leyden zu sagen, „seinen Berather und Helfer in der Noth, dem er sich mit vollem Vertrauen hingiebt, der Arzt sieht in dem Kranken einen Hülfsbedürftigen, dem er Mitgefühl spendet wie einem Kinde; und in diesem persönlichen Verhältnisse, in dem Vertrauen und der Anhänglichkeit des Kranken liegt für den Arzt eine unversiegbare Quelle der Befriedigung und Belohnung."

So ist Leyden nicht nur selber von der edelsten und reinsten Humanität durchdrungen, sondern er ist ein unermüdlicher Verkündiger derselben, und alljährlich gehen Hunderte von Schülern hinaus in die Welt, um das Evangelium des Meisters zu verkünden und ihm nachzueifern in Menschenliebe und Hingebung. „Meine Herren," schloß Leyden seine erste

Vorlesung in der ersten medicinischen Klinik, „es ist eine hohe Wissenschaft und eine heilige Kunst, der Sie sich widmen. Tragen Sie die Wissenschaft hoch durch Ihr ganzes Leben, seien Sie scharf und kritisch, aber als Arzt seien Sie gleichzeitig milde, mitfühlend, hingebend und gewissenhaft. Gestehen wir es offen, meine Herren, was ist unsere ganze Medicin ohne Barmherzigkeit und ohne die Kraft der Selbstverleugnung? Wenn die Wissenschaft nach Erkenntniß und Wahrheit ringt, so braucht sie gewappnete Männer, tapfer im Streit und kühl von Verstand; wenn sie aber niedersteigt von ihren Höhen zu den Bresthaften und Geschlagenen, dann muß sie den Mantel der Demuth anlegen und in Geduld und Sanftmuth ein warmes Herz im Busen tragen. ‚Nun merket,' sagt der alte Paracelsus, ‚daß Gott den Arzt unter allen Künsten und Facultäten der Menschen am liebsten hat. Darum soll er kein Larvenmann sein, kein altes Weib, kein Henker, kein Lügner, kein Leichtfertiger, sondern ein wahrhafter Mann!' Und weiter: ‚Wir Aerzte sollen suchen das Reich Gottes nicht bei den Priestern, noch bei den Leviten, sondern bei den Samaritanern."

Große Stadt und Großstadt.

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

Es wird sich schließlich selbst in unserer, der Vereinzelung praktischer Interessen mit immer größerer Bestimmtheit sich zuwendenden Zeit kaum verkennen lassen, daß gewisse, scheinbar sehr abstracte Kategorien unseres Gesammtlebens sich als positive, bedeutsame Thatsachen geltend machen, die zuletzt nur noch des bestimmten Namens bedürfen, um anerkannt zu werden und von ihrer Anerkennung dann ins wirkliche Leben als mehr oder weniger interessante Factoren überzugehen. Unter den vielen Beispielen dieser Thatsache wollen wir für diesmal nur den Unterschied zwischen den beiden Vorstellungen von großen Städten und Großstädten hervorheben. Denn in der That scheint es uns, als wäre es Zeit, diesen allerdings mehr auf dem geistigen als auf dem statistischen Felde liegenden, aber darum nicht weniger bedeutsamen Unterschied neben dem populationistischen und industriellen ein wenig zur Geltung zu bringen.

Die ungeheure Gewalt, welche die Entwicklung der wirthschaftlichen Production und Consumtion seit hundert Jahren auch über das Bewußtsein des Volkes ausübt, und mit ihr zugleich das Princip der formalen Rechts- und Verwaltungsordnung, welche das quantitative Element neben der formellen Gleichheit aller Einzelnen zum Grunde legt, hat unter Anderem eine Folge gehabt, die man über den imposanten Resultaten jener Erscheinungen fast ganz vergessen hat. Der Begriff und Sinn der alten „Stadt" ist verschwunden. Die Stadt unserer Zeit ist entweder ein rein populationistischer oder ein rein administrativer Begriff geworden.

Digitized by Google

Wenn dem, der darüber nachdenken mag, eine Stunde gegeben wird, in welcher er sich von der unmittelbaren Gegenwart loslösen und sich ein wenig in das Leben der Vergangenheit vertiefen mag, so ist wohl das erste Ergebniß solcher Anschauung, daß das, was wir die „Stadt" nennen, neben seiner äußeren auch eine innere, individuelle, ja wir möchten sagen, fast persönliche Geschichte hat, und daß es gerade hier ist, wo sich die Städte unserer Zeit von denen der Vergangenheit viel tiefer scheiden als man auf den ersten Blick glauben sollte. Es giebt aber in der ganzen Weltgeschichte nichts, was, wenn man seinen tiefer liegenden Sinn betrachtet, nicht für alles Gegenwärtige sofort seine oft schwerwiegende Bedeutung empfinge.

Lassen wir nun hier für den Augenblick alle statistischen Elemente der Vergleichung bei Seite und leben wir uns ein wenig weiter in die Dinge hinein, für die wir das Verständniß eigentlich nicht verloren, sondern wir möchten sagen, mit vollem Bewußtsein von uns abgewiesen haben, um in unseren Berechnungen nicht gestört zu werden, so schält sich allmählich aus all den verschiedenen Bildern und Zuständen der alten Städte ein fester Kern heraus, der ihnen allen gleichmäßig gemeinsam und der gegen Umfang, Volkszahl, Verkehr und Macht derselben zuletzt gleichgiltig ist. Und dieser Kern ist es, von dessen Inhalt aus wir das heutige Städtewesen betrachten möchten.

Denn bei einer etwas tiefer gehenden Vergleichung des heutigen Charakters unseres Städtewesens mit dem der vorigen Jahrhunderte zeigt es sich, daß namentlich die deutschen Städte an Umfang und wirthschaftlicher Bedeutung gerade im letzten Menschenalter in einem früher nie gekannten Grade zugenommen, dagegen das, was das Städtewesen der alten Zeit so hochbedeutsam machte, beinahe gänzlich verloren haben. Und an die Frage, was dieser Charakter eigentlich ist, schließt sich die zweite, ob und auf welchem Gebiete die heutigen Städte denselben wiedergewinnen können.

Wenn wir die Reminiscenzen der alten Städte in den heutigen vor uns auftauchen lassen, die Reste der alten Stadtmauern und Thürme, die alten Thore, die alten Rathhäuser und Rathsstuben, hier und da ein altes Patrizierhaus, so überkommt uns doch zuletzt ein gewisses Gefühl der Ehrerbietung vor etwas, das in einer Zeit gelebt hat und stark gewesen ist, die wir mit der unsrigen so schwer vergleichen können. Betrachten wir diese Empfindung genauer, so bedeutet sie uns nur selten den Eindruck des Schönen und Großen, wie bei den Städten der alten Welt; es ist vielmehr etwas Anderes, das von diesen Thürmen und Wällen, von diesen Stadtwappen und Waffensammlungen jener Epoche zu uns spricht. Der Eindruck, den uns diese Dinge machen, wenn wir ihn auf seinen Kern zurückführen, ist der einer starken, ihrer selbst bewußten, zur Vertheidigung bereiten Individualität dieser Städte. Jede

Stadt jener Zeit ruhte gleichsam auf sich selber; sie schuf sich theils mit ihrer Arbeit, theils mit ihren Waffen ihren eigenen Lebenskreis; sie kannte genau die Bedingungen ihrer Kraft und ihrer Blüthe; sie fühlte sich in der Mitte ruheloser, gewaltsamer Bewegung auf sich selbst angewiesen, und wußte mit voller Klarheit, daß sie sich als Ganzes zur Geltung bringen müsse, um im Einzelnen die Interessen ihrer Angehörigen geltend machen zu können. Trotz aller oft sehr tief greifenden Gegensätze in ihrem Bürgerthum fühlte sie sich bennoch nach außen hin als Einheit; wo die Stadt als solche in Frage kam, wurden alle Parteiungen einig; das mit der Muttermilch eingesogene Gefühl des Zusammengehörens drückte jedem Einzelnen die Waffen in die Hand, wo Gefahr nahte, erfüllte jeden Einzelnen mit Stolz auf das, was „seine Stadt" war und was sie geleistet; das Wappen der Stadt war das Symbol dieser Selbständigkeit und Einheit; aus ihr entsprossen die großen Denkmäler, vor Allem die Domkirchen der Stadt, der Bau der Rathhäuser, der Respect vor den Häuptern der Bürgerschaft, das Bedürfniß eigener Gesetzgebung und Verwaltung, an denen die ganze Bürgerschaft Theil nahm, die Forderung, in der ganzen ständischen Vertretung eine eigene Stimme zu haben, nicht als eine so und so große Anzahl von stimmberechtigten Einwohnern, sondern als selbständige, öffentlich rechtliche Körperschaft, ohne Unterschied der Größe und des Reichthums. Und als nun die Bildung über die Waffengewalt eine Macht ward, da war es jede Stadt für sich, die sich ihr Bildungswesen schuf und auf die Träger desselben stolz war; auch der Gelehrte war ihr Bürger, und sein Ruhm war zugleich der Ruhm der Stadt. Und mit dieser Kraft ihrer starken, auf sich selbst vertrauenden Individualität traten sie muthig dem Raubwesen des Mittelalters, den Herren mit ihren Burgen und Waffenknechten gegenüber, und beugten sie in mancher blutigen Schlacht, bis sie so gut wie die Fürsten und Herren bei der Auflösung des Reiches ihren Antheil an der aufgelösten Souveränität eroberten; ja sie führten ihre Kriege mit Königen und ganzen Ländern und wußten sehr wohl, daß sie ihr Ansehen eben nur der eigenen Kraft verdankten. Und dabei wurde nicht gefragt, wie viel Einwohner sie zählten, wie viel Gewerbsleute, wie viel Straßen, wie viel Häuser; das starke Gefühl ihrer Einheit ersetzte das Zählen und Berechnen und ohne allgemeine Wehrpflicht griff jeder Bürger, von dem Ersten bis zum Letzten, zu Helm und Harnisch, wenn es „die Stadt" galt. So war die Stadt jener Zeit ein einheitlicher Körper mit einheitlichem Bewußtsein und einheitlicher Kraft, und diese individuelle Kraft war es, welche von den ursprünglichen Grundherren die volle Freiheit, von den Landesherren die formale Anerkennung derselben in ihren Statuten und Privilegien erzwang; die Macht und Unabhängigkeit der Körperschaft ward zum Schutz ihrer Angehörigen, das freie Recht derselben zum Recht, das Gefühl der gemeinsamen Interessen zum Schutz jedes Einzelnen gegenüber Dritten; die Stadt mußte das Vaterland ersetzen, und

sie that es. Und dieser Geist jener Zeiten, die Selbständigkeit und Freiheit des Einzelnen durch sein Angehören an seine Stadt ist es, was uns umweht, wenn wir die Denkmäler dieser Vergangenheit durchwandern; die Städte bildeten eine Welt für sich, und jede Stadt war in derselben eine kleine Welt, an die Jeder mit den tausend Banden der Tradition, des Interesses und der Familie gebunden war. Diese individuelle Selbständigkeit ist es, deren specifischer Hauch uns umweht, wenn wir bei dem verweilen, was uns jetzt noch als die ehrwürdigen Reste derselben entgegentritt. Da handelt es sich nicht um Größe, um Schönheit, um Umfang dieser Reste, sondern um den Geist der Zeiten, welcher sie einst mit gemeinsamer Anstrengung erschuf, um das Gefühl der individuellen Kraft jener Körperschaften als eines selbständigen Lebens, das es vermocht, den städtischen Ruhm, die städtische Ehre, die Liebe und Hingebung zur Vaterstadt zu erzeugen, die allein so große historische Aufgaben zu lösen vermochte.

Und wie ist es jetzt?

Wer etwa auch nur fünfzig Jahre in seiner Erinnerung zurückzudenken vermag, für den gilt, was man jetzt wohl als ziemlich allgemein anerkannt annehmen darf, der oft gehörte Satz, daß man wenigstens in Deutschland „die alten Städte gar nicht wiedererkennt“ und daß zehn Jahre genügten, um aus den Resten des alten städtischen Lebens eine neues, zu schaffen. Es ist etwas, wir möchten sagen, Unstatistisches in dieser Bewegung, und wenig Städte in Deutschland giebt es, die nicht in einer oder anderen Weise daran Theil nähmen. Die alte Stadt ist allenthalben verschwunden, und wo noch Reste derselben sein mögen, da werden sie durch Gewalten langsam aber unwiderstehlich absorbirt, die eigentlich Niemandem unbekannt sind. Die alten Mauern und Wälle, die alten feierlichen Stadtthore mit ihren stolzen Stadtwappen, die Gräben um die Stadtmauern, die Thürme mit ihrem massiven Grundbau — wo sind sie geblieben? Die alten Fahnen und Waffen, die Insignien der alten Zünfte und Innungen, die Erinnerungen an alte Kämpfe und Siege, in denen Jeder Helm und Harnisch für die Stadt trug, will man sie finden, muß man in alte halbvergessene Rüstkammern der Stadt oder in die historischen Museen gehen, deren Kataloge, statt an den geschichtlichen Boden anzuknüpfen, auf dem alle diese Alterthümer entsprossen sind und der ihnen allein ihren Werth giebt, höchstens die Nummern der Museumsstücke in „zweckmäßiger“ Reihenfolge darbieten. Versunken und vergessen sind die alten „Wahrzeichen“, zusammengefallen und niedergerissen die alten Gebäude, die, wo immer sie standen, den Charakter ihrer Individualität in Grundbau und Schmuck an sich trugen; und was einst in seiner innigen, so oft mit dem Blute der Bürger besiegelten Verschmelzung mit der ganzen inneren Geschichte der Stadt ein Gegenstand der Ehrfurcht und als ein Gemeingut erschien, ohne das sich die alte Stadt kaum denken ließ, ist

jetzt Gegenstand der Curiosität, und dem Touristen weit bekannter, als dem Bürger der neuen Stadt. Dafür aber ist diese Stadt selber eine andere, im Innern wie an der Grenze ihres alten engen Gebietes, und wenn man von dem Unterschiede der alten und der neuen Zeit spricht, an keinem Dinge wird derselbe so greifbar und imponirend, als in der neuen Stadt, welche sich aus der alten entwickelt. Das neue Leben der Welt hat die alten Ringmauern gebrochen, und wo früher gewaltige Wälle sich graben-geschützt wie ein dichtes Kleid oder ein Panzerhemd um die hart beengten Häuser der Stadt legten, laden jetzt friedliche Spaziergänge und schattige Anlagen den Bürger ein, die Erholung vom Tagewerk zu suchen. Kinder spielen, wo ihre Vorväter die Waffen trugen, um die Heimat zu schützen; statt des Wächterhornes, das die Ankunft der Fremden kündete, pfeift jetzt die Locomotive heran, um die sich Niemand kümmert als der Passagier; kein Thorhüter schließt das Thor, wenn die Sonne ihre Bahn beendet hat, keiner Erlaubniß bedarf der wogende Strom der Kommenden und Gehenden; riesig und in wachsender Menge strömt die Bewegung aus und ein; es giebt für die neue Stadt jene Grenze nicht mehr, welche einst die alte zwar beengt, aber dafür auch selbständig und stark machte. Und draußen vor den alten Wällen und Thoren, wo einst die Kriegsläufte auch dem Reichsten verboten sich anzusiedeln, und wo das Ackerland darum an die eigene Thätigkeit der Bürger so vertheilt war, daß man mit gutem Recht sagte, es sei die Mauer, welche Bürger und Bauer schied, da rollt sich jetzt ein ganz anderes Bild dem erquickten Auge des Lustwandelnden auf. Auf den alten Ackergründen erheben sich die freundlichen Villen der Besitzenden; Haus an Haus erhebt sich auf den alten Dorfgründen bis an die Stadtthore; frei bewegen sich Verkehr und Handel und die Menschen, welche beide tragen und von ihnen getragen werden; ein zweites städtisches Leben lagert sich rings um das erste, ursprüngliche; die Grenze ist verschwunden zwischen Stadt und Vorstadt, und um sie zu finden, bedarf es schon der Gemeindetafel, an die selber Niemand denkt, als wer der administrativen Competenz bedarf. Und wie nach außen, ist es auch im Innern der Stadt so wesentlich anders geworden. Noch steht das alte Rathhaus, aber drinnen ist eine neue Ordnung der Dinge eingezogen. Verschwunden ist der alte Bürgermeister, der Souverain in aller Vertretung der Stadt nach außen mit allen Zeichen seiner Würde; nirgends mehr wandelt der ernste Rathsherr mit Perrücke und goldbeschlagenem Rohr feierlich durch die Straße, den Schritt mäßigend, um nicht die Eile des Alltäglichen in seiner Würde zur Geltung kommen zu lassen; nirgends erscheint der Stadtsoldat, den zuletzt, wie bei den Chinesen, Niemand fürchtete, als die ungeberdige Stadtjugend; Zünfte und Innungen führen nur als Form und und Namen ihre Existenz fort, und das alte „Innungshaus" steht als gewöhnliches Wirthshaus da für die arbeitslosen Gesellen, während es einst der Mittelpunkt zum Theil recht ernster, blutiger Kämpfe zwischen

Meistern und Arbeitern war. Dafür aber ist in der neuen Stadt etwas entstanden, was die alte nicht kannte, und was wir auch jetzt noch zu kennen uns so oft vergebliche Mühe geben. Die Gesammtheit der Angehörigen der Stadt, einst so schön wohlgeordnet in Zünfte und Innungen, in Patrizier und Plebejer, hat mit dem alten Zunftmeister, mit den Wappen und Fahnen die alten Unterschiede von sich abgeschüttelt; alle Einzelnen der neuen Stadt sind jetzt gleich im öffentlichen Recht, so verschieden sie auch in ihrer gesellschaftlichen Stellung sein mögen; es giebt keinen „hochmögenden Rath" und keine „gestrengen Herren" mehr; der Unterschied ist von der Form des Rechts auf die Substanz, welche ihn stets aufs Neue erzeugt, zurückgegangen und macht sich jetzt nur noch individuell in Kapital und Arbeit geltend; die Gleichheit des öffentlichen Rechts hat aber alsbald ihre Tochter, die Gleichheit in den Ansprüchen Aller an die Gemeinschaft, geboren; das große Princip, ob formell ausgesprochen oder nicht, bricht sich unwiderstehlich Bahn, daß Alles, was diese Gemeinschaft für ihre Mitglieder thut, für Alle gleichmäßig zugänglich sein müsse, und das wieder erzwingt, was die alte Stadt nicht kannte, ein gemeinsames Nachdenken, ein gemeinsames Urtheil über das, was von der Gemeinschaft und für dieselbe geschieht; es entsteht eine öffentliche Meinung, und mit der öffentlichen Meinung ein „Publicum". Es ist ein keineswegs gleichgültiges Wort in der allmähligen Entwicklung des öffentlichen Lebens, dieses „Publicum". Publicum bedeutet nicht eine Einwohnerschaft einer Stadt, obgleich aus naheliegenden Gründen anfangs nur die Städte, nicht das flache Land ein solches Publicum hatten; es ist dasselbe vielmehr eine Menge, welche durch die Gleichartigkeit der Empfindungen und Ansichten über irgend welche Erscheinung des öffentlichen Lebens sich ein gleichartiges Urtheil bildet, und von dem Urtheilen alsdann zum Fordern übergeht. Diese Ansichten, diese Urtheile und Forderungen entstehen zuerst in der Stadt, und wie einst die Zünfte und Innungen, die Meister und Gesellen sich an den hochmögenden Rath wandten, um ihr Begehren durchzusetzen, so wendet sich jetzt dies Publicum an die Stadtvertretung, um das, was es erwünscht und will, zur Geltung zu bringen. Denn eben diese Vertretung der Stadt selbst ist ihrem Wesen nach eine andere geworden. In der alten Stadt gingen Bürgermeister und Rath zwar auch aus der Bürgerschaft hervor; aber sieht man genauer zu, so bestanden sie doch nur aus denen, welche die gesellschaftliche Macht hatten. Darum verkehrten sie wenig oder garnicht mit der Gesammtheit der Einwohnerschaft; das Gebiet ihrer Thätigkeit im Innern der Stadt waren die Interessen der machthabenden Klassen, und wehe denen, welche ihnen widersprachen, denn dieselben gestrengen Herren, welche ihre Kundmachungen und Befehle erließen, waren zugleich die Richter und die Strafgewalt über Alle, welche sich ihnen widersetzen mochten. Es war in diesen alten städtischen Rathsstuben daher eine Art Fürstlichkeit zu Hause, die sich fast von selbst mit einer gewissen Würde

Digitized by Google

umgab, dafür aber die Berechtigung des einzelnen Stadtbürgers nur nach ihrem Ermessen gelten ließ, wie die fürstlichen Landesherren das Recht ihrer Unterthanen unbedingt mit Füßen traten, wo es ihnen selbständig entgegentrat. Die Willkür und die Beschränktheit, die daraus für die fürstlichen wie für die städtischen Gewalthaber entsprang, bedurften ihres Deckmantels, und es ward namentlich in dem vorigen Jahrhundert eine fast in ganz Europa geltende Regel, daß die Fähigkeit, öffentliche Angelegenheiten zu leiten, stets im umgekehrten Verhältniß zu den Förmlichkeiten und Feierlichkeiten stand, mit denen sich die Machthaber aller Art umgaben. So entstand jene tiefe Kluft zwischen dem Fürstenthum im Allgemeinen wie im Besonderen zwischen den einfachen Bürgern der alten Städte und ihrer städtischen „Obrigkeit"; der freie stolze Sinn der ersteren ward gebrochen durch die Unverantwortlichkeit der letzteren; die Furcht vor der Vergewaltigung durch den Rath und seine Polizei machte aus dem Rathhaus dasselbe für die Stadt, was die Burg des Grundherrn für das flache Land war; der Stolz des alten Bürgerthums ward gebrochen, mit ihm der Eifer, mit ihm der Wohlstand, mit ihm die alte Anhänglichkeit an die Vaterstadt. Das nun ist mit der neuen Stadt anders geworden. Dieser Bürgermeister, diese Rathsherren gehören nicht mehr der Klasse der „großen" Bürger; der „Patrizier" ist nur noch eine historische Erinnerung, und der Bürger weiß, daß er die Häupter der Stadt selber wählt, und daß er jetzt das Recht hat, dieselben durch den Druck seiner öffentlichen Meinung zu nöthigen, das zu thun, was im Gesammtinteresse liegt, und sie zur Verantwortung zu ziehen für das, was sie gethan. Unter diesem Athem der neuen bürgerlichen Freiheit begann die neue Epoche des Städtewesens. Im Großen und Ganzen kennen wir sie alle. Die wesentliche Grundlage der neuen Entwicklung der Städte aber erscheint zunächst als ein fast mechanischer Factor. Als die alten Städte gezwungen wurden, die streng ständische Form ihrer inneren Verfassung zu ändern und das Stadtbürgerthum der höheren Idee des Staatsbürgerthums zum Opfer zu bringen, als damit auch jene äußerliche Abschließung der Städte von der Außenwelt ihr Ende fand und sie nicht mehr umhin konnten, auch den Nichtbürgern das Recht zu gewähren, zum Bürger zu werden, da begann jener zunächst rein wirthschaftliche Proceß, in dessen Mitte wir stehen und der noch immer fast ausschließlich das Leben unserer gegenwärtigen Städte beherrscht. Das war das Hineinströmen einer ganz neuen Bevölkerung in die alten Städte, die nicht in der Stadt geboren, mit keiner Tradition von ihrer alten Ordnung und ihrer Geschichte erzogen, und daher von Hause aus ohne jene Anhänglichkeit an die Stadt war, die einst dieselbe so stark gemacht. Wir werden uns an dieser Stelle nicht mit der Darlegung der einzelnen Gründe aufhalten, welche diese Strömung in den Städten erklären. Aber wenn man dieselbe genauer betrachtet, so wird man zwei Elemente derselben unterscheiden müssen, und Inhalt und Folge dieser Unterscheidung

sind so gewaltig, daß sie bis auf den gegenwärtigen Augenblick in ihrer stillen aber unwiderstehlichen Bethätigung zur Grundlage des Schicksals der neuen Städte geworden sind. Es ist von großem Werthe, wenn man von diesem Standpunkte aus dasjenige beobachtet, was die Statistik die Bewegung und den Wechsel der Bevölkerung nennt. In der That nämlich besteht der eine Theil derjenigen, welche ihren Aufenthalt in der neuen Stadt suchen, aus den wesentlich ländlichen Arbeitern, denen die Stadt als solche ganz gleichgültig ist, die aber, auf dem Lande bei schlechtem Lohn und ohne Aussicht darauf, sich eine Zukunft zu gründen, sich nach dem Geldlohn der städtischen Arbeit hindrängen, in dem mehr oder weniger klaren Bewußtsein, daß sie dort Herren ihres Erwerbes und damit wirthschaftlich freie Leute werden. Hier treten nun Momente ein, die wir nicht verfolgen dürfen; aber Eines ist klar. So wie sich das Princip der unbegrenzten Theilbarkeit der Hufen mit der Tendenz des Geldkapitals verbindet, treten zwei Dinge ein, welche für unsere Frage die gleiche gemeinsame Bedeutung haben. Das erste ist die Zerstückelung des mittleren Grundbesitzes in Verbindung mit der Bildung von Latifundien; das zweite ist die Anwendung der Maschine in der Landwirthschaft. Beide haben, so wie sie auf einem gewissen Punkte anlangen, die Folge, daß die besitzlose Arbeitskraft des ländlichen Arbeiters einen Theil ihrer früheren Beschäftigung, damit einen Theil ihres Werthes, damit einen Theil ihres Lohnes ziemlich aussichtslos verliert. Der Rückschlag besteht dann, so alt überhaupt die Geschichte der Städte ist, darin, daß der Arbeiter die Stadt aufsucht, und hier das Angebot der mechanischen Arbeitskraft so sehr vermehrt, daß das Kapital auf Grundlage des damit entstehenden niederen Arbeitslohnes sich der Industrie zuwendet. Die neue industrielle Bewegung des Kapitals schafft nun zuerst eine neue Form des Rechtssinnes, aber sie erzeugt zugleich den Kampf der Industrie mit dem Gewerbe, der so ernst ist, daß der alte Kampf zwischen den Gewerbsmeistern und ihren Gesellen daneben fast gänzlich verschwindet; zu gleicher Zeit bleibt die dritte Folge nicht aus, die Schöpfung eines Proletariats, das so wesentlich verschieden von der Armuth ist. Wir bleiben dafür an dieser Stelle bei demjenigen Momente stehen, welches unserer Aufgabe am nächsten liegt; die tiefere Begründung muß man uns hier erlassen. Die Armuth ist in der Wirklichkeit stets eine örtliche Erscheinung, und die Armenpflege daher ihrem Wesen nach die Aufgabe einer örtlichen Gemeinschaft; das Proletariat dagegen als die arbeitsfähige Armuth beruht auf der Natur der Industrie, und gehört daher der Gesammtgemeinschaft der Menschen, dem Staate. Eine Armuth und eine Art von Armenwesen haben daher alle Städte fast von jeher gehabt; die Gestaltung der städtischen Industrie dagegen und das Proletariat entspringt erst aus der Aufhebung der städtischen Ausschließlichkeit gegenüber dem Zuzug der fremden ländlichen Arbeiter. Damit kam der neuen Stadt eine Frage

und eine Aufgabe, welche der alten fremd war, und deren Bedeutung für das Städteleben darin gipfelt, daß dieselbe der Form nach zwar als städtische erscheinen kann, der Sache nach aber weit über dasselbe hinausgeht, und zu einer Landes-, zu einer Reichs-, ja zu einer allgemein menschlichen Frage wird. Es ist die große Verbindung der industriellen Entwicklung mit den Gegensätzen der socialen Bewegung, in welcher die specielle Stadt als solche keine Rolle spielt, höchstens daß sie durch die Anhäufung unbeschäftigter Arbeitskräfte zum Schauplatz jener offenen Kämpfe wird, die wir alle kennen, und welche die neue Stadt eben darum mit ihren eigenen örtlichen Mitteln nicht durchzuführen vermag, weil sie in der That nicht eigentlich städtischer Natur sind, sondern der gesammten socialen Bewegung angehören. Und wie nun dies erste Element das Leben der Stadt durch die Zunahme ihrer Bevölkerung unwiderstehlich über die alten Grenzen derselben hinaustreibt und sie in die Mitte des Gesammtlebens der Gemeinschaft hineinträgt, so wirkt das zweite, wenn auch in anderer Weise, für dasselbe Ziel. Dies zweite Element ist die Entwicklung der geistigen Arbeit neben der industriellen. Das Gebiet der Erscheinungen, die sich damit ergeben, ist so groß und mannigfaltig, daß wir nur diejenige Seite desselben berühren, welche allein mit der Stadt als solcher zu thun habt. Zwei Dinge sind es vor Allem, die uns hier entgegentreten, beide zuletzt auf der gleichen Grundlage beruhend. Zuerst ist es nur die Stadt, welche der geistigen Arbeit als solcher einen wirthschaftlichen Erwerb zu geben vermag, und daher jede geistige Kraft, die sich erwerbsfähig fühlt, in die Stadt zieht und ihr hier auch wirklich ein Unterkommen bietet, das außerhalb derselben nur ausnahmsweise gefunden wird; die Stadt wird daher zur Heimat der geistigen Thätigkeit überhaupt, und diese in ihrer oft lauten, oft stillen Arbeit erzeugt dann das zweite Element in dem Leben derselben; es giebt den Wünschen und Forderungen der städtischen Gemeinschaft allmählich ihre Formulirung; es leitet auf der einen Seite die Parteien und ihre Bewegungen, auf der anderen drängt und treibt es die leitenden Organe, auch dem inneren wie dem äußeren Leben der Stadt eine Gestalt zu geben, welche, ohne sich an die alte Individualität derselben zu kehren, vielmehr den Ausdruck der allgemeinen Bildung sowohl in den Arbeiten als in den Anstalten und öffentlichen Anlagen und Bauten darbieten. Das geistige Leben in der Stadt erhebt sich damit in Schulwesen, Bauten, Anlagen, aber auch in der Presse und im Vereinswesen weit über seine alte Gestalt; die Stadt erzeugt dasselbe nicht mehr; sie empfängt es vielmehr innerhalb ihrer Mauern und erhält es, und zwar nicht als Stadt, sondern als Bevölkerung; die Stadt selbst wird zu einem Theile derjenigen Bewegung, die jetzt ein Gemeingut des ganzen Volkes wird; daran schließen sich allmählich auch die Formen des täglichen Lebens; es wird gleichartig und von gleichen, nicht mehr an die alte Stadt gebundenen Wünschen,

Hoffnungen, Forderungen bewegt; die Stadt als solche verliert ihren alten Charakter auch in dem Geiste ihrer Angehörigen; sie wird aus einem Selbstzweck, der sie einst gewesen, jetzt zum Mittel und zur Vertreterin allgemein menschlicher Zwecke der Gemeinschaft; die Stadt ist nicht mehr da um ihrer selbst willen, sie wird zum Aufenthaltsorte derer, welche in ihr ihre eigenen Zwecke verfolgen; sie wird zur Dienerin einer Entwicklung, die sie mit allen anderen Städten wie mit dem flachen Lande gemein hat; und in dieser neuen und großen Stellung leistet sie unendlich viel mehr als früher in ihrer localen Beschränktheit, aber sie hat dadurch Eines eingebüßt, das unersetzlich erscheint. Sie ist aus einem selbstbewußten Körper eine besondere Gestaltung in der Vertheilung der Bevölkerung geworden; sie hat an die Bewegung der Bevölkerung ihre eigenthümliche Bedeutung, ihre alte Individualität verloren; sie ist eine nur statistische Thatsache und ein nur administrativer Begriff geworden. Und das ist der Charakter der neuen Stadt.

Und das zeigt sich nun alsbald auch auf einem anderen Gebiete. Die Kraft, welche den mechanischen wie den geistigen Arbeiter in die neue Stadt zog, war nicht das Gefühl, die Heimat festzuhalten oder wieder zu betreten und sich Haus und Bürgerthum innerhalb traditioneller Verhältnisse zu gründen, die er lieb hatte, so sehr er darunter leiden mochte. Das was ihn in die neue Stadt trieb, war die Aussicht auf Erwerb. Und je größer und je verständlicher ihm diese Aussicht war, um so lieber ging er hin; und in seiner freigewordenen Bewegung war es natürlich, daß er dann unter den Städten, die ihm jetzt offen standen, diejenige wählte, welche ihm diese Aussicht am ersten und am meisten eröffnete. Damit schieden sich nun die Städte gerade in Beziehung auf diese Wahrscheinlichkeit, durch die individuelle Erwerbskraft eine individuelle Selbständigkeit zu schaffen und damit die Quelle der Freiheit und des Fortschrittes statt in der alten Ausschließlichkeit der Stadt in sich selber zu suchen. Diejenigen Städte, in welchen aus diesem oder jenem Grunde diese Wahrscheinlichkeit näher lag, waren diejenigen, die er wählte; und je mehr er Vertrauen auf sich selber hatte, desto mehr zog es ihn dahin, wo er hoffen durfte, sich selber am besten zu verwerthen. Nun aber ist es klar, daß mit der Vermehrung der Volkszahl die Möglichkeit, durch Arbeit und Tüchtigkeit sich eine Existenz zu gründen, fast in gleichem Verhältniß steigt und daß daher die Anziehungskraft jeder Stadt auf den Einzelnen in dem Grade wachsen muß, in welchem sie sich selber eben durch dieses Heranziehen von Arbeitskräften aller Art bethätigt, während andere Städte bald aus diesem, bald aus jenem, stets aber örtlichem Grunde, dieser Fähigkeit entbehren. So begannen diejenigen Städte, welche der ersten Klasse gehörten, sich zuerst langsam und dann immer rascher zu vergrößern, während die zweite Klasse in ihrer Entwicklung still stand; und so erklärt es sich, daß die Zunahme der Bevölkerung in

der ersteren selbst zur Quelle ihres eigenen Wachsthums ward, weil schließlich der eine Einwohner stets zur Quelle des Einkommens des anderen werden muß. Dazu kam dann die Leichtigkeit der Bewegung, die wachsende Verallgemeinerung der Verkehrswege; die Zahl erzeugte die Zahl, die Mehrheit die Mehrheit; diese wieder Erwerb und Geschäft, diese wieder die neue Ansiedelung; die alte Stadt galt nichts neben dem neuen Markt, den die Arbeit fand; weiter und weiter dehnten sich um ihre alten Grenzen die neuen Straßen und Häuser, größer und größer ward die Bevölkerung; geistige Thätigkeit und technisch-mechanische Arbeit reichten sich die Hände und so entstanden die großen Städte, deren Ausbreitung und Wachsthum die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts charakterisiren.

Faßt man nun zusammen, was auf diese Weise zugleich Quelle und Inhalt des großen Processes ist, der aus der alten und eingeschlossenen Stadt die neue und große Stadt macht, so kann man denselben wohl mit einem Worte bezeichnen. Die Größe der Städte ist die einfache Consequenz eines rein volkswirthschaftlichen Gesetzes. Die große Stadt ist nichts als eine Accumulirung von Einzelnen, welche vermöge der örtlichen Vermehrung der Bevölkerung auf einen leichteren und größeren Erwerb hoffen. Sie hat mit der Individualität der alten Stadt garnichts zu schaffen; sie besitzt weder eine Macht, noch strebt sie nach derselben; sie hat zwar die Grundform und die öffentliche Stellung einer Corporation, aber diese Corporation ist kein politischer Factor und giebt keiner Stadt, ob groß oder klein, eine individuelle Bedeutung im Gesammtleben, sondern sie ist die absolut gleiche für alle, ob groß oder klein, ob reich oder arm; der alte Unterschied zwischen der mächtigen und unmächtigen, der privilegirten und unprivilegirten ist verschwunden und wie alle Einzelnen in der staatsbürgerlichen Gesellschaft jetzt ohne Unterschied „Staatsbürger" unter gleichem Recht sind, so faßt unsere Zeit alle Städte gleichfalls unterschiedslos in der gleichen öffentlichen Kategorie der „Gemeinden" zusammen. Der Unterschied zwischen der kleinsten und der größten Stadtgemeinde ist jetzt nur noch die Differenz der Bevölkerung und die mit dieser Differenz gegebene größere pecuniäre Macht, der zugleich die Differenz in Umfang und Art der Anstalten und Aufgaben entspricht, welche die große Stadt von der kleinen unterscheiden. Damit hat aber auch die Leitung der städtischen Thätigkeit ihren Charakter geändert, und gäbe es noch alte Städte aus dem 17. und 18. Jahrhundert, wir würden dieselben nicht bloß in ihrer Zusammensetzung, sondern auch in ihren Aufgaben und Leistungen nicht wiedererkennen. Denn nicht nur, daß ihnen die Jurisdiction und fast die ganze Polizei genommen ist, sie haben gar nicht mehr das Gefühl, daß die Erhaltung der städtischen Macht und Selbständigkeit als eines politischen Factors in ihre Hände gegeben ist. Die neue Stadt, ob groß oder klein, hat gegenüber der alten weder Feinde noch Freunde mehr; sie hat keine Bundesgenossen und keine

Städtetage; das politische Leben des Volkes erfaßt sie nicht, sie überläßt dasselbe ruhig dem Einzelnen; dagegen ist ihre Aufgabe die reine Administration ihrer eigenen Angelegenheiten, die wie ihr letztes Object eben der Einzelne ist, die gleiche werden muß mit der Administration des ganzen Landes, nur im Umfange entwickelter und in den einzelnen Theilen grade in demselben Verhätlniß ausgebildeter, je größer die Einwohnerzahl ist. Dabei kann auf die Dauer keine Regierung sich der Erkenntniß enthalten, daß die naturgemäß örtliche Vertretung der Städte auch selber am besten die örtlichen Bedürfnisse ihrer „Gemeinde" kennen und berücksichtigen wird. Steht die neue Stadt daher wie jedes Dorf unter der gemeinsamen Gesetzgebung ihres Staates, so hat sie daneben ein gewisses Maß selbständiger öffentlicher Macht in Beziehung auf die örtliche Ausführung gewonnen; sie hat einen Theil desjenigen empfangen, was wir im neueren Staatsrecht die „Verordnungsgewalt" und somit des Rechts auf den öffentlichen Gehorsam nennen. In diesem Sinne ist ihr ein gewisses Maß von Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit geblieben, und das allgemeine Princip des verfassungsmäßigen Staatsbürgerthums hat die Ausübung dieser Rechte und damit die Herstellung der öffentlichen Organe mit dem Rechte der Wahl für jeden Bürger verbunden. Man hat den tiefen Unterschied, der zwischen dieser engbegrenzten, aber durch gewählte Mitglieder ausgeübten localen Selbständigkeit und derjenigen der ständischen Epoche liegt, sehr wohl empfunden, und fast ein halbes Jahrhundert nach einem bezeichnenden Namen dafür gesucht. Das Studium des englischen öffentlichen Rechts, für das Gneist's Arbeiten noch immer die Grundlage bilden, hat die Bezeichnung der „Selfgovernment" von England auf Deutschland übertragen. Die richtige Empfindung der specifischen Natur jener neuen Selbständigkeit namentlich der Städte hat uns aber gelehrt, auch hier die wesentliche Unterscheidung aufzustellen. Selfgovernment bedeutet sowohl die Selbstregierung, als die Selbstverwaltung; die alte ständische Stadt besaß beides; die neue staatsbürgerliche Stadt hat die S e l b s t r e g i e r u n g v e r l o r e n, und statt derselben nur die Selbständigkeit eines Theiles ihrer Verwaltung erhalten; sie ist mit ihrem ganzen Recht und mit ihrer ganzen Thätigkeit der eigentliche S e l b s t v e r w a l t u n g s k ö r p e r, und diese Selbstverwaltung, die nur Verordnungen und keine Gesetze mehr schaffen kann, ist bei gleicher principieller Grundlage für alles Gemeindewesen um so entwickelter, je mehr die Zunahme der Bevölkerung specifische Sonderinteressen des wirthschaftlichen und geistigen Lebens entwickelt und specifische Fürsorge für dieselben fordert und erzeugt. Das „Wohl" der Stadt ist jetzt in diesen Interessen concentrirt; die Vertretung der Stadt hat nur noch mit ihnen zu thun, und „differenzirt sich", wie die Naturhistoriker sagen, nach demselben, indem die Beschlüsse über das, was für jene Interessen zu thun ist, von der Vertretung der Bürgerschaft, dem Gemeinderath, die Ausführung im Einzelnen von dem Magistrate besorgt wird; der Staat der

Verfassung hat seine beiden Grundformen auf die städtische Organisation „vererbt“, und diese sich in Ausbildung und Form den Einzelbedürfnissen „angepaßt“; das Analogon des verantwortlichen Ministeriums und der Parlamente findet sich mehr oder weniger klar in jeder Stadt, und die Gesammtverwaltung des Staates beginnt somit in langsamem, aber vielfach noch unklarem Proceß der großen Scheidung zwischen Staatsverwaltung und Selbstverwaltung; aber wenn wir sagen, daß die Stadt der neuen Zeit ihre Individualität verloren hat, so bedeutet das jetzt, daß sie trotz aller Selbstverwaltung aus der Regierung und Gesetzgebung völlig verschwunden ist. Sie ist mit allem Guten und Schlechten nur noch eine Kategorie der Verwaltung.

Das alles nun mag wahr sein; aber bei genauerer Betrachtung ergiebt sich, daß alles das gegenüber dem Wesen einer Stadt nur negative Momente sind. Auch die Unterschiede zwischen großen und kleinen Städten verschwinden eigentlich, wenn man sie kritisch beleuchten wollte, denn es ist kein Zweifel, daß sie nur quantitativer Natur sind; wer wollte die Grenze ziehen, wo die eine anfängt und die andere aufhört? Und wenn dem so ist, ist es denn doch nicht eigentlich ein Verlust, wenn mit alledem das, was wir die Individualität auch der Städte genannt haben, einfach verloren geht? Giebt es Jemanden, der die Individualität in allen menschlichen, ja sogar in rein natürlichen Dingen nicht schätzen, ja sie als den einzigen unverlierbaren Werth ansehen würde, den die einzelnen wirklichen Erscheinungen in ihrem Wechsel in sich tragen? Und darf, ja kann das weniger bei den Städten, diesen großen Centren menschlichen Lebens der Fall sein?

Das Eine ist vor der Hand gewiß, daß, wenn einmal eine Kategorie des Daseins die Natur dessen an sich trägt, das wir das Organische in ihr nennen, dasselbe nie verschwindet, sondern, auf einem Punkte unterdrückt, auf einem anderen wieder zur Geltung gelangt. Wir unsererseits halten nun die Kategorie der Individualität nicht bloß für eine organische überhaupt, sondern, wenn hier ein Unterschied statthaft ist, für eine Kategorie ersten Ranges in dem Sinne, daß sie die erste und ewig neue Entwicklung alles wirklichen Lebens enthält. Das nun dürfen wir hier zwar nicht verfolgen; aber wenn jener Uebergang von der ständischen Stadt zur staatsbürgerlichen, die wir als das Entstehen der großen Städte beschrieben haben, die alte Form der städtischen Individualität vernichtet hat, und die letzte dennoch ihren hohen Werth behält, wo ist dann der Punkt, auf welchem wir den Keim einer neuen Bildung derselben begrüßen dürfen?

Wir wollen denselben mit einem Worte hier bezeichnen und die weitere Beobachtung des wirklichen Lebens und, wenn man will, auch das weitere abstracte Nachdenken darüber dem Einzelnen überlassen. Denn erschöpfen läßt sich das nicht, grade weil es erst in seiner ersten, noch

unfertigen Entwicklung begriffen ist. Es ist der Unterschied zwischen einer **großen Stadt** und einer **Großstadt**.

Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn sich vermöge der Factoren, welche die Anziehungskraft einer großen Stadt auf alle besten Einzelkräfte des Lebens ausmachen, alle höhere Entwicklung sowohl der wirthschaftlichen als der geistigen Elemente sich in der großen Stadt sammelt, sich allmählich eine gewisse Gegenseitigkeit unter denselben herausbildet, welche zwar einerseits das Eine durch das Andere beschränkt, aber andererseits sie auch gegenseitig erhebt, und das Gefühl, ja in seinen höheren Stadien das Bewußtsein erzeugt, daß gerade in dieser Wechselwirkung eine unversiegbare Quelle des Fortschrittes liegt. Damit schleifen und streifen sich die scharfen Kanten der individuellen Abgeschlossenheit ab, das Selbstgenügen des Einzelnen fängt an, der Empfänglichkeit für andere Auffassungen Platz zu machen, und in all den Dingen, welche öffentliche Angelegenheiten betreffen, entsteht für jeden Einzelnen das Bedürfniß, wenigstens in gewissen Punkten mit Anderen übereinzustimmen. Da wo sich eine solche Bewegung nun auch über die Verschiedenheit in Bildung und Stellung der Einzelnen hinaus Bahn bricht, entsteht für alles, was direct oder indirect Allen naheliegt oder Alle angeht, das, was wir jenes „Publicum" nennen, das allmählich seine eigene Empfindung und mit ihr sein eigenes Urtheil und Vorurtheil bildet. Wie es von der Vorstellung von einer bloßen Vielheit zu der einer Gemeinschaft ein großer Schritt ist, so ist es ein nicht weniger großer von der Gemeinschaft zu der des Publicums. Und das werden wir hier nicht erst wiederholen, wie es nur in der größeren staatsbürgerlichen Stadt ein solches Publicum giebt. Es ist nun natürlich, daß ein solches Publicum sich stets zunächst mit seinen örtlichen Fragen und Interessen beschäftigt; und es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß und weshalb, je kleiner die Gemeinschaft und je enger ihr Lebensgebiet ist, auch das Gebiet dieser Urtheile der öffentlichen Meinung sich um so enger und stärker eben auf diese örtlichen Fragen und Interessen beschränken wird. Allein zwei Dinge gehen alsbald über diese Beschränkung hinaus; das eine derselben ist der Verkehr, das andere ist die Volksvertretung. Beide sammeln je in ihrer Weise die Interessen und die Ueberzeugungen an demselben Orte, an welchem auch die Staatsgewalt, welche in beide hineingreift, ihren Sitz hat. Da wo dies der Fall ist, reicht jene Beschränkung des Publicums auf die eigene Oertlichkeit nicht mehr aus; mit diesen Centren des Gesammtlebens tritt die Stadt zugleich in alle Lebensverhältnisse fremder Städte und Länder hinein; jedes jener drei Elemente, Verkehr, Vertretung und Regierung, zwingt die beiden anderen, in Meinung und Urtheil selbst die große Stadt nur als einen Theil eines weit größeren Lebenskreises anzusehen, und auch für örtliche Fragen und Aufgaben den Standpunkt des Gesammtlebens, der Gesammtentwicklung der Menschheit zu Grunde

Digitized by Google

zu legen. Damit, mit dieser Berührung mit der großen Welt, wird die große Stadt zur Heimat aller der centralen Bewegungen und Gedankenarbeiten, welche sich von jeder begrenzten Oertlichkeit loslösen und innerhalb ihrer Gemeinschaft die Lebensprincipien der menschlichen Entwicklung überhaupt zur Anerkennung bringen wollen; erst in der großen Stadt werden Wissenschaft und Erfindungen aus werthvollen Factoren des Fortschrittes zu Mächten in der Entwicklung. Denn hier finden sie gleichsam die Mutter Erde, auf der ihre praktische Geltung erwachsen kann, die Zustimmung und die Unterstützung Vieler; und ob es scheinbar manchem Widerspruch unterliegt, so ist es dennoch wahr, daß alles theoretisch Wahre und künstlerisch Schöne erst dadurch „praktisch" wird, daß es sich in der großen Stadt sein Publicum bildet. Und das gilt von Wissenschaft, von Kunst, von Industrie, von politischen, ja von religiösen Dingen. So wahr und schön etwas sein mag, erst in der großen Stadt wird es aus einer individuellen Ueberzeugung und künstlerischen That ein Theil des Gesammtlebens, ein Inhalt des Gesammturtheils und der allgemeinen Meinung. Und weil nun schließlich eben dieses gemeinsame Urtheil doch das Resultat der in der großen Stadt sich vereinigenden besten Kräfte des Landes ist, so ist es natürlich, daß ein solches Urtheil auch über die Grenzen der Stadt hinaustritt, die Fähigkeit gewinnt, Auffassung und Gemüth derer zu bestimmen, welche dieser Stadt nicht angehören, Anregungen gleichsam in der Fernwirkung zu schaffen, die sonst in der beschränkten Täglichkeit zu Grunde gehen, und damit die Leitung des gesammten geistigen und wirthschaftlichen Lebens für alles das zu übernehmen, was an sich an keine örtlichen und beschränkten Kräfte und Interessen gebunden ist. Und wo die leitende Gewalt der Auffassung einer großen Stadt derselben zum Bewußtsein kommt, wo sie empfindet und erfährt, daß das örtliche Leben auf sie hinblickt und ihr zu folgen beginnt, da wird die Stadt wieder zu einer Macht für ihr ganzes Land; sie fühlt sich als solche, sie handelt als solche, sie erzwingt als solche ihren Einfluß auf allen Gebieten des Lebens; sie erscheint sich selber so gut wie Anderen als der Mittelpunkt des Gesammtlebens; sie giebt das Maß für den allgemeinen Werth aller Dinge und Bestrebungen und wird zum Beispiel für Andere, vor Allem für andere Städte; ihr Urtheil wird entscheidend wie ihr Schicksal entscheidend wird; und in diesem Bewußtsein von sich selber und ihrem Einfluß auf das ganze Land findet sie das wieder, was die ständische Stadt an die staatsbürgerliche verloren hatte, ihre Individualität. Die große Stadt, welche auf diese Weise ihre geistige und wirthschaftliche Kraft zum maßgebenden Mittelpunkt in der fortschreitenden Entwicklung ihres Landes zu machen verstanden hat, ist die Großstadt.

Daher kann es unbeschränkt viele große Städte in jedem Lande und Reiche geben, aber nur Eine Großstadt. Das Entstehen mehrerer Großstädte in diesem Sinne bedeutet den Anfangspunkt, auf welchem sich die

Digitized by Google

Länder scheiden und eine neue Staatenbildung eintreten will; nicht die große Stadt, sondern die Großstadt ist es, welche zuerst den höchsten Regionen des Gesammtlebens, dann aber allmählich auch dem ganzen Volke ihren Charakter aufprägt; wenn in der ständischen Zeit nur der Stadtbürger, so ist auf diesem Stadium der Entwicklung jeder Staatsbürger stolz auf seine Großstadt: während diese Großstadt ehemals nur durch den Sitz der Regierung für jeden Einzelnen die „Hauptstadt" war, ist sie jetzt die Hauptstadt, weil sie auch für Handel, für Industrie, für Geschmack, für die Grundrichtung der allgemeinen Bildung, für den Werth der großen öffentlichen Leistungen aller Art die tonangebende wird; während in der großen Stadt die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten Kern und Werth der städtischen Organe bildet, wird die Großstadt durch ihre öffentliche Meinung, welche die Gesammtverhältnisse ihres ganzen Landes umfaßt, zu einem gewaltigen politischen Factor im Leben des Volkes. Sie ist nicht bloß durch ihre Größe, sondern sie ist durch ihren Einfluß auf das ganze Land eine Macht, und diese Macht wird für das geistige Leben zur Autorität, die darum stillschweigend anerkannt wird, weil man sich sagt, daß das, was sie meint und thut, aus der Gesammtwirkung der besten und der stärksten Kräfte des Landes hervorgeht. Und damit sie das sein könne, muß der Proceß, der aus den letzteren ihr eigenes Publicum und ihre eigene öffentliche Meinung bildet, selber ein freier sein. Eine große Stadt kann man knechten, eine Großstadt ist durch ihre eigene Natur die Heimat der politischen Freiheit, und es ist eine jetzt leichtverständliche Thatsache, daß fast immer vom Volk in seiner Gesammtheit diese politische Freiheit gerade so verstanden wird, wie die Großstadt, die Hauptstadt des Landes sie versteht. Darum gewinnen politische Bewegungen immer erst in dem Grade ihren Werth, in welchem sie in der Großstadt heimisch werden; was auf diesem Gebiete nicht die Großstadt ergreift, wird stets unmächtig bleiben, gleichviel ob es berechtigt oder unberechtigt ist; denn alles öffentlich Geltende bedarf der Autorität, und jede wahre Großstadt ist auch ohne ihr Zuthun die mächtigste politische Autorität im ganzen Volksleben, gegen welche selbst die Regierung auf die Dauer nicht zu kämpfen vermag. Und dem entspricht in allen, und keineswegs bloß in politischen Dingen jener merkwürdige Organismus, den wir die Presse nennen. Nur in der Großstadt scheiden sich die beiden Gebiete des Journalismus, und stehen dennoch auf allen Punkten so nahe zusammen, daß sie grade durch diese ihre Fähigkeit, auch die tiefsten Verschiedenheiten der Anschauungen in sich zu verarbeiten, von der Hauptstadt aus die übrige Presse des Landes beherrschen; mit der einen ihrer Richtungen bilden sie die öffentliche Meinung und schaffen ihr neue Fragen und Standpunkte, mit der anderen bringen sie die bereits gebildete zum Ausdruck und erhalten sie. Wer vermag alle die Gesichtspunkte zu verfolgen, die sich an dieses Wesen der Großstadt knüpfen, und die doch zuletzt in dem einen

Zwei Seegeschichten.

Von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

I.

Die Geschwister.

Wenn sich die Ebbe verläuft, so ragt aus den Watten ein Hügel
Nahe dem Ufer hervor, der höher vordem und ein Werft war;
Darauf stand ein Haus, wie eine zerbröckelte Mauer
Heute noch zeigt, nicht groß, doch wohnlich, geräumig genug auch,
Um ein Sitz zu sein für zufriedene, glückliche Menschen.
Claus Harms hieß der Besitzer; die Frau war leider gestorben,
Aber sie hatt' ihr Jüngstes, ein Töchterchen, trefflich erzogen,
Daß, zwölf Jahr alt kaum, sie das Haus zu beschicken vermochte,
Und für den Vater und für drei ältere Brüder zu sorgen.
Ein paar Diemath Land war auch zu dem Hause gehörig,
Aber es war nicht genug, sie alle zusammen zu nähren.
Claus Harms fuhr auf der See als Steuermann, und es gerieth ihm,
Daß ihm als Capitän ein Walfischjäger vertraut ward,
Welcher für Holland fuhr, ein plumpes, doch tüchtiges Fahrzeug.
Hart und rauh ist die Arbeit im Norden und riecht nicht nach Ambra,
Aber ein muthiger Mann kann dort sein Glück sich erjagen.
Claus Harms sprach zum Rheder: „Ich will nicht fahren nach Grönland,
Dort sind selten geworden die Wale, ich segle nach Westen
Durch die Barrowstraße nach neu entdeckten Gewässern,
Denn dort schwimmet der Wal uns noch heerdenweise entgegen."
Und so geschah es denn auch. Claus kam mit reichlichem Fange
Glücklich zurück und brachte am Ende des Jahres zur Hallig
Ein paar Rollen zurück holländischer, blanker Ducaten,
Nebst zehn Fäßchen mit Thran. „Ei," sagte mit Lachen die Tochter,

Die, von Edda gemolken, das Beste thun in der Wirthschaft;
Wäscht und scheeret die Schafe, und Edda spinnet die Wolle:
Also wirket zusammen die fleißige Hand der Geschwister.
Ein Tag ging wie der andere hin; doch den Wechsel der Dinge
Müssen die Menschen erfahren auch auf der einsamsten Insel.
Niedrig lag und nahe dem Ufer das Land der Geschwister.
Und in jeglichem Jahr nahm ab es am Rande der Wiese,
Nur um ein Wagengeleise, doch geht unaufhaltsam das Eiland
Langsam dem Ende entgegen, wenn nicht vorher es die Sturmfluth
Plötzlich begräbt, daß nichts nachbleibt als schäumende Wogen.
Einst nahm Ayme das Wort und sprach nach langem Besinnen:
„Schwester, so geht es nicht mehr, wir müssen im Hause verhungern;
Gar zu klein ist die Wiese geworden und nährt uns nicht länger.
Eine der Kühe verkauften wir längst, wir behielten nur zwei noch,
Heute hab' ich die Liese, die weiße, mit zierlichen braunen
Flecken gezeichnete Kuh, nach Husum gebracht auf den Viehmarkt."
Edda entgegnete nichts und trocknete nur sich die Augen.
„Ja, ich wußt' es ja wohl, daß nah es Dir gehe, drum bin ich
Heimlich vor Thau und Tag zu Schiff mit dem Rinde gegangen.
Da viel Futter gewachsen, verkauft man selten ein Rind nur
Und hoch steht es im Preis. Ich bekam noch mehr als ich hoffte.
Da nimm, Edda! So nimm doch das Geld und bewahr's in der Truhe
Als Nothpfennig. Wer weiß —" Ihm fiel in die Rede die Schwester:
„Hättest Du lieber doch mir es gesagt, was im Sinne Du hattest,
Denn dann hätt' ich ihr noch ein zierliches Kränzchen gewunden
Aus Strandnelken und Blumen, die zahlreich stehn auf der Wiese,
Und es dem lieben Geschöpf in die Hörner geflochten zum Abschied."
Ayme versetzte darauf: „Auch Liese verließ uns so ungern.
Als ich den Hals ihr geklopft noch einmal und dann von dem Markt ging,
Muhte sie traurig mir nach. Ja, Scheiden, das ist nun die Losung.
Hier ist nicht mehr Arbeit für mich, ich gehe fast müßig.
Wenn ich ein wenig auch fisch' in den Wasserläufen und krebse,
Ist's unsicheres Brod und reicht nicht aus für den Haushalt.
Darum muß ich denn gehn, um anderswo zu verdienen."
„Anderswo?" fragte die Schwester bestürzt, „Du willst mich verlassen?"
„Muß Dich verlassen, Du siehst es ja selbst." „Wo willst Du denn hingehn?"
„Wer nicht Acker zu pflügen besitzt, muß furchen die Meere."
„Seemann willst Du werden?" „Jawohl, ich fuhr schon mit Vatern
Zweimal aus auf die See und habe ja kräftige Glieder."
„Wenn es anders nicht ist, so hilft es nicht, weiß ich ja selber,"
Sagte die Schwester bekümmert, doch sich zu fassen versuchend.
„Und wann willst Du denn gehn?" „Heut lieber als morgen," versetzt' er,
„Denn hier zehr' ich ja nur von der Schnur." Doch ließ ihn so rasch nicht
Edda ziehn in die Welt, sie mußte mit Kleidern und Wäsche
Ihn noch versorgen vorher und die Seemannskiste ihm packen.
Als er nun länger sich halten nicht ließ, so fragte die Schwester:
„Wann, wann kommst Du zurück?" Er sagte, das könnt' er nicht wissen,
Denn ein Schiff muß nehmen die Fracht, die grade sich bietet
Nah und fern. „Ich komme vielleicht schon in wenigen Wochen
Wieder zurück, doch, Edda, es kann auch Jahre noch dauern."

Digitized by Google

„Nein! o wie hielt ich das aus. Nein Ayme, Du mußt mir versprechen,
Einmal kehrst Du zurück in jeglichem Jahre wie Vater.
Wenn ein Jahr um ist und Du bist nicht wieder gekommen,
Werd' ich Dich jegliche Stunde erwarten bei Nacht und bei Tage.
Abends stell' ich ans Fenster die Lampe und lasse sie brennen,
Daß ihr Schein schon von ferne Dir zeigt, Dein warte die Schwester,
Und willkommen Dich heiße, geliebtester Bruder." So sagend
Streichelte sie ihm die Wange und streichelte immer von Neuem.
Innerlich that es ihm wohl, doch er machte sich stark und er wehrte
Ihre Zärtlichkeit ab, und gleich einem Scheltenden sprach er:
„Tausende gehen zur See, so mache davon doch nicht Wesens."
Ohne Abschied war er am anderen Morgen verschwunden.
Aber er ließ ihr sagen durch einen befreundeten Schiffer,
Daß er verheuert sich habe in Altona gleich und er wäre
Gut angekommen bei einem Captain, der mit Vatern bekannt war,
Und sie brauche um ihn sich keinerlei Sorge zu machen.
Edda ertrug wie sie konnte der Einsamkeit schleichende Stunden,
Sonntags ging sie zur Kirche und hatt' ein Gespräch mit den Nachbarn,
Die oft fragten: „Wie geht es dem Bruder?" Sie konnt' es nicht sagen.
Aber den Werktag hielt sie das Haus noch saubrer als früher,
Scheuerte, fegte und putzte, und wenn sie die einzige Kuh dann
Hatt' und die wenigen Schafe besorgt, so nahm sie das Spinnrad,
Und so spann sie so glatt und so gleich wie den Faden den Tag ab;
Schärfte die Sense und mähte das wenige Gras auf der Wiese,
Galt es zu werben das Heu, so holt' aus dem Haus sie ein Laken,
Darin packt' sie das Heu, nicht bedurft' es mehr Wagen und Karren;
Kurz, sie besorgte die Wirthschaft allein, das tapfere Mädchen.
Abends setzte sie sich an das Spinnrad, und wenn der Nebel
Sich auf das Meer gelegt und von fern es brauste und heulte,
Horchte sie bang auf den Sturm und die traurige Harfe der Meerfluth,
Und es erklinget ihr Lied, als kämen die Töne vom Jenseits.
Sinnend träumt sie ein Weilchen, dann schnurret von Neuem das Spinnrad.
Als nun wieder erschienen der Tag, wo Ayme davonzog,
Und sie die Hoffnung getäuscht, er trete hinein in die Stube
Grade den Tag, so nahm sie am Abend die eiserne Lampe,
Füllte sie auf und als sie sodann mit weißem und frischem
Dochte die Dille versehn und entzündet ihn hatte, so stellte
Sie vor das Fenster die Leuchte, um still zu brennen die Nacht durch.
Wie man im Leuchtthurm stets, wenn es dunkelt, das Feuer entzündet,
Daß es die Nacht durch brennt, so sah man an jeglichem Abend
Auch sich erleuchten das Fenster im Hause der einsamen Schwester.
Einmal nur blieb dunkel das Haus. Da sagten die Nachbarn:
„Kehrte nun endlich ihr Bruder zurück, der so lang' schon ersehnte?"
Und sie kamen schon früh am folgenden Morgen gegangen,
Zu glückwünschen dem Paare der wiedervereinten Geschwister.
Aber sie fanden die Schwester noch einsam sitzen am Spinnrad,
Niedergesunkenen Haupts: ihr entglitten der Flachs und der Faden;
Zwar noch ruhte ihr fleißiger Fuß auf dem Tritte des Spinnrads,
Aber das Rad stand still und die Spindel bewegte sich nie mehr.
Das sind menschliche Hoffnungen! Ach! Fast möchte man weinen.

Digitized by Google

II.

Was kostet der Stockfisch?

„Sieh' mal Vater!“ „Was hast Du denn da?“ „Ja, rathe mal Vater.“
„Ein Nußknacker vielleicht? Ein Pfropfenzieher? Vielleicht ein
Stiefelhaken?“ „O nein, ich sehe, Du kannst es nicht rathen.“
So sprach Robert zu seinem geachteten Vater, dem Rheder
Und Großhändler in Korn. Er war in des Vaters Geschäft schon
Als Theilhaber getreten. Er zankte sich oft mit dem Alten,
Glaubte wohl klüger zu sein, doch übersah ihn der Vater.
„Sieh,“ sprach Robert zu ihm, „das hab' ich mir eben ersonnen.
Ist ein Instrument, womit man auf leichteste Weise
Schrauben sich selbst anfertigt.“ „Du hast wohl Schrauben im Kopfe!“
„Nein,“ sprach Robert. „Wozu sich Schrauben kaufen im Laden,
Wenn man selbst sie verfertigen kann mit meiner Erfindung.“
„So, so, lieber Sohn, berechnest Du auch Dir die Kosten?“
„O, dies Instrument,“ sprach Robert mit Stolz es betrachtend,
„Kostet nicht viel.“ „Ich meine,“ so sagte der Vater dagegen,
„Nicht was Dich das Metall mag kosten; ich meine vor Allem
Robert, die Zeit, die Du mit solcherlei Dingen vergeudest.
Gehst Du zu Weiergang in der Wasserstraße, so kannst Du
Schrauben nach Herzenslust für wenige Pfennige kaufen.“
Und so stritten sie oft, denn der Sohn war fleißig und sparsam,
Aber sein Sinn war stets auf Kleinigkeiten gerichtet,
Während der Vater im Großen betrieb die Geschäfte mit Kühnheit.
Und nicht lange darauf sprach so zum Sohne der Vater:
„Immer bläst aus Osten der Wind und Capitän Eggert,
Der mit der neu'n Galeasse Johanna segelt nach London,
Konnte sich besseren Wind nicht verschreiben. Da nimmt es mich Wunder,
Immer noch nicht von Sack und Bremer in London zu hören,
Daß mein Weizen gekommen an Ort und Stelle und schleunigst
Jetzt zu den herrlichen Preisen verkauft. Wo bleibt die Johanna?
Ich mag Eggert wohl leiden — sonst gäb' ich ihm nicht die Johanna —
Denn er ist freundlich, der Mann, aufständig und weiß auch zu reden
Glatt wie Honigseim. Doch was hilft das alles. So langsam
Sollte das neue Schiff nicht segeln. Das weiß doch der liebe“ —
Damit brach er dann ab, denn es war so seine Gewohnheit,
Niemals den letzten Satz, wenn er ärgerlich war, zu beenden.
Herr Commerzienrath, er ahnte nicht, konnte nicht ahnen
Wie sich indeß die Johanna die Zeit vertrieb auf der Nordsee.
Capitän Eggert war an der Rügenschen Küste geboren,
Und sein Dorf lag hart an der See. Von Jugend auf war nun
Angeln und Fischen das Liebste für ihn. Ob Karauschen im Teiche
Er mit dem Netze sich fing, ob Bungen für Schleien und Hechte
Er in das Schilf auslegte mit lockenden Eierschalen,
Oder ob Aale er stach, war gleich ihm, wenn er nur fischte;
Niemand verstand sich so gut auf Geräthe für Angeln und Fischen.
Als ihm, dem hübschen und freundlichen Mann, ein Schiff nun vertraut ward,
War sein erster Gedanke, man könnt' auf dem Meere auch fischen.

Und so brachte der junge Captän, indeß man Johanna
Neben der Ballastkiste belud, ein gewaltiges Schleppnetz
Triumphirend an Bord, voll Hoffnung auf herrlichen Fischfang.
Und kaum ist er heraus aus dem Sunde und riechet die Nordsee,
Läßt er die Segel herab, so schön sie schwellten im Winde,
Und läßt treiben das Schiff, und dann in die See mit dem Schleppnetz.
Nun war grade die Zeit, wo man Cablian fänget; er macht auch
Einen so reichlichen Fang, daß das Herz ihm lachet im Leibe.
„Seile gespannt!" so befiehlt er, und rings um das Schiff, von dem Bugsprit
An bis zum Heck und rechts und links auf jeglicher Seite
Werden nun Seile gespannt, die gefangenen Fische zu trocknen,
Was nach Wunsch auch gelang bei dem Sonnenschein und der Brise,
Nachdem regelrecht man ausgeweidet sie hatte.
Darauf verstand sich der junge Captän, und riesige Fische
Baumelten nun von den Seilen zur Herzensfreude von Eggert.
Schmunzelnd in himmlischer Lust ob seines gelungenen Fanges
Hißt er die Segel von Neuem, um fortzusetzen die Reise,
Und so fuhr denn das Schiff seltsamlich behangen mit Stockfisch
Auf die Themse zum Staunen von sämmtlichen Uferbewohnern,
Ein Kauffahrer, zu sehn wie ein Fischerschmack in Neufundland,
Wo man den Cablian fängt für den ganzen katholischen Erdkreis.
Und zwei Tage bloß gingen verloren beim herrlichen Fischfang.
Leider nur fiel indessen in kaum zwei Tagen der Beste
Weizen am Londoner Markt um einen Schilling und Sixpence.
Als in Stralsund nun sein Rheder vom Herrn Capitäne
Einen Sack erhielt mit dem herrlichsten Fischen, so rief er:
„Robert, so komme mal her," und erzählt' ihm die ganze Geschichte
Und dann fügt' er hinzu als Nutzanwendung und Lehre:
„Siehe, der junge Captän der Johanna ist gerade ein solcher
Kerl, wie Du selbst, denn er rühmt mir sehr den vorzüglichen Fischfang
Und hat uns zur Probe gesandt da den Sack mit dem Stockfisch.
Stockfisch mag ja für Liebhaber ein gutes Gericht sein.
Einmal laß ich mir das im Jahre gefallen. Gewässert,
Reichlich behandelt mit Senf und mit Salz und mit Butter, so schmecket
Solch ein Stockfisch fast, als sei es ein menschliches Essen.
Aber wie Gold, so kann auch Stockfisch werden zu theuer:
Wie viel kostet uns da der Sack mit den Fischen, was meinst Du?
Wenn ich berechne den Preis, den ohne den dämligen Fischfang
Wir für den Weizen erzielt, und der nun später bezahlt wird,
Kommt uns schlecht gerechnet der Sack auf mindestens tausend
Thaler zu stehn. Du bist, mein Sohn, ja gewesen in England,
Und dort sagt man: Für Pfennige klug ist thöricht für Pfunde."

Die Münchener Shakespearebühne.

Von

W. Lübke.

— Karlsruhe. —

Von einem der bedeutendsten künstlerischen Eindrücke meines ganzen Lebens möchte ich berichten: von einer Aufführung des Lear auf der neu eingerichteten Shakespearebühne des K. Hoftheaters zu München, welche vor einiger Zeit zu erleben mir vergönnt war. München hat sich neuerdings immer mehr zur ersten Stätte deutscher Kunst aufgeschwungen, und erst jetzt trägt der Samen, den König Ludwig I. ausgestreut hat, volle Früchte. Wie viel auch in Preußen die Regierung thut, die Kunst zu fördern, wie reichliche Mittel sowohl dem gegenwärtigen Schaffen, als der Verwaltung der Museen dargeboten werden: eine eigentliche Metropole der Kunst wird darum Berlin doch niemals sein. Es liegt wohl am Boden, und mehr noch am Charakter der Bevölkerung, daß es so ist. Um so blühender und kräftiger entfaltet sich das künstlerische Leben in München, und obwohl die Regierung in Förderung desselben weit hinter Preußen und selbst Sachsen zurückbleibt, weil die ultramontane Mehrheit des Landtages bekanntlich Herrn von Lutz Alles, was er für Culturzwecke verlangt, abschlägt oder doch beschneidet, so hat dies dem fröhlichen Gedeihen der Kunst dort doch nicht zu schaden vermocht, wenn auch in Ermangelung monumentaler Aufträge sie mehr und mehr auf das einseitig realistische Gebiet gedrängt wird. Gleichwohl haben Viele den im vorigen Jahre zuerst verwirklichten Gedanken regelmäßig wiederkehrender Jahresausstellungen für München etwas gewagt gefunden, da ja

schon Berlin und Wien solche alljährliche Ausstellungen besitzen; dennoch hat das Gelingen des ersten Versuchs im vorigen Jahre gezeigt, daß die Münchener Künstlerschaft nicht zu viel gewagt hat, denn die dortige Ausstellung hat an frischem Interesse und künstlerischem Werth die Berliner und Wiener Veranstaltungen entschieden übertroffen.

Denselben Geist muthiger Initiative zeigt nun auch die Bühnenleitung, denn immer noch muß das K. Theater in München unter den deutschen Schwesteranstalten als eine der ersten, hervorragendsten bezeichnet werden. Es ist nicht bloß die allgemeine Höhe, auf welcher sich die dortigen Aufführungen zu halten wissen, sondern auch das ungemein vielseitige Repertoire, welches mit dem bewährten klassischen Element die Bestrebungen der jüngsten Zeit und ihre frischesten Leistungen zu verbinden weiß, welches in der Oper neben mustergültigen Darbietungen der Wagnerschen Werke eine nicht minder sorgfältige Behandlung den klassischen Schöpfungen wie Don Juan, Figaros Hochzeit, Zauberflöte, Fidelio u. s. w. angedeihen läßt. Es gereicht der dortigen Bühne zum großen Gewinn, daß München in hervorragendem Maße Fremdenstadt ist, daß fast ein halbes Jahr lang der Strom der Tausende von Fremden auf dem Zuge zum Hochgebirge und nach Italien die Isarstadt auf der Hin- und Rückreise passirt und gerade dort für alle künstlerischen Eindrücke besonders empfänglich sich erweist. So sind denn die dortigen Theater nicht auf die locale Bevölkerung beschränkt, sondern sie genießen den Vorzug, ein internationales Publicum fesseln zu müssen. Dies ist gewiß ein nicht geringer Sporn, sowohl die Bühne auf einer gewissen Höhe zu erhalten, als auch sie in stetem Fortschritt begriffen zu zeigen. Ein genügender Beweis dieses Strebens ist die seit Kurzem eingerichtete Shakespearebühne.

Seitdem der große Brite für das deutsche Theater gewonnen ist, haben die bedeutendsten Dramaturgen bekanntlich darnach gestrebt, seine für eine ganz anders angelegte Bühne geschriebenen Stücke unseren Theaterverhältnissen anzupassen. Ueber die Bühne der Elisabethanischen Zeit hat uns erst kürzlich Gäbertz in seiner Schrift „Zur Kenntniß der altenglischen Bühne“ (Bremen 1888) werthvolle neue Aufschlüsse gebracht, indem er eine noch nicht bekannte Innenansicht des Londoner Schwan-Theaters vom J. 1596, die sich auf der Bibliothek zu Utrecht befindet, veröffentlichte. Die Scene hat zwei durch ein Säulenpaar getrennte Abtheilungen, die durch einen zwischen den Säulen angebrachten Vorhang abgesondert werden können. Diese Anordnung bildet die Grundlage der Münchener Einrichtung.

Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, wie Shakespeare, wenn er auf das Prokustesbett des modernen Theaters gespannt wurde, zerstückt und zerrissen werden mußte. Der fortwährende Scenenwechsel, der die einzelnen Acte zerschnitt, machte einen reinen Genuß unmöglich, mochte man, wie früher, alle Verwandlungen auf offener Scene vornehmen,

oder, wie es neuerdings geschieht, den Zwischenvorhang fallen lassen. Unter allen Umständen war der Zuschauer um die Stimmung gebracht, welche die Dichtung in ihm erregt hatte. Ein zweiter Uebelstand beruhte auf dem Bedürfniß des heutigen Publicums nach möglichst reicher scenischer Ausstattung, welche der erschlafften Phantasie eine Anregung geben sollte. Als bei den Meiningern diese Forderung zur höchsten Ueppigkeit gesteigert wurde und eine „stilvolle, zeitgemäße" Umgebung das erste und vornehmste Bedürfniß war, kam man unter der realistischen Strömung der Gegenwart zu einem Extrem, bei welchem die Hauptsache völlig zur Nebensache herabgedrückt wurde. Keiner hatte unter dieser Geschmacksströmung mehr zu leiden als Shakespeare, denn keiner hat so wenig an solche Nebendinge gedacht wie er.

Nachdem man sich nun überall lange Zeit mit diesen Uebelständen herumgeschlagen und sich nur kümmerlich damit abgefunden hatte, kam plötzlich die Münchener Intendanz, angeregt durch R. Genée und unterstützt durch einen so findigen und gebildeten Regisseur wie Savits, auf die geniale Idee, durch gewisse Umgestaltungen aus der heutigen Bühne eine Shakespearebühne herzustellen. Die wesentlichen Aenderungen sind folgende. Vor der eigentlichen, durch eine an beiden Seiten sich schließende Gardine zu isolirenden Bühne baut sich, um drei Stufen tiefer gelegt, eine breitere Vorbühne auf, welche in das Orchester vorspringt. Beide Bühnen sind ohne Coulissen mit festen Seitenwänden angelegt, die mit Thüren für die Aus- und Eintretenden versehen werden. Das Spiel beginnt auf der inneren Bühne. Hat eine Scene sich abgespielt und folgt eine zweite mit verändertem Local, die bei der bisherigen Anordnung eine Pause und das Fallen des Zwischenvorhanges verlangen würde, so setzt sich bei der jetzigen Einrichtung das Spiel ganz zwanglos ohne irgend eine Unterbrechung auf der Vorbühne fort, während die Gardine der inneren Bühne geschlossen wird, um die nöthigen Aenderungen vorzunehmen. Sind dieselben aber nicht von durchgreifender Art, so bleibt die Bühne offen und ihr scenischer Hintergrund wird verdunkelt und durch Vermittlung einer Wandeldecoration verändert. Diese Vorrichtung war das Einzige, was trotz aller aufgewandten Vorsicht die Zuschauer einigermaßen stören konnte. Sie war aber hervorgegangen aus dem Bestreben, den durch reiche scenische Prospecte verwöhnten Beschauer zufrieden zu stellen. Denn es war selbstverständlich, daß man dem modernen Publicum nicht mit der ganzen primitiven Einfachheit der Shakespearebühne kommen durfte. In jener Zeit, wo die Menschen eine noch kindliche Vollkraft und Frische der Phantasie besaßen, vermochten die leisesten Andeutungen die Phantasie der Zuschauer zur selbstthätigen Ergänzung des Eindruckes anzuregen. Der altersschwachen, durch die stärksten Reizmittel abgestumpften Phantasie der heutigen Menschheit mußte man nachhelfend entgegenkommen. Es ergab sich daraus ein unvermeidliches Compromiß zwischen Shakespeare und

unserer Zeit, wobei die richtige Linie schwer zu treffen war. Wie ich höre, sind bei späteren Vorstellungen die immerhin etwas störenden Wandeldecorationen durch niederfallende Decorationen ersetzt worden, was jedenfalls als ein weiterer Fortschritt zu bezeichnen ist. Nach dieser Seite dürfte die jetzige Einrichtung kaum noch irgend etwas zu wünschen lassen.

Ein weiterer nicht minder wichtiger Punkt bei der neuen Shakespearebühne ist die Beseitigung fast aller Requisiten, mit denen man heutzutage die Bühne vollzupfropfen pflegt. Gewiß sind diese Einrichtungen, wo es sich um moderne Salonstücke handelt, völlig am Platze; in unseren neueren Lustspielen, wo ein Commerzienrath und ein Baron nicht fehlen darf (obschon dieselben sich oft nichts weniger als gentlemanlike benehmen), möchte man sie nicht entbehren. Daß sie aber bei Shakespeare nicht blos überflüssig, sondern sogar schädlich sind, ist oft genug dargelegt worden. Bei diesem großen Menschenkenner und Dramatiker muß Alles, was uns von der Hauptsache, von den handelnden Personen und ihren Schicksalen ablenkt, aufs Sorglichste vermieden werden. Von Requisiten waren daher auch in München nur die unerläßlichsten, etwa eine Ruhebank, ein Sessel, ein Tisch, aufgenommen. Nun erwachsen freilich unseren heutigen Schauspielern aus dieser tief einschneidenden Neuerung neue Aufgaben; es gilt, ohne alle die bequemen Hülfsmittel, welche eine reiche Anwendung von Ausstattungsgegenständen dem Darsteller gewährt, sich ganz auf sich selbst zu stellen und völlig frei zu gestalten. Wenn diese Ungezwungenheit bei der Aufführung des Lear allen Mitwirkenden noch nicht in gleichem Grade gelungen war, so mußte man im Ganzen doch ein sehr erfreuliches Maß an Freiheit und Lebendigkeit in Haltung und Bewegung anerkennen. Daß im weiteren Verlauf auch darin sich immer günstigere Resultate ergeben werden, kann keinem Zweifel unterliegen.

Im Rahmen dieser Umgestaltungen und Neuerungen vollzog sich nun eine Darstellung der gewaltigen Tragödie, wie wir sie nie für möglich gehalten hätten. So oft ich früher den Lear gesehen, mußte selbst das Zusammenwirken der besten Kräfte an der Zersplitterung scheitern, welche durch die fast unzähligen Scenenwechsel und störenden Unterbrechungen sich ergaben. Kaum war man in der Stimmung, welche der Dichter durch die wunderbare Gewalt seiner Seelengemälde in uns wachruft und schon riß ein Fallen des Vorhanges und die damit verbundene Pause uns aus allen Himmeln und warf uns auf die platte Erde, in die trivialste Gegenwart zurück. Solcher Wechsel aber erneuerte sich so oft, daß es wohl keinem Zuschauer, selbst bei größter Concentration, möglich war, von dem erhabenen Werke den vom Dichter gewollten Eindruck zu erhalten.

Wie anders nun in München! In unaufhaltsamem Zuge, durch keinen fremden Eingriff gestört, schritt die gewaltige Tragödie in ihrer erschütternden Macht vor uns dahin. Keine Nebensachen, die sich sonst auf unserer Bühne zur Hauptsache machen, lenkten die Aufmerksamkeit ab. Shakespeares

Gestalten nahmen ausschließlich den athemlos gespannten Zuschauer gefangen, Shakespeares erhabene Dichterworte rissen die lauschende Seele mit sich fort. So hatten wir es nie erlebt, so unmittelbar packend die Gewalt der Poesie nie empfunden. Mochten Mängel in der Darstellung aus dem noch Ungewohnten sich bei einzelnen Künstlern fühlbar machen, alles dies Einzelne trat zurück vor dem großen dämonisch wirkenden Ganzen. Keine Frage: hier war Shakespeare aus der Zerstückelung, aus der Verballhornung befreit; hier war er zu neuem Leben auferstanden. Jeder Act schloß sich als dramatische Einheit eng und fest zusammen, von keinem Zwischenvorhang zerrissen, sich immer mehr steigernd und erst am Schluß den Zuschauer aus dem Bann dieser so erschütternden, das innerste Gemüth erregenden und doch so wohlthuenden Poesie entlassend. Geberde und Wort des Schauspielers war wieder Alles, das decorative Nebenwerk, dies aufdringliche störende Product unkünstlerischer Zeiten, war in Nichts aufgelöst.

Seitdem ist die Münchener Bühne auf diesem Wege unerschüttert fortgegangen, hat in der Vereinfachung des Scenischen noch weitere Fortschritte gemacht, und nach dem Lear bekanntlich Heinrich IV. und endlich vor Kurzem Heinrich V. folgen lassen. Wenn man bei letzterem Stück auch den „Chorus" auftreten ließ, der dem Publicum vor den einzelnen Acten erzählt, was es zu erwarten habe, so ist dies ohne Zweifel eine zu weit getriebene Pietät. Mochte Shakespeare dergleichen seinem Publicum gegenüber für nothwendig halten, unserem heutigen Zuschauerkreise muß es befremdlich erscheinen und sich dadurch als bedenklich und störend herausstellen. Im Uebrigen aber muß jeder ernste Kunstfreund dem Baron Perfall den wärmsten Dank sagen, denn sein Vorgehen ist eine der größten und, hoffen wir, auch folgenschwersten Thaten der modernen Bühnenleitung. Es ist, Shakespeare und allen ähnlichen Werken höchster Dramatik gegenüber, wahrlich das Ei des Columbus, und schon jetzt muß jeder Unbefangene sagen, daß nur auf diesem Wege all die schwere Unbill zu beseitigen und zu sühnen ist, die Shakespeare so lange Zeit bei uns erduldet hat.

Der Umschlag unseres ganzen Lebens aus einer idealen in eine realistische Stimmung, wie er sich seit den vierziger Jahren anbahnte und seit den letzten zwanzig Jahren immer unaufhaltsamer vollzog, mußte auch auf der Bühne sich mit Allgewalt geltend machen. Wie überall, so trat auch dort an die Stelle echter, hoher Kunst die Decoration, die zunächst nur die blöde Schaulust der Massen zu befriedigen trachtete. Nicht wenig trug dazu das stets wachsende Uebergewicht der Oper bei, dieses wunderlichen Misch- und Zwittergeschöpfes, welches der Poesie und der wahren dramatischen Kunst verderblich werden mußte. Klagten Goethe und Schiller schon über den unheilvollen Einfluß der Oper, was würden sie heute sagen, wo diese Zwitterkunst mit den colossalsten Klangexcessen und Instrumental-

effecten die Nerven überreizt und die Sinne gefangen nimmt, und wo es nicht an eifrigen Chorführern fehlt, welche uns diese Kunst als das einzig wahre Drama, ja als die Gesammtkunst nicht bloß für unsere Zeit, sondern auch für die Zukunft anpreisen, ja sogar die bekannten Stoffgebiete als die eigentlichen nationalen Gegenstände der Kunst hinstellen. Mit der Häufung der Tonmassen geht aber ein ans Unsinnige streifender Ausstattungsluxus Hand in Hand. Diese Musik will weit mehr mit den Augen als mit den Ohren genossen werden. Man beobachte doch bei einer solchen gegen fünf Stunden lang Nerven und Sinne in unnatürlicher Spannung erhaltenden Aufführung das Publicum, wie es, innerlich und äußerlich überreizt, diesen blendenden Zauberkünsten des Decorationsmalers und des Maschinisten, sowie des Orchesters in fast stupider Hingerissenheit folgt, und man frage sich, ob dabei irgend eine edlere Wirkung und Stimmung zu Tage kommt. Wie die jetzige Generation, unter dem fortwährenden künstlerisch demoralisirenden Einfluß dieser Afterkunst herangewachsen, denkt und empfindet, davon erhielt ich vor einiger Zeit bei einer Aufführung des Don Juan einen Begriff. Eine junge hübsche Dame aus der Gesellschaft, die mit ihrem Gatten, einem höheren Offizier, in einer Loge des ersten Ranges saß, richtete an ihren Begleiter die Frage, ob die Ouvertüre wohl lange dauere! Nachdem er sie darüber beruhigt hatte, und dann das Stück begann, begleitete sie jede Scene mit ähnlich kindlichen Fragen, aus denen hervorging, daß sie den Don Juan zum ersten Male hörte! Die Musik ist doch „sehr dünn", meinte sie, und fügte die geistreiche Frage hinzu: Warum giebt man denn „solche Sachen"? Als sie nun bedeutet wurde, daß Mozart nun doch einmal ein Klassiker sei, und daß man gegen die Klassiker (leider!) doch eine gewisse Pietät haben müsse, faßte sie ihr Endurtheil dahin zusammen: „Na, mit den Meistersingern oder der Walküre kann er sich doch nicht messen."

Das sind die Anschauungen, in denen unsere heutige Jugend heranwächst! Ist es nun ein Wunder, wenn der Begriff von dem, was Kunst sei, immer mehr verloren geht, und wenn die heutige Plattköpfigkeit einfach erklären kann: „Kunst ist Nachahmung der Natur!"

Diese Unterwühlung und Zerrüttung der ästhetischen Anschauungen übt aber den schlimmsten Einfluß auf die Schicksale des ernsten Schauspiels aus. Die blendenden Ausstattungseffecte und die betäubenden Tonmassen der heutigen Oper sind so sehr in das allgemeine Gefühl übergegangen, daß man wenigstens ähnliches Schaugepräge auch für das Drama verlangt. Die letzte Consequenz davon war dann die Bühne der Meininger, die einer kunstgewerblichen Ausstellung nahe kam. In solche Umgebungen die Gestalten unserer großen Dichter, namentlich eines Shakespeare, hineinzustellen, war sicher das Verkehrteste und Verderbteste, was sich ereignen konnte. Es hing aber zusammen mit dem Mangel an monumentalem Sinn in unserem gesammten Kunstleben, mit der Vermischung des Künstlerischen

und Kunstgewerblichen. Beruht der Charakter des Monumentalen darauf, daß alles Unwesentliche fern gehalten und nur die Hauptsache mit vollem Nachdruck betont wird, so kann man sagen: auch unsere großen Tragiker, vor Allem Shakespeare, sind im echten Sinn monumental und verwerfen alle unnützen Zuthaten und Nebendinge als etwas Störendes.

Wie sehr aber die Gewohnheiten der Oper sich auch in das Schauspiel eingefressen haben, ist wohl nirgends so schlagend hervorgetreten, wie beim Bau des neuen Burgtheaters. Von diesem Prachtwerke, an welches man viele Millionen verschwendet hatte, wurde bei der Eröffnung mit Pauken- und Trompeten-Fanfaren ausposaunt, daß es ein kostbares „stilvolles" Prunkstück der Architektur und der begleitenden Künste sei; daß jedes Möbel, jeder kleinste Gegenstand ein Meisterwerk des Kunstgewerbes sei, und daß der ganze Bau bis ins Kleinste die hohe Stufe der heutigen technischen Errungenschaften bezeuge. Das sei gern zugestanden; aber leider ist der Bau nicht minder ein niederschmetterndes Zeugniß von der Unfähigkeit, die höchsten Zwecke und die eigentliche Aufgabe eines dem Schauspiel gewidmeten Baues zu verstehen. Denn dieser vom Beispiel moderner Opernhäuser entlehnte Prunk ist der ruhigen Sammlung und der Concentration auf die Gestalten und Vorgänge der Bühne so todfeindlich, daß die für das Schauspiel erforderliche Stimmung vollständig zerstört wird. Und das nennt man: der edlen Kunst des Dramas eine Huldigung darbringen! Aber noch weit schlimmer ist die Gesammtanlage des Hauses, die einerseits viel zu groß zugemessen ist, andererseits für Hören und Sehen durchweg so ungünstig erscheint, daß jetzt wohl nur eine Stimme darüber herrscht, wie völlig verfehlt dies Prachtwerk ist. Das alte Burgtheater, so tief sein eigentlich architektonisches Verdienst stand, hatte doch den unvergleichlichen Vorzug, in engem Raum das Werk des Dichters in seinen feinsten Nuancen und zartesten Betonungen dem lauschenden Ohre zuzuführen; daraus war jene klassische Vollendung des Schauspiels hervorgegangen, welche durch die leisesten Schattirungen des Mienenspiels und der Recitation den Zuschauer und Zuhörer entzückte. Es war dadurch jene unvergleichlich intime Wechselwirkung zwischen Künstler und Publicum entstanden, welche die Burg zur ersten Stätte des klassischen Dramas machte. Mit dem neuen Hause ist dies alles vernichtet, und es fehlt nicht an Stimmen, welche einfach fordern, das ganze Prachtwerk niederzureißen und an seiner Statt ein einfaches, würdiges Bühnenhaus zu errichten, wenn man nicht den Ruin des Burgtheaters vollständig einbrechen sehen wolle.

Das sind die Consequenzen des Herüberziehens von Operngewohnheiten in das Wesen und die Existenzbedingungen des Dramas. Und von diesen Auswüchsen will uns die Münchener Shakespearebühne befreien; sie will uns unseren Shakespeare wieder rein und unverkümmert vorführen; sie will, daß kein äußerer Flitter, kein Kunstgriff des Deco-

rateurs, Maschinisten und Tapeziers uns den mächtigen Eindruck des größten Tragikers verderbe. Was uns davon bis jetzt vor Augen getreten, beweist, daß München auf dem rechten Wege ist; muthiges Ausdauern und Fortschreiten auf der betretenen Bahn muß zum vollen Siege führen Dabei ist ja nicht zu leugnen, daß München an seinem colossalen, eigentlich nur für Opern berechneten Hause schwere Uebelstände zu bekämpfen hat; denn unwillkürlich nöthigt der ungeheure Raum den Künstler die Stimme ungebührlich zu steigern und auch die Mimik zu übertriebener Anspannung zu zwingen. Wenn aber trotzdem München so Großes zu erreichen vermochte, so sollten alle Bühnen, denen die Pflege des klassischen Dramas noch kein hohles Wort geworden ist, diesem Beispiel wetteifernd folgen. Wer einmal eine Aufführung auf der neuen Shakespearebühne erlebt hat, einmal von der unvergleichlich großartigen und stimmungsvollen Wirkung derselben berührt worden ist, der wird keine Shakespeare-Aufführung auf der bisher üblichen Bühne zu ertragen vermögen. Wir hoffen, daß der Geist des Fortschritts und des edlen Wetteifers auf einer Anzahl unserer besseren Bühnen stärker sein werde, als die Gewöhnung des im Schlendrian Beharrenden. Dann kann und wird die Münchener Neuerung eine epochemachende Umgestaltung unserer dramatischen Aufführungen bedeuten, eine Entwicklung, welche Lessing, Goethe, Schiller, mit freudiger Zustimmung begrüßen würden.

Ueber die Kunst des Schauspielers.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Benoît-Constant Coquelin, der zur Unterscheidung von seinem gleichfalls am Théâtre Français engagirten Bruder Ernst Alexander sich unter dem Namen „Coquelin der Aeltere" eine schauspielerische Berühmtheit errungen, die die Grenzen seines Heimatlandes weit überschritten hat, gehört sicherlich zu den besten unter den lebenden Bühnenkünstlern. Er ist klug, er hat sich redlich bemüht, die Lücken, die seine ursprünglich spärliche Bildung gelassen hat, auszufüllen — Coquelin ist vom Backtrog auf die Bühne gegangen —, er hat viel gearbeitet und mancherlei gelernt. Zum Schauspieler bringt er von Hause aus ein wohllautendes Organ und eine angenehme schmiegsame Gestalt mit. Er sieht gescheidt aus, aber sein Gesicht mit den kaum mittelgroßen blinkenden Augen, der Stupsnase und den breiten Lippen ermangelt durchaus der vornehmen Schönheit. Man würde ihn eher für einen behäbigen Pariser Spießbürger und Pfennigrentner, der am Sonntag mit der Angelruthe nach Asnières fährt, als für einen großen Künstler halten.

Coquelin, der im Théâtre Français die komischen und Charakterrollen des alten und des neuen Repertoires spielt, den Scapin und Figaro, den Herzog in der „Fremden" und den Leopold in den „Fourchambault", ist der unbestrittene Liebling der Pariser. Und mit Recht. Seine Rollen sind von der vollkommensten Sicherheit und Schärfe in den Umrißlinien und frisch und glänzend in der Färbung. Es sind lebensvolle Gestalten,

warmblütig und echt, ungemein wirksam und frei von aller Uebertreibung. Wenn Einer, so ist Coquelin befugt, ein kräftiges Wörtlein mitzusprechen, wenn von der Schauspielkunst die Rede ist, denn er beherrscht seine Kunst wie Wenige.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß Coquelin sich schon vor einigen Jahren einmal zum Rädelsführer und Anwalt seiner Genossen aufgeworfen hat. Der Anlaß dazu war freilich ziemlich geringfügiger Natur, und der besondere Fall hatte für uns Nichtfranzosen kein Interesse. Es handelte sich darum, für einen bedeutenden, von der allgemeinen Gunst des Publicums hochgehaltenen Schauspieler des Théâtre Français, der ein seltenes Jubiläum feierte, aber darum der Bühne doch noch nicht Valet zu sagen brauchte, das Kreuz der Ehrenlegion zu erwirken. Als ein Ueberbleibsel der längst abgethanen Vorurtheile einer grauen Vorzeit gegen die Schauspieler, — jener Auffassung, daß die Schauspieler den herumvagabundirenden Jahrmarktsgauklern an die Seite zu stellen und der bürgerlichen Ehre nicht theilhaftig seien — selbst dem großen Molière ist ja das ehrliche Begräbniß noch vorenthalten worden —, bestand in Frankreich noch der zum Princip erstarkte Brauch, daß Bühnenkünstlern, so lange diese ihren Beruf wirklich ausübten, niemals der Orden der Ehrenlegion gegeben wurde. Bei uns in Preußen herrscht, soviel ich weiß, dieselbe Auffassung. Ich glaube nicht, daß einer der thätigen Schauspieler einen preußischen Orden besitzt. Die einzige Ausnahme hat man, wenn ich nicht irre, zu Gunsten Theodor Dörings gemacht, der zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum vom Kaiser Wilhelm einen Orden erhielt. Liedtcke ist dieselbe Auszeichnung erst bei seinem Scheiden von der Bühne zu Theil geworden. In Oesterreich denkt man in dieser Beziehung viel freier. Die Regisseure Lewinsky, Gabillon, Hartmann u. s. w. sind mit dem Franz-Josef-Orden decorirt, Laroche und Sonnenthal haben sogar die Eiserne Krone und mit diesem Orden den Adel erhalten.

Coquelin erblickte nun in der Vorenthaltung der als eine besondere Auszeichnung angesehenen, durch ein Ordenskreuz am farbigen Bande sichtbar gemachten staatlichen Anerkennung verdienstlicher Leistungen eine Kränkung seiner Kunstgenossen und eine Herabsetzung der Schauspielkunst im Allgemeinen. Er veröffentlichte aus diesem Anlaß eine Flugschrift, in der er nachzuweisen suchte, daß die Kunst des Schauspielers mit demselben Fug und Recht als eine echte und volle Kunst betrachtet werden müsse, wie die Dichtkunst, die Musik, die Malerei, die Bildnerei, die Baukunst, daß sie zu derselben Werthschätzung berechtigt sei, und daß die ausgezeichneten Bühnenkünstler dieselbe Anerkennung beanspruchen dürften wie andere Künstler. Die kleine Flugschrift war nicht gerade bedeutend, aber sie war ehrlich gemeint und nicht schlecht geschrieben. Sie fand denn auch viel Beachtung, und der verhältnißmäßige Erfolg dieser harmlosen Auslassung mag den Verfasser, dem der kleine Ausflug auf das literarische Gebiet sicherlich be-

sonders reizvoll gewesen ist, dazu veranlaßt haben, die in jener ersten Schrift nur oberflächlich gestreiften Bemerkungen über das Wesen der Schauspielkunst etwas tiefer zu erfassen und sich darüber einmal etwas gründlicher auszusprechen.

Diesem Umstande verdanken wir also die größere Abhandlung „Die Kunst des Schauspielers“, die Coquelin vor Kurzem in einer Pariser Monatsschrift veröffentlicht hat. Ungeahnte und tief verborgene Geheimnisse werden uns freilich nicht offenbart. Die Wichtigkeit und das lehrhafte Pathos, mit denen Coquelin Dinge vorträgt, die sich eigentlich von selbst verstehen, erinnern bisweilen an Hamlet, der sich von seinen Freunden feierlich Schweigen geloben läßt, um ihnen zögernd, im strengsten Vertrauen, die überirdische Offenbarung zuzuraunen, daß in ganz Dänemark kein Schurke lebt, der nicht ein ausgemachter Bube wäre. Es braucht wirklich kein Geist vom Grabe herzukommen, um uns das zu sagen. Und man braucht kein erster Schauspieler der ersten Bühne der Welt zu sein, um über die Bühnenkunst die recht alltäglichen Wahrheiten und Bekanntheiten auszusprechen, die Coquelin mit wohlgefälliger Breite vorträgt.

Wenn man die Sache bei Licht besieht, so läuft Coquelins Weisheit eigentlich auf den Satz aus, daß man, um ein guter Schauspieler zu sein, gut Komödie spielen müsse — was ganz ebenso unbestreitbar ist, wie die sinnreiche Sentenz des braven Bräsig, der die Menschheit regardirt: daß „die große Armuth in unserer Stadt von der Powerteh“ kommt.

Der Schauspieler soll den Dichter verstehen, er soll sich ganz mit dem Wesen der dichterischen Gestalt, die er zu veranschaulichen hat, vertraut machen und sich nun bemühen, eine künstlerische Darstellung zu geben, die dem dichterischen Bilde möglichst entspricht, und zwar durch ein charakteristisches Aeußere (Maske), durch Organ und Sprache, durch Haltung, Geberden und Blicke, ohne Uebertreibung, ohne Beschönigung und Verschlimmerung. Die schauspielerische Gestaltung soll kein einfacher Abklatsch des natürlich Gewöhnlichen sein, nicht die absolute Wahrheit, vielmehr die nach den besonderen Bedingungen der Bühnenakustik und Bühnenoptik gemodelte Natur, die Kunstwahrheit, nicht die Wirklichkeitswahrheit.

Hamlets Belehrung an die Schauspieler sagt in wenigen Sätzen alles das und viel mehr, als Coquelin in seiner langen Abhandlung vorträgt. Nicht in Allgemeinheiten also, die oft, ja, meistens nicht viel mehr als Gemeinplätze sind, beruht das Beachtenswerthe und auch Reizvolle der Coquelin'schen Ausführung; wir gewahren dies vielmehr in den Anführungen von Einzelheiten, von besonderen Fällen aus seiner eigenen Erfahrung. Freilich werden wir bei der Erledigung unserer Aufgabe, die Coquelin'sche Abhandlung analytisch wiederzugeben, mit einigen kritischen Anmerkungen zu begleiten und zu ergänzen, um diese Allgemeinheiten nicht ganz herumkommen. Aber auch da, wo uns Coquelin nichts besonders Neues sagen kann, verlohnt es wohl, ihm zuzuhören, wenn er aus seinen

eigenen Erfahrungen heraus die noch wenig festgegliederten Gesetze seiner Kunst aufstellt und zu begründen sucht.

Diese Aufstellungen Coquelins, die dem Verfasser offenbar nicht leicht geworden sind, die ihn viel Nachdenken und Mühe bei dem Versuche, dieselben zum Ausdruck zu bringen, gekostet haben, sind in ihrem theoretischen Theile fast durchgängig von liebenswürdiger Naivetät. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Coquelin sich um das, was lange vor ihm an Geist und Bildung ihn weit überragende Aesthetiker über die Schauspielkunst geschrieben haben, nicht gekümmert hat; jedenfalls hat er die Bedeutung dieser ästhetischen Untersuchungen nicht zu würdigen gewußt. Daß er die Lehrsätze der alten Griechen und Römer als gar nicht vorhanden betrachtet, ließe sich schon erklären. Denn die Schauspielkunst der Alten war durch die von den unserigen grundverschiedenen Bedingungen der antiken Bühne mit ihrem Schauplatz unter freiem Himmel, durch die ungeheuren Raumverhältnisse und die dadurch bedingten Verstärkungsmittel der Erscheinung und des Organs: Maske, Stelzenschuh und Schallrohr, sowie durch die eigenthümliche Einrichtung des Chors, eine im Wesentlichen andere Kunst.

Befremdlicher erscheint es, daß er Shakespeares goldene Worte im „Hamlet", die meines Erachtens in einer Abhandlung über die Schauspielkunst gar nicht umgangen werden können, unberücksichtigt gelassen hat. Und geradezu unverständlich ist es, daß Coquelin die sehr bemerkenswerthen Schriften Riccobonis und Sainte-Albines mit keiner Silbe erwähnt, daß er diese sehr wahrscheinlich überhaupt nicht gekannt hat.

Diese Schriften: „L'art du théâtre. Par François Riccoboni. Paris, 1750." und „Le comédien. Par Remond de Sainte-Albine. Paris, 1747." enthalten soviel vortreffliche Bemerkungen über die Bühnenkunst, daß Lessing die erstere vollständig übersetzt und aus der letzteren einen sehr umfangreichen Auszug gegeben hat. Coquelin hätte diese gehaltvollen Schriften entschieden kennen sollen. Daß ihm auch von Lessings bedeutendsten ästhetischen Untersuchungen der Schauspielkunst, wie sie sich an vielen Stellen der „Hamburgischen Dramaturgie" verstreut finden, und von der dramaturgischen Skizze zu der leider nicht ausgeführten Schrift Lessings über körperliche Beredtsamkeit etwas hätte zu Ohren kommen sollen, wäre von dem Franzosen wohl zuviel verlangt gewesen.

Da nun Coquelin von alldem, was vor ihm über das von ihm behandelte Thema gesagt und geschrieben worden ist, so gut wie nichts kennt und Alles aus sich selbst heraus, aus seiner eigenen Wahrnehmung durch eigene Erfahrungen giebt, umständlicher, mühseliger und schwerfälliger, als es wohl nöthig gewesen wäre, so macht er oft den Eindruck eines Sonderlings, der, um in seine Wohnung zu gelangen, auf einer halsbrecherischen Strickleiter mit klopfendem Herzen heranklimmt und die Scheiben einschlägt, anstatt gemächlich durch die offene Hausthür über die bequeme Treppe zu gehen. Aber gerade das Nichtwissen, die gewiß überflüssigen, aber red-

lichen Anstrengungen verleihen der Arbeit Coquelins eine gewisse Anmuth und liebenswürdige Frische.

Lessing stellt die Schauspielkunst im System der Künste zwischen die bildenden Künste und die Dichtkunst. Er bezeichnet sie als „sichtbare Malerei", und deshalb muß Schönheit ihr höchstes Gesetz sein. Da sie aber zugleich transitorische Malerei ist, so kann sie ihren Stellungen nicht die Ruhe der Antiken geben. „Sie darf sich, sie muß sich das Wilde und Freche öfters erlauben, nur muß sie nicht allzu lange darin verweilen, nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählich vorbereiten und durch die darauf folgenden wieder in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen, nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unseren Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt sein, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll."

Den Unterschied zwischen der productiven und der reproductiven Kunst läßt Coquelin kaum gelten. Wenigstens hält er sich bei dieser doch nicht ganz unwesentlichen Unterscheidung nicht weiter auf. Er sagt: „Zur Hervorbringung eines Kunstwerks nimmt der Maler die Farben, Leinwand und Pinsel, der Bildhauer Thon oder Marmor, Modellirholz und Meißel, der Dichter die Sprache und die Leyer, Rhythmus, Tonfall und Reim. Die eine Kunst unterscheidet sich von der andern also nur durch das Werkzeug. Das Werkzeug des Schauspielers ist er selbst, ist sein eigenes Individuum. Zur Hervorbringung seiner künstlerischen Leistung bearbeite er sein eigenes Wesen, sein Gesicht, seinen Körper, sein Leben. Daraus ergiebt sich, daß der Schauspieler ein zweitheiliges Wesen sein muß. Das eine, A, erfaßt die Persönlichkeit, die künstlerisch darzustellen ist, im Sinne des Dichters, der sie geschaffen hat. Nach diesem geistigen Modell stellt er mit sich selbst, mit seinem Werkzeug B, das veranschaulichte Kunstwerk her." Diese Zweitheilung des erfassenden, beobachtenden, geistig thätigen A und des mit mehr oder minder geschickter Wandlungsfähigkeit verwirklichenden körperlichen B hält Coquelin für das charakteristische Merkmal des Schauspielers, der zugleich Virtuose auf dem Instrument ist und das Instrument selbst.

Für diese etwas geheimnißvollen A und B setzt Riccoboni einfacher und verständlicher die Begriffe „Einsicht" und „Ausdruck".

* * *

Wenn der Schauspieler eine neue Rolle zu „schaffen" hat, so hat er sich zunächst durch ernstes, aufmerksames und wiederholtes Lesen des Stückes mit dem Gesammtinhalt vertraut zu machen und insbesondere die Persönlichkeit, die er darzustellen hat, durch das, was sie selbst sagt oder was über sie gesagt wird, durch die Situationen, in denen sie erscheint,

Digitized by Google

ins Auge zu fassen und so genau kennen zu lernen, daß er sie leibhaftig vor sich zu sehen glaubt.

Diese Gabe der lebenskräftigen Veranschaulichung hält Coquelin für die Grundbedingung der guten Komödie. Der Schauspieler, der die dichterischen Gestalten nach seiner eigenen Individualität sich zurechtlegt, ist kein großer Künstler. Der Darsteller hat sich vielmehr dem dichterischen Willen rückhaltslos unterzuordnen. Der Dichter stellt ihm das Modell hin, und diesem hat sich der Darsteller anzuschmiegen, mit diesem muß er vollkommen verwachsen.

Der Schauspieler sieht also die vom Dichter geschaffene Gestalt vor sich und empfindet mit ihr. Aeußerlich und innerlich verschmilzt er mit ihr. Da ist also A thätig.

Nun kommt B an die Reihe. Jene Gestalt, die A zu veranschaulichen hat, kann nur so gekleidet sein. Der Künstler legt die Gewandung an und probirt diese, bis sie der Bekleidung des geistigen Vorbildes genau entspricht. Und so ist's mit den Bewegungen, mit dem Gesicht, mit allem Aeußerlichen, bis das gefügige B den künstlerischen Absichten des A vollkommen genügt. Nun muß der richtige Ton gewählt werden, die richtige Stimmlage, das Tempo, und dann und hauptsächlich der überzeugende Ausdruck für die Empfindung.

Die Individualität des Schauspielers muß hinter seiner Gestaltung vollkommen verschwinden. Das ist das oberste Gebot, das Coquelin aufstellt.

Man soll also nicht sagen: „Da ist Friedrich Haase," man soll sagen: „Da ist ja der alte Klingsberg!"

Das Ideal des Schauspielers wäre nach Coquelins Auffassungen derjenige, der sein B, seine Körperlichkeit für jede besondere Aufgabe ganz nach dem Willen des A, der geistig thätigen Kraft, modeln, der als leidenschaftlicher, sinnlich liebender Jüngling Romeo eben so glaubhaft wäre, wie als mißtrauischer Filz Harpagon. Der Verwirklichung dieses Ideals aber steht unsere Natur, die bei aller Wandlungsfähigkeit und aller virtuosen Ausbildung des Körperlichen doch schwerfällig und mehr oder minder einseitig bleibt, hindernd im Wege.

Unter den Schauspielern giebt es nun allerdings so scharf ausgeprägte einseitige Individualitäten, die sich unbändig wider Willen und immer vordrängen, die dabei aber zugleich so liebenswürdig oder so interessant sind, daß sie gleichwohl bedeutende Künstler genannt werden müssen, wenn sie auch von der Regel, daß die Individualität des Schauspielers hinter der dichterischen Schöpfung zu verschwinden habe, eine Ausnahme machen.

Coquelin führt ein sehr überzeugendes Beispiel an, den Schauspieler Felix, der in den fünfziger und sechziger Jahren zu den beliebtesten Künstlern von Paris zählte.

Felix war immer Felix, das ist richtig. Er spielte die Rollen der philosophischen Freunde, die den Helden während der Handlung begleiten

und in möglichst geistvoller Form aphoristisch und sentenziös alles Mögliche, was sich über den Conflict und die Charaktere des Stückes als vox populi sagen läßt, in kurzen eingestreuten Bemerkungen und in einigen wohlgegliederten Tiraden, denen jedesmal ein Beifallssturm folgt, zum Besten geben.

Diesem neben der Handlung einherschlendernden oder eigentlich über der Handlung schreitenden Freunde werden jene Betrachtungen in den Mund gelegt, die Lessing die „moralischen Stellen" genannt und über deren Vortrag er in seiner „Dramaturgie" eine lange Abhandlung geschrieben hat. Schauspieler, die es ernst mit ihrer Kunst meinen, sollten diese Abhandlung auswendig lernen!

Lessing sagt, daß diese „moralischen Stellen" ohne Stocken, ohne den geringsten Anstoß, in einem ununterbrochenen Flusse der Worte mit einer Leichtigkeit gesprochen werden müssen, daß sie keine mühsamen Auskramungen des Gedächtnisses, sondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen scheinen. Ebenso fordert er unbedingt, daß kein falscher Accent uns argwöhnen lasse, der Schauspieler plaudere, was er nicht verstehe. Er muß uns durch den richtigsten, sichersten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn seiner Worte durchdrungen habe. Aber damit nicht genug — die Seele muß ganz gegenwärtig sein; sie muß ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf das Reden richten.

Und vor Allem fordert Lessing noch: Empfindung. Darüber spricht er sich in sehr eingehender, ungemein scharfsinniger und anregender Weise aus; ich kann hier auf diese wundervollen Ausführungen, drittes und viertes Stück der „Dramaturgie", nur flüchtig verweisen.

Der von Coquelin angeführte Schauspieler Felix erfüllte nun diese von Lessing aufgestellten Forderungen in nahezu vollkommener Weise. Er besaß in seinem Vortrage bei größter Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit etwas ungemein kaustisch Witziges und zugleich gemüthlich Humorvolles und eine Kunst, mit nirgends wahrnehmbarer Absichtlichkeit die Pointen treffsicher in das Publicum zu schleudern, die geradezu bewunderungswürdig war. Er war freilich immer derselbe, aber daraus mochte ihm kein Mensch einen Vorwurf machen, denn er war immer geistreich, sprühend und behaglich. Und hier hat die schauspielerische Individualität in hohem Grade anregend und befruchtend auf die dramatische Dichtung Frankreichs gewirkt. Dieser von Felix in unerreichter Weise dargestellte philosophirende Freund, gewissermaßen eine modernisirte und individualisirte Umgestaltung des antiken Chors, ist durch den besonderen Reiz, den dieser Künstler der von ihm wirklich „geschaffenen" Persönlichkeit zu geben wußte, im modernen französischen Lustspiel ein ständiger Typus geworden. Wir begegnen ihm in der „Armen Löwin" von Emile Augier als Bordognon, wir finden ihn in fast allen Dumas'schen Stücken wieder, am glänzendsten in der „Fremden" als Professor Remonin.

Digitized by Google

Und gilt nicht das Gleiche bis zu einem gewissen Grade auch von unserm großen Theodor Döring? Freilich besaß dieser wunderbare Künstler eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit. Sein Dorfrichter im „Zerbrochenen Krug", sein Attinghausen im „Tell", sein Bankier Müller im „Liebesprotokoll", sein Wirth in der „Minna", sein Mephisto und Nathan und all die anderen unvergeßlichen Leistungen des großen Künstlers waren untereinander allerdings grundverschieden; aber trotz der Verschiedenheit dieser Charaktere durchbrach die urkräftige Natur dieses in Wahrheit gottbegnadeten Schauspielers immer wieder die dichterische Gestaltung, und es war Döring, den wir beklatschten, dem wir zujubelten.

Mit diesen Künstlern, deren starke Eigenart die ihnen zur Darstellung anvertrauten dichterischen Gestalten ganz durchsättigt und beherrscht, darf man nicht jene anderen verwechseln, die eigentlich immer nur eine Rolle spielen, diese aber allerdings in geradezu vollkommener Weise und mit packendster lebensvoller Echtheit. Es sind ja auch große Künstler in ihrer Art, in ihrer Einseitigkeit. Sobald sie sich aber an der Lösung einer ihrer Individualität ferner liegenden Aufgabe versuchen, büßen sie an ihrer Bedeutung erheblich ein. Einen Typus haben sie geschaffen, der bisweilen sogar bleibt, und das ist gewiß viel, aber es ist eben nur ein Typus. Coquelin erinnert an Paulin-Menier, der den Verbrecher Choppard in dem Schauerdrama: „Le courrier de Lyon" mit grausigem Realismus in berückender Wahrhaftigkeit darstellte, der in dieser einen Rolle Wunderbares leistete, im Uebrigen jedoch nur viel Geringwerthigeres bot. Ich habe eben schon auf Friedrich Haase verwiesen, der den alten Edelmann und vornehmen Sonderling, mag er nun Rocheferrier in der „Partie Piquet" oder auch Klingsberg heißen, mit ganz wunderbarer Echtheit im Gesammtwesen und in allen kleinen bezeichnenden Zügen darstellt, der in dieser Rolle geradezu unübertrefflich genannt werden darf, in anderen Rollen dagegen die erwärmende Naturwahrheit oft vermissen läßt. Ich könnte auch auf Friederike Goßmann verweisen, die anmuthigste, die alleinige „Grille", die auch in allen anderen Rollen immer nur die Grille gewesen ist. Und um ein recht schlagendes Beispiel anzuführen, möchte ich hier einen Schauspieler nennen, dessen Name unter unseren Bühnenberühmtheiten nicht ohne Weiteres mit erwähnt zu werden pflegt. Ich meine Herrn Pander, der in einem mittelmäßigen Stücke: „Heinrich Heine's junge Leiden" von Mels, den jüdischen Hühneraugenoperateur Hirsch mit geradezu vollkommener Meisterschaft gespielt hat. Es war eine Kunstleistung ersten Ranges, von vollendeter Wahrheit und überwältigender Komik. Ein Künstler, der eine Gestalt so lebensvoll, so ganz und gar echt darzustellen vermocht, dessen drastisches Spiel allein dem mittelmäßigen Stück zu einem großen und verhältnißmäßig dauerhaften Erfolge verholfen hat, — ein solcher Künstler, sollte man meinen, müßte doch auch in anderen Aufgaben bemerkenswerthe schauspielerische Qualitäten an den Tag legen können. Das war aber

durchaus nicht der Fall. In allen anderen Rollen war dieser Schauspieler mehr oder weniger unbedeutend. Ich habe ihn als französischen Marquis gesehen, da war er auch der Hühneraugenoperateur Hirsch.

* * *

Nachdem nun Coquelin das Allgemeine, in dem er sich offenbar am wenigsten behaglich fühlt, abgethan hat und also zu dem Resultat gelangt ist, daß der Schauspieler zunächst vollkommen in den Geist und in die Seele der von ihm zu veranschaulichenden dichterischen Gestalt einzudringen und sich diese Schöpfung des Dichters geistig so lebhaft zu vergegenwärtigen habe, daß sie als leibhaftiges Modell vor ihm steht, daß alsdann der Schauspieler dieses Modell möglichst vollkommen nachzubilden trachten und deswegen seinen Körper, seine Stimme, seinen Gesichtsausdruck, seine Bewegungen durchaus in der Gewalt haben müsse — Lessing würde sagen: daß der Schauspieler das dichterische Wort mit „körperlicher Beredtsamkeit" zu veranschaulichen habe —, geht unser ästhetisirender Künstler auf das Besondere über.

Coquelin legt zwar auf das Aeußerliche in der Charakterisirung, auf das malerisch Echte und Zutreffende im Costüm, in der Maske, in der Haltung, großen Werth, aber ungleich höher stellt er den Vortrag.

Methodisch ganz richtig verlangt er zur Erzielung des künstlerischen Vortrags vor allem Andern die Richtigkeit und Deutlichkeit der Aussprache (articulation). Die deutliche Aussprache bezeichnet er als eine Höflichkeit gegen das Publicum. Das Publicum hat in der That unzweifelhaften Anspruch darauf, den Schauspieler mühelos zu verstehen.

Die Bühnenaussprache ist eine andere, als die des gewöhnlichen Lebens. Die Forderung, daß man auf der Bühne gerade so sprechen solle wie im Salon, beruht auf einer Verkennung der besonderen Verhältnisse und der Kunstgesetze der Bühne. Gewisse Nachlässigkeiten in der Aussprache der einzelnen Buchstaben, im Verschlucken der Silben u. s. w., die im gemüthlichen Geplauder, im kleinen Raume, in beschränktem Kreise üblich und statthaft sind, würden auf der Bühne unerträgliche Unarten werden. Der Bühnenkünstler muß im Allgemeinen viel schärfer und correcter sprechen, als es im gewöhnlichen Verkehr vonnöthen ist. Eine einfache Uebertragung der sogenannten „Natürlichkeit der Sprache" auf die Bühne wäre durchaus unkünstlerisch und verwerflich.

Ebenso schädlich wäre es aber auch, wenn der Künstler die für die Bühne nothwendigen Modificationen der Aussprache übertreiben wollte. Die Aussprache des Schauspielers soll nicht etwa pedantisch deutlich, nicht geziert klingen, sie soll nicht gekünstelt sein, sondern kunstgerecht. Und die Kunst des Schauspielers hat sich gerade dadurch zu bewähren, daß das Publicum der für die Bühne erforderlichen Umgestaltungen der Aussprache, der schärferen Ausprägung der einzelnen Laute nicht gewahr wird. Von

Digitized by Google

einem guten Sprecher muß das Publicum glauben, er spreche ganz so, wie man im gewöhnlichen Leben spricht, wenn er auch thatsächlich seine besondere Bühnensprache hat.

In dieser Beziehung steht Coquelin genau auf dem entgegengesetzten Standpunkt der Sainte-Albine'schen Forderungen. Dieser sagt: „Es ist ein unoerbrüchliches Gesetz für die komischen Schauspieler, daß sie ebenso recitiren müssen, als sie außer dem Theater reden würden, wenn sie sich wirklich in den Umständen befänden, in welchen sich die Personen, die sie vorstellen, befinden."

Dagegen sagt Coquelin: „Man komme mir nur nicht mit der Natürlichkeit im Sprechen und führe mir nicht die Leute an, die es für entbehrlich halten, deutlich auszusprechen, die vor dem Publicum gerade so schwatzen, als ob sie bei Tisch säßen, die sich unterbrechen, wiederholen und mit der Cigarre im Munde die Worte zerknautschen und blabbern (bafouillent). Die Bühne ist kein Salon, und wenn man zu einer Gesellschaft von 1500 Zuhörern in einem Schauspielhause zu sprechen hat, so ist das etwas Anderes, als ob man am Kamin mit ein paar guten Freunden plaudert. Wenn man nicht lauter spricht, wird man einfach nicht gehört, und wenn man nicht schärfer ausspricht, wird man einfach nicht verstanden."

* * *

Ohne rechten Zusammenhang mit dem Vorigen geht Coquelin nun auf einen andern Punkt über, auf die Frage, wie sich der Schauspieler dem dichterischen Worte gegenüber zu stellen habe. Er verlangt absolute Unterwürfigkeit. Das, was der Dichter geschrieben hat, mag er so oder so nach seiner Auffassung sprechen, aber er muß unbedingt die Worte des Dichters bringen, nicht mehr und nicht weniger. In diesem Punkte zeigt sich unser Künstler von unerbittlicher Strenge.

Er bestreitet freilich nicht die Möglichkeit, daß ein glücklicher Einfall eines Schauspielers unter Umständen der Rolle, und damit auch dem Ganzen, dem Werke, zu Gute kommen könne. Aber um der Möglichkeit dieses auf alle Fälle ziemlich geringfügigen Vortheils willen mag er die Gesammtheit nicht gefährdet wissen. Jeder Schauspieler ist bekanntlich der Ansicht, daß seine Einfälle, seine Zuthaten — in unserm Schauspieler-Kauderwelsch sagt man: „Nuancen" — vortreffliche seien, auch wenn sie in Wahrheit nichts weniger als das, vielmehr nur zu oft abscheulich geschmacklos und unerlaubte Versündigungen an dem Geiste der Dichtung sind. Und was sollte denn aus den dramatischen Dichtungen werden, wenn dem Schauspieler ohne Weiteres das Recht zugestanden würde, sich, wann es ihm paßt, zum unerbetenen Mitarbeiter zu machen!

Diese Mahnung sollte auch bei uns beherzigt werden, denn gerade in dieser Beziehung herrscht bei uns eine unglaublich lockere Auffassung, und die Verwilderung ist geradezu zum System erhoben. Man erinnere sich,

daß vor gar nicht langer Zeit ein allerdings sehr origineller und hochbegabter, aber völlig ungleichartiger Künstler, Herr Mitterwurzer, zum Abschluß eines ihm angebotenen Vertrages geradezu die Bedingung aufstellte, die von ihm gespielten Rollen nach seinem Ermessen sich „einzurichten", und daß er, als diese wirklich naive Forderung mit Recht zurückgewiesen wurde, sich in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben rühmte, durch seine geistvollen Zusätze einer von ihm dargestellten Rolle erst die rechte Würze und Wirkung gegeben zu haben! Er verlangte für seine Verballhornungen und unberechtigten Verhunzungen obenein noch Anerkennung.

Was aus den dramatischen Dichtungen durch diese schauspielerischen Zuthaten mit der Zeit werden kann und wird — wir erleben es täglich. Wir brauchen uns nur eine Vorstellung von Freytags „Journalisten" im Königlichen Schauspielhause anzusehen. Herr Vollmer ist sicherlich einer der liebenswürdigsten und talentvollsten Künstler, die unsere Bühne gegenwärtig zählt. Das verhindert aber nicht, daß wir ihm durchaus das Recht versagen, seine Mätzchen in die anmuthige, geschmackvolle und schriftstellerisch wunderbar reine Sprache Gustav Freytags einzustreuen. Wohl lachen wir einen Augenblick über die Scherze, die Bellmaus-Vollmer in höchst ergötzlicher Weise vorbringt; wenn aber die Gardine heruntergelassen ist, ärgern wir uns doch darüber, daß wir uns von diesen ungehörigen Späßen haben überrumpeln lassen und mit Vollmer fürlieb genommen haben da, wo wir auf Gustav Freytag Anspruch hatten. Der „ehrliche Schauspieler", sagt Coquelin, soll nicht mehr Geist haben, als der Dichter.

Freilich gesteht er zu — und das macht ihm natürlich besondere Freude —, daß die Leistung eines Schauspielers ersten Ranges unter Umständen bedeutender sein könne, als die dichterische Vorlage, daß in Wahrheit in bestimmten Fällen dem darstellenden Künstler der Löwenantheil am Erfolge zufällt, und daß hinter der schauspielerischen Leistung die des Bühnenschriftstellers erheblich zurücksteht. Aber er beeifert sich, hinzuzufügen, daß dieser Ausnahmefall doch nur da Platz greife, wo ein Schauspieler von hervorragender Begabung in fragwürdigen und mittelmäßigen dramatischen Machwerken auftrete.

Als eine solche glänzende Ausnahme führt er den berühmten Schauspieler Frédéric Lemaître an, einen Künstler von glänzendsten Gaben, der allerdings von dem eigenthümlichen Geschick verfolgt gewesen ist, seine herrlichsten Triumphe in recht mittelmäßigen Stücken zu feiern. Daß der berühmte typisch gewordene „Robert Macaire" in der Darstellung des „Talma der Boulevards" — wie man Frédérice Lemaître genannt hat — bedeutender war als der schriftstellerische der längst vergessenen Autoren Antier und Saint-Armand, ist freilich unbestreitbar. Ich habe den großen Schauspieler, der im Januar 1876 im tiefsten Elend in Paris gestorben ist, nur noch als Ruine gesehen, aber trotz der gewaltsamen Ver-

wüstungen des Alters, trotz der rauhen und krächzenden Stimme und der Zappligkeit der Bewegungen von dem siebzigjährigen Greise noch den Eindruck eines seltenen und großartigen Künstlers empfangen.

* * *

Nach dieser Abschweifung kommt Coquelin auf den Vortrag zurück und stellt hier den Grundsatz auf: man soll auf der Bühne nicht „sprechen", wie man im gewöhnlichen Leben spricht, man soll „sagen", — nicht „parler", sondern „dire". „Sprechen" heißt soviel wie durch Lautgliederung Wörter hörbar machen. Das „Sagen" geht immer auf einen bestimmten Inhalt, es hebt den Sinn hervor. Man kann sehr viel sprechen und dabei doch sehr wenig sagen. Coquelin führt diesen Satz so aus: „Unter ‚Sagen' verstehe ich, daß man den Sätzen und wichtigen Wörtern ihren eigentlichen Werth giebt, über diese Stelle schnell hinweggeht und sie kaum streift, bei jener andern im Gegentheil rastet und ihr einen schwereren Accent giebt. Ich verstehe darunter die richtige Vertheilung von Höhe und Tiefe, von Licht und Schatten. ‚Sagen' heißt soviel wie Modelliren. Der Satz, der, wenn man ihn nur ‚spricht', in einheitlicher Eintönigkeit erstarrt, gewinnt an Geschmeidigkeit und Gestaltung, wenn man ihn ‚sagt', er wird kunstgerecht."

Coquelin sagt hier mit anderen Worten ganz dasselbe, was Lessing über den Vortrag ausspricht. Lessing bezeichnet es nur wissenschaftlicher und schärfer: er beansprucht für den Vortrag des Schauspielers die „intensiven Accente", das heißt die angemessene Hervorhebung des Wichtigen durch stärkere Betonung, oder, wenn das Organ dazu nicht ausreicht, durch das Tempo.

Es versteht sich, daß Coquelin seine Forderung: daß der Schauspieler auf der Bühne „sagen" müsse, nicht bis zur äußersten Consequenz treiben will. Da, wo der Dichter nichts zu sagen hat, soll auch der Schauspieler eben nur „sprechen". Und es ist ebenso geziert, Alles in dem sogenannten natürlichen Tone ohne besondere Unterscheidung und Hervorhebung einfach herunterzuschwatzen, wie in jedem Satze sich wichtig zu thun. „‚Sprechen' allein genügt nicht; Alles zu ‚sagen', wäre übertrieben; die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Hauptsache ist, daß der Schauspieler verstanden wird, und deswegen muß er sich daran gewöhnen, nicht zu schnell zu sprechen."

„Es wird vielleicht befremdlich erscheinen," fährt Coquelin fort, „daß gerade ich diesen Rath ertheile, denn ich gelte als einer der größten Schnellsprecher. Aber ich bemühe mich immer, dabei klar und deutlich zu bleiben. Und die Deutlichkeit im Schnellsprechen erlernt man nur, wenn man zunächst sehr langsam die Sätze spricht, die Silben voneinander loslöst, ohne sie auseinander zu hacken, ihnen die richtigen Accente giebt, die Interpunction beobachtet und die Stärke des Tones nach der Räumlichkeit bemißt. Im Salon darf man nicht losdonnern und im großen

Schauspielhause nicht säuseln. Giebt man einer längeren Rede das richtige Licht und den richtigen Schatten, den richtigen Rhythmus, so erhält sie schon durch den Vortrag, wenn sie auch gar nicht bedeutend ist, eine Art von poetischem Reiz. Und von ganz besonderer Wichtigkeit ist dabei das Tempo (mouvement)."

Auch in diesem Punkte begegnet sich unser Empiriker mit dem feinsinnigen Aesthetiker Lessing. Auch Lessing betrachtet das Tempo und den Wechsel des Tempos als eine besondere Feinheit, von der leider die meisten Schauspieler gar keine Ahnung haben. „Man weiß," sagt er im achten Stück seiner Dramaturgie, „was in der Musik das Mouvement heißt; nicht der Tact, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welchem der Tact gespielt wird." Wir haben für das Wort „mouvement" jetzt das italienische Wort „Tempo" angenommen. „Dieses Mouvement," fährt Lessing fort, „ist durch das ganze Stück einförmig: in dem nämlichen Maße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Tacte gespielet worden, müssen sie alle, bis zu den letzten, gespielet werden. Diese Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig, weil ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich sein würde. Mit der Declamation hingegen ist es ganz anders." Die verschiedenen Glieder einer Periode dürfen nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden, es ist vielmehr der Natur gemäß, „daß die Stimme die geringfügigern schnell herausstößt, flüchtig und nachlässig darüber hinschlüpft; auf den beträchtlichern aber verweilet, sie dehnet und schleift und jedes Wort und in jedem Worte jeden Buchstaben uns zuzählet. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich . . . Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig abwechselnde Mouvement der Stimme hat, und werden vollends alle Abänderungen des Tones nicht blos in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holprigten und Geschmeidigen an den rechten Stellen damit verbunden, so entstehet jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz eröffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt und die Kunst nur insofern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann."

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur"

hat Lessing an einer andern Stelle gesagt.

Für die Wichtigkeit, welche das „Mouvement", das Tempo im Vortrage hat, ja, wie dieses Tempo unter Umständen im Vortrage das Wichtigste sein kann, sogar wichtiger als das gesprochene Wort selbst, führt Coquelin ein sehr drastisches Beispiel an. Er erzählt uns eine Geschichte von Provost, dem köstlichen komischen Alten des Théâtre Français (gestorben 1865), der nicht wieder ersetzt worden ist. Provost hatte eine

lange Tirade zu sprechen, die in großer Geschwindigkeit vorgetragen werden mußte. Das Publicum hielt den Athem an, um seinem Vortrage zu folgen. Auf einmal, unmittelbar vor dem effectvollen Abschluß, merkt Provost, daß das Gedächtniß ihm versagt. Er fühlt sogleich, daß er das Tempo jetzt nicht verlangsamen darf und nicht Zeit hat, auf den Anschlag des Souffleurs zu warten. Was thut er? Er hastet sich mit den Worten des Dichters so weit es geht, und als diese sich seinem Gedächtniß nicht mehr darstellen, spricht er weiter, noch schneller, noch lauter, Wörter ohne Sinn und Verstand, überhaupt keine französischen Wörter, irgend etwas, Laute, nur richtig im Rhythmus, richtig in der Stärke, richtig in der Schnelligkeit. Und als er aufhört — donnernder Applaus!

Er hatte sich durch das „Mouvement" verständlich gemacht, hatte durch das Mouvement die Zuschauer ergriffen, ohne daß diese die Worte hörten . . .

Zwei Verse sprach er in diesem wunderlichen Kauderwelsch, in diesem improvisirten Volapük, von dem das Publicum natürlich keine Silbe verstehen konnte, das es aber leidenschaftlich beklatschte, weil es richtig in der Stimmung des Ganzen war. So sehr hatte die Bewegung, der Accent und hauptsächlich das Tempo diese selbsterfundene Sprache beredt, wirkungsvoll und verständlich gemacht.

Einen ganz analogen Fall erzählt Holtei in seinen Schauspielermemoiren. Holtei behauptet, daß er selbst einen seinerzeit berühmten Darsteller des Ferdinand den ersten Actschluß in „Kabale und Liebe" also habe sprechen hören: „Umengle Dich mit dem ganzen Gurte Deines Stolzlands! Ich verjüngle Dich — ein deutscher Werfling!" und daß diese herrlichen Worte, mit dem vollsten Brustton der Ueberzeugung, mit sprechender Geberde, in richtigem Tonfall und in richtigem Tempo vorgetragen, das Publicum zu begeistertem Beifall hingerissen haben.

Auf die Ausbildung der Stimme und auf deren Modulationsfähigkeit legt Coquelin in Uebereinstimmung mit Allen, die über die Schauspielkunst geschrieben haben, großen Werth. Wie diese, so empfiehlt auch Coquelin beständige Organübungen in allen Stimmlagen.

Der Klang der Stimme muß in Uebereinstimmung mit dem Charakter der dargestellten Persönlichkeit sein. Es ist daher nothwendig, daß das Organ sich die Fähigkeit aneigne, die verschiedenartigsten Klangfarben anzunehmen. Den Figaro kann man sich nur mit einem scharfen, hellen, beißenden Organ denken, die Stimme des Tartüff muß einen sinnlich weichen, salbungsvollen Klang haben. Coquelin führt das in wortreichen Erörterungen noch an vielen anderen Beispielen aus, die füglich unberücksichtigt bleiben können, da es sich um Selbstverständliches handelt.

* * *

Das Aeußere des Schauspielers, namentlich das Gesicht, ist natürlich von großer, oft entscheidender Bedeutung für die Wahl des Fachs, zu dem der Künstler von der Natur selbst bestimmt zu sein scheint. Coquelin stellt mit Recht den Satz auf, daß es Künstler giebt, die zu lebenslänglicher Jugend auf der Bühne als erste Liebhaber bestimmt, man könnte beinahe sagen: verurtheilt sind. Aber er hat, glaube ich, Unrecht, wenn er das Gesicht als Hauptmotiv für diese Bestimmung anführt. Gesicht und Gestalt sind meines Erachtens auch hier nur mitbetheiligte Factoren. Jene Künstler, die Coquelin im Auge hat, werden vielmehr durch die Gesammtheit ihres Wesens, durch ihre Haltung, ihre Geberden, durch den Klang ihrer Stimme, durch Ausdruck und Empfindung auf dieses oder jenes bestimmte Fach auf die Dauer ihres Lebens angewiesen, und Coquelin selbst bestätigt diese Auffassung, da er den berühmten jugendlichen Liebhaber des Théâtre Français, Delaunay, als ein Beispiel des Nichtalternkönnens auf der Bühne anführt. Delaunay hat mit sechzig Jahren noch die jugendlichsten Rollen gespielt, und so glaubhaft, so bezaubernd, so einschmeichelnd und liebenswürdig wie Keiner nach ihm.

Dieses Wunder ist doch gewiß nicht durch sein Gesicht allein bewirkt worden. Denn Delaunay widersprach sogar der Forderung, die Coquelin an die Darsteller der ersten Liebhaberrollen stellt: er war durchaus nicht schön. Seine aufwärts strebende Nase mit den großen Nasenlöchern war sogar unschön. Aber daran dachte kein Mensch, wenn man Delaunay auf den Brettern sah. Er hatte im Ausdruck seines Gesichts etwas so Freundliches, bestechend Liebenswürdiges und in seinem ganzen Gebaren, in seiner Sprache, in seinem Vortrage eine so seelenvolle zärtliche Innigkeit, daß man die jungen Mädchen, die sich auf der Bühne in ihn zu verlieben hatten, vollkommen begriff.

Auch unser Emil Devrient gehörte zu jenen Künstlern, die sich auf der Bühne die ewige Jugend zu bewahren schienen, und die in hohem Alter noch auf den Brettern durch die Begeisterung und den schwunghaften Idealismus des schwärmerischen Jünglings das Publicum bezauberten. Freilich besaß Emil Devrient einen schönen edelgeschnittenen Kopf. Aber nicht dadurch rief er die Täuschung der holden Jugendlichkeit hervor. Er war als Künstler jung in Allem geblieben. Vor Allem hatte sein Organ den wundersamen Wohlklang der Jugend bewahrt, dessen Schönheit den Künstler mitunter zu einem wohlgefälligen Singsang verleitete. Jung und rund waren seine Bewegungen geblieben und jung auch seine Empfindungen. Deswegen jubelte das Publicum ihm zu, wenn er auf den Brettern erschien, deswegen sah es ihm die kleinen Geziertheiten in der Schönrednerei der alten Schule freundlich nach. Um der Schönheit seines Gesichts willen würde man sich schwerlich so ereifert haben.

Ich will die Wichtigkeit der Männerschönheit auf der Bühne — daß

die Schauspielerinnen schön, zum Mindesten in ihrer Art schön sein müssen, gilt als ausgemachte Sache — gewiß nicht unterschätzen. Wer Hendrichs als Marquis Posa, Barnay als Marc Anton, Robert als Oedipus, Matkowsky als Siegmund in „Leben ein Traum", Pittschau als Hermann den Cherusker u. s. w. gesehen hat, der weiß, wie stark die männliche Schönheit der Erscheinung die Wirkung der künstlerischen Leistungen zu fördern vermag. Aber es ist schließlich doch nur etwas Nebensächliches. Die Schönheit des männlichen Gesichts beruht nicht allein, nicht einmal hauptsächlich in den schönen Verhältnissen und dem edlen Schnitt der Linien, sie beruht vielmehr wesentlich in der Bedeutung des charakteristischen Ausdrucks. Und diesem läßt sich durch die Hülfsmittel, über die der Schauspieler in seiner Garderobe verfügt, wenn er vor dem Spiegel die Maske macht, in unglaublicher Weise nachhelfen. Was sich mit Schminke und Stift, mit Klebmitteln und falschen Haaren aus einem menschlichen Antlitz machen läßt, und wie vollkommen die Täuschung wird, ist unerhört! Dr. Max Pohl vom „Deutschen Theater" wird es mir gewiß nicht übelnehmen, wenn ich in seinem interessanten Kopf die Uebereinstimmung mit den Linien der klassischen Schönheit nicht entdecken kann. Und wie sieht dieser Künstler als König Lear aus! Ein idealer Greis von vollendeter großartiger, berückender, rührender Schönheit!

Und auch ohne alle künstlichen Zurechtmachungen vermag der Schauspieler, wenn er auch keineswegs „schön" ist, die volle Wirkung der Schönheit hervorzurufen. Coquelin führt als Beispiel Delaunay an. Wir könnten an Adolf Sonnenthal erinnern. Wie veredelt sich da das Gesicht des Künstlers durch die Wärme, Echtheit, Innigkeit und wahrhafte Liebenswürdigkeit der ganzen Individualität, wie sie durch die Kunst Sonnenthals zu uns spricht! Auch von ihm könnte man sagen, was Victor Hugo von der Dorval gesagt hat: „Sie sind nicht schön, Sie sind etwas viel Schlimmeres."

Ein wirkliches schauspielerisches Talent ist durch den Mangel an Schönheit noch niemals geschädigt worden. Die größten Schauspieler der letzten Jahrzehnte in Frankreich, Samson, Regnier und Coquelin — sie alle waren und sind viel eher häßlich als schön zu nennen. Schönheit im eigentlichen Sinne der Reinheit der Linien, des Ebenmaßes und der Verhältnisse, halte ich bei dem darstellenden Künstler, auch bei dem Darsteller der Liebhaberrollen, für keineswegs unerläßlich. Es genügt vollauf, wenn der Künstler gescheidt, interessant und sympathisch aussieht. Das Publicum gewöhnt sich gar leicht an die Gesichtszüge der Schauspieler. Und wenn ein Bühnenkünstler durch seine wirkliche Begabung, durch die Wärme und Wahrheit seines Spiels das Herz des Publicums gewonnen hat, so fragt es kaum danach, wie sein Liebling aussieht. Nicht das Aeußere, das Innere ist ihm lieb geworden, und es empfindet dasselbe, was Desdemona ausspricht, als sie auf die verwunderte Frage, wie sich die schöne Jung-

frau in den häßlichen, plattnasigen und dickmäuligen Mohren habe verlieben können, zur Antwort giebt: „Mir war Othellos Seele sein Gesicht.“

Störende körperliche Häßlichkeiten und Gebrechen, die Abscheu einflößen oder Mitleid erwecken, können dem Darsteller, der mit seiner vollen Körperlichkeit zur Veranschaulichung des Kunstwerks vor das Publicum zu treten hat, natürlich nicht nachgesehen werden; denn diese würden eben die Reinheit des Kunstgenusses unmöglich machen.

Wenn also meines Erachtens auf die Reinheit und den Adel der Gesichtszüge ein allzu großer Werth nicht gelegt werden darf, so stimme ich mit Coquelin allerdings darin überein, daß das Auge in der Physiognomie des Schauspielers von entscheidender Bedeutung ist. Das Auge ist ebenso wichtig wie das Organ. Es hat da zu sprechen, wo die Stimme schweigt. Es hat dem Worte des Redners die Schwingen des Geistes zu geben und den Klang seiner Stimme seelisch zu füllen. Ein Tauber muß am Blicke des Künstlers die Worte hören können. Man denke nur an das Auge unseres Döring, an diesen Augenaufschlag, an diesen Blick! Man denke an die blauen Augen der Auguste Wilbrandt-Baudius!

Coquelin bemerkt sehr richtig und fein, daß das Auge des Mitspielers beim stummen Spiel hauptsächlich die Scene erwärmt und belebt. Mag der sprechende Künstler noch so meisterlich spielen, wenn sein stummer Partner gleichgültig dabeisteht, und wenn sich diese Gleichgültigkeit durch den herumirrenden Blick, durch den Ausdruck der Unaufmerksamkeit im Auge dem Publicum offenbart und sich dadurch die Zerstreuung diesem mittheilt, so wird die Wirkung der Scene schwer geschädigt, bisweilen vernichtet. Unwillkürlich beschäftigt sich das Publicum, dem keine Einzelheit auf der Bühne entgeht, auch mit dem Zuhörer auf den Brettern. Es folgt seinen zerstreuten Blicken; und wenn dieser, anstatt durch den Ausdruck des Auges seine Theilnahme an den Vorgängen auf der Bühne zu bekunden, sich im Zuschauerraum umschaut, nach der Decke hinaufblickt, so lenkt er damit einen erheblichen Theil der Aufmerksamkeit, die der Bühne ganz und voll zugewandt werden soll, auf Ungehöriges ab.

Der Sprecher selbst soll die Dinge, die er vorträgt, vor seines Geistes Auge vor sich sehen. Er darf also nie zerstreut sein. Sieht er in Wahrheit das, was er sagt, so sieht es auch das Publicum. Sein Vortrag erlangt dadurch die volle Kraft der Veranschaulichung.

Coquelin zieht daraus als praktischer Künstler den mir sehr vernünftig erscheinenden Schluß, daß es immer ein Fehler ist, eine Erzählung auf der Bühne über irgend welche interessante Vorgänge im Profil zu sprechen. Das Publicum muß in diesem Falle dem Schauspieler ins Gesicht sehen können, die beiden Augen des Künstlers. Nur dann gewinnt die Erzählung die rechte Macht der Vergegenwärtigung. Coquelin giebt die folgende praktische Weisung: Bei einer Erzählung — wir wollen einmal aus unserer deutschen Literatur an den Bericht des schwedischen Haupt-

Digitized by Google

manns erinnern — mag sich der Schauspieler zu Anfang im Profil zeigen, so daß er dem Partner gerade gegenübersteht. Aber ganz allmählich soll er eine unmerkliche Bewegung vornehmen, bis er dem Publicum von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Dann soll sich das Auge auf einen festen Punkt richten und daran haften bleiben, weil sich da dem Schauspieler leibhaftig das Bild des Vorgangs darstellt, den er zu schildern hat. Die Blicke des Publicums klammern sich alsdann an den Blick des Schauspielers und sehen mit ihm jene Scene, die der Künstler zu erblicken meint und über die er zu berichten hat. Da erspäht das Publicum jene Vorgänge schon früher, als sie der Mund des Schauspielers gesprochen hat, und das Wort bestätigt gewissermaßen nur das, was das Auge des Zuschauers bereits vorgeahnt hat und was der Zuschauer schon weiß.

* * *

Die viel umstrittene und sehr schwer zu entscheidende Frage, inwieweit der Schauspieler mit der Rolle, die er künstlerisch darzustellen hat, verwachsen müsse, ob er in der Rolle stecken oder über der Rolle stehen solle, beschäftigt auch unsern ästhetisirenden Schauspieler.

Ich glaube, die Frage ist überhaupt nicht absolut zu beantworten. Ich meine vielmehr, daß hier die Individualität des Künstlers allein die Entscheidung giebt.

Coquelin steht auf dem Standpunkte: der einsichtige Künstler, das, was er A nennt, müsse die Körperlichkeit des Künstlers, die er als B bezeichnet, so vollkommen in der Gewalt haben, daß der Künstler persönlich an den Freuden und Leiden, die er darzustellen hat, nicht den geringsten Antheil haben dürfe. Der Schauspieler müsse unter allen Umständen die Herrschaft über sich bewahren und auch in den Augenblicken, da das Publicum, das durch die künstlerischen Leistungen hingerissen ist, glaubt, daß der Künstler den Kopf vollkommen verloren habe, müsse er mit kühler Ueberlegung jede Bewegung, jede Stärke des Organs nüchtern abzumessen im Stande sein. Niemals dürfe er auch nur im Geringsten von dem Mitfühlen mit seiner Rolle ergriffen werden, und um so echter und überzeugender würde er die Leidenschaften ausdrücken können, je kühler und besonnener er bleibe.

„Studirt Euere Rolle, geht ganz in ihr auf, aber entsagt nicht Euerem Selbst; bewahrt vielmehr die Leitung! Möge sich das B, die Körperlichkeit, noch so wild geberden, möge sie lachen oder weinen, bis zur Raserei sich ereifern und Todesqualen erdulden; alles das aber laßt sorgfältig überwachen von A, dem Geistigen, das unerreichbar hoch über der Darstellung thront, und das die Grenzen, innerhalb deren sich die dargestellten Leidenschaften zu bewegen haben, vorher mit Schärfe gezogen und festgesetzt hat. Habt Ihr einmal den richtigen Ausdruck gefunden, so müßt Ihr zu jeder Zeit befähigt sein, denselben anzuwenden. Niemals darf sich der

Schauspieler vom Strom der Begeisterung hinwegtreiben lassen. Es ist falsch, es ist lächerlich, anzunehmen, daß die größte schauspielerische Kunst darin beruhe, daß der Künstler sich selbst ganz vergesse und mit sich das Publicum. Wenn Ihr so mit der Rolle zusammenschmelzt, daß Ihr beim Betrachten des Publicums ausruft: ‚Was wollen denn diese Leute eigentlich?‘ dann seid Ihr keine Schauspieler, sondern Verrückte. Der schöne Satz: ‚Wenn Du willst, daß ich weinen soll, so weine selbst‘, ist auf die Kunst des Schauspielers durchaus nicht anwendbar. Wenn der Künstler selbst weinte, so würde es sehr wohl geschehen können, daß er die Leute zum Lachen brächte; denn der Schmerz verzerrt und verhäßlicht die Gesichtszüge. . . Als Anfänger ist es auch mir begegnet, daß ich mich vollkommen in eine von mir dargestellte Rolle hineingelebt habe. In einer rührenden ergreifenden Rolle, die ich einmal zu spielen hatte, wurde ich hinter den Coulissen ohnmächtig. Das ist ein Kadettenstreich. Wenn mir heute dergleichen zustieße, so würde ich mich schämen. Ein erfahrener Schauspieler muß vor solchen Erfahrungen gefeit sein.“

In vollkommener Uebereinstimmung damit sagt Riccoboni, daß der Schauspieler, wenn er das Unglück hat, das, was er ausdrückt, wirklich zu empfinden, außer Stand gesetzt wird, zu spielen. Und er begründet diese Auffassung, indem er sagt, daß die Empfindungen in einem dramatischen Austritte mit einer Geschwindigkeit wechselnd aufeinander folgen, die der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht. Er führt sogar sehr geistreich aus, daß der Schauspieler überhaupt gar nicht das empfinden könne, was er auszudrücken habe. Der Schauspieler kommt auf die Bühne. Die ersten Worte, die er hört, sollen ihm einen außerordentlichen Schrecken verursachen. Gesicht, Gestalt und Stimme zeigen ein Erstaunen, wodurch der Zuschauer gerührt wird. Kann er aber, der Mensch, der diese Affecte darzustellen hat, in der That erschrocken sein? Er weiß ja auswendig, was man ihm sagen will, und er kommt ja eigens zu dem Zwecke auf die Bühne, daß man es ihm sagen soll!

Dagegen vertritt der geistvolle Sainte-Albine die Ansicht, daß der Schauspieler sich selbst vergessen und ganz und gar während des Spiels in den Charakter der darzustellenden Rolle hineinkriechen solle. „Die Schauspieler,“ sagt Sainte-Albine, „müssen sich einbilden, daß sie wirklich das sind, was sie vorstellen. Eine glückliche Raserei muß sie überreden, daß sie selbst diejenigen sind, die man verräth, die man verfolgt. Dieser Irrthum muß aus ihrer Vorstellung in ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebildetes Unglück ihnen wahrhafte Thränen auspressen. Alsdann sehen wir in ihnen nicht mehr frostige Komödianten, welche uns durch gelernte Töne und Bewegungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen werden. Sie werden zu unbeschränkten Gebietern über unsere Seele, sie werden zu Zauberern, die das Unempfindlichste empfindlich machen können.“

Wer wollte es wagen, zwischen diesen vollkommenen Widersprüchen,

die gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren bleiben müssen, das Richtige aufzuweisen! Es kann hier meines Erachtens eben gar nicht von einem absolut Richtigen die Rede sein. Es ist, wie gesagt, eine einfache Frage der künstlerischen Individualität.

Ich habe zwei große Künstler, ungefähr die größten unserer Zeit, gerade in dieser Beziehung zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Der eine stak vollkommen in seiner Rolle, der andere stand vollkommen darüber. Der eine war Theodor Döring, der andere Tommaso Salvini.

Während der ersten Aufführung des Schauspiels „Maria und Magdalena" stand ich hinter den Coulissen des Schauspielhauses. Die ersten drei Aufzüge waren vorüber und hatten Erfolg gehabt. Im Zwischenact zwischen dem dritten und vierten Aufzuge kam Döring auf die Bühne, der den Grafen Egg darzustellen hatte. Döring, der immer sehr freundlich zu mir war, hatte aufrichtige Freude an dem Erfolg und beglückwünschte mich. Alsdann trat er bei Seite, löste sich von den übrigen Schauspielern los und ging auf der linken Seite der Bühne, von der er aufzutreten hatte, mit majestätischen Schritten auf und ab. Das Zeichen zum Beginn des vierten Aufzugs wurde gegeben. Ich ging ebenfalls nach der linken Seite hinüber, da mich die Ballmusik, die auf der rechten Seite spielte, am aufmerksamen Zuhören hinderte. Döring achtete nicht mehr auf mich, er ging beständig auf und ab und murmelte mit vornehmen Gesticulationen mir Unverständliches. Er redete sich vollkommen in die Rolle hinein, und in demselben Schritt und mit denselben Bewegungen trat er auch auf die Bühne. Er spielte die kleine Scene meisterlich, und bei seinem Abgange war der Beifall rauschend.

Diese überaus günstige Aufnahme überraschte uns alle und mich mehr als die Anderen, denn wir hatten uns von der Episode nichts Besonderes versprechen können. Ich wollte Döring die Hand drücken und ihm danken. Aber er wies mich mit einer herrischen Geberde von sich, und ich hörte nun, wie er, beständig in kurzen Schritten auf und ab gehend, Sätze hervorstieß wie die folgenden: „Und mit einer solchen Gauklerin soll man sich in anständiger Gesellschaft zeigen! Das muthet man mir zu! Mein leibhaftiger Neffe! Ja, diese jungen Prinzen! Aber ich werde es dieser Komödiantin schon eintränken!" Und so redete er sich in eine Wuth hinein, die geradezu köstlich war. Und aus der Wuth ging er allmählich über in den Ton vornehmer Schadenfreude und bitterster Malice. „Nun, mein Fräulein, wie kommt es Ihnen denn hier in unserer Gesellschaft vor? Aber warten Sie nur, ich werde Sie noch ganz anders ärgern und quälen!"

„Herr Döring, Ihr Stichwort!" sagte der Inspicient.

Frau Erhartt legte ihren Arm in den Dörings.

„Ja, warten Sie nur!" sagte er in demselben Tone noch hinter der Coulisse . . .

Und nun sich ganz an den Inhalt und den Ton des von ihm selbst

erfundenen Monologs hinter den Coulissen anschließend, fuhr er fort, die ihm vorgeschriebenen Worte seiner Rolle zu sprechen.

Döring fühlte sich also nicht nur auf der Bühne, als er sichtbar dem Publicum gegenüberstand, als Graf Egg, er fühlte sich auch als unzufriedener Aristokrat hinter den Coulissen, und er arbeitete sich künstlich vollkommen in diese Stimmung hinein und winkte, was ihn irgendwie in dieser Selbsttäuschung stören konnte, „in glücklicher Raserei" von sich ab. Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen und das Stück gut aufgenommen war, gratulirte mir Keiner herzlicher und menschlicher, als der gute Döring.

Und nun Tommaso Salvini!

Wir hatten uns eines Tages verabredet, nach dem Theater irgendwo zusammen zu Abend zu essen. Wir wollten das Local noch bestimmen. Es wurde „Othello" gegeben. Ich hatte Salvini schon zwei-, dreimal in dieser Rolle gesehen, und jedesmal hatte mich dieser größte der lebenden Schauspieler in derselben mächtigen Weise begeistert, ergriffen und erschüttert. Im Zwischenact ging ich auf die Bühne. Salvini war in großer Aufregung. Er spielte in dem damaligen Operettentheater der Friedrich-Wilhelmstadt, in dem jetzt das Deutsche Theater sein Heim aufgeschlagen hat. Zur Comparserie und Statisterie waren also die Mitglieder des Operettenchors gestellt worden, und diese waren für die Tragödie allerdings nicht ganz geeignet. Die jungen Dämchen hatten in der Scene vor dem Senat irgendwelchen Unfug getrieben, geliebäugelt — was weiß ich! Kurz und gut, Salvini war entrüstet. In einem wunderlichen Kauderwelsch, halb französisch, halb italienisch, donnerte er die zarten Damen an, daß diese todtenbleich wurden, und er wurde immer noch wüthender: über den Director, über den Regisseur, über die ganze Gesellschaft. Er war so aufgeregt, daß er gar nicht bemerkte, wie ich seit längerer Zeit stummer Zeuge dieser Scene war. Endlich sah er mich. Noch in hellem Zorn über die Entweihung der Kunst durch die wenig künstlerischen Mädchen, die da vereinigt waren, bat er mich um Entschuldigung, daß er sich so wenig beherrschen könne, und erzählte mir die Veranlassung seiner ungewöhnlichen Erregung. Bei diesem Berichte ereiferte er sich aufs Neue, und der Spectakel ging noch einmal los. Er wurde so wüthend, daß Alles ringsumher zitterte und bebte. Mittlerweile war der Zwischenact zu Ende gelangt. Wir waren hinter die Coulisse getreten, und in gedämpftem Tone fuhr Salvini fort, mir seine Noth über die heillosen Zustände zu klagen. Er wandte dabei die stärksten Ausdrücke an, ballte die Faust, seine Stirn legte sich in tiefe Falten, kurzum, er war aufrichtig zornig.

Da klopfte ihm der Inspicient auf die Schulter und deutete nach der Bühne. Salvini drückte mir schnell die Hand und sagte: „Warten Sie hier, wir wollten ja etwas verabreden."

Und sofort, wie durch einen Zauberschlag, war der Mensch, der da vor mir stand, ein vollkommen anderer geworden. Der Ausdruck seines

persönlichen Empfindens war wie mit einem Schwamm weggewischt, es war nichts mehr von jenem Salvini da, der eben getobt und gepoltert hatte. Er richtete sich auf, legte die Hand auf die Brust, senkte den Kopf etwas und ging mit schweren schleppenden Schritten und dem Ausdruck einer tiefen nagenden Unruhe langsam auf die Bühne. Es war der leibhaftige Othello, ein vollkommen anderer Mensch, von einer andern Rasse, von anderm Temperamente, von anderer Statur, von anderen Bewegungen und von ganz anderen Empfindungen. Nicht der geringste Zorn über Ungehörigkeiten, ein dumpfer, schwerer Schmerz, etwas fürchterlich Bohrendes, das war es, was er mit seinem ganzen Wesen, mit dem Organ seiner Stimme, mit seinen Bewegungen, mit seinem Blick aussprach. Da hatte sich in wenigen Secunden die volle Wandlung vollzogen von der durch Unfug hervorgerufenen Wuth auf der Bühne, über eine freundschaftliche Verabredung zum Abendessen hinweg zu den schmerzlich aufwühlenden Qualen der keimenden Eifersucht!

Ich habe eine solche Wandlungsfähigkeit für unmöglich gehalten.

Nachdem Salvini seine Scene gespielt hatte, gingen wir zusammen in seine Garderobe. Ich war ganz voll von dem Eindruck, den er auf mich gemacht hatte, und sprach mein aufrichtiges Erstaunen darüber aus.

„Aber wie können Sie sich darüber wundern!" sagte er mir. „Das habe ich doch gelernt! Mit der Rolle bin ich eben fertig. Da kann ich in jedem Augenblick jede Scene spielen, was Sie wollen, und wann Sie es wollen. Wenn Sie mich die Nacht aus dem Bette holen und mir sagen, ich solle den Monolog vor der Ermordung Desdemonas sprechen, so spreche ich ihn gerade so, wie am Abend auf der Bühne, und empfinde genau dasselbe dabei, nämlich gar nichts. Ich weiß nur, wie ich es sagen muß, um an meine aufrichtige Empfindung glauben zu machen. Und ich habe es ja auch früher empfunden . . . als ich die Rolle studirte! Da vollkommen, bis zum körperlichen Schmerz. Aber seitdem ich sie beherrsche, bekümmere ich mich um alles das nicht mehr. Das habe ich am Schnürchen. Ich greife die Leidenschaften, wie der Klavierspieler die Octave, ohne hinzusehen. Das ist in Fleisch und Blut übergegangen. Das Spiel strengt mich nur körperlich an, geistig und seelisch garnicht."

Ich gestehe, daß mich diese Offenherzigkeit starr vor Erstaunen machte. Dieser große Künstler, der nebenbei ein herrlicher Mensch ist — mit vollkommenster Aufrichtigkeit erklärte er mir, daß er, der die Empfindung durch den Ausdruck so glaubhaft wie kein Zweiter machte, selbst nichts empfand, daß er durch die Kunst alles das hervorbrachte, was auf uns alle, die wir athemlos an seinen Lippen hingen, wie die reine tiefempfundene Natur wirkte!

Nach diesem Geständniß beobachtete ich ihn später mit gedoppelter Aufmerksamkeit. Niemals und nirgends habe ich auch nur die geringste Spur des nüchtern regulirenden Verstandes, der kühlen Ueberlegung wahr=

zunehmen, niemals irgend eine Absichtlichkeit, niemals das Product des Studiums, das Gewollte und das Erreichte zu erkennen vermocht. Es war die Natur in ihrer vollen berückenden Unmittelbarkeit, in ihrer ursprünglichen Fertigkeit. Ja, Alles, was er that, war so wahr und echt und dabei so wunderschön, daß man niemals an eine Rolle, an Studirtes und Erlerntes denken konnte. Es war wirklich Othello, Hamlet, Ingomar, es war der Unglückliche im „Bürgerlichen Tod", den wir vor uns sahen, niemals Salvini, der eine Rolle spielte.

Salvini entspricht also den von Coquelin aufgestellten Forderungen in vollkommenster Weise. Aber daraus folgt noch immer nicht, daß diese Forderungen die allein berechtigten seien. Das von mir angeführte Beispiel Theodor Dörings spricht schon dagegen.

Der Widersprüche bei der Entscheidung dieser Frage ist überhaupt kein Ende. Iffland sagt in einem Votum, das er über gewisse Einzelheiten der Schauspielkunst an Dalberg abgegeben hat*): „Wer will mit kaltem Blute die fürchterliche Verlängerung der Gesichtszüge, die lallende Zunge, die schrecklichen Töne, das Auge, das halb Kohle, halb fürchterlicher Brand ist — wer will mit kaltem Blute das nachahmen? Es giebt einige große Schauspieler, welche ihr ganzes Ansehen dahin verwenden, um zu behaupten, man könne es, man müsse es sogar. Sie scheinen zu glauben, ihre Größe erhalte den Zusatz der Selbständigkeit, wenn sie die Lächerlichkeit begehen, von der Dankbarkeit gegen die Natur sich loszusagen. Dem sei, wie ihm wolle. Ich habe nie gefühlt, wenn diese Herren nichts fühlten. Sie täuschten mich nie, wenn sie sich nicht vorher getäuscht hatten." Da haben wir also einen neuen Anwalt für die künstlerische Nothwendigkeit des Mitempfindens beim Schauspiel. Dagegen sagt wiederum Ekhof mit Salvini und Coquelin: „Die Kunst thut Alles und wischt sich die Thränen aus dem Auge."

Diejenigen Künstler, die wie die letztgenannten an ihrer schauspielerischen Leistung mit ihrem Mitempfinden nicht betheiligt sind, die auf der Körperlichkeit und den Organen zum Ausdruck der Gefühle spielen wie der Virtuos auf seinem Instrumente, sind jedenfalls die zuverlässigsten. Sie sind frei von Stimmungen und Verstimmungen, sie sind die gleichartigsten. Und diese Gleichartigkeit der schauspielerischen Leistung hält Coquelin für einen der größten Vorzüge der Bühnenkünstler. Nichts Thörichteres in seinen Augen als der Vorwurf: „Was sollen wir uns das Stück noch einmal ansehen! X. X. ist ja immer derselbe!" Der Künstler soll immer derselbe sein, — nämlich immer gleich gut! Das bezeichnet Coquelin als das erstrebenswerthe Ziel jedes gewissenhaften Schauspielers.

*) Siehe die „Protocolle des Mannheimer National-Theaters unter Dalberg aus den Jahren 1781—89." Herausgegeben von dem verdienstvollen Regisseur des Mannheimer Hoftheaters, Max Martersteig. Mannheim, J. Bensheimer, 1890.

Digitized by Google

Läßt sich der Darsteller durch persönliche Eindrücke bestimmen, so ist es selbstverständlich, daß die künstlerische Leistung in ihrer Reinheit geschädigt wird, daß fremde Elemente hinzukommen, die nur schädlich wirken können. Dem sagenhaften König Lear soll man es nicht anmerken, ob dessen Darsteller sich vielleicht mit dem Director oder mit seiner Frau gezankt, oder sogar einen schmerzlichen Verlust erlitten, ob er in der Lotterie gewonnen hat oder von einem gewissenlosen Wucherer gepfändet worden ist, oder dergleichen. Wenn sich der Schauspieler, der auf den Brettern steht und eine dichterische Gestalt zu veranschaulichen hat, nicht vollkommen zu beherrschen und für die Dauer seiner künstlerischen Leistung nicht allen seinen persönlichen Stimmungen vollkommen Schweigen zu gebieten weiß, so ist er ein unfertiger Künstler.

Von Wilbrandt habe ich gehört, daß Charlotte Wolter, die eines Abends an fürchterlichem Zahnreißen litt und sich hinter der Coulisse vor Schmerzen wand, sich in dem Augenblick, da sie die Bühne betrat, vollkommen schmerzensfrei fühlte und ihre Rolle meisterlich durchzuführen vermochte, ohne während des Spiels von ihrem Leiden irgendwie behelligt zu werden.

Durchaus ungehörig ist es, wenn sich der Schauspieler bei der Darstellung, die schon vorher durch das Studium im Zimmer und während der Proben auf der Bühne fertig gestaltet sein muß, im Laufe der Vorstellung durch sein Temperament zu Unerwartetem, zu nicht vorher fest Geregeltem hinreißen läßt, oder wenn er während der Vorbereitungen gebrachte Wirkungen in der Vorstellung abschwächt oder gar nicht bringt, wenn er also vor dem Publicum anders spielt, als allein oder vor dem Regisseur und Director, oder wenn er heute so und morgen so agirt.

Diese unberechenbaren Künstler erscheinen Coquelin als im höchsten Grade bedenklich, und er läßt das genialische Aufblitzen, die durch den Moment entfachte Begeisterung ebensowenig gelten, wie die künstlerische Ermattung durch psychische oder physische Affecte. Diese Art von Künstlern, die sich nicht in der Gewalt haben, tasten immer unsicher umher und kommen aus dem Experimentiren eigentlich gar nicht heraus.

Wir haben in Deutschland einen Künstler, an den diese Worte ganz besonders gerichtet zu sein scheinen. Friedrich Mitterwurzer gehört ganz unzweifelhaft zu den reichstbegabten Schauspielern. Er vermag wie wenige durch den echtesten Ausdruck der glühenden Leidenschaft hinzureißen. Er trifft den Ton der wärmsten Empfindung, wie den der schneidendsten und kältesten Ironie in gleich meisterlicher Weise. Er kann herzlich humorvoll und boshaft satirisch sein. Er bietet mitunter schauspielerische Leistungen, die die Vollkommenheit streifen. Mitunter! Wenn er nämlich aufgelegt ist! Manchmal aber schwebt ein böser Stern über seiner künstlerischen Leistung. Er vernachlässigt sich auf der Bühne, er markirt eigentlich nur, er wird zerstreut und rein äußerlich. All die großen Eigenschaften, die uns

gestern entzückt haben, scheinen heute zu schlummern, und derselbe Künstler, er uns gestern ergriffen und erschüttert hatte, läßt uns heute eisig kalt und erscheint uns geradezu unbegreiflich schwach!

Vor langen Jahren habe ich Mitterwurzer an zwei aufeinanderfolgenden Abenden als „Spieler“ in dem Iffland'schen Schauspiele gesehen. Er hatte mich am ersten Abend so begeistert, daß ich die zweite Vorstellung wieder besuchte. Der Künstler war wie ausgetauscht: nüchtern, zerfahren, er schien gar nicht bei der Sache zu sein, undeutlich, polternd. Er, der am Tage vorher wirklich großartig genannt werden durfte, war bei der zweiten Vorstellung nicht einmal mittelmäßig zu nennen, er war geradezu ungenügend, wie ein verschüchterter Anfänger.

* * *

Coquelin tritt nun noch der etwas heiklen Frage näher, ob der gute Schauspieler auch klug sein müsse, oder vielmehr, wie er sagt, ob eine große Einsicht (grande intelligence) für den dramatischen Künstler erforderlich sei. Er beantwortet die Frage ganz richtig dahin, daß die allgemeinen Verstandesgaben mit der Kunst nichts gemein haben, daß aber jede besondere Kunst ihre besondere Einsicht, ihre besondere Klugheit bei dem Künstler voraussetze.

Wir wissen in der That, daß große Musiker und große Maler, die in ihrer Kunst Ungewöhnliches geschaffen, keineswegs Klugheit im gebräuchlichen Sinne des Wortes besessen haben, daß sie sich den wichtigsten Fragen gegenüber, welche ihre Kunst nicht berühren, vollkommen theilnahmlos verhalten, in den einfachsten Dingen des Lebens unerfahren sind, und daß niemals ein bemerkenswerthes Wort über ihre Lippen gekommen ist. Makart, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, war im gewöhnlichen Leben gewiß nichts weniger als bedeutend. Aber er wurde bedeutend, sobald er Palette und Pinsel in der Hand hatte, und in seinen Werken bekundete er ein so tiefes verständnißvolles Eindringen in die Geheimnisse seiner Kunst, eine so wunderbare Feinfühligkeit, einen so seltenen Scharfsinn, daß es geradezu abgeschmackt wäre, einem Künstler, der solche Werke geschaffen hat, Klugheit und Verstand abzusprechen. Makart war einer der klügsten Künstler, aber durchaus nicht einer der klügsten Menschen.

Und gerade so verhält es sich mit allen anderen Künstlern. Im Allgemeinen läßt sich allerdings wohl behaupten, daß große Künstler auch ungewöhnlich kluge Menschen sind. Denken wir doch nur an unsere Musiker der neuesten Zeit, denken wir an Richard Wagner, Bülow, Brahms, Rubinstein u. A. Aber diese allgemeine Klugheit ist für die besondere Kunst nicht unbedingt erforderlich. Und Coquelin trifft meines Erachtens das ganz Richtige, wenn er sagt: „Der Schauspieler braucht weder von Malerei, noch von Musik, ja, er braucht nicht einmal von Poesie etwas zu verstehen, und er kann doch ein ausgezeichneter Künstler

sein, und sogar ein poetischer Künstler. Er braucht eben nur seine Kunst zu verstehen, die etwas ganz Besonderes ist.“ Ich gehe sogar noch weiter. Ich meine, daß bisweilen nicht einmal das besondere künstlerische Verständniß unentbehrlich ist, daß mitunter sogar schon ein instinctives Ahnen, ein Unbewußtes in der Kunst, und in der Schauspielkunst ganz besonders, genügen kann, um das mangelnde Verständniß zu ersetzen und um den Künstler zu einer Leistung zu befähigen, die dennoch einsichtsvoll und klug wirkt. Jenes Unbewußte ist eben ein Theil dessen, was man Talent zu nennen pflegt.

Freilich möchte ich nicht anrathen, daß sich der Künstler auf das instinctiv richtige Erfassen sorglos verlasse und sich deshalb der Mühe enthoben glaube, in das Verständniß der Rolle einzudringen. Ich sage, es kann vorkommen! Ich bezeichne es aber als einen Ausnahmefall. Und ich kann dafür ein Beispiel anführen.

Vor zwanzig Jahren sah ich in Leipzig eine Vorstellung des Lear, die sehr sorgfältig einstudirt war und vorzüglich von Statten ging. Der damals noch sehr jugendliche Richard Kahle errang in der Hauptrolle stürmischen Beifall. Unter den übrigen Darstellern empfing ich von der Künstlerin, die die Cordelia gab, einen besonders tiefen Eindruck. Sie hatte etwas so mädchenhaft Seelenvolles, innig Wahres und Rührendes, in ihrem ganzen Wesen; im Klange ihrer Stimme, im Ausdruck ihres Auges, in der Lieblichkeit ihrer Bewegungen herrschte eine so wundersam harmonische Uebereinstimmung, daß wir alle tief ergriffen wurden. Ich habe nie eine bessere Cordelia gesehen, weder vorher noch nachher. Ich saß neben Laube in der Directionsloge und sprach ihm und Frau Iduna Laube gegenüber mein Entzücken in wärmster Weise aus. Laube war eben so warm in seiner Anerkennung. Er schmunzelte und sagte mir: „Gehen Sie einmal hinauf auf die Bretter und sagen Sie ihr ein paar freundliche Worte. Es wird ihr Spaß machen.“

Ich suchte die Künstlerin auf und beglückwünschte sie herzlich. Sie strahlte, drückte mir die Hand und dankte mir.

„Das freut mich,“ sagte sie. „Ich habe solche Angst vor der Rolle gehabt.“ Und im ärgsten Berliner Jargon, mit „ick“ und „det“ fuhr sie fort: „Ich verstehe nämlich den ganzen Quatsch nicht. Ich weiß nicht, was die da immer herumläuft, und weshalb sie so thut. Aber wenn ich's gut gemacht habe, um so besser. Allens Talent, Docter!“

Als ich Laube über diese Begegnung Bericht erstattete, lächelte er so, wie nur Laube zu lächeln verstand. Es lag wie voller Sonnenschein auf seinem Gesicht.

„Sie hat ganz Recht,“ sagte er, „Allens Talent! Sie ist eine Gans, aber sie spielt besser als alle Anderen.“

* * *

So wie es eine besondere Kunstklugheit giebt, so giebt es auch eine besondere Kunstwahrheit, die sich mit der Wirklichkeitswahrheit durchaus nicht immer deckt. Daß in der Kunst des Schauspielers von der absoluten Wahrheit nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Die Menschendarstellung auf der Bühne ist zunächst abhängig von der Nationalität des Künstlers. Das Temperament, der Geschmack, ja, das ganze Wesen unterscheidet sich bei den verschiedenen Nationen gerade so scharf voneinander, wie die verschiedenen Sprachen. Der berühmte Darsteller des Helden in „Galeotto", Rafael Calvo, fand den deutschen Darsteller dieser Rolle, Josef Kainz, dessen lodernde Leidenschaftlichkeit auf uns Deutsche fast feuergefährlich wirkte. bewunderungswürdig; er wünschte ihn nur etwas wärmer! Garrick wirft den französischen Schauspielern vor, daß sie nicht wahr seien. Wir finden den Ton der französischen Tragöden langweilig und gespreizt und tadeln die krasse Uebertreibung der englischen Schauspieler. Coquelin macht den deutschen Schauspielern zum Vorwurf, daß sie weinerlich über die Maßen und philosophisch verschwommen seien. Was er damit meint, ist nicht recht zu verstehen. Es ist eine wohlfeile Phrase. Der gute Coquelin kennt die deutsche Bühnenkunst nur von seinen gelegentlichen Ausflügen nach Wien. Er ist vielleicht ein- oder zweimal im Burgtheater gewesen, ohne ein Wort von dem zu verstehen, was da gesagt worden ist. Er hat keine Ahnung von der deutschen Literatur, keine Ahnung vom deutschen Wesen. Sein Urtheil ist also vollkommen werthlos. Ich weiß nicht, ob er gegen Georg Engels den Vorwurf der Rührseligkeit erheben würde, wenn er ihn kennte. Aber seine Aussage, deren Ehrlichkeit ich durchaus nicht bezweifle, beweist eben nur, daß die französische Wahrheit auf der Bühne eine andere ist als die deutsche. Immer wieder haben wir mit Pilatus zu fragen: Was ist Wahrheit?

Wie man also auf der Bühne nicht absolut wahr sprechen kann, so soll man auch nicht absolut natürlich sprechen. Es ist nicht richtig, wenn der Schauspieler den Monolog des Tell vorträgt, als ob er sagen wolle: „Donnerwetter, bin ich gelaufen! Aber nun bin ich doch noch zur rechten Zeit da; denn durch diese hohle Gasse muß er kommen. Soviel ich weiß, führt kein anderer Weg nach Küßnacht hin. Ein wahres Glück, daß ich nun da bin! Denn hier vollend' ich's. Es paßt mir außerordentlich. Die Gelegenheit ist günstig. Wo könnt' ich mich denn eigentlich gut verstecken? Ah, da! dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm."

Coquelin faßt sein Glaubensbekenntniß in dem Satze zusammen: „Der Ausgangspunkt der Schauspielkunst ist die Natur, ihr Ziel das Ideal." Er sagt ungefähr also dasselbe, was Lessing als das Resultat seiner ästhetischen Untersuchung aufstellt: daß die Schauspielkunst, die starke Elemente der bildenden Künste in sich faßt, wie diese in der Schönheit das höchste Gesetz zu respectiren habe.

Digitized by Google

Daß die platte Natürlichkeit ohne Mitwirkung der adelnden Kunst nicht blos unschön, sondern unter Umständen auch unwahr auf der Bühne wirkt, weil eben die Bühne ihre ganz besonderen Gesetze der Optik und Akustik hat, beweist Coquelin an einem eigenen Erlebniß.

Coquelin gab Gastrollen in der Provinz. Er spielte eines Abends in Augiers „Aventurière" die Rolle des zweideutigen Don Annibal, der im zweiten Acte betrunken gemacht wird, damit sich seine Zunge löse. Das Uebermaß des genossenen Weines übt auf Annibal die nicht ungewöhnliche Wirkung. Er schläft ein und wird bis zum Actschluß nicht mehr geweckt. Coquelin hatte die Nacht vorher im Eisenbahnwagen zugebracht, am Vormittag eine lange und anstrengende Probe gehabt, und als ihm nun am Abend im Lustspiel die Gelegenheit geboten wurde, den Schlaf zu spielen, meldete sich die wirkliche Müdigkeit, gegen die er bisher angekämpft hatte, und in dem ruhigen Bewußtsein, daß er bis zum Actschluß nichts mehr zu sagen habe und also auch nicht aufzupassen brauche, schlief er in Wahrheit ein. Ja, es ereignete sich das Ungeheuerliche, er schnarchte!

Was sagten nun die Kritiker und die Kunstkenner? Coquelin habe vorzüglich gespielt, aber in der Schlafscene habe er doch stark übertrieben!

Es ist in anderer Fassung dieselbe Geschichte, die von dem Bauern und dem Jahrmarktsgaukler erzählt wird. Ein Gaukler ahmt das Quieken eines Spanferkels zum allgemeinen Gaudium der das Brettergerüst umstehenden Menge nach. Da meldet sich ein Bauer, der unter seinem Kittel ein wirkliches Ferkel verborgen hält, und sagt, er könne es noch besser machen. Der Gaukler nimmt die Herausforderung an und quiekt noch einmal. Der Bauer kneift sein Spanferkel in den Schwanz, es quiekt; aber das Publicum verhöhnt den Bauer wegen seiner vollkommen ungenügenden Leistung und jubelt dem Gaukler um so lauter zu.

Der Naturalismus, sagt Coquelin, verlangt, daß man auf der Bühne die wirklichen Ferkel quieken lasse. Und das ist der verhängnißvolle Irrthum, den dieser begeht. Das Schweinchen hat gewiß ganz gut geschrieen, aber ohne Kunst.

Zum Schluß spricht Coquelin noch sehr ausführlich, allzu ausführlich, darüber, daß die verschiedenen Stilarten der dramatischen Dichtung und auch die verschiedenen dichterischen Individualitäten Verschiedenartigkeit in der Darstellung verlangen, daß also die höfische Tragödie anders als das klassische Lustspiel gegeben werden müsse und das moderne Schauspiel wiederum in einer andern Tonart, daß demnach der Schauspieler die Rollen von Corneille und Racine nicht über denselben Leisten schlagen dürfe wie die Charaktere von Molière, Beaumarchais, Augier, Dumas. Zur Begründung dieses selbstverständlichen Satzes giebt Coquelin eine Charakteristik aller namhaften französischen Bühnendichter, die wir unerwähnt lassen können, denn sie bietet nichts irgendwie Bemerkenswerthes.

Und da, wo Begriffe fehlen, stellt auch bei Coquelin das Wort zur rechten Zeit sich ein. Manchmal wird es sogar ein bischen lächerlich phrasenhaft.

Wenn Coquelin gelassen das große Wort ausspricht, daß Victor Hugo der größte Dichter aller Lande und aller Zeiten sei, daß er alle großen Dichter der Vergangenheit und Gegenwart in sich aufgenommen habe, und diese kindliche Behauptung durch den Satz erhärtet: „Er hat in sich Elemente von Homer, Pindar, Anakreon, Horaz, Lucrez, Juvenal, Agrippa d'Aubigné, Ronsard, Regnier, Chénier", dann lächelt man bei dieser haarsträubenden Zusammenstellung doch ein wenig über den Schwadroneur, der mit diesem prahlerischen Trara wohl Gründlingen im Parterre imponiren mag, der sich aber als geschmackvoller Mann davor hüten sollte, derartige volltönende Unreifheiten drucken zu lassen und dem ernsteren Urtheil zu unterbreiten. Ich möchte wohl wissen, wieviel Coquelin von Pindar, Anakreon, Lucrez und Juvenal gelesen hat. Und ich möchte auch wissen, weshalb er sich auf diese wenigen Namen beschränkt hat. Er hätte ganz gut noch hinzusetzen können Milton, Wilhelm Busch, Byron, Dante, Leon Treptow, Calderon und Mannstädt. Die Liste ließe sich in dieser Weise noch recht erheblich verlängern.

Aber ich meine, kein Billigdenkender wird sich aus Coquelins gelegentlichen Bummeläußerungen eine Belehrung über das Wesen der Dichter verschaffen wollen. Ueber die Kunst des Schauspielers darf Coquelin mit Fug und Recht mitsprechen, und seine Abhandlung, die manches sehr Hübsche enthält, würde an Bedeutung noch gewonnen haben, wenn er sich weniger auf das dilettirende Aesthetisiren verlegt und noch mehr praktische Weisungen und Rathschläge gegeben hätte, wie er sie aus seinen Erfahrungen geschöpft hat. Freilich ist das Verlangen nach einer solchen praktischen Unterweisung kein geringes, und es ist überhaupt fraglich, ob demselben Genüge geschehen kann. Zur Schauspielkunst gehört, wie zu jeder andern Kunst, vor Allem die natürliche Veranlagung. Unzweifelhaft bedarf diese einer gewissenhaften Schulung, aber auch für diese Schulung muß der Schüler selbst schon am meisten mitbringen. Vom Lehrer kann er auf Verstöße und Fehler aufmerksam gemacht und in Aeußerlichkeiten ausgebildet werden; die höhere Bildung jedoch gewinnt er nur durch eigene Einsicht, durch eigene Anregung und sein eigenes System. Und wie jeder andere Künstler hat auch der Schauspieler immer strebend sich zu bemühen, um schließlich zu der Erkenntniß zu gelangen: „Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben."

Digitized by Google

Quaquara!

Novelle

von

Luigi Capuana.*)

— Rom. —

Armer Don Mario! Kaum sahen sie ihn an der Straßenecke auftauchen mit jener ins Röthliche spielenden kegelförmigen schmalkrämpigen Hutröhre und dem bis auf die Füße reichenden, im Winde flatternden Schößenrock: gleich ging es von allen Seiten los: Quaquara! Quaquara! und nicht nur die Jungen, auch die Erwachsenen, die Bummler und Faullenzer auf Piazzo Buglio, ja sogar die feinen Herren vom Casino fingen an, ihm den Wachtelschlag entgegenzugrölen, denn sie wußten, daß er dann außer sich gerieth.

Auf den ersten Ruf blieb er stehen, schaute um sich, wiegte den schweren Ebereschenstock in der Hand und nickte drohend mit dem Kopfe. Im Weitergehen nahm er die Leute scharf aufs Korn, um einen jener Frechlinge auf frischer That zu ertappen, die so ganz den Respect vor ihm vergaßen, vor ihm, dem Sohn und Enkel trefflicher Notare, vor ihm, der hundertmal mehr werth war, als die ganze Casinosippschaft zusammengenommen! Allein es war vergeblich. Von links, von rechts, von hinten, von vorn sang und pfiff es: Quaquara! Quaquara!

„Was regt Ihr Euch auf? Laßt sie schreien!"

„Eh' ich nicht Einen umbringe, geben sie nicht Frieden!"

„Wollt Ihr für nichts und wieder nichts ins Zuchthaus?"

„Die sollen mir hinein!"

---

*) Autorisirte Uebersetzung von Dr. Wilhelm Porte.

Digitized by Google

Er wurde roth wie ein Puter, tobte und fuchtelte herum, Schaum vor dem Munde.

„Gerad' Eure Wuth reizt sie zu rufen."

„Die feigen Hunde! Warum kommt Keiner heran?"

„Quaquara!"

„Ei, Du Söhnchen von einem Dutzend Vätern —" und wären sie ihm nicht: „Mit einem Kinde wollt Ihr anbinden?" rechtzeitig in den Arm gefallen, er hätte dem Barbierjungen, der keck herangesprungen war, ihm sein Quaquara! unter die Nase zu schmettern, den Hirnkasten eingeschlagen. Mit Mühe zerrten und schleppten sie ihn nach der Apotheke Montemagno, die voller Menschen war und von Gelächter erdröhnte.

Vito, der Lehrling, trat hervor und sagte mit großem Ernste: „Was schiert es Euch, wenn sie Quaquara! rufen? Seid Ihr darum eine Wachtel?"

Don Mario schoß ihm einen bitterbösen Blick zu.

„Sie rufen doch nicht: Dieb!"

„Ich bin ein Ehrenmann und eines Ehrenmannes Sohn!"

„Nun also! Was bedeutet Quaquara? Nichts! Sei's drum Quaquara!"

Die Anwesenden krümmten sich vor Lachen über die Ernsthaftigkeit, womit Vito, unter dem Vorwand ihm zuzureden, fortfuhr sein Quaquara! Quaquara! dem Don Mario ins Gesicht zu pusten, ohne daß dieser die Bosheit merkte.

„Seht, wer mir Quaquara! nachriefe, dem gäb' ich jedesmal einen Soldo. Quaquara! Quaquara! Quaquara! Schreit ihr euch die Lunge aus!"

„Und Du indessen, schlechter Bursch, wiederholst mir's in Einem fort!" brüllte zuletzt Don Mario und erhob den Stock.

Doch da legte sich der Apotheker ins Mittel. Er fürchtete für die Fensterscheiben. Er nahm den Wüthenden unterm Arm, führte ihn hinaus und suchte ihn zu begütigen, indem er ihm Recht gab.

„Bieget hier ab, so sieht Euch Niemand."

„Was? ich soll mich verstecken? Den Rüpeln zum Gaudium? Ich bin ein Ehrenmann und eines Ehrenmannes Sohn!"

* * *

Ja, das war richtig. Sie waren stets rechtliche, wackere Leute gewesen, die Majori, Notare vom Vater auf den Sohn, bis zum Jahr 1812, da jene Gottesgeißel, genannt Code Napoleon, aus dem Höllenschlunde emporgestiegen war zur Verzweiflung des Notars Majori, des Erzeugers von Don Mario; er konnte kein Tüttelchen davon begreifen und mußte sein Amt niederlegen.

„Was? keine lateinischen Formeln mehr? Die Instrumente ausgefertigt im Namen des Königs? Wie kommt S. M. der König in Privatabmachungen?“

Nein, mit diesen Dingen wollte er sich nicht bemengen; sein Gewissen sollte unbeschwert bleiben. So war in seiner Schreibstube das Werg im großen kupfernen Tintenfasse eingetrocknet*) und die Kielfedern hart und brüchig geworden. So hatte das fortwährende Kommen und Gehen aufgehört, das ehedem das Haus belebte, da Alle ihn aufsuchten, der die Ehrlichkeit selbst war und kein Wort mehr, noch eines weniger hinsetzte, als die Parteien verlangten. So war Don Mario, der bis dahin in der väterlichen Kanzlei Schreiberdienste versehen hatte und alle lateinischen Formeln auswendig wußte, ohne freilich eine Silbe davon zu verstehen, gleich seinem nur wenig geschickteren Bruder Don Ignazio arbeitslos geworden. Und nachdem der Groll über das verwünschte gott- und lateinlose Gesetzbuch den Notar in die Grube gebracht, schlugen sich die beiden Brüder mit ihrer kleinen Erbschaft kümmerlich genug, doch voll Stolz auf ihre ehrliche Armuth durchs Leben und voll zäher Treue gegen die Vergangenheit, sogar in der Kleidung: immer wieder zogen sie die alten sorgfältig behüteten Röcke an, ohne sich darum zu bekümmern, daß diese mit ihrem alterthümlichen Schnitt ihnen ein lächerliches Ansehen gaben.

Don Ignazio allerdings hatte nicht sehr lange ausgehalten. Als sein Biberhut ihm ganz unbrauchbar erschien und sein Ueberrock gar zu verschlissen, erstand er bei Xaverio, dem Tandler, für wenige Sechser einen alten Cylinder, und dann einen Anzug, zwar auch getragen, aber doch von weniger vorsintfluthlicher Façon. Don Mario dagegen hielt fest an jener ins Röthliche spielenden kegelförmigen schmalkrämpigen Hutröhre und jenem vor einem halben Säculum einmal elegant gewesenen Rocke, der, obgleich ganz verschabt und über und über mit Flicken besetzt, doch nie das kleinste Schmutzfleckchen zeigte. Diese Röhre und dieser Rock däuchten ihn wie ein adelig Wappen: um keinen Preis hätte er sie abgelegt.

Dann waren böse Zeiten gekommen: die Mißernten, die Genickkrampfepidemie von 1837, die Cholera, die achtundvierziger Revolution, und die Brüder hatten schlimme Tage und schlimmere Nächte durchgemacht, wo sie sich die Köpfe zerbrachen, wie sie für den folgenden Tag ein Glas Wein oder einen Tropfen Oel zur Suppe und zum Salat auftreiben möchten.

„Morgen gehe ich zu dem und dem!“ sagte Don Mario, „inzwischen wollen wir das Haus fegen.“

Sie besorgten Alles selber; und während Don Ignazio für das Abendessen einen Zwiebelsalat zurechtschnitt, kehrte Don Mario im ver-

*) In Sizilien war es und ist es zum Theil heute noch in Kanzleien und auf Aemtern üblich, die Feder nicht unmittelbar in die Tinte zu tauchen, sondern an einem im Tintenfaß liegenden Schwamm zu netzen.

schossenen und geflickten Schlafrocke des Vaters die Stuben aus wie eine Magd — nein, sorgfältiger! Er stäubte die wackeligen Tische, die alten zerschlissenen Ledersessel ab. Dann öffnete er, den Kehrselkasten in der Hand, vorsichtig die Hausthür, ob Niemand um die Wege sei, und trug, in später Nacht, den Müll nach einem verfallenen Hause, das der Nachbarschaft als Mistgrube diente.

Unterwegs las er Steine, Kohlstrünke, Apfelsinen- und Melonenschalen auf, damit auch die Straße sauber werde. Sonst achtete ja kein Mensch darauf; sie waren Alle viel zu bequem und hatten sammt und sonders keinen Sinn für Sauberkeit! Sauberkeit, das war sein A und O, in und außer dem Hause. Oft hielt er sich bei diesem Geschäfte so lange auf, daß ihn der Bruder zum Nachtessen hereinrufen mußte: „Bist Du denn Straßenfeger?"

„Die Reinlichkeit hat unser Herrgott anbefohlen!" erwiderte Don Mario. Und mit frischgewaschenen Händen verzehrte er seinen Zwiebelsalat und sein Brot, als wären es die köstlichsten Leckerbissen.

„Weißt Du, dies ist das letzte von Donna Rosas Oel," sagte Don Ignazio etwa unterm Kauen.

„Morgen gehe ich zum Cavaliere."

„Sein Vater war Bauer!"

„Der Großvater Tagelöhner!"

„Und jetzt ist er steinreich!"

„Der Großvater wurde Hausmeier beim Fürsten, da mag er tüchtig eingesackt haben!"

„Wir wollen zu Bett, das Licht geht aus."

Sie mußten selbst am Lichte sparen. Aber im Finstern, im Bette schwätzten sie noch lange fort und kamen vom Hundertsten ins Tausendste.

„Hast Du die Stadtcapelle in der neuen Uniform gesehen?"

„Ja . . . Meier Cola hat heuer hundert Malter Korn geerntet!"

„Wenn's wahr ist . . . Wohl bekomm's ihm . . ."

„Morgen früh geh' ich zum Cavaliere wegen dem Oel."

„Es ist auch kein Wein mehr da."

„Dann geh' ich auch wegen dem Wein . . . Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum . . ."

„Pater noster, qui es in Coelis, sanctificetur nomen Tuum . . ."

Und sie schliefen ein.

* * *

Am Morgen bürstete Don Mario Anzug und Hut sorgfältig aus, kleidete sich eilig an und begann sein Tagewerk damit, daß er in S. Francesco die Messe zu Ehren der Unbefleckten hörte. Die Verse des Sternenkranzhymnus sang er mit den Genossen der Brüderschaft, und wenn Alle riefen: „Hoch lebe Maria, die reine Magd, hoch lebe sie dem Satan

zum Trutz!" schlug er mit dem Fuße wuchtig auf den Boden. Oft indessen konnte er sich nicht enthalten, dem und jenem Nachbarn zuzuflüstern, diese „Brüder von der Unbeflecktheit", wie man sie nannte, seien fast sämmtlich Diebe, Ränkemacher oder Wucherer . . . „sie treiben ihren Spott mit der Jungfrau und dem Herrn!"

„Kehrt vor Eurer eigenen Thür!"

„Ihr vertheidigt sie? Dann seid Ihr ein noch größrer Gauner!"

„Und Ihr ein Vieh!"

Ein Vieh! So nannten sie ihn stets, wenn ihm eine Wahrheit herausfuhr; sie hatten Mitleid mit ihm, denn er war einfältig und that es nicht aus Tücke. Er erwiderte nichts, blieb jedoch bei seiner Meinung, daß es fast sämmtlich Diebe, Ränkemacher oder Wucherer seien.

Und er drückte die Flasche an sich, die er unterm Ueberrock hatte, um nach der heiligen Messe von barmherzigen Seelen etwas Wein und Oel zu erbitten.

Bescheiden und doch nicht ohne Würde fragte er: „Sind der Herr Cavaliere zu Haus?"

„Nein, aber die gnädige Frau."

„Meldet mich bei denenselben."

Die ganze Dienerschaft wußte allbereits, was es mit einem Besuche Don Marios auf sich habe. Sie ließen ihn im Vorzimmer verziehen oder sagten ohne Weiteres: „Gebt die Flasche nur her, Don Mario."

Und nicht selten geschah es, daß ihn, während draußen die Flasche gefüllt wurde, seine Scheuerwuth anfiel: er brauchte nur eine Kleinigkeit im Zimmer zu bemerken, die nicht ganz in Ordnung schien. Dann stieg er auf einen Stuhl, um mit dem Stocke die Spinnennetze aus den Ecken herunterzureißen, oder kam ihm ein Besen in die Hände, so machte er sich daran — wie hätte er widerstehen können? — den Boden zu kehren, einen Bilderrahmen abzustäuben, Papierschnitzel und Fadenendchen aufzuklauben.

„Was macht Ihr denn, Don Mario?"

„Die Reinlichkeit hat unser Hergott anbefohlen! . . . Der gnädigen Frau meinen Dank!"

Donna Rosa, die es gern mit ihm zu thun hatte, ließ ihn übrigens jedes Mal ins Empfangszimmer eintreten und lud ihn zum Sitzen ein.

„Wie geht's, lieber Don Mario?"

„Gut, Gott sei Dank! Und wie befinden sich Ew. Gnaden?"

„Wie es den Alten eben geht, lieber Don Mario."

„Alt ist, wer stirbt. Ew. Gnaden sind so barmherzig, daß der Herr Ihnen hundert Jahre schenken muß."

Donna Rosa zog die Unterhaltung in die Länge, als kenne sie den Zweck seines Besuches nicht, und Don Mario umklammerte die leere Flasche unterm Ueberrock und wartete auf die Gelegenheit, wo er seine Bitte, ohne zudringlich zu erscheinen, vorbringen könne. Von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

stand er auf: „Vergebung, Ew. Gnaden . . .“ und wischte einen Tisch ab; „Vergebung, Ew. Gnaden . . .“ und bückte sich, eine Wollfaser oder ein Stückchen Zwirn aufzulesen und über den Balcon hinauszuwerfen. Es war gerade, als verursachten der Staub und die Schnipsel ihm Schmerzen, so rückte er unruhig auf seinem Stuhle hin und her, bis der Schaden ausgebessert war.

„Laßt's gut sein, Don Mario.“

„Die Reinlichkeit hat unser Herrgott anbefohlen . . . Ich bin gekommen . . .“

„Euer Bruder ist mit seiner Stelle zufrieden?“ unterbrach ihn eines Tages Donna Rosa.

„Aeußerst zufrieden!“

„Ihr solltet auch königlicher Wagemeister werden. Auf der Bogenmühle fehlt ja einer.“

„Und das Addiren, gnädige Frau? Das Addiren? Ignaz freilich, der versteht's.“

Er schlug die Augen zum Himmel auf und seufzte, als wäre das Addiren die verwickeltste Operation aus der höheren Mathematik.

„Der arme Ignaz! Er kommt immer so erschöpft von der Mühle heim! Denken Sie nur, eine Stunde Steigens zu Fuß! Ich bin gekommen, um . . .“

Und er zeigte die Flasche.

„Gerne!“

Wer hätte dem guten Don Mario etwas abschlagen können?

Doch wenn man ihn an das verwünschte Addiren erinnerte, dann vermochte selbst eine geschenkte Flasche Wein nicht, ihn fröhlicher Stimmung zu machen. Wie oft nicht hatte er sich damit abgequält! Mit den Zehnern, das war der Haken! Eins plus neun, macht zehn. Gut. Nun aber: Null dahin, Eins im Sinn! Warum Eins im Sinn, wenn es doch Zehne sind?

Das wollte ihm nicht eingehn! Und doch war er nicht dumm! Man mußte ihn nur die alten Notariatsschriftstücke vorlesen hören mit all den wunderlichen lateinischen Abkürzungen, welche die neumodischen Notare und Advocaten da nicht zu enträthseln wußten. Allerdings plapperte er sie herunter wie ein Papagei, ohne das Geringste davon zu verstehen; aber es brachte ihm doch jedesmal ein halbes Fränkchen ein, und dann gab's ein paar Liter Wein und ein Pfund Lammsfleisch! Wahrlich ein Pfingstschmaus, wenn auch die zwei Brüder, seit Don Ignazio das Aemtchen hatte, nicht mehr so kümmerlich zu leben brauchten, wie vordem.

* * *

Sie wären ganz glücklich gewesen ohne jenes Quaquara, das den Don Mario so in Harnisch jagte. Wo, zum Teufel! hatten sie es nur aufgegabelt?

Er konnte keinen Schritt mehr außer Hause thun, ohne daß er es von einem jener unverschämten Flegel hätte rufen oder zischeln hören.

„Es giebt doch noch ein Unglück!"

Und eines Morgens wandte er sich an den königlichen Richter, der damals auch die Polizei unter sich hatte. Und der Richter — lachte: „Sie rufen Euch Quaquara? Laßt sie rufen!"

„Ich belange sie vor Euerm Gericht!" brüllte Don Mario.

„Wen?"

„Alle!"

Das waren zu viele. Man konnte nicht die gesammte Stadt festnehmen.

„Das Einfachste wäre, Ihr legtet diesen Hut und Rock ab, und Ihr sollt sehen, sie lassen Euch in Ruh'!"

„Also ein Ehrenmann kann keine Gerechtigkeit finden," murrte Don Mario und ging würdevoll davon, entschlossen, sie sich mit eigenen Händen zu verschaffen.

Doch gleich das erste Mal gerieth's ihm schlecht, als er dem Leutespützer, so genannt, weil er beim Reden alle Leute ansprühte, eine Maulschelle gab. Der Leutespützer war diesmal wirklich unschuldig und kam so aus dem Häuschen, daß er mit einem guten halben Dutzend schallender Ohrfeigen erwiderte. Dessen hatte sich der arme Don Mario nicht versehen. Er stand sprachlos. „Was? für eine deren sechs?" Er erholte sich kaum vom Schreck.

Das Schlimmste war, daß der Leutespützer im Kampfeseifer ihm den alten morschen Rock halb zerschlitzte.

Der Richter steckte den Leutespützer wegen grober Ausschreitung einige Stunden bei und veranstaltete im Casino eine Sammlung, um Don Mario einen neuen Anzug und Cylinderhut zu verehren. Allein dieser wich dem Maßnehmen beharrlich aus, und als man ihm die Kleider, so aufs Ungefähr zugeschnitten, sammt der Röhre ins Haus brachte, dankte er höflich und schickte die Sachen zurück.

„Du bist ein Dummkopf gewesen," sagte der Bruder, als er, Abends von der Mühle heimkommend, ihn eifrig an seinem Rocke flicken sah. „Mit dem kannst Du nicht mehr ausgehen."

„Dann bleibe ich zu Haus!" versetzte er stolz.

Und er ließ sich draußen nicht mehr blicken.

Er verbrachte nun seine Tage damit, auf der Schwelle der Hausthür zu sitzen und mit den Nachbarinnen zu schwätzen, oder durch die vielen leeren Stuben des baufälligen Hauses zu wandeln. Seit Jahren und Jahren war nichts mehr daran erneuert oder ausgebessert worden. Die Fensterflügel hielten kaum mehr in den Angeln. Zwei Stubenböden waren eingesunken, und man mußte, um von einem Zimmer ins andere

zu kommen, über Bretterstege balanciren. Durch die Decken einiger Stuben troff der Regen herein wie durch ein Sieb.

„Verkauft das halbe Haus!" rieth ihm ein Nachbar. „Es ist doch zu groß für so zwei Spatzen, wie Ihr seid!"

Doch als die Brüder die Sache beim Abendessen besprachen, kamen sie in keine kleinen Nöthe.

Verkauft! Das war bald gesagt. Aber was? Die alte Notariatskanzlei. „Oh!" rief Don Mario empört.

Freilich standen die dicken dunkeln Lederbände nicht mehr auf den Regalen an den Wänden herum; die Regierung hatte sie an sich genommen, als gehörten sie ihr und nicht den Notaren, die alle jene Acten aufgesetzt hatten. Allein was wollte dies bedeuten? Diese Bücherbretter, obgleich wurmstichig, aus dem Leim und zu Gestellen dienend für Teller, Tiegel und andern Hausrath, waren sie nicht gleichsam lebendige Zeugen des alten Glanzes? Die Brüder schauten einander an: „Wäre es möglich? . . . Verkauft! Ja; aber was? Die Stube der Großmutter?"

Eine geheimnißvolle, seit siebzig Jahren verschlossene Kammer, deren Schlüssel sogar verschwunden war. Dort hatte sie ausgehaucht, eine Heilige! Und der Großvater hatte bestimmt, daß zum Zeichen immerwährender Trauer die Stube hinfort verschlossen bleibe, und so war es gehalten worden. Allnächtlich führten die Ratten dort einen infernalischen Reigen auf — was lag daran? Ein Notar Majori hatte gewünscht, daß Niemand die Kammer öffne: Niemand hatte sie mehr geöffnet. Und sie sollten sie entweihen? Unmöglich! Darüber waren sie einig.

„Verkauft! . . . Was denn? Das Zimmer mit den Bildnissen?"

An den Wänden hing ein halbes Dutzend eingerahmter Gemälde, dunkel durch Alter und Rauch. Da leuchtete der männliche ernste Kopf des Don Gasparo Majori — 1592 — hervor; rothhaarig, in schwarzer Toga, eine Papierrolle in der Hand. Hier die grauen Augen, der weiße Schnurr- und Kinnbart Don Carlo's — 1690. Daneben die Perrücke und das runde glatte Gesicht Don Paolo's — 1687. Dort der hagere längliche Kopf Don Antonio's — 1805, — in dem riesigen Kragen, eine breite weiße Cravatte um den Hals, auf der stattlichen Weste klunkernde Berlocken. Don Mario wußte eines Jeden Leben, Tod und Wunderthaten auswendig; Don Ignazio nicht minder.

Und die sollten sie aus ihrem Hause treiben? Wäre es möglich? Nein, es war nicht möglich!

Sie zogen vor, Alles wanken und zerfallen zu lassen; gleich als wären die Kanzlei, die Stube der Großmutter, das Zimmer mit den Bildnissen Theile von ihrem Körper; gleich als gehörten sie, verkauften sie auch nur eine Spanne breit von jenem Hause, nicht mehr zum Geschlechte der Majori, Notare seit einigen Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn. Alle hatten

sie da gelebt, da amtirt, von Geschlecht zu Geschlecht, bis auf ihren Vater Don Antonio Majori.

„Wäre es je möglich?" wiederholten die Brüder mit einer Stimme.

Sie gingen zu Bett und löschten das Licht.

„Wir werden es ohnehin nicht mehr lange treiben, Mario, wir sind alt!"

„Du bist mir um zwei Jahre voraus."

„ . . . Morgen kommt der Notar Patrizio mit einer alten Urkunde, die sollst Du lesen."

„Dann können wir ein Pfund Fleisch kaufen."

„Xaverio, der Metzger, mogelt beim Wiegen. Ich werde die Augen aufmachen."

„Ich habe der Base Nina das Nudelholz geliehen."

„Den Wein hole ich beim Scata, Syracuser . . . Pater noster, qui es in Coelis . . ."

„Ave Maria, gratia plena . . ."

Und sie schliefen ein.

* * *

Sie wurden alt! . . . Ignaz hatte Recht.

Don Mario dachte bisweilen: „Wer von uns Beiden mag zuerst drankommen?" Und er wurde traurig und verzagt: „Ich bin der Jüngere. Aber dann werden die Vettern das Haus erben, unter sich theilen, verkaufen. Was liegt daran? Ignaz und ich sind nicht mehr da, die echten Majori sind wir. Mit uns stirbt die Welt!"

Er fuhr fort, die wackelige Baracke mit derselben Liebe, derselben Sorgfalt zu fegen wie ehedem; er entfernte die Spinnweben von Mauern und Ecken; er stäubte die wenigen wurmstichigen windschiefen Möbel ab; bald schlug er einen Nagel in eine Stuhllehne, bald in ein Tischbein; er verklebte die scheibenlosen Fenster mit Oelpapier und trug, nach seiner Gewohnheit in später Nacht, den Kehricht hinaus.

Und da er jetzt in seiner müßigen Einsamkeit auch bei Tage öfters schlief, so blieb er manche Nächte draußen und kehrte die ganze Gasse der Länge und Breite nach rein. Wenn am anderen Morgen die Nachbarn sich verwunderten: „Heut Nacht ist der Engel vorbeigegangen, nicht wahr Don Mario?" dann lächelte er zufrieden und erwiderte nichts. Seine selbstgewählte Gefangenschaft trug er mit heiterer Ergebung, da er ja den geliebten Rock und Hut nicht mehr anziehen konnte; und dienten diese auch nicht mehr, so waren sie doch jederzeit sauber gebürstet und ohne das geringste Fleckchen.

Da verlor er eines Tages mit einem Schlage seinen Frieden.

Er hatte aus einem Fensterchen in der Bilderstube hinausgeschaut und da unten am Ende der Straße das schöne Haus erblickt, das sich der

Reina gebaut, mit dem reich verzierten Portale und den als zusammengerollte Ungeheuer gebildeten Consolen unter den Altanen. Ein schöner Palast, wahrlich wie ein Königsschloß! sagte Don Mario, der nie einen schöneren und reicher geschmückten gesehen hatte.

Aber wie, bemerkte denn der Besitzer jene Büschel von Mauerkraut nicht, die zwischen den Steinschnitzereien des Portalgiebels wucherten und das ganze Haus verunstalteten? Das war ja ein Jammer!

Kaum war Abends Don Ignazio müde und erschöpft von der Mühle heimgekommen, so sagte Don Mario:

„Höre, Du solltest zu Herrn Reina gehen. Er läßt da zwischen den Steinschnitzereien des Portals unterm Mittelbalcon allerlei Unkraut schießen — es ist peinlich anzusehen."

„Und — ?"

„Du solltest ihn darauf aufmerksam machen, wenigstens wenn Du ihm begegnest."

„Gut!"

Don Ignazio war durch den weiten Weg ganz fertig. Sein Sinn stand auf Anderes: er wollte essen und dann zu Bett.

Aber von da ab hatte auch er keine Ruhe mehr. Abends hatte er noch nicht seinen Stock in die Ecke gestellt, so fragte schon Don Mario: „Hast Du mit Herrn Reina gesprochen?"

„Nein."

„Geh lieber jetzt gleich hin. Es ist ein Jammer. Dies Unkraut verdirbt die Architectur."

Es that ihm in den Augen weh wie ein Splitter; er begriff nicht, wie Herr Reina eine solche Schändung dulden konnte. Täglich schaute er mehrere Male zum Fensterchen hinaus, mit Gefahr seines Lebens, denn er mußte auf eine Leiter steigen und konnte den Hals brechen, wenn er etwa herabfiel. Herrgott! was für Unkraut war doch immer da! Es wuchs in die Höhe, bildete Sträucher, die im Winde schwankten. Wäre es ihm wie Haare auf dem Magen gewachsen, er hätte nicht soviel davon ausgestanden.

„Hast Du's Herrn Reina gesagt?"

„Ja."

„Was meinte er?"

„Grob ist er geworden!"

Diese Nacht konnte Don Mario kein Auge zuthun. Und kaum hörte er den Bruder schnarchen, so zündete er das Licht wieder an, fuhr in seine Kleider, nahm die Leiter auf die Schulter, die unter dieser Bürde fast zerbrach, und machte sich auf nach dem Hause Reina. Er strich auf der Schattenseite nahe den Mauern hin, um das Mondlicht zu vermeiden, wie ein Einbrecher, der seinen nächtlichen Verrichtungen nachgeht.

Und für einen solchen nahmen ihn auch die Nachtwächter, als sie

auf ihrem Rundgange ihn da oben am Portalgiebel fanden, wie er keuchend das Unkraut herausriß, dem Besitzer, der sich nicht darum bekümmerte, zum Trotz.

„Was treibt Ihr da?“

„Ich jäte Unkraut!“

„Steigt herunter!“

„Erst laßt mich zu Ende kommen . . .“

„Herunter! sag' ich . . .“

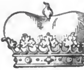
Auf diese barsche Weisung mußte der arme Don Mario herunterklettern und die Büschel Mauerkraut stehen lassen, die nun fortfuhren, die schöne Architectur zu verhunzen.

Wenig fehlte, und sie hätten ihn auf die Wache gebracht, zum Lohn dafür, daß er Gutes gethan!

Nach drei Monaten starb er. Jene Unkräuter hatten fortwährend wie ein Alp auf sein Herz gedrückt . . . Armer Don Mario!

LIBER

Illustrirte Bibliographie.



Erlauchtkrone.

Eine Bibliothek im kleinsten Raum. Die älteste und zugleich unverwüstlichste aller Bibliotheken der Welt ist aus den Trümmerstätten Assyriens und Babyloniens in Gestalt von vielen Tausend Thontäfelchen, die mit Keilinschriften bedeckt sind, ausgegraben worden. Kaum minder alt waren die überaus zahlreichen Bestände von Papyrosrollen, welche die alten Aegypter an Stelle ihrer Büchersammlungen hatten. Einige Tausend Jahre später, kurz vor Beginn unserer christlichen Zeitrechnung, enthielt die Bibliothek des gelehrten Alexandrien nicht weniger als vierhunderttausend Bände. Wieder tausend Jahre später füllten sich die klösterlichen Bibliotheken mit zahlreichen Bänden, und in der Gegenwart besitzt allein die Pariser Nationalbibliothek zwei und eine halbe Million Bände, das Britische Museum in London beinahe anderthalb Millionen und die Königliche Bibliothek in Berlin nahezu eine Million Bände.

Welch eine gewaltige Fülle des Wissens verbirgt sich in diesen unzählbaren Schaaren von Büchern! Wie niederschmetternd wirkt es auf uns arme Menschenkinder, wenn wir bedenken, wie wenig wir selber persönlich von diesem Gesammtwissen der Menschheit kennen und uns zu eigen gemacht haben! Man kommt sich so klein, so nichtig vor, wenn man denkt, daß ein ganzes Menschenleben nicht ausreichen würde, diese Bücher auch nur einmal flüchtig durchzusehen, geschweige denn von ihrem Inhalt eingehend Kenntniß zu nehmen. Aber selbst wenn uns Letzteres gelingen würde, wer sagt uns, daß wir aus den vielverschlungenen Irrgängen der verschiedenartigsten Meinungen, Widersprüche, Wahrheiten und Irrthümer, die in diesen Bibliotheksschätzen aufgespeichert sind, uns zurechtzufinden und zu einer richtigen und geläuterten Anschauung der Dinge gelangen, oder ob uns nicht vielmehr zu Muthe wäre, „als ginge uns ein Mühlrad im Kopf herum".

Es ist wohl überhaupt fraglich, ob es uns frommen würde, ohne besondere sachgemäße Führung und Leitung an ein derartiges Studium zu gehen, wenn wir in Bezug auf unsere Kenntniß und gesellschaftliche Stellung nichts weiter beabsichtigen, als den Standpunkt eines Gebildeten einzunehmen. Wir selber vermögen dies nicht

Digitized by Google

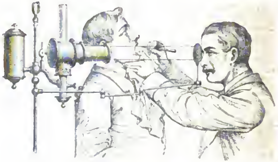
zu beurtheilen; es giebt aber Männer, die durch ihre hervorragende, geistige Stellung als Gelehrte und Autoritäten sehr wohl dazu in der Lage sind.

Denken wir uns einen Kreis von einigen hundert derartigen Specialgelehrten



Reconstruirtes Pfahldorf im Züricher See.

und Fachmännern, welcher sich mit der Aufgabe zu beschäftigen hat, zu untersuchen, wieviel von dem Inhalt jener Millionen Bände nothwendig ist für die Kenntniß unserer Volkskreise. Die weisen Männer werden nun Buch für Buch prüfen. Zu-



Benutzung des Kehlkopfspiegels.

nächst werden sie Alles, was in diesen Büchern als geschehene Thatsache gemeldet ist, auf seine Richtigkeit prüfen und alles Falsche, soweit es sich als solches nachweisen läßt, unnachsichtig ausscheiden. Hierdurch geht schon, fast könnte man darauf wetten, mindestens die Hälfte des Inhalts aller Bücher in die Rumpelkammer. Nun wird

Digitized by Google

weiter untersucht, ob es nöthig ist, daß wir die ganze ungeheuere Menge wahrer Thatsachen kennen lernen müssen. Da zeigt es sich denn, daß dies durchaus nicht der Fall ist und daß wir mit dem hundertsten, ja mit dem zehntausendsten Theile vollkommen im Stande sind, uns ein klares Bild über die Entwickelung des Menschengeschlechts in Geschichte, Cultur, Religion und Wissenschaft zu bilden. Somit wird schließlich dieser Kreis von wissenschaftlichen Autoritäten uns als die Quintessenz, als eine Art Extract der Gesammtfülle menschlicher Kenntniß ein Material überliefern, das sich in einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Bänden drucken läßt.

Nichts ist natürlicher, als daß wir uns, von dem inneren Drange nach Kenntniß beseelt, sofort daran machen werden, diese Summe geistigen Materials aufzuzeichnen und durch den Druck zu vervielfältigen. Dies ist denn auch geschehen, und es liegt uns gerade gegenwärtig in der soeben vollendeten, aus 16 Prachtbänden bestehenden vierten Auflage von Meyers Conversations-Lexikon eine solche Bibliothek, im kleinsten Raum vor. Jedermann weiß, daß dieses berühmte Werk sich schon seit einem halben Jahrhundert der allgemeinen Gunst erfreut, und daß das Erscheinen einer neuen Auflage von Meyers Conversations-Lexikon etwa gleichbedeutend ist mit der Herausgabe einer ganz neuen Bibliothek des menschlichen Wissens von mindestens hundert Prachtbänden gewöhnlicher Art.



Coffea arabica (Kaffeebaum.)



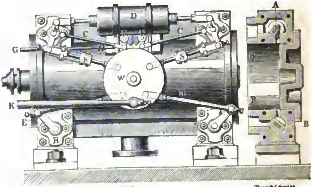
Landsknecht-Profoß.

Das Bibliographische Institut in Leipzig, welches dieses Hauptwerk seines Verlages unausgesetzt mit äußerster Sorgfalt hegt und pflegt, hat das große Kunststück verstanden, diesen gewaltigen Inhalt in 16 Prachtbänden unterzubringen, deren jeder einige tausend Druckspalten zu je 70 Zeilen enthält. Außerdem enthält das Werk 3600 in den Text eingedruckte Illustrationen und nicht weniger als 550 große, künstlerische Karten und Illustrationsbeilagen, darunter allein 80 Tafeln in vielfarbigem Aquarelldruck. Dies ist reichlich soviel Inhalt, als etwa hundert Einzelbände, jeder zu 400 Druckseiten à 50 Zeilen, nebst 30—40 Textillustrationen und 5—6 in Schwarz und Farbendruck ausgeführten Tafelbeilagen enthalten würden. Alles ist ganz neu hergestellt, Text und Bilderschmuck entsprechen dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft und den höchsten Anforderungen der modernen Technik. Der Druck ist scharf, das Papier ist fest und holzfrei, der Einband ist gediegen. Dennoch ist der Ladenpreis

Digitized by Google

eines jeden dieser 16 Bände auf nur 10 Mk. angesetzt, während er etwa den 3—4fachen Werth nach gewissenhafter Schätzung besitzt.

Diese „Bibliothek im kleinsten Raume", wie wir Meyers Conversations-Lexikon mit vollem Recht nennen können, ist, wie schon bemerkt, dem deutschen Volke



Ansicht. Durchschnitt.
Corlißmaschine. Neuerung von Spencer und Inglis.

auch in ihren früheren Auflagen ein treuer Freund und Rathgeber gewesen. Sie hat uns auf jede Frage, die wir an sie richten mochten, stets eine ehrliche, offene, verständliche und verständige Antwort gegeben, wie uns eine solche ein aus mehreren hundert Fachgelehrten zusammengesetzter Kreis der ersten Autoritäten der Welt nach reiflichster Ueberlegung und Berathung nicht besser zu geben vermag. Diese Antwort hat uns Meyers Conversations-Lexikon sofort nach einer Minute des Nachschlagens ertheilt, dann haben wir diese „gedruckte Akademie der Künste und Wissenschaften" wieder still bei Seite gestellt auf das bescheidene Bücherbrett, bis unsere nächste Frage von Neuem ihren sprudelnden Born der Kenntniß emporsteigen ließ.



Plan von Cherbourg.

Der große Vorzug von Meyers Conversations-Lexikon, besonders auch wieder in der jetzigen neuen vierten Auflage, besteht darin, daß in dem ganzen Riesenwerke eine überaus wohlthuende Unparteilichkeit und Einheitlichkeit der Anschauungen herrscht. Kein Zweig des Wissens drängt sich vor mit seinen Lehren, alle insgesammt spiegeln in harmonischer Vereinigung und Verbrüderung den heutigen neuesten Stand des menschlichen Wissens ab. Das Werk könnte in die Sprachen aller Culturländer der Welt übersetzt werden: es würde alsdann von jeder Nation als ein hohes geistiges Eigenthum verehrt werden.

Eine neue Schiller-Biographie.

Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor, o. ö. Professor an der Universität in Wien. Erster Band: Schwäbische Heimatjahre. Berlin, Weidmann.

Es gab eine Zeit, in welcher Schiller unter unseren klassischen Dichtern der am meisten gelesene und auch der mit Vorliebe biographisch behandelte war; die großen Umrisse seines an überraschenden und anziehenden Ereignissen reichen Lebensganges waren damals jedem Secundaner geläufig. In den letztvergangenen Jahren scheint nicht nur die Lectüre seiner Werke etwas zurückgetreten zu sein, sondern auch die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung seines Entwicklungsganges hielt mit dem eifrigen und vielseitigen Studium, welches vielen seiner Zeitgenossen gewidmet ist, nicht Schritt. Es giebt eine Masse älterer Schillerbiographien, von dem ehrwürdigen Hoffmeister-Viehoff bis zu dem wohlmeinenden Schwab und dem rhetorisch gefärbten Palleske. Aber es gab bis vor kurzer Zeit kein Werk, welches die immer noch wachsende Masse des Quellenmaterials nach neuen Gesichtspunkten verwerthete, welches die persönliche Lebensentwicklung Schillers in Beziehung zu seinen näher und ferner stehenden Zeitgenossen und zugleich seine literarische Entwicklung innerhalb der Literatur seiner Zeit auch nur annähernd so gründlich und klar darstellte, wie es z. B. für Herder durch Haym, für Klopstock durch Muncker, für Lessing durch Erich Schmidt geschehen ist. Ja wer sich etwa als Lehrer eingehend über Schillers Leben und Werke orientiren wollte, der konnte mit Scham und Unwillen erfüllt werden über die Lückenhaftigkeit und die geringe Uebersichtlichkeit der biographischen Angaben sowie über die Seichtigkeit der oft die urältesten ästhetischen Anschauungen geschmacklos wiederkäuenden Urtheile, die über Schillers Gedichte, Dramen und Prosaschriften in verbreiteten Büchern und in Journalartikeln zu lesen waren.

Minors Werk hilft diesen Mängeln ab. Es beruht auf den gründlichsten Studien der Quellen; nicht nur Schillers Werke und die Nachrichten über sein Leben, sondern auch die Fäden, die ihn mit den Zeitgenossen persönlich und literarisch verknüpften, sind aufs genaueste durchforscht und die Entwicklung seines Geistes im Zusammenhange mit der politischen und Culturgeschichte seines Landes und seiner Zeit dargestellt. Der Umstand, daß der Verfasser den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes, der ihn vier Jahre lang beschäftigte, gleichzeitig in akademischen Vorlesungen und Uebungen behandelt hat, hat ihm reiche Gelegenheit geboten, alle einzelnen Sätze durchzudenken und die Darstellung bei aller Reichhaltigkeit klar und durchsichtig zu gestalten. Dem philologischen Bedürfniß dienen die höchst exact gegebenen Literaturnachweise, welche — ohne den Zusammenhang der Lectüre für denjenigen Leser, der nur die Resultate dankbar aufnehmen will, zu unterbrechen — am Schlusse des Bandes hinzugefügt sind.

Auch wer über Schiller einigermaßen orientirt zu sein glaubt, wird von neuen Nachweisen oder von den neuen Gesichtspunkten der Behandlung überrascht werden. Mit besonderer Sorgfalt ist z. B. die Grundlage, die Schillers philosophische Anschauungen schon auf der Karlsschule erhielten, bis in ihre Ursprünge zurück verfolgt; sein mehr psychologischer als physiologischer Standpunkt in der medicinischen Wissenschaft aus seiner Vorbildung erklärt; die Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit den damaligen Literaturverhältnissen in Verbindung gebracht, sowie andererseits der Einfluß der dichterischen Vorbilder, die in der Abgeschlossenheit seines Jugendlebens um so mächtiger auf ihn wirkten, sehr klar und vollständig nachgewiesen. Auch die Persönlichkeit des württembergischen Herzogs Karl Eugen und seine Umgebung ist objectiver und unparteiischer geschildert, als es bisher in irgend einem dem Referenten bekannten Werke geschehen ist. Die Analyse einzelner lyrischer Jugendgedichte (z. B. der „Leichenfantasie“ (S. 181), sowie der „Räuber“ verdient volle Anerkennung. Weiter freilich, als bis zu diesem vielbesprochenen, hier aber doch in allseitig neue Beleuchtung gerückten Erstlingsdrama des Dichters wird der Leser für jetzt nicht geführt; der 591 große Octavseiten starke Band bricht mit Schillers Flucht nach Mannheim ab. Möchte uns die Schilderung der späteren, für unsere Bildung noch weit wichtigeren Entwicklung Schillers aus der Meisterhand des Verfassers nicht allzu lange vorenthalten bleiben!

Gleichzeitig mit Minor haben noch zwei andere Forscher es unternommen, die oben beschilderte Lücke in unserer Literatur durch eine eingehende Biographie Schillers auszu-

füllen; schon 1888 erschien der erste Band des „Schiller" von O. Brahm, (Berlin, W. Hertz), in gedrängterer, aber durchweg geistvoller und anregender Darstellung bis zu Schillers Abschied aus Mannheim reichend; und soeben ist auch die zweite Lieferung der Schillerbiographie von Weltrich (Stuttgart, Cotta) ausgegeben worden, die uns bis zu dem gleichen Lebensabschnitt des Dichters führt, wie der erste Band Minors.

Ich halte es für keinen Schaden, daß die schwierige und lohnende Aufgabe zu gleicher Zeit von verschiedenen Arbeitern, von jedem in seiner Weise, in Angriff genommen wird. Möchte nur der Aufwand von selbstloser und hingebender Bemühung — die bei allen sonst vorhandenen Verschiedenheiten in allen diesen drei Schillerbiographien deutlich zu erkennen ist — auch einer entsprechenden Theilnahme der gebildeten deutschen Lesewelt begegnen! dr.

Bibliographische Notizen.

Geschichte des griechischen Volkes bis zur Zeit Solons. Von Heinrich Welzhofer. Gotha, Fr. A. Perthes.

Bei der jetzt vorhandenen großen Anzahl nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch gemeinfaßlicher Werke über griechische Geschichte existirte für das vorliegende Buch gerade kein dringendes Bedürfniß. Und in der That ist der Zweck desselben nicht recht ersichtlich, wenngleich in ihm manche Verhältnisse richtiger und anschaulicher dargestellt sind als in anderen griechischen Geschichten, die für einen weiteren Leserkreis bestimmt sind: denn zu diesen gehört Welzhofers Buch. In einem Punkte aber unterscheidet es sich ganz besonders von seinen Vorgängern, allerdings kaum zu seinem Vortheil, nämlich in der Stellung der heutigen wissenschaftlichen Forschung gegenüber. Diese muß sich die schärfsten Angriffe und Vorwürfe gefallen lassen. „Aber freilich, die ätzende Kritik unseres gegenwärtigen Zeitalters hat Theseus' strahlendes Bild gänzlich aus den Gedenkblättern der Vergangenheit entfernt, und mit Widerstreben muß sich jetzt der Wiedererzähler der alten Geschichten entschließen, an einem fesselnden Stoffe mit Stillschweigen vorüberzugehen," heißt es auf Seite 63. Klingt das nicht, als ob es des Historikers Aufgabe wäre, nur interessante Dinge vorzuführen und nicht vielmehr die Ereignisse und Zustände so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit oder der allergrößten Wahrscheinlichkeit nach waren? Daß Lykurg nicht gelebt habe, daß die ihm zugeschriebene Gesetzgebung durchaus erfunden sei, ist freilich noch nicht erwiesen; trotzdem durfte aber die Forschung, welche zu einem derartigen Resultate gelangte, nicht „mit einem mitleidigen Lächeln" unbeachtet bei Seite gelassen werden. Unser Zeitalter erhält das Beiwort eines skeptischen, weil es, wie Welzhofer sehr richtig annimmt, die Ueberlieferung, daß Lykurg eines natürlichen Todes gestorben, derjenigen vorzieht, nach welcher er durch freiwilligen Hungertod endete. Allem voran aber steht die Behandlung der homerischen Frage. Gerade hier hat die moderne Kritik sich unleugbare Verdienste erworben; trotz der im Einzelnen von einander so abweichenden Ansichten der Forscher über die Entstehung der homerischen Gedichte ist doch heutzutage wenigstens so viel festgestellt, daß die Ilias und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt nicht von einem und demselben Dichter Homer verfaßt, sondern daß sie allmählich herangewachsen sind. Nach Welzhofer gewährt natürlich die homerische Frage, welche „die Ehrfurcht gegen den Dichterheros gröblich verletzt hat", ein betrübendes Bild; sie wird dereinst „als ein Hauptzeichen eines eingetretenen Verfalles der vordem herrlich aufgeblühten Alterthumswissenschaft" gedeutet werden. Und jener große Gelehrte, welcher den ersten Anstoß zu der modernen Kritik der homerischen Gedichte gegeben hat, wird verdächtigt, daß er sich vom literarischen Ehrgeiz zu seinem Angriff auf Homer und dessen Gedichte habe hinreißen lassen. — Solche Anschauungen, wie die eben dargelegten, sind bisher wohl kaum in einem Werke geäußert worden; sie sind hier um so gefährlicher, als das Buch für ein größeres, nicht streng wissenschaftlich gebildetes Publicum berechnet ist, das nur zu leicht verleitet werden könnte, dieser Herabwürdigung der wahren und echten Forschung Glauben zu schenken. sb.

Digitized by Google

Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Alterthums. Von O. Schrader. Zweite vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. Jena, Costenoble.

Das in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheinende Buch des Jenaer Gelehrten behandelt einen für Freunde der Vorgeschichte der arischen Völkerstämme außerordentlich interessanten Stoff, indem es, dem Vorgange A. Kuhns und Pictets folgend, die Resultate zusammenzufassen sucht, welche die vergleichende Sprachforschung für die Culturgeschichte jener Vorzeit geliefert hat. Die große fruchtbringende Entwicklung, welche die Linguistik genommen, machte eine neue Sichtung ihrer Ergebnisse mit Bezug auf ihre culturgeschichtliche Seite wünschenswerth. Das Material ist in vier Büchern untergebracht, deren erstes die Geschichte dieser linguistischen „Paläontologie" behandelt. Ein zweites Buch handelt von „Methode und Kritik der linguistisch-historischen Forschung." Das dritte bespricht das Auftreten der Metalle, Gold, Silber u. s. w., und unter Anderem die sagenumwobene Gestalt des Schmiedes. Die eigentliche Vorzeit wird in der vierten Abtheilung erörtert, deren vierzehn Capitel Alles umfassen, was wir über Kleidung und Wohnung, Handel und Wandel, Thiere und Pflanzen jener jenseits aller Geschichte liegenden Zeit wissen oder muthmaßen können. Obwohl mancherlei hinzuzufügen wäre, was auf dem weiten Gebiete der zu berücksichtigenden Sprachen dem Verfasser leicht entgehen konnte, so liefert das Buch doch das bisher beste Bild dieser wissenschaftlichen Bestrebungen und wird auch dem Nichtfachmann eine interessante, frische Lectüre sein. Wir wollen es daher der Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums bestens empfehlen. Zu wünschen wäre, daß der Herr Verfasser für „indogermanisch" die Bezeichnung „arisch" wählte.

FB.

Culturbilder aus dem Osten. Von Ferdinand Schifkorn. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Der Verfasser, ein ehemaliger österreichischer Offizier, hat als Militärgeograph die Länder, deren Cultur er im vorliegenden Buche schildert, auf seinen vieljährigen Wanderungen durch dieselben zu Pferde, zu Wagen, meist jedoch zu Fuß gründlich kennen gelernt und in gleichem Maße Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse der oberen Zehntausend wie die Denkart und Lebensweise des niederen Volkes eingehend zu studiren. Die Bilder, die er von den politischen und culturellen Zuständen in Ungarn und Rumänien entwirft, machen einen recht unerfreulichen Eindruck und sind wohl geeignet, zum Nachdenken über die weitere Entwicklung jener Länder anzuregen; denn wenn auch seine Schilderungen zum Theile sich auf vergangene Epochen beziehen, so haben sie doch der Hauptsache nach auch für heute noch volle Gültigkeit. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat durchaus nicht die Lage des Volkes gebessert und nichts an der Thatsache geändert, daß es nur zwei Klassen giebt: den herrschenden, das Volk ausbeutenden Adel, welcher mit dem Firniß blasirter Pariser Bildung die innere Gefühlsrohheit und Uncultur zu übertünchen pflegt, und welchem raffinirter Genuß und maßlose Verschwendung Lebensbedingungen sind, und eine gedrückte, geknechtete Menschenklasse, die sich den nothdürftigen Lebensunterhalt in täglichem Kampfe mit erlaubten und unerlaubten Mitteln mühsam erkämpfen muß. Bei dem Mangel jedes Sinnes für Wirthschaftlichkeit, Ordnung und Arbeit, bei der zügellosen Leidenschaftlichkeit des magyarischen Adels ist es kein Wunder, daß unglaubliche Mißstände im Rechtswesen und in der Comitatswirthschaft einreißen konnten, und daß das Räuberhandwerk noch immer, nicht nur von armen Csikos, sondern auch von Edelleuten gelegentlich ausgeübt wird. Aus den von Schifkorn gegebenen Schilderungen erkennt man klar, daß dieser verlotterten Wirthschaft einzig nur das von den Magyaren angefeindete deutsche Element allmählich ein Ende machen kann, daß nur von der deutschen Arbeit und deutschen Wirthschaftlichkeit Rettung des Landes zu erwarten ist.

In Rumänien hat bereits die Thätigkeit König Carols segensreiche Früchte getragen; das widerstrebende, angefaulte Bojarenthum ist in sicherer Zersetzung begriffen, und aus diesem Moder wird unzweifelhaft neues, frisches Leben erblühen.

Der Verfasser hat seine Schilderungen in novellistische Form gekleidet, um sie dadurch weiteren Kreisen des Publicums annehmbarer zu machen; wir dürfen ihm wohl glauben, daß die innere Wahrheit derselben durch die kunstvolle Form nicht beeinträchtigt worden ist; wir haben nur

an einer Stelle — bei dem sentimentalen Schlusse der Novelle „Der Csikos“ — die Empfindung gehabt, als ob hier der Ethnograph zu Gunsten des Novellisten zurückgetreten sei. — Jedenfalls wäre es zweckmäßig gewesen, durch einen Zusatz zu dem Titel des Buches den Charakter desselben genauer zu bezeichnen und das Publicum dadurch zum Erwerbe eines Werkes nachdrücklicher zu veranlassen, das ihm in gleichem Maße Belehrung wie fesselnde Unterhaltung gewährt; wir können das Buch aus vollster Ueberzeugung empfehlen.
O. W.

Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Von Dr. H. Pröhle. Potsdam, A. Stein.

Die hier gesammelten Aufsätze sind theils Bearbeitungen von schon bekanntem Material, theils bringen sie auch manche interessante Thatsachen neu zur Kenntniß; selbst so oft besprochene Themata wie die Entstehung und Wirkung von „Hermann und Dorothea“ und „Lenore“ erscheinen in neuer Beleuchtung. Die eigenen Urtheile des Verfassers freilich (namentlich über Bürger) sind mit Vorsicht aufzunehmen; wenn irgendwo, so gilt wohl hier der Satz: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn!“ Angefügt sind Briefe, die der Braunschweigische Offizier Knesebeck 1792—98 aus dem Felde an Gleim geschrieben hat. E.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Achte Auflage. Freiburg i. B. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ein treffliches Buch, geschrieben „um der Wahrheit und um der Liebe willen.“ Mit einer Einfachheit, Offenheit und Duldsamkeit, wie sie nur solch edlen Bestrebungen entströmen können und um so wohlthuender wirken, je seltener sie bei religiösen Erörterungen wirklich gefunden werden, behandelt es die Grundfragen unseres Seins; und wenn es auch kaum im Stande sein dürfte, den Ungläubigen zu bekehren oder auch nur dem denkenden Gläubigen den eigenen Kampf um die Weltanschauung zu ersparen, so liefert es ihm doch für diesen Kampf gute und ehrliche Schutz- und Trutzwaffen. Mit den grundlegenden Dogmen des Christenthums ist freilich der Standpunkt des Verfassers kaum mehr vereinbar.
S.

Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Von Karl Schmidt. 4. Auflage, bearbeitet von Emanuel Hannak. Bd. I. 2. Halbband. Cöthen, Schettlers Erben.

Mit diesem Halbbande kommt die neue Ausgabe vorläufig zum Abschluß. Das günstige Urtheil, welches über den ersten Halbband gefällt wurde (Heft 143), kann hier wiederholt werden; ja dieser Theil dürfte noch mehr Leser finden, da Griechen und Römer uns näher liegen als die orientalischen Völker. Allgemein verständlich und doch gründlich behandelt Hannak nicht nur die praktische Erziehung, sondern führt uns auch die Ansichten der großen Philosophen des Alterthums über diesen Gegenstand vor. Je brennender heute die Schulfrage geworden ist, desto mehr verdient dieses Werk die Beachtung Aller, welche sich ein eigenes, wissenschaftlich begründetes Urtheil über die Erziehung bilden wollen. R. J.

Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union. Von Rudolph Cronau. Mit 1 Farbenbilde, 7 Lichtdrucken und zahlreichen Textillustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers u. A. Braunschweig, Oscar Löbbecke.

Der schon durch seine früheren Werke, die ebenfalls Selbsterlebtes behandeln, wohlbekannte Verfasser, der hier die neue Welt naturgetreu schildert, erschließt uns wirklich eine ganz neue Welt, indem er uns Einblicke thun läßt in die interessantesten Phasen des Entwicklungsgangs dieses Wunder- und Werdelandes. Manches wird uns anders dargestellt, als wir es bisher gehört haben. Daß uns so mancher Irrthum, in dem wir uns bisher befunden, benommen wird, ist ein Hauptverdienst Cronaus, wie es ähnlich schon in seinen früheren Werken zu Tage getreten ist. Das Buch wird somit von jedem Gebildeten mit Theilnahme und Spannung gelesen werden. Auch Künstlern bietet sich vieles Neue darin; ist doch der ferne Westen noch so reich an nicht verbrauchten Sujets, überwältigend in Form und Farbe. Wir empfehlen das Buch als werthvolles Geschenk auch für die reifere Jugend.

Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Von Dr. Hermann Stohn. Leipzig, Gustav Engel.

Im Princip bekennen wir uns zwar nicht zu der Anschauung, daß auf litera-

rischem Gebiet eine Unterscheidung nach den Geschlechtern, also eine besondere Bearbeitung für Frauen nothwendig wäre, aber abgesehen hiervon finden wir, daß das uns vorliegende Werk, welches bereits in dritter Auflage und durch einen zweiten Band vervollständigt erscheint, sehr geschickt zusammengestellt ist. Es bietet Belehrung und Anregung in einer stilistisch schönen Form, trägt zum Verständniß unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller bei und erweckt durch die eingestreuten Proben die Lust, sich eingehender mit ihren Werken zu beschäftigen. Bei Beurtheilung unserer neuesten literarischen Richtung geht Stohn allerdings von einem recht einseitigen Gesichtspunkt aus; der Aufsatz über „das jüngste Deutschland," bei welcher Gelegenheit er sich auch über Ibsen, Tolstoj, Zola ausspricht, ist jedenfalls der schwächste des ganzen Werkes. mz.

Die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Von Kalle und Kampe. Wiesbaden, Bergmann.

Das Buch ist auf Veranlassung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit geschrieben worden, der wiederum auf die Anregung der Kaiserin Augusta hin eine kurze Beschreibung der schon bestehenden Vorkehrungen zur hauswirthschaftlichen Ausbildung der Mädchen der arbeitenden Klassen verlangte. Da der Gegenstand von hoher Bedeutung für das Familienleben und somit auch für das Gesammtwohl der Arbeiterbevölkerung ist, so wird das Buch nicht bloß in den Kreisen des deutschen Frauenvereins Leser finden. R. J.

Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Müller-Bohn. Berlin, Paul Kittel.

Das Werk, dessen erste Lieferungen wir schon sehr günstig beurtheilen konnten, liegt jetzt abgeschlossen vor. In fesselnder Weise erzählt uns der Verfasser das Leben Moltkes bis zum 70jährigen Dienstjubiläum und bringt auch einige neue, zum Theil recht wichtige Mittheilungen aus dem Munde des Feldmarschalls selbst. Während wir so dem Texte uneingeschränktes Lob spenden können, sind wir mit den Illustrationen der letzten Lieferungen weniger zufrieden. R. J.

Das Leben Mirabeaus. Von Alfred Stern. 2 Bände. Berlin, Siegfried Cronbach.

Der Verfasser hat mit berufener Feder den Lebensgang eines Mannes dargestellt, der immer, besonders aber in einem Jahre Beachtung für sich beanspruchen mußte, wo unsere Nachbarn im Westen sich anschickten, eine großartige Centennarfeier der Revolution von 1789 ins Werk zu setzen. Das vorliegende Buch enthält keine flüchtige Tagesliteratur, sondern es ist durchweg wissenschaftlich; die vorgeführten Resultate sind aufgebaut auf den Errungenschaften der Forschung und darüber hinaus namentlich auf der selbständigen Benutzung von Archivalien, gleichzeitigen Tagesberichten, Briefen u. s. w., die vielfach in Paris und anderen Städten sich zerstreut vorfinden. Die Arbeit war demnach wahrlich keine leichte. — Der Inhalt gliedert sich sachgemäß in zwei Theile, von denen der erste das Leben Mirabeaus vor der Revolution und demgemäß mehr persönliche Verhältnisse und Familiengeschichte behandelt. Der zweite Band zeigt uns Mirabeau als den Anhänger, ja theilweisen Mitbegründer der sich entwickelnden Revolution, bald aber als den Wortführer und Leiter der Bewegung besonders in dem Zeitpunkte, als er den Präsidentenstuhl der Nationalversammlung besteigt, eine Erscheinung, die sich den Zeitgenossen mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt hat. Mirabeau erlebte den Augenblick nicht mehr, da die anfangs gemäßigte Bewegung anhub, über Blut und Leichen ihren Weg zu nehmen; man möchte sagen, daß er sich den Augenblick seines Todes gewählt habe, sagte ein Journalist bei seiner Begräbnißfeier. Viel Neues, Wahres und Beherzigenswerthes wird in diesem Werke nicht bloß dem Laien, sondern vor Allem dem Historiker von Fach mitgetheilt. Allerdings zu voller Klarheit, wie der Verfasser selbst offen eingesteht, können wir bei einem so labyrinthisch verschlungenen Lebensgange nicht geführt worden, abgesehen von dem unlösbaren psychologischen Problem, „wie sich so viel Monstrosität des Menschlichen mit so viel politischem Genius verbinden konnte." — Druck und Ausstattung des Werkes sind gut. Wd.

Lebensbilder. Von Thekla v. Gumpert. Gotha, F. A. Perthes.

Die geschätzte Schriftstellerin, deren Jugendschriften bereits mehreren Generationen Belehrung und Unterhaltung gewährt haben, veröffentlicht diesmal ein Bändchen, in welchem sie sich an die Erwachsenen wendet. Vierzig Jahre lang lag dasselbe als Manuscript in ihrem Schreibtisch. Aufrichtig gestanden hätten

Digitized by Google

wir gewünscht, daß es niemals aus diesem hervorgesucht worden wäre. Der Ruf der verehrten Verfasserin ist sehr wohl begründet; wozu ihn durch Veröffentlichung eines Jugendwerkes gefährden, da, wie die Thatsachen beweisen, sie später selbst zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß ihr Talent sie auf ein anderes Gebiet hinweist! mz.

„Ein moderner Catilina", Roman in drei Büchern aus der Regierungszeit des Czaren Alexander II. von Alexander Olinda. 3 Bände. Mannheim, F. Nemnich.

Dem Roman wird ein „Geleitsbrief" vorangeschickt, der des Autors Ansichten über russische Zustände berichtet — wir verwahren uns zunächst dagegen, daß unser Stillschweigen hierüber als Zustimmung gelten könnte. Wir haben es hier ausschließlich mit einem dichterischen Product Olindas zu thun, von dem uns der „Geleitsbrief" versichert, daß seine Schilderungen genau der Wirklichkeit angepaßt sind, die Begebenheiten zum größten Theil auf wirklichen Geschehnissen beruhen. Hierin mag der Hauptwerth des Romans gefunden werden, der außerdem genug „Spannendes" enthält, um jeden der Colportage-Romantik zugeneigten Geschmack vollauf zu befriedigen. Wir gestehen dem Autor auch das für den Romanschriftsteller wesentliche Talent, Fäden zu schlingen und zu lösen, willig zu; das ist aber auch Alles, was wir zu seinem Lobe sagen können.

A. W.

Auf heimatlichem Boden. Erzählungen von Hans Grasberger. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Die Grasberger'schen Novellen lehren uns reife und tüchtige Menschen kennen in einer Umgebung, die durch lebendiges, farbensattes Colorit anmuthet, das der Verfasser, ein treuer, warmblütiger Sohn der Tiroler Berge, überall trefflich darzustellen vermag. Schlimm ist nur, daß die allermeisten dieser Erzählungen eine sehr nahe innere Verwandtschaft aufweisen; fast überall begegnet ein weltfremd oder weltmüde gewordener Mann zufällig einem naturfrischen, sittlich hochstehenden Mädchen; er verliebt sich sofort, sie liebt ihn wieder, und eine fröhliche Hochzeit ist das Ende. So wirken die Erzählungen, in einer größeren Sammlung vereinigt, etwas monoton; aber eine empfehlenswerthe Lectüre bleiben sie dennoch.

A. W.

Die weiße Frau. Von Franz Lienhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Viel Phantasie, viel Schwung und — Ueberschwänglichkeit; viel tief Gedachtes, viel richtig Erkanntes und — viel Excentricität enthält das Buch, Alles in Allem Bürgschaft gewährend, daß es einen geistig hochstehenden Autor hat. Aber, warum ist es eigentlich geschrieben? Was verkündet und lehrt es? Wir können diese Fragen nicht unterdrücken, weil es uns bedauerlich erscheint, ein so tüchtiges Talent, wie Fritz Lienhard zweifellos offenbart, sich zwecklosen Aufgaben zuwenden zu sehen. Die ewige Sehnsucht und die ewige Enttäuschung abermals unter Beweis zu stellen, dafür bedarf es solch ernster Gedankenarbeit wahrlich nicht, wie der Verfasser aufgewandt hat.

A. W.

Episode Hopkins. Zu spät. Zwei Studien von G. Reuter. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Zwei tüchtige, interessante Arbeiten bergen sich unter den genannten Titeln. Der Autor nennt sie „Studien" und will hierdurch wohl betonen, daß er den Gedankenwerth seiner Dichtungen als maßgebende Hauptsache betrachtet. So willkürlich ist aber nicht zu schalten im Gebiete der Dichtkunst; die „Studien" sind in ein der novellistischen Form entsprechendes Gewand gehüllt, so daß wir sie auch als Novellen zu beurtheilen haben und so rückhaltslos wir deren psychologische Vertiefung anerkennen, so unumwunden müssen wir die Schwerfälligkeit im Gange der Handlung, besonders in der „Episode Hopkins", als die dichterische Wirkung beeinträchtigend hervorheben.

A. W.

Robert Elsmere. Roman aus dem Englischen von Mrs. Humphry Ward. Deutsch von Therese Leo. Berlin, J. H. Schorer.

Der Roman, welcher in England und Amerika den außergewöhnlichsten Erfolg errungen und einen lebhaften Wiederstreit der Meinungen hervorgerufen hat, verdient in der uns vorliegenden tadelfreien Uebersetzung auch in Deutschland mehr bekannt zu werden. Man sollte sich von den dickleibigen zwei Bänden nicht zurückschrecken lassen, — allerdings ist die weitschweifige Ausführlichkeit nicht nach Jedermanns Geschmack, aber wer sich hindurchliest, wird

Digitized by Google

belohnt durch Charakterschilderungen voll psychologischer Lebenswahrheit: denn das eigentlich Romanhafte des Werkes ist an sich schon interessant genug. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung aber liegt in der in demselben enthaltenen religiösen Tendenz. Freilich die Mucker und Frommen im Lande werden über Ketzerei schreien, doch für diejenigen, welche der Ueberzeugung sind, daß die Leuchte der freien Forschung überall eindringen soll, ist es ein wahres Erbauungsbuch.

Die neue Brüderschaft Jesu, welche Robert Elsmere gegründet hat und in welcher ein von allem Formenwesen befreites, wahrhaft ideales Christenthum geübt wird, hat zwar durch den Tod ihres Stifters ihre beste Kraft verloren, doch wollen wir mit Mrs. Ward hoffen, daß sie trotzdem noch fortbesteht und weiter wächst. Denn das, was ein erleuchteter Geist geschaffen, kann niemals ganz vergehen; die ausgestreute Saat geht doch einmal auf und trägt Früchte, wenn auch erst künftige Generationen die Ernte heimbringen. mz.

Sühne. Roman von Wilhelm von Polenz. Dresden-Leipzig, Heinrich Minden.

Der Roman ist das Werk eines bisher noch unbekannten Verfassers, für welchen durch diese erste literarische Production unser lebhaftes Interesse rege geworden ist. Er behandelt den Conflict der Liebe eines jungen Mannes zu einer verheiratheten Frau, welchen er zu Gunsten der bürgerlichen Moral löst, — eine Lösung, die unseren Realisten modernsten Schlages nicht zusagen wird, und doch ist der Roman realistisch im besten Sinne, er schildert den Ernst des menschlichen Lebens ohne Schönfärberei und ohne Pruderie, ohne aber in Schlüpfrigkeit auszuarten. Der Inhalt ist in Kurzem folgender: Ein begabter junger Mann aus guter Familie liebt die junge, wunderschöne Frau seines Vormunds, eines höchst achtungswerthen, etwas beschränkten alten Mannes, der eine hohe Beamtenstellung bekleidet. Der junge Mann kämpft machtvoll gegen die unselige Leidenschaft, während die Frau, die zum ersten Male das beglückende Gefühl der Liebe an sich erfährt, in ihrer Weltunerfahrenheit und bei der Indolenz ihres Charakters Alles um sich her, alle Fesseln, die sie binden, vergißt und nur von dem einen drängenden Wunsche beherrscht wird, den Geliebten ganz zu besitzen, ihm allein anzugehören. Alle guten Vorsätze des Mannes, alle Warnungen von Freunden, die flehentlichen Bitten einer zärtlich geliebten Mutter werden wirkungslos gegenüber der Leidenschaft der Geliebten, sie wird sein Weib, noch ehe die Scheidung von dem ersten Manne vollzogen ist, und damit wird sie zu seinem Verhängniß. Die schiefe Lage, in welche er in der Gesellschaft durch sein illegitimes Verhältniß geräth, macht sich ihm auf die drückendste Art fühlbar, die Mißstimmung wirkt lähmend auf seine Berufsthätigkeit, Geldsorgen und Entbehrungen stellen sich ein, und auf den Liebesrausch folgt die trostloseste Ernüchterung. Der Mann glaubt für das Deficit dieses Lebens keine andere Lösung zu finden als die Selbstvernichtung; mit dem frei gewählten Tod büßt er seine Schuld. Auch die Frau sühnt ihre Verirrung mit dem Leben: sie stirbt bei der Geburt ihres Kindes. Neben diesen beiden Helden des Romans schildert der Verfasser noch eine Menge Nebenfiguren, die uns gleich sehr interessiren, weil eine jede von ihnen eine eigenartige Individualität hat; — einen Einwand haben wir aber doch zu machen: Polenz wird oft gar zu lehrhaft, es ist in seinem Buche von allen möglichen Dingen, die zu der Handlung kaum noch im Zusammenhang stehen, die Rede, und wenn wir auch seinen Ausführungen mit voller Antheilnahme folgen, schließlich wird man des trockenen Tones satt. Es sind dies kleine technische Mängel, welche noch eine gewisse Unbehülflichkeit des Anfängers verrathen, die sich bei größerer Routine verlieren werden; wir sind sehr gespannt auf die Weiterentwicklung seines Talents, von dem wir viel Gutes erwarten, und empfehlen den Roman „Sühne" der Beachtung des Publicums; er überragt das Durchschnittsmaß unserer Romanproductionen um ein Beträchtliches. mz.

Agnes Bernauer. Historisches Volksschauspiel mit Musik in 5 Acten von Arnold Ott. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Das Geschick der schönen unglücklichen Baderstochter von Augsburg — nach neueren Forschungen soll Agnes Bernauer übrigens bloß eine Magd aus Biberach gewesen sein, die bei einem Bader in Augsburg in Dienst stand — hat eine ganze Reihe dramatischer Bearbeitungen erfahren; wir erinnern nur an die Dramen von Törring (1780), Adolf Böttger (1845), Friedrich Hebbel (1855), Melchior Meyr („Herzog Albrecht" 1854),

Otto Ludwig. Es sind, wie man sieht, nicht unbedeutende Rivalen, mit denen Arnold Ott in die Schranken zu treten gewagt hat; und im Ganzen hat er mit Ehren bestanden. Wir wollen hier unerörtert lassen, wie viel etwa der Dichter seinen Vorgängern verdankt und inwiefern er, sich selbst unbewußt, unter dem Banne derselben gestanden hat; dagegen müssen wir die auffällige Abhängigkeit von einem gewaltigeren Meister, die sich jedem Leser unwiderstehlich aufdrängen wird, constatiren: es ist kein Geringerer als Goethe, dessen Gretchen Modell zu Agnes Bernauer gestanden hat; der Verfasser ist vielleicht der Letzte, der dies deutlich empfunden hat und zugeben möchte, aber dies beweist nur die mächtige Herrschaft, welche tief in unser Gemüthsleben eingreifende poetische oder künstlerisch hervorragende Muster auf schwächere Geister wider deren Wissen und Willen ausüben. — Sowohl in den Liebesscenen mit Albrecht, als auch besonders in der Kerkerscene, erinnert uns Agnes Bernauer beständig an Gretchen. Diese Abhängigkeit Ottos von der Goethe'schen Gestalt ist nicht eine allgemeine, sondern erstreckt sich bis auf den Gedankengang, einzelne Wendungen, ja, bis auf Form und Rhythmus; dies gilt ganz besonders von der Kerkerscene. Leider müssen wir aus Raumrücksichten darauf verzichten, Beläge beizubringen. — Neben Goethe hat das Volkslied für Agnes Bernauer reichlich herhalten müssen, und außerdem hat der Dichter für die Liebesscenen im zweiten Act die Mitwirkung der Musik für nothwendig befunden — kurz, man merkt ihm ein gewisses Mißtrauen in seine eigene Kraft bei der Gestaltung der Titelheldin an.

Selbständiger hat sich Ott bei der Charakteristik der männlichen Personen gehalten, die mit energischen Strichen gezeichnet sind. Doch bringt der Schluß des Dramas einen Bruch in den Charakter Herzog Albrechts. Die allzuplötzliche Versöhnung desselben mit seinem Vater an der Leiche der grausam hingemordeten Geliebten erscheint uns nicht nur als eine Abweichung von der historischen, sondern auch als solche von der dramatischen Wahrheit. Wir können an dieselbe nicht glauben, ohne an der wahren Tiefe der Liebe Albrechts zu Agnes und der Größe seines Schmerzes, dem er kurz vorher einen so leidenschaftlichen Ausdruck verliehen, zu zweifeln. Sein Verhältniß zu Agnes gewinnt nach diesem Schlusse für uns den Anschein einer Episode, und der eigentliche Held des Stückes ist Albrecht und der Kern des Dramas die Beziehung zwischen Vater und Sohn, nicht zwischen dem Letzteren und der Geliebten. —

Ein Lob verdienen die lebhaft gehaltenen Volksscenen, in denen an Stelle des Verses die Prosa eingetreten ist. Die Sprache ist zuweilen kraftvoll, der bildliche Ausdruck oft charakteristisch, wenn auch nicht überall geschmackvoll. O. W.

Die weiße Rose. (Nach einer Klostersage aus Arnoldstein). Von Ernst Rauscher. Klagenfurt. Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr.

Das kleine hübschausgestattete Büchlein enthält in glatten, fließenden Versen die Erzählung einer alten Klostersage. Die Verse sind so zierlich gedrechselt und flüssig, wie nur möglich, aber sie sind öde und leer, das Ganze ohne Saft und Kraft; derartige abgeleierte Epen sollten nun doch einer abgethanen Epoche angehören.

s. s.

Reisebilder aus vergangener Zeit von Karl Stieler. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz und Comp.

Die vollendete Seelenharmonie des verstorbenen Dichters fand in allen seinen Werken ihren schönen Ausdruck. Wer einmal etwas von ihm gelesen hatte, ergab sich immer wieder gern dem Zauber der einfachen, innigen, zu Herzen gehenden Poesie, der anmuthigen fein abgerundeten Sprache, der liebenswürdigen Heiterkeit und treuherzigen, oft naiven Erzählung. Stieler war ein feinsinniger Poet, davon legen diese köstlichen Genrebilder neues Zeugniß ab, welche uns in die Poesie einer vergangenen Zeit versetzen und eine Fülle von dichterischer Kraft verrathen und bei aller Anspruchslosigkeit tief empfunden sind. Sie sind so fesselnd geschrieben, daß unser Interesse bis zum Schlusse in Spannung gehalten wird. s. s.

„Faustine" Roman von Silvia Andrea. Glarus, J. Vogel.

Die Verfasserin verräth ein recht beachtenswerthes Talent sich psychologisch zu vertiefen; sowohl in Gedachtem als im Gestalten weist ihr Roman Gelungenes auf. Aber der ungemein schleppende Gang der Handlung, der Mangel eines jeden epischen Schwunges, viele Absonderlichkeiten und Trivialitäten in der Entwicklung der Fabel, lassen den dichterischen Wert des Romanes nur gering erscheinen. A. W.

Digitized by Google

Neue Novellen. Von Hans Arnold. 2. Auflage. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Die liebenswürdige Verfasserin wird den Leser nie enttäuschen: die flotte Composition, die kühne Situationskomik, die frische, kecke Manier und die drolligen Complicationen finden sich auch hier wieder, wie wir sie so oft schon in Hans Arnolds Novellen belacht haben. Leicht hingeworfen entbehren die Novellen doch nicht der formellen Abrundung; die Charaktere sind in großen Zügen trefflich skizzirt, die Erzählung ist reich an Abwechselungen und spannend. Wer gerne lacht, dem sei das Büchlein bestens empfohlen. ss.

Mary und Marietta, eine Novelle vom Luganer See, von Ernst Pasqué. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Diese etwas lang ausgedehnte Erzählung, die einen nicht eben neuen Stoff (vgl. Ottilie Wildermuth, Marie und Maria), diesmal auf hübsch angelegtem landschaftlichem Hintergrunde ausführt, dürfte für empfindsame Gemüther einige Anziehung besitzen. Ernsteren und strengeren Naturen ist die Lectüre weniger anzurathen. An der spleenigen Mary dürfte man doch zu großen Anstoß nehmen. Um eines zu verrathen: diese blonde Miß hält ihrem „Lebensretter" Rico vor dem verhängnißvollen heißen Kusse eine wohlgesetzte Rede, die mit den Worten schließt: „Nur einen Ausdruck finde ich für mein Dankgefühl, und alle Mädchenscheu bei Seite setzend, folge ich nur dem Triebe meines dankbaren Herzens ihn unumwunden kund zu geben!" M.

G. A. Bürgers sämmtliche Gedichte. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Zwei Bände. Berlin, G. Grote.

Der erste Band bezeichnet sich als „Hundertjahrs-Jubelausgabe", insofern er die Ausgabe von 1789 genau (mit Kopf- und Schlußstücken, sowie Bürgers Portrait nach Fiorillo) in vorzüglicher Ausstattung reproducirt; hinzugefügt sind nur als „Varianten" die Veränderungen, welche Bürger selbst den Gedichten in der dritten Ausgabe zu geben beabsichtigte. Der zweite Band enthält sämmtliche nachgelassenen, in jener Ausgabe nicht enthalten gewesenen Gedichte Bürgers, darunter ein noch nie gedrucktes, aus den auf der Berliner Bibliothek befindlichen Manuscripten. Der Anhang enthält knappe, aber scharf orientirende Angaben über Entstehungszeit und ersten Druck jedes Gedichtes, sowie über Anlaß und persönliche Beziehungen. Die Chronologie mehrerer Gedichte ist hier neu bestimmt. So liegen uns hier in der That (S. XV. des zweiten Bandes) Bürgers Gedichte in einer Ausgabe für Bibliophilen vor. Aber die großen Verdienste der mit ausführlichem Lebensabriß des Dichters und mit Erläuterungen versehenen Ausgabe von Sauer in Kürschners deutscher Nationalliteratur werden durch dieselbe nicht verringert. E.

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Band VII: Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

„Glockenspiel" heißt das erste der in diesem Bande gesammelten Gedichte, und mit Recht hat der liebenswürdige Verfasser der ganzen Sammlung denselben Namen gegeben. Denn gar schöne Töne erklingen in dem Büchlein, lieblich und anmuthig in den „Bildern und Idyllen," sowie in den „Liedern," ernster schallend und lange im Gemüthe nachhallend in der zweiten Abtheilung „Nachdenkliches und Beschauliches," heiter bis zur Ausgelassenheit in den beiden letzten Abtheilungen („Mären, Geschichten und Schwänke" und „Humor, Burleske und Satire".) Die Gedanken und Empfindungen sind eben so rein, klar und ansprechend wie in Seidels Prosadichtungen; mannigfaltige Versformen wendet er mit fein gebildetem Geschmack an. Sollen wir aus dem reichen Inhalt des Büchleins Einzelnes hervorheben, das uns besonders gelungen erscheint, so möchten wir unter den ernsten Gedichten das in Terzinen geschriebene „Auf ewig" S. 68, unter den halb oder ganz humoristischen die allitterirenden Verse auf „die letzte Robbe" S. 261 namhaft machen. O.

Die gnädige Frau. Lustspiel in einem Act von Adolf Herzog.

Meerick. Schauspiel in vier Acten von Adolf Herzog. Dresden, E. Pierson.

Der kleine Einacter amüsirt durch manche komische Scenen, die vielleicht recht bühnenkräftig sind und auch nicht ohne eine treffliche Tendenz. Hier und da ist freilich von den dem Bühnendichter erlaubten Freiheiten allzuviel Gebrauch gemacht. Die Sprache ist im Ganzen fließend.

Desselben Verfassers Schauspiel „Meerick", das sich an Wilkie Collins Roman „Die neue Magdalena" anlehnt, zeugt von größerer Begabung. Leider ist aber hier der Charakter des Titelhelden nicht scharf genug ausgeprägt und hier und da wirken Uebertreibungen, die der Dichter sich hat zu Schulden kommen lassen, recht

geschmacklos. Jedoch der Aufbau des Dramas ist weit vollendeter wie in dem vorerwähnten Einacter und auch die übrigen durchaus nicht bedeutungslosen Personen des Stückes sind fein durchgeführt und die Sprache ist eine dem ernsten Inhalt durchaus angepaßte.

Es wird uns in dem Schauspiel ein großes Sittengemälde entrollt, das entschieden Interesse einflößen muß. ps.

Märzveilchen. Neue Gedichte von Ernst Röder. Zweite vermehrte Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag.

Die elegante Ausstattung dieser Gedichtsammlung ließ uns anfänglich auf den Gedanken kommen, es verberge sich hier, wie so häufig, unter einer schönen Hülle ein schlechter Kern. Zu unserer Freude wurden wir bald anderen Sinnes. Denn der junge Dichter strebt mit nicht zu leugnendem Talent und glücklicher Volksthümlichkeit nach dem Ziel echten Dichterthums. Er wählt einfache, jedoch herzgewinnende Motive, die er in klangvoll schöner Sprache dem Leser bietet. Nicht durch übergeistreiche Wendungen und Formen will er glänzen, auch betritt er nicht einen der eigentlichen Poesie fernliegenden Boden. Seine Gedichte sind vielmehr dem Leben entnommen; sie schildern Gedanken und Gefühle die wir Alle schon empfunden haben.

Wenn sie auch selbstverständlich nicht gleichwerthig sind, so ist doch kaum eines von ihnen geradezu unbedeutend oder schlecht.

ps.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Kaiserin Augusta. Sonderabdruck aus: Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preussen von F. Bornhak. Berlin, M. Schorss.

Brandes G., F. W. Dostojewski. Ein Essay. (Deutsche literarische Volkshefte No. 3.) Berlin, Brachvogel & Ranft.

Cless, A., Die Menschwerdung. Stuttgart, J. B. Metzler.

Dieffenbach, Ferd., Der französische Einfluss in Deutschland unter Ludwig XIV. u. d. Widerstand der Kurbrandenberg. u. Kursächsischen Politik. Dresden, Ferd. Oehlmann.

Drummond, H., Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Mit 10 Abbildungen. Gotha, Fr. A. Perthes.

Elche, H., Gedichte. Hamburg, O. Meissner.

Friedlaender, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Sechste, neu bearbeitete u. vermehrte Auflage. III. Theil. Leipzig, S. Hirzel.

Goldschmidt, M., Brennnesseln. Epigrammatisches Unkraut. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Illustr. von A. von Roessler u. H. Dietrichs. Lief 3. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hissarlik-Ilion. Protokoll der Verhandlungen zwischen Dr. Schliemann und Hauptmann Boetticher. 1.—6. December 1889. Mit zwei Plänen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Jerusalem, W., Lehrbuch der empirischen Psychologie für Gymnasien und höhere Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung. Zweite Auflage. Wien. A. Pichlers Ww. & Sohn.

Kalischer, A. Ch., Heinrich Heines Verhältniss zur Religion. Dresden-N., F. Oehlmann.

Kirchhoff, A. Länderkunde von Europa. Lieferung 75—79. Prag, Wien u. Leipzig, F. Tempsky u. G. Freytag.

Liebreich, L., Lebenswege. Drei Erzählungen. Berlin, J. Meidinger.

Lohmann, P., Geschichtsdramen. Dritte Auflage. Leipzig, J. J. Weber.

Memini, Mia. Roman. Autor. Uebers. aus dem Italien. von F. Stegmüller. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. VI. Jahrg. Band 12.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Müllendorff, E., Erzählungen aus dem Orient. Budapest, G. Grimm.

Neitzel, O., Der Führer durch die Oper. I. Band. Deutsche Opern. Erste Abtheilung. Leipzig. A. G. Liebeskind.

Pfungst, A., Laskaris. Eine Dichtung. Erster Theil. Leipzig, W. Friedrich.

Pröll, K., Sturmvogel. Sechzig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder. Zweite verm. Auflage. Berlin, H. Lüstenöder.

— Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Dritte verm. Auflage. Berlin, H. Lüstenöder.

Roux, L. C., Die Hiebfechtkunst. Mit 24 Tafeln u. 7 Abbildungen im Text. Zweite verb. Auflage. Jena, Herm. Pohle.

Schaefer, A., Die Examenkneipe. Eine Studentengeschichte. Jena, H. Pohle.

Schaefer, W., Die Unvereinbarkeit des socialist. Zukunftsstaates mit der menschlichen Natur. Zweite Auflage. Berlin, R. Oppenheim.

Sybel, H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. III. Band. Zweite unveränderte Aufl. München, R. Oldenbourg.

Türck, H., Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann.

— Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 1. Berlin, D. Reimer.

Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins. Herausg. von Herm. Riegel. II Band. 1888, 1889. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER

Natürliche Mineralwässer

1890er. Frische Füllung. 1890er.

Täglicher Versand

Quellen
und deren Wärmegrade

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	=
Schlossbrunn	41^{8}	=
Theresienbrunn	47^{1}	=
Neubrunn . .	47^{3}	=
Marktbrunn .	31^{5}	=
Felsenquelle .	47	=
Kaiser Karls-Qu.	33^{4}	=
Kaiserbrunn.	39^{1}	=

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen

11,894,000 in 1887,

12,720,000 „ 1888,

und

15,822,000 „ 1889,

Flaschen und Krüge.

"Der jährliche Consum dieses beliebten Wassers liefert den ***schlagendsten*** *Beweis für das überall bestehende Bedürfniss für ein* ***Tafelwasser*** *von absoluter Reinheit, und es ist befriedigend, dass in beiden* ***Hemisphären,*** *wohin man auch reist, es überall zu finden ist, es ist* ***allgegenwärtig*** *('ubiquitous'), und sollte eigentlich das 'Kosmopolitische* ***Tafelwasser'*** *genannt werden. 'Quod ab omnibus, quod ubique.'"*

BRITISH MEDICAL JOURNAL.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Digitized by Google

Band 53. — Heft 158.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1890.

14. Jahrgang.

Breslau
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender

Digitized by Google

Mai 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Francesco Crispi.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ ... züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens ... richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
H. H. Warner & Co. in Frankfurt a. M. (Warner's safe cure remedies.)
Carl Merseburger in Leipzig. (Empfehlenswerthe Bücher und Musikalien.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIII. Band. — Mai 1890. — Heft 158.

(Mit einem Portrait in Radirung: Francesco Crispi.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Digitized by Google

Im Bunde der Dritte.

Novelle.

Von

Iſolde Kurz.

— Florenz. —

Als wir uns geſtern Abend trennten, Maria, gelobte ich mir, Ihr Haus nicht wieder zu betreten, ehe ich Ihnen einen Theil meines Lebens enthüllt hätte, deſſen einzige Mitwiſſerin Sie ſein werden.

Ich hätte ſchweigen können; nimmt doch ſo mancher Ehemann Erinnerungen in ſein neues Leben hinüber, an denen ſeine junge Frau keinen Theil hat. — Edle Frauen kennen ja ſelten ihr eigenes Geſchlecht; und es iſt vielleicht gut, daß dem ſo iſt! — Aber hier handelt es ſich um eine Vergangenheit, die nicht ſterben kann, und mit der Sie fernerhin leben ſollten.

Auch wäre es umſonſt, mich vor Ihnen verſchließen zu wollen. Ihr ahnendes Mitempfinden würde mir bald die Wahrheit aus der Seele herausleſen. Als Sie mir geſtern die Hand auf die Schulter legten und ſagten: „Oskar, erzählen Sie mir von ihm — man kann ja Geiſter erlöſen, wenn man ſie herzhaft anſpricht“ — da war mir's zu Muth, als liege mein Inneres wehr- und hülflos wie ein nacktes Kindlein vor Ihnen.

Was ich zu erzählen habe, iſt vielleicht kein großes Vergehen; aber eine Verkettung unſeliger Umſtände hat es zu einem ſchweren Verſchulden gemacht; denn wie man körperliche Conſtitutionen findet, in denen die geringfügigſte Krankheit bösartig wird, ſo giebt es Schickſale,

Digitized by Google

waren damals durch das Leben noch nicht im mindesten abgeschliffen, und keiner meiner Mitschüler schloß sich näher an mich an, wie auch ich mich noch zu Niemandem hingezogen gefühlt hatte.

Um diese Zeit lernte ich Konrad kennen. Sie haben sein Bild gesehen, Maria, und zwar von Meisterhand gemalt. Sie selber haben den treffenden Ausspruch gethan, daß Sie sich nach diesem Gemälde besser Konrads Seele als sein Aeußeres vorstellen können. Das rührt nicht allein von der Eigenart des Meisters her, sondern dieses Menschenantlitz war in Wahrheit so wunderbar vergeistigt, daß man lange von dem eigenen Reiz seines Lächelns, von dem nur allzutiefen Blick der blauen Augen und der seltsamen Mischung von frauenhafter Zartheit und männlicher Entschlossenheit im Ausdruck angezogen war, ehe man die seltene plastische Schönheit seiner Züge würdigen konnte. Als ich ihn zuerst sah, mußte ich denken: „So sieht ein Liebling der Menschen und Götter aus!“ Und vielleicht der Gedankenverbindung wegen fiel mir auch jener Spruch der Alten ein, wonach die Himmlischen frühe zu sich nehmen, wen sie lieben. Nicht als sei sein Aussehen schwächlich gewesen — er strotzte vielmehr in der frischesten Jugendkraft; aber seine Schönheit hatte etwas von dem Reize frühreifer Kinder an sich, denen abergläubische Wärterinnen ein kurzes Leben prophezeien. Obgleich einige Jahre älter als ich, war er später zur Universität gekommen, denn er war von Hause aus für eine andere Laufbahn bestimmt gewesen. Von seinen äußeren Verhältnissen, über die er sich mit großer Zurückhaltung aussprach, erfuhr man nur so viel, daß er einer altadligen kurländischen Familie angehörte, jüngerer Sohn war und durch finanzielle Umstände gezwungen, sich ein Brotstudium zu erwählen. Um nicht in russische Dienste treten zu müssen, entschied er sich für die Medicin als den einzigen Beruf, der ihm die Wahl des Aufenthaltes vollständig freiließ: dieser Entschluß, der seinem Unabhängigkeitssinn in meinen Augen alle Ehre machte, mag nicht nur seinen aristokratischen Verwandten als eine Ungeheuerlichkeit erschienen sein, sondern lief auch seinen eigenen Neigungen schnurstracks zuwider; denn wenn je ein Mensch wünschen mußte, sich vor der allzunahen Berührung mit den Wirklichkeiten des Lebens zu verschließen, so war es Konrad. Die Alten zu studiren, die er mit Leidenschaft liebte, Kunst und Poesie zu pflegen, für die er ein tiefes Verständniß hatte, wäre so recht seine Bestimmung gewesen. Auch fehlte es ihm sehr an der Beobachtungsgabe, die für den ärztlichen Beruf so nöthig ist, und doch hielten später seine Collegen große Stücke auf ihn; er scheint durch eine Art inneren Erfassens ersetzt zu haben, was ihm an äußerem Scharfblick abging.

Stellen Sie sich nun aber ja keinen Weichling und einseitigen Salon- oder gar Büchermenschen unter ihm vor! Ihn zog im Gegentheil das Derb-Natürliche an; er ging gerne zu Volksbelustigungen, und selbst für Ausbrüche der Rohheit, die mich abstießen, hatte er leicht ein Wort der

Entschuldigung. Auch war er sehr beflissen, bei jeder Gelegenheit seinen Mann zu stellen; und als er sich einst im Hörsaal von einem Commilitonen verletzend behandelt glaubte, stand er nicht an, diesem, einem bekannten Raufbold und Eisenfresser, eine Herausforderung zu schicken. Ich selbst machte den Cartellträger, und dies war der erste Anlaß, daß wir zwei so verschieden gearteten Menschen einander näher traten. Da ereignete sich jedoch der ungewöhnliche Fall, daß der Herausgeforderte nicht nur das Duell ablehnte und sich zu jeder gewünschten Genugthuung bereit erklärte, sondern auch in Ausdrücken so überschwänglicher Sympathie und Bewunderung von Konrad sprach, den er den vollkommensten und besten aller Menschen nannte, daß ich nicht umhin konnte, eine herzliche Annäherung zwischen den Beiden zu vermitteln. Bald waren sie geschworene Freunde und wären es auch geblieben, wäre nicht leider der flotte Corpsstudent wenige Semester später an einem Rothlauf, der Folge eines unglücklichen Säbelhiebs, in unsern Armen gestorben.

Uns dreien schloß sich noch Freund Reinhold, der Maler, an, derselbe, dem wir Konrads Porträt verdanken, und der damals auf unserer Hochschule einen Cursus der Anatomie mitmachte.

Durch ihn kam ein neues mich beglückendes Element in unsern Verkehr. Meine ersten Erzieher hatten die von mir frühzeitig geäußerte Neigung zur bildenden Kunst so erfolgreich zu unterdrücken gewußt, daß ich um jene Zeit vom Zeichnen kaum die Anfangsgründe kannte. Reinhold und Konrad, der auch nach dieser Seite hochbegabte, weckten den Trieb zu diesem und ähnlichem „Zeitverderb“ aufs Neue; und wenn mir auch der Genuß des schaffenden Künstlers versagt blieb, so lernte ich doch alle Gegenstände, die mein Auge fesselten, im Skizzenbuch festhalten und erwarb mir eine Gewandtheit im Zeichnen, die mir später auf meinen Reisen sehr zu Gute kam. So besaß ich nun auf einmal Alles, was mir so lange gefehlt hatte, und der Bund, der damals geschlossen wurde, hat allen Trennungen und allem Wechsel des Lebens getrotzt.

Am nächsten von Allen trat mir Konrad. Er näherte sich mir mit fast weiblicher Hingebung und einer Bewunderung, die meine anmaßliche Spottsucht und mein frühreifer Skepticismus nicht verdienten. Was mich betrifft, so hatte ich mich auf den ersten Blick in ihn verliebt, und ich erkannte wohl, daß ich mehr zu empfangen, als zu geben hatte. Wenn ich auf ihn blickte, so war es mir, als habe sich der bessere Theil meines Wesens von mir abgelöst und wandle lächelnd in ungetrübter Harmonie an meiner Seite. Es verging kein Tag, ohne daß wir uns sahen. Ein schwerer Typhus, den ich damals durchmachte und während dessen mich Konrad keine Stunde verließ, brachte uns einander noch näher, und am Schluß des Semesters bezogen wir eine gemeinsame Wohnung, in der wir für den ganzen Rest unserer Studienzeit die beste Wirthschaft führten.

Ihr Frauen könnt euch keine Vorstellung machen von der Poesie und

Leidenschaftlichkeit einer solchen Jünglingsfreundschaft; bei mir, der ich damals vom weiblichen Geschlecht sehr gering dachte, ersetzte dieses Verhältniß das, was den Anderen die erste Liebe ist: es vertiefte und bereicherte mein Gemüth, schliff meine Manieren ab und verwandelte meinen ganzen Menschen. Konrad brachte mir zuerst Sinn für Ordnung und häusliches Behagen bei — zwei Dinge, die im Studentenleben sonst keinen Raum haben, — und lehrte mich durch Beispiel und Ermahnung auch meine äußere Erscheinung mehr zu pflegen, als ich es bis dahin für gut befunden hatte. Unsere Unzertrennlichkeit wurde mit der Zeit sprichwörtlich, und wir bildeten das auffallendste Paar auf der ganzen Hochschule: Konrad so jugendlich-blond, so weiblich-zart, so schwärmerisch, wo er sich einmal gehen ließ — ich sein vollendetes Widerspiel, kohlschwarz, von frühreifer Männlichkeit und ernstem verschlossenem Wesen, unfähig die Hälfte von dem zu äußern, was ich empfand. Nicht umsonst nannten die Freunde Konrad meine „schönere Hälfte."

Nie hat es eine bessere Ehe gegeben. Keiner vermochte eine Stunde ohne den Andern zu sein, und unser Zusammenleben war für beide Theile ein unerschöpflicher Quell der Anregung. Wir lasen mit einander und tauschten unsre Gedanken über das Gelesene aus, wir entzweiten und versöhnten uns, was immer mit großem Gefühlsaufwand geschah, und vor Schlafengehen holten wir regelmäßig die Rappiere von der Wand und übten uns eine halbe Stunde lang mit vielem Ernst und Eifer im Fechten.

Die tief innere Verschiedenheit unserer Naturen war es, was unserem Zusammensein die größte Würze gab. Wir konnten uns über einen Dichter, den wir gemeinsam, aber mit ganz verschiedenen Gefühlen lasen, so ereifern und erzürnen, daß wir uns gegenseitig zu hassen glaubten, und mitten im heftigsten Zank deckte uns dann oft ein einziges Wort wieder die ganze Verwandtschaft unseres Wesens auf. Damals gestand mir Konrad auch, daß er selbst Gedichte geschrieben und daß er sie einmal in einer schwachen Stunde sogar in den Druck gegeben habe. Niemals habe er sich diese Entweihung seiner Heimlichkeit verzeihen können, sagte er, die schwarzen Buchstaben erschienen ihm noch heute wie lauter Schandpfähle, an denen seine liebsten Gedanken angebunden zur Schau stünden. Diese Blätter sind jetzt in meinen Besitz übergegangen. Er ließ sie mich damals lesen; sie sind an eine Frau gerichtet und zum Theil von ergreifender Schönheit.

Das Merkwürdigste an ihm waren seine Beziehungen zur Frauenwelt. Er brachte dem ganzen Geschlecht einen ritterlichen Minnedienst entgegen, der an ein anderes Zeitalter gemahnte: jede Frau, gleichviel ob jung oder alt, schön oder häßlich, war für ihn ein Gegenstand der Verehrung; wie Ludwig XIV. zog er vor jeder Kuhmagd den Hut. Wenn am Samstag die Wäscherin kam und einen Korb frischgebügelter Hemden brachte, so verhandelte er stehend mit ihr und begleitete sie bis an die Hausthüre,

als hätte er den Besuch einer Fürstin empfangen. Auch bin ich überzeugt, daß er in seinem ganzen Leben nie einem Weibe ein böses Wort gegeben hat. Unerträglich war es ihm, von einer Magd bedient zu werden, und er nannte es eine Rohheit unserer Civilisation, daß es überhaupt Frauen in dienender Stellung gebe. Nur die Kellnerinnen ließ er gelten, denn den Trunk mit Anmuth zu credenzen, das sei in Wahrheit Frauensache. Aber niemals würde er an ein solches Mädchen ein gewagtes Wort oder einen zudringlichen Scherz gerichtet haben.

Ein alter russischer Diener, eines jener Familienerbstücke, die mit andern feudalen Ueberbleibseln allmählich aus der modernen Welt verschwinden, hatte ihn auf die Universität begleitet und bediente ihn und fortan auch mich mit der Ergebenheit eines Sklaven. Der alte Ritrosan war in Wahrheit einmal Leibeigener gewesen; Konrads Großvater hatte ihn mit einem russischen Besitzthum von wenigen Werst geerbt und ihn nach Verkauf des Gutes mit sich auf den kurländischen Stammsitz genommen. Dort hatte er mit der Zeit das Russische ganz verlernt und war ein noch fanatischerer Deutscher geworden als seine Gebieter. An Konrad hing er mit einer Schwärmerei, die an Vergötterung grenzte und von der er mit der Zeit einen Theil auch auf mich übertrug. Er war sein „Mädchen für Alles" und machte so allerdings jede andere Bedienung überflüssig. Er kleidete ihn sogar aus und an, wozu ich anfangs die Augen nicht wenig aufriß, denn ich war in derlei Dingen schon seit meinem vierten Jahre gewohnt, mich als selbständiger Mann zu geberden.

Doch um wieder zu dem vorher Gesagten zurückzukehren, muß ich der Billigkeit halber zugeben, daß die Frauen Konrads Sympathie überreichlich vergalten; sein Glück in der Liebe grenzte ans Unglaubliche; freilich weiß ich nicht, wie viel davon auch auf Rechnung des adligen Namens kam, dessen Glanz bis auf den alten Deutschherrenorden zurückreichte.

Und doch trotz seiner zahllosen Abenteuer bin ich gewiß, daß er niemals zuerst einer Dame seine Liebe erklärt hat, sondern er kam, sah und wurde besiegt. Ehe er sich's versah, war er in ein leidenschaftliches Verhältniß verstrickt, zu dem er nicht einen einzigen Schritt gethan hatte. Die Freunde nannten ihn daher den „Don Juan wider Willen" und Reinhold der Maler liebte es, den armen Gefesselten in allerlei witzigen Karrikaturen als den von den Nymphen geraubten Hylas darzustellen.

So oft das Verhängniß solchermaßen den armen Konrad ereilte, war es um die Traulichkeit unseres Zusammenseins geschehen. Er ging umher wie ein Nachtwandler, berührte weder Speise noch Trank, nahm an unseren Gesprächen keinen Theil mehr, und es war als weile nur noch sein Körper in unserer Mitte, die Seele aber sei fern in fremde Welten entrückt. Er lebte dann nur noch für die Dame seines Herzens, schrieb, dichtete und componirte für sie, denn er war auch ausgezeichnet musikalisch, und hätte

am liebsten sein ganzes Ich mit allem Höchsten und Besten, das ihm eigen war, in einen Strauß gebunden und der Geliebten zu Füßen gelegt. Mit allem Schönen, das in ihm selber lebte, schmückte er ihre Seele aus, dann warf er sich vor der Gottheit nieder, die er selbst geschaffen hatte, und betete an.

Wir Freunde behandelten ihn in diesem Zustand wie einen Kranken und warteten geduldig, daß das Fieber austobe. Die Enttäuschung ließ denn auch meist nicht lange auf sich warten, und nur in besonders hartnäckigen Fällen oder wenn gar ein Heirathsplan in der Ferne auftauchte, traten wir zusammen und öffneten ihm schonend die Augen. Sobald dies gelang, war der Bann gebrochen, dann gab es keine Schwäche mehr für ihn: er würde sich selbst verachtet haben, hätten die Reize einer Frau, die er als unwürdig erkannte, noch ferner Macht über ihn behalten. Wie viel Herzweh ihm ein solcher Sieg kostete, das wußte freilich nur er allein. Auch war durch keine Enttäuschung der Welt jemals sein felsenfester Glaube ins Wanken zu bringen, daß das Frauenherz das Heiligste auf Erden sei. Es war, als gehe aus jeder derartigen Verirrung seine Seele reiner und jungfräulicher hervor: seiner nächsten Liebe brachte er den ganzen Schatz seines Herzens unvermindert entgegen.

Nach fast zweijährigem Zusammensein trennten wir uns unter großem Herzeleid; aber ich ließ den Freund in guten Händen zurück. Er hatte sich vor Kurzem verlobt und zwar zu meiner Freude mit einem sehr liebenswürdigen jungen Mädchen aus guter Familie, die eine treffliche Frau für ihn zu werden versprach. Sobald er das letzte Examen hinter sich hatte, sollte Hochzeit gehalten werden; dann wollte er als Assistenzarzt an irgend einer größeren Klinik sich auf die Docentenlaufbahn vorbereiten. Er freute sich schon, mich als Gast im eigenen Haus beherbergen zu können. Wer mir damals vorausgesagt hätte, wie das Alles enden würde!

Beim Abschied gelobten wir, wohin uns auch das Schicksal verschlagen möge, mindestens einmal im Jahr ein Wiedersehen zu veranstalten; unterdessen wollten wir in regem brieflichem Verkehr bleiben, und zwar sollte ein Jeder am ersten des Monats dem Anderen einen treuen Bericht über Alles, was er inzwischen erlebt und erfahren hatte, abstatten. So hofften wir das geistige Band unzerrissen zu erhalten, in das unser Lebensnerv verwachsen war.

Ich war mittlerweile mündig geworden und sah mich nach so langer Beschränkung plötzlich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Der erste Gebrauch, den ich davon machte, war, das Brotstudium an den Nagel zu hängen und mich in all die Genüsse zu stürzen, die ich mir bisher so ängstlich hatte versagen müssen. Das Leben der Großstadt faßte mich wie mit Polypenarmen und riß mich in einen Wirbel von Aufregungen und Leidenschaften hinein, in dem ich erst zu athmen lernen mußte. Ich wollte alle Formen des Daseins kennen, meine Neugier war unerschöpflich, ich

wurde in der „großen“ wie in der „halben“ Welt eingeführt, verkehrte hinter den Coulissen, speculirte an der Börse und bereiste fremde Länder. Bald lagen die friedlichen Universitätsjahre tausend Meilen weit hinter mir, und wenn Briefe von Konrad kamen, berührten sie mich wie ein Gruß aus anderen Welten. Ich selbst schrieb mit der Zeit seltener; je mehr sich der Stoff in meinem Leben aufhäufte, desto dürftiger flossen meine Berichte. Auf einmal blieben auch seine Briefe, die ich noch immer regelmäßig am ersten jedes Monats erhalten hatte, aus. Das Letzte, was ich von ihm erfuhr, war, daß er sein Doctorexamen glücklich bestanden habe und im Begriff stehe, sich als Docent an der Universität München niederzulassen. Da seine Braut Vermögen besaß, vermuthete ich, er werde nun mit der Hochzeit nicht länger zögern, und machte mir über sein Schweigen keine Sorgen.

Ich trieb mich eben in Oberitalien herum, als der Ruf an mich erging, an einer bedeutenden wissenschaftlichen Expedition theilzunehmen. Der Plan war schon lange im Werke gewesen, und ich hatte für den Fall seines Zustandekommens einen Zuschuß aus eigenen Mitteln in Aussicht gestellt.

Daß ich den Freund meiner Jugendjahre, meine „schönere Hälfte,“ mein besseres Ich, wiedersehen mußte, ehe ich unsere Hemisphäre verließ, das war für mich keine Frage; nur wagte ich meines langen Verstummens wegen mich auf keine schriftliche Erklärung mehr einzulassen und beschloß daher, ihn unerwartet daheim zu überfallen und mir von ihm und der jungen Frau Ablaß für alle begangenen und noch zu begehenden Unterlassungssünden zu holen. Ich zweifelte keinen Augenblick, die beiden mir so lieben Menschen im Herzen völlig unverändert zu finden, denn Helene — so hieß die Braut — hatte mich stets den „Dritten im Bunde“ genannt und mich in Scherz und Ernst versichert, daß sie mit voller Anerkennung meiner älteren Rechte in unsere Freundschaft hineinheirathe und daß mir stets der nächste Platz in Konrads Herzen gewahrt bleiben solle.

Auf der ganzen Fahrt malte ich mir ihr trauliches Zusammensein aus, und je näher ich dem Ziel meiner Reise kam, um so höher stieg meine herzliche Sehnsucht nach den Beiden. Seit Jahren kannte ich Freundschaft, Häuslichkeit, herzinnigen, beglückenden Gedankenaustausch, diese süßen Kleinigkeiten, die aller Größe des Daseins erst den rechten Werth geben, nur noch aus der Erinnerung. Und das alles dachte ich nun an ihrem Herd zu finden, es mit tiefen Zügen einzuschlürfen, dann die Augen zuzudrücken und das liebe Bild in einen fremden Erdtheil mit hinüber zu nehmen. Helenens schlanke, vielleicht allzu zierliche Gestalt, ihr anmuthiges Entgegenkommen traten mir so leibhaftig vor die Seele, als hätte ich sie erst gestern im weißen Kleid auf der kleinen Terrasse in unserer alten Universitätsstadt stehen sehen. Ich erinnerte mich mit Lächeln, daß ihr Anblick mir damals oft das Herz schneller klopfen ließ und daß ich einem häufigen Zusammentreffen mit ihr geflissentlich ausgewichen war, weil ich

eine Gefahr für unsere Freundschaft befürchtete. Sie war mir wie eine poetische Wahrheit mitten in der Prosa und Banalität des Lebens aufgegangen, wie eine von Shakespeares Frauengestalten, eine Cordelia oder Imogen. Aber der tiefste Reiz, den ihre Erscheinung auf mich übte, war ihre Aehnlichkeit mit Konrad: dieselben gewellten blonden Haare, dasselbe blaue Auge, das klare Profil, nur bei ihr Kinn und Wange noch kindlich gerundet, wo bei ihm schon die männliche Festigkeit und Schärfe hervorzutreten begann. Wer die beiden Arm in Arm still auf der Terrasse stehen oder sich zusammen in Gesellschaft bewegen sah, der mußte eher geneigt sein, sie für ein Zwillingspaar als für Liebende zu halten. Jetzt erwartete ich sie frauenhaft entwickelt und noch schöner zu finden, aber das Leben hatte mir unterdessen einen dreifachen Panzer um die Brust geschmiedet, und ich ging dem Wiedersehen ruhig entgegen, denn ich fühlte die Stärke in mir, mich mit reinem Herzen an fremdem Glück zu sonnen.

Aber unweit vom Ziel geschah es mir, daß ich mich gegen meinen Vorsatz vom Wege ablenken ließ. Ich traf nämlich in Innsbruck zufällig mit einer Gesellschaft von alten Bekannten zusammen, Herren und Damen, die gemeinsam nach dem Oberammergau wallfahrteten, um die Passionsspiele zu sehen, von denen in diesem Sommer wieder einmal alle Zeitungen sprachen.

Da ich Zeit hatte, kam es auf einen Tag früher oder später nicht an, ich folgte also der Aufforderung meiner Freunde, die noch einen leeren Platz im Wagen hatten, und fuhr mit ihnen nach dem Ammergau.

Der Zustrom war in diesem Jahr so außerordentlich, daß ich an Ort und Stelle keine Unterkunft mehr fand, und nachdem ich geholfen hatte, wenigstens die Damen nothdürftig einzuquartiren, wanderte ich noch spät am Abend zu Fuß nach Partenkirchen. Es war Sonnabend, am andern Morgen sollten die Spiele ihren Anfang nehmen, und da der Ueberlieferung entgegen, die für diese Tage immer Regen verspricht, das Wetter uns wunderbar begünstigte, so war auch der Fremdenandrang an diesem Abend noch auf das Allerhöchste gestiegen. In den Gasthäusern waren die Speisezimmer zu Schlafstellen umgewandelt, die ganze Gesellschaften auf einmal faßten, und mancher verwöhnte Gast mußte sich auf einem Heuboden behelfen. Diese Unbequemlichkeit schien übrigens die allgemeine Feststimmung nur erhöht zu haben; die gute Laune lag förmlich in der Luft, vor allen Hausthüren standen Gruppen plaudernder lachender Menschen, aus einigen Fenstern, die offen standen, tönte Gesang und lustige „Schnadhüpfln", von ungewohnten Kehlen angestimmt. Die Kühle der deutschen Sommernacht legte sich wohlig um meine von der südlichen Sonne verbraunten Wangen, die bekannten Bergphysiognomien sahen wie stille nächtliche Riesen herüber und erweckten in meiner Seele das friedliche Gefühl, wieder einmal daheim zu sein. Sofort gesellte sich zu dieser wohlthätigen Empfindung als etwas Nothwendiges der Gedanke an Konrad und Helene, und plötzlich mußte

ich zu mir selber sagen: Wie, wenn ich die Beiden hier fände! Kaum hatte mich dieser Gedanke berührt, als ich schon im Wehen der Nachtluft ihre Nähe zu fühlen glaubte, und ich genoß im Voraus die Freude der Ueberraschung, wenn morgen unter dem ganzen Schwarm fremder gleichgültiger Menschen die beiden Gesichter auftauchen würden. Aber vor Allem mußte ich nun an eine Unterkunft denken, und nachdem ich schon von allen Gasthöfen abgewiesen worden war und vergeblich an jede Thüre im Ort geklopft hatte, wandte ich mich einem kleinen, abseits liegenden Bauernhaus zu, wo ich allein noch hoffte eine Nachtherberge zu finden. Der Besitzer kam mir in Hemdärmeln entgegen und theilte mir zu meiner Freude mit, daß bei ihm eine bescheidenes Nachtlager zu haben sei, aber meine Befriedigung sank um ein Beträchtliches, als ich hörte, daß ich mein Zimmer auf die Nacht mit einem Herrn aus München zu theilen habe, der denselben Abend angekommen und schon zur Ruhe gegangen sei.

Ich fügte mich in Geduld, denn ich war von meinen italienischen Wanderungen her an Schlimmeres gewöhnt. Der Bauer leuchtete mir die Treppe hinauf und führte mich auf den Zehenspitzen in das Schlafzimmer. Ich sah eine geräumige Stube vor mir, die der Länge nach durch einen Vorhang in zwei Hälften zerschnitten war; obenan, der Thüre gegenüber, stand mein Bett; der Schlafkamerad auf der andern Seite schien schon im Schlummer zu liegen, denn er regte sich nicht.

Mein Wirth zog sich mit einem leisen Gutenacht zurück; ich stellte mein Licht hinter einen Schirm auf das kleine Tischchen und wollte mich eben möglichst geräuschlos zur Ruhe begeben, als sich nebenan hinter dem Vorhang eine Stimme vernehmen ließ:

„Herr Nachbar, Sie brauchen sich nicht so still zu verhalten, ich schlafe noch nicht.“

Der Ton dieser Worte traf mich wie ein elektrischer Schlag, daß ich in die Höhe fuhr und mit dem Schrei „Konrad!“ auf den Vorhang zustürzte; aber indem ich rasch die Falten auseinander schieben wollte, gab der nur leicht an zwei Nägeln aufgehängte Stoff nach, sank schwer herunter und bedeckte mich. Ich wehrte mich wie Agamemnon in dem Faltennetz, als eine Hand mir zu Hilfe kam, zwei Arme mich liebreich hervorzogen, und mit lautem Jubel lag Konrad an meinem Halse. Er war es wirklich, aber ihn hatte das unvermuthete Wiedersehen weit mehr überrascht als mich, so daß es lange dauerte, bis ich ein vernünftiges Wort aus ihm herausbrachte.

Als es ihm endlich klar wurde, daß ich keine nächtliche Spukgestalt war, sondern leibhaftig in Fleisch und Bein vor ihm stand, hatte ich so viele Fragen zu beantworten, so viele Anklagen zu entkräften, daß ich lange nicht dazu kam, nach seinen eigenen Schicksalen zu forschen. Er hatte sich unterdessen nothdürftig angekleidet; wir schoben den herabgesunkenen Vorhang, der

wie ein gefallener Riese den ganzen Boden bedeckte, mit den Füßen auf die Seite und setzten uns dann beide auf meine noch ungebrauchte Lagerstatt.

Ich war stolz darauf, daß sich die Nähe des Freundes gleichsam von selbst meiner Seele mitgetheilt hatte, nur wunderte ich mich, ihn in so junggesellenhafter Einsamkeit zu finden, und meine erste Frage galt seiner Frau.

Sein Gesicht verdüsterte sich, er sah mich befremdet an.

„Ich bin nicht verheirathet," sagte er halb vorwurfsvoll, in einem Ton, als verstehe sich das von selbst.

„Nicht?" sagte ich bestürzt, „und Helene?" — Aber ich stockte, denn in seinem plötzlich entfärbten Gesicht las ich die Trauerbotschaft, daß ich laut ausrufen mußte: „Ist es möglich? Helene todt?" —

Konrad nickte. „Also hast Du meinen Brief nicht erhalten!" sagte er, und ich erfuhr nun, was er mir schon vor mehr als sechs Monaten in einem langen Schreiben nach Italien mitgetheilt hatte, daß das schöne Mädchen im letzten Jahr mehrfach gekränkelt habe und plötzlich einige Wochen vor der Hochzeit von einer rasch zehrenden Lungenschwindsucht ergriffen worden sei, die sie in weniger als einem Monat dahinraffte.

Helene todt! Ich konnte es kaum fassen. Das war nun mein eben noch gerühmtes Ahnungsvermögen, das mir ihre liebliche Gegenwart vortäuschte, als sie schon seit sieben Monaten im Grabe moderte. Wo waren nun all die schönen Träume von der Ewigkeit eines beglückenden Verkehrs? Es ward mir zu Muth, als sei plötzlich in mein Dasein eine ungeheure Lücke gerissen worden.

Ich hatte wenig Sinn mehr für das, was er erzählte: wie er, nachdem er sie bis zum letzten Athemzug gepflegt und ihr die Augen zugedrückt hatte, nach München übergesiedelt war, um seine Docentenlaufbahn zu beginnen, und sich nebenbei eine nicht zahlreiche, aber auserlesene Clientel in den höheren Gesellschaftskreisen zu erwerben.

Während er sprach und seine klangreiche Stimme zum Flüstern herabdämpfte, dachte ich nur an Helene. Ich wunderte mich, ihn nach dem ungeheuren Verlust, der ihn verwaist und verarmt zurückließ, so gefaßt zu finden. Zwar sagte er mir, er habe nun der Liebe entsagt und wolle sich ganz der Wissenschaft widmen; doch hätte ich begriffen, daß der Tod eines so seltenen Wesens selbst einen festeren Mann völlig zu Boden gebeugt hätte. Später, als ich gelegentlich mit einem Verwandten Helenens zusammentraf, erfuhr ich etwas, das sich seltsamerweise meiner Beobachtung entzogen hatte, als wir noch zusammen lebten: Konrad hatte sich nicht aus eigener Wahl mit Helenen verlobt, sondern war durch des Mädchens stille Neigung zuerst angezogen und dann durch das Entgegenkommen der Eltern, welche glauben mochten, ein gewisser Stolz der Armuth halte ihn ab, sich der schönen, vielumworbenen Erbin zu nähern, zu dem Schritt gedrängt worden. Helene aber habe später mit dem Scharfblick der Liebe er-

kannt, daß ihr Gefühl nicht mit der gleichen Stärke erwidert wurde, und da sie doch nicht von ihm lassen konnte, sei durch die stillen Kämpfe und das heimliche Seelenleiden ihre ohnehin zarte Gesundheit an der Wurzel angefressen worden. Konrad hatte von dem Allem nie etwas bemerkt und er sah seine Braut sterben ohne zu ahnen, daß er selbst die Ursache ihres raschen Hinwelkens war. Unergründliches Räthsel der Menschenbrust! Von den Vielen, die ihn gefesselt hatten, die Einzige, die es werth war, — und sie gerade von ihm am wenigsten geliebt!

An jenem Abend nun ahnte ich allerdings noch nichts von der rührenden Passionsgeschichte, die sich in der Stille unverstanden und unbeklagt abgespielt hatte, aber ich ward mir doch bewußt, daß ich Helenen mehr geliebt hatte. Zum ersten Mal stieg eine Art Mißmuth gegen den Freund in mir auf: ich war zurückgestanden, um sein Glück nicht zu hindern, ein Glück, das er doch nicht in vollem Umfang zu schätzen wußte, denn nun schien mir, als müsse selbst die Erinnerung an eine Liebe wie die Helenens auf ewig ein unveräußerlicher Besitz für ein Männerherz sein.

Während wir noch in unsere Erinnerungen vertieft waren, hallten eilige Schritte die Straße herauf, und gleich darauf wurde heftig an die Thüre gepocht. Es war ein Kellner aus dem Gasthof zur „Post“, der die Meldung brachte, der Herr Baron möchte doch augenblicklich hinüberkommen, die Frau Gräfin habe wieder ihren Anfall, das ganze Haus sei in Alarm, und der Herr Graf lasse tausendmal um Verzeihung bitten, wenn er des Herrn Barons Schlummer störe, aber er wisse sich nicht zu helfen.

Konrad stieß irgend ein Kraftwort aus, was bei ihm ziemlich ungewöhnlich war, und sagte dann verdrießlich:

„Eine nervöse, halbverrückte Russin. Das ist nun schon zum zweiten Mal heute Abend.“

Aber er vollendete doch rasch seinen Anzug und folgte dem Kellner, indem er mich allein meinen Betrachtungen überließ.

Ich überhörte seine Zurückkunft, da ich gegen Morgen in einen tiefen Schlaf fiel und erst erwachte, als mir die Sonne breit und behäbig, wie das Gesicht einer dicken lustigen Wirthin, in das Bett schien.

Mein erster Blick fiel auf Konrad, der sich völlig angekleidet meinem Bett näherte und mir eine Tasse Thee nebst einer Schale mit feingeschnittenen Citronenscheibchen präsentirte.

Ich rieb mir die Augen, um mich zu überzeugen, ob ich nicht durch den Traumgott wieder in die kleine Universitätsstadt zu meinem lieben „Stubenburschen“ versetzt sei, so fremd und doch wohlbekannt berührte mich meine Lage.

Auf dem Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt und in die Mitte des Zimmers gerückt war, sang und dampfte Konrads silberner Samovar, sein unzertrennlicher Begleiter, das Geschenk seiner Mutter, das alte trauliche Möbel, das während unserer Studienzeit in dem gemeinsamen Haushalt

die oberste Rolle gespielt hatte. Daneben standen Tassen, ein Körbchen frischer Semmeln, eine Rahmkanne, eine Butter- und eine Honigschale, Alles schön geordnet wie durch eine weibliche Hand, und auch ein Strauß Gebirgsblumen, in ein Wasserglas gestellt, fehlte der Tafel nicht.

Als ich in sein lächelndes, wolkenloses Gesicht blickte, wichen alle die unfreundlichen Gedanken, die ich die Nacht über beherbergt hatte, wie Wolken vor der Sonne und ich drängte den Namen Helenens, der mir schon auf den Lippen schwebte, zurück, um die Heiterkeit des Freundes nicht zu trüben.

„Guten Morgen, Alter," sagte ich, indem ich die Tasse und die Citronenscheibchen aus seiner Hand nahm, denn er hatte mich lang schon daran gewöhnt, nach russischer Weise den Thee zu trinken. „Du bist spät nach Hause gekommen. Was macht denn die Nachtwandlerin?"

„Ach," seufzte er mit einer wie mir schien nicht ganz aufrichtigen Bekümmerniß. „Gott mag wissen, wie sie es ausgefunden haben, daß ich hier bin, da habe ich mir eine arge Ruthe gebunden. Diese Russinnen!" fügte er nach einer Pause hinzu, indem er sich selbst mit seiner Tasse an mein Bett setzte. „Sollte man es glauben, daß es nur zum Theile ihr Unwohlsein ist, weshalb sie mich rufen läßt, und zum weitaus größeren Theil Neugierde! Denke Dir, sie kannte meine Familie von früher her und wollte nun gern wissen, wie der ci-devant Edelmann sich in einem bürgerlichen Beruf ausnehme. Uebrigens ihre Nerven sind sehr herunter, so daß sie nur halb Komödie zu spielen braucht. Ich werde auf eine ernstliche Kur dringen müssen."

In diesem Augenblick schlug die Glocke, Konrad sah rasch auf meine Uhr, die auf dem Tischchen neben dem Bett lag, und rief erschrocken:

„Was, schon so spät! Steh auf, steh auf, Bärenhäuter, wir versäumen sonst den Anfang des Festes."

Er zog mich unter Lachen aus dem Bett, reichte mir selbst die nöthigen Toilettengegenstände und lief geschäftig nach der Thür, um meine frischgewichsten Stiefel herein zu holen.

Ich ließ wie im Traume Alles mit mir geschehen und wunderte mich nur immer, ob das der Mann sei, den ein unersetzlicher Verlust bis ins Mark des Lebens getroffen hatte! Endlich aber wunderte ich mich auch gar nicht mehr, sondern nahm seinen Arm und wanderte mit ihm in der frischen Morgenluft nach dem Ober-Ammergau hinüber.

Während der Vorstellung faßte mich Konrad plötzlich am Arm und deutete auf einen Sitz in der bedeckten Loge, indem er flüsterte:

„Sieh, sieh, dort sitzt sie neben ihrem Mann."

„Wer?" sagte ich verwundert, „wer sitzt dort?" denn ich dachte nicht mehr an sein nächtliches Abenteuer.

„Nun, meine Russin von heute Nacht, die Dame aus der „Post" in Partenkirchen. Sieh sie Dir an, sie ist hübsch."

Ich sah eine wie es schien wohlgebaute, aber kleine Dame mit bizarrem, doch nicht ungefälligem Kopfputz, die ihr Gesicht so gewandt hatte, daß ich kaum ein Viertel des Profils nebst Ohr erblicken konnte, und da ich mich durchaus nicht für sie interessirte, wandte ich meine Aufmerksamkeit sofort wieder dem Schauspiel zu.

Am anderen Morgen legte ich dem Freund die ernstliche Frage vor, was wir nun anzufangen gedächten; ich rieth zu einer Fußtour ins Gebirge von einigen Tagen oder auch Wochen, vorausgesetzt, daß er sich jetzt schon Vacanz machen könne, denn sein Semester war noch nicht zu Ende, und er hatte sich nur mit der Absicht, zwei, drei Tage fort zu bleiben, von München entfernt.

Er war etwas betreten bei meinem Vorschlag, brachte diesen und jenen Einwand hervor und bekannte am Ende gerade heraus, er könne sich zwar ganz wohl im Voraus Vacanz nehmen, da er doch nur noch wenige Vorlesungen zu halten hätte, aber er habe der „Russin" versprechen müssen, in Partenkirchen zu bleiben und eine gründliche Kur mit ihren Nerven vorzunehmen. Freilich sei es bei einer so verwöhnten Dame schwer, eine eingreifende Veränderung durchzusetzen und noch dazu unter den Augen eines so nachgiebigen Gemahls. Uebrigens, fügte er hinzu, habe er das Versprechen nur gegeben unter der Bedingung, daß ich einwillige, noch einige Zeit in Partenkirchen zu bleiben, denn er habe der Patientin rundweg erklärt, daß er in allen seinen Entschließungen für die nächste Zeit nur von mir abhängig sei.

Er sprach sehr rasch, ohne mich dabei anzusehen, und ich bemerkte, daß er sich ein wenig im Reden verwirrte.

Ich sah, daß er sich ungern losgerissen hätte, was blieb mir also anderes übrig, als Ja zu sagen? Partenkirchen war, abgesehen von der augenblicklichen Fremdenüberschwemmung, kein übler Aufenthalt; am Nachmittag kamen auch meine Innsbrucker Reisegenossen herüber, die sich gleichfalls entschlossen noch eine Woche dazubleiben, ich hatte also für die Stunden, die Konrad seiner Russin widmete, Unterhaltung vollauf in Aussicht. Er schien dies auch zu denken, denn in den nächsten Tagen zog sich die Zeit, die er bei ihr zubrachte, immer mehr in die Länge. Ich holte daher mein Skizzenbuch hervor und unternahm lange einsame Wanderungen in das Gebirge, von denen ich stets mit so reicher Ausbeute zurückkam, daß ich mich immer williger in meinen Zwangsaufenthalt fügte. Auf einem dieser Spaziergänge, als ich auf einer steilen Anhöhe im Grase saß und zeichnete, sah ich von weitem Konrad und seine Dame. Sie waren allein; er schleppte sie mit einiger Mühe den Hügel empor, sie hing mit nachlässiger Grazie an seinem Arm und trotz der affectirten Müdigkeit schwatzte und lachte sie laut, denn der tiefe metallreiche Ton ihrer Stimme mit den slavischen Accenten drang bis zu mir herauf. Ich betrachtete sie mir jetzt genauer, die Gestalt war schlank und geschmeidig, die ganze Erscheinung von tadel-

loser Eleganz; in den Bewegungen fiel mir etwas Katzenhaftes auf, das zwar nicht ohne Reiz war, mich aber doch nicht angenehm berührte. Das Gesicht kam mir ganz unbedeutend vor: ein kleines etwas dickes Stumpfnäschen, runde Kinderaugen, die mir aus der Entfernung nicht viel Ausdruck zu haben schienen, nur die stark geschwellten, sehr beweglichen Lippen verliehen dem sonst ziemlich gewöhnlichen Kopf etwas Pikantes. Auch war der Teint von unglaublicher Frische, Weiße und Zartheit und widerlegte siegreich das Rossini'sche Wort von der Juchtenhaut russischer Damen. Da ich dem Paar nicht begegnen mochte, legte ich mein Geräthe zusammen und entfernte mich still.

Am selben Abend machte ich an Konrad eine seltsame Bemerkung: es kam mir vor, als spreche er seit Kurzem mit einem slavischen Accent. Das berührte mich um so fremdartiger, als ich mich wohl erinnerte, mit welch eifersüchtigem Stolz er sonst sein Deutschthum hütete und sich bei jeder Gelegenheit seines reinen germanischen Blutes rühmte. Nachdem ihm mehrmals die ungewöhnlichsten Sprachwendungen und selbst falsche Satzbildungen entschlüpft waren, auf denen er mit Vorliebe zu weilen schien, konnte ich es nicht mehr ruhig anhören und machte ihn mit etwas scharfen Worten auf diese Sonderbarkeit aufmerksam. Er erröthete ein wenig, verbesserte sich aber rasch und sprach von da an wieder das reine und geradezu musterhafte Deutsch, das ich von jeher so sehr an ihm bewundert hatte.

Am anderen Tag, als er sich anschickte, seinen Krankenbesuch zu machen, blieb er einen Augenblick etwas unschlüssig stehen und sagte mit unsicherem Ton:

„Willst Du nicht mitkommen? Man hat schon von Dir gehört; ich habe Befehl Dich vorzustellen."

Ich dankte unter dem Vorwand, daß ich eine gestern angefangene Studie nach der Natur zu vollenden gedächte, und meine Weigerung kam ihm offenbar gar nicht unerwünscht.

Bei seiner Zurückkunft zeigte er sich sehr mittheilsam, es war ihm augenscheinlich ein Bedürfniß, von ihr zu sprechen, er verbreitete sich ausführlich über die Natur ihres Leidens, das mehr dem Seelenleben entspringe, beklagte sie, daß ihr Schicksal sie an einen Mann geschmiedet habe, der dieses schmiegsame und empfängliche Naturkind nicht mit fester Hand zu lenken wisse: er sei überzeugt, wenn der Gemahl ihrem überquellenden Naturell Schranken anzulegen wüßte, so wären sie beide glücklicher.

Er achtete garnicht auf meine kühle Haltung, sondern spann an seinem Gedankengang fort.

„Die Russin," philosophirte er weiter, „ist doch die vollendetste Vertreterin jener wundersamen, nie genug erforschten Species, ‚Weib' genannt. Alle Fehler, Schwächen, ja Laster, aber auch alle Reize dieses Geschlechts sind in ihr vereinigt und führen zusammen eine pudelnärrische Wirthschaft. Nirgends ein Zusammenhang und doch das Widersprechendste

so selbstverständlich. Die Russin ist heute im Stande, ihren Mann zu verrathen, und morgen, sich für ihn nach Sibirien schicken zu lassen. Sie ist unberechenbar wie der Gott des Zufalls selbst, daher ihr unergründlicher Zauber."

Es schnitt mir ins Herz, den Mann, der Helenens Liebe besessen hatte, so reden zu hören, daher wandte ich mich ab ohne ihm zu antworten.

Nach diesem Ausbruch der Vertraulichkeit wurde Konrad wieder ganz zurückhaltend, er erwähnte seine Russin garnicht mehr, oder wenn er es nicht umgehen konnte, nannte er sie förmlich, bei allen ihren Namen und Titeln. Er zeigte sich überhaupt von da an immer wortkarger oder fiel, wenn man ihm seine Schweigsamkeit vorhielt, in eine erzwungene Gesprächigkeit, die mich noch unbehaglicher berührte. Zuweilen stand er am helllichten Tage in den tiefsten Träumereien da, sah bei Tische, statt zu essen, starr auf den Teller, als sei er ein Zauberkessel, worin er die künftigen Geschicke lesen könne; kurz die bekannten Symptome.

Was wollte ich machen? Ich mußte dem Uebel freien Lauf lassen und stellte mich, als merke ich nichts, denn ich wußte aus Erfahrung, daß dieser sanfte und in der Form so nachgiebige Mensch durch jeden Widerspruch zum Eigensinn gereizt wurde. Doch that ich, was ich konnte, um zerstreuend und ablenkend auf sein Gemüth zu wirken. Ich selber ging beständig in einem stillen Ingrimm umher — denn ohne die Dame zu kennen, war ich mit meinem Urtheil fertig über ein Wesen, das mit dem brutalen Rechte der Lebendigen Helenens Bild verdrängte und sie am Ende ganz und gar aus dem Herzen vertrieb, das ihr noch ein Fortbestehen in der Erinnerung schuldete. Freilich für diesen Träumer und Idealisten war jedes Weib, was seine Phantasie aus ihr machte.

Doch war ich weit entfernt, die Sache für gefährlich zu halten.

Aber lang konnte er doch nicht mit einem Geheimniß auf der Seele um mich herumgehen. Ich sah ihm an, wie es eine Zeitlang in ihm kämpfte.

„Ich habe sie ganz verkannt," begann er eines Tages leise, „sie ist so ganz anders, als ich anfangs dachte, voll Gemüth, voll Hingabe, mit einem freien, starken Sinn, so ganz Natur. Der Mann ist es, der sie nicht zur Entfaltung kommen läßt; nur vor Fremden stellt er sich aufmerksam, unter vier Augen behandelt er sie roh und rücksichtslos, ein Stockrusse, ohne europäische Cultur."

Ich war sehr erstaunt, daß derselbe Mann, dessen übermäßige Nachgiebigkeit noch vor Kurzem gerügt worden war, nun auf einmal ein Despot sein sollte. Er war mir zuweilen auf meinen einsamen Spaziergängen begegnet, auch er allein, eine Cigarre rauchend, ein breites gutmüthiges Russengesicht — entweder ich hatte mich nie auf Physiogomieen verstanden, oder Züge wie diese konnten keine Tyrannenseele bergen.

In derselben Nacht — ich erinnere mich wieder so deutlich, als lägen

nur Stunden dazwischen — erwachte ich plötzlich aus einem ganz festen, traumlosen Schlaf an einem seltsamen, langgezogenen, halb klagenden, halb zärtlichen Ton wie der Klang einer Aeolsharfe.

„Katja — Katja — Katja —" klang es in meinen Ohren mit schmelzendem, schmeichelndem und vorwurfsvollem Ton.

Ich fuhr in die Höhe, die unsinnigsten Gedanken gingen mir durch das schlummerbefangene Hirn. Schwaches Mondlicht floß zu dem halbgeöffneten Fenster herein, daß ich Konrads Gestalt erkennen konnte, der aufgerichtet auf seinem Bette saß.

Ich stand rasch auf, zündete ein Licht an und setzte mich auf einen Stuhl an sein Lager.

„Höre," sagte ich, „es ist endlich Zeit, daß wir ein vernünftiges Wort mit einander reden."

Konrad achtete nicht auf mich, er träumte mit weit offenen, glänzenden Augen vor sich hin und sagte, wie wenn er mit sich selber spräche:

„Sie ist sehr gebildet, sie liest den Plato."

Nun sah ich genau, daß es nicht mehr der flüchtige Reiz einer originellen Bekanntschaft war: der arme Junge saß fest in dem Leim.

„Ist sie Dir denn gar so theuer?" fragte ich.

Nun sah er mich mit einem tiefen Blick an und sagte, indem er über das ganze Gesicht erröthete:

„Ich bin ihr eigen mit Leib und Seele!"

Dann, als schäme er sich dieses Geständnisses, verbarg er mädchenhaft seinen Kopf in den Kissen.

Ich löschte wie ein Philosoph mein Licht aus, denn ich sah, daß mein „vernünftiges Wort" nur taube Ohren gefunden hätte und legte mich seufzend zu Bett.

Der Roman spann sich noch eine Weile so fort, ich erinnere mich nicht mehr genau, mit welchen Einzelheiten. Ob Konrads zartfühlende Natur unter dem Zwang des Unrechts und der Lüge Höllenqualen litt, oder ob die Leidenschaft ihn gegen jede andere Stimme taub machte, weiß ich nicht. Ich glaube aber, daß er sich an das Märchen von ihrer Unterdrückung anklammerte, um sich nicht selbst zu verachten.

Auch die Dame sah ich noch mehrere Male an Konrads Arm und mein Eindruck blieb immer derselbe. Es fiel mir auf, daß Alle, die nur je ein Wort mit ihr gewechselt hatten, sie die schöne Russin nannten, während ich für meinen Theil nicht begreifen konnte, wie sie zu diesem Beiwort kam.

Ich hielt mich als stiller Beobachter ganz abseits, drang aber unablässig in Konrad, um die baldige Lösung eines Verhältnisses anzubahnen, in dem ich nichts als Heuchelei und inneren Zwiespalt für ihn sah. Er versprach mir auch mehrmals, sich von ihr loszureißen, da sie sich, wie er

sagte, doch nicht zu einem entscheidenden Schritt entschließen könne, aber sein Vorsatz scheiterte stets an ihrem Widerstand.

Einmal hatte ich ihn so weit gebracht, daß er dem Grafen rieth, seine Frau nunmehr an einen anderen Ort zu führen; aber ein paar Stunden darauf sagte er mir:

„Ich bin auf eine elementare Naturgewalt gestoßen, die sich meinem Entschluß entgegensetzte. Als sie mich unerschütterlich sah, fiel sie zu Boden, leblos, Schaum vor dem Munde. Einen Stein hätte es erbarmt, wie nicht mich? Selbst ihr Mann, der russische Bär, wurde geschmeidig und versprach, sich in allen Stücken ihren Wünschen zu fügen. Und, Oskar, lieber Oskar, verachte mich nicht, wir bleiben!“

Da geschah etwas Unerwartetes, aber durchaus Folgerichtiges. Eines schönen Tages erhielt Konrad ein versiegeltes Couvert mit einer beträchtlichen Geldsumme und einem kurzen französischen Billet, worin der Graf für die seiner Frau geleisteten ärztlichen Dienste verbindlich dankte und seine bevorstehende Abreise anzeigte, da Geschäfte seine und der Gräfin schleunigste Rückkehr nach Rußland forderten.

Ich war dabei, als das Briefchen ankam, und ich sah, wie beim Anblick des Geldes sich eine dunkle Gluth über Konrads Schläfen ergoß. Seine erste Bewegung war, die Sendung vor mir zu verbergen; dann warf er sie auf den Tisch, als habe sie ihm die Finger verbrannt. Röthe und Blässe jagten sich auf seinem Gesicht, er zitterte an allen Gliedern und hatte Thränen in den Augen.

Ich schwieg und sah ihn lange durchdringend an, ohne ein Wort zu reden. Er ertrug meine Blicke nicht, sondern barg den Kopf in beide Hände und stöhnte tief, als ob er körperliche Schmerzen litte. Aber plötzlich sprang er auf, griff nach seinem Hut und stürzte ohne eine Erklärung hinaus. Ich konnte mir wohl denken, wohin er ging.

Als er wiederkam, war er zwar äußerlich ruhig, aber sein bleiches Gesicht, sein unsteter Blick und ein nervöses Zucken um den Mund verriethen die glühende Beschämung und den Zwiespalt seines Innern.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, wie die Gräfin die Sache ansehe.

„Sie?“ sagte er unmuthig, „was versteht sie davon? Sie ist ein Kind — sie lachte — sie konnte lachen, sie fand es spaßhaft; und dann besteht sie darauf, daß ich ihr nachreisen müsse.“

Ich sagte nichts, um den Gedanken, der sich Bahn brechen wollte, nicht durch Uebereilung zurückzudrängen. Es wühlte noch eine Zeitlang in ihm, dann warf er sich plötzlich an meine Brust:

„Oskar, rette mich, ich will Dir's ewig danken! Ich ertrag's nicht länger, ich gehe zu Grund, ich bin nicht für solche Kämpfe geschaffen!“

Ich begriff nun wohl, wie viel er schon gelitten hatte.

„Willst Du mir die Anordnungen überlassen?“ fragte ich.

Er nickte.

„Gut,“ sagte ich, „so laß uns gleich den Anfang machen. Zuvörderst das Geld nimmst Du an; es ist peinlich, aber das soll Deine Buße sein.“

„Dazu war ich ohnehin schon entschlossen,“ antwortete er gedrückt.

„So nimm eine Visitenkarte, stecke sie in ein Couvert, adressire an den Grafen und fort damit! Dann gehe zum Pfarrer von Partenkirchen — er soll ein zuverlässiger Mann sein — und übergieb ihm das Geld für die Ortsarmen, damit Du in Deinen eigenen Augen wieder ehrlich wirst. Und alles Weitere soll meine Sorge sein; in ein paar Stunden bist Du in Sicherheit. Unterdessen schreibe ein Brieflein an Deine Dame, das ich besorgen werde, aber mach's kurz und erweiche Dich nicht!“

Konrad fügte sich in Allem, und der Abend fand uns schon unterwegs nach Kochel. Beim Einsteigen in das Gefährt, das ich in Eile aufgetrieben, hatte er Thränen in den Augen, aber je weiter wir uns aus der gefährlichen Nähe entfernten, desto mehr schien sich der Bann zu lockern, der ihn umstrickt hielt. Er wurde allmählich mittheilsam, worin ich ein sehr gutes Zeichen sah, und schließlich bekannte er mir, daß ihn ein dauerndes Zusammenleben mit „ihr“ sehr elend machen würde, da es ihrer Empfindungsweise ganz an jenen Schattirungen mangle, die ihm zur Harmonie so nöthig seien.

Als wir in der Frühe des anderen Morgens, von einem Führer begleitet, die schroffe Benedictenwand erstiegen, gingen ihm schon die Augen auf für die Schönheit der Natur. Dieser Tag, den ich mit ihm in der großartigen Gebirgseinsamkeit verlebte, war einer der genußreichsten meines Lebens. Seine sonnige Geisteswelt brach endlich durch den Nebel, der ihn bisher umfangen gehalten, sein Gemüth öffnete sich mir wieder und die leise Wehmuth, die noch auf ihm lag, machte ihn nur liebenswürdiger. Er entschädigte mich an diesem einen Tag für alle Geduldsproben, die er mir während unseres vierzehntägigen Zusammenseins auferlegt hatte. Von der Russin sprach er gar nicht mehr, als sei das nun abgethan und in seinem Leben ein neuer Abschnitt eröffnet, der wieder einem männlichen Streben gewidmet sein sollte. Ich erkannte nun erst, wie sich in den Jahren unserer Trennung sein geistiger Horizont erweitert hatte, trotz der scheinbaren Enge, in welcher sein Dasein hinfloß; und dabei hatte er sich die ungetrübte Jugendlichkeit der Phantasie und den hoffnungsreichen Idealismus bewahrt, mit denen er mir wieder den Staub der großen Heerstraßen des Lebens wie in einem erfrischenden Bad von der Seele spülte.

Während wir oben im Gebirge Rast hielten und uns erquickten, theilte er mir einen Plan mit, der seine Gedanken seit lange beschäftigte. Ein Fall in seiner ärztlichen Praxis hatte ihn veranlaßt, sich näher mit

der Wirkung des Schlangengiftes auf den thierischen Organismus, besonders auf die Herzthätigkeit zu befassen, aber der Mangel an Material erlaubte ihm nicht, seine Forschungen in umfassenderem Maße zu betreiben. Meine Reise in die Tropen bot mir nun ausgiebige Gelegenheit, seine Wünsche zu befriedigen, und mit Freuden sagte ich ihm meine Unterstützung zu. Mit sinkender Nacht brachte ich ihn wieder nach Kochel hinunter mit dem Stolz des Doctors, der einen Schwerkranken dem Tod entrissen hat.

Aber ach, der Mann denkt und das Weib lenkt! Als wir am nächsten Vormittag in der Umgebung von Kochel umherschwärmten — wir erwarteten eben den Postwagen, der uns auf die Bahnlinie des Starnbergersees bringen sollte — kam ein Fuhrwerk in raschem Trab in der Richtung vom Ammergau her in geringer Entfernung an uns vorüber; zwei weibliche Gestalten saßen darin. Eine von ihnen beugte sich heraus und ließ heftig ein weißes Tüchlein flattern; Konrad wurde roth und bleich, seine Augen füllten sich und traten fast aus ihren Höhlen, so inbrünstig starrte er dem Wagen nach, der eben um die Biegung sauste.

Aber plötzlich verstummte das Rädergerassel, woraus ich schloß, daß das Fuhrwerk stillhalte und der Feind unmittelbar zum Angriff vorrücke.

Ich faßte Konrads Arm und flüsterte ihm rasch zu: „Komm, sei ein Mann, du darfst sie nicht wiedersehen" — aber er hörte mich nicht, sein ganzes Wahrnehmungsvermögen war in die Augen gefahren, mit denen er der verschwundenen Erscheinung nachblickte, und als er meine Berührung fühlte, riß er sich mit einem heftigen Ruck los und rannte schnellfüßig wie ein angeschossener Hirsch in der Richtung des Wagens von dannen.

Vor zorniger Ueberraschung lachte ich laut auf, aber ich sah, daß ich mein Spiel verloren hatte. Ich setzte mich in bitterem Ingrimm auf einen Stein, um des Freundes Rückkehr abzuwarten, und überließ mich meinen mißmuthigen Betrachtungen.

„Also das ist ein Mann!" sagte ich zornig zu mir selbst. „Ein hübsches Gesicht fährt auf der Landstraße vorüber — nun gute Nacht Freundschaft, Vernunft und jeder männliche Vorsatz! — man rennt im Straßenstaub schweißtriefend mit lechzender Zunge wie ein Hund hinter dem Wagen her. — Ich möchte wirklich wissen, welcher Spottvogel uns den Namen des starken Geschlechts aufgetrieben hat."

Eine gute halbe Stunde verging, ehe Konrad gedrückt und befangen wieder vor mir erschien. Ich konnte ihm wohl ansehen, daß ihn das unerwartete Wiederfinden trotz der neuerwachten Leidenschaft nicht beglückte; aber er hatte nicht mehr die Kraft, die Bande abzuschütteln.

„Sie reist allein," sagte er, „der Graf ist schon voraus, Petersburg zu. Ich kann sie nicht allein lassen; sie ist so schwach und hülflos, hülflos wie ein Kind! Was sollte aus ihr werden? Ich muß sie zum mindesten bis nach Dresden begleiten."

„Nun, bei Gott," sagte ich, „wenn sie in der kurzen Zeit das alles fertig gebracht hat — ihren Strohmann abzuschütteln, ihn mit Schnellpost nach Rußland zu befördern und ihr entlaufenes Wild wieder einzufangen, so ist sie kein schwaches Kind, sondern stärker als zehn Männer Deines Schlages."

Er ließ geduldig Alles über sich ergehen und seufzte nur:

„Ach, was soll ich thun? Was bleibt mir denn Anderes übrig?"

„Dich losreißen!" rief ich mit aufkeimender Hoffnung und faßte ihn an beiden Schultern. „Dich losreißen, mit mir gehen, dahin, wo der Weg der Pflicht, der Ehre, der Vernunft ist."

„Mich losreißen? Ach, sie läßt mich ja nicht," seufzte er hoffnungslos. „Du kennst die Russinnen nicht — sie wäre im Stande, sich unter die Räder meines Wagens zu werfen."

Ich gerieth in einen heftigen, fassungslosen Zorn, als ich ihn so taub für jede Stimme der Vernunft sah, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die er ergeben hinnahm; aber die Thränen standen ihm dabei in den Augen.

Endlich faßte er schüchtern meine Hand und sagte:

„Es sind noch zwei leere Plätze im Wagen; wir können ganz gut alle zusammen fahren."

„Ich danke Dir," sagte ich ironisch. „Ich habe keine Handschellen, um Dich zu binden. Aber ich will Dir wenigstens nicht als Dein Sancho Pansa den Spieß nachtragen."

Ich drehte ihm den Rücken und wollte ihn so im Unmuth verlassen. Aber er kam mir nach, warf sich an meine Brust und bat mich tausendmal um Verzeihung.

Ich habe in allem Recht, gab er zu; ich sei noch zu glimpflich gegen ihn, er gebe sich selbst im Innern viel härtere Namen — aber er sei seiner selbst nicht mehr mächtig.

Als ich ihn so unglücklich sah, that er mir doch wieder leid, und ich versöhnte mich noch mit ihm, ehe wir schieden. Allein in Bezug auf das Zusammenreisen blieb ich unerbittlich. Ich mochte nicht einmal mehr denselben Weg verfolgen, sondern wandte mich, als wir uns zum letzten Male umarmt hatten, wieder dem Gebirge zu und erreichte auf allerlei Umwegen eine Zweigbahn, die mich nach Rosenheim führte.

Von dort fuhr ich nach Wien, dem Sammelplatz meiner Reisegenossen. Aber auf dem ganzen Weg dachte ich nicht an die Expedition, sondern nur an Konrad. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich so schnell besiegt gegeben, statt den tollen Streich im Nothfall mit Gewalt zu verhindern.

Doch was hätte es genützt? Man kann ja freilich auch das Wasser durch Kunst den Berg hinauf treiben, aber sobald es frei wird, folgt es

doch seiner Natur und fließt wieder abwärts. Gegen einen Verliebten kämpfen, heißt es mit einem Naturgesetz aufnehmen wollen.

* * *

Von meinem Aufenthalt in den Tropen habe ich Ihnen schon so viel erzählt, daß ich diesen Zeitpunkt hier überspringen kann, um so mehr, als ich während meiner fast dreijährigen Abwesenheit nur selten Nachricht von Konrad erhielt und von seinen inneren Schicksalen so viel wie nichts erfuhr. Ich schrieb ihm zwar zu Anfang ziemlich regelmäßig, aber seine Antworten trafen mich meist nicht mehr an Ort und Stelle, wurden mir dann von Etappe zu Etappe nachgeschickt und gingen häufig dabei verloren. Die wenigen Briefe, die ich von ihm erhielt, waren nicht so frisch vom Herzen weg geschrieben, ich konnte ihnen eine fortwährende leichte Befangenheit anmerken, die ich gewiß nicht mit Unrecht der Erinnerung an unseren seltsamen Abschied beimaß.

Von Natur weit weniger zur Mittheilung geneigt als er, wurde ich bald des einseitigen Verkehrs müde und ließ mich so von den Aufregungen des Tages abziehen, daß schon im zweiten Jahre unserer Trennung der Briefwechsel eingeschlafen war. Im Herzen aber blieb ich völlig unverändert und wußte, daß ich dasselbe von ihm erwarten durfte.

Gleich nach meiner Rückkehr traf ich in Wien mit dem Maler Reinhold zusammen, der inzwischen, wie ich schon in London gehört hatte, eine europäische Berühmtheit geworden war. Meine erste Frage galt Konrad.

Reinhold schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte, ich fürchte," sagte er, „es steht übel um unsern Freund. Bisher waren seine Leiden doch immer noch heilbar, aber wer will einen Mann vor seiner Frau retten?"

„Vor seiner Frau?" fragte ich erstaunt, „Ist er denn verheirathet?"

„Nur allzusehr", war die lakonische Antwort, mit der sich Reinhold nach seiner eiligen Art aus dem Staub machen wollte; aber ich hielt ihn fest und bestürmte ihn mit Fragen.

„Wer sie ist?" sagte er. „Ein Stück Quecksilber, das ihn nicht zu Athem kommen läßt; eine Sphinx, die ihn mit ihren Räthseln in den Abgrund stürzen wird, ein Mittelding zwischen Engel und Satan, mit einem Wort: ein Weib. Uebrigens weiß ich nichts weiter von ihr, als daß er sie aus Rußland geholt hat. Gott verzeih's ihm! Er hätte klüger gethan, sie dort zu lassen. Ich sollte sie malen gleich nach der Hochzeit, aber es ward mir himmelangst dabei. Sie gab nicht fünf Minuten Ruhe, und dann, weißt Du, hat sie ein Gesicht, bei dem der Pinsel nichts zu fassen bekommt. — Armer Konrad! Er hat schon manchen Sturm bestanden, aber diesem Weibe ist er nicht gewachsen."

Mit diesen Worten ging er seiner Wege. Ich brauchte natürlich wenig Scharfsinn, um zu erkennen, daß die Dame, die Reinhold beschrieben hatte, jene Russin aus Partenkirchen sein mußte. Das erklärte mir zur Genüge Konrads Schweigen und verstimmte mich tief. Ich zweifelte zwar keinen Augenblick, daß unsere Freundschaft sich auch an dieser Klippe vorüber retten werde, aber es war doch für beide Theile peinlich genug, wenn er mir, seinem alten Vertrauten, jetzt als Gatte derselben Frau entgegentrat, vor der ich ihn so dringend gewarnt hatte.

Doch wollte ich vor Allem die Spannung nicht größer werden lassen, und sobald ich mich unter der Pflege meiner Mutter, die unterdeß zum zweiten Male Wittwe geworden war, ein wenig von meinen Reisestrapazen erholt hatte, fuhr ich nach München, wie es von Anfang an meine Absicht gewesen war. Nur schickte ich diesmal ein Telegramm voraus, um Konrad auf meine Ankunft vorzubereiten.

Außer der Freundschaft war es noch ein eigennütziger Hintergedanke, der mich so rasch zu ihm führte. Ich wollte die reiche wissenschaftliche Ausbeute, die in meinen Tagebüchern und Notizheften aufgespeichert lag, nicht nutzlos verschimmeln lassen und wünschte, daß Konrad, der literarisch gewandte, mir bei Sichtung als Materials und Anordnung des geplanten Buchs behülflich sei. Auch kam ich nicht mit leeren Händen zu ihm: ich hatte mein Versprechen gelöst, denn in einer sorgfältig geschlossenen Kapsel führte ich eine Reihe kleiner wohlverstöpselter Fläschchen und Glasröhren mit mir — eine ganze Mustersammlung von Schlangengift, die zu beschaffen mich keine geringe Mühe gekostet hatte.

Ursprünglich war es mein Wunsch gewesen, die Thiere lebendig mitzubringen; aber die Schwierigkeit der Beförderung auf der langen Reise nöthigte mich, von diesem Vorhaben abzustehen. Ich mußte mich mit dem Inhalt der Giftbläschen begnügen, der häufig nicht einmal direct zu haben war, sondern aus der Wunde gebissener Thiere und Menschen genommen wurde, und ich versprach mir nun manchen interessanten Versuch, um festzustellen, inwiefern durch solche Uebertragung die Kraft des Gifts gesteigert oder verringert werde.

Verzeihen Sie die umständliche Abschweifung: sie war nothwendig, um Ihnen zu erklären, warum ich so fest darauf zählte, den ganzen Herbst und vielleicht auch einen Theil des Winters in Konrads Nähe zu verbringen.

Schon bei der ersten Begrüßung auf dem Bahnhofe verflogen alle Besorgnisse, die ich im Stillen gehegt hatte. Seine Freude über dieses Wiedersehen war unbeschreiblich, und er empfing mich so unbefangen, als habe er mir nie das Geständniß abgelegt, daß Katja nicht die richtige Frau für ihn wäre; er hatte es wohl auch ganz vergessen.

Ich fand ihn breiter, stattlicher geworden, mit einem Anflug von Selbstgefühl, das ihm sehr wohl stand; auch hatte er sich einen Bart wachsen

Digitized by Google

lassen, der zwar sein wunderbar schön geformtes Kinn verbarg, aber dafür die Männlichkeit der ganzen Erscheinung hob.

„Du mußt für heute Nacht in meiner Junggesellenwohnung vorlieb nehmen," sagte er, während er mich am Arm durch die Straßen führte. — „Wir wohnen schon seit mehreren Wochen auf dem Lande, daher ist es der reine Zufall, daß Dein Telegramm mich hier getroffen hat."

„Morgen früh," sprach er im Weitergehen fort, „fahren wir zusammen an den See hinaus, dort wird Dir dann meine Frau die Honneurs machen. Du hast natürlich schon von ihr gehört; und man wird auch nicht ermangelt haben, sie Dir tüchtig anzuschwärzen. — Sage nicht ‚Nein'! ich sehe es Dir ja an. Auch Du warst ihr früher nicht geneigt; aber wenn Du sie einmal kennst, wirst Du ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen — sie verlangt nicht mehr. Daß sie anders ist als die Frauen hier zu Lande, das liegt ja auf der Hand, aber muß sie darum minder gut sein? — Ich habe ein Stück wilder Steppennatur in unsere Civilisation verpflanzt; die Civilisation mag nun zusehen, wie sie mit ihr zurecht kommt, denn die Natur ist fest entschlossen, sich in nichts zu ändern. Das hat freilich für mich seine Schattenseiten," setzte er hinzu, „denn die Frage liegt nun so, daß, wer sich mit ihr nicht stellen kann, auch auf mich verzichten muß."

Ich machte mir meine eigenen Gedanken während dieser Einleitung.

„Es war eine wahre Verschwörung," fuhr er fort, „als ich sie nach der Scheidung hierherbrachte; und die guten Freunde thaten das Möglichste, um mir und ihr das Leben zu verbittern. Denke Dir, daß selbst der alte Nitrofan, mein Sklave, der noch niemals eine eigene Meinung geäußert hat, rebelliren wollte, als er hörte, ich heirathe eine Landsmännin von ihm. Aber ich drohte ihm mit augenblicklicher Entlassung, wenn er nur ein einziges Wort gegen sie spreche; das hat gewirkt. Jetzt hat die Hexe ihn natürlich längst so bezaubert, daß er ihr noch williger dient, als mir selbst, und das will viel heißen."

Am Abend, als wir Arm in Arm durch die Straßen schlenderten, legte er mir dann eine umfassende Beichte ab. Ich will, was er mir von seinem Liebesroman und dem früheren Leben seiner Frau erzählte, hier nicht weiter berühren. Es war eine ziemlich alltägliche Geschichte, die nur durch das hohe und zarte Gemüth, in dem sie sich spiegelte, gereinigt und veredelt erschien. Ueber das Wesentlichste dabei, Katjas Scheidung von ihrem ersten Gatten, ging er ohnehin mit wenigen Worten weg, als berge diese Erinnerung schmerzhafte Punkte. Dagegen verweilte er mit glühender Phantasie auf der Schilderung einer schauerlich süßen Nacht, wo er sich in eisiger Decemberkälte allein in ihrem verschneiten Garten eingefunden, die Geliebte im leichten Nachtgewand zu dem niedrigen Fenster herausgehoben, und sie in seinen weiten Pelz gewickelt auf den Armen wohl einen halben Werst durch den knietiefen Schnee zu dem Schlitten getragen,

der sie durch unendliche ungebahnte Schneefelder zur nächsten Eisenbahnstation führte.

„Wie kann ich ihr je das Opfer vergelten, das sie mir gebracht hat!“ rief er ein Mal über das andere. Er versicherte mir, daß er sich jetzt erst als ganzer Mann fühle, seit er das süßeste und gebrechlichste Geschöpf zu schützen habe; daß er das Leben ohne sie nicht mehr verstehen würde; und am Ende verstummte er ganz und versank in seine Gedanken. Wir gingen schweigend in sehr verschiedener Stimmung auf der einsamen Promenade neben einander her; er drückte mir nur noch von Zeit zu Zeit den Arm und murmelte: „Ich bin so glücklich — ich bin so glücklich.“

Am andern Morgen fuhren wir zusammen über den anmuthigen Starnbergersee. Schon von fern sahen wir auf dem Steg eine zierliche Gestalt im lichten Sommerkleide stehen, die ihr weißes Tüchlein flattern ließ; sie hielt einen rothen Sonnenschirm über dem Kopf und stand in dem durchfallenden Licht wie in einer Aureole. Konrad zitterte vor Freude und Ungeduld, sprang, noch ehe das Schiff ganz gelandet war, von Bord und hob seine Frau in den Armen auf. Als ich ausstieg, führte er sie mir mit strahlendem Gesicht entgegen.

Katja öffnete ihre blauen Kinderaugen so weit, daß die ganze Iris sichtbar wurde, und sagte langsam mit einem tiefen, wohlklingenden Organ, das ihr größter Reiz war:

„Das also ist mein Feind?“

Auf diese Anrede war ich nicht gefaßt; ich verbeugte mich tief und sagte:

„Ein geschlagener Feind, gnädige Frau, der — wie Sie sehen — zum Ueberläufer geworden ist.“

Konrad blickte von Einem zum Andern und sagte ungeduldig:

„Laßt die Kindereien und gebt euch die Hände. So ist's recht. Nun merke Dir's, Katja, daß Du von heute an keinen bessern Freund hast, als Oskar.“

Ich erhielt einen raschen Händedruck, einen halbgeflüsterten Willkomm, bei dem mich ihr Auge aber nur flüchtig aus langen Wimpern hervor streifte, dann ergriff sie Konrads Arm und schritt mit ihm voran. Und seltsam, während sie so leicht und sicher vor mir herging, mußte ich plötzlich an einen Tiger denken, der mir einmal in Bengalen am Rand eines Schilfmoors quer über den Weg geschritten war — ein schlankes, noch ganz junges Thier; Katja hatte dieselben Bewegungen, katzenhaft geschmeidig und kraftbewußt.

Sobald ich sie aus der Nähe gesehen hatte, schwand ein gut Theil meiner Voreingenommenheit, und ich begriff auf einmal, daß dieses regellose Gesicht einen großen Reiz ausüben könne. Am meisten fiel mir der sehr rothe Mund auf, bei dem die Oberlippe weit über die Unterlippe hervortrat, und der dem Gesichtchen einen schmollenden Ausdruck gab.

Angeregt und neugierig folgte ich den Beiden den flachen bewaldeten Hügel hinan, auf dessen halber Höhe ihre Wohnung lag. Es war ein reizendes, kleines, halb im Grün verstecktes Haus mit Veranda nach dem See, im italienischen Villenstil gebaut und von stattlichen Anlagen umgeben, die fast den Namen eines Parks verdienten, den man ihnen im Oertchen gab.

Im Hinansteigen machte Konrad seinem überströmenden Glücksgefühl dadurch Luft, daß er mich bald auf eine Bergspitze, bald auf einen Wiesenhang oder eine Baumgruppe aufmerksam machte, von denen er versicherte, daß sie in der Welt nicht ihres Gleichen hätten, und unterstützte seine Behauptungen durch den Ausspruch irgend eines berühmten Malers, der diese Gegend mit einer griechischen Landschaft verglichen haben sollte. Ich, dessen Auge schon allzulang durch die satten Farben und die plastischen Formen des Südens verwöhnt war, wußte mit diesem Enthusiasmus für ein Stück Wasser und ein paar grüne Hügel nicht viel anzufangen. Katja warf mir plötzlich wieder einen ihrer raschen Blicke zu und sagte mit ihrer fremdartigen tiefen Stimme:

„Auch Sie schwärmen nicht für den deutschen Gemüsegarten — ich sehe es Ihnen an. Kennen Sie unsere Steppe?"

Ich verneinte es.

„Sie sollten die Steppe sehen," fuhr sie rasch fort. „Sie würden sie lieben, ich glaube es. Man muß die Steppe gesehen haben, um uns zu verstehen. Gerade so ist das russische Herz — so groß und wild und traurig und an keine Fesseln der Civilisation gebunden. — Ich liebe nicht die Natur, die nützlich ist," setzte sie mit verändertem Ausdruck hinzu.

Ich hörte während ihres Sprechens nur auf die reichen, tiefen Modulationen ihrer Stimme und mußte dabei an das Spiel russischer Glocken denken, wovon ich so oft gehört hatte.

Der Freund aber gerieth in einen scherzhaften Aerger, nannte es eine moderne Unsitte, der Natur als solcher eine Seele und eine besondere Stimmung zuzuschreiben, berief sich dabei auch auf die Alten, auf Odysseus und die rauhen Felsen von Ithaka, die doch dem Verschlagenen der lieblichste Anblick der Erde gewesen, und schloß mit der Behauptung, die schönste Gegend sei die, in welcher man glücklich sei.

Da sich hierauf nichts erwidern ließ, schwiegen wir und erreichten so das Haus. Als wir aber auf die weinlaubumhangene kühle Terrasse traten, wo der Frühstückstisch hergerichtet war und unter Farrenkräutern prächtige goldfarbene Pfirsiche und Riesenbirnen prangten, sagte Konrad, indem er lächelnd auf die Fruchtschale deutete:

„Hier ist eine Natur, die nützlich ist und die du doch liebst."

Nun kam auch Nitrofan zum Vorschein, der bei meinem Anblick Freudenthränen weinte und mir beide Hände küßte.

Ich fand den Alten noch ganz wie in unseren Universitätsjahren und sagte es ihm auch, aber er schüttelte den Kopf.

„Es ist ja Alles anders geworden seitdem," seufzte er „da wird der alte Nitrosan keine Ausnahme machen. — Ach, Herr Oskar, daß Sie so lange fortgeblieben sind! Sie waren immer des Herrn Barons Schutzengel."

„Nun, nun, Alter," antwortete ich, „Dein Herr hat sich auch ohne mich unterdessen nichts abgehen lassen."

Der alte Mann schlug die Augen zum Himmel, wie es seine Art war und sagte ergeben:

„Gott weiß, was er thut, er möge Alles zum Besten lenken!"

Das war unter der Thüre; sobald er aber Konrads Blick begegnete, ging er weg von mir und stellte sich hinter den Stuhl seiner Herrin.

Ich hatte später noch oft Gelegenheit zu bemerken, daß Nitrosan sich keineswegs über die Heirath seines Herrn getröstet hatte und daß er seine junge Gebieterin stets mit Mißtrauen betrachtete. Diese Spannung war auch Niemandem im Hause ein Geheimniß, mit Ausnahme von Konrad. Was Katja betrifft, so muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie den alten Mann seine Abneigung niemals entgelten ließ; meistens übersah sie ihn, zuweilen aber zog sie ihn hervor, behandelte ihn mit Vertraulichkeit und erwies ihm alles mögliche Gute — es sollte nicht von ihr gesagt werden, daß sie an einem Mann vorübergegangen wäre, ohne ihre Macht an ihm zu versuchen. Aber an dem Alten waren alle Künste verloren, er nahm das Gute wie das Böse als eine unvermeidliche Schickung hin, diente seiner Herrin mit dem größten Eifer, faßte aber niemals ein Herz zu ihr. Dagegen übertrug er seinen heimlichen Groll, den er sonst nicht äußern durfte, auf die russische Kammerfrau, die Katja mitgebracht hatte — dieselbe, die schon in Partenkirchen ihre Begleiterin gewesen war und die auch zu der Flucht mit Konrad die Hand geboten hatte. Es verging kein Tag, wo man ihn nicht in irgend einem Winkel im Zank mit Varenka finden konnte, in der er den bösen Geist des Hauses sah und die er für Alles büßen ließ, was ihm an der Herrin mißliebig war.

Diese Bemerkungen machte ich natürlich erst im Laufe der Zeit, doch schon am ersten Tage fiel mir die stumme Ablehnung in Nitrosans Haltung auf.

Bei Tisch wurde Konrad nicht müde, seinen „fliegenden Holländer," wie er mich nannte, erzählen zu hören, ich merkte aber wohl, daß die Fragen, durch die er das Gespräch im Fluß hielt, mehr darauf abzielten, die Neugier seiner jungen Frau anzuregen, als sein eigenes Interesse zu befriedigen. Katja, die sich wie ein Gast im eigenen Hause bedienen oder, besser gesagt, wie ein kleines Vögelchen von Konrad füttern ließ, saß meist schweigsam da und hob nur zuweilen ihre Augen nach mir, als ob sie meine Gesichtslinien studire, senkte sie aber rasch wieder wie in leichter Verwirrung, wenn sie meinem Blick begegnete. Das gab ihr einen Ausdruck von

jugendlich reizender Hülflosigkeit, und ich fühlte mehr als ich es sah, wie Konrad sie mit Entzücken betrachtete. Ich wußte garnicht, was ich aus ihrer Stummheit und ihrem häufigen Erröthen machen sollte, ich dachte nur, sie müsse noch immer einen heimlichen Groll gegen mich haben, und bemühte mich doppelt aufmerksam gegen sie zu sein.

Da überraschte sie mich auf einmal durch die Frage, wie lange ich bei ihnen zu bleiben gedächte.

Schon unterwegs hatte mir Konrad ein halbes Versprechen entrissen, daß ich für die Dauer seines Landaufenthaltes sein Gast bleibe, jetzt rief er rasch:

„Du mußt dafür sorgen, daß es diesem Nomaden bei uns recht wohl wird und daß er uns nicht so bald entwischt. Ich habe schon sondirt und weiß, daß er Zeit genug hat."

„Ich hoffe und wünsche, daß Sie recht lange bei uns bleiben," sagte Katja mit Betonung, indem sie mir voll und tief in die Augen sah und dabei bis an die Schläfen erröthete. Sie wartete jedoch meine Antwort nicht ab, sondern setzte leise hinzu:

„Es ist nicht meine Schuld, daß wir uns erst so spät kennen lernen."

Sie meinte meine Weigerung, ihr in Partenkirchen vorgestellt zu werden. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, daß ich von je ein menschenscheuer Bär gewesen, der sich besonders vor Damen fürchtete, und berief mich auf Konrad, von dem ich aber nur ein zweifelhaftes Lächeln als Antwort erhielt.

Mein Interesse für sie vermehrte sich mit jedem Augenblick, denn Alles, was sie that und ließ, geschah so unmittelbar von innen heraus, als habe es nie eine gesellschaftliche Convention gegeben.

Sobald die Sonne nicht mehr lästig war, begaben wir uns alle drei an das Ufer hinunter und lösten den kleinen Kahn vom Land, den Konrad seiner Frau zum Geschenk gemacht hatte und der in goldenen Lettern die Inschrift „Katja" trug. Die hübsche kleine Frau hatte ein knappsitzendes, dunkelblaues Tuchjäckchen angelegt, das ihren Wuchs noch weit vortheilhafter zeichnete, als die helle Sommerkleidung vom Morgen, und eine rothe Feder, die kokett von ihrem kleinen blauen Hütchen nickte, kleidete sie auffallend gut. Sie lächelte zufrieden, denn sie errieth jedenfalls, was ich dachte, und forderte mir, sobald wir abgestoßen waren, die Ruder ab. Aber ihre Geschicklichkeit in der Kunst des Ruderns war sehr gering, denn sie that nur hülflose Schläge ins Wasser, die keine andere Folge hatten, als daß das leichte Boot sich mehrmals um sich selber drehte und daß wir alle drei über und über naß wurden. Nun klagte sie, daß sie keine Fortschritte machen könne, wenn ihr Niemand behülflich sei, und ich war ungalant genug, ganz ruhig auf meinem Platz zu bleiben, während Konrad eilig aufstand, um sich neben sie zu setzen und ihr liebevoll die Arme in die richtige Stellung zu bringen. Das Füßchen wie ein Matrose gegen das Brett

gestemmt, auf welchem ich saß, brachte sie nun wirklich mit seiner Hülfe ein paar kunstgerechte Schläge zu Stande, verlor aber bald die Geduld und überließ Konrad allein das Ruder, indem sie sich an meine Seite setzte. Sie mischte sich wenig in die Unterhaltung, ließ ihre weiße unbehandschuhte und unberingte Hand, die von ungewöhnlicher Schönheit war, spielend durch das Wasser gleiten, indem sie sich leicht über den Rand des Schiffchens neigte und spritzte von Zeit zu Zeit ihrem Mann einen Guß Wasser ins Gesicht.

Am jenseitigen Ufer angelangt, gingen wir lange in der prächtigen Waldung spazieren, bis der Abend hereinbrach, einzelne spärliche Leuchtkäfer aufglänzten und helle Sternschnuppen über den Himmel hinschossen, wobei Katja jedesmal einen Freudenruf ausstieß und mich aufforderte, mir etwas zu wünschen. Sie pflückte Waldblumen, die sie zu einem Riesenstrauß band, suchte in dem feuchten Moos nach Glühwürmchen, von denen sie sich nach und nach einen ganzen Kranz auf ihr Hütchen setzte und die ihr das Ansehen einer kleinen Feenkönigin gaben. An unserem Gespräch, welches lauter ernste Gegenstände betraf, nahm sie gar keinen Theil mehr, sondern murmelte etwas von „langweiliger Politik“, obgleich mir Konrad eben einen Vortrag über das Verhalten der Athmungsorgane unter dem Einfluß von Schlangengift hielt; aber während einer Pause fragte sie mich plötzlich zu meinem Erstaunen, warum ich keine Frau habe, und stellte im Lauf des Abends noch mehrere solcher Fragen an mich, mit denen sie unmittelbar auf mein Inneres lossteuerte. Endlich schmiegte sie sich fröstelnd an ihren Gatten und drängte zum Heimgehen. Auf der Rückfahrt wurde sie erst wieder lebendig, sang, als wir auf der Mitte des Sees waren, unaufgefordert mit sehr angenehmer Stimme einige fremdartige schwermüthige Weisen mit unverständlichen Worten, die mir Konrad als kleinrussische Volkslieder erklärte, während sie beim Herfahren durch unser vereintes Bitten nicht zum Singen zu bewegen gewesen war.

Als aber eine große leuchtende Sternschnuppe auffallend langsam und gravitätisch über unsere Häupter hinzog, unterbrach sie sich und fragte hastig, was ich mir nun gewünscht habe.

Ich ließ einen Augenblick die Ruder sinken, sah ihr herzlich ins Gesicht und entgegnete, daß ich mich in diesem Moment viel zu glücklich fühle, um einen Wunsch zu haben.

Da blinzelte sie mich übermüthig an und sagte mit ihrem fremden Accent:

„Wünschten Sie sich auch nicht eine hübsche und liebenswürdige Frau — so eine wie ich bin?“

Konrad zog sie zärtlich an sich heran, während sie so sprach und sagte:

„Du hast Recht, diesem verstockten alten Hagestolzen zur Ehe zu rathen. Es ist der einzige Zustand, der eines Menschen würdig ist.“

In dieser Nacht lag ich lange unter den angenehmsten Gedanken wach. Ich war so froh, nichts von dem allen bestätigt zu finden, was mich Reinholds böse Reden hatten vermuthen lassen. Ich dachte nicht weiter über die kleine Frau nach, ich ließ nur ihr Wesen wie ein starkes fremdartiges, aber liebliches Parfüm auf mich wirken und begriff gar nicht, wie Reinhold, den ich doch sonst als keinen Philister kannte, zu einem so abfälligen Urtheil über sie gekommen war. Ich begann schon im Stillen zu überlegen, ob ich mich nicht dauernd in Konrads Nähe niederlassen sollte, ich bekam seit langer Zeit zum ersten Mal Lust, Hütten zu bauen, der Heimatlose fühlte sich wieder einmal daheim.

Nicht wenig wunderte ich mich daher, als Konrad mich des andern Morgens, nachdem ich kaum aufgestanden und herabgekommen war, bei Seite nahm und mir vertraulich sagte:

„Meine Frau meint, Du habest ein Aber gegen sie noch von Partenkirchen her. Ich bitte Dich, sei recht herzlich mit ihr, um meinetwillen — wenn Du sie einmal besser kennst, wirst Du es schon aus freien Stücken thun."

Was ist leichter als gegen ein liebreizendes Geschöpf liebenswürdig zu sein? Eben darum begriff ich auch nicht, womit ich es gestern konnte versehen haben, versicherte aber, nun gewiß mein Bestes thun zu wollen.

Ich kehrte in mein Schlafzimmer zurück und zog aus meinem unterdessen angekommenen Koffer ein prächtiges Tigerfell hervor, das ich kurz vor meiner Abreise in Singapore erstanden hatte und mit dem ich nun bei der schönen Hausfrau Ehre einzulegen hoffte.

Nachdem ich erfahren hatte, daß sie noch mit der Morgentoilette beschäftigt sei, ließ ich mir von dem Kammermädchen die Thüre ihres Schlafgemachs zeigen und breitete das bunte glänzende Fell sorgfältig auf der Schwelle aus, daß der Kopf des Thieres und die ausgestreckten Vorderpfoten der Zimmerthür zugekehrt waren — wie ein Hund, der auf der Schwelle seiner Herrin kauert. Ich freute mich selbst über die sinnreiche Huldigung; beim ersten Schritt aus ihrem Gemach mußte sie den Fuß auf das Fell setzen.

Ich habe nie einen Menschen mit mehr Anmuth ein Geschenk entgegennehmen sehen, als damals Katja; sie zeigte die herzinnige Freude, die den Geber wieder erfreut, und wollte es sich nicht ausreden lassen, daß ich den Tiger selbst erlegt habe, wie sehr ich ihr auch das Gegentheil versicherte. Am Ende richtete sie an Konrad die vorwurfsvolle Frage, warum er nie auf die Tigerjagd gegangen sei.

„Ich habe mir ein lebendiges Tigerkätzchen eingefangen mit scharfen Krallen, die tüchtig kratzen können," gab er heiter zur Antwort, indem er ihre beiden Hände mit den schönen Nägeln in seiner Rechten gefangen hielt, bis sie sich ihm mit Gewalt entwand.

Digitized by Google

„Was soll ich nun Ihnen dagegen geben?“ sagte sie, wobei mich wieder einer ihrer raschen leuchtenden Blicke traf.

Sie schien sich eine Weile zu besinnen, dann sagte sie:

„Sie sollen durch mich eine Frau bekommen, nicht wahr, Konrad?“

Der Freund stimmte mit Jubel zu, und ich machte in Erinnerung an das gestrige Gespräch zum Scherz die Bedingung, daß diese Frau ihr selber gleichen müsse, was sie sehr gern hörte.

Nun hoffte ich, daß der Friede abgeschlossen sei und daß wir noch mit der Zeit die besten Freunde werden würden. Katja suchte mich fortan auf jede Weise auszuzeichnen, sie nahm auf Spaziergängen nur noch meinen Arm und gebrauchte mich zu tausend kleinen Diensten. Immer fehlte ihr etwas, immer war etwas bei ihr in Unordnung, bald mußte ich ihr ein Taschentuch holen, bald verlangte sie meinen Rath über ein neues Kleidungsstück, indem sie sich vor mir auf alle möglichen Weisen drapirte; ein anderes Mal ließ sie mich eine lose gewordene Schleife anstecken, dann wieder ihr stets herabhängendes Schuhband knüpfen, denn ihr Anzug war geschmackvoll, aber unordentlich wie ihr ganzes Wesen. Ich gab mich gutmüthig zu Allem her, obwohl ich zuweilen im Stillen über den strengen Dienst seufzte, und Konrad freute sich unendlich über unsere zunehmende Vertraulichkeit. Er wurde nicht müde, mir von dem Eindruck zu erzählen, den ich auf seine Frau gemacht hätte, und hielt sich, wenn wir beisammen waren, möglichst im Hintergrund, damit meine Vorzüge, die er ihr unablässig pries, desto mehr hervorträten. In Kurzem hatte sie nur noch Augen für mich, sie befahl mir, sie bei ihrem Vornamen zu nennen und lehrte mich auf Russisch zählen; ich mußte sie im Rudern unterweisen, wo sie behauptete, bei mir mehr Fortschritte zu machen, als bei ihrem Mann, ich mußte mit ihr in den Wald spazieren gehen, ihr Pilze für den Mittagstisch sammeln helfen, sie die guten von den giftigen unterscheiden lehren, ich mußte sie am Ende auf allen Ausgängen begleiten, da sie sich ganz entsetzlich vor den Kuhheerden fürchtete, die in dortiger Gegend frei weiden — kurz, sie nahm mich so unausgesetzt in Beschlag, daß ich mich hie und da ein wenig meiner Freiheit wehren mußte.

„Sie gehören ja auch mir,“ konnte sie dann ruhig sagen, „unser Ehevertrag lautet auf Gütergemeinschaft, folglich habe ich Sie mit erheirathet.“

Die hübsche Katja war ganz wie die Kinder, die sich nicht allein zu unterhalten wissen und die unbeschäftigt auf tausend Thorheiten verfallen.

Zuweilen musterte sie auf der Veranda sitzend die Damen, die sich zur Sommerfrische in dem kleinen Ort aufhielten und gegen Abend häufig hier spazieren gingen; sie schlug mir dann diese oder jene als meine zukünftige Frau vor, ergoß sich in Lobpreisungen über die Persönlichkeit der Erkorenen und machte Miene, augenblicklich die Bekanntschaft zu vermitteln; es blieb jedoch bei der Drohung und ich habe nicht erlebt, daß

während der ganzen Zeit meines Aufenthalts eine andere Dame den Fuß über unsere Schwelle gesetzt hätte.

Nur die Vormittage behielt ich mir zu gemeinsamen Studien mit Konrad frei. Dieser empfand es mitunter selbst, daß er zu viel Zeit mit seiner Liebe vertändelt habe, und oft, wenn wir über der Arbeit saßen, entfuhr ihm plötzlich der Seufzer:

„Ja, Du freilich, Du bist unterdessen ein ganzer Mann geworden, aber ich — bin ich nicht wie der Ritter, den die Amoretten vom Pferd gezogen haben? Schild und Speer verrosten im Gras und er — er flicht sich Blumen. Ach, es ist so schwer, zwei Herren zu dienen!"

Sobald aber ein Kleid auf dem Corridor knisterte, vergaß er seine besten Vorsätze und war kaum noch im Stande, mir ein halbes Ohr zu leihen.

„Ist sie nicht wie ein frischer Waldquell mitten in der Dürre dieser abgelebten Welt?" konnte er dann ausrufen. „Gestehe nur, daß sie auch einen Stärkeren als mich überwunden hätte!"

Manchmal kam sie unverhofft in unser Arbeitszimmer hereingerauscht, klagte bitter über unsere Vernachlässigung, zauste ihren Mann bei den Haaren, warf meine Papiere durcheinander und fuhr endlich wieder wie ein Wirbelwind von dannen. Ich gebrauchte deshalb, sobald ich sie kommen hörte, die Vorsicht, unsere Thür zu verriegeln, und hatte dann oft eine halbe Stunde lang mit ihr zu unterhandeln, ehe sie wieder abzog.

So erfreute ich mich denn doch des Freundes weit weniger, als ich gehofft hatte, und mochte es mir daher nicht nehmen lassen, wie sehr auch Frau Katja schmählte, ihn wenigstens jede Woche einmal nach der Stadt zu begleiten, wo wir am physiologischen Institut gemeinsam experimentirten.

In Katjas Gegenwart war ein ernstes Gespräch fast unmöglich; nicht als hätte es ihr an der geistigen Beweglichkeit gefehlt, die allen Frauen ihrer Race eigen ist, aber es war ihr unleidlich, wenn sie selbst nicht der Gegenstand und Mittelpunkt der Unterhaltung war. Sie drängte sich dann dazwischen, schmeichelte und neckte so lange, bis sie die Aufmerksamkeit ganz auf ihre eigene kleine Person gelenkt hatte, und wenn es ihr nicht gelang, so schmollte sie wie ein verzogenes Kind. Bei Spaziergängen konnte es ihr alsdann einfallen, sich plötzlich auf einen Stein zu setzen und nicht mehr weiter zu wollen, und mehr als einmal war ich Zeuge, daß Konrad sie auf den Arm nahm und leicht wie sie war den ganzen Weg nach Hause trug zum großen Erstaunen der vorüberziehenden Fuhrleute und Holzfäller. Dann schmiegte sie sich zärtlich an ihn, rieb ihre Wange an der seinigen und brachte einen Laut hervor, nicht unähnlich einer Katze, die schnurrt, wobei sie verstohlen nach mir herüber blinzelte. Konrad hielt sie trunken vor Glück und Liebe in den Armen, sog im Gehen den starken Duft, den ihr Haar und ihre ganze Person ausströmte und der etwas ihr Eigenes zu sein schien, er nannte sie schmeichelnd sein

„Zibetkätzchen“, sein „Moschusthierchen“, und ich sah wohl, daß nur meine Gegenwart ihn abhielt, sie mit Küssen zu ersticken.

Nur einmal geschah es, daß wir auf dem Heimweg aus einem Nachbardorf, in eine eifrige Discussion vertieft, die wilde Schöne wirklich verloren. Sie hatte meinen Arm abgelehnt und wir bemerkten ihr Zurückbleiben erst, als schon weit und breit keine Spur mehr von ihr zu sehen war. Unter lautem Rufen liefen wir den halben Weg wieder zurück, suchten hinter jedem Baum, ob sie sich nicht irgendwo versteckt habe, und vertheilten uns schließlich auf verschiedene Aussichtspunkte, um die Gegend zu durchspähen, aber vergeblich.

Auf einem grünen, auf drei Seiten von Wald umgebenen Wiesenhang trafen wir wieder zusammen, Konrad in höchster Beängstigung und auch ich verstört und aufgeregt. Noch ein paar Schritte weiter nach dem Waldsaum zu lag ein einsamer Bauplatz, den die Maurer und Zimmerleute vor Kurzem verlassen hatten, denn es war Feierabend. Dort stolperten wir zwischen den Steinen und Balken umher und krochen bis in die Kellerräume hinunter, immer Katjas Namen rufend, den uns das Echo vom Waldsaum spottend zurückgab. Wir schickten uns eben an, den Ort zu verlassen, als ich in der Luft über mir ein Gekicher vernahm. Ich sah an dem rohen Gerippe des Hauses hinauf und erblickte in einer Fensteröffnung des ersten Stockwerks ein rothes Kleid: es war Katja, die auf dem unteren Querbalken saß, den Kopf an einen Pfosten gelehnt, die Füßchen sorglos herunterbaumelnd.

Konrad hatte sie zu gleicher Zeit entdeckt, er stieß einen Schrei aus und wollte sich an dem Gemäuer hinaufschwingen, um ihr nachzuklettern, aber ich hielt ihn am Arm zurück, denn ich sah, daß sie schon Miene machte, auf dem schmalen Gebälk zu entfliehen und daß die Verfolgung sie nur zu größerer Waghalsigkeit angespornt hätte.

„Was bist Du denn für eine tolle Kosakin?“ rief er, mit geheucheltem Zorn rathlos zu ihr emporstarrend.

Katja lachte.

„Ich bin ein kleines wildes Steppenpferdchen,“ gab sie zur Antwort, „das jeden abwirft, der es zähmen will, aber wen es lieb hat, dem folgt es auf den bloßen Ruf.“

„Nun so folge mir und komm herunter,“ rief er unruhig, indem er vergebens suchte seiner Stimme einen gebieterischen Klang zu geben.

Sie verschränkte die Arme über der Brust, sah ihn gelassen an und regte sich nicht.

Er machte Miene, mitten unter dem Schutt und Mörtel niederzuknieen, aber ich verhinderte es, denn die Scene begann mich zu verdrießen.

„Ich bitte Dich,“ sagte er angstvoll, „rufe Du sie herunter, Du bist der einzige Mensch, vor dem sie Respect hat.“

Ich rief ihr zu, mir vorsichtig entgegenzukommen, da ich sie holen wolle, und sie gehorchte augenblicklich. Sie ließ sich von dem Balken, auf dem sie gesessen hatte, herabheben und sorglich über das Gerüst leiten, wobei sie sich fest an meinem Arm hielt und lachend in das leere Innere des Hauses hinabdeutete. „Welch liebendes Paar wird einmal in diesem Nestchen hausen!“ rief sie übermüthig mit den Füßen schleifend. — „Ich habe, während Sie mich suchten, mir hier oben einen kleinen Roman ausgesponnen. Wollen Sie ihn hören?“

„Wenn wir auf ebenem Boden sind,“ gab ich trocken zur Antwort.

„Ah, Sie sind schlechter Laune,“ sagte sie, „so will ich mit Ihnen tanzen, um Sie aufzuheitern.“

Und einen Walzer summend ergriff sie meine beiden Hände und begann im Tact zu tänzeln.

Nun war ich der Thorheit satt, denn ich stellte mir Konrads Verzweiflung vor. Ich drückte ihr beide Arme so zusammen, daß sie sich nicht mehr rühren konnte, hob sie auf und brachte sie ohne Unfall auf das Mauerwerk herab. Als ich zu Boden gesprungen war, ließ sie sich weich in meine Arme gleiten und während ich sie herunterhob, schlang sie mir einen Arm um den Nacken und streifte mit ihrer Wange die meinige. Ich setzte sie rasch zu Boden, als hätte ich einen Diebstahl begangen, und vermied es, ihr auf dem Heimweg den Arm zu reichen.

Konrad beschwerte sich sanft, daß sie seinem Ruf keine Folge geleistet, da er doch das älteste Recht an ihr Herz besitze, und ich werde nie den Ton vergessen, mit dem Katja zur Antwort gab:

„Ein Herz verschenkt man nicht, man leiht es nur. Mit wem, sagt euer Schiller, sei kein ewiger Bund zu flechten?“

Konrad antwortete belustigt:

„Mit des Geschickes Mächten; ich denke, mit so hohen Herrschaften wirst Du Dich nicht vergleichen wollen.“

„Wer weiß,“ antwortete Katja — „wer weiß?

Dabei funkelte in ihren runden sonst so kindlichen Augen ein tückisches Feuer und ihre sehr rothen Lippen zogen sich zusammen in einer Weise, die mir mißfiel.

Von diesem Augenblick plagte mich eine sonderbare Unruhe, ein Mißtrauen gegen das wundersame Geschöpf, das mit der lebhaftesten Anziehung stritt. Auch wenn ich allein war, mußte ich unablässig an sie denken. Der Eindruck, den sie vor Jahren beim ersten Anblick in Partenkirchen auf mich gemacht hatte, wurde mir wieder mit größter Lebendigkeit gegenwärtig; das Bild, das ich von damals her von ihr bewahrte, stellte sich neben das der letzten Tage, jedes schien mir das wahre zu sein und doch konnte ich die beiden nicht versöhnen. Eine unbestimmte Angst befiel mich, wenn ich Konrad so zufrieden plaudernd an ihrer Seite hingehen sah; es war mir,

als sehe ich einen Nachtwandler sich ruhig am Rand eines Abgrunds bewegen.

In der Nacht, als ich schon zu Bett lag und das Licht gelöscht hatte, überfiel mich die Beklemmung und das ängstigende Vorgefühl eines Unglücks so stark, daß ich aufstehen mußte, um die frische Nachtluft hereinzulassen, und nach Wasser suchte, um mich zu kühlen. Die Flasche war leer, wie überhaupt für meine Bequemlichkeit im Hause ziemlich schlecht gesorgt war, soweit nicht Konrads Auge darüber wachte. Ich tappte mich im Finstern nach der Küche; aber das Wasser, das ich dort fand, war so lau und abgestanden, daß es meine Gluth noch vermehrte, und da die Hausthür, wie ich wohl wußte, verschlossen war, stieg ich zu dem niederen Küchenfenster hinaus und schöpfte an dem wenige Schritte entlegenen Ziehbrunnen einen Eimer Wasser, mit dem ich mir Kopf und Hände kühlte. Etwas erfrischt schlüpfte ich nun um die Ecke des Hauses, um baarhäuptig die kühle Luft des Parks auf meine überreizten Nerven wirken zu lassen. Ich ging auf den Zehen, um meine Gastfreunde, deren Schlafzimmer nach dieser Seite und gleichfalls zu ebener Erde lag, nicht zu stören, und nicht ein Kiesel knirschte unter meinen Füßen.

Da war mir's, als hörte ich leise ein Fenster klirren. Täuschten mich meine Sinne oder sah ich wirklich eine weiße Gestalt sich hinter den Gardinen des Schlafgemachs bewegen?

Ich entfernte mich eilig den Park hinauf, durchschweifte die entlegensten Gänge und Windungen, bis ich am Ende auf einen Aussichtspunkt in der Höhe gelangte. Dort setzte ich mich auf eine Bank, sah auf den See hinab, der unbeweglich in der Tiefe zu meinen Füßen lag, und dachte an die räthselhafte Frau. Ich konnte mir nicht mehr verhehlen, daß ihrem Benehmen gegen mich eine Absicht zu Grunde lag. Warum gab sie nur, wenn sie mit mir sprach, ihrer Stimme die wunderbaren Modulationen, als ob in jeder Cadenz ein Pfeil auf mich lauerte? Warum lief sie mir nach wie ein Hündchen seinem unfreundlichen Gebieter, während sie Konrads unausgesetzte Bemühungen um sie gering zu achten schien? Warum ließ sie keine geschwisterliche Vertraulichkeit zwischen uns aufkommen? Ich war kein Mensch, der beim ersten Anlaß in Flammen auflodert, und gewiß, wenn ich mir die Frau vorstellte, der ich einmal mein Leben widmen wollte, so gab ich ihr auch nicht einen Zug dieses reizenden Kobolds. Aber so viel mußte ich mir bekennen, daß, wäre sie nicht die Frau meines besten Freundes gewesen, ich eine Tändelei mit ihr schwerlich zurückgewiesen hätte. Als ich nach mehreren Stunden wieder aus den dichten Laubgängen trat, sah ich, daß Konrads Studirzimmer, welches im ersten Stock neben der Veranda lag, erleuchtet war. Dieses Licht hatte ich vorher nicht bemerkt.

Ein Schreck durchfuhr mich. Er hier oben, allein, zu dieser Stunde, vielleicht nach einer Scene mit ihr, wer weiß von was für Gefühlen und Gedanken bestürmt!

Und eine Stimme raunte mir laut und vernehmbar ins Ohr: Fliehe, fliehe, du bringst das Verderben unter dieses Dach!

Es war ein Augenblick des Hellsehens, wie ich es öfters vor einer Gefahr erlebt habe. Der Blitz, der einen Abgrund erhellt. Wäre ich dieser Stimme gefolgt und im selben Augenblick geflohen! Es war der letzte Rettungsweg, den mir das Schicksal aufthat. Der Felsblock, der mir den Freund zerschmettern sollte, wäre wohl früher oder später doch herabgerollt, aber nicht ich hätte ihm den Stoß gegeben.

Ich nahm ein Steinchen und warf es nach dem erleuchteten Fenster hinauf. Alsbald verdunkelte sich die Scheibe, eine Gestalt erschien in dem Rahmen, beugte sich heraus und eine freundliche Stimme fragte:

„Bist Du es, Nachtschwärmer?"

Ich bat ihn herunterzukommen und ein wenig zu plaudern, aber er gab heiter zur Antwort:

„Was fällt Dir ein, um diese Stunde? Lege Dich zu Bett. Ich muß nur noch einen Vortrag für den Semesteranfang ausarbeiten; dann will ich auch schlafen."

Ich blickte nach Katjas Fenstern, da war Alles dunkel und still.

Konrads Stimme hatte heiter und ruhig geklungen, er saß über einer Arbeit und schrieb. Mein Hellsehen erlosch plötzlich, und fröstelnd kroch ich durch das Fenster in mein Gemach zurück.

Gleichwohl sagte ich mir, daß es unter allen Umständen räthlich wäre, meinen Aufenthalt im Hause abzukürzen, nur kannte leider Konrad meine Verhältnisse zu gut, als daß ich von einem Tag zum andern einen haltbaren Vorwand gefunden hätte. Daher beschäftigte ich mich nun ernstlicher mit meiner Niederlassung in München, die schon seit Wochen fest geplant war, — in der Stadt, dachte ich, wo der freie Verkehr von selbst wegfällt, ist auch die Gefahr geringer, daß sich die gewaltthätige Frau zwischen mich und den Freund dränge.

Dieser Gedanke schien mir wunder wie weise; ich fuhr gleich nach der Stadt und kam erst zurück, als die Wohnung schon gemiethet war. Aber eine unvorsichtige Vorsicht, vielleicht auch das Gesetz der Trägheit, dem sich Keiner ganz entzieht, hinderte mich, nun auch augenblicklich meine Habseligkeiten wegzuschaffen, und ich ließ mich durch Konrad, den meine Eile verstimmte, bewegen, noch ein paar Tage zuzugeben.

In der nächsten Nacht trieb mich die Schwüle meines Zimmers abermals ins Freie. Es war schon spät, denn wir hatten am Abend lange auf der Terrasse gesessen, und die fast gefüllte Mondscheibe über den hohen Baumwipfeln neigte sich schon zum Untergang, als ich scheu wie ein Dieb in den Garten herausgeschlichen kam. Aber kaum hatte ich ein paar Schritte auf die kleine Waldung zu gethan, als ich hinter mir ein Geräusch vernahm: es knackte in dem Rosenspalier unter Katjas Fenster, eilige Schritte kamen über den Kiesweg, ich blieb horchend stehen, da erschien eine weiße Ge-

stalt hinter den Bäumen hervor, und ehe ich mich dessen versah, stand Katja neben mir. Sie hatte ein dünnes Mäntelchen umgeworfen und ein weißer Schleier lag lose über dem aufgebundenen braunen Haar.

„Ich kann doch nicht dulden, daß mich Jemand an Thorheit überbietet," flüsterte sie. „Ich wußte, daß Sie hier spazieren gehen, und da ich nicht schlafen konnte, wollte ich Ihnen Gesellschaft leisten."

Unwillkürlich flogen meine Blicke zu Konrads Fenster hinauf.

„Er schläft fest," sagte sie und trippelte ungeduldig mit den Füßchen.

„Wohin befehlen Sie, daß ich Sie führe?" fragte ich eisig.

Sie deutete nach der Anhöhe, wo ich die verflossene Nacht gesessen, und zeigte mir dadurch, daß sie mich beobachtet hatte. Wir setzten uns in Bewegung, beide schweigend, denn ich wußte noch nicht, welche Haltung ich annehmen sollte, und sie schien es darauf abgesehen zu haben, mich die ganze Beklemmung meiner Lage auskosten zu lassen.

„Sie halten mich wohl für sehr abenteuerlich," sagte sie endlich leichthin.

„Ich erlaube mir keine Meinung über das, was Sie thun," gab ich möglichst ungalant zur Antwort.

„Wirklich?" sagte sie, mich scharf anblickend, „Sie sehen aber aus wie ein Prinzenhofmeister, dessen Zögling einen unartigen Streich macht."

Ich war schon wieder ruhig und reichte ihr schweigend den Arm. Ich erkannte zu meinem Trost, daß ich ihre Nähe weniger zu fürchten hatte, als meine eigene beunruhigte Phantasie, wenn ich fern von ihr war.

Wir waren nur wenige Schritte gegangen, als sie vom Wege abbog und mich durch Gestrüpp auf eine Lichtung mitten in dem kleinen Wäldchen führte. Ein mächtiger Steinblock, rings von Moos umwachsen, lag dort im Rasen und erinnerte an jene alten Runensteine, die man oft in deutschen Wäldern findet. Dorthin strebte Katja an meinem Arm.

Sie hielt mir ihr mondbeschienenes Gesicht zugekehrt und sagte plötzlich:

„Sie, der Sie Alles wissen, sagen Sie mir, warum tödtet man Tag für Tag seine liebsten Gefühle ab und nennt das Civilisation?"

Aber sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort:

„Hier ist geweihter Boden; Menschen haben hier gebetet und ihre Opfer dargebracht. Was sie thaten, war damals sittlich und heilig — heute würde es für Frevel gelten. So wechselt die Moral, aber die Natur bleibt ewig dieselbe."

„Es giebt auch eine Moral, die für alle Zeiten dauert, Katja," sagte ich ernst, doch sie hörte nicht auf mich, sondern warf plötzlich ihr Mäntelchen ab, das ich stillschweigend aufhob, schüttelte den Schleier aus den Haaren, daß die braune Mähne frei umher flog, und schwang sich auf den Steinblock.

Dort saß sie, die Augen fest auf den untergehenden Mond geheftet, und begann rythmische, mir unverständliche Worte vor sich hinzumurmeln. Allmählich wurde ihre Stimme lauter, sie schüttelte den Arm drohend wie

gegen einen unsichtbaren Feind und schrie die letzten Worte mit einem Ausdruck von begeistertem Wahnsinn in die Nacht hinaus.

Ich meinte die Priesterin eines unterdrückten Stammes vor mir zu sehen, die nächtlicherweile auf dem alten Opferplatz die Weihe ihres verbotenen Götzendienstes begeht.

„Was starren Sie mich so an? Verstehen Sie mich?“ fragte sie.

„Wie sollte ich? Ich kann ja nicht Russisch.“

„Ach, ich vergaß,“ flüsterte sie, zu mir herabgeneigt. „Es ist mir immer, als müßten Sie Alles verstehen, was in mir vorgeht. — Die Verse sind von Puschkin, und einer Zigeunerin in den Mund gelegt, die das Recht ihrer freien Liebe mit dem Tode bezahlt. Wenn Sie nur wüßten, wie schön das ist! Auf Deutsch läßt es sich so gar nicht sagen: ‚Ich liebe einen Andern und liebend sterbe ich!‘“

Sie sprang von dem Stein herab, wie vom Schwindel ergriffen, und lehnte sich neben mich. Ich sah sie fest an, um sie mit meinem Blick im Zaume zu halten, und sie senkte schweigend die Stirn.

Aber bald kam der Dämon wieder über sie.

„Was thäten Sie, wenn Ihnen Ihre Frau untreu würde?“ fragte sie mich.

„Das weiß ich nicht,“ gab ich zur Antwort, „ich kann mir den Fall nicht denken, kann mir nicht vorstellen, daß ich mich in meiner Wahl so vergreifen könnte. Wenn es aber dennoch geschehen sollte —“

„Wenn es dennoch geschehen sollte?“ forschte sie.

„Dann wäre es ihre und meine letzte Stunde,“ sagte ich kalt.

„Wahrhaftig, dazu wären Sie im Stande!“ entgegnete sie mit einem Tone, in dem durchaus kein Mißfallen lag.

Sie lehnte sich wie liebkosend gegen meinen Arm. — „Glücklich die Frau, die sich einmal auf diesen Arm stützen wird,“ sagte sie, und durch ihre Stimme klang es wie ein heimliches Schluchzen.

Aber plötzlich ließ sie meinen Arm wieder fahren und eilte rasch davon in die dunkle Waldung hinein. Fast gleichzeitig versank der Mond hinter den Bäumen und um mich her wurde es finster. Ich folgte ihr und rief sie bei Namen; aber es dauerte geraume Zeit, bis ich sie wiederfand. An ihrem weißen Kleide erkannte ich sie endlich. Sie saß auf einer unter Bäumen versteckten Gartenbank und hatte das Gesicht in den Händen vergraben.

„Ich bin ein unnützes Geschöpf,“ sagte sie, „das nur auf der Welt ist, um unglücklich zu sein und Andere unglücklich zu machen. Lassen Sie mich hier, ich verdiene nicht, daß Sie sich Mühe mit mir geben.“

„Aber Katja! Liebe Katja, was sind das für Anwandlungen?“ sagte ich. „Sie wissen doch selbst, daß Sie zum Glück des besten Menschen unentbehrlich sind.“

„Wollen Sie mir Eins versprechen?“ fragte sie. Ich nickte.

„Sie sollen nicht schlecht von mir denken. Wenn Sie mich Dinge thun sehen, die Ihnen mißfallen, so sagen Sie es mir offen. Ich will suchen, es Ihnen recht zu machen. — Ich will werden, wie jene Helene," setzte sie leise hinzu.

Und da ich ihr gerührt die Hand drückte, blieb sie stehen und sagte so vor sich hin:

„Wenn ich nur wüßte, ob Sie je geliebt haben! Aber ich habe ja kein Recht, Sie das zu fragen — vielleicht erzählen Sie es mir von selbst, ein anderes Mal!"

Wir standen schon wieder unter ihrem Fenster, Katja sah hinauf und sagte:

„Er träumt wohl längst von Kaninchen und Schlangen — — Schlangen! — Wer ist nun die Schlange hier im Haus?" setzte sie wie geistesabwesend hinzu.

„Katja," mahnte ich, „Sie wollten ja gut sein —"

„Sie haben Recht," antwortete sie heiter und zog ihren Arm aus dem meinigen. „Gute Nacht, Herr Hofmeister, und verzeihen Sie die aufgedrungene Begleitung."

Ich wollte Konrad wecken, daß er mir die Hausthür öffne, denn es schien mir nicht am Platz, einen Dienstboten zum Zeugen unserer späten Heimkehr zu machen; aber Katja hielt mich zurück.

„Was fällt Ihnen ein?" sagte sie — „Stören Sie ihn nicht, ich kehre durch das Fenster zurück, wie ich gekommen bin."

Ich bat sie, wenigstens meine Dienste als Stallmeister anzunehmen, und bückte mich nieder, um ihr beim Aufsteigen behülflich zu sein.

„Das lasse ich mir gefallen," rief sie lustig, faßte mit einer Hand den Fensterpfosten, stützte sich mit der anderen auf meine Schulter, und meine Handfläche kaum mit dem Fuße berührend schwang sie sich auf das niedere Gesimse und verschwand im Dunkeln.

Ich wußte weniger als je, was ich aus ihr machen sollte; aber ich war sehr auf meiner Hut, mich in kein Geheimniß mit ihr zu verstricken, und scherzte deshalb am Morgen beim Frühstück in Konrads Gegenwart über unsern nächtlichen Spaziergang.

Er schien damit wohl zufrieden, wie mit Allem, was seine Frau that, und fragte nur sorglich, ob sie auch ein warmes Tuch umgelegt habe. Katja sah mich scharf dabei an, und es zuckte wie Trotz und Haß um ihren Mund. Aber gleich verwischte sie diesen Eindruck wieder, indem sie ihren Rückzug durch das Fenster und meine feierliche Haltung als Stallmeister so possenhaft darstellte, daß Konrad in lautes Lachen ausbrach.

„Ja, ich weiß schon, daß Du Dich auf solche Gymnastik verstehst," sagte er und wollte einen Arm um sie legen, aber sie entschlüpfte ihm zierlich.

Einmal, als wir wieder beisammen saßen, betrachtete er uns lange schweigend, und seine Blicke gingen innig von einem zum andern.

„Ich bin fast allzureich," rief er, „daß ich euch beide besitze — diese Frau und einen solchen Freund! Und nun besitze ich Euch beide erst wahrhaft, seit Ihr Euch kennt und Euch liebgewonnen habt. Nun hat sich Helenens Traum erfüllt: Der Dritte im Bunde!"

„Wer ist Helene?" fragte Katja obenhin.

Das gab mir einen Stich ins Herz, denn ich wußte daß der Name ihr nicht fremd war, aber Konrad, der den kleinen Mißton nicht beachtete, antwortete bewegt:

„Meine erste Braut. Sie liebte Oskar fast wie mich selbst und wollte ihm Freundin und Schwester sein auf Tod und Leben."

„So will ich halten, was sie versprochen hat," rief Katja und sprang auf. „Wollen Sie Brüderschaft mit mir machen auf Tod und Leben?"

Dabei hielt sie mir mit einer reizenden, schüchternen Geberde die Hand hin; aber von ihrem Auge sprang es wie ein Funke in das meinige über.

Ich reichte ihr die Rechte, Konrad legte die seinige darauf und drückte unsere beiden Hände zusammen.

„Eine größere Freude könntet Ihr mir nicht machen," sagte er gerührt.

Dann stieß er mich sachte gegen Katja und sagte:

„Küsse sie, Du darfst es."

Ich besaß nicht die nöthige Unbefangenheit, um diesem Geheiß einfach und natürlich nachzukommen; ich führte nur ihre Hand, die ganz kalt geworden war, an die Lippen. Aber gleichzeitig beugte sich Katja herab und küßte mich nach russischer Sitte auf die Stirne; ich fühlte, daß ihr Mund dabei zitterte.

Bei Tische ließ Konrad Champagner kommen und wir tranken nun feierlich Brüderschaft. Von dieser Stunde an nannten wir uns Du, was mir anfangs schwer fiel; und hätte nicht Konrad jeden Verstoß gerügt, so würde ich mich nie daran gewöhnt haben. Denn Katja gab diesem Du nicht den schwesterlichen Ton, der, wenn er eine Schranke niederreißt, zugleich auch einen Reiz entfernt; es klang in ihrem Munde bewegt und zärtlich wie eine heimliche Schuld. Aber ich wollte mir davon keine Rechenschaft geben, denn ich hatte mir fest vorgenommen, nicht mehr über die Seltsamkeiten ihres Benehmens nachzudenken, sondern die Gefahr, wenn eine da war, dadurch zu bezwingen, daß ich sie übersah.

Auch überstürzten sich von nun an die Ereignisse so, daß mir zum Ueberdenken meiner Lage gar keine Zeit mehr blieb.

Das Erste war, daß Konrad durch ein Telegramm nach der Stadt gerufen wurde, weil in einer ihm befreundeten Familie ein Kind schwer erkrankt war und man ihn zu der Behandlung beizuziehen wünschte. Ich

wollte ihn wie gewöhnlich auf der Fahrt begleiten, aber er ließ es nicht zu, denn es beunruhigte ihn stets, seine Frau allein zu wissen, und ich konnte nicht auf meinem Wunsch bestehen, ohne Argwohn zu erregen. Auch wollte er spätestens den andern Abend wieder zurück sein. Dennoch, wenn ich auf Katja blickte, die mit einem ganz verschlossenen Gesicht unseren Unterhandlungen zuhörte, so war mir nicht wohl bei der Sache.

Ehe er in das Dampfboot stieg, legte er Katjas Arm in den meinigen und sagte eindringlich zu ihr:

„Ich lasse Oskar als Deinen Vormund zurück, versprich mir, daß Du ihm folgen willst."

„Ich will's, ich habe es ihm schon neulich versprochen," sagte sie weich und sah mit einem langen Blick an mir empor.

„Um so besser," sagte er erleichtert. — „Oskar, ich lege Dir mein Kleinod ans Herz."

Es war aber, als könne er sich nicht von ihr losreißen, denn als schon das Signal zur Abfahrt gegeben wurde, eilte er noch einmal zurück und drückte sie an sich.

Ich schlug nach Tische, um das tête-à-tête abzukürzen, einen Besuch in der Nachbarschaft vor. Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen waren wir zufällig mit einer älteren Dame bekannt geworden, die großes Gefallen an Katja zu haben schien, und uns schon mehrmals die Zusage abgenommen hatte, ihr schönes, eine Stunde entlegenes Anwesen in Augenschein zu nehmen. An dieses Versprechen erinnerte ich nun Katja, und sie war gleich bereit, wie immer, wenn ich einen Wunsch äußerte. Sie erhob sich sofort, um Hut und Sonnenschirm zu holen, und ein paar Minuten später waren wir schon auf der Wanderung.

Auf dem ganzen Weg sprach ich ihr nur von Konrad und ich legte in meine Worte mehr Wärme, als es sonst meine Art ist. Ich schilderte ihr unser brüderliches Zusammenleben auf der Hochschule, seine Hingebung für mich, die Nächte, die er während meiner Krankheit an meinem Bett durchwachte, all die unvergeßlichen Stunden der Jugend, die in meiner Seele lebten; sie hörte gelassen zu, ohne mich zu unterbrechen oder auf mich einzugehen; es war gerade, als glitten meine Worte an ihr herunter und fielen stumpf zu Boden. An dieser kühlen Haltung erlosch das Feuer meiner Beredtsamkeit und ich verstummte.

Die Dame empfing uns mit lebhaften Aeußerungen der Freude. Sie war Wittwe, kinderlos, lebte seit Jahren auf dem Lande, wo ihr, wie sie sagte, selten so angenehme Ueberraschungen zu Theil wurden. Sie küßte Katja auf beide Wangen, nannte sie ihre schöne wilde Steppenblume, bei deren Anblick ihr immer das Herz aufgehe, und nöthigte uns gleich in ihrer kleinen Jasminlaube am Eingang Erfrischungen auf. Auch mir sagte sie sehr viel Schmeichelhaftes, versicherte, sie habe nie ein Paar gesehen, das

so schön zusammen tauge, denn es könnte für dieses zarte Blumengesicht keine glücklichere Folie geben, als meine dunkle Hautfarbe und meine schwarzen Haare, kurz, ich ersah aus ihren Worten, daß sie mich mit Konrad verwechselte, von dem sie die beste Meinung zu haben schien. Dies durfte mich im Grund nicht Wunder nehmen, denn sie hatte bei unseren gemeinsamen Spaziergängen Katja stets an meinem Arm gesehen, mitunter war sie auch uns beiden allein begegnet. Als wir ihren Irrthum aufklärten, zog sich das Gesicht der guten Dame etwas in die Länge, aber Katja benahm sich mit so viel Tact und Würde, sie klagte so natürlich und anmuthig über die häufige Strohwittwenschaft, zu der sie der Beruf ihres Gatten verdamme, behauptete, ich sei der einzige Mensch, auf den sie eifersüchtig sein könnte, da Konrad mehr als einen Bruder, sein anderes Ich in mir sehe — daß die kleine Wolke gleich verschwand und keine Spur zurückließ.

Wir wurden durch das enge Gehöft geführt, bekamen Wiesen, Felder und Stallungen wie auch die schon gefüllten Scheunen zu sehen; da aber Katja keinerlei Interesse für Landwirthschaft zeigte, stiegen wir gemeinsam nach dem höher gelegenen Forst hinauf, der sich viele Stunden weit ausdehnte. Bei dieser Gelegenheit kehrte Katja eine ganze neue Seite ihres Wesens hervor, sie benahm sich auf das Gesetzteste, sprach mit der würdigen Dame von lauter ernsthaften Gegenständen, wie Kindererziehung und Unsterblichkeit der Seele, ließ sie von ihrem seligen Gemahl und ihrem am Scharlachfieber gestorbenen Söhnchen erzählen, und schlug ihre gefühlvollsten Saiten an, mit denen sie die gute Dame völlig bezauberte.

Ein rascher Gewitterregen trieb uns ins Haus zurück, als die Sonne sich schon zu neigen begann; ich bat die Hausfrau, von deren musikalischer Begabung ich schon gehört hatte, uns etwas vorzutragen, und sie willfahrte ohne Säumen. Sie spielte ein Beethovensches Stück, während die Schloßen an die Fenster schlugen, und übertäubte mit ihrem mächtigen Anschlag zuweilen die Stimme des Donners. Als sie geendet hatte, blickte schon wieder die Sonne durch das Fenster, und ich wollte an die Heimkehr mahnen. Aber Katja, die während des Spiels kaum an sich halten konnte, denn es war ihr unerträglich als Zuhörerin im Hintergrund zu stehen, sprang noch ehe der letzte Ton verklungen war, auf, fiel der Spielenden um den Hals und bat sie zum Gesang zu begleiten. Die gute Dame erklärte sich natürlich mit Vergnügen bereit; es wurden Noten gebracht, Katja sang mehrere Schubertsche Lieder mit weit mehr Kraft und Größe als ich ihr zugetraut hatte. Ueber das Clavier geneigt, lauschte sie mit halboffenem Munde; dann brach' ihre Stimme los, wild und zügellos wie Wasser, das durch die geöffneten Schleusen herunterstürzt, ihre ganze Erscheinung verwandelte sich und zuckte auf wie eine Flamme; ich hatte sie nie so schön und so durchleuchtet gesehen.

Von Fortkommen war nun keine Rede mehr; ein Lied folgte auf

das andere, Katja war wie berauscht und schien sich am Genuß des eigenen Wesens nicht sättigen zu können.

Die neue Freundin drang mit herzlicher Gastlichkeit in uns, zum Abendimbiß zu bleiben, und da es unterdessen doch schon spät geworden war, willigte Katja ein, vorausgesetzt, daß ich damit zufrieden sei — mir blieb natürlich nichts übrig als zuzustimmen.

Schon standen einzelne Sterne am Himmel, als wir endlich aufbrachen. Die gute Dame begleitete uns bis an die Grenze ihrer Besitzungen und hielt uns noch bei ihren Blumenbeeten zurück, um für Katja einen Strauß Georginen und später Rosen zu pflücken. Ich lehnte unterdessen mit der Cigarre im Mund am Gartenthor und starrte gedankenlos in die Luft; dabei übersah ich es, daß Katja sich neben mich gestellt hatte, und in der Zerstreuung blies ich ihr einen vollen Rauchwirbel gerade ins Gesicht. Zur Entschuldigung meiner Ungeschicklichkeit wollte ich die Wölkchen mit der Hand zertheilen, aber Katja ließ es nicht zu, sie hielt meine Hand fest und sog, tief und langsam athmend, den Rauch ein, indem sie mit zurückgebogenem Kopf aus halb gesenkten Wimpern an mir emporsah. In einer Art traumhafter Verzauberung achtete ich nicht auf ihr seltsames Betragen, ja, es kam mir nicht einmal zum Bewußtsein, bis mir späterhin der Sinn dieses Vorgangs klar ward.

Die Landstraße war schon wieder trocken, und als wir den mit Nadelhölzern vermischten Laubwald betraten, fanden wir zu unserem Erstaunen, daß auch hier der Boden nicht so durchweicht war, wie wir gefürchtet hatten; der kurze Regen war durch die dichten Baumwipfel nicht ganz hindurchgedrungen und hing noch zum Theil in dem Gezweig, von dem er langsam niedertropfte.

Katja schürzte ihr Kleidchen hoch herauf und schritt mit den kleinen hohen Stiefelchen muthig voran, indem sie sich fest auf meinen Arm stützte, um nicht auszugleiten. Im Wald war es schon dunkel; phantastisch geformte Bäume standen wie krüppelhafte Riesen am Weg und schienen uns zurückzuscheuchen, ein Bächlein rauschte in der Nähe, die ganze Natur nahm an der Stimmung theil, die Katjas wilder schwermüthiger Gesang heraufbeschworen hatte. Sie selber war bewegt und ernst, sie drückte mir von Zeit zu Zeit den Arm und sah mich mit den berückenden Augen an, als seien wir zwei allein auf der Welt und alle andere Bande von uns abgefallen.

Sie erzählte mir viel aus ihrem Leben, von ihrer freudlosen Jugend, ihrer traurigen ersten Ehe, der Herzensöde mitten im Taumel großstädtischer Genüsse, von der rastlosen Sehnsucht nach Höherem und Besserem, selbst nach Schmerzen und Opfern, einer Sehnsucht, die sie zuerst nach Deutschland getrieben hatte; sie verglich sich einer Undine, die aus ihren kühlen Wasserreichen heraufsteigt, um durch die Liebe eine Seele zu gewinnen, und dabei drückte sie meinen Arm an die Brust, und sah mich mit den

tiefen schimmernden Augen an, als wollte sie sagen: Nun haben wir uns gefunden, nun ist Alles gut.

Auch Konrad nannte sie hin und wieder, aber sie sprach von ihm, wie von einem fernen lieben Freunde, der seit langen Jahren aus unserem Lebenskreis entrückt ist. Und allmählich lagerte es sich wie ein leichter Nebel um meine Erinnerung, daß auch mir das Gestern in einer grauen Ferne vorschwebte; ich wunderte mich nicht mehr über den Ton, in dem sie von ihrem Gatten sprach, ich dachte an ihn wie an den Freund meiner längst entschwundenen Jugendtage und vergaß, daß ihn nur ein paar Meilen von uns trennten, daß meine Hand noch vor wenig Stunden den Druck der seinigen empfangen hatte. So schritten wir beide, von einem unerklärlichen Zauber befangen, immer weiter in den verwünschten Wald hinein.

Plötzlich warf Katja ganz unvermittelt in unser Gespräch die Frage, warum ich damals in Partenkirchen ihrer Bekanntschaft ausgewichen sei, aber sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern rief schnell:

„Nein, sage nichts, ich weiß es schon, Du wolltest mich nicht kennen lernen, weil ich Dir mißfiel. Aber jetzt gefalle ich Dir ein klein wenig, nicht?"

Sie sagte diese letzten Worte in so liebenswürdig bittendem Ton, daß ich unwillkürlich ihren Arm fester drückte, was von ihr lebhaft erwidert wurde.

Noch eine Strecke Wegs legten wir schweigend zurück, während sie immer schwerer und schwerer an meinem Arme hing.

„Ich bin so müde, so müde," klagte sie, „und doch ist mir so wohl wie noch nie, ich wollte, dieser Spaziergang nähme nie ein Ende."

Aber noch hatte sie nicht ausgesprochen, als sie mit einem leisen O! zusammenknickte und mich beinah im Sinken mit sich riß. Sie hatte mit dem Fuß unvorsichtig an eine Baumwurzel gestoßen und klagte, sie habe sich eine Sehne verzogen und könne nicht mehr auftreten. Ich tröstete sie, daß dieses Uebel von keiner Bedeutung sei und daß der Schmerz in Kurzem von selbst aufhören werde. Ein paar Schritte vom Weg lagen im Gehölz dicke Baumstämme gefällt und übereinandergeworfen. Dorthin trug ich sie, ließ sie sorgfältig auf den rauhen Sitz nieder, den ich zuvor mit meinem Tuch abtrocknete, und wollte neben ihr stehend abwarten, bis der Schmerz vorüber sei. Aber ihr Kopf sank nach der Seite über, als suche er eine Stütze, daß ich mich zu ihr setzen und sie mit dem Arme aufrichten mußte.

Sie lehnte sich an meine Schulter und schloß die Augen. Ich fragte besorgt, was ihr fehle.

„Nichts," sagte sie, „ich bin so glücklich, ich möchte vergehen, jetzt in diesem Augenblick, o wer so stirbt, der stirbt wohl."

Doch nach einer kleiner Weile schlug sie langsam die dunkeln Wimpern

wieder auf, ein fremdes, sehnsüchtiges Lächeln trat auf ihre Lippen, sie streckte beide Arme nach mir aus, zog meinen Kopf zu sich herunter und flüsterte mit weicher, ganz verwandelter Stimme:

„Oskar, ich gebe Dir jetzt den Kuß zurück, den Du mir vorhin durch den Rauch gabst.“

Und ehe ich mich dessen versah, fühlte ich ihre Brust an die meinige gepreßt, und ihr heißer Athem versengte mich.

Als hätte der Blitz neben mir eingeschlagen, so stieß ich sie weg und fuhr in die Höhe.

Konrads Name war das Einzige, was ich mit gelähmten Lippen zu stammeln vermochte — und ich mag ihn ausgesprochen haben, wie ein frommer Katholik den seines Heiligen in der Stunde der Noth.

Katja blieb sitzen, sie schüttelte nur leise den Kopf, wie über eine unbegreifliche Thorheit, und sagte mit demselben fremdartigen Lächeln:

„Er hört Dich nicht. — Was schadet es ihm, wenn wir glücklich sind?“

Ich bekämpfte alle auf mich einstürmenden Dämonen, und erinnerte sie an das, was wir beide Konrad schuldig waren.

Katja hielt ihre zauberhaften Augen unverwandt auf mich geheftet und sagte leise:

„Oskar, täusche Dich nicht; die Liebe ist zu groß und heilig, als daß sie eines Menschen Eigenthum sein könnte. Soll man ewig das Gestern nachschleppen wie ein Sträfling die Kugel am Fuß? Konrad ist das Gestern; aber in Dir ist das Heute, das Morgen und die ganze Ewigkeit!“

Ich bezwang das Zittern meiner Stimme und hieß sie mit gekünstelter Härte aufstehen und dieser Scene ein Ende machen.

Sie gehorchte, sank aber sogleich wieder zurück und stöhnte: „Mein Fuß! — Du bist grausam, aber darum liebe ich Dich.“

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, bei denen ich sie nicht unterstützte, gelang es ihr aufzustehen. Sie trat ganz nahe auf mich zu und sagte mich fest anblickend:

„Ich folge Dir, weil Du es haben willst, weil ich Alles thun muß, was Du begehrst; nicht wegen meiner sogenannten Pflicht.“

Es war nicht Härte, sondern Feigheit, daß ich sie nicht einfach auf die Arme nahm und nach Hause trug, wie es Konrad so oft gethan hatte. Ich fürchtete den Kopf zu verlieren, wenn ich ihr Herz wieder an dem meinigen klopfen fühlte.

Von der einen Seite auf meinen Arm, von der andern auf ihren Schirm gestützt, schleppte sie sich, mühsam den Fuß nachziehend, weiter. Ich sah wohl, daß ich sie so nicht bis nach Hause bringen konnte, und in meiner Rathlosigkeit kam mir endlich ein rettender Gedanke.

Beim Eingang des Waldes waren wir an einem einzeln stehenden

Francesco Crispi.

Von

Sigmund Münz.

— Venedig. —

I.

Die wiederholten Reisen, die der italienische Ministerpräsident, seitdem er am Ruder der Regierung ist, zweimal allein zum Besuche des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh und einmal als Begleiter des Königs Humbert zum Besuche des Kaisers Wilhelm II. in Berlin, nach Deutschland unternommen, haben den Namen des Sicilianers, der die Geschicke Italiens derzeit lenkt, nicht wenig populär auch jenseits der Alpen gemacht. Die Abneigung, die man in Deutschland früher conservativerseits gegen den einstigen italienischen Revolutionär hegte, der nicht nur die innere, sondern auch oft genug die äußere Deutschland wohlwollende Politik früherer Ministerien bekämpfte, hat sich längst in Sympathie für ihn verwandelt — in eine Sympathie, die sich in den Spalten deutscher Zeitungen nicht selten als unbedingte, ja überschwängliche Bewunderung Francesco Crispis äußert.

Gegenstand dieser Skizze kann es nicht sein, das reichbewegte Leben Crispis erschöpfend zu erzählen; aber immerhin mag unsere Darstellung dazu beitragen, durch bestimmtere Hervorhebung einiger Züge aus dem Charakterbilde des italienischen Ministerpräsidenten dem Tadel gegenüber, den man in Deutschland früher dem Revolutionär Crispi angedeihen ließ, wie dem Lobe gegenüber, das man jetzt an dem an der Tripelallianz im Allgemeinen und an dem Bunde mit Deutschland im Besonderen festhaltenden Minister des Aeußeren reichlich austheilt, eine gerechtere

Digitized by Google

Als Secretär des Geheimbundes „Comitato segreto Siculo-napoletano", der es sich zur Aufgabe machte, eine intimere Verbindung zwischen den neapolitanischen und den sicilischen Revolutionären herzustellen, welchen beiden die bourbonische Dynastie gleich sehr verhaßt war, hatte Crispi Gelegenheit, bereits in jungen Jahren im Interesse der nationalen Ideale, die in seiner Seele gährten, fruchtbar zu wirken.

So hatte er denn, als das große Jahr 1848 heranrückte, bereits eine gewisse politische Vergangenheit hinter sich. Er wurde als Deputirter in das Generalparlament gewählt, das am 25. März in Palermo zusammentrat, und da ließ er seine Stimme laut werden für die Absetzung der regierenden Dynastie.

Mit den ihnen zu Gebote stehenden Waffen wurden aber die Bourbonen von Neuem Herren der Insel, und Francesco Crispi mußte im Jahre 1849, mit 42 Gesinnungsgenossen verbannt, ins Exil wandern. In jener Periode seines Lebens glich er dem Menschensohn, der heute nicht weiß, wo er morgen sein Haupt niederlegen wird. Das sechste Decennium unseres Jahrhunderts ist es, in das die eigentlichsten Wanderjahre des Sicilianers fallen. Wie ein gehetztes Wild durchjagte er West- und Südeuropa. Vertrieben von den Penaten seiner Heimatinsel, die unter dem ihm tiefverhaßten Bourbonenjoche schmachtete, war er lange zu dem Kainsloose eines unstäten und flüchtigen Daseins verbannt, und er hat eine Odyssee erlebt, die, insofern sie sich zum großen Theile an den Gestaden des Mittelmeers abspielte und zehn Jahre dauerte, mit den Irrfahrten des göttlichen Dulders eine besondere Aehnlichkeit hatte. Welcher italienische Patriot — wenn wir von den Piemontesen, die unter einem freieren Regiment lebten, absehen — hätte auch damals nicht das thränenbenetzte Brot der Verbannung genossen? Und sogar in Piemont, wo doch in den ersten fünfziger Jahren Cavours mächtiger und freier Geist die Verhältnisse zu beherrschen anfing, durfte Crispi nicht bleiben, denn der große Staatsmann wies den sicilischen Revolutionär wegen Betheiligung an dem Mailänder Putsch von Turin aus. Dieser ging nach Malta, aber auch dorthin verfolgte ihn das Argusauge Cavours. Crispi versuchte es mit Paris; aber in Folge des Orsini-Attentats wies ihn die Polizei Napoleons auch von dort aus. Er setzte über den Canal, und wir finden ihn in London unter den Planeten, welche die Sonne Mazzini umkreisten.

An der Themse durfte der große Genuese, der Messias der republikanischen Verschwörer Italiens, frei seine feurigen Lehren predigen. Die ganze italienische Verbannten-Colonie, Mazzini an ihrer Spitze, war von Haß gegen den Franzosenkaiser erfüllt, und so sehr Crispi auch nach und nach anfing bei aller Verehrung für den Propheten der „Giovine Italia" die republikanischen Ideale desselben dem Hauptgedanken der Einigung Italiens zu opfern, und so sehr er auch lernte, sich für die nationale Mission der savoyischen Dynastie zu erwärmen, so theilte er doch Mazzinis

Opposition gegen die Allianz des Sabaudenkönigs mit dem Korsen. Und knüpfte Crispi auch manche Hoffnung an Victor Emanuels Namen, so war ihm doch Mazzini der Patriot der Patrioten. In früheren Jahren hatte er sich zwar an den sicilischen Aufständen gegen die Bourbonen betheiligt, dann aber lernte er die Hoffnung aufgeben, daß Sicilien auf eigene Faust mit Erfolg revoltiren könne; er sah bald ein, daß erst die Unabhängigkeit Ober- und Mittel-Italiens die Neapels und Siciliens mit sich bringen werde.

So beschließt er denn, von London nach Sicilien aufzubrechen. Er wirft seinen guten von den Vätern ererbten Namen weg und vertauscht ihn mit dem exotischen Manuel Pareda, um die Heimatinsel, aus der ihn ein Bourbonen-Ukas schnöde verstoßen hat, unter fremdem Namen wieder betreten zu können. Als Manuel Pareda figurirt er dann auf einem Paß der argentinischen Republik, den er sich zu verschaffen wußte, und um die Mitte Juli 1859 verläßt er London. Der neugebackene Manuel Pareda ist Kaufmann, hat graues Haar, ist glatt rasirt bis auf die englischen Cotelettes, die sein Antlitz zieren, und trägt eine blaue Brille. Manuel Pareda ist ein nüchterner Geselle, hat nur kaufmännische Interessen, führt keine Bücher, keine Journale und ähnliches überflüssiges Zeug im Reisesacke mit sich. Am 25. Juli trifft er in Neapel ein. Seit 11 Jahren hat Crispi die Residenz der Bourbonen, in der er früher dem Berufe des Advocaten obgelegen, nicht gesehen. Er besucht die Orte, die ihm einst die liebsten gewesen. Neapel feiert gerade die Thronbesteigung des neuen Königs Franz II. Crispi nimmt an, der neue Herrscher werde ein seines „großen und frommen Vaters“ Ferdinand würdiger Nachfolger sein, und schwört, ehe ihn das Schiff nach Sicilien entführt, dem neuen Tyrannen Haß und Rache. In Sicilien angekommen, lehrt er die Freunde gute Bomben herstellen, und nachdem er Alles für die Revolution vorbereitet hat, scheidet er von der Insel.

„Auf Wiedersehen am 4. October!“ das war das letzte Wort, das ihm die Freunde zuriefen. Der 4. October, der vierzigste Geburtstag Crispis, das sollte der dies irae für den bourbonischen Tyrannen sein. Rasch kehrte Crispi nach London zurück. Im Nu verwandelt sich der Argentiner Manuel Pareda in Tobias Glivaie aus Malta, also einen englischen Unterthan. Wie war aber Tobias enttäuscht, da sich die Dinge in Sicilien so ganz anders entwickelten, als er erwartet hatte. Die Freunde waren saumselig, und es kam nicht, wie dies verabredet war, am 4. October 1859 zu dem beabsichtigten Aufstande. Das waren traurige Tage für Crispi, der sein Sicilien so sehr liebte. Am 7. Nov. 1859 schreibt er auf dem Schiffe in sein Tagebuch: „Wir erwachen zwischen der Insel Pantelleria und Sicilien . . . Der Anblick Siciliens, der Gedanke, es verlassen zu müssen, ohne dasjenige, was ich gehofft hatte, für dasselbe gethan zu haben, quält mich entsetzlich. Der Heimatboden

übt eine so mächtige Anziehung auf meinen Geist, daß ich mich in die Wellen werfen und sie schwimmend durchmessen möchte, um die Erde Siciliens zu küssen. Das Exil ist die grausamste Strafe, die man über einen Bürger verhängen kann."

Erst den „Tausend von Marsala" war es unter Führung Garibaldis und bedeutender Mitwirkung Crispis vorbehalten, Sicilien für das italienische Vaterland zu erobern.

Mit 1861 beginnen Crispis Meisterjahre. Seit dem Tage, an welchem sich das sardinische Parlament in das italienische verwandelte, bis auf den heutigen Tag hat er ununterbrochen in der Kammer gesessen. Zuerst Deputirter des sicilischen Städtchens Castelvetrano, vertauschte er später dieses parlamentarische Mandat mit dem von Tricarico, und nun ist er seit Jahren Vertreter von Palermo. Die Epoche, in der er als parlamentarischer Oppositionsmann in der Kammer saß, umfaßt, wenn man von einer kurzen Unterbrechung im Winter 1877 auf 1878 absieht, während deren er Minister des Innern war, den Zeitraum von 26 Jahren. Der Vertreter der Stadt Palermo saß stets in den Reihen der Linken.

Als parlamentarischer Redner ist Crispi ganz Italiener und praktischer Staatsmann. Schönrednerei ist ihm fremd. So wie er sich als praktischer Charakter während der italienischen Revolution bewährte, so giebt er sich auch in seinen Reden als entschiedener Praktiker; er ergeht sich selten in historischen Reminiscenzen und vollends meidet er schöngeistige oder gar sentimentale Phrasen. Er wurzelt aber ganz im „Risorgimento nazionale". Warf er je einen Rückblick auf die Vergangenheit, so ist es die Bourbonen-Herrschaft über seine Insel-Heimat, deren er in Verbitterung gedenkt. Nie wird er müde zu betonen, daß Italien Eins ist und daß die Provinzen innerhalb Italiens nur einen localen und historischen, keineswegs aber mehr einen actuellen oder gar privilegirten Factor ausmachen.

Crispi glaubt sein demokratisches mit dem monarchischen Bekenntnisse sehr wohl vereinigen zu können. Als die „Tausend" bei Marsala landeten, da stimmte er mit ein in den Ruf „Es lebe Italien und Victor Emanuel", und 19 Jahre später hören wir ihn in einer Ansprache an die demokratische Gesellschaft von Palermo sagen: „Manchem erscheint die Demokratie als Gegensatz zu der Monarchie. Italien aber hat es verstanden, das große Problem zu lösen: die Demokratie mit dem Principat zu vereinigen. Unsere Verfassung hat eine breite demokratische Grundlage, und Italien besitzt innerhalb der Monarchie alle Freiheiten, wie sie kaum Republiken zu haben pflegen. Ein Hoch demnach der Demokratie mit dem König." Es hat Crispi allerdings nicht an Gegnern gefehlt, die ihn „einen Mazzinisten aus Ueberzeugung und Monarchisten aus Opportunismus, Interesse und Ehrgeiz" nannten. Und wie sehr er auch in der Kammer den Cato spielte, so kehrte er doch andererseits bei jeder Gelegenheit den

Parteimann hervor, und es bedurfte bei ihm einiger Resignation, wenn er, als ihn die Kammer zum Präsidenten wählte, von jenem Posten aus, wo sein Vorbild und Gesinnungsgenosse Rattazzi in der Zeit, in der Turin Hauptstadt Italiens war, so oft gesessen, sagte: „Ich werde stets den Platz im Auge behalten, auf den mich Ihr Vertrauen berufen, und zu vergessen suchen, von wo ich gekommen bin."

Längst war Crispis Ruf über die Grenzen Italiens hinausgedrungen, als er bei einer im Herbst 1877 unternommenen Reise den maßgebenden Politikern Europas von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat. Sein Name war damals in Aller Munde. Ohne mit einem officiellen Mandat der vaterländischen Regierung ausgestattet zu sein, wanderte er von Hauptstadt zu Hauptstadt. Man sah ihn in Wien, Budapest, Berlin und London. In Berlin wurde er von parlamentarischer, insbesondere aber nationalliberaler Seite außerordentlich gefeiert, und es fehlte nicht an Trinksprüchen auf die Verbrüderung zwischen Deutschland und Italien. Der Traum von damals hat sich seither in der Weise verwirklicht, daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien heute als Verbündete über den Frieden in Europa wachen oder doch wenigstens zu wachen glauben. Crispi aber leitet heute die auswärtigen und die inneren Angelegenheiten seines Landes mit einer für einen Siebzigjährigen seltenen Energie.

Es ist jetzt schon das dritte Jahr, daß Crispi als Cabinetschef Italien regiert — regiert mit einem parlamentarischen Anhange, der ihm bisweilen mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Willfährigkeit ergeben war. Als Depretis am 31. Juli 1887 von der Schaubühne dieser Welt abtrat, da stellte die öffentliche Meinung Italiens den Sicilianer Crispi als den natürlichen Nachfolger des verstorbenen Ministerpräsidenten hin; denn die Seele des letzten Cabinets Depretis war ohnehin derjenige gewesen, dessen Namen nach Depretis' Tode das neue Cabinet schon trug, ehe es als solches officiell ins Leben getreten war. Die politische Evolution, die sich durch Depretis' Tod ergab, war die Entwicklung von einem, wenn auch officiell anders genannten, Cabinet Crispi-Depretis (Crispi war Minister des Innern, Depretis Ministerpräsident und gleichzeitig Minister des Aeußern) zu einem wirklichen Cabinet Crispi.

Crispi kam im Jahre 1887 nicht zum ersten Mal auf die Ministerbank. In einer historischen Epoche nämlich, in jenen Wintertagen des Jahres 1878, als der erste König des einigen Italien und der letzte Papstkönig des Kirchenstaats aus dem Leben schieden, da verwaltete er im zweiten Cabinet Depretis durch drei Monate das Ressort des Innern. Die Tüchtigkeit, mit der er damals seinem Amte vorstand, ist den Italienern in lebendiger Erinnerung geblieben. Er schob, als die Cardinäle nach Pius IX. Tode das Conclave abhielten, in weiser Mäßigung die Eröffnung des Parlaments hinaus, um der Welt zu zeigen, daß die italienische Regierung das „Garantiegesetz" achte. Er war opportunistisch genug, um

einem Gesetze, das die seinem Standpunkte gegnerische conservative Partei nach gewissen ihm, dem Nationalisten, wenig sympathischen Principien ins Leben gerufen hatte, keine Hindernisse zu bereiten, sobald er selber am Ruder war. Er wollte es verhindern, daß etwa ungestüme Palamentarier in der offenen Kammer unzeitgemäße Interpellationen betreffs des Conclaves an das Cabinet richteten oder gar das Cardinalscollegium durch irgend ein scharfes Wort verletzten.

So brachte man denn dem Sicilianer, als er im Sommer 1887 Cabinetschef wurde, auch conservativerseits einiges Vertrauen entgegen, und dies kam in der Weise zum Ausdrucke, daß, als im October jenes Jahres in Turin ein Banket zu Ehren Crispis stattfand, sich an demselben auch manche Politiker aus der Schule Cavours betheiligten. Der selbstbewußte, um das Vaterland so sehr verdiente Sicilianer wies damals in einer großen Rede nicht mit Unrecht auf seine Vergangenheit hin, von der er sagte, sie zeuge hinlänglich für ihn und er könne darum auf Versprechungen verzichten. Und doch fühlte er, er müsse sich einer gegen ihn vorliegenden latenten Verdächtigung erwehren. Er hatte auf den unter seinem Vorgänger Depretis abgeschlossenen Allianzvertrag Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn, demnach zwei mehr conservativen Mächten, das Siegel seiner Autorität gedrückt; da stieg denn in eifersüchtigen Naturen der Verdacht auf, der Verschwörer von einst, der als junger Mann republikanischen und als parlamentarischer Oppositionsführer, zuletzt als Mitglied der aus den Häuptern der Linken (Cairoli, Zanardelli, Nicotera, Baccarini und Crispi) bestehenden „Pentarchie", wenigstens demokratischen Grundsätzen huldigte, habe nunmehr, auf der Höhe der Macht angekommen, seine alten Ideen abgeschworen. So belehrte er denn seine Zuhörer dahin, daß er Demokrat geblieben sei, Demokrat vom Scheitel bis zur Zehe — erfüllt von dem Bewußtsein, daß der Staat um des Individuums willen und nicht das Individuum um des Staates willen da sei, und beseelt von dem Streben, auch den socialen Bedürfnissen der unteren Schichten der Gesellschaft zu dienen. Die Lösung der „socialen Frage" hat er überhaupt nie von seinem demokratischen Programm getrennt. Als er angesichts der bevorstehenden Kammerwahlen am 15. Mai 1886 in der Aula der „Società filarmonica Bellini" zu Palermo vor den Arbeitern dieser Stadt sprach, da apostrophirte er dieselben mit den Worten: „Ihr seid der erlesenste Theil des Volkes, Ihr gebt der nationalen Armee die Kernkraft, Ihr seid die Quelle des Volkswohlstandes"; und er fügte hinzu: „Das achtzehnte Jahrhundert emancipirte das Bürgerthum, das neunzehnte Jahrhundert wird die Volksmassen befreien. Erst wenn dies geschehen, wird Friede in der Gesellschaft und wahre Gleichheit hergestellt sein, und erst dann wird unser Land im Besitze der moralischen Einheit sein, wenn es nur jenen einen Unterschied giebt, der sich auf Verdienst und Talent bezieht. Der Bürgerstand hat bereits Alles erlangt, denn er ist Herrscher in der Welt der politischen

und administrativen Ordnung, und da der nationale Reichthum ihm gehört, allmächtig in der wirthschaftlichen Sphäre. In weniger als einem Jahrhundert ist die Erde von den Fesseln der Feudalwirthschaft und des Fideicomisses befreit worden, und zum Wohl des Bürgerthums bildete sich das Bank- und Börsenwesen aus. Im Besitze von Geld und Boden, hat die „Borghesia“ die unbestrittene wirthschaftliche Herrschaft, diese aber sichert ihr die politische Herrschaft. Den unteren Volksklassen dagegen fehlt Alles; mit Noth erheben sie sich jetzt aus ihrer Unterdrückung. Die Arbeiter müssen von dem Sklavenjoche erlöst werden, das ihnen ihre Unwissenheit und der Capitalismus auferlegen.“ Im Interesse der Arbeiter verlangte Crispi — der oppositionelle Deputirte Crispi — Entschädigung der Deputirten für ihre Antheilnahme an den Kammersitzungen. Seine Ausführungen lauteten ungefähr: Wie soll sich der Arbeiter in die Kammer wählen lassen, wenn ihm nicht vom Staate die Mittel gewährt werden, um während der parlamentarischen Session seine Existenz zu fristen? Materielle, moralische, ökonomische Maßregeln müssen getroffen werden, um die unteren Stände zu emancipiren. Der Staat solle Arbeitshäuser, Schlafstätten, Volksküchen, Genossenschaftsmagazine (magazzini cooperativi) errichten, um den unteren Klassen das Leben zu erleichtern. Die in Italien bestehenden Institute dieser Art seien zu unvollkommen. Den geistigen Bedürfnissen der Arbeiterklassen müsse man durch Errichtung von Elementar- und Handwerkerschulen, von Kinderasylen und durch wöchentlichen Unterricht im vaterländischen Katechismus gerecht werden — einem Katechismus, aus dem man Liebe zum Vaterland und die politischen Pflichten und Rechte lerne; denn die Erziehung des Volkes sei einigermaßen vernachlässigt. Die Arbeit müsse man auf das Niveau des Capitals bringen, damit beide einander unterstützen; augenblicklich aber habe das Capital unbegrenzte Macht. Man solle ein neues Gesetz über Arbeiterstrikes und über Schiedsrichter (probi viri) in diesen Fällen einführen, und letztere möchten sich zu gleichen Theilen aus Capitalisten und Arbeitern recrutiren.

Der Sicilianer allerdings, der so anläßlich der letzten politischen Wahlen im Jahre 1886 mit einiger Heißblütigkeit Reformen in Menge seinen Wählern in Palermo in Aussicht stellte, empfindet es jetzt, wo er alle Macht besitzt, nicht selten schwer genug, damals einen zu idealen Schwung genommen zu haben, und oft hat er als Ministerpräsident die fatale Aufgabe, die Geister zu bannen, die er als Deputirter heraufbeschworen. Aber gewiß darf man ihm nicht vorwerfen, daß er als Leiter der Regierung nicht manche Reformen bereits durchgeführt habe, für die er früher eingetreten ist. Mit großer Energie ausgestattet, geht er vielleicht trotz seines hohen Alters noch eines Tages daran, etwas zur Linderung des socialen Elends der unteren Klassen in Italien beizutragen.

Wir deuteten bereits oben auf Crispis journalistische Thätigkeit hin. In den Jahren der Verbannung lebte er größtentheils von der

Feder. In Malta hatte er ein Journal „La Staffetta" begründet, in welchem er sich der nationalen Unabhängigkeit Griechenlands annahm, wie er denn überhaupt stets philhellenische Gesinnungen an den Tag legte. In Turin hatte er an dem demokratischen Blatte „La Concordia" mitgearbeitet, und von Bettelhonoraren mußte er sein Dasein fristen. Er hatte für Cesanas „La Gazetta di Torino", für Cattaneos „L' Archivio storico", für den von Cesare Correnti redigirten „Progresso" geschrieben. Daraus erklärt es sich, daß der Ministerpräsident auch noch heute den Werth einer guten Presse zu schätzen weiß und weit entfernt davon ist, sich je über den Journalismus abfällig zu äußern. Als Dr. Bottero, der Nestor des italienischen Journalismus, am 29. Dezember 1889 das vierzigjährige Jubiläum als Director der Turiner „Gazzetta del Popolo" beging, da beglückwünschte ihn der Ministerpräsident in einer an den Gefeierten gerichteten Depesche mit folgenden für die Gesinnung Crispis bezeichneten Worten:

„Die Stimme des Vaterlandes, die uns so häufig in feierlichen Augenblicken aus Ihrem Blatte entgegentönte, um die Regierenden zu ermahnen und die Bevölkerung zu leiten, erhebt sich heute freudig, um in Ihnen den Mann zu begrüßen, der mit seltener Ausdauer jene Tugenden geübt hat, die, wenn sie der Journalist besitzt, die Presse zu einer nützlichen und in jedem freien Lande geachteten Einrichtung machen. Ich, der alte Publicist, fühle mich dadurch geehrt, daß ich einst Ihr Colleze gewesen. Insofern ich aber Politiker bin, gereicht es mir zur Genugthuung, daß Sie meine Absichten zu würdigen wußten. Der Publicist und der Politiker vereinigen sich heute in mir, um Ihnen herzlich zu huldigen.

II.

Publicist und Politiker! Der Staatsmann in Crispi versteht es allerdings, sich der Publicistik für seine Zwecke ausgiebig zu bedienen. Der italienische Ministerpräsident gehört nämlich bei allen Tugenden, die ihm eigen sind, doch nicht zu denjenigen, die ihr Licht gern unter den Scheffel stellen. Da er weiß, welch eine mächtige Waffe in unseren Tagen die Feder ist, so sucht er sich sie auf alle Art dienstbar zu machen und zu dem gefügigen Instrument seines Ruhmes zu gestalten. Nie hat es ein italienischer Staatsmann wie er verstanden, sich Schriftsteller und Presse zu unterwerfen. Nicht nur die römischen Zeitungen, sondern auch die Blätter der Provinzstädte sind ihm großentheils unterthan. Francesco Crispi, der Ministerpräsident, Francesco Crispi, der Minister des Innern, oder dessen Unterstaatssecretär im Palazzo Braschi, Francesco Crispi, der Minister des Aeußern, oder dessen Unterstaatssecretär im Palazzo della Consulta, drückt auf den Knopf des wie ein Mechanismus functionirenden neuerrichteten und dem Cabinetschef attachirten Preßapparats (Preßbureaus), und in Turin und Palermo, in Venedig und Neapel kommen sofort einige

Federn in Schwingung, die die Regierung je nach Bedarf vertheidigen oder verherrlichen. Und so sehr überbrücken die mechanischen Erfindungen unserer Tage die räumlichen Entfernungen, daß Crispi im Stande ist, in Rom zu rufen und in Berlin ein Echo zu erwecken, das sich sofort in den Spalten der einen oder der andern Zeitung gedruckt dem Publicum mittheilt. Hatte Cavour einmal einen Theil der Pariser und der Londoner Presse einigermaßen in seiner Macht, so reagirt heute — merkwürdig genug — ein Theil der conservativen deutschen Presse auf die Wünsche des demokratischen Ministerpräsidenten in Rom. Aber da handelt es sich durchaus nicht allein um sachliche Acte der italienischen Regierung, die durch tüchtige Schriftsteller verdolmetscht sein wollen, sondern auch die Person des italienischen Cabinetschefs hat das Bedürfniß, sich in schönen apologetischen und panegyrischen Darstellungen zu spiegeln, und wie sich die Wahrheit im Allgemeinen, wenn sie sich durch das Medium poetischer Naturen bricht, zu Wahrheit und Dichtung verdünnt, so ist auch über Francesco Crispi neben der Wahrheit, die über ihn gesagt ward, nicht wenig Wahrheit und Dichtung geschrieben worden.

Wie Goethe seinen Eckermann hatte, wie Bismarck seinen Busch hat, so hat Crispi manchen Phonographen, der aber so vielseitig ist, nicht nur Worte und Thaten des Ministerpräsidenten zu wiederholen, sondern auch dasjenige zu sagen, was über Crispi je Gutes gesagt ward.

Zwei Biographen hat schon der italienische Cabinetschef, der persönlich bei seinem König, der ihm herzlich zugethan ist, augenblicklich mehr als je in Gunst steht und sich auch die Stellung eines Dictators des Parlaments glücklich zu erringen verstanden hat, gefunden. Die eine Biographie ist bereits vor jenem Augenblicke erschienen, in dem Crispi in Folge des auf ihn im letzten Herbst verübten Attentats so viel von sich reden machte, die andere bildet gleichsam den Epilog zu dem Attentate. Dieses diente wie das Werkzeug einer ihm günstigen Vorsehung unbewußt den Zwecken der Verherrlichung des italienischen Ministerpräsidenten; der Biograph verherrlicht ihn nun bewußt.

Schon waren die Honigmonde des Cabinets Crispi vorüber und schon hatte sich die parlamentarische Anhängerschaft des Ministerpräsidenten in progressiver Steigerung zerbröckelt — zerbröckelt, weil Crispi aus der Ueberzeugung, seine Persönlichkeit sei eine politische Nothwendigkeit für Italien und geradezu mit der Vorsehung des Landes identisch, die Kraft schöpfte, sich der Kammer gegenüber auffallend dictatorisch zu geberden —, als ein wahnwitziger Bursche aus Apulien ihn zur Zielscheibe eines Attentats ausersah. Attentate, die vom Standpunkte der Angreifer glücklich verlaufen, begründen die Unsterblichkeit ihrer Opfer, Attentate aber, die wie in Crispis Falle keine Folge haben, lassen eine rosigere Auffassung der Politik des Angegriffenen aufkommen. So fand denn die neueste Biographie, die gleichzeitig ein Panegyrikus auf den berühmten Sicilianer ist, die demselben

nunmehr wohlwollend gestimmten Geister zu einer Glorificirung Crispis gut vorbereitet, und sie erscheint eben in einem Moment, wo sich, wie dies die letzten parlamentarischen Verhandlungen in Montecitorio hinlänglich bezeugen, die italienische Kammer nach einiger vorübergehender selbständiger geistiger Regung dem Chef der Regierung beugt und ihn in den Räumen des Hauses der Volksvertretung so walten läßt, als ob er sich in seinem Cabinet befände.

Die beiden schriftstellerischen Producte, die wir im Auge haben, sind Vincenzo Riccios in Turin erschienenes Werk „I Meridionali alla Camera nella XVI. Legislatura. Profili ed Appunti."*) (Die Südländer, die in der 16. Legislaturperiode in der italienischen Kammer sitzen. Profile und Bemerkungen) — ein Werk, in dem der bekannte römische Publicist in einem 140 Seiten langen und mittlerweile auch in einem Separatabdrucke erschienenen Essay das Leben Crispis behandelt, und eine demnächst in Paris erscheinende Biographie des italienischen Ministerpräsidenten aus der Feder eines anonymen Italieners — eine Biographie, von der uns die „Revue Internationale" in einer Reihe von Heften (10. Nov. bis 15. Jan.,**) bereits ausgiebige Proben gebracht hat.

Riccio ist ein besonnener Schriftsteller, der, wenn er auch mehr lobt als tadelt und mehr mit patriotischer Wärme schildert als mit scharfer Kritik analysirt, doch nicht gerade als ein unsachlicher, unpolitischer Autor angesehen werden darf; vielmehr ist er nicht nur mit Liebe dem Lebenslauf des Menschen Crispi, sondern auch mit einem einigermaßen unabhängigen Urtheil der Entwicklung des Staatsmannes Crispi gefolgt. Anders der ungenannte französisch schreibende Verfasser der Essays der „Revue Internationale". Letzterer ist jedenfalls eine Crispi und dessen Familienkreise nahe stehende Persönlichkeit — wir lassen es dahingestellt, ob ein Mann oder eine Frau —, die an dem Anekdotischen und an dem Sentimentalen mehr Gefallen findet als an den positiven Acten der Politik. Das sind geradezu, um ein vielgebrauchtes Wort anzuwenden, „Enthüllungen", und wenn uns der Verfasser nicht durch seine mitunter schöne Sprache und durch seine entschiedene Vertrautheit mit den persönlichen Schicksalen des Sicilianers für sich gewänne, so wären wir fast geneigt an der Exactheit seiner Darstellung zu zweifeln und dieselbe im Lichte von „Wahrheit und Dichtung" zu schauen. Wenn wir sagen, daß der Ministerpräsident diese Biographie höchstpersönlich inspirirt haben dürfte, so kennzeichnen wir gleichzeitig den Grad der Abhängigkeit des Verfassers von dem Helden des Buches und die Thatsache, daß die Darstellung des Anonymus Anspruch darauf hat, als authentisch zu gelten.

*) Roux & Comp.

**) Unter dem Titel „Monsieur Crispi. Sa vie, son caractère, sa politique, par un Italien.

Digitized by Google

Das ist der Nachtheil, das ist der Vorzug des neugeborenen Kindes, das gleichsam in seiner Naivetät, in seinem liebenswürdigen weiblichen Ton für den Ruhm desjenigen zeugen soll, der heute der Mächtigste ist im Königreiche Italien.

Es giebt Stellen in dieser Biographie, die wohl zunächst Frauen, aber auch Männer nicht ohne Rührung lesen werden. Die ersten Capitel dieser Schrift sind mit sicilianischem Colorit ausgestattet. Der Verfasser ist mit Andacht auf den Spuren der ersten Jugend unseres Helden gewandelt, der sich aus eigener Kraft zu einer so hohen Stufe der Macht emporgeschwungen hat.

In dem ersten Liebesroman, dessen Held und Opfer Crispi war, bewährte schon der junge Sicilianer den energischen Geist, den man noch heute an dem Siebzigjährigen bewundern muß und der sich in ihm, wie er gewöhnlich Gutes schafft, doch heute gleichzeitig auch zuweilen in der Form herber Rücksichtslosigkeit und starken Machtbewußtseins giebt.

Es war im Jahre 1837. Crispi war damals kaum 18 Jahre alt und studirte, wie wir dies oben erzählten, Jurisprudenz an der Universität Palermo. In dem Hause, wo er mit seinem Bruder wohnte, residirte auch eine wohlhabende und brave bürgerliche Familie: eine Wittwe mit einem Sohn und vier Töchtern. Eines der Mädchen, Rosina mit Namen, ein entzückend schönes Kind von 16 Jahren, gefiel, wie uns der ungenannte Autor erzählt, dem jungen Francesco dermaßen, daß er es zu heirathen wünschte.

Um den unmündigen Sohn von seiner, wie er meinte, tollen Liebe zu curiren, holte ihn der Vater von Palermo ab und brachte ihn ins Elternhaus nach Ribera. Francesco siechte dahin — wir sprechen in der Terminologie des ungenannten Verfassers — und verzehrte sich in Liebe, Ungeduld und ohnmächtigem Schmerz. Von Ribera ging es nach Sciacca, wo Vater Crispi ein Landhaus besaß. Um die Zeit jenes häuslichen Dramas brach die Cholera in Palermo aus, und Tausende starben dahin. Der junge Crispi beschließt, besorgt um das Schicksal der Geliebten, nach der Hauptstadt zu entfliehen. Er stiehlt seinem Vater ein Roß, auf dessen Rücken er den Weg von Sciacca nach Palermo zurücklegt. Es war der 11. Juli, ein Tag des Entsetzens für die Hauptstadt Siciliens, denn so viele Menschen raffte damals die Epidemie dahin, daß es an Armen fehlte, um die Leichen fortzuschaffen, an Gruben, um sie hineinzuscharren. Crispi stürzt im Angesichte dieses Schauspiels der Trostlosigkeit in das Haus, wo die Geliebte wohnt . . . sie lebt, sie und ihre jüngere Schwester. Die Mutter, die beiden anderen Schwestern sind todt, der Bruder liegt in den letzten Zügen . . . Wochen vergingen, ehe die Eltern den verlorenen Sohn wiedersahen. Francesco hatte seine Rosina, der er in ihrer Noth wie ein Engel der Barmherzigkeit erschienen war, zum Traualtar geführt. Es war ein kurzes Eheglück;

nach zwei Jahren schon begrub der 20jährige Mann seine Gattin und bald darauf das Kind, das sie ihm geboren hatte . . . Nach einiger Zeit verliebte sich der junge Wittwer in seine Schwägerin, Rosinas jüngere Schwester. An dem Widerstande des Vormundes der Geliebten scheiterte aber Crispis Plan, sie zu heirathenn.

Die Geliebte nahm, da sie keines Andern Gattin sein wollte, den Schleier, und noch heute lebt sie als Nonne zu Palermo. Vor 3 Jahren kam die greise Nonne, die einst das liebliche Mädchen gewesen, nach Rom. Sie traf mit Crispi zusammen, und nie werden diejenigen, die Zeugen dieser Scene gewesen sind, die Begegnung zwischen den beiden Personen vergessen, die sich einst so sehr geliebt hatte.

Romantisch wie unser anonymer Verfasser ist, stattet er den Geist des italienischen Cabinetschefs mit der Blume einer klassischen Bildung aus, die gerade derjenige an ihm vermißt, der ihn sprechen gehört, der seine Reden gelesen hat. Wir wollen, wenn wir an der Klassicität von Crispis Bildung zweifeln, dem italienischen Ministerpräsidenten keinen Vorwurf daraus machen; im Gegentheil, wir meinen, ein naturwissenschaftlich oder technisch oder auch kaufmännisch gebildeter Geist sei nicht weniger berufen den Staat zu lenken als derjenige, der sich an der Beredsamkeit des Demosthenes oder Cicero berauscht hat, und die Reden eines Palmerston oder Cavour mögen sogar einem Politiker der Zukunft mehr frommen als die Reden der griechischen und römischen Politiker der Vorzeit — — aber warum soll man denn aus Francesco Crispi mit Gewalt einen literarischen Staatsmann nach dem Vorbilde eines Guizot oder auch nur eines Gladstone construiren? Was uns der Anonymus von den klassischen Studien Crispis berichtet, beweist noch nicht, daß der Sicilianer in die Zahl der literarischen Staatsmänner einzureihen ist. Jahre hindurch habe er, so erzählt unser Gewährsmann, den Plutarch auf dem Arbeitstische Crispis liegen gesehen, und noch jetzt lese der Ministerpräsident gern die klassischen Biographien des antiken Autors. Eine seiner Reisen zu dem Reichskanzler nach Friedrichsruh habe Crispi in Gesellschaft seines alten Freundes Sueton gemacht, aber allen anderen Klassikern ziehe der Sicilianer doch Cicero und Tacitus vor, ja die Reden des Marcus Tullius pflege er sogar mit lauter Stimme zu lesen. Ob Crispi bibelfest ist, erfahren wir nicht; daß er aber klassikerfest, das beweise folgende Thatsache: In Friedrichsruh citirte Fürst Bismarck in seinen Unterhaltungen mit Crispi gern lateinische und griechische Autoren, immer aber übertrumpfte der italienische Gast den Reichskanzler. Das war ein wahrhaft klassisches Duell. Der Fürst, schlug mit Demosthenes und Livius drein, und Crispi erwiderte mit Homer und Horaz. Ein Punkt allerdings, über den sich die beiden Mächtigen nicht zu verständigen wußten, das sei die Aussprache des Griechischen gewesen; Bismarck hält sich, wie jeder gute Deutsche, an Erasmus, Crispi, der

Nachkomme von Albanesen, huldigt einem andern System . . . Wahrheit und Dichtung!

So wollen wir zugeben, daß Crispi klassische Bildung besitzt, aber ist auch damit gesagt, daß sie seinen Geist durchtränkt hat? Wenn die klassische Bildung einen Werth hat — man soll nicht genug vor der Ueberschätzung derselben warnen — so ist es doch zunächst ein formaler, ein formaler im schönsten Sinne des Wortes: wir lernen auf Grund unserer klassischen Bildung delicater fühlen, feiner beobachten, uns eleganter ausdrücken; Crispi aber, stets kurz angebunden in seiner Rede, praktisch und positiv in seinem ganzen Wesen, ist ohne alle Kunst, ohne Phantasie, ohne blühenden Ausdruck, ohne dichterischen Schwung. Er spricht nicht im Rausche, umgaukelt von farbenprächtigen Bildern; er spricht auch nicht, wie dies klassischen Rednern eigenthümlich ist, rein menschlich, sondern immer wie ein Berufspolitiker und Parteiführer und reißt darum nicht mit sich fort wie jene Redner, die von der Tribüne her zu Dichtern der nationalen Größe werden. Was an ihm klassisch, das ist der Revolutionär, dem noch immer so etwas wie ein magnetisches Fluidum von Liebe, Widerspruch, Cäsarismus, Tribunenthum und Volksherrlichkeit durch die Adern rieselt. In mazzinistischen Grundsätzen aufgewachsen, fühlt er sich noch immer wie alle echten Revolutionäre zu den erzürnten Seelen der Vergangenheit hingezogen und schaut noch manchmal im Geiste heroische Größe alter Zeiten und noch heroischere, in fernen Tagen der Zukunft auferstehende Größe.

Fast wären wir auch geneigt anzunehmen, daß sein Name einst in der Geschichte vornehmlich als der eines großen Revolutionärs fortleben werde. Und das sei ihm durchaus nicht als Tadel angerechnet. Die Natur theilt die Begabung für die Arbeiten, die auf Erden zu vollbringen sind, derart an die Menschen aus, daß die Einen berufen sind das Schlechte zu zerstören und die Anderen das Gute aufzubauen. Es giebt Zeiten, in denen es näher liegt, das Faule zu vernichten, als das Gute herzustellen, und dann bedarf es für erstere Mission ausgezeichneter Geister, die, indem sie Kritik üben, negiren, zersetzen, agitiren, wühlen und wühlen, eine edle, ja nicht selten unsterbliche That vollbringen.

Aus dem Ganzen seines Lebens hebt sich das Bild Francesco Crispis, des Revolutionärs, in leuchtenden Farben ab. Weder Italien noch die civilisirte Welt überhaupt soll es ihm vergessen, was er einst in schweren Tagen, unter unsagbaren Mühen und Entbehrungen, gelitten hat im Dienste Mazzinis und Garibaldis und auch in dem selbständigen Bedürfnisse, sein geknechtetes und im Dunkel der Ignoranz dahinsiechendes, von servilen Creaturen einer sich im Abglanze des Gottesgnadenthums sonnenden Monarchie und von einem mit dem Aberglauben des Volkes wuchernden Priesterthum beherrschtes Vaterland erlöst zu sehen. Und ist es denn wirklich wahr,

daß der Ministerpräsident Francesco Crispi, wie ihm dies mancher vorwirft, so ganz den Geist des freiheitsdurstigen Revolutionärs über Bord geworfen hat? Erst am 20. Dezember 1889 sagte er in der Kammer, daß er nie aufhören werde, dem Freihandel zu huldigen; anläßlich der Debatte über die Reorganisation der bisher fast ausschließlich der Botmäßigkeit des Clerus unterstandenen Wohlthätigkeitsanstalten bekundete er seinen festen Willen, die Geistlichkeit wenigstens von Staatswegen von der Leitung der moralischen Institutionen des Landes fernzuhalten und diesen eine humane, bekenntnißlose, der Welt der Dogmen entrückte Grundlage zu geben. Und soll man es so ganz übersehen, daß er in seiner großen Rede, die er im October 1889 vor seinen sicilianischen Mitbürgern in Palermo hielt, kein Geheimniß aus seinen rationalistischen Ueberzeugungen machte? Ja, das ist Crispis Ruhm und der Ruhm seines Vorgängers Depretis, daß sie, diese alten Mazzinisten, den Muth hatten, aus dem Staate jedes confessionelle und priesterliche Moment zu verbannen, ja sogar die italiensche Monarchie, mit der sie sich als opportunistische Staatsmänner aussöhnten, weil sie durch loyale Fürsten vertreten ist, allem geistlichen Glanze zu entrücken.

Diejenigen, welche die revolutionäre Vergangenheit Crispis beleuchten, heben doch zu wenig hervor, daß der Sicilianer, der aus praktischen Motiven mit Mazzinis republikanischen Grundsätzen brach, doch nur in einem gewissen praktisch-opportunistischen Sinne den Pact des Volkes mit der savoyischen Dynastie verstanden hat. Ein dogmatischer Monarchist, ein fetischistischer Königsanbeter ist er nie gewesen und ist er auch noch heute nicht, schon darum nicht, weil kein Atom von Mysticismus in ihm steckt und er einer jener Menschen ist, die sich in kein Verhältniß zu dem Uebernatürlichen gesetzt zu haben scheinen. Ein Gladstone, dieser englische Freiheitsschwärmer, ein Castelar, dieser spanische Republikaner, sie wären fähig, der eine die abstracte Freiheit auf einen Thron zu setzen, der andere der abstracten Republik einen Altar aufzustellen. Crispi unterstützt die concrete in der ihm sympathischen ritterlichen savoyischen Dynastie zufällig und persönlich verkörperte Monarchie, aber die abstracte Monarchie als politischer Religionsbegriff ist ihm fremd.

Das ist allerdings nicht allein auf Rechnung des Sicilianers oder des Revolutionärs in Crispi, sondern auf die des Italieners überhaupt zu setzen, der einer sentimentalen eine kluge, kaufmännische Politik vorzieht und nach Kräften darauf losarbeitet, sein Vaterland aus dem Reiche der lateinischen, der christlichen Romantik heraustreten zu lassen, und eher dem radicalen Frankreich und den pyrenäischen Staaten den Ruhm überläßt, sich mit dem Attribut des Lateinerthums zu schmücken und auch darum eine Art von moralischem Protectorat über den Heiligen Stuhl für sich in Anspruch zu nehmen — ein Protectorat, das sich in der Seele gewisser lateinischer Revolutionäre, die gleichzeitig lateinische Christen sind, mit

Voltaire'scher Freigeisterei ganz gut vereinigt. Wiewohl Crispi während der Zeit, die er in der Verbannung lebte, manches Jahr in Paris zubrachte und sich noch heute trotz der politischen Antipathie der Franzosen gegen den an der Allianz mit Deutschland festhaltenden italienischen Staatsmann mit Liebe an seine französischen Wanderjahre erinnert, wiewohl er auch stets persönliche Beziehungen zu Spaniern unterhielt und als Minister für die Erhebung Spaniens zur Großmacht sehr thätig gewesen ist, so hat es doch Castelar nicht vermocht, ihn in das Netz der Secte der lateinischen Brüder hereinzufangen. Ein Schüler Mazzinis, hatte doch Crispi einen genügend selbständigen Geist, um an dem großen genuesischen Agitator den praktischen Revolutionär genau zu unterscheiden von dem in mittelalterlichen Schwärmereien, in der Idee einer lateinischen Universalherrschaft befangenen Träumer, welche das römische Papstthum verdrängen und in deren Mittelpunkte als neue Päpstin die unfehlbare Göttin Vernunft dastehen sollte.

III.

So sehr auch die Wege, die der Politiker Crispi zeitlebens wandelte, von denjenigen abwichen, auf denen der Staatsmann ging, der ein Menschenalter hindurch die Geschicke Deutschlands lenkte, so war der Sicilianer gleichwohl stets ein Bewunderer des Fürsten Bismarck. Allerdings war es mehr die äußere als die innere Politik des Reichskanzlers, die Crispi zur Bewunderung derselben einlud. Am 25. October 1887 sprach sich der damals neue Ministerpräsident folgendermaßen über den Schloßherrn von Friedrichsruh aus, dessen Gast er kurz zuvor gewesen war: „Die Geschichte unserer Zeit ist von einem Namen beherrscht. Es ist der Name des deutschen Reichskanzlers, eines Staatsmannes, den ich seit lange bewundere. Persönliche Bande verknüpfen mich mit ihm. Es ist ein Mann, dessen Regierungsprogramm sich durch die wunderbare Coordination der verschiedenen Theile auszeichnet, die doch einen einzigen Zweck verfolgen. Dieser Zweck, scheinbar ein zweifacher, ist doch im Grunde einer: der Friede und die Größe Deutschlands. Fürst Bismarck hat dreißig Jahre gearbeitet: zuerst, um jenen Zweck zu erreichen, dann, nachdem er ihn erreicht, um ihn nicht preiszugeben. Er wußte, was er wollte, und er wollte mit Kraft. Alle kennen ihn, den großen Patrioten. Ich füge hinzu, daß er ein alter Freund Italiens ist, ein Freund seit der ersten Stunde, daß er unser Freund schon gewesen ist in den Tagen unseres Elends und unserer Knechtschaft. Im Jahre 1857 war er in das Geheimniß dessen gezogen, was die Cavour'sche Politik inmitten so vieler Schwierigkeiten der Reise entgegenführte. Bismarck schwieg jedoch und hieß diejenigen schweigen, denen die Versuchung nahe lag, zu reden, wohl wissend, wie viel Opposition ein unzeitgemäßes Reden erwecken könnte und wie sehr es seinem eigenen Vaterlande frommte, daß sich die Schicksale

Italiens erfüllten — denn die deutsche Einheit bereitete sich gleichzeitig mit der italienischen vor. Ich will mich nicht ausführlicher verbreiten über die jüngsten Unterredungen, die ich mit dem Fürsten hatte. Ich will nur sagen, daß die zwischen uns vorhandene Uebereinstimmung der Gedanken und Gefühle fortbestanden hat bei entgegengesetztesten Schicksalen und neuerdings bekräftigt ward, seitdem mir die Politik Italiens anvertraut ist. Man sagte, wir hätten in Friedrichsruh conspirirt. Sage man es immerhin. Mir, dem alten Verschwörer (Cospiratore), macht das Wort „sich verschwören" keine Furcht. Ja, wir haben conspirirt, conspirirt für den Frieden, und an unserer Verschwörung mögen darum Alle Theil haben, die dieses höchste Gut lieben. Von den denkwürdigen Worten, die ich in Friedrichsruh zu hören bekam, gestattet mir die Discretion an eines zu erinnern, das in dem Augenblicke des Abschiedes von dem Fürsten Bismarck gesprochen ward; es lautete: 'Wir haben Europa einen Dienst erwiesen'. — —"

Etwas zu viel Gewicht aber legt, wenn wir nicht irren, nicht nur der neueste Biograph Crispis, sondern der italienische Ministerpräsident selber auf die persönliche Freundschaft, die ihn angeblich mit dem Fürsten Bismarck verbindet. Wenn zwei Menschen sich fünf Mal im Leben gesehen haben, immer nur wenige Stunden mit einander zusammengewesen sind, wenn der eine geistig, gesellschaftlich, in Wirklichkeit und seinem persönlichen Bewußtsein nach höher steht als der andere, wenn der eine zu geben glaubt und der andere nimmt, wenn sie nicht Ideengemeinschaft, sondern Macht und diplomatischer Vortheil zusammenführt — wenn von den beiden der eine in seinem Zusammensein mit dem andern nicht nur das bedeutet, was er repräsentirt, sondern auch das, was er persönlich ist, der andere aber für den ersteren nur das, was er repräsentirt, sind sie darum Freunde? Hat man je den Fürsten Bismarck sich seiner Freundschaft mit dem Plebejersohn aus Ribera allzuviel öffentlich rühmen gehört? Anders macht es Crispi: Er hatte, als er Präsident der italienischen Kammer war, den Reichskanzler einmal in Gastein, hatte ihn dann ein zweites Mal in Berlin gesehen, besuchte ihn, kaum daß er Depretis' Nachfolge als Cabinetschef angetreten hatte, in Friedrichsruh — — der Italiener hatte stets über den Gotthard oder den Brenner gehen müssen, um den Lenker des deutschen Reiches zu begrüßen, hatte aber nie einen Gegenbesuch von diesem empfangen, und eines schönen Tages hörte die Welt nun den eben neugebackenen italienischen Ministerpräsidenten auf dem in Turin ihm zu Ehren im Herbst des Jahres 1887 gegebenen Banket sich mit der ihn an Bismarck kettenden Freundschaft brüsten. Das war doch etwas parvenu-mäßig gehandelt und mußte den Nationalstolz der Italiener, die von Natur tactvoll sind, ein wenig verletzen. Und seither ist kein Neujahrsfest und kein Geburtstag Crispis vergangen, ohne daß der Ministerpräsident dafür gesorgt hätte, daß die ihm von dem Reichskanzler zugeschickten Glückwünsche fettgedruckt

in seinem Leiborgan „La Riforma“ zu lesen gewesen wären. Auch Kalnoky und Giers wallfahrteten nach Friedrichsruh, aber sie wußten doch, daß sie es aus politischen Motiven thaten und nicht den schönen Augen des Reichskanzlers zu Liebe, sie haben nie dem Lande gegenüber, das sie regieren, aus ihren politischen Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck in einer Weise persönliches Capital herauszuschlagen gesucht, wie Crispi dies wiederholt gethan hat.

Ein geistreicher Italiener bemerkte einmal dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber, anspielend auf jene „Megalomanie“ des italienischen Cabinetschefs, die ihm unter Anderen auch der einstige Ministercollege Cavours, der lombardische Senator Jacini in einer jüngst vielgenannten Schrift zum Vorwurfe gemacht hat: „In Crispi steckt ein Stück Maure.“ Sicilien war ja oft genug der Tummelplatz von maurischen Reisigen, die auf dem vulkanischen Eiland mit der Fahne des Propheten gegen das Kreuz Christi auszogen; wie sollte sich nun der Plebejersohn aus Ribera einer so unverfälschten Abstammung berühmen, daß er mit Sicherheit constatiren könnte, ein maurischer Reisiger sei nie und nimmer in romantischer Liebe zu einer sicilischen Christin entbrannt und habe so einen, wenn auch nur unsichtbaren, Platz unter den Ahnenbildern im Atrium des italienischen Cabinetschefs?

Ja, spanischer Grandezza ist Crispi nicht so ganz abhold. Schon als er Präsident der Deputirtenkammer war, machte man es ihm zum Vorwurfe, daß er, der Demokrat, so viel Gewicht darauf lege, daß die Huissiers in Montecitorio mehr Glanz, als früher üblich gewesen, in ihren Livréen entfalteten, daß er zu den alten Huissiers neun mit großen schimmernden Halsketten geschmückte Statisten gesellte. Er hält eben einigermaßen darauf, daß die Demokratie in glänzender Toilette und etwas parfümirt auftrete. Als er im October 1889 nach mehrjähriger Abwesenheit von seiner Heimatinsel, die heute in ihm ihren größten Mann verehrt und, wie natürlich, nicht wenig stolz auf ihn ist, in Palermo weilte, da ließ er sich von seinen Landsleuten wie ein Souverän feiern. Großer Empfang, Musik, bengalische Lichter, Kanonensalven, Ansprachen und Toaste — nichts fehlte, um dem demokratischen Papst der Insel eine schöne Festwoche zu bereiten. Es ist wahr, Crispi sieht in diesen Ovationen mehr eine den von ihm vertretenen demokratischen Principien, als seiner Person, dargebrachte Huldigung. Aber immerhin wirft die Thatsache, daß er an solchem „Spagnolismo“ Gefallen findet, ein schiefes Licht auf seinen Geschmack. Es steckt eben noch in ihm ein Stück Tribunenthums, das des goldenen Flitters der Monarchie bedarf, um die Demokratie damit zu decoriren. Aber so ist ja nicht er allein, sondern eine gewisse italienische und romanische Demokratie überhaupt geartet: sie zieht mit Fahnen und Trompeten gegen die Monarchie aus, hält große Reden und schwärmt für Demagogen, die sich wie Caesaren geben. Diese

Art von Demokratie ist nicht aus den Sphären der Arbeit und des Bürgerthums herausgewachsen, sondern hat sich an gewissen revolutionären Traditionen berauscht, sieht im Geiste Mazzini und Garibaldi und Victor Hugo als auf einem Wolkenwagen durch ein Reich von Idealen dahinziehende Halbgötter und ringt krankhaft darnach, die Fasces der Macht zu erlangen.

Crispi hat nicht nur das alte Volk angetroffen, als er seine Regierung antrat, sondern auch von seinen Vorgängern in der Ministerherrschaft mit dem politischen Erbe, das sie ihm hinterließen, das Beneficium inventarii übernommen. Sie alle hatten mehr die politische Regeneration des Landes, das sich nach außen hin mächtig und einheitlich darbieten sollte, als die moralische Transformation desselben im Auge gehabt; so hat denn die jetzige Regierung unter den Nachwehen alter Sünden zu leiden, diese aber machen sich um so sichtbarer, je theatralischere Bedürfnisse der Cabinetschef zuweilen selber hat.

Wohlthuend aber wirkt die Wärme, mit der Crispi, trotzdem er der Lenker einer äußeren Politik ist, die ein Bundesverhältniß zu der Politik zweier conservativ regierter Reiche unterhält, noch an seinen alten Idealen festhält, und namentlich der reine Cultus, den er Garibaldi widmet. Auch, wenn er auf die 1860er Expedition nach Sicilien zu sprechen kommt, läßt er seinen eigenen an diesem Heldenzuge so ruhmvoll betheiligten Namen ganz in den Hintergrund treten gegenüber dem von ihm heilig gehaltenen Namen des Schlachtengottes von Caprera.

Mit Recht hebt der neueste Biograph Crispis hervor, welch eine große Rolle der Sicilianer im Jahre 1860 bei dem Zuge der „Tausend von Marsala" spielte; ja er trägt kein Bedenken Crispi den nächsten Platz an der Seite Garibaldis anzuweisen. Wir können es uns nicht versagen, eine auf Garibaldi bezügliche schöne Stelle dem Wortlaute nach wiederzugeben: „In der Epopöe der ‚Tausend' ergänzt Crispi Garibaldi. Im Jahre 1860 war der Name Crispis noch dunkel, der Ruhm Garibaldis aber leuchtete mit lebhaftem Glanze. Derjenige, den die Legende als den Heros zweier Welten hinstellte, schien die Gunst des Himmels und der Menschen zu genießen, er hatte die Gabe, die Leute zu bezaubern, die Macht, sie mit sich fortzureißen. Sein Name war wie ein Losungswort. Er personificirte den Kampf für die Freiheit auf den Schlachtfeldern. Tapfer wie ein Löwe, schön wie ein Halbgott, regte er die Phantasie an, beherrschte er die Geister, nahm er die Herzen gefangen. Gern sah man in Garibaldi den Erlöser der Völker, den Kämpen der Humanität. Die schlichten Menschen stellten ihn so hoch, daß er ihnen in dem Rausche der Begeisterung, den sein Anblick in ihnen erweckte, in seinem Aeußeren eine Aehnlichkeit mit Christus zu haben schien: sie ließen von ihm ihre Kinder segnen und taufen; wenn Nonnen unter die Menge geriethen, da drängten sie sich zu ihm heran, küßten ihm den Saum des Gewandes und warfen

sich ihm zu Füßen, ganz so wie es die frommen Frauen im Angesichte des Jesus von Nazareth machten. Den Menschen seiner Umgebung aber offenbarte sich Garibaldi in der ganzen Größe seines Geistes im Kriege; am Vorabend der Schlacht und während des Kampfes war er — ich citire da ein Wort Crispis — ein Gott. Da war es, wo sich sein Genie in seiner ganzen Macht zeigte; er war wunderbar kaltblütig, er hatte einen unfehlbaren Blick, er entschied mit Blitzeseile, er verfügte über Hülfsquellen ohne Zahl. Aber außerhalb des Krieges — des Krieges, der, wie es ihm einst das Meer gewesen, sein Element war, war Garibaldi ein mittelmäßiger Geist, ein so großes Herz er auch hatte. . . . Er war kein Politiker, kein Diplomat, kein Parlamentarier." Crispi allerdings hat eine höhere Meinung auch von dem Politiker Garibaldi, und gerade in einer vor mehreren Jahren in Bologna anläßlich der Wiederkehr des Todestages Garibaldis gehaltenen Rede nahm er den Staatsmann in dem dahingeschiedenen Helden in Schutz und zog gegen diejenigen los, die in Garibaldi nur den Matrosen und Soldaten sehen und nicht den Gesetzgeber anerkennen, der dem Feldherrn in ihm fast ebenbürtig gewesen sei. Das zeugt hinlänglich für die Verehrung, die in dem Herzen Crispis noch heute für jenen edlen Ritter der italienischen Demokratie vorhanden ist. Und wer Garibaldis vor zwei Jahren erschienene Memoiren, ein durch seine Schlichtheit und durch die sich darin offenbarende Unbefangenheit des Denkens ausgezeichnetes Werk, gelesen hat, der ist fast geneigt mit Crispi anzuerkennen, daß Garibaldi, wiewohl er in den letzten Jahren seines Lebens manche greisenhafte und kindliche prophetische Proclamation in die Welt hinausschickte, doch auch außerhalb des Kugelregens nüchtern und tüchtig zu denken im Stande war.

Auch die gesunde Abneigung Garibaldis gegen das römische Priesterthum, wie wir sie in seinen Memoiren kennen lernten, hat sich auf Crispi vererbt, der in einem gewissen Sinne sein Schüler ist.

Dieser rief nicht ohne Berechtigung die Manen des großen in Caprera ruhenden Meisters an, wenn er jüngst in seiner Rede zu Palermo die schönen Worte äußerte: „Jegliches intellectuelle Princip soll bei uns dieselbe Freiheit wie der Katholicismus genießen. Und hat auch in neuester Zeit der Unfehlbare die Rolle des Kerkermeisters der Italiener in Rom gespielt, so könnte doch Italien nicht ohne einen Selbstmord zu begehen den Kerkermeister der Gewissen spielen. Italien wird für die Vernunft kämpfen, und unser Staat soll den evidenten Ausdruck derselben bilden."

Man darf ohne zu übertreiben sagen, daß Crispis parlamentarische Thätigkeit solch ein ununterbrochener Kampf für die Vernunft war. Und dabei war der Sicilianer unter seinen Parteigenossen am wenigsten maßlos in seinen Angriffen gegen das Papstthum. Ja er hat dieses mit einer gewissen souveränen Eleganz bekämpft.

Crispis parlamentarische Vergangenheit, die neben vielen lichten

Punkten auch manchen dunklen aufweist und uns in dem Sicilianer einen stahlharten wie ehrgeizigen Charakter, eine von principiellen wie persönlichen Neigungen und Abneigungen eingenommene Natur kennen lehrt, ist in Riccios oben citirter Monographie eingehend behandelt. Riccio schenkt gerade dem Deputirten seine Aufmerksamkeit, und durch ihn werden wir einigermaßen mit jenem Crispi vertraut, der auf der parlamentarischen Tribüne, zuerst im Carignano-Palaste zu Turin und dann im Palazzo vecchio zu Florenz und dann in Montecitorio in Rom, so wacker und erfolgreich für die Vernunft gekämpft hat. In einer Rede, die er auf der Piazza Bellini zu Palermo hielt, äußerte er einmal die Worte: „Des Papstes Vaterland ist das Jenseits, und ist der Statthalter Christi nicht mehr ein Priester der Menschenliebe und des Friedens und giebt er sich mit den Dingen dieser Erde ab, dann ist er der schlechteste unter den Fürsten, denn sein Beruf verbietet ihm Rechenschaft über seine Handlungen abzugeben.“ So war es denn zunächst der weltliche Herrscher, den Crispi in dem Papste bekämpfte, und es lag ihm viel mehr daran, die in Ketten schmachtende römische Wölfin zu befreien und unter das Dach der italienischen Nationaleinheit zu bringen, als die Burg der Dogmen, in der der Nachfolger Petri hauste, zu erschüttern oder gar zu zerstören. Aber da überzeugte er sich doch bald, daß das Dominium temporale des Papstes kein Luftgebäude sei, sondern auf der granitnen Grundlage einer in ein großartiges System gebrachten Welt von Aberglauben basire, und so sagte er sich, die Liberalen müßten nicht nur die militärischen Ausfälle Garibaldis gegen die von dem Papst beherrschte Siebenhügelstadt, sondern auch die philosophischen Ausfälle Mazzinis gegen die unsichtbare Macht des römischen Glaubens mit ihren Sympathien begleiten. Und nach beiden Richtungen hin war Crispi unausgesetzt thätig. Er hatte Garibaldi nachhaltig in jenen auf die Befreiung Roms gerichteten Unternehmungen unterstützt, die bei Aspromonte und Mentana einen so tragischen Ausgang fanden. Er darf aber auch mit Recht als einer derjenigen hingestellt werden, die dem italienischen Staat in den Septembertagen des Jahres 1870 das Capitol glücklich eroberten. Und auch noch heute kämpft er mit frischem Geiste gegen die Clericalen, die ihn mehr hassen als irgend einen seiner Vorgänger, weil er mit größerer Entschiedenheit als diese das Banner der Vernunft hochhält im Kampfe gegen die römische Curie. Insofern er der Staatsmann der Vernunft ist, hat er trotz gewisser Schwächen, die er besitzt, ein Anrecht auf die Sympathie aller derjenigen, denen es nicht gleichgiltig ist, ob die Mächtigen den Aberglauben und die sogenannte Legitimität oder die Vernunft und den Fortschritt repräsentiren.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Je kräftiger sich in dem deutschen Volke der politische Einheitsgedanke entwickelte, um so lebhafter wurde auch das Streben, allen deutschen Stämmen die Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes, des Strafrechtes, des Handels- und Wechselrechtes und des gerichtlichen Verfahrens zu verschaffen. In der Reichsverfassung vom 28. März 1849 fanden diese Bestrebungen zum ersten Male eine deutliche, ziel- und zweckbewußte Anerkennung seitens der Körperschaft, welche berufen war, die Wünsche und Forderungen der Deutschen in verfassungsmäßiger Form zum Ausdruck zu bringen. Der Artikel 64 derselben lautete: „Der Reichsgewalt liegt es ob, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechtseinheit im deutschen Volke zu begründen.“ Diese Bestimmung wiederholte der Erfurter Verfassungsentwurf wörtlich. Das Scheitern der Einheitsbestrebungen brachte es mit sich, daß das Bedürfniß des deutschen Volkes nach einheitlichem Rechte vorerst nicht befriedigt werden konnte. An Stelle der Reichsgewalt und der Nationalversammlung trat wieder der Bundestag, dem kein Gesetzgebungsrecht zustand; ein übereinstimmendes Recht ließ sich, so lange die verschiedenen deutschen Staaten nur durch das völkerrechtliche Band des Staatenbundes geeinigt waren, lediglich in der Weise zu Stande bringen, daß auf Conferenzen die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten sich über

Gesetze mit bestimmten Inhalte einigten, deren Einführung alsdann durch jeden Staat für sein Gebiet erfolgte. Auf diesem Wege wurde in den Jahren, welche der Begründung des Norddeutschen Bundes vorhergingen, die einheitliche Regelung des Handels- und Wechselrechtes erreicht, ein Erfolg, der nach Lage der damaligen politischen Verhältnisse ein höchst bedeutender genannt werden muß. Daß die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Civil- und Criminalgesetzgebung auch in den Kreisen des Bundestages nicht verkannt wurde, zeigte die grundsätzliche Einmüthigkeit desselben, als die Regierungen von Bayern, Sachsen, Württemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg und der beiden Mecklenburg bei der Bundesversammlung den Antrag stellten (17. December 1859), durch einen Ausschuß die Frage erörtern und darüber Bericht erstatten zu lassen, ob und inwieweit die Herbeiführung einer gemeinsamen Civil- und Criminalgesetzgebung wünschenswerth und ausführbar sein werde.

Durch die Begründung des Norddeutschen Bundes und die Wiedererstehung des deutschen Reiches wurde die Erreichung der Rechtseinheit, zunächst allerdings nur innerhalb bestimmter Grenzen, in unmittelbare Nähe gerückt. Artikel 4 Ziffer 13 der Verfassungsurkunde bestimmte, daß der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Bundes bezw. des Reiches auch die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren unterliege; die gemeinsame Regelung des bürgerlichen Rechtes, soweit dasselbe nicht unter das Obligationenrecht fällt, gehörte hiernach noch nicht zu den Gegenständen, welche dem Bereiche der Reichsgewalt unterstanden. Um die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung auch auf diesen Theil des bürgerlichen Rechtes auszudehnen, bedurfte es des Erlasses des Gesetzes vom 20. December 1873. Dieses Gesetz, durch dessen Anregung sich die nationalliberale Partei ein dauerndes Verdienst um die deutsche Rechtsentwicklung erworben hat, setzte fest, daß die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren der Zuständigkeit des Reichs anheimfalle. Hierdurch war endlich die gesetzliche Grundlage geschaffen, auf welcher die Herstellung eines bürgerlichen Gesetzbuches in Angriff genommen werden konnte; und ohne Verzug ließ die Reichsgewalt die Vorarbeiten beginnen, welche die Ausführung des gewaltigen Werkes erheischte.

Es handelte sich um bestimmte Vorschläge über einen Plan und die Methode für die Ausarbeitung eines Entwurfes des bürgerlichen Gesetzbuchs. Zu diesem Behufe berief der Bundesrath eine Commission von fünf hervorragenden deutschen Rechtsgelehrten, der u. A. der jetzige preußische Justizminister Dr. von Schelling, sowie der Geheimrath Dr. Goldschmidt angehörten, der berühmte Lehrer des Handelsrechts an der Friedrich-Wilhelms-Universität, vormals Mitglied des Reichs-Oberhandelsgerichtes zu Leipzig, unstreitig einer der ersten juristischen Denker unserer Zeit, welcher die den römischen Juristen der sogenannten classischen Zeit eigen-

thümliche Gabe logischer Schärfe in seltenem Maße besitzt. Das Gutachten dieser Commission bezeichnete als Gegenstand der Codification die Schaffung einer festen, gemeinschaftlichen Grundlage für das deutsche bürgerliche Recht, die in einer dem Maße der in der Nation vorhandenen rechtsschöpferischen Kraft entsprechenden Vollkommenheit herzustellen sei. Nur unter dieser Voraussetzung werde ein Werk geschaffen werden können, das den Charakter der Dauerhaftigkeit besitze und vor der Nothwendigkeit baldiger Aenderung bewahre. Die Commission war der Ansicht, daß das Gesetzbuch nicht ohne Rücksicht auf die in Deutschland zur Zeit geltenden großen Rechtssysteme des gemeinen, preußischen und französischen Rechtes abzufassen sei, sondern daß es darnach streben müsse, eine Versöhnung und Ausgleichung der Grundsätze dieser drei Rechte nach Möglichkeit zu erreichen. Was den Umfang der einheitlichen Rechtsgesetzgebung anlangte, so sprach sich die Commission dahin aus, daß zunächst diejenigen Rechtsgegenstände von ihr auszuscheiden seien, welche mit dem öffentlichen Rechte der Staaten in Zusammenhang stehen oder welche nicht sowohl unter den rechtlichen als vielmehr den polizeilichen Gesichtspunkt fielen. Des Weiteren habe das Gesetzbuch sich nicht mit solchen Rechtsinstituten zu befassen, welche nur in einigen Theilen des Reiches in Geltung sind und sich aus guten Gründen zur allgemeinen Einführung nicht eignen. Endlich wurde von einer einheitlichen Regelung derjenigen Rechtsinstitute abgerathen, welche, als Ueberbleibsel der mittelalterlichen Rechts- und Wirthschaftsordnung, im Absterben begriffen sind. Die Commission hielt es mit Recht nicht für angemessen, die Ausarbeitung und Aufstellung des Entwurfes einer Person zu übertragen, sondern sie empfahl die Berufung einer Commission von praktischen und theoretischen Juristen. Zur Ausarbeitung des Entwurfes hätte die Kraft eines Menschen, und wäre er mit der Schaffenskraft des Genies begabt gewesen, nicht ausgereicht; die Vertheilung der Arbeit auf eine größere Personenzahl war also nicht, wie in jüngster Zeit behauptet wurde, ein Fehler, sondern im Gegentheil eine sehr glückliche Maßregel.

Die Vorschläge der Commission fanden die Zustimmung des Bundesraths, welcher in seiner Sitzung vom 22. Juni 1874 darüber berieth und demnächst eine Commission von elf Mitgliedern zur Aufstellung des Entwurfs berief. Die Mitglieder derselben, welche in der deutschen Rechtsgeschichte sich einen bleibenden Platz gesichert haben, waren: der Präsident des ehemaligen Reichs-Oberhandelsgerichtes zu Leipzig, Dr. Pape, welcher den Vorsitz in der Commission führte; dieser ausgezeichnete, leider jetzt verstorbene Jurist, unter dessen Leitung das Reichs-Oberhandelsgericht zu Leipzig eine Thätigkeit entwickelte, die getrost der Thätigkeit der obersten Gerichtshöfe Frankreichs und Englands an die Seite gestellt werden darf, verstand es, das die höchsten Anforderungen an ihn stellende Amt des Vorsitzenden trotz seiner Jahre in einer Weise zu führen, für

welche ihm das deutsche Volk dauernden Dank schuldet; wir machen uns keiner Uebertreibung schuldig, wenn wir behaupten, daß die Rechtsgeschichte dereinst seinen Namen neben dem eines Suarez, des Schöpfers des preußischen Landrechts, nennen wird. Neben Pape wirkten in der Commission Professor Windscheid, der gefeierte Lehrer des römischen Rechts in Leipzig, dessen Pandektenlehrbuch eine Verbreitung in Europa besitzt, wie kaum ein anderes juristisches Lehrbuch; ferner Reichsgerichtsrath Derscheid aus Leipzig und der badische Ministerialrath Gebhard. Die preußische Juristenwelt war vertreten durch Johow, Kurlbaum und Plank; die bayerische durch den Oberlandesgerichtspräsidenten Schmitt und den Professor von Roth aus München, einen der ersten Germanisten der Gegenwart; die württembergische durch den Präsidenten von Kübel, und die sächsische außer durch Windscheid durch den Präsidenten von Weber. Im Laufe der Berathungen trat an Stelle des Präsidenten von Kübel, der 1884 starb, Professor von Mandry aus Erlangen.

Diese Commission trat am 17. September 1874 zusammen; sie beschloß zunächst die Ausarbeitung von Theilentwürfen sammt deren Begründung und ernannte hierfür besondere Redactoren. Nach Vollendung derselben wurde in die Gesammtberathung eingetreten, und Ende December 1887 war die Lesung glücklich beendet, sodaß der Entwurf sammt den Motiven noch vor Beginn des Jahres 1888 dem Reichskanzler überreicht werden konnte. Der Bundesrath, welchem er vorgelegt wurde, beschloß in der Sitzung vom 31. Januar 1888 ihn sammt der Begründung zu veröffentlichen, um so der wissenschaftlichen und praktischen Kritik Gelegenheit zur Aeußerung zu geben. Daß man nicht nur die Vertreter der Rechtswissenschaft zur kritischen Betrachtung berufen wollte, sondern auch die des praktischen Lebens, ergiebt sich aus der Bemerkung, mit welcher die Commission den Entwurf der Oeffentlichkeit übergab. „Es kann nur willkommen sein," heißt es in derselben, „wenn nicht bloß die Vertreter der Rechtswissenschaft und die zur Rechtspflege Berufenen, sondern auch die Vertreter wirthschaftlicher Interessen von demselben Kenntniß nehmen und mit ihren Urtheilen und Vorschlägen zur Verwerthung für die weitere Beschlußfassung über den Entwurf hervortreten."

Die Sorgfalt, mit der sich die Commission die Ausarbeitung hat angelegen sein lassen, ist außerordentlich bedeutend gewesen. Die gedruckten Vorarbeiten umfassen nicht weniger als neunzehn Bände in Folio und geben eine Vorstellung von der Genauigkeit, welche die Commission auf die Ermittelung des geltenden Rechts verwendet hat.

Der Entwurf zerfällt in fünf Bücher mit 2164 Artikeln, steht also, was den äußerlichen Umfang anlangt, sowohl hinter dem Allgemeinen Preußischen Landrecht wie hinter dem französischen Civilgesetzbuch wesentlich zurück. Der Grund dafür liegt einfach darin, daß man es nicht für angemessen erachtete, die casuistische, alle Einzelheiten der Rechtsfälle um-

fassende Methode anzuwenden, welche dem Gesetzbuche Napoleons, in noch höherem Maße aber dem Werke des großen Königs eigenthümlich ist. In dem ersten Buche regelt der Gesetzgeber die Lehren, welche man als allgemeinen Theil des bürgerlichen Rechtes bezeichnet; in dem zweiten das Recht der Schuldverhältnisse; das dritte behandelt das Sachenrecht, während die beiden letzten das Familien- und Erbrecht zum Gegenstand haben.

Nach dieser Uebersicht über die Entstehungsgeschichte und den äußeren Umfang des Entwurfes heben wir eine Reihe von Eigenthümlichkeiten desselben hervor, deren Kenntniß auch den weiteren Kreisen unseres Volkes wichtig und wünschenswerth erscheinen dürfte.

Was zunächst die Form des Entwurfes betrifft, so muß mit großer Genugthuung anerkannt werden, daß er sich bemüht, deutsch zu sprechen, und Fremdwörter, ohne welche die bisherige deutsche Rechtswissenschaft nicht fertig zu werden meinte, vermieden hat. Wir stehen durchaus nicht auf dem Standpunkte des einseitigen Reinigungseifers, welcher jedes Wort, dessen Wurzel nicht nachweisbar germanisch ist, unbedingt verpönt wissen will. Gerade in einer Wissenschaft, welche, wie die deutsche Rechtswissenschaft, in dem in einer fremden Sprache geschriebenen Recht eines fremden Volkes ihre geschichtlich gegebene Grundlage hat, ist es nicht möglich, Fremdwörter zu entbehren; aber darüber dürfte doch kein Zweifel sein, daß ihre Anwendung in der bisherigen deutschen Rechtssprache jedes Maß übersteigt und daß manche Ausdrucksweise, die sich sogar in Urtheilen und Gerichtsreden findet, eigentlich kaum noch als „deutsch" bezeichnet werden kann. Wir wissen deshalb den Mitgliedern der Commission aufrichtigen Dank dafür, daß sie die Verdeutschung der Rechtssprache mit Entschiedenheit in die Hand genommen haben, und es ist wahrhaftig kein bedeutungsloser Vorgang, daß unser Volk endlich einmal ein Gesetzbuch erhält, welches auch mit Rücksicht auf die äußere Gestalt ein deutsches genannt werden darf. Es wird nun von Manchen behauptet, daß infolge dieser Verdeutschung die Sprache des Entwurfes vielfach schwerfällig und unklar geworden sei. Kein Vorwurf kann ungerechtfertigter sein als dieser. Freilich ist zuzugeben, daß die Ausdrucksweise mitunter etwas schleppend und gewunden ist; die einzelnen Artikel sind nicht selten ebenso wie die einzelnen Sätze viel zu lang; allein dieser Fehler hat mit der Ersetzung der Fremdwörter durch deutsche Wörter durchaus nichts gemein. Es wird nicht umgangen werden können, der Verbesserung der Form des Gesetzbuches durch Verkürzung einzelner Gesetzesartikel und Trennung der langathmigen und ermüdenden Sätze in mehrere Untersätze etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher, denn zweifelsohne hängt der Werth eines Gesetzbuches für das Volk zum guten Theile von der Verständlichkeit seiner Sprache ab; der Gesetzgeber sollte doch niemals außer Acht lassen, daß er nicht nur für den Stand der Rechtsgelehrten, sondern für das ganze Volk schreibt und daß jeder Bürger das Recht besitzt, ein Gesetzbuch zu

verlangen, das er auch ohne die Hülfe des Rechtsanwalts zu verstehen vermag.

Wie bereits bemerkt, sah die Commission, welcher die Ausarbeitung des Gesetzbuchs oblag, ihre Aufgabe nicht sowohl darin, ein völlig neues Recht, das mit dem geltenden außerhalb irgend eines Zusammenhanges stehe, zu schaffen, sondern sie suchte die Grundsätze des gemeinen, preußischen und französischen Rechtes, soweit dies anging, mit einander zu versöhnen. Schon dieser Zweck brachte es mit sich, daß das römische Recht in dem Entwurfe in bedeutendem Maße Berücksichtigung erfahren hat. Wenn auch bei der Regelung verschiedener Rechtsinstitute, wie beispielsweise des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern, des Vormundschaftswesens, des gesetzlichen Erbrechtes, der Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums u. s. w. der Entwurf die unsern rechtlichen und sittlichen Anschauungen nicht entsprechenden Grundsätze des römischen und französischen Rechts verlassen hat und zu den Ansichten des germanischen Rechts zurückgekehrt ist, so hat er sich doch in vielen anderen Punkten dem römischen Rechte angeschlossen. Hierin erblickt man nun seitens vieler hervorragender Rechtsgelehrten einen schweren Mangel des künftigen Gesetzbuches; insbesondere sind es die Vertreter des deutschen Rechtes an den Hochschulen, die Germanisten, welche ernstlich darüber Klage führen, daß man es abermals unterlassen wolle, dem deutschen Volke ein seinen nationalen Anschauungen und Sitten entstammendes Recht zu geben und das Recht der Siebenhügelstadt aus deutschen Landen endgültig zu beseitigen. Der alte Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus in der Rechtswissenschaft tritt wieder in voller Stärke hervor, und vielleicht erweisen die Einwürfe der Germanisten sich stark genug, um eine Umarbeitung des Entwurfes in germanistischem Sinne herbeizuführen, noch bevor er dem Bundesrathe und Reichstage zur Beschlußfassung vorgelegt wird. Daß nun in der That der Entwurf vielfach den romanistischen Anforderungen Gefolgschaft leistet, wo es für das Wirthschaftsleben unseres Volkes besser gewesen wäre, ihnen dieselbe zu versagen, kann die unbefangene Betrachtung nicht verkennen. Wir können einen ausführlichen Beweis für diese Behauptung hier nicht antreten, da er ein sehr genaues Eingehen auf Einzelheiten nothwendig machte, welche den nicht juristisch Gebildeten unter unseren Lesern nicht ganz verständlich wären; nur einen Punkt heben wir hervor, dessen befriedigende Regelung für das allgemeine Wohl und insbesondere für die landwirthschaftliche Bevölkerung von ganz besonderem Interesse ist: die Schaffung eines eigenen Erbrechts für landwirthschaftliche Besitzungen.

Das römische Recht kennt für alle Arten Güter nur ein Erbrecht; das bewegliche Eigenthum wird ihm zu Folge nach denselben Grundsätzen vererbt, wie das unbewegliche, das städtische Grundeigenthum nach denselben wie das ländliche. Im Gegensatze hierzu hat das germanische Recht von

jeher sich zu der Ansicht bekannt, daß mit Rücksicht auf die Erhaltung des ländlichen Grundeigenthums in der Familie und die hiermit in innerstem Zusammenhange stehende Bewahrung eines besitzenden und leistungsfähigen Bauernstandes für bäuerliche Güter ein besonderes Erbrecht, das sogenannte Anerberecht, einzuführen sei. Nach dem Anerberecht wird die Hofstelle und das Gut nicht unter sämmtliche Erben getheilt, sondern ungetheilt auf einen Erben, den „Anerben", vererbt, während die übrigen Erben abgefunden werden. Trotz der Ungunst der Gesetzgebung hat sich dieses Erbrechtssystem in manchen Theilen des deutschen Reiches, insbesondere in Hannover, Westfalen und in einigen Gemeinden des badischen Schwarzwaldes erhalten, und die neueste Gesetzgebung hat sich bemüht, es dem Verständniß der bäuerlichen Bevölkerung näher zu bringen. Man hatte nun sicher gehofft, das bürgerliche Gesetzbuch werde für das Bedürfniß des deutschen Bauernstandes nach einem Sondererbrecht Verständniß haben und deshalb eine Vorschrift aufnehmen, welche es demselben ermöglicht, auf die Vererbung seines Besitzthums das geschlossene Erbrecht in Anwendung zu bringen. Die Commission hat indessen dieser Erwartung nicht entsprochen, sondern es ganz dem Ermessen der Landesgesetzgebungen überlassen, ob für die Vererbung des bäuerlichen Grundbesitzes das allgemeine Erbrecht oder ein Sondererbrecht gelten soll.

Wenn nun auch diese Nichtberücksichtigung der deutsch-rechtlichen Grundsätze sehr zu bedauern ist, so muß doch gegenüber den übertriebenen Anforderungen mancher Germanisten hervorgehoben werden, daß ein Gesetzbuch, welches das römische Recht überhaupt nicht oder so gut wie garnicht beachten wollte, in Deutschland einfach unmöglich ist. Es mag zu beklagen sein, daß das römische Recht überhaupt in Deutschland zu der Bedeutung gelangt ist, welche es besitzt; es mag als ein Unglück bezeichnet werden, daß unsere deutschen Bauern ihre Rechtsverhältnisse heute noch nach den Aussprüchen Ulpians und Papinians, nach den Erlassen der römischen Cäsaren beurtheilen und ordnen lassen müssen: das kann aber den Gesetzgeber nicht verhindern, zu der Thatsache Stellung zu nehmen, daß dieses Recht seit Jahrhunderten für einen erheblichen Bestandtheil des deutschen Volkes geltendes Recht ist und sich auch unzweifelhaft in gewissem Umfange eingelebt hat. Keine Gesetzgebung, mag sie noch so schonungslos in der Mißachtung des bestehenden Rechtes vorgehen, hat es bisher vermocht, ihre Normen ohne jede Rücksicht auf die Satzungen des römischen Rechtes aufzubauen. Man blicke auf das Beispiel der französischen Gesetzgebung. Kein Gesetzbuch kann radicaler und mit geringerer Schonung des bestehenden Rechtes verfahren, als es der code civil gethan hat; trotzdem ist dieser code, den man ganz selbständig abfassen wollte, zum guten Theile doch nur eine Wiederholung des römischen Rechts. Für manche Theile ist eben das römische Recht so vortrefflich, so fein durchgebildet, daß ein besseres Recht überhaupt nicht gefunden werden kann, und auch der begeistertste

Germanist wird nicht behaupten, daß die Ausbildung des Rechtes der Schuldverhältnisse im germanischen Rechte auch nur entfernt mit derjenigen verglichen werden kann, welche im römischen Rechte niedergelegt ist. Die Klagen ob der mangelnden Berücksichtigung der germanischen Rechtsanschauungen sind deshalb mit Vorsicht aufzunehmen und nur innerhalb gewisser Grenzen gerechtfertigt; ob Anlaß dazu vorhanden ist, mit Rücksicht auf sie zu einer völligen Umarbeitung des Entwurfes zu schreiten, das scheint uns höchst zweifelhaft.

Gehen wir zu einer Hervorhebung der wichtigsten Grundsätze über, von denen sich diese Rechtsreform — die wichtigste, welche das deutsche Volk seit seinem Eintritt in die Geschichte erlebt hat — leiten läßt, so ist zunächst das Verhältniß zu betrachten, das zwischen dem bürgerlichen Gesetzbuche des Reiches und den Landesgesetzen in Zukunft bestehen wird.

Wer, wie der Verfasser, in der möglichsten Ausdehnung der Rechtseinheit sein Rechtsideal erblickt, der wird sich durch die Regelung dieses Verhältnisses seitens des Entwurfs und des Einführungsgesetzes wenig befriedigt finden; denn hiernach sollen die landesrechtlichen Vorschriften bezüglich einer großen Anzahl der wichtigsten Rechtsinstitute in Kraft bleiben; die Landesgesetzgebungen werden ferner ermächtigt, hierüber nach wie vor neue Vorschriften zu erlassen. Dahin gehört beispielsweise das ganze Jagd-, Fischerei-, Wasser-, Berg- und Enteignungsrecht, das Gesinderecht, die Haftung des Staates für die Handlungen seiner Beamten, das ganze Gebiet der nicht streitigen Rechtspflege, das Recht der Familienfideicommisse, das Recht der ehemaligen reichsständischen Familien u. s. w. Würde den Landesgesetzgebungen die Möglichkeit gelassen, all diese Materien zu regeln, so wäre von einer Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Lebens keine Rede, und die von so großen Erwartungen begleitete Reform würde zu einem Ergebniß führen, das der aufgewendeten Mühe und Arbeit kaum würdig wäre. Die Freunde der deutschen Rechtseinheit werden deshalb ihre volle Kraft einsetzen müssen, um es zu verhüten, daß durch die Ausscheidung einer großen Anzahl der wichtigsten Rechtsstoffe aus dem Bereiche der reichsgesetzlichen Regelung der Particularismus wieder einen Sieg über den Unitarismus feiere, und es wird namentlich Sache des Reichstags sein, dafür zu sorgen, daß nicht wieder der Fehler begangen werde, den man bei der Regelung des Strafrechts leider gemacht hat. Mit Genugthuung begrüßen wir es, daß in den Gutachten, welche seitens des deutschen Anwaltvereins herausgegeben werden, an einleitender Stelle diesem Gedanken in kraftvollen Worten Ausdruck verliehen wurde, und, ohne die einer Erweiterung des Gebietes der Codifikation entgegenstehenden Schwierigkeiten zu verkennen, darf man sich doch der Hoffnung hingeben, daß es gelingen werde, die Gefährdung der erst zu begründenden Rechtseinheit siegreich abzuwehren.

Der Entwurf athmet in allen seinen Normen, wie dies auch der Rechtsüberzeugung des deutschen Volkes angemessen ist, den Geist strengster Sittlichkeit. Ein Volk, für das ein Kant den kategorischen Imperativ aufgestellt hat, kann sein bürgerliches Recht unmöglich ohne Berücksichtigung der Gebote der Sittenlehre regeln, wie es das französische Gesetzbuch so vielfach gethan hat. Die Rechtsüberzeugung der Gegenwart kennzeichnet sich im Vergleiche zu den Anschauungen, die am Schlusse des vorigen Jahrhunderts besonders in der Periode des aufgeklärten Despotismus die herrschenden waren, in vortheilhafter Weise dadurch, daß sie das Recht mit der Sittenlehre wieder in engern Zusammenhang gebracht hat, ohne jedoch eine Grenzvermischung der beiderseitigen Gebiete herbeizuführen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet enthält der Entwurf eine Anzahl von Bestimmungen, die wir nicht anstehen als wahre Triumphe der Sittlichkeit zu bezeichnen. Beispielsweise machen wir auf die Regelung aufmerksam, welche das Rechtsverhältniß zwischen dem unehelichen Kinde und seinem Vater erfahren hat.

Bekanntlich hat das französische Gesetzbuch, das leider in vielen deutschen Landen heute noch gilt, den barbarischen und für ein geläutertes Sittlichkeitsbewußtsein geradezu nichtswürdigen Satz aufgestellt, daß das uneheliche Kind keinerlei Rechtsansprüche gegen seinen Vater besitze; la recherche de la paternité est interdite, sagt der Artikel 340 des code civil mit jener Rücksichtslosigkeit, welche dem Gesetzbuche des ersten Imperators so vielfach eigen ist. Für diese staatliche Sanctionirung der Pflichtlosigkeit, für diese gesetzliche Aufforderung zur Uebertretung des ersten aller Sittengebote hat unser Volk glücklicherweise kein Verständniß, und wiewohl der genannte Rechtssatz seit fast einem Jahrhundert in manchen Theilen des Reiches in Geltung steht, so hat er sich doch keineswegs ein Bürgerrecht erworben. Das deutsche Sittlichkeitsbewußtsein empört sich dagegen, daß das Gesetz es dem Manne gestattet, sich der Fürsorge für das von ihm erzeugte Wesen zu entziehen; es wendet sich mit Unwillen von einem Rechte ab, welches die Rechtlosigkeit eines hülflosen Geschöpfes in brutalster Form ausspricht. Indem der Entwurf sich dazu entschloß, mit dem Grundsatze des französischen Rechtes in dieser Beziehung gründlich zu brechen und zu den ungleich höheren Anschauungen des deutschen Rechtes zurückzukehren, hat er einen Fortschritt erzielt, welcher in sittlicher Hinsicht geradezu unschätzbar ist und seine Wirkung schwerlich verfehlen wird.

Von nicht geringerem Werthe sind unter diesem Gesichtspunkte die Bestimmungen, welche sich auf das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern beziehen. Dem Entwurfe ist die Anschauung, welche in den den Eltern gegenüber den Kindern eingeräumten Befugnissen ein förmliches Recht erblickt, unbekannt; ihm zu Folge ist das Recht der elterlichen Gewalt nur eine in die Rechtsform eingekleidete sittliche Pflicht der Eltern, welche um des Wohles der Kinder willen seitens der Rechtsordnung anerkannt

wird. Deshalb beaufsichtigt der Staat durch seine Organe die Ausübung der väterlichen Gewalt in eingehendster Weise und zögert nicht, wenn die Ausübung das Wohl der Kinder beeinträchtigt, sie dem Inhaber ganz oder theilweise zu entziehen.

Wie der Entwurf so den Anforderungen der Sittlichkeit in vollem Umfange Rechnung trägt, so hat er auch nicht unterlassen, den Ansprüchen gerecht zu werden, welche an ein Gesetzbuch des Volkes vom socialen Standpunkt zu stellen sind; freilich ist dies bei Weitem nicht in dem Maße geschehen, wie es zu wünschen wäre. Auch für das bürgerliche Recht gilt der Ausspruch als bindend, welchen Fürst Bismarck seiner Zeit im Reichstage gethan hat, daß jedes Gesetz des Deutschen Reiches mit einem Tropfen socialen Oeles getränkt sein müsse; auch das bürgerliche Recht kann sich nicht dem Gebote entziehen, durch geeignete Normen dem Rechtsschutz des Armen und wirthschaftlich Schwachen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Manche Vorschriften des Entwurfes sind von diesem Gedanken auch voll und ganz durchdrungen. Wenn z. B. das Gesetz bestimmt, daß diejenigen Sachen des Miethers, welche nach den Vorschriften der deutschen Civilprozeßordnung nicht gepfändet werden dürfen, auch nicht unter das Zurückbehaltungsrecht des Vermiethers fallen, so beseitigt es eine ebenso widersinnige wie grausame Satzung, welche wahrscheinlich nicht zum Wenigsten für das Wohnungselend in den Großstädten verantwortlich zu machen ist.

Allein bei manchen anderen Bestimmungen hat der Entwurf den socialrechtlichen Bedenken nicht genügend Rechnung getragen. Wenn man z. B. den Grundsatz „Kauf bricht Miethe" angenommen hat, so sind die schweren Folgen, welche derselbe auf die Wohnungsverhältnisse der unteren Klassen ausüben müßte, wohl kaum in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt worden. Vom socialen Standpunkte muß es überhaupt beklagt werden, daß die Gesetzgebung den Wohnungsmiethsvertrag nicht sorgfältiger geregelt hat, um dem Miether ebenso einen größeren Schutz gegen den Vermiether zu gewähren, wie dies zu Gunsten des Arbeitnehmers gegenüber dem Arbeitgeber bereits geschehen ist. Wir müssen es ferner als einen großen Mangel bezeichnen, daß der Gesetzgeber die Zwangsvollstreckung in unbewegliches Eigenthum nicht in der Weise beschränkt, daß ein gewisses Maß von Grundeigenthum, die sogenannte Heimstätte — in den amerikanischen Gesetzen Homo stead — dem Eigenthümer nicht zwangsweise entzogen werden darf. Dem stahlharten code civil sind solche Bestimmungen zum Schutze der Armen und Schwachen natürlich unbekannt, allein die Gesetzgebung des Staates, welche das Panier der Socialreform entfaltet hat, darf sich ihrer Anerkennung nicht entziehen, ohne nicht mit sich selbst in einen folgenschweren Widerspruch zu gerathen.

Der großen Gefahr, welche die Rechtseinheit dadurch ausgesetzt sein kann, daß ein sich entwickelndes Gewohnheitsrecht zur Entkräftung der

gemeinsamen Rechtssatzungen führt, einer Gefahr, welche vielleicht bei keinem Volke so groß ist wie dem deutschen, begegnet der Entwurf durch die Aufnahme des Grundsatzes, daß neben dem Gesetzesrecht für das Gewohnheitsrecht kein Platz übrig bleibt. So sehr auch von mancher Seite diese Bestimmung bemängelt wurde, so wohl begründet und weise erscheint sie uns. Soll das Reichsrecht in der That zur Anwendung gelangen, soll ein Gesetz die Rechtsverhältnisse der deutschen Stämme regeln, so muß der Möglichkeit vorgebeugt werden, daß sich die bisher geltenden Bestimmungen in der Form von Gewohnheitsrecht fort erhalten und thatsächlich das gemeinsame Recht außer Kraft setzen. Jede andere Lösung der Frage hätte die angestrebte Rechtseinheit illusorisch gemacht und der schlimmsten Rechtszersplitterung Thür und Thor geöffnet. In nicht geringerem Maße wird das Interesse der Rechtssicherheit den Gesetzgeber zu dem Ausschluß des Gewohnheitsrechtes veranlassen. Die Ermittlung des Gewohnheitsrechtes ist und bleibt eine höchst schwierige Sache und in Folge dessen haftet demselben stets der Charakter der Unbestimmtheit an. Die nachtheilige Wirkung dieses Umstandes auf das Leben kann nicht übersehen werden. Das erste Erforderniß, dem das Recht zu genügen hat, ist Bestimmtheit und Klarheit; über das, was als Recht gilt, soll Jeder sich zuverlässige Auskunft mühelos verschaffen können, ohne erst weitläufige Untersuchungen anzustellen, ob Dies oder Jenes als Gewohnheitsrecht bereits anerkannt wurde. Die Zulassung des Gewohnheitsrechtes als Rechtsquelle vermehrt die Prozesse und kann deshalb rechtlich und wirthschaftlich nur als nachtheilig bezeichnet werden.

In den Zeiten einer hochentwickelten staatlichen Gesetzgebung ist die Rolle des Gewohnheitsrechtes überhaupt so gut wie ausgespielt, und dies kann nur der bedauern, welcher, auf dem einseitigen Standpunkte der früheren historischen Schule stehend, das Gewohnheitsrecht als eine dem Gesetzesrecht überlegene Rechtsquelle betrachtet.

Die Gesetzgebungen der Völker huldigen bezüglich der Ordnung der Vornahme von Rechtsgeschäften entweder dem Formenzwang oder der Formfreiheit. Ganz allgemein kennzeichnet sich die frühere Rechtsbildung durch den Formenzwang, durch den formalistischen Charakter.

Nicht die Willensäußerung als solche genügt dem Rechte, um aus ihr Verbindlichkeiten und Berechtigungen entstehen zu lassen, sondern nur die in bestimmter Form erfolgte Willensäußerung ist hierzu im Stande. Je weiter wir in der Rechtsgeschichte zurückgehen, um so reicher entfaltet sich der Formenzwang, theilweise im Gewande des Symbols, und das deutsche Recht weist eine fast unerschöpfliche Ausbildung desselben auf. Die neuere Zeit steht den Formen, diesen „köstlich unschätzbaren Gewichten, die der bedrängte Mensch an seiner Dränger raschen Willen band," nicht freundlich gegenüber. Man hat bemerkt, daß der Formenzwang mit einem zweischneidigen Schwerte zu vergleichen sei, daß er einerseits zwar sich dazu

eigne, die Parteien von Uebereilung zurückzuhalten und zur Besonnenheit und Ueberlegung zu veranlassen, anderseits aber in Händen gewissenloser und mit den Schleichwegen und Schlupfwinkeln des Lebens erfahrener Personen häufig zur Benachtheiligung der Unerfahrenen führe. Der Entwurf hat sowohl mit Rücksicht hierauf als auch besonders in Erwägung der offenkundigen Bedürfnisse des Verkehrs der Gegenwart den Grundsatz der Formfreiheit sich angeeignet. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dem regen Verkehrsleben unserer Zeit, dessen Raschheit sich von Tag zu Tage mehr steigert, mit einem Rechtssysteme nicht gedient ist, das einem ängstlichen Formalismus huldigt, und nachdem auf dem Gebiete des Handelsrechtes die Gesetzgebung sich bereits zu Gunsten der Formfreiheit ausgesprochen hatte, war es schon zur Vermeidung einer bedenklichen Rechtsverwirrung nothwendig, auch für das Gebiet des bürgerlichen Rechtes derselben Geltung zu verschaffen. Daß die Aufstellung des Grundsatzes der Formfreiheit die Gesetzgebung nicht hindert, aus rechtspolitischen Gründen in gewissen Fällen Formzwang vorzuschreiben, ist selbstverständlich; der Entwurf hat dies für eine nicht unerhebliche Anzahl von Rechtsgeschäften gethan; das wichtigste hierher gehörige Beispiel bildet der Vertrag, durch welchen das Eigenthum an einem Grundstücke übertragen wird. Der Bedeutung halber, welche derselbe für die Grundeigenthumsverhältnisse besitzt, hat das Gesetz ihn an die Form der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung geknüpft.

Dieses Beispiel führt uns auf die Darlegung der Grundsätze, welche den Entwurf bei der Ordnung der Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums leiten; die betreffenden Bestimmungen bilden einen der wichtigsten Theile des Gesetzbuches, der für die Landwirthschaft des deutschen Reiches von weitreichendster Bedeutung ist.

Im römischen Rechte hat der Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen keinen Einfluß auf die Regelung der Rechtsverhältnisse ausgeübt; der hervorragende Werth, welchen das Grundeigenthum für Staat und Gesellschaft besitzt, wurde in Rom nicht voll erkannt, und demgemäß hielt man es auch nicht für erforderlich, den Bedürfnissen des Grundeigenthums durch Erlaß besonderer Vorschriften zu entsprechen. Im vollen Gegensatze hierzu hat das deutsche Recht die Rechtsverhältnisse des unbeweglichen Besitzes stets durch besondere Satzungen geregelt, welche auf der Grundlage der vollen Oeffentlichkeit der Rechtsverhältnisse beruhten, in denen die einzelnen Grundstücke standen. Maßgebend für diese Ausbildung eigener Normen für die Grundstücke war unter Andern die enge Verknüpfung zwischen dem Genuß politischer Rechte und dem Besitze an Grund und Boden im Mittelalter. Durch die Aufnahme des römischen Rechts wurde das ursprüngliche nationale Recht vielfach verdrängt und dadurch der Grundbesitz und der Realcredit in schwerster Weise geschädigt. Wenn es irgend einen Stand giebt, für welchen die Aufnahme des römischen

Rechtes geradezu ein Unglück bedeutete, so ist es derjenige der Grundbesitzer, dem kaum Schlimmeres widerfahren konnte, als seine Unterwerfung unter die auf dem Boden der altitalischen Volkswirthschaft beruhenden Vorschriften des corpus juris. Die Gesetzgebung der deutschen Staaten hat darum fast allenthalben an Stelle des römischen Rechtes ein den Grundsätzen der germanischen Anschauung entsprechendes Recht gesetzt; am meisten ist dies seitens der preußischen Gesetzgebung geschehen, an welche sich das Reichsrecht unmittelbar anschließt.

Der Entwurf regelt das Grundeigenthumsrecht nach dem Grundbuchsystem; er setzt voraus, daß für jeden Bezirk ein Grundbuch vorhanden ist, in welches die Grundstücke des Bezirks und die an ihnen bestehenden Rechte einzutragen, zu buchen sind. Dieser Buchungszwang gilt grundsätzlich allgemein und für alle Rechte; ein nicht in das Grundbuch eingetragenes Recht ist rechtlich unwirksam. Der Grundeigenthumsverkehr ist nach Maßgabe des Grundsatzes von dem dinglichen Vertrage und nach dem Eintragungsgrundsatze geregelt. Hiernach setzt die Erwerbung eines Rechtes an einem Grundstücke einen Vertrag voraus, bestehend aus der Erklärung, daß man in die Eintragung der Aenderung des Grundbuchs einwillige, sowie der Annahme dieser Erklärung seitens des anderen Theiles und in der Eintragung selbst. Der Inhalt des Grundbuchs hat nicht nur die Vermuthung der Richtigkeit, sondern auch die des öffentlichen Glaubens für sich, so daß eine Veräußerungsbeschränkung nur dann anerkannt wird, falls sie im Grundbuche eingetragen ist. Im Zusammenhange hiermit stehen die Grundsätze, von welchen das Hypothekenrecht des Entwurfs ausgeht.

In der Hypothek sieht das Gesetz einerseits das Mittel, eine Forderung durch Belastung eines Grundstückes sicher zu stellen, andererseits einen Gegenstand des Vermögensverkehrs, durch welchen sich der Grundbesitz, die für die Bewirthschaftung und Betriebsführung nothwendigen Capitalien verschaffen kann. Die Hypothek kann nur durch Eintragung in das Grundbuch entstehen und sie ist speciell im strengsten Sinne, so daß sie nur eine genau bezeichnete Forderung sowie auch nur ein genau bezeichnetes Grundstück erfaßt. Mit dem Unwesen der Generalhypotheken, welches in weiten Gebieten des deutschen Reichs, namentlich in denen des französischen Rechts, noch in üppiger Blüthe steht, und es einer vorsichtigen Hypothekenbank eigentlich unmöglich macht, Geld auf ein Grundstück auszuleihen, hat der Entwurf gründlich gebrochen und dadurch einer gesunden Entwicklung des Grundcredits die Bahn geebnet. Diese durchgreifende Aenderung der Hypothekengesetzgebung wird auf die Verhältnisse der landwirthschaftlichen Bevölkerung einen äußerst segensreichen Einfluß ausüben. Unter der Herrschaft eines guten Hypothekenrechts, welches dem Gläubiger die nothwendige Sicherheit für seine Forderung bietet und dabei doch nicht der Elasticität entbehrt, wird es

dem kleinen und mittleren Grundbesitzer leichter möglich, sein Creditbedürfniß zu befriedigen, ohne für die Befriedigung wucherische Zinsen zahlen zu müssen.

Die strenge Sittlichkeit, welche wir bereits als eine Eigenthümlichkeit des Entwurfs hervorgehoben haben, kommt besonders bei der Regelung des Eherechts und namentlich des Ehescheidungsrechts zum Ausdruck. Die Gesetzgebung huldigt dem Grundsatze, daß die Ehe eine von dem Willen und der Willkür der Einzelnen unabhängige sittliche und rechtliche Ordnung ist, deren Auflösung nicht aus beliebigen, sondern nur aus solchen Gründen erfolgen darf, welche dem Staate als genügend erscheinen. Eine Bestimmung, welche den Ehegatten das Recht gäbe, sich lediglich auf Grund ihrer gegenseitigen Uebereinstimmung zu trennen, findet daher in dem deutschen Gesetzbuch keine Stelle. Die Ehe ist eben kein Vertrag, den man durch gegenseitige Willensübereinstimmung wieder lösen kann, sondern sie ist ein ihrem Wesen nach dauerndes Band; sie ist, wie der römische Jurist Modestinus etwas emphatisch gesagt hat, ein consortium omnis vitae, eine divini atque humani juris communicatio, d. h. eine das ganze Leben umfassende Gemeinschaft, eine Vereinigung nach göttlichem und menschlichem Rechte. Der Entwurf begünstigt die Ehescheidung schon aus diesem Grunde nicht; er hat aber weiter erwogen, daß der Staat ein dringendes Interesse besitzt, darauf hinzuwirken, daß im Volke die Ehe als eine sittliche, dem Einfluß der individuellen Willkür entzogene Ordnung gelte. Deswegen beruht das Scheidungsrecht des Entwurfs auf dem Gedanken, daß nur wegen eines dem einen Ehegatten zur Last fallenden schweren Verschuldens die Scheidung zuzulassen sei. Die Ehe kann in Zukunft wegen Geisteskrankheit eines Ehegatten, wegen körperlicher Gebrechen oder unüberwindlicher Abneigung nicht mehr geschieden werden; das Gesetz kennt nur auf Verschuldung beruhende Ehescheidungsgründe, welche theils absolute, d. h. die Scheidung unbedingt, theils relative, d. h. sie nur unter gewissen Voraussetzungen begründende sind. Absolute sind nur der Ehebruch, die Verübung gewisser Verbrechen gegen die Sittlichkeit, Lebensnachstellung und bösliche Verlassung. Im Gegensatz hierzu werden die relativen nicht einzeln genannt, sondern auf einen gemeinsamen Grundsatz zurückgeführt; eine Scheidung kann nämlich nur dann ausgesprochen werden, wenn der eine der Ehegatten durch schwere Verletzung der ehelichen Pflichten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem anderen die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann. Als Beispiel für solche Verfehlung nennt das Gesetz schwere Mißhandlung des Ehegatten und die Verübung eines entehrenden Verbrechens nach Schließung der Ehe. Auch in diesen Fällen soll aber die sofortige Scheidung regelmäßig nicht ausgesprochen werden, sondern zunächst nur eine Trennung von Tisch und Bett auf die Dauer von höchstens zwei Jahren, und erst nach Ablauf dieser Frist kann der Ehegatte,

welcher das Trennungsurtheil erlangt hat, die endgültige Scheidung begehren. Im Vergleiche zu dem in einem großen Theile des Reiches geltenden Rechte ist durch diese Bestimmungen die Möglichkeit einer Ehescheidung wesentlich erschwert und andererseits das richterliche Ermessen bedeutend erweitert worden, indem in Zukunft der Richter und nicht mehr das Gesetz bestimmt, in welchen Fällen eine die Auflösung der Ehe rechtfertigende Verschuldung vorliegt. Wiewohl man nun mit der Tendenz, das eheliche Band zu befestigen, an sich durchaus übereinstimmen und es als einen großen Fortschritt bezeichnen wird, daß die Ehe nicht mehr auf gleicher Stufe mit einem Viehleihevertrag steht, so erheben sich doch andererseits gegen den Standpunkt des Entwurfs Bedenken, die sowohl vom sittlichen wie vom socialen Gesichtspunkte aus Beachtung verdienen.

Wird die Ehescheidung übermäßig beschränkt, so leistet man der Sittlichkeit wahrlich keinen Dienst; man verschuldet die Existenz von Ehen, die in der That nur Scheinehen und deshalb sittlich absolut verwerflich sind, und man befördert sogar indirect Ehebruch und außereheliches Zusammenleben. Der Gesetzgeber begeht einen schweren Fehler, wenn er aus theoretischen Gründen die Macht der menschlichen Natur nicht genügend berücksichtigt, und wir meinen, die Erfahrungen, welche Frankreich mit seinem Verbote der Scheidung gemacht hat, sollten jeden Staat davon abhalten, in dieser Beziehung einseitigen Forderungen nachzukommen. Es ist unbestreitbar, daß zwischen der Erschwerung der Scheidung und der Zunahme der Unsittlichkeit ein ursächlicher Zusammenhang besteht, und man sollte sich deshalb wohl hüten, in dem Bestreben, das Beste zu schaffen, das Bessere zum Feind des Guten zu machen. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte wohl zu erwägen sein, ob es angemessen ist, die jugendliche Frau an den geisteskranken, im Irrenhause befindlichen Gatten zu ketten, der sich vielleicht durch wüste Ausschweifungen seine Krankheit zugezogen hat; ob es zweckmäßig ist, die brave Frau eines Gewohnheitssäufers von Rechtswegen zu zwingen, die Zärtlichkeiten des viehisch betrunkenen Gatten ebenso bis zu seinem Tode erdulden zu müssen wie seine Schmähungen und Beschimpfungen!

Die Motive des Entwurfs erklären, die Commission habe durchaus nicht verkannt, daß vom social-politischen Standpunkte aus gewichtige Gründe für jede Zulassung der Ehescheidung wegen Geistesstörung geltend gemacht werden könnten; allein gegenüber den ethischen Bedenken und den praktischen Schwierigkeiten empfehle sich die Gestattung derselben nicht. Diese Erklärung kann aber nicht die Annahme eines Grundsatzes rechtfertigen, der in seiner praktischen Anwendung zu Härten und Grausamkeiten führen müßte, für welche die allgemeine Rechtsüberzeugung kein Verständniß besitzt.

Aus dem über das Ehescheidungsrecht des Entwurfs Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß derselbe angelegentlichst bemüht ist, der über-

aus laxen Beurtheilung, welche bezüglich der Ehescheidung nicht nur in einem Theile der Gesellschaft, sondern auch in der Praxis zahlreicher Gerichtshöfe sich eingelebt hat, mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Die Statistik zeigt, daß die Zahl der Ehescheidungsprocesse in steigender Bewegung begriffen ist; in den größeren Städten bilden Ehescheidungsklagen das tägliche Brot der Gerichte. Natürlich kann dies nicht ohne Einfluß auf die Denkweise des Volkes über die Natur des ehelichen Bandes bleiben, und es ist unbestreitbar, daß die Betrachtung der Ehescheidung als eines anomalen Vorgangs für weite Kreise zu den überwundenen Dingen gehört. Es ist deshalb ein großer Vorzug des neuen Gesetzbuchs, daß seine Normen die Bildung einer richtigeren, der deutschen Gesittung entsprechenden Auffassung befördern, und wiewohl es überaus schwierig ist, über die Wirkungen eines Gesetzes Muthmaßungen aufzustellen, welches mit dem Factor der Liebe zu rechnen hat, so darf man doch mit Zuversicht annehmen, daß das Ehescheidungsrecht des neuen Reiches von günstigsten Folgen begleitet sein wird. Wie ungerecht es ist, wenn man demselben den Vorwurf macht, es behandle die Ehescheidung wie einen Pferdehandel — auf der Freiburger Katholikenversammlung wurde dies behauptet — bedarf hiernach keines weiteres Beweises.

Schon oben wurde kurz erwähnt, daß das Reichsrecht die Rechtsverhältnisse zwischen Eltern und Kindern in Anlehnung an die tief sittliche Auffassung des älteren germanischen Rechtes geregelt hat. Dieses tritt besonders in der Stellung hervor, welche der Mutter gegenüber den Kindern verliehen ist. Das römische Recht giebt nur dem Vater die Gewalt über die ehelichen Kinder, es kennt weder eine elterliche Gewalt, noch eine mütterliche, vielmehr werden alle Rechte und Befugnisse der Gewalt lediglich und allein durch den Vater ausgeübt. Im Gegensatze zu dieser Regelung, welche in den eigenthümlichen staatlichen und socialen Verhältnissen Roms ihre innere und geschichtliche Erklärung findet, weist die germanische Rechtsüberzeugung auch der Mutter eine Gewalt über die Kinder zu. Für das Gesetzbuch konnte es nun kaum zweifelhaft sein, welcher Ansicht es zu folgen habe. Nachdem es grundsätzlich die volle und uneingeschränkte Handlungs- und Geschäftsfähigkeit der Frauen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts anerkannt hatte, mußte es den Frauen auch da, „wo sie nach den natürlichen Verhältnissen zum Handeln berufen sind“, dieses Handeln gestatten. Demgemäß ist die Mutter, was die elterliche Schutzpflicht gegenüber den Kindern anlangt, dem Vater völlig gleichgestellt; während des Lebens des Vaters überwiegt natürlich seine Stellung, sobald er aber gestorben ist, übt die Mutter allein die elterlichen Befugnisse im vollen Umfange aus. Die Anerkennung dieses Grundsatzes bedeutet für weite Theile des Reichsgebietes eine große und wichtige Neuerung; namentlich auch für das Gebiet des preußischen Staates, der es noch im Jahre 1875 ausdrücklich ablehnte, der Mutter die Stellung

zu geben, welche das Reichsrecht ihr nunmehr einräumt. Treffend rechtfertigen die Motive diesen Schritt der Gesetzgebung, der bei manchen Juristen alten Schlages große Bedenken hervorgerufen hat. Es wird bemerkt, daß dem Entwurfe die Emancipation der Frauen durchaus fern liege, daß es sich aber nicht sowohl um die Uebernahme eines öffentlichen Amtes seitens der Mutter handle, als um die Erweiterung ihrer familienrechtlichen Stellung und eine volle Ausgestaltung ihres hausfraulichen und mütterlichen Berufes. „Die Mutter soll nicht aus ihrem natürlichen Berufe herausgehoben, sondern im Gegentheil nur von Schranken befreit werden, welche sie bisher in der Erfüllung des ihr eigenen Berufes beengten." Die Gesetzesbegründung constatirt dann weiter, daß die Frau an intellectueller Begabung keineswegs hinter dem Manne zurückstehe, ein Zeugniß, mit welchem die deutschen Frauen wohl zufrieden sein können, und daß an ihrer Fähigkeit zur zweckmäßigen Besorgung der Geschäfte der elterlichen Gewalt darum nicht zu zweifeln sei. Es ist nicht zu verkennen, daß hiermit ebenso ein Culturfortschritt von großer Tragweite wie ein Sieg der germanischen Rechtsauffassung über die römische erzielt worden ist, und das deutsche Volk darf sich rückhaltlos freuen, daß nunmehr endlich der Mutter nicht mehr diejenigen Rechte vorenthalten werden, welche ihr nach Natur und Sittenlehre unbedingt gebühren.

Vielleicht ist die Neuerung, welche der Entwurf bei der Ordnung der gesetzlichen Erbfolge einführt, die bedeutendste unter allen in ihm enthaltenen Neuerungen; das bisher geltende Erbrecht in Deutschland bestimmt die Erbfolge der Verwandten so gut wie ausschließlich nach dem dem römischen Rechte entlehnten sogenannten Gradualsystem. Dieses läßt die Verwandtschaftsnähe über die Erbfolge entscheiden; die Verwandtschaftsnähe wird aber nach der Zahl der Zeugungen berechnet, welche von dem Erblasser zu dem Erben hinleiten. Im Gegensatze hierzu huldigt der neue Entwurf, unter Anlehnung an das germanische Recht, dem Parentelensystem, welches auf dem Gedanken beruht, daß diejenigen, die mit dem Erblasser die näheren Stammeseltern gemeinsam haben — die Parentel — solchen Verwandten vorgehen, welche durch entferntere Stammeseltern mit jenem verbunden sind, und daß innerhalb der Parentel die entfernteren Verwandten an die Stelle eines weggefallenen näheren treten. Hiernach bilden die Abkömmlinge des Erblassers die erste Parentel, die Eltern desselben mit ihren Abkömmlingen die zweite, die Großeltern mit ihren Abkömmlingen die dritte, alsdann kommen die Urgroßeltern und ihre Abkömmlinge u. s. w. Von der Durchführung dieses Systems, welches die in den geltenden Erbrechten Deutschlands vorhandenen Gegensätze vermitteln soll, macht das Gesetz nur bei der dritten Parentel im volkswirthschaftlichen Interesse eine Ausnahme, indem es eine Bestimmung getroffen hat, welche die Zersplitterung des Vermögens durch Uebergang der Verlassenschaft an die möglicherweise sehr zahlreichen Enkelkinder ver-

hindern soll. Der Entwurf hat den Kreis der zur gesetzlichen Erbfolge berufenen Personen gegenüber einem Theile des geltenden Rechtes dadurch ausgedehnt, daß er dem Ehegatten ein unmittelbares Erbrecht einräumt und hiermit eine Härte und Ungerechtigkeit beseitigt, die geradezu als eine schreiende bezeichnet werden muß. Ein größerer Widerspruch zwischen dem geltenden und dem natürlichen Rechte als diese Zurücksetzung des Ehegatten hinter die Epigonen entferntesten Grades läßt sich kaum denken; man versagt derjenigen Person, welche dem Verstorbenen am nächsten stand, welche Alles, Freud und Leid, Kummer und Schmerz mit ihm getheilt hat, einen Rechtsanspruch auf seine Verlassenschaft, während man denselben einem entfernten Angehörigen gewährt, der keinerlei Gemeinschaft mit ihm gehabt, sondern vielleicht nur angelegentlichst auf seinen Tod gewartet hat! Indem der Entwurf mit diesem unhaltbaren Mißstande bricht, verschafft er dem wahren Rechte wieder die Geltung, die ihm nur unter Verletzung der obersten Grundsätze der ausgleichenden Gerechtigkeit versagt werden konnte.

Bezüglich des Pflichttheilsrechtes hat sich der Entwurf nicht denjenigen angeschlossen, welche aus socialpolitischen Gründen die Beseitigung desselben verlangen, weil er der Ansicht ist, daß die Frage der Abschaffung noch nicht spruchreif sei. Pflichttheilsberechtigte Personen sind nicht nur die Abkömmlinge und die Eltern, sondern auch die Ehegatten; nachdem ein gesetzliches Erbrecht der Ehegatten gegeneinander überhaupt anerkannt war, mußte auch der weitere Schritt gethan und ihnen ein Pflichttheilsanspruch gewährt werden. Von Bedeutung erscheint es, daß das neue Recht die Gründe, aus welchen die Entziehung des Pflichttheils statthaft ist, im Vergleiche zu einem Theile des geltenden Rechtes beschränkt hat. In Fortfall ist gekommen die Enterbung eines Abkömmlings wegen Vermögensbeschädigung der Eltern, wegen Verhinderung des Erblassers an der Errichtung eines Testamentes, wegen Verurtheilung zu schwerer Strafe, wegen schlechten Lebenswandels, sowie wegen Abfalls vom rechten Glauben. Die Beseitigung dieser Bestimmungen beruht theils auf der Erwägung, daß es nicht die Aufgabe des bürgerlichen Rechtes ist, Rechtsnachtheile aufzustellen, welche mit einer Strafe identisch sind, theils darauf, daß die Handlung, wegen deren die Enterbung bisher gestattet war, des Zusammenhangs mit den verwandtschaftlichen Verhältnissen entbehrt. Was besonders die Enterbung wegen Abfalls vom rechten Glauben anlangt, so hat der Entwurf dem Gedanken Rechnung getragen, daß er nicht den Beruf habe, die glücklicherweise fast durchweg beseitigten Reste der religiösen Unduldsamkeit zu neuem Leben zu erwecken. Auch in der Normirung dieses Gegenstandes liegt ein Fortschritt, der zwar in praktischer Beziehung vielleicht nicht sehr bedeutungsvoll ist, aber seines grundsätzlichen Werthes wegen Beachtung und Aufmerksamkeit wohl verdient.

Auch bei der Regelung des Vormundschaftsrechtes huldigt der Entwurf Grundsätzen, welche im germanischen Rechte ihre Wurzeln haben.

Ueber dem Vormund steht die Obervormundschaft, welche regelmäßig den Gerichten übertragen ist, jedoch durch die Landesgesetze auch anderen Behörden zugewiesen werden kann. Eine Mitwirkung bei der Verwaltung der Vormundschaft sichert das Gesetz der Familie, indem aus den Mitgliedern derselben der Familienrath gebildet wird und das Gericht in gewissen Fällen vor seiner Entscheidung Angehörige des Mündels hören soll; weiter ist zur Mitwirkung durch die Errichtung des die Vormundschaftsführung beaufsichtigenden Gemeindewaisenrathes auch die Gemeinde berufen. Der Entwurf geht von dem Gedanken aus, daß der Vormund grundsätzlich der Obervormundschaft gegenüber selbständig dastehe und nach eigenem Ermessen handeln soll; zur Verhütung von Unzuträglichkeiten, die sich aus dieser freien Stellung ergeben könnten, ist seine gesammte Thätigkeit der Aufsicht des Vormundschaftsgerichts unterworfen. In keinem Falle tritt nach dem Gesetzbuche die Vormundschaft unmittelbar kraft Gesetzes ein, sondern stets erst auf Grund einer Anordnung des Vormundschaftsgerichtes; demgemäß beginnt auch das Recht und die Pflicht des Vormunds erst mit seiner Bestellung.

Von der Vormundschaft ist die Pflegschaft scharf getrennt; sie tritt nur dann ein, wenn es sich um das Bedürfniß eines Schutzes für besondere Angelegenheiten einer Person handelt, während die Vormundschaft bei der nothwendigen allgemeinen Fürsorge für Vermögen und Person anzuordnen ist. Diese Unterscheidung war in dieser Form dem bisherigen Rechte nicht bekannt.

Wenn auch die vorstehenden Erörterungen keineswegs den Anspruch erheben können, alle Grundgedanken des Entwurfs in erschöpfender Weise darzustellen, so werden sie doch vielleicht auch dem Nichtjuristen einen Begriff von den Grundzügen der großen Codification zu geben vermögen. Es wird wohl noch eine Anzahl von Jahren verstreichen, bevor der Entwurf zum Gesetze erhoben werden wird. Gleichzeitig mit der Einführung des Gesetzbuchs wird der Erlaß einer Reihe anderer Gesetze erfolgen, welche sich auf die Regelung des Grundbuchwesens, die Zwangsvollstreckung in unbewegliches Vermögen und das Verfahren in nichtstreitigen Sachen des Familien- und Erbrechtes beziehen, deren Ausarbeitung seitens der Commission bereits fertig gestellt ist.

Es wäre verfrüht über die muthmaßlichen Wirkungen, welche das neue Gesetzbuch auf die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des deutschen Volkes ausüben wird, Vermuthungen aufzustellen oder ein abschließendes Urtheil über seinen Werth zu fällen. Das Eine steht fest, daß die einheitliche Regelung des bürgerlichen Rechts unserer nationalen Einheit ein neues, unzerstörbares Band verleiht, und daß also die nationale Bedeutung der gewaltigen Rechtsreform kaum überschätzt werden kann. Wer wollte verkennen, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Stämmen durch die Thatsache mächtig gefördert wird,

daß ein Gesetz vom Ostwall des Reiches bis zur Westmark gilt, daß eine Norm die Lebensbeziehungen im Wasgau und an der Eider regelt; und wo ist der Deutsche, dessen Herz nicht von freudigem Stolze geschwellt würde, wenn er daran denkt, daß wir nun das köstliche Gut der Rechtseinheit erlangt haben, welches unsern Vätern ein verheißungsvoller, aber unerfüllbarer Traum zu sein schien? Nicht zu der Zeit, da der Gaugraf unter der alten schattigen Linde das Recht sprach, und nicht in den Tagen, in welchen der gewaltige Staufenkaiser auf den lombardischen Gefilden Gerichtstage abhielt, besaßen die Deutschen die Rechtseinheit in dem Umfange, wie sie durch das neue bürgerliche Gesetzbuch verwirklicht werden soll. Wenn wir dies erwägen und uns daran erinnern, daß noch vor einem halben Menschenalter die deutsche Nation keine Verfassung besaß, welche es ermöglicht hätte, für das Ganze verbindliche Rechtsnormen zu erlassen, dann werden wir wohl sagen dürfen, daß der Genius des deutschen Volkes Ursache hat, mit unserer Entwicklung während der letzten Jahrzehnte zufrieden zu sein!

Es sind jetzt zwölf Jahre her, seitdem unser erster Kaiser vor dem versammelten Reichstag ein prächtiges Wort über die Schaffung der deutschen Rechtseinheit sprach. „Die gemeinsame Rechtsentwicklung,“ so sagte Kaiser Wilhelm, „wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist.“ Die deutsche Nation wird allezeit dieses Ausspruchs unseres verewigten Herrschers eingedenk bleiben; sie wird in der Arbeit zur Beförderung der Rechtseinheit nicht ruhen noch rasten, bis das Wort Kaiser Wilhelms seiner ganzen Tragweite nach zur Thatsache geworden ist. Es ist ihr nicht leicht gemacht worden, das Gut der Rechtseinheit zu erwerben; sie hat einen Kampf ums Recht bestanden, wie ihn kein anderes Volk zu bestehen hatte; aber gerade deßhalb wissen wir auch das Errungene zu schätzen und werden es behalten, so lange unser Volk überhaupt besteht; es ist und bleibt eine der köstlichsten Früchte, welche an dem Baume der deutschen Einheit unter dem Schirm des Hohenzollernadlers reiften.

Richard Wagner und Friedrich Nietzsche.

Von

Eduard Kulke.

— Wien. —

Unter einem wunderlichen Titel hat Friedrich Nietzsche vor Kurzem den musikalischen Kreisen eine Publication vorgelegt*), deren Inhalt den Titel an Wunderlichkeit noch weit übertrifft. Nietzsche, der frühere Anhänger und jetzige Gegner von Richard Wagner erscheint in dieser Schrift als Selbstankläger und Richter, als Kranker und Arzt in einer Person, aber unvermögend sich selbst und Anderen zu helfen.

Man kann die Schrift von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten. Man kann sie ansehen mit Rücksicht auf die von den Wagnerianern ausgehende, von Nietzsche sehr nachdrücklich betonte, Agitation für eine Verdunkelung des Geistes, wie sich diese in der Strömung unserer Zeit in mancher Hinsicht bemerkbar macht. Man kann sie ferner betrachten im Zusammenhange mit Nietzsches früheren Publicationen und psychologische Betrachtungen darüber anstellen, wie und durch welche Einflüsse aus dem Nietzsche von 1876 der Nietzsche von heute geworden ist. Man kann aber endlich drittens den „Fall Wagner" auch betrachten als eine Kritik des Wagnerschen Kunstwerks und der Wagnerschen Kunsttheorie, ohne Rücksicht darauf, von wem sie ausgeht, ob und wie der Kritiker über denselben Gegenstand sich früher schon ausgesprochen, kurz derart, als rührte die gegenwärtige Publication gar nicht von einem ehemaligen Wagnerianer, sondern von irgend einem Unbekannten her. Dabei würde einzig zu prüfen sein, wie diese Kritik Stand hält, ob sie Argumente gegen Wagner vor-

*) Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem. Von Friedrich Nietzsche. Leipzig, Verlag von C. G. Naumann.

Digitized by Google

bringt, die bisher nicht vorgebracht worden sind, und ob sie geeignet sind, den Werth des Wagnerschen Kunstwerks zu schmälern.

Indem ich mir vorbehalte, die fragliche Angelegenheit in einer eigenen Broschüre aus allen diesen verschiedenen Gesichtspunkten zu behandeln, soll hier speciell die dritte Seite der Frage ins Auge gefaßt werden. Was die beiden anderen Seiten betrifft, so mögen für heute die folgenden kurzen Andeutungen genügen:

Nietzsche selbst bestreitet mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit noch heute in einem Briefe an den Herausgeber des „Kunstwart"*), daß er seine Meinung über Wagner geändert habe, indem er sagt: „Der jüngere Nietzsche ist niemals über den Punkt Wagner mit dem älteren Nietzsche im Widerspruch gewesen." Diese Erklärung ist aber werthlos gegenüber der für Jedermann offenkundigen Thatsache, welche in der Schrift „Der Fall Wagner" vorliegt; das Recht, die Schrift nach dem darin ausgesprochenen Inhalt zu deuten, ist Sache des Lesers und kann durch die nachträgliche einfache Negation von Seiten Nietzsches nicht alterirt werden. Ich habe den Versuch gemacht, Nietzsches Meinungsänderung auf seine in die Zeit zwischen 1876 und 1878 fallende intensive Beschäftigung mit den Schriften Voltaires zurückzuführen. Bei meiner Vergleichung des Nietzsche von 1876 mit dem Nietzsche von heute ergab sich zu Gunsten Nietzsches, daß er sich von Irrthümern, in die er verstrickt gewesen, befreit habe, zu seinen Ungunsten aber, daß er zwischen seiner neuen Geistesrichtung und seinen veränderten ästhetischen Urtheilen einen Zusammenhang hergestellt, welcher durchaus nicht nothwendig und durch jene Gedankenrichtung in keiner Weise begründet erscheint, indem er an dem Künstler und speciell an dem Musiker Wagner Vieles zu tadeln findet, wozu (wie tadelnswerth es irgend Einem auch erscheinen mag) der freisinnigste Mensch und der größte Bewunderer Voltaires keine Nöthigung in sich fühlt; denn — mit allem Respect vor Voltaire sei es gesagt — so hoch ich in Beziehung auf Freiheit des Geistes, Größe und Fülle der Gedanken, Ehrlichkeit der Gesinnung, Vertheidigung des unterdrückten Rechts, Bekämpfung von Willkür und Gewalt, kurz auf alles das, was ihn als Lichtbringer erscheinen läßt, Voltaire über Wagner stelle, so hoch stelle ich, trotz Zaïre, Mahomet, Henriade 2c., d. h. als specifischen Künstler Richard Wagner über Voltaire.

Lassen wir aber jetzt den Nietzsche von 1876 ganz aus dem Spiele; vergessen wir, daß er in früherer Zeit über Wagner geschrieben hat. Wie groß die Widersprüche auch sein mögen, deren er sich im Zusammenhalt mit seinen früheren Anschauungen schuldig gemacht: am Ende hat er ja doch das Recht zu verlangen, daß seine jüngsten Aeußerungen als seine wahrhaftige Meinung betrachtet werden. Wir haben mindestens nicht das Recht, ihn in seinen früheren Zustand zurückzuzwingen. Er ist, gleichviel

*) Der Kunstwart, 2. Jahrg. 6. Stück, S. 89, erste Spalte.

wie und warum und wodurch, zu anderen Anschauungen und zu einem ganz anderen Geschmack gelangt. Was kümmern uns seine Widersprüche! diese mag er mit sich selber abmachen. Erleidet vielleicht hierdurch sein Charakter in den Augen des Einen oder Andern Schaden, so ist es seine Sache, den sich daraus ergebenden Nachtheil zu tragen. Wir haben es streng genommen, jetzt nur mit dem zu thun, was er jetzt sagt. Er hat Wagner einmal gepriesen. Jetzt greift er Wagner an, und man hat nichts zu thun, als seine Angriffe zu prüfen. Wer nun Wagner gegen Nietzsche damit vertheidigen zu können glaubt, was in Nietzsches früheren Schriften sich zum Lobe Wagners findet, der stellt sich auf einen Standpunkt, welchen Nietzsche nicht zuzulassen braucht. Nietzsche ist ein neuer Mensch geworden und nur mit diesem neuen Menschen haben wir es zu thun. Prüfen wir also die neuen Aeußerungen Nietzsches über Wagners Kunst einzig und allein nach der Kraft der in ihnen liegenden Argumente.

Nietzsche findet den Orchesterklang in „Carmen" angenehmer als den Wagnerschen. Das ist sein Geschmack und daran kann ihn Niemand hindern. Bizets „Carmen" übt auf ihn eine verbessernde Wirkung, eine Rückkehr zur Natur, Gesundheit, Heiterkeit, Jugend, Tugend. Das ist alles sehr schön; dafür mag er sich bei Bizet bedanken. Er spricht davon, wie nachtheilig ihm der Wagnersche Orchesterklang sei; das ist eine Angelegenheit, die seine Nerven betrifft, und es wird Niemandem einfallen, ihn zu zwingen oder auch nur zu überreden, daß er sich dem ihm so nachtheiligen Orchesterklange aussetze; allein er nennt den Wagnerschen Orchesterklang brutal, und — das ist eine andere Sache; denn dieses Prädicat legt Nietzsche dem Wagnerschen Orchesterklang bei als ein objectives und hiermit fällt er ein Urtheil, von welchem er voraussetzt, daß es als ein allgemein gültiges anerkannt werde. Ein solches ist es aber nicht. Der Orchesterklang im Allgemeinen ist im Laufe der Zeit der Veränderung und Entwicklung unterworfen, und diese Entwicklung geht parallel mit den Fortschritten in der Mechanik der Instrumente. Mit jedem solchen Fortschritte wird dem Componisten ein neues Mittel für die Farbengebung geboten, daher erscheint die Instrumentation einer jeden Zeit reicher und nüancirter als die der vorhergegangenen Periode. In Beziehung auf den Bau der Streichinstrumente hat man seit lange keine wesentliche Veränderung zu registriren; die Fortschritte beziehen sich hauptsächlich auf die Blasinstrumente und unter diesen besonders auf die Blechbläser. Die neue und ungewohnte, besonders durch die Blechinstrumente modificirte Klangfarbe kann nun allerdings einen Eindruck hervorbringen, welcher der bis dahin gewohnten Orchesterwirkung gegenüber grell erscheint und aufregend und dergleichen, und es kann Jemand, wenn es ihm beliebt, die Ursache einer solchen Wirkung auch brutal nennen, nur meine er nicht, hiermit etwas Richtiges und Unumstößliches gesagt zu haben; sonst müßte man consequenterweise Mozarts Orchester dem Orchester Händels gegenüber

ebenfalls brutal nennen. Wie weit der Mozartsche Orchesterklang über den Händels hinausgeht, ist Jedem bekannt, weiß man ja doch, daß Mozart gerade in der Absicht, ihnen ein lebhafteres Colorit zu geben, Werke von Händel neu und zeitgemäß orchestrirt hat. Wo soll denn da aber die Grenze gemacht werden? Bis zu welchem Zeitpunkt soll sich die Befugniß, die Klangfarbe umzubilden, erstrecken und in welchem Momente soll sie erlöschen? Die Klangfarbe ist weniger Sache des Individuums, als der Zeit, in der es lebt, und nicht nur Liszt und Berlioz, sondern auch Meyerbeer und Verdi haben Klangfarben, welche dem Wagnerschen Orchesterklang durchaus verwandt sind. Wer also Wagners Orchesterklang brutal findet, der muß den Orchesterklang der gesammten neueren Musik brutal finden. Das steht ihm nun freilich frei, aber ein Urtheil, welches Jeder annehmen müßte, hat er damit nicht abgegeben. Wendet man ein, daß Bizet auch der neuen Zeit angehört und sein Orchesterklang demungeachtet nicht brutal sei — so ist darüber nicht zu streiten; die Tugend der Enthaltsamkeit ist ja gewiß etwas sehr Schönes, vorausgesetzt, daß sie nicht in einer Schwäche ihre Wurzel habe; deshalb hüte man sich davor, den neueren Componisten einen Vorwurf zu machen darüber, daß sie von Mitteln, die ihnen der Fortschritt der Mechanik zur Verfügung stellt, den ihnen gut dünkenden Gebrauch machen; ebenso, wie man es älteren Componisten nicht als Fehler anrechnen darf, daß sie keinen Gebrauch gemacht haben von Mitteln, die sie nicht besaßen. Gerade die Orchestration Wagners ist von jeher selbst von seinen Gegnern als meisterhaft anerkannt worden, sowie auch bei Berlioz und Liszt, auch von Kritikern, welche diesen beiden die musikalische Erfindung absprechen, doch stets die Meisterschaft in der Instrumentation bewundert wurde.

Nietzsche nennt ferner Wagners Orchesterklang künstlich — und das ist er auch; hervorgewachsen, wie das Gras auf dem Felde, ist er nicht. Auch die Harmonie, auch die Melodie, ja selbst unsere Tonleiter ist künstlich. Nietzsche will aber damit wohl sagen, speciell das Wagnersche Orchester habe etwas Gekünsteltes. Dementgegen muß aber wieder daran erinnert werden, daß jedes Orchester zu seiner Zeit, d. h. so lange es noch neu und ungewohnt ist, dem gewohnten Orchester gegenüber den Eindruck des Gekünstelten macht, während nachfolgenden Generationen der zu seiner Zeit künstliche Orchesterklang als sehr natürlich, d. h. gewöhnlich erscheint. Zur Zeit Beethovens mag der Orchesterklang in dem 4. Satze der 9. Symphonie sehr künstlich und vielleicht Manchem auch brutal erschienen sein; heute spüren wir bei Beethovens Orchester nichts mehr von solcher Künstlichkeit, und auch das Orchester Wagners klingt uns jetzt, nachdem wir vierzig Jahre mit demselben bekannt sind, nicht mehr ungewohnt.

Nietzsche nennt drittens den Wagnerischen Orchersterklang auch „unschuldig."*) Ich verstehe nicht, was damit gemeint ist. Soll es etwa

*) „Unschuldig" — mit Anführungszeichen.

das Gegentheil bedeuten? vielleicht: nicht unschuldig? also: unzüchtig? Nietzsche kommt auf den Ausdruck noch einmal zurück und setzt zwischen Klammern dazu: idiotisch; aber auch dies verstehe ich nicht. Stumpfsinnig, blödsinnig, einfältig und dgl. ist Wagners Orchester sicher nicht; auch würde dies, wie mir scheint, mit der Künstlichkeit und Brutalität desselben schwer zu vereinigen sein. Man muß es also Herrn Nietzsche anheimstellen, sich an jenem Orchesterklang zu erfreuen, den er selbst seinem unschuldigen*) Gemüthe entsprechend findet, also an dem Orchesterklang Bizets. Für alle Anderen aber hat er mit dieser „geistreichen" Behauptung nichts gesagt.

Endlich sagt Nietzsche von Wagners Orchester: die Farbe ist Alles, was erklingt sei gleichgültig. Dieser Vorwurf richtet sich aber eigentlich nicht mehr gegen den Orchesterklang, sondern vielmehr gegen die Musik Wagners im Allgemeinen; es soll gesagt sein, daß dieser Musik jeder Inhalt fehle. Wir hätten also in der Wagnerschen Musik das Lichtenbergsche Messer ohne Stiel, welchem die Klinge fehlt, und wer die Sache so ansieht, kann freilich die Frage aufwerfen, ob Wagner überhaupt ein Musiker gewesen sei. Bei Lichte besehen ist aber der Ausspruch, was erklingt sei gleichgültig — nichts Anderes, als die alte Leier, Wagner habe keine Melodie, und das ist ein Punkt, über welchen ein Streit zu keinem Ziele führt. Wenn Jemand beim Erklingen einer Musik sagt, er höre keine Melodie, so kann man ihm mit allen Argumenten der Welt nicht beweisen, daß er sie höre; dem Anderen aber, der sie hört, kann eben so wenig bewiesen werden, daß sie demungeachtet gar nicht vorhanden sei; Nietzsche mag Wagners Musik hundertmal als krank bezeichnen; das sind lauter willkürliche Aussprüche, die keine Beweiskraft haben, und Niemand, dem Wagners Musik gefällt, wird sich durch solche Behauptungen irre machen lassen. Mit allen seinen geistreichen Wendungen wird Nietzsche mich nicht überzeugen, daß Wagner die Musik krank gemacht habe und daß er ein Verderb für die Musik sei.

Die Bezeichnung des Kranken und Krankhaften in der Kunst, Musik, Poesie ꝛc. trifft, wenn man zu erforschen versucht, was damit eigentlich gesagt werden will, in der Regel jene Producte, die man den klassischen gegenüber romantisch nennt. In diesem Sinne wurde Kleists „Käthchen von Heilbronn" von Goethe krankhaft genannt. Noch genauer trifft man den Sinn jener Bezeichnung damit, daß eine gewisse Strenge der Form, die man bis dahin für unverbrüchlich angesehen, durchbrochen erscheint. In diesem Sinne wäre Philipp Emanuel Bach, der die strenge polyphone Form seines Vaters hie und da durchbricht, krankhaft; dann ist Haydn krankhaft gegenüber Bach und Händel, Mozart und Beethoven mit ihrer

*) Dieser Aufsatz war geschrieben und eingesendet, bevor die Zeitungen die jüngste Nachricht über Nietzsche brachten; dem unglücklichen kranken Manne wird gewiß Niemand seine Theilnahme versagen; die kritische Untersuchung der Sache aber darf durch die Theilnahme für die Person nicht beeinträchtigt werden.

Sentimentalität erscheinen krankhaft gegenüber Haydns Kindlichkeit. Schumann ist krankhaft gegenüber Beethoven u. s. w. Immer ist der Nachfolgende der Kranke, während der Vorausgehende, der seinerzeit auch krank gewesen, jetzt völlig gesund erscheint. Wir werden daher solchen allgemeinen Bezeichnungen, wie: klassisch, romantisch, krankhaft, gesund rc. keinen Werth beilegen, denn es sind Begriffe, die sich unaufhörlich verschieben.

Wir können nichts dafür, daß Herrn Nietzsche „Carmen" besser gefällt, als Wagners Musik; wir haben dagegen auch nicht das Mindeste einzureden, denn wir respectiren das Individuum mit seinen Eigenthümlichkeiten und seinem Geschmack, wir verlangen aber vice versa diesen Respect auch für uns; und für uns hat Wagner nicht nur große, sondern auch schöne Musik gemacht, für uns giebt Wagner in seiner Musik nicht nur den Zustand vor dem Gedanken, er giebt auch die Gedanken selbst; und was die Leidenschaft betrifft, so ist sie nach meiner Meinung bei Ortrud nicht wohlfeiler als bei Elvira, sie ist nicht wohlfeiler bei Elisabeth als bei Pamina, wenn in dem Ausspruche, daß die Leidenschaft bei Wagner wohlfeil sei, überhaupt irgend ein Sinn liegt. Der Contrapunkt kommt in den „Meistersingern" mehr zu Ehren als in irgend einem musikalisch dramatischen Werke der neuen Zeit, und über die großartige Polyphonie in den „Nibelungen" haben sich Musiker, welche durchaus keine Wagnerianer sind, mit großer Anerkennung ausgesprochen. Es soll hier nicht geleugnet werden, daß in manchen Situationen der Wagnerischen Bühnenwerke nicht nur scenisch, sondern auch musikalisch eine gewisse Schwüle herrscht, von der der Eine oder Andere sich mehr oder minder gedrückt und beängstigt fühlt; allein es giebt doch anderseits auch wieder Situationen, die von einem derartigen Drucke ganz frei sind. Mit dem Drucke von hundert Atmosphären, welchen nach Nietzsche Wagners Kunst ausübt, muß es, da wir diesen Druck nun schon an die vierzig Jahre so ganz ohne Nachtheil für unsere Gesundheit ertragen, doch nicht gar so arg sein. Nicht was dem Einem nachtheilig ist, ist es auch für jeden Anderen. Wir werden uns also trotz Nietzsche auch fernerhin die agaçante Brutalität der Tannhäuserouvertüre, die Biedermännerei des Tannhäusermarsches, das lärmende Nichts in der Holländerouvertüre, den Circus Walküre, ja sogar das hypnotisirende Lohengrinvorspiel gefallen lassen. Was beweist Nietzsche, wenn er sagt: Bizets Carmen schwitzt nicht: Dem Einem macht „Carmen" mehr Vergnügen, dem Anderen der „Tannhäuser;" das ist zu allen Zeiten so gewesen, auch im 18. Jahrhundert, da Kant gegen die hedonistische Auffassung des Schönen kämpfte und Schiller über die Bühne als moralische Anstalt moralische Betrachtungen anstellte.

Für Nietzsche ist Wagner kein Musiker aus Instinct. Der Beweis für diese Behauptung soll darin liegen, daß Wagner alle Gesetzlichkeit, allen Stil in der Musik preisgab. Wie aber, wenn Wagner eben einen neuen Stil geschaffen hätte, mußte er da nicht consequenterweise auch eine neue Gesetzlichkeit einführen? und hat es nicht schon Männer gegeben,

welche diese Gesetzlichkeit erkannten und sich zum Dolmetsch derselben machten? Wagner soll die Melodie verleumden? Das hat er durchaus nicht nöthig; diese gelangt auch in seinem Stil zu ihrem Recht. Daß sich die der jeweiligen Situatiou anschmiegende dramatische Musik (Nietzsche nennt sie Theaterrhetorik) von der ihrem eigenen inneren Principe gemäß fortfließenden, absoluten Musik unterscheide und dieser gegenüber (als absolute Musik betrachtet) den Eindruck der Zerrissenheit mache, ist keine neue Entdeckung. Auch in der Poesie ist der dramatische Stil von dem Stil eines lyrischen Gedichtes verschieden. Wenn also Wagners Musik vom Theatergeschmack abgesehen, also losgelöst von der Aufeinanderfolge der Situationen, welche ja eben diese scheinbare Zerrissenheit erklärt, indem sie das Disparate verbindet, losgelöst von dem Elemente, aus dem sich die dramatisch-melodische Rede immer neu verjüngt, schlechte Musik genannt wird, so wäre dieser Tadel nur dann zutreffend, wenn Wagners Musik den Anspruch machte, durchgängig auch als absolute Musik zu gelten. Daß sie in Beziehung auf einzelne Partien diesen Anspruch mit Recht erheben könnte, ist gewiß (das beweisen heutzutage ja schon die aus den Wagnerschen Werken zusammengestellten Potpourris unserer Militärcapellen); ebenso gewiß ist es aber auch, daß sie im Großen und Ganzen nur dramatische Musik sein will; daher darf sie auch nur als dramatische Musik, d. h. als der Gefühlsausdruck der jeweiligen Situation beurtheilt werden und als solche ist sie nicht nur gute Musik, sondern gehört mit zu der besten Musik, die jemals gemacht worden ist.

Wer einen Birnbaum tadelt, daß er keine Aepfel trägt, dessen Tadel wäre entschieden ungerecht; und so wäre Nietzsches Vorwurf auch dann unbegründet, wenn sich in Wagners Bühnenwerken in der That nicht eine einzige Stelle fände, die als absolute Musik gelten könnte; bekanntlich ist aber Wagners Praxis nicht so streng, wie seine Theorie; berücksichtigt man die Instrumentaleinleitungen, die Einleitung zum dritten Act „Tannhäuser", das Vorspiel zu „Lohengrin" den Brautzug im zweiten Act, die Instrumentaleinleitung zum dritten Act, das Vorspiel zu „Tristan und Isolde", die Meistersingerouverture, die Einleitung zum dritten Act „Meistersinger", ferner alle jene Situationen, welche vermöge ihrer Beschaffenheit zum Ausdrucke rein musikalischen Gefühlsinhalts Gelegenheit bieten, wie das Finale im zweiten Act „Tannhäuser", die Pilgerchöre, die Aufzüge der Zünfte im dritten Act „Meistersinger" u. dgl., so wird man in Wagner auch den instinctiven und absoluten Musiker nicht verkennen. Wenn Wagner nichts geschrieben hätte, als das Finale des zweiten Acts im „Tannhäuser" oder die Einleitung zum dritten Act der „Meistersinger", so könnte ihm schon die Fähigkeit zum absoluten Musiker nicht abgesprochen werden.

Nietzsche behauptet ferner, Wagners Musik sei niemals wahr.

Diese Behauptung sieht aus, als ob sie etwas sagte; sie sagt aber

nichts, sie ist eine Phrase, die Manchen verblüffen wird, man muß aber das Blendwerk zerstreuen.

Welche Musik ist wahr? welche ist nicht wahr? wann ist Musik wahr? Diese Fragen sind ganz allgemein aufzustellen und zu beantworten. In der Natur hat die Musik kein Vorbild, also liefert sie auch keine directe Nachahmung von wirklichen Dingen. In dem Sinne, wie man etwa von einem Gemälde sagen kann, es sei wahr oder nicht wahr, je nachdem es die Natur des nachgebildeten Gegenstandes mehr oder minder treu abspiegelt, kann in der Musik von Wahrheit oder Unwahrheit nicht die Rede sein; auch in dem Sinne, in welchem ein poetisches Product, wie eine Erzählung, ein Drama, als Nachahmung eines wirklichen oder möglichen Vorganges auf Wahrheit Anspruch machen kann, ist das Prädicat „wahr" in der Musik nicht anwendbar; aber gerade darum, weil die Musik in der Natur kein Vorbild hat, also außer Stande ist, das Abbild irgend eines wirklich vorhandenen Gegenstandes zu bieten, giebt sie in jeder ihrer Aeußerungen nichts Anderes als sich selbst, und in diesem Sinne ist alle Musik durchaus wahr; sie bedeutet nicht dies oder jenes, wie ein Gemälde oder eine Statue, sondern sie *ist* das, was sie ist, eben so wie die Werke der Architektur. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob ein Musikstück schön befunden wird oder nicht; es ist Musik und als solche wahr. Was meint aber Nietzsche, wenn er sagt, Wagners Musik sei niemals wahr? Vermuthlich will er damit sagen, daß in Wagners Musik das rhythmische Princip des Tanzes häufig durchbrochen und hie und da (in der sogenannten Melodie der Rede) durch das poetische Princip, durch die Anlehnung des musikalischen Ausdruckes an die in der jeweiligen Situation ausgedrückte Empfindung ersetzt wird. In „Carmen" ist dies nicht der Fall; da kommt der Tanzrhythmus allerdings mehr zur Geltung. Nun steht es ja Jedem frei, der einen oder der anderen Art der Rhythmik den Vorzug zu geben, aber diese Vorliebe, die etwas ganz Individuelles ist, hat mit der Wahrheit und Unwahrheit des Objectes nicht den mindesten Zusammenhang, und Nietzsches Verdict wird uns nicht hindern, Wagners Musik für so wahr als nur irgend eine andere Musik zu halten.

Wenn Nietzsche ferner Wagner als den Erben Hegels bezeichnet mit dem Vorwurfe, Wagner biete uns die Musik als Idee, so kann ich darin eigentlich keinen Tadel finden, weil mir für meine Person die Musik von Bach und Händel, von Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven eben auch nur so weit als bedeutend gilt, als ich in derselben etwas finde, oder zu finden meine, was über das bloß Spielerische hinausgeht, also — Ideen. Behauptet Nietzsche also, es sei *nicht* die Musik, mit der Wagner sich die Jünglinge erobert hat, es ist die Idee, so erwidere ich: desto besser! Allein es ist doch immer die durch *Musik* ausgedrückte Idee! Woher weiß es denn Herr Nietzsche, daß Wagner nicht von einem Musikergewissen aus rechnete? Weil Wagner die Wirkung will, und nichts als die Wirkung?

Ja, was wollen dann die anderen Meister? Diese wollten die Wirkung nicht? Wollten sie außer der Wirkung noch etwas Anderes? Wahrlich mir scheint, man könnte Wagner mit größerem Rechte den Vorwurf machen, er habe außer der Kunstwirkung noch manches Andere gewollt, welches nicht gerade sehr zu loben ist, wie z. B. aus Bayreuth eine Art Wallfahrtsort zu machen u. dgl., wofür Nietzsche ja gerade in seiner neuesten*) Publication ein scharfes Auge verräth.

Daß Wagner gegen die Oper vornehm thut, ist richtig, es ist dies eine Sache der Eitelkeit; daß er aber gar kein Dramatiker sei, ist eine colossale Uebertreibung oder besser eine Unwahrheit.

Was ist Wagner denn eigentlich in Nietzsches Augen? Musiker ist er nicht; Dramatiker ist er auch nicht, also — eigentlich gar nichts; aber doch — Nietzsche sagt es uns: Wagner ist Schauspieler, unvergleichlicher Histrio. Wenn ich nicht irre, hat Wagner selbst in seiner Abhandlung über Schauspieler die Veranlassung dazu gegeben, daß Nietzsche diese Behauptung aufstellen konnte. In der That war Wagner ein Bühnenkenner und zwar kannte er die Wirkungen der Bühne so genau, wie selten Jemand, und insofern darf Wagner auch als Schauspieler bezeichnet werden; aber nur Schauspieler war Wagner keineswegs und sollte er nebenbei auch nur Operncomponist gewesen sein. Man kann als solcher noch immer ein sehr respectabler Künstler sein, und deshalb wird es den besonnenen Freund der Wagnerschen Kunst gar nicht alteriren, wenn Nietzsche der Welt verkündet: Bayreuth ist große Oper! Er antwortet: zugegeben! Nietzsche fügt aber hinzu: „und nicht einmal gute Oper!" und dagegen ist ein Protest wohl gestattet; denn ob eine Oper gut oder schlecht sei, darüber wird wohl Jeder seine Meinung haben dürfen, so gut, wie Nietzsche die seinige. Wenn nun Nietzsche aus dieser seiner Behauptung die Consequenz zieht: also verdirbt Wagner selbst für die Oper unseren Geschmack, so ist die Schlußfolge logisch unanfechtbar, aber dem Inhalte nach ganz falsch, denn seine Prämisse ist eine willkürliche, und wenn ich sage: die Oper in Bayreuth ist so gut, wie nur irgend eine, so kann sich Nietzsche auf den Kopf stellen, er wird damit nicht zu beweisen vermögen, daß Wagner unsern Geschmack für die Oper verdorben habe. Wessen Geschmack meint Nietzsche denn eigentlich, wenn er sagt: unsern Geschmack? Ist da mein Geschmack nicht auch dabei? Meinen Geschmack für die Oper hat Wagner nicht verdorben; ich höre den „Freischütz" und die „Zauberflöte", „Don Juan" und „Fidelio", den „Barbier von Sevilla" und „Robert den Teufel" heute noch eben so gern, wie vor 1876, und selbst für solche Opern, wie „Carmen" habe ich immer noch ein Plätzchen frei, wo solch ein ruschelig Ding zeitweilig hineinschlüpfen kann, wenn es nur nicht prätendirt, für immer in meinem

*) Inzwischen ist dieser neuesten Publication eine noch neuerere, also die allerneueste gefolgt und zwar unter dem irreführenden Titel: „Götzendämmerung".

Digitized by Google

Innern Wohnung aufzuschlagen, um sich da etwa neben „Zauberflöte" und „Rheingold" breit zu machen. Nietzsche aber, der doch nur durch die Abwendung von Wagners Theaterrhetorik die Fähigkeit erlangt hat, Bizets Meisterwerk zwanzigmal zu genießen, somit doch wenigstens indirect die Veredlung seines Geschmacks Richard Wagner verdankt, sollte am allerwenigstens darüber Klage führen, daß Wagner den Geschmack verderbe.

Doch lassen wir den Geschmack! Ueber den Geschmack soll man nicht streiten — und da unter allen Künsten keine so sehr bloß dem individuellen Geschmack unterworfen ist, wie die Musik, da ihr selbst jene Bestimmtheiten fehlen, welche in den anderen Künsten (Poesie, Malerei 2c.) positive Anhaltspunkte zu bieten scheinen, wie z. B. Zusammenhang der Handlung, Motivirung, Zeichnung der Charaktere, Anlehnung an die Natur 2c., so wird es Herrn Nietzsche schwer werden, zu bewirken, daß wir unseren Geschmack an Wagners Musik mit dem seinigen vertauschen. Vielleicht ist er glücklicher in seiner Analyse der Wagnerschen Dichtungen. Er sagt:

„Wagners Oper ist die Oper der Erlösung. Irgend wer will bei ihm immer erlöst sein: bald ein Männlein, bald ein Fräulein — dies ist sein Problem. Und wie reich er sein Leitmotiv variirt! Welche seltsamen, welche tiefsinnigen Ausweichungen! Wer lehrte es uns, wenn nicht Wagner, daß die Unschuld mit Vorliebe interessante Sünder erlöst? (Der Fall im Tannhäuser.) Oder daß selbst der ewige Jude erlöst wird, seßhaft wird, wenn er sich verheirathet? (Der Fall im fliegenden Holländer.) Oder daß alte verdorbene Frauenzimmer es vorziehen, von keuschen Jünglingen erlöst zu werden? (Der Fall Kundry.) Oder daß schöne Mädchen am liebsten durch einen Ritter erlöst werden, der Wagnerianer ist? (Der Fall in den Meistersingern.) Oder daß auch verheirathete Frauen gern durch einen Ritter erlöst werden? (Der Fall Isoldens.) Oder daß ‚der alte Gott', nachdem er sich moralisch in jedem Betracht compromittirt hat, endlich durch einen Freigeist und Immoralisten erlöst wird? (Der Fall im Ring.) Bewundern wir insonderheit diesen letzten Tiefsinn! Verstehen Sie ihn? Ich — hüte mich, ihn zu verstehen . . . Daß man noch andere Lehren aus den genannten Werken ziehen kann, möchte ich eher beweisen, als bestreiten. Daß man durch ein Wagnersches Ballet zur Verzweiflung gebracht werden kann — und zur Tugend! (Nochmals der Fall Tannhäuser.) Daß es von den schlimmsten Folgen sein kann, wenn man nicht zur rechten Zeit zu Bett geht (Nochmals der Fall Lohengrin). Daß man nie zu genau wissen soll, mit wem man sich verheirathet. (Zum dritten Mal der Fall Lohengrin). Tristan und Isolde verherrlichen den vollkommenen Ehegatten, der, in einem gewissen Falle, nur eine Frage hat: ‚Aber warum habt ihr mir das nicht eher gesagt? Nichts einfacher als das!' Antwort: ‚Das kann ich dir nicht sagen! und was du frägst, das kannst du nie erfahren.' Der Lohengrin enthält eine feierliche In-Acht-Erklärung des Forschens und Fragens.

Wagner vertritt damit den christlichen Begriff ‚du sollst und mußt glauben.‘ Es ist ein Verbrechen am Höchsten, am Heiligsten, wissenschaftlich zu sein. Der fliegende Holländer predigt die erhabene Lehre, daß das Weib auch den Unstäten fest macht, Wagnerisch geredet, ‚erlöst‘. Hier gestatten wir uns eine Frage. Gesetzt nämlich, dies wäre wahr, wäre es damit auch schon wünschenswerth? Was wird aus dem ewigen Juden, den ein Weib anbetet und festmacht? Er hört bloß auf, ewig zu sein; er verheirathet sich, er geht uns nichts mehr an. Ins Wirkliche übersetzt: die Gefahr der Künstler, der Genies — und das sind ja die ewigen Juden — liegt im Weibe: die anbetenden Weiber sind ihr Verderb. Fast keiner hat Charakter genug, um nicht verdorben — ‚erlöst‘ zu werden, wenn er sich als Gott behandelt fühlt: — er condescendirt alsbald zum Weibe."

Das wäre nun die summarische Abfertigung, welche Nietzsche dem Dichter Richard Wagner zu Theil werden läßt; man kann in derselben so Manches zwischen den Zeilen lesen; man wird darin aber eher alles Andere finden, als Argumente gegen Wagners Poesie. Es sind Aperçus, witzige Einfälle, die man sich, auch wenn man nicht einstimmt, hie und da zum Amusement gefallen läßt, die man aber sofort zurückweisen muß, sobald der Witz Miene macht, sich für baren Ernst zu geben.

Ich habe seit 1854 bis zum heutigen Tage den Lohengrin ganz gewiß mehr als zweihundert Mal auf der Bühne darstellen gesehen, und niemals ist es mir in den Sinn gekommen, in dem Verbote des Gralritters eine gegen die Wissenschaft und freie Forschung feindselige Tendenz zu erblicken. Zur Zeit der Lohengrincomposition war Wagner seinen Stoffen gegenüber sicher noch völlig naiv. Das war noch nicht jene Zeit, in der man ihm der Wissenschaft feindliche Tendenzen zu Gunsten einer Kirche unterschieben darf. Die Empfindungen, die der „Parsifal" in dieser Richtung erweckt, darf man nicht rückwärts auf die Periode Tannhäuser-Lohengrin übertragen. Ja selbst die Art und Weise, wie Nietzsche sich über den „Parsifal" lustig macht und wie er ihn ins Bürgerliche übersetzt: „Parsifal als Candidat der Theologie mit Gymnasialbildung" — ist eine Entstellung und eines Schriftstellers wie Nietzsche nicht würdig. Man kann die außerkünstlerischen Wirkungen eines Werkes für schädlich halten und dabei doch den künstlerischen Werth zugestehen; ja, die außerkünstlerischen Wirkungen wären gar nicht zu fürchten, wenn das betreffende Werk künstlerisch zu wirken überhaupt gar nicht im Stande wäre. Weil Wagners Geistesrichtung in der Bayreuther Periode gefährlich erscheint, leugnet Nietzsche, daß Wagner ein Künstler, ein Musiker, ein Dramatiker sei, und liefert Analysen von Wagners Dichtungen nach einer Methode, mittels welcher man das größte tragische Genie, es heiße Aeschylos oder Shakespeare der Lächerlichkeit auszuliefern vermag.

Als der seiner Zeit berühmte Kritiker und Literarhistoriker Julian Schmidt es dem Dichter Friedrich Hebbel ebenso machte und namentlich das „Trauer-

spiel in Sicilien" in ähnlicher Weise analysirte*), da setzte sich Hebbel hin und schrieb jene berühmte „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers"**), welche zur Untergrabung der Reputation des bis dahin allmächtigen Kritikers den stärksten Anstoß gegeben hat, so daß es für Ferdinand Lassalle dann ein Leichtes war, mit seinen „Scholien eines Setzerweibes" den gefährlichen Literaturpascha vollends vom Throne zu stürzen. In dieser „Abfertigung" liefert nun Hebbel ein Beispiel von der kritischen Methode Julian Schmidts, indem er zeigt, wie man im Sinne dieser Methode etwa den „Othello" analysiren müßte. Die Analyse ist die folgende***):

„Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt sich in einen garstigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von seinen Heldenthaten vorschwadronirt hat. Der Fähnrich Jago, eine schöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, ist auf seinen schwarzen General aus den ordinärsten Gründen erbost, weil dieser statt seiner den Cassio zu seinem Lieutenant machte. Er entschließt sich deshalb, den Neger, sein Weib und den ihm vorgezogenen Cassio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntscheckigen Monologen mit, wie sie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewisser Roderich dienen, ein lüderlicher Bursch, der in die Desdemona verschossen ist und vortrefflich zu den Uebrigen paßt. Es tritt sogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen beim Verfasser schon kennt. Nun hetzt Jago einen auf den anderen, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat besser dafür gesorgt, als der liebe Gott in solchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Thoren, lauter Kegel, die von selbst umfallen, in den Weg gestellt. Es giebt Eifersucht an allen Ecken, und ein Taschentuch spielt, so unglaublich es auch scheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber ist, daß der Neger erst die Desdemona, dann, unter gräulichem Renommiren, sich selbst ersticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß sich nicht mit einander vermischen sollen."

Diese Persiflage sollte sich jeder Kritiker als Warnungszeichen unter Glas und Rahmen aufbewahren und es sich dreimal überlegen, bevor er daran geht, über einen Künstler leichtfertig einen Tadel in die Welt hinauszuschicken, den er motivirt zu haben glaubt, wenn er einen Witz macht. Was soll es z. B. sagen, daß die Wagnerischen Heldinnen keine Kinder bekommen? Hat man jemals bei Donna Anna, Pamina, Fidelio, Agathe etc. an die Kinder gedacht, die sie etwa bekommen werden? Wem gereicht eine Ideen-Association, durch welche Jemand bei Betrachtung eines Kunstwerkes, also im Zustande ästhetischer Contemplation, auf eine solche Bemerkung geführt wird, mehr zur Unehre: dem Beurtheilten oder dem Beurtheiler?

*) Grenzboten, IV. 1850. S. 721—733.

**) Friedr. Hebbels sämmtliche Werke, 10. Band, S. 120—152.

***) Hebbels sämmtliche Werke, 10. Band, S. 139, 140.

Weit besser begründet ist Alles, was Nietzsche über den Mangel eines causalen Zusammenhanges und psychologischer Motivirung in der Nibelungentrilogie vorbringt. Indessen sind die Einwendungen nicht neu, und wenigstens in Beziehung auf den „Ring des Nibelungen" lange vor Nietzsche in meinem Buche über Richard Wagner*) erhoben und bis ins Kleinste Detail nachgewiesen worden.

Zustimmen kann ich Nietzsche ferner in seiner Polemik gegen die allzugroße Bedeutung, welche in Wagners Theorie dem Theater auf Kosten der anderen Künste und Kunstarten beigelegt wird; auch diesen Punkt habe ich weit früher als Nietzsche in dem eben genannten Buche über Wagner**) hervorgehoben, indem ich auf den Dogmatismus hingewiesen, der darin liegt, daß das musikalische Drama für die höchste, ja sogar für die einzig wahrhaft berechtigte Kunstform ausgegeben wird, während ich nicht einzusehen vermag, weshalb eine Fuge von Bach oder eine Erzählung von Kleist***) nicht dieselbe Berechtigung haben sollte. Nietzsche geht aber, wie mir scheint, einen Schritt zu weit, wenn er in dem Theater nur ein Unterhalb der Kunst, nur etwas Vergröbertes, für die Massen Zurechtgebrachtes und Zurechtgelogenes erblickt; auch will mir der Seitenhieb nicht gefallen, der bei Gelegenheit seiner Bemerkungen über die Unbedenklichkeit des Theatermenschen dem edelsten Dichter des deutschen Volkes, dem Liebling der Nation, Friedrich Schiller versetzt wird.

Was Nietzsche über Wagners Geschmack vorzubringen hat, über das Convulsivische seines Affectes, über seine überreizte Sensibilität 2c., das kann man füglich auf sich beruhen lassen; denn das ist ja eben Geschmackssache. Darin, daß Wagner seinen Geschmack in Principien verkleidet, muß man Nietzsche freilich Recht geben, das darf aber keineswegs dahin ausgedehnt werden, wie es von Nietzsche geschieht, daß Wagner seine Unfähigkeit zum organischen Gestalten in ein Princip verkleidet habe; erst müßte Wagners Unfähigkeit zum organischen Gestalten in unwiderleglicher Weise nachgewiesen werden; dieser Beweis ist aber bisher weder von Nietzsche noch von einem Anderen geliefert worden. Man kann sich wohl denken, was Nietzsche meint, da er ja von Bizets Musik sagt: Sie ist reich. Sie ist präcis. Sie baut, organisirt, wird fertig: damit macht sie den Gegensatz zum Polypen in der Musik, zur „unendlichen Melodie". Nun, allerdings, in der Weise Bizets organisirt Wagner nicht; er organisirt anders, er organisirt eben in seiner Weise. Wagner erhebt allerdings seine specielle Methode zu einer allgemeinen Theorie, und — diese Verallgemeinerung braucht man nicht gelten zu lassen; er thut dies aber keineswegs aus Unvermögen, sondern in Folge einer Einseitigkeit, welche

*) Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner, S. 56—140 (Prag. Freytag).

**) S. 213—214.

***) S. 230.

ihm die Methode, die er sich aus seiner Praxis abstrahirt hat, in einer Verblendung seines Verstandes als die allein berechtigte, allein seligmachende erscheinen läßt. Einer solchen Gefahr ist aber gerade nur der eigenthümliche Künstler ausgesetzt, der es seiner Natur und seiner Kraft zutrauen darf, mit Erfolg von der geebneten Heerstraße abzuweichen; daß ihr Wagner nicht zu entgehen vermochte, ist für Viele gerade der stärkste Beweis für seine schöpferische Kraft und Originalität. Was uns betrifft, so haben wir ja immer die Freiheit, Wagners Theorie, soweit sie seiner Methode die ausschließliche Berechtigung vindicirt, zu verwerfen; dies hindert uns keineswegs uns an seinen dieser Methode gemäß hervorgebrachten Werken zu erfreuen; hüten wir uns aber vor dem Unrecht, eine irrthümliche, die Theorie betreffende Meinung des Künstlers mit seiner schöpferischen Kraft zu verwechseln und einen bloßen Irrthum seines Verstandes aus einem angeblichen Mangel seines Gestaltungsvermögens abzuleiten. Solche Logik führt auf Irrwege. Glücklicherweise ist sie sofort widerlegt, da sie mit offenkundigen Thatsachen im Widerspruch steht. Auch scheint mir Nietzsches Behauptung, Wagner habe die Anmaßung des Laien und eine immer größere Gleichgültigkeit gegen jede gewissenhafte strenge Schulung gezüchtet, mit dem starren Dogmatismus der Wagnerschen Theorie nicht im Einklange. Ein Mann, wie Wagner, der mit dem Bewußtsein der Consequenzen eines solchen Schrittes selber als Gesetzgeber auftritt, verlangt consequenterweise gerade die genaueste Observanz selbst der geringfügigsten seiner Vorschriften; das beweisen auch die häufigen Belehrungen, die sich in seinen Schriften für die Dirigenten und Darsteller seiner Werke finden. Was den Glauben an das Genie betrifft, so fördert diesen Glauben jedes Genie durch die einfache Thatsache seines Daseins, und insofern hat ihn auch Wagner gefördert. Wenn sich in die Anerkennung des Genies kein Mysticismus einmischt, wenn mit dem Genie kein Götzendienst getrieben wird (in welchem Falle die Anerkennung allerdings einen widerlichen Eindruck macht), so ist der Glaube an das Genie allezeit der Kunst noch weit förderlicher gewesen, als so manche unfruchtbare Betrachtungen der Kritiker und Aesthetiker. Der Wagnercultus in Bayreuth ist nun freilich eine häßliche Erscheinung, aber diese fällt erstlich weit mehr den Götzendienern zur Last, als dem Gegenstande ihres Dienstes; zweitens würde diese Ausschreitung, auch wenn sie Wagner selbst zur Last fiele, nichts gegen die berechtigte Anerkennung beweisen, welche man dem Genie zu zollen sich gedrängt fühlt, weil auch der edelste Grundsatz und das sittlichste Princip in der Maßlosigkeit seiner Anwendung zu unsittlichen und unedlen Consequenzen zu führen vermag. Mit der Formel, welche sich in den „Meistersingern" für den Cultus des Genies finden soll, ist wohl die Stelle gemeint, da Hans Sachs dem Walther von Stolzing die Freiheit seiner Melodie passiren läßt: „Nur mit der Melodei seid Ihr ein wenig frei; doch sag ich nicht, daß es ein Fehler sei; nur ist's nicht leicht zu behalten, und das ärgert unsere Alten." —

Digitized by Google

Nun hat Wagner mit dieser Lehre, die er dem Nürnberger Schuster in den Mund legt, allerdings pro domo gesprochen, und warum sollte man ihm diese Vertheidigung seines Standpunktes übel nehmen? Eine Ermunterung jenes Dilettantismus aber, welchen Nietzsche als einen frechen bezeichnet, vermag ich in der behaglichen und harmlosen Aeußerung nicht zu entdecken; überdies muß ich gestehen (dies ist freilich sehr subjectiv), daß für meine Empfindung gerade in dieser Production Wagners die größte Wärme liegt, und diese theilt sich bei jedesmaligem wiederholten Schauen und Hören meinem ganzen Wesen so innig mit, daß ich über die zur wirklichen Anschauung gebrachte Emancipation von Zopfthum und Regelkram an Wagners theoretisch ausgesprochene ästhetische Schrullen gar nicht denke.

Gegen die Gefahr, sich von einer solchen momentanen Aufwallung fortreißen zu lassen, ist nun freilich derjenige, der die Einseitigkeit der Wagnerschen Kunsttheorie erkannt hat, ein für allemal geschützt; es scheint mir darum eine ganz besondere Zurückweisung zu verdienen, daß Nietzsche Wagners Aesthetik nicht nur parodirt (das würde ich für meine Person ihm noch verzeihen), sondern derart ins Maßlose übertreibt, als ob sie, mit ihrem natürlichen Maßstabe gemessen, ihre Blößen nicht genügend aufdecken würde, ja daß er dem fanatischen Theoretiker sogar eine Aesthetik unterschiebt, welche dieser als einen Wechselbalg mit gutem Rechte von sich weisen könnte.

Nietzsche denkt sich den Erfolg Wagners personificirt, zum Musikgelehrten verkleidet, und läßt ihn einer Schaar junger Künstler Rathschläge ertheilen, welche jedem Jesuiten zur Ehre gereichen würden. Es sind im Wesentlichen folgende:

„Meine Freunde, reden wir fünf Worte unter uns. Es ist leichter schlechte Musik zu machen als gute. Wie, wenn es außerdem noch vortheilhafter wäre? Das Schöne hat seinen Haken? Wozu also Schönheit?

Wir kennen die Massen, wir kennen das Theater. Das Beste, was darin sitzt, deutsche Jünglinge, gehörnte Siegfriede und andere Wagnerianer, bedarf des Erhabenen, des Tiefen, des Ueberwältigenden. Und das Andere, das auch noch darin sitzt, die Bildungs-Cretins, die kleinen Blasirten, die Ewig-Weiblichen, die Glücklich-Verdauenden, kurz das Volk — bedarf ebenfalls des Erhabenen, des Tiefen, des Ueberwältigenden. Das hat Alles einerlei Logik. Wer uns umwirft, der ist stark; wer uns erhebt, der ist göttlich; wer uns ahnen macht, der ist tief.

Was das Ahnen machen betrifft, so nimmt hier unser Begriff ‚Stil‘ seinen Ausgangspunkt. Vor Allem kein Gedanke! Nichts ist compromittirender als ein Gedanke! Sondern der Zustand vor dem Gedanken, das Gedränge der noch nicht geborenen Gedanken, das Versprechen zukünftiger Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf — das Chaos macht ahnen. In der Sprache des Meisters geredet: Unendlichkeit, aber ohne Melodie.

Studiren wir vor Allem die Instrumente. Die Farbe des Klangs entscheidet hier; was erklingt, ist beinahe gleichgültig. Raffiniren wir in

diesem Punkte. Seien wir im Klang charakteristisch bis zur Narrheit. Agaçiren wir die Nerven, schlagen wir sie todt, handhaben wir Blitz und Donner — das wirft um.

Vor Allem aber wirft die Leidenschaft um. — Verstehen wir uns über die Leidenschaft. Nichts ist wohlfeiler, als die Leidenschaft. Man kann aller Tugenden des Contrapunkts entrathen, man braucht nichts gelernt zu haben — die Leidenschaft kann man immer! Die Schönheit ist schwierig: Hüten wir uns vor der Schönheit! . . . Und gar die Melodie! Verleumden wir die Melodie! Nichts ist gefährlicher, als eine schöne Melodie! Nichts verdirbt sicherer den Geschmack! Wir sind verloren, wenn man wieder schöne Melodien liebt! . . .

Wagen wir es, häßlich zu sein! Wälzen wir unverzagt den Schlamm der niedrigsten Harmonie vor uns her.

Einen letzten Rath! Seien wir Idealisten! Wandeln wir über Wolken, haranguiren wir das Unendliche, stellen wir die großen Symbole um uns herum.

Lassen wir niemals zu, daß die Musik zur Erholung diene, daß sie Vergnügen mache. Machen wir nie Vergnügen . . . wir sind verloren, wenn man von der Kunst wieder hedonistisch denkt . . . das ist schlechtes 18. Jahrhundert . . . Nichts dagegen dürfte räthlicher sein, bei Seite gesagt, als eine Dosis Muckerthum. Das giebt Würde. Und wählen wir die Stunde, wo es sich schickt schwarz zu blicken, öffentlich zu seufzen, christlich zu seufzen, das große christliche Mitleiden zur Schau zu stellen. Seien wir vorsichtig. Bekämpfen wir unsern Ehrgeiz, welcher Religionen stiften möchte. Aber Niemand darf zweifeln, daß wir ihn erlösen, daß unsere Musik allein erlöst . . ."

So richtig die Bemerkungen des letzten Absatzes auch in dieser Einkleidung die Wagnersche Geistesrichtung in der Bayreuther Zeit abspiegeln mögen, so sehr müssen uns die vorausgehenden Bemerkungen, welche sich auf Kunst, Schönheit, Häßlichkeit, Klangfarbe und Melodie beziehen als eine Karrikatur erscheinen und zwar eine Karrikatur sowohl der Wagnerschen Kunstpraxis als auch seiner Theorie. Niemals ist es Richard Wagner (so wenig wie je irgend einem Künstler) eingefallen, das Schöne zu verschmähen und absichtlich etwas Häßliches an dessen Stelle zu setzen; aber freilich — was schön und was häßlich sei, darüber sind die Meinungen verschieden, und es ist durchaus nicht nothwendig daß gerade Richard Wagner und Friedrich Nietzsche über diesen Punkt übereinstimmen. Jeder Künstler hält das, was er macht, und genau so, wie er es macht, für schön. Schwierig wäre das Schöne? Wer sagt uns das? Hat Richard Wagner jemals das gesagt? Nirgends sagt er es. Vielleicht ist es Nietzsches Meinung; dann durfte er sie aber nicht Wagner in den Mund legen. Das Schöne ist in Wahrheit weder schwierig noch leicht; man hat es, oder man hat es nicht, und es kann von dem, der es nicht hat, mit Ueberwindung noch so großer Schwierigkeiten nicht hervorgebracht werden. Nun liegt es

Google

aber in dem individuellen Geschmack eines Jeden, wo für ihn das Schöne vorhanden sei. Die Schönheit ist für Jedermann nur da, wo er sie findet. Nietzsche findet die Schönheit in „Carmen"; ein Anderer findet sie in Wagners Werken, und ich kenne einen Aesthetiker, Nietzsche kennt ihn auch, der einmal in Wagners Nibelungen ein ganzes Himmelsgewölbe von Schönheit und Güte gefunden hat.

Mit dem „Fall Wagner" sind wir fertig.

Man wird gefunden haben, daß wir Nietzsches Argumente eigentlich nicht widerlegt haben; das wäre aber auch sehr schwer gewesen, denn er hat keine Argumente vorgebracht, sondern Behauptungen, und da genügte es völlig, seinen Behauptungen diejenigen eines anders empfindenden Individuums gegenüberzustellen.

Und nun zum Schluß noch ein Wort über Nietzsches Aesthetik. Es ist nicht mehr dieselbe, aus deren Boden die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" herausgewachsen ist. Damals hat sich Nietzsche über die Heiterlinge entrüstet; er vertrat die Aesthetik der Trauerlinge. Er ist aus einem Extrem in das andere übergegangen und steht gegenwärtig durchaus auf dem Standpunkte der Heiterlinge. Einen Vorwurf wird ihm aus diesem Uebertritt nur derjenige machen, der es nicht weiß, wie sehr die menschlichen Meinungen dem Wechsel unterworfen sind; allein von demjenigen, der einen solchen Meinungswandel in sich selbst durchgemacht hat, sollte man billigerweise erwarten dürfen, daß er über den relativen Werth eines jeden positiven Standpunktes mit sich im Klaren sei und die Berechtigung seines früheren Standpunktes wenigstens als eine Möglichkeit anerkenne. Denn wer bürgt ihm dafür, daß sein heutiger Standpunkt nicht ebenso einseitig sei, wie derjenige, den er verlassen hat, und wer garantirt ihm, daß er seine neue Meinung in Zukunft einmal nicht wieder ändern werde? In der That ist Nietzsches heutige Aesthetik ebenso einseitig wie seine frühere es gewesen ist. Der erste Satz seiner neuen Aesthetik lautet: „Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füßen" — man könnte da wohl hinzufügen: wie z. B. Dantes Göttliche Komödie oder Prometheus von Aeschylos, die Oedipus-Trilogie von Sophokles und dergleichen. Man sieht, zu was für Consequenzen jede Einseitigkeit führt. In Wahrheit kann das Schöne ebensogut auf zarten Füßen laufen, wie auch schweren gemessenen Schrittes einherschreiten, wie die Racheweiber in Schillers Ballade: „Die Kraniche des Ibykus."

Freude und Schmerz sind und bleiben die zwei Grundstimmungen des menschlichen Gemüthes. In den Spiegelungen menschlicher Gemüthszustände durch die Kunst hat die eine Grundstimmung vor der anderen nichts voraus, noch viel weniger ist eine von beiden ausschließlich berechtigt.

Moritz von Oranien.

Von

Arthur Kleinschmidt.

— Heidelberg. —

König Wilhelm III. ist wieder genesen und der Zeitpunkt hinausgerückt, an dem die Krone der Niederlande aus der Hand des letzten Oraniers auf die Locken eines Mädchens sinken wird; und doch führt es mich unwillkürlich an die Gruft in der Kirche zu Delft, in das große Todtenhaus, das alle Oranier seit Wilhelm dem Schweiger in ihren Särgen vereinigt; jetzt Tod, einst Leben; jetzt Asche, einst Gluth! Drei Jahrhunderte liegen dort unter dem Steine verschlossen, von dem aber, was die Todten drunten in ihnen schufen, von ihrem Ringen und Kämpfen spricht die riesenhafte Gestalt einer in die Posaune des Ruhmes stoßenden Fama, die das Grab behütet. Eine unvergleichliche Familienhistorie wird einst mit König Wilhelm III. erlöschen; in der ganzen Geschichte giebt es für die Oranier nur einen Vergleich: ich meine die Barkiden in Karthago. Beide Dynastien stellten in nicht ermattender Kraft mehrere Generationen hindurch Männer allerersten Ranges; in Karthago Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal, in Holland Wilhelm den Schweiger, Moritz, Friedrich Heinrich und Wilhelm III. von Großbritannien; beide Dynastien hatten gleichsam als Familiensache einen Weltkrieg zu führen, die Barkiden mit Rom, die Oranier mit Spanien; beide standen als monarchische Führer an der Spitze einer kriegerischen Bevölkerung einer kaufmännischen Aristokratie gegenüber, welche selbst ehrlosen Frieden dem Kriege vorzog; während aber Hannibal, der Größte seines großen Geschlechts, unterging, errangen Wilhelm

der Schweiger und sein Haus den Triumph. Es war ein Weltkrieg, wie ihn einst die Griechen gegen die einbrechenden Perser geführt, ein kleines Völkchen gegen hundertfache Uebermacht; zwar zerrissen die Kugeln Spaniens ihre Glieder selbst, doch erstritten die Oranier die Freiheit der Niederlande vom Joche Spaniens und die Freiheit des Gewissens ihres Volkes von Rom, gaben ihren Mitbürgern ein unabhängiges Vaterland und eine freie Religion, freien Leib und freie Seele — in Sturm und Drang lernte das Volk diese Großthat des Geschlechts, die allen Sprossen gemeinsam war, begreifen und würdigen; es lohnte sie mit vertrauender inniger Liebe, und durch seine ganze Geschichte klingt der Ruf wider, den die Fama an der Gruft zu Delft erschallen läßt: „Oranje boven!"

Treten wir jetzt von der Todtengruft an die Wiege eines der größten Söhne des Hauses Oranien-Nassau! Wie sein Vater, Wilhelm der Schweiger, erblickte Moritz von Nassau in der im vorigen Jahrhundert von den Franzosen zerstörten Burg zu Dillenburg das Licht der Welt, und zwar am 14. November 1567; vor Albas Wuth war Wilhelm mit seiner zweiten Gemahlin Anna, der Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, dorthin geflüchtet, und die Spanier rächten sich für sein Entrinnen, indem sie seinen Erstgeborenen Philipp Wilhelm von der Universität Löwen weg in Haft schleppten. Die Taufe von Moritz fand im Januar 1568 in Dillenburg statt (die Acte fehlt im oranischen Hausarchiv), und als Großneffe des regierenden Kurfürsten von Sachsen erhielt das Kind zu dem großväterlichen Namen Moritz den Namen August, den es aber nie geführt zu haben scheint. Moritz' Jugendeindrücke mögen sehr kummervoll gewesen sein, denn die elterliche Ehe war als echtes Product der Politik in hohem Grade unglücklich und durch Annas Untreue für Wilhelm unerträglich. Längst einander fremd, schieden sich die Eltern 1571, der Vater heirathete noch zwei Mal, die Mutter abenteuerte bis zu ihrem frühen Tode. Des schwächlichen Knaben nahm sich des Vaters Bruder, der eifrige Calvinist Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg an; er ließ ihn mit seinen Söhnen erziehen und die Lehrer rühmten an ihm „ein gut ingenium"; nach Sitte der Zeit dachte man sehr bald an den Besuch einer Universität, und Johann, den Moritz in seinen innigen Briefen stets seinen Vater nennt, drang in den Prinzen von Oranien, er solle Moritz mit seinen vier Söhnen und vier Grafen von Berg auf die Ruperta nach Heidelberg schicken, „itzundt die fürnembste Schul in ganz Teutschland, so mit gelehrten Leut und guter Ordnung am meisten versehen ist, auch die Kinder das Französisch daselbsten besser dann sonsten irgenwo in Teutschland üben können". Wilhelm sträubte sich einige Zeit aus Furcht vor zu frühen Verlockungen für den Knaben, aber der Oheim ließ nicht ab, für den Liebling zu bitten, und so konnte dieser mit seinen acht Vettern am 2. Februar 1576 in Heidelberg immatriculirt werden; sein Hofmeister verspürte schon nach Wochen an ihm ein „divinum ingenium" und erging

sich in Lobesergüssen an den Grafen Johann, der sie beglückt Wilhelm wiederholte. Da die Geldmittel des Vaters gering waren, that der Oheim fast Alles für Moritz, dem auch seine gutherzige Stiefschwester Maria von Nassau ihren Beutel öffnete; Alle wußten ja, wie fleißig und erfolgreich Moritz unter den Augen des frommen Kurfürsten Friedrich III. studirte und wie gut er im Hause des Kanzlers Dr. Christoph Ehem geborgen war. Als er wiederholt erkrankte, dachte man daran, ihn nach Genf zu senden, doch unterblieb dies. Da starb der Kurfürst. Sein starr lutherischer Sohn Ludwig VI. verfolgte die Reformirten schonungslos; Ehem wurde abgesetzt und seit April 1577 im Gefängnisse gehalten; für einen calvinistischen Prinzen ward der Aufenthalt am pfälzischen Hofe unbehaglich und Moritz ging darum (1578) zu dem Vater nach Breda, im Herbst 1582 aber auf die wenige Jahre zuvor gestiftete Universität zu Leyden; der Vater und die Stände überwachten ihn sorgsam, um so mehr als eine Entführung durch die Spanier nicht ausgeschlossen schien, und sein Vater verfügte testamentarisch, so lange sein ältester Sohn in spanischer Haft sei, solle Moritz im Falle seines Ablebens das Fürstenthum Oranien regieren. Moritz wurde streng calvinistisch erzogen; seine Lieblingsstudien betrafen Kriegswissenschaften und Mathematik. Weit über sein Alter ging die Geistesgegenwart, die er bei dem Attentate Jaureguys auf den Vater, das er mit ansah, bewies (1582). Kaum war sein Vater zum Grafen von Holland ernannt worden, ohne daß eine beschränkte constitutionelle Monarchie unter dem Hause Oranien eingeführt worden wäre, da traf der Dolch Gérards am 10. Juli 1584 den gewaltigen Schweiger, der die Zeitgenossen um über Hauptes Länge überragt hatte. Noch war Philipp Wilhelm, der älteste Sohn, in spanischer Haft; aller Patrioten Auge richtete sich darum auf den noch nicht siebzehnjährigen Moritz. Freilich war er zu jung und unerfahren, um in die Stelle des Vaters in so kritischen Momenten einrücken zu können, und man stellte ihn nur mit einem Jahrgehalte von 30 000 Gulden an die Spitze des neuen Staatsraths; wenn aber auch dieser den Generalstaaten und den Provinzialbehörden gegenüber machtlos war, so lernte doch Moritz den Gang der Regierungsgeschäfte kennen, und sein Name blieb die Losung im Kriege gegen Spanien, das den Dolch Gérards gedungen hatte.

Die oberste Leitung in den niederländischen Provinzen übernahm für die Königin Elisabeth von England ihr Günstling Graf Leicester, den Moritz und viele Edlen im December 1585 in Vlissingen feierlich begrüßten; sah man doch in der englischen Hülfe die beste Gegenwehr gegen Alexander Farnese, den genialen Feldherrn Philipps II. Als Gegengewicht gegen Leicester wurde Moritz ausersehen, und es war besonders das Verdienst des Pensionärs von Rotterdam, Johann van Oldenbarnevelt, daß Moritz noch vor Leicesters Ankunft (10. Nov. 1585) zum Statthalter, Generalcapitän und Admiral der

Provinzen Holland und Seeland proclamirt ward. Bei seiner Jugend blieb er vorerst ein Werkzeug in den Händen der Staaten, an die er sich, durch seine Stiefmutter Louise de Coligny, Oldenbarnevelt u. A. trefflich berathen, enge anschloß; officiell nannte er sich „geborener Prinz von Oranien." Wenn er sich auch seine Würden von Leicester bestätigen ließ, so hielt er sich ihm doch instinctiv fern und betheiligte sich, obwohl dem Kriegsstudium mit wahrer Leidenschaft zugethan, nicht an den jämmerlichen Feldzügen des geckenhaften Statthalters, dessen Stellung rasch ins Wanken gerieth; im Kampfe Leicesters mit den Staaten blieb Moritz im Hintergrunde, wobei er alle Versuche des Grafen, ihn an sich zu ziehen, zurückwies und Oldenbarnevelt, dem nunmehrigen Advocaten von Holland, immer näher trat. Oldenbarnevelt hatte er es zu verdanken, daß Leicester von dem Plane abstehen mußte, ihn Ende 1586 mit sich nach England zu nehmen. Während Leicesters Abwesenheit fiel Moritz (24. November) der Vorsitz im Staatsrathe zu, der mit der Landesregierung und Kriegführung betraut wurde; Oldenbarnevelt arbeitete unermüdlich darauf hin, Moritz zu erhöhen. Auf Leicesters Unkosten erweiterten sich seine Befugnisse, das ganze Kriegswesen wurde seiner unmittelbaren Leitung unterstellt, mehr als bisher trat er als „geborener Prinz von Oranien" hervor, und am 5. Juni 1587 erfolgte seine Ernennung zum Generalcapitän seitens der Generalstaaten. Als Leicester wieder nach Holland kam, sah er den Boden unter seinen Füßen abgegraben, und Niemand hatte mehr dazu gethan als Oldenbarnevelt. Leicester verließ Holland Ende 1587 für immer, und im April 1588 war seine Abdankungsurkunde in den Händen der Generalstaaten. Diese setzten sich selbst bald factisch an die Stelle des Staatsraths und erklärten sich 1593 für permanent. Moritz leistete Elisabeth bei der Abwehr der Armada (1588) werthvolle Dienste, und sie stellte sich trotz Leicesters Mißerfolgen auf die Seite Hollands gegen Spanien. Mit Aufbietung seiner persönlichen Autorität beschwichtigte Moritz Aufstände der Soldaten; die Belagerung von Gertruidenberg mißlang ihm hingegen völlig, was bei der schlechten Staatenarmee kein Wunder war. Wenn er dann die spanischen Besatzungen aus kleinen Festungen Nordbrabants vertrieb, so konnte er sich sagen, daß er der Schöpfer einer weit kleineren, aber zuverlässigen und pünktlich gelöhnten Armee sei. Seit 1584 Generaladmiral, wurde er 1590 auch Statthalter von Utrecht, Overyssel und Geldern und vereinigte so in sich den Oberbefehl über die Contingente von fünf Provinzen, während in Friesland sein genialer Vetter, Wilhelm Ludwig von Nassau, als Statthalter gebot und durch Heranbildung von Elitetruppen wie Europa keine ähnlichen besaß, Moritz den Weg wies, um der erste Feldherr der Zeit zu werden. Er ermunterte Moritz, gleich ihm die Alten zu studiren, führte ihn an das Kaiser Leo dem Thracier zugeschriebene Werk über die Kriegskunst, interessirte ihn für die den Römern nachgeahmte Art des Exercirens und Manövrirens, und sehr bald sah man

im Haag Scheingefechte der Soldaten nach Gladiatorenart. Wie Orestes und Pylades standen beide Vettern neben einander, getragen von denselben Neigungen, Absichten und Ideen, beseelt von gleichen Gefühlen, und neidlos sah der politisch weit befähigtere ältere Bruder, wie der jüngere Moritz über ihn emporstieg. Nur in harter Arbeit und mit eisernem Fleiße errang sich Moritz seinen welthistorischen Namen, wurde er der Neuschöpfer der Belagerungswissenschaft, der Organisator der Armee, der Beschützer der geeinigten Republik gegen ihre mächtigen Feinde.

Seit seinem siebzehnten Jahre General, vereinigte er die Beherrschung gelehrter Taktik und augenblicklichen praktischen Verständnisses; die Bücherweisheit verdunkelte ihm nie die Lage, in die ihn plötzlich ein Schlachtfeld versetzte; mit echtem Feldherrnblicke und eherner Ruhe durchschaute er sofort Stärke wie Schwäche der eigenen und der fremden Positionen. Er war ein gründlich geschulter Mathematiker und liebte den Umgang mit dem gelehrten Soldaten Simon Stevin, dem Begründer des Decimalsystems; Ingenieure, Pioniere, Genietruppen machten in seinem kleinen Heere einen unverhältnißmäßigen Procentsatz aus. Bald galt es als unbestritten, daß die bestdurchgebildete Armee die der Generalstaaten und Moritz der glänzendste aller Kriegsführer sei. Mit seinem Berather in Militär- und Civilsachen, dem Vetter in Friesland, setzte er den Feldzugsplan fest, täuschte Alexander Farnese über seine Ziele, rückte dann im Mai 1591 über die Veluwe aus Holland heran und in einem Siegeszuge fielen Zütphen, Deventer, Delfzyl und einige kleinere Plätze in seine Gewalt; als Alexander sich anschickte, die Waal zu überschreiten, gab Moritz die begonnene Belagerung von Steenwyk auf, stürzte sich auf ihn und erzwang seinen Abzug, versäumte aber die Gelegenheit, das feindliche Heer zu vernichten, stand aus Vorsicht von der allgemein erwarteten Belagerung Nymwegens ab und nahm erst, als Alexander nach Frankreich abgezogen war, im Herbste Hulst und Nymwegen. Dieser Feldzug führte den jungen Oranier in die Reihe der ersten Generale der Geschichte; in ganz Europa nannte man seinen Namen mit Verehrung. In den folgenden Jahren brachte er Steenwyk, Koeverden, Gertruidenberg, Groningen zu Fall, eroberte alle von den Spaniern besetzten Festungen wieder und befreite von ihnen völlig den Boden der sieben vereinigten Provinzen; als dann der Krieg auf feindlichem Gebiete fortgesetzt ward, erntete Moritz, der nach seinem Wahlspruche endlich aus einem Reise ein Baum geworden, neue Lorbeeren; als er 1597 bei Turnhout ein spanisches Corps nur mit Reiterei besiegte und mit nur zehn Mann eigener Einbuße vernichtete, war dies der erste Sieg in offener Feldschlacht während des ganzen Unabhängigkeitskrieges; und diesem Erfolge schlossen sich neue an, die Eroberung von Rheinberg und der glorreiche Sieg von Nieuwpoort (1600). Zu der letztgenannten Schlacht freilich hatte der vorsichtige Moritz sich nur auf beständiges Drängen Oldenbarnevelts entschlossen.

Aber weitere Resultate hatte der Feldzug nicht, und Moritz vergaß, in seinem sprichwörtlichen Eigensinn verletzt, dem Advocaten von Holland niemals, in welche Zwangslage er ihn gebracht hatte. Seitdem trat mehr und mehr der Zwiespalt zwischen Moritz und Oldenbarnevelt zu Tage; die frühere Intimität erkaltete, und die Forderungen der Diplomatie der Generalstaaten geriethen in häufigen Conflict mit der Kriegsleitung, die nur sehr ungern französische, deutsche und englische Einmischung gelten ließ. 1601 eroberte Moritz Meurs, wo er sich als Erbe der Grafschaft huldigen ließ, 1602 Grave und 1604 Sluis; doch wurde ihm das Glück untreu, seit ihm in Spinola ein neuer ebenbürtiger Gegner erwachsen war. Er mußte froh sein, die Grenzen der Republik schirmen und die gewonnenen Positionen im Ganzen behaupten zu können, war erbittert über die ihm auferlegte Entsagung, löste nur mit Widerwillen die des gleißenden Ruhmes entbehrende Aufgabe und blickte mit Eifersucht auf die kühnen Seefahrer, die den holländischen Namen in fernen Welten zu den Sternen erhoben, vom Nord- zum Südpole eilten, Nowaja Semlja und Patagonien besuchten. Allgemeine Erschöpfung auf spanischer und staatischer Seite veranlaßte 1607 Friedensunterhandlungen, welche trotz allen Widerstandes der von Moritz geleiteten Kriegspartei durch die Autorität Oldenbarnevelts mit dem Abschlusse des Friedens (zwölfjähriger Bestand, 9. April 1609) endeten.

Moritz war der Schüler Oldenbarnevelts gewesen, der mit Stolz auf seine Resultate schaute; in Beiden hatte sich die nationale Politik der Ehrsucht Leicesters gegenüber verkörpert, aber längst war der Jüngling der Obhut entwachsen, längst fühlte er sich als Oranier, als vollkräftiger Siegesfürst, und das Joch des Mentors, der manchmal des feinen Taktes entrieth, drückte auf den empfindsamen Schultern. Gab es doch ohnehin wenig so schroffe und reizbar stolze Naturen wie Moritz, den jede Niederlage im Schachspiel tief erbitterte und der schon in den Tagen, da der erste Flaum auf seiner Wange sproßte, ausrief, lieber wolle er sich vom höchsten Thurm im Haag herabstürzen, als Holland unter den seinem Vater gestellten Bedingungen souverän regieren. Und daß sich das junge Oranierblut fühlte, war kein Wunder; neben Heinrich IV. von Frankreich war Moritz während des langen Krieges die berühmteste Gestalt in der Welt geworden. Niemand kam ihm gleich als Belagerer und Feldherr; die Blüthe aller Nationen strömte herbei, um unter seinen sieghaften Fahnen zu kämpfen; bis nach Asien hin galt er als eine Leuchte unter Europas Fürsten; der Kaiser von Japan schrieb an ihn als an seinen Bruder und erklärte ihm seine Beschämung, die Freundschaft eines so allgefeierten Monarchen so wenig zu verdienen. Und nun mit 42 Jahren sollte er dem Boden, in dem er emporgewachsen, entrissen werden, im Frieden eine wesenlose Rolle spielen, sich von den Generalstaaten lediglich als ihr Diener behandeln, von Oldenbarnevelt patronisiren lassen! Er

sollte vom Schilde, auf dem seine Truppen ihn der Welt zeigten, herabsteigen und sich in ein Labyrinth von politischen und religiösen Intriguen und Zänkereien vergraben? Im directen Gegensatze zu seinem Vater, der ein so großer Diplomat genannt werden mußte, war Moritz nur Soldat und sah im Frieden für sich so gut wie keine Rolle, wie auch seine Gehälter darin bedeutend reducirt wurden. Krieg und Kriegsruhm war sein Hauptinteresse im Leben, die Schleichpfade der Politik und Diplomatie erschienen ihm zu gewunden und schlüpfrig. Kirchliche Zwiste, die mit den politischen auftauchten, widerten ihn an, er konnte sich in solchem Wirrwarr nicht zurecht finden. Auch hatte er patriotische Bedenken gegen den Frieden, Bedenken, die sein Vetter in Friesland theilte; sie fürchteten, derselbe käme nur Spanien zu Gute, das während dessen Dauer neue Kräfte sammeln würde; und wie beide Nassauer dachten die breiten Massen des Volks, aus denen die giftigsten Libelle gegen Oldenbarnevelt hervorgingen, die ihn als Verräther bezeichneten. Ein tödlicher Haß bemächtigte sich Moritz' gegen Oldenbarnevelt, an dessen reinen Absichten er zweifelte, und wenn auch die Wittwe Wilhelms, Louise de Coligny, ab und zu ausgleichend eingriff, so blieb doch der Haß in Moritz' verschlossenem Gemüthe und fand neue Nahrung durch die auffällige Art, mit der Oldenbarnevelt den aus der Haft Spaniens heimgekehrten älteren Bruder, Philipp Wilhelm von Oranien, in den Vordergrund zu drängen beflissen war; auch vermuthete Moritz, daß es der Advocat gewesen, der 1609 seine Ernennung zum Generalgouverneur der Union vereitelt habe und der seiner Erhebung zum Souverän der Niederlande entschieden zuwider sei. Wer in den Niederlanden den Advocaten haßte, erblickte in Moritz seinen natürlichen Führer. Der drohende Sturm entlud sich aber nicht auf dem politischen, sondern auf kirchlichem Gebiete. Ueber die Prädestinationslehre war in dem vom Calvinismus beherrschten Lande ein heftiger Streit ausgebrochen. Die Parteien von Arminius und Gomarus befehdeten sich auf Tod und Leben; die milden Arminianer oder Remonstranten verwarfen die schroffe Prädestinationslehre, die starren Gomaristen oder Contraremonstranten klammerten sich daran als an das Fundament des Calvinismus, die Arminianer wollten, daß sich die Kirche dem Staate willig unterordne, die Gomaristen, daß sie vom Staate völlig unabhängig sei, die Arminianer waren in der Minorität, zählten aber die meisten Vornehmen der Niederlande zu ihren Mitgliedern, die Gomaristen geboten über die großen Massen. Oldenbarnevelt stand zwar auf Seiten der Gomaristen, soweit seine religiösen Ansichten in Betracht kamen, hielt aber strenge auf die Suprematie des Staates über die Kirche und war hierin völlig Arminianer; Moritz sah lange dem Streite theilnahmlos zu; obwohl er den Gomaristen, die meist gegen den Frieden mit Spanien geeifert, gewogen war, ergriff er vorerst keine Partei und meinte: „Ich bin Soldat und kein Gelehrter; das sind theologische Dinge, die mich nichts angehen;" ja er behauptete.

Digitized by Google

von der Prädestination wisse er nicht, ob sie blau oder grün sei. Wiederholt ermahnte er die Streitenden zum Frieden und unterließ, Gewalt zur Unterdrückung der Gomaristen im Haag anzuwenden, als Oldenbarnevelt ihn 1616 dazu aufforderte. Moritz blieb indolent, rathlos, ohne Willenskraft und ging noch immer in die Kirche der Arminianer. Von Friesland her kamen beständig die eindringlichsten Ermahnungen, Wilhelm Ludwig von Nassau war leidenschaftlicher Gomarist; er erinnerte Moritz, eingedenk zu sein, daß sein Vater für die reformirte Lehre gefallen, beschwor ihn, sein eigenes Seelenheil nicht zu gefährden, sondern vielmehr für die gefährdete Religion einzutreten. Wir wissen, welchen Einfluß der Vetter auf Moritz auszuüben pflegte, und auch hier entschied derselbe. Moritz gelobte in feierlicher Erneuerung seines Schwures von 1586, die reformirte Religion lebenslang zu beschützen, und ging am 23. Juli 1617 mit seinem Vetter und glänzendem Gefolge in die von den Gomaristen gewaltsam in Besitz genommene Klosterkirche im Haag, die seitdem die Prinzenkirche hieß. Hiermit hatte er im Kirchenstreite offen für die Gomaristen Partei genommen; von nun an gebot er in dem einen Lager, dem gegenüber Oldenbarnevelt mit Moritz' Mutter und Bruder Friedrich Heinrich das arminianische befehligten.

Man mochte erwarten, Moritz werde Gewalt gegen die um Oldenbarnevelts erhabene Gestalt gescharten Staaten von Holland ergreifen; er aber hielt an sich; Oldenbarnevelt hingegen antwortete auf jenen Kirchgang mit der „scharfen Resolution" der Staaten (4. August), welche die Städte berechtigte, Kriegsvolk anzuwerben, das im Falle eines Aufruhrs nur den Regenten der Garnisonsplätze gehorchen dürfte. Es war eine grausame Ironie gegen Moritz, von ihm gerade die Unterstützung dieser direct gegen ihn gerichteten Maßregel zu verlangen; das hieß ja, seine Absetzung vom Commando der Truppen Hollands selbst unterschreiben. Sein Haß gegen den Advocaten wuchs; er redete sich ein, dieser müsse ein Verräther und geheimer Agent Spaniens sein, und die allgemeine Verwirrung in der Republik schien ihm Recht geben zu wollen. Wilhelm Ludwig schürte das Feuer in seiner Seele. Oldenbarnevelt wollte durch die „scharfe Resolution" ein eigenes Heer schaffen (Waardgelders), einzig für den Dienst der Staaten von Holland, und an die Spitze desselben Friedrich Heinrich, den Arminianer, stellen; hatte er in letzter Zeit Philipp Wilhelm gegen Moritz bevorzugt, so wollte er nun den jüngsten Bruder ihm gegenüber ausspielen. Wieder währte es geraume Zeit, bis Moritz, von seinem Vetter angetrieben, sich aufraffte, das Netz des großen Gegners zerriß und das ganze System der Waardgelders im Entstehen zertrümmerte. Dann holte er zum größten Schlage aus; auf Grund einer geheimen Vollmacht der Generalstaaten ließ er am 28. August 1618 Oldenbarnevelt und seine Anhänger Ledenberg, Hoogerbeets und Hugo Grotius verhaften und besetzte auf einer Rundreise durch die Provinzen die Beamtung in seinem Sinne.

Im Namen und unter der Autorität der Generalstaaten wurde Oldenbarnevelt und seinen Freunden der Proceß gemacht, der am 13. Mai 1619 mit der Hinrichtung des greisen Rathgebers im Binnenhofe endete. Moritz enthielt sich jedes Eingriffs in den Proceß; daß er den Todesstoß nicht von dem ehrwürdigen Haupte seines Lehrers ablenkte, bleibt ein unauslöschlicher Flecken auf seinem Schilde und verunglimpft die Ehre der Oranier ebenso wie der grauenvolle Tod der großen Brüder de Witt unter Wilhelm III. Begnadigt hätte er ihn gewiß; aber Oldenbarnevelt und seine Familie wandten sich stolz von dem Worte Gnade ab, da sie Recht beanspruchen konnten. Kaltsinnig ließ darum Moritz den Vater der Republik wie einen Verbrecher enden.

Hiermit war die Machtfrage zwischen oligarchischer Regierung und neutralisirender Richtung gelöst. Jetzt kam für Moritz die wunderbare Gelegenheit, der Republik an Stelle ihrer unglückseligen Verfassung ein festes, einheitliches Gefüge zu geben, die Utrechter Union von 1579 zu neuem Leben auszubilden, sich selbst zum Generalstatthalter und Generalcapitän der Union zu erklären, wenn er nicht ihr Souverän zu werden vorzog. Aber nichts von alledem geschah. Moritz that keinen Schritt zur Erweiterung seiner Macht, bewies von Neuem, daß er kein Staatsmann sei und den Ruf des Schicksals nicht begriff. Hatte er noch bei Oldenbarnevelts Leben den Jülicher Krieg gegen den Erzherzog Leopold tüchtig geführt, so leitete er dann den Grenzkrieg gegen Spinola, freilich ohne besonderen Erfolg; keine einzige glänzende Waffenthat erinnerte an die frühere Ruhmesperiode, an die Tage von Turnhout und Nieuwpoort, Fortuna hatte ihrem Lieblinge den Rücken gekehrt; Alles verlief im Sande. Moritz gebot nahezu unumschränkt in der Republik, die er mit Oldenbarnevelt aufgebaut hatte, aber die grausame Unterdrückung der Arminianer, die sie in Schaaren nach Schleswig und anderen Landen trieb, konnte den Parteihaß nicht vertilgen. Seine politische Wirksamkeit reducirte sich, seit er die ihm so lästige Stütze Oldenbarnevelts verloren, auf Null; denn ihm fehlte aller politische Ehrgeiz und politische Sinn. Ungeregelte Lebensweise und Geiz beeinträchtigten seine Popularität; sein barscher, mit den Jahren immer unfreundlicherer Charakter stieß ab; nicht begabt mit dem Talent, Menschen zu beherrschen und an sich zu fesseln, wurde er allmählich einer Nation entfremdet, die ihm doch den heißesten Dank für die endgültige Vertheidigung ihrer Heimat gegen jeden Feind schuldete.

Zwischen Moritz und der Nation erhob sich der blutige Schatten Oldenbarnevelts; kein Dichterlob erklang zu des Feldherrn Preis, wohl aber feierte die Dichtkunst immer begeisterter den gerichteten Staatsmann, und von Geschlecht zu Geschlecht tönten seine Worte auf dem Gange zum Schaffote fort: „Das also ist der Lohn für 40jährige treue, dem Lande bewiesene Dienste!" Ein Todfeind von Moritz, der unsterbliche Lyriker Jost van den Vondel, dichtete sein ergreifendes Lied an den Stab, auf

den gestützt der Greis das Blutgerüst bestiegen hatte, und entwarf in seinem „Palamedes" ein Schreckensbild von Moritz unter der Maske Agamemnons. Keine Feindschaft vielleicht war Moritz gefährlicher als die des unversöhnlichen Barden, der nachmals jubelnd seinen Tod begrüßte, keine verdunkelte mehr seine Lichtgestalt bei seinen Landsleuten.

Seit dem Tode seines ältesten Bruders, 1618, dessen Erbe und thatsächlich Prinz von Oranien, folgte Moritz 1620 seinem geliebten Vetter von Friesland auch in der Statthalterschaft von Groningen und Drenthe; aber auch dieser Zuwachs seiner Macht veranlaßte ihn nicht, nach der Krone zu greifen und so seinem Lande und seinem Hause Jahrhunderte der Wirren zu ersparen. Sein Lebensabend war höchst traurig; ein Freund der Frauen, war er doch nie dazu gekommen, eine zur legitimen Lebensgefährtin zu machen, und mußte über die eigenen natürlichen Söhne hinaus dem jüngeren Bruder Friedrich Heinrich seine Macht vererben, die freilich nirgends glücklicher geborgen sein konnte. Die nie allzu kräftige Gesundheit des Fürsten war gebrochen, er ging mit offenen Augen dem Tode entgegen, beeilte fieberhaft die Verheirathung des Bruders mit der geistvollen Gräfin Amalie zu Solms und übertrug ihm den Befehl über das Heer, seine eigenste Schöpfung. Das Leben ekelte ihn an, wie er seiner Umgebung versicherte; fromm und gefaßt nahm er Abschied von seiner Schwester Emilie, die später ein so trauriges Schicksal in Portugal fand, sowie von seinem Nachfolger und starb am 23. April 1625 im Haag als gläubiger Calvinist, wie er einst vom Hofe zu Dillenburg und Heidelberg nach Holland gekommen war. Man begrub ihn neben dem großen Vater, den er als Kriegsheld weit übertroffen, als Staatsmann nie erreicht hatte.

Im Schnee.

Novellette.

Von

Carl Hecker.

— Stuttgart. —

Pfui, welch ein Hundewetter! So lange hatte der Winter nur getändelt, über Nacht einen Frost, in der Frühe einen Nebel oder Reif entsandt, welchen die Mittagssonne wieder auflöste. „Ist das ein Winter?" fragten die Ungeduldigen, denen die Zobelpelze im Kasten hingen, die Schlitten in der Remise und die Oefen als nutzlose Decorationsstücke in den Zimmern herumstanden. Alle Backfische, welche dem Schlittschuhsport huldigten, waren in Verzweiflung. Wie man sich im Frühling nach Blüthen sehnt, so sehnte man sich jetzt nach Schnee und Eis, und wie man an schwülen Sommertagen, etwa vor einer verabredeten Landpartie, nach dem Wetterglas sieht, so sah man jetzt nach dem Thermometer, das immer nicht sinken wollte, zuweilen sogar stieg.

Weihnacht stand vor der Thüre, grüne Weihnacht. O, du armseliger Winter! — Da brach der Vielgeschmähte plötzlich, als man sich dessen am wenigsten versah, mit dem allergröbsten Geschütz los. Das behagte ihnen nun auch wieder nicht.

Ein bischen zu viel des Guten war's ja auch wohl, so auf einmal. Das stürmte und tobte, und wie scharfgeschliffene Pfeilspitzen schossen die Eiskrystalle durch die nebeltrübe Luft. Kaum zehn Schritte vor sich konnte man klar sehen, und in wenigen Stunden war der Boden mit einer fußhohen Schneeschicht bedeckt.

Das Unwetter war gegen Abend losgebrochen; noch hatten die Bahnschlitten nicht Zeit gehabt, alle Verkehrswege der kleinen Garnisonstadt zu

Digitized by Google

ebnen. Wer draußen nicht nothwendig zu thun hatte, blieb zu Haus in der warmen Stube, und so auch der kleine Lieutenant von Zarken.

Doch der hatte draußen noch zu thun. Im Parolebuch stand Regimentsabend mit Vortrag, und den Vortrag, dessen Beginn auf Punkt acht festgesetzt war, hatte der Herr Premierlieutenant von Zarken über den neuen Armeerevolver, Modell x., zu halten.

Die Uhr zeigt bereits einige Minuten über sieben; der Lieutenant sitzt am Tisch und schreibt; es ist dies just nicht seine Lieblingsbeschäftigung. Auch geht sie ihm nicht eben flott von der Hand, denn zuweilen stockt seine Feder, zuweilen verräth er nicht übel Lust, das Geschriebene wieder zu zerreißen. Und doch ist es nicht das Manuscript seines Vortrags, daran er schreibt; nein, das liegt schon fix und fertig im Dienstcouvert auf dem Tisch und der Revolver darauf. Er aber schreibt auf feines, zierliches Postpapier, davon schon mehrere Blätter zerknittert am Boden liegen, und als Vorlage dient ihm ein ähnliches Papier, das von einer feinen, hastigen und doch schwungvollen Damenhand kreuz und quer mit Schnörkeln und Häkchen bedeckt ist und mit einem zarten Duft gegen die Cigarrettenwolken ankämpft, die den Lieutenant, den Tisch, die Lampe und das ganze, behaglich eingerichtete Zimmer mit krausen Schleiern umhüllen.

Draußen wüthet der Schneesturm immer toller, und der Zeiger an der Wanduhr rückt gemächlich, stetig immer weiter, und der Mann am Schreibtisch fährt sich wie verzweifelnd mit beiden Händen durch das dichte, krause Haar, dreht fanatisch die dolchscharfen Schnurrbartspitzen, blickt wie träumend bald hinaus in die sturmdurchtobte Nacht, bald hinauf zu der umwölkten Zimmerdecke. Eine Weile scheint's, als ob er seines briefstellerischen Unternehmens ganz vergessen hätte, bis ihn ein Blick auf die eng bekritzelte Vorlage dessen wieder gemahnt.

Die Uhr warnt, sie räuspert sich, ehe sie das Wort ergreift, und ingrimmig fast beugt er sich aufs Neue über das Papier.

Da schlägt die Uhr einmal mit schrillem Klang an und gleichzeitig tritt der Diener ins Zimmer. Er tritt so leise wie nur möglich ein, und doch erschrickt der Lieutenant über das doppelte Geräusch.

„Ich weiß schon," sagte er, „nur noch einen Augenblick!" und indeß der Bursche in strammer Haltung verharrt, taucht jener die Feder noch einmal tief ein und vollendet mit wenigen Sätzen den Brief. Er überliest ihn flüchtig mit wechselndem Gesichtsausdruck, ironisch, schmerzlich, unbefriedigt.

Die Linien erweitern, die Schriftzüge dehnen sich gegen den Schluß, trotzdem ist die dritte Seite nur halbvoll. Mit einem Achselzucken faltet er das Papier zusammen, steckt es in ein Couvert, adressirt dieses genau, wie's ihm die Vorlage angiebt. Schon will er den gummirten Rand an die Lippen führen, als er sich eines anderen besinnt. Er legt das Couvert offen in die Lade und beschwert es mit einem wohlriechenden Kissen.

Dann befiehlt er dem Burschen, ein Licht anzuzünden, und verbrennt

sorgfältig die Vorlage sowohl wie die auf dem Boden zerstreuten Papierschnitzel.

„So, und nun rasch!" Der Bursche bringt Degen und Mütze, indeß sich sein Herr die Hände wäscht. Die Kleiderbürste wird abgelehnt. „Schnell, den Mantel!"

Der Revolver und seine Beschreibung wandern in die äußere, der geschlossene, von seinem Ballast befreite Brief in die innere Seitentasche.

„Hoch den Kragen und das Rad über die Schulter — so! Pfui, welch ein Hundewetter!"

Die warme Stube mit den zerflatternden Rauchwölkchen scheint dem Herrn Lieutenant plötzlich doppelt so gemüthlich, wie sonst; am liebsten blieb er darin. Einen Augenblick sucht er nach einem Entschuldigungsgrund — nein, es geht nicht. Er stellt noch ein paar Fragen an den Diener, liest die Diensteintheilung für den folgenden Tag, bestimmt ihm die Stunde des Weckens und verläßt das Zimmer.

Wie er aus dem Flur tritt, bläst ihm der Wind eine dichte Schneewolke ins Gesicht, so daß er unwillkürlich die Klinke losläßt. Dröhnend schlägt die Hausthür wieder ins Schloß. Ist das ein Omen, eine Warnung? — Unsinn! Er öffnet von Neuem und tritt hinaus.

Wenig fehlt, daß er auf der Schwelle ausgleitet und die Staffel hinunterstürzt.

Ein Hundewetter! Die Thurmuhr schlägt dreiviertel nach sieben. Wie seltsam dumpf und heiser sie heute schlägt!

Er hat noch Zeit, den Umweg über den Bahnhof zu machen und den Brief in den dort befindlichen Schalter zu werfen, damit er mit dem Nachtzug fortkommt. Der Sturm scheint nachgelassen zu haben, aber gerade aus der Richtung hebt er plötzlich mit erneuter Gewalt zu wehen an. Seltsam! Der Lieutenant überlegt einen Augenblick, ob er nicht doch lieber gleich den directen Weg zum Casino einschlagen soll, allein er schämt sich seines Aberglaubens und kämpft muthig gegen den Wind an. Noch ehe er zwanzig Schritte gemacht hat, ist sein schöner Schnurrbart, der wohlbeschützte, zu Eis erstarrt.

Nur wenige Menschen begegnen ihm und doch weicht er den wenigen, die wie Schatten vorüberhuschen und offenbar nur mit sich selbst beschäftigt sind, scheu aus. Aengstlich nach allen Seiten umspähend, gelangt er zum Bahnhof, in dessen bedeckter Vorhalle sich noch einige vermummte Gestalten, den Zug erwartend, herumtreiben. Der Schalter befindet sich glücklicherweise auf der andern Seite, wo nur eine Laterne brennt. Unter ihrem Schein durchgleitend, hat er ihn erreicht. Er zieht den Brief vorsichtig aus der Tasche, bedeckt ihn mit dem Mantelrad, liest nochmals eingehend die Adresse und schiebt ihn, zögernd erst, dann plötzlich in die Oeffnung, welche direct ins Innere des Postbureaus führt. Rasch zurücktretend sieht er noch durch die überlaufene Scheibe, wie der Beamte den Brief auf-

fängt und zu den andern wirft, die bereits in ein Packet geordnet, zur Expedition bereit auf dem Tisch liegen.

Nun aber ist's hohe Zeit. Er fühlt nach dem Revolver, dem Manuscript — Alles in Ordnung. Jetzt geht er ja vor dem Wind, also munter!

Da tönt ein Pfiff durch die Nacht, der bannt ihn erst auf die Stelle und läßt ihn dann „kurz Kehrt" wenden. Denn er kennt den Pfiff; durch Sturm und Schneegestöber erkennt er deutlich die vier Noten, drei hinauf und eine herunter. Sein Kamerad, Premierlieutenant Herwig ist's, der so zu pfeifen pflegt, und unwillkürlich wiederholt Zarken die Melodie.

Herwig und er waren Jugendfreunde. Obwohl Zarken im Lebensalter um ein Jahr hinter jenem zurückstand, war er im Dienst sein directer Vormann, und selbst das trübte ihre Freundschaft nicht. Sie hatten zusammen auf der Schulbank gesessen, hatten zusammen ihr Offiziersexamen gemacht, und daher datirte Zarkens Vorsprung; er war der Begabtere, jener der Strebsamere.

Als Secondelieutenants hatten sie schon einmal bei dem gleichen Regiment gedient, dann war Zarken als Premier versetzt worden.

Herwig hatte früh geheirathet, eine reiche Ausländerin; Zarken blieb Junggeselle. Die Entfernung der Garnisonen, der junge Ehestand des Einen, der Leichtsinn des Andern schienen eine Zeit lang das Band der Freundschaft gelockert zu haben. Nach Herwigs Hochzeit, bei der Zarken als Brautführer mitgewirkt, sahen sich die Beiden seltener. Herwig kam rasch in den Ruf eines Othello, der jeden männlichen Besuch, und zumal den des lockeren Jugendkameraden, seinem Hausstand fernhielt.

Das mochte aber doch wohl nur ein übler Scherz gewesen sein; denn als nach wenigen Jahren Zarken und Herwig wieder beim gleichen Regiment standen, blühte ihre Freundschaft herrlicher denn je. Zarken verkehrte fast täglich im Hause des Freundes, und, wie manche meinten, der jungen Frau, die ihn nicht ausstehen konnte, zum Trotz.

Sonderlich hübsch war sie gerade nicht, die junge Fau, aber excentrisch und verwöhnt über die Maßen; hastig, temperamentvoll, nervös, faul und apathisch, dazwischen auch liebenswürdig nach Laune und immer gewaltthätig. In dem Fall jedoch schien's der Mann gewonnen zu haben.

Einen Augenblick bereute Zarken seinen Pfiff; aber da tauchte auch schon seines Freundes Gestalt, mit langen Beinen vorwärts strebend, aus dem Nebel auf.

„Ein Hundewetter!" — „Das stimmt." Und sie drückten sich die dickbeschuhten Hände. „Was führt Dich denn hierher?"

„Ich hab' noch einen Brief aufgegeben." Die kleine Pause, welche dieser Antwort vorherging, war auf Zarkens Seite durch die Ueberlegung ausgefüllt, ob er nicht einen unerwarteten Besuch als Grund seines Hierseins angeben sollte. Aber es wäre zu dumm gewesen.

„Und ich, ich will mir einen zurückgeben lassen", schrie Herwig. Er sprach für gewöhnlich sehr laut, heute schrie er wegen des Schneesturms.

„Wieso denn?"

„Nun denk Dir, Du weißt ja doch, daß meine Frau verreist ist, zu Besuch bei einer Freundin in N.; dort soll ich sie abholen. Ich schreib' also, nenne ihr Tag und Stunde meines Kommens und werfe den Brief vor einer halben Stunde hier in den Schalter. Darauf will ich ins Casino; ein Cognac bei der Kälte und als Vorbereitung auf Deine Suada, denk' ich, kann nichts schaden. Da bemerk' ich, daß ich mein Taschentuch vergessen habe und das brauch' ich doch, wenn Du rührend wirst. Kehrt und zurückgelaufen, es sind Gott sei Dank nur ein paar Schritte. Jetzt aber fällt mir ein, daß ich Tag und Stunde falsch bestimmt, und hier bin ich wieder, den Brief, der sicher noch im Bureau liegt, von dem Beamten zurückzuverlangen. Glaubst Du, daß er ihn herausgiebt?"

Zarken hat diese Rede schweigend angehört, nur bei den paar launigen Stellen gab er einen Laut von sich, der wie ein Lachen klingen sollte, aber vom Wind verweht, von dem Mantelkragen erstickt, fast wie ein Stöhnen klang.

„Schwerlich," erwidert er nun, „eine Depesche scheint mir das Richtige."

„Ach was, eine Depesche und um die Zeit! Sie lacht mich ja aus. Nein, ich ärgere mich zu sehr über meine Dummheit, ich muß den Brief wieder haben. Viele sind inzwischen nicht eingeworfen worden; dort auf dem Tisch liegt das ganze Packet. Der Mann ist mir überdies persönlich bekannt. Wenn ich ihm den Fall mittheile, die Adresse nenne oder auch aufschreibe, damit er sie vergleichen kann, so giebt er mir ohne Zweifel den Brief. Ich öffne ihn geschwind, ändere die Zahlen, steck' ihn in ein anderes Couvert, das ich schon adressirt in der Tasche trage, so ist die Sache mit dem doppelten Porto abgemacht. Was meinst Du? Uebrigens, ich darf keine Zeit verlieren."

„Das gilt auch für mich, gut, daß Du mich mahnst. Thu', was Dir recht dünkt. Auf Wiedersehen! Ich will Dich entschuldigen, wenn Du zu spät kommen solltest."

Zarken will fort, aber der Andere hält ihn.

„Unsinn! Wir kommen lange recht, das akademische Viertel ist noch allemal eingehalten worden. Du kannst's ja am Schluß wieder einbringen, wenn Du uns durchaus nichts von Deiner Revolverrede erlassen willst. Jetzt aber wart' auf mich, in zwei Minuten ist Alles geschehen."

Damit ist er schon am Schalter; er klopft an die Scheibe, der Beamte öffnet ihm die Thüre und er tritt ein.

Zarken steht draußen regungslos im Schnee. In seinem Kopf, den er bis an den Mützenschild hinauf verhüllt hat, entspinnt sich etwa folgender Ideengang:

„Herwig ist eingetreten, er trägt jetzt dem Beamten sein Gesuch vor. Dieser greift nach dem Packet auf dem Tisch, er läßt die Briefe der Reihe nach durch die Hand gleiten; der zuletzt eingeworfene liegt natürlich

Digitized by Google

oben. Er liest die Adresse, giebt ihn ihm. Herwig stutzt, sieht näher hin, nimmt den Brief. Was dann? — — —"

Ehe Zarken das Weitere ausdenkt, kommt's über ihn, daß er fliehen, Alles im Stich lassen, den Revolver gleich praktisch an diesem seinem eigenen Kopf erproben soll. Schon hat er die Waffe erfaßt, da kommt ihm ein anderer Gedanke.

„Herwig muß die Adresse erst niederschreiben, der Postbeamte vergleicht die Handschriften oder er schlägt das Gesuch rund ab. Auch liegt sein, Zarkens Brief nicht zu oberst, er ist durch einen Zufall hinter den andern gerathen. Und wenn auch, der Beamte darf ihn gar nicht ausliefern, er ist durch einen Eid gebunden."

Und Herr von Zarken steht noch immer regungslos im Schnee.

Aber er friert nicht mehr, im Gegentheil, er ist in Schweiß gebadet. Trotzdem zieht er den Mantel fester um sich, wie die Thür knarrt und Herwig heraustritt.

„Zwei Minuten auf die Secunde! Siehst du?" ruft dieser, auf die Uhr deutend.

Wahrhaftig, nur zwei Minuten sind inzwischen verflossen, Zarken findet das ganz unbegreiflich. „Und Alles in Ordnung?"

„Natürlich. Komm nur, wir haben Eile."

Das scheint Herr von Zarken ganz vergessen zu haben; er steht noch immer, wie geistesabwesend, indeß der Andere voranschreitet. Wie er diesen eingeholt hat, stößt er schier keuchend die Frage hervor:

„Und Du hast den Brief richtig bekommen?"

„Ja doch," erwidert ihm Herwig, der nicht mehr zum Sprechen aufgelegt scheint. Eine gute Weile schreiten sie schweigend nebeneinander her. Zarken, der sonst den Ueberlegenen zu spielen gewöhnt ist, fühlt sich dem Freund gegenüber so sonderbar beklommen; dieser erscheint ihm größer, bedeutender, als er selbst.

„Darf denn der Beamte? — — Ist es nicht streng verboten?" — fängt Zarken wieder an, aber den Schluß beider Sätze verschlingt der Sturm.

Der Andere zuckt nur mit den Schultern.

Schon nähern sie sich dem Casino, dessen erleuchtete Fenster wie Kohlen in die Schneenacht hinausglühen.

Wieder hebt Zarken zu sprechen an, mühsam, als ob es ihn eine schwere Anstrengung koste, was bei dem Wetter kein Wunder ist.

„Und Du hast die Correctur schnell auf dem Bureau vorgenommen?"

„Nein." — „Ja — aber — —" — „Ich trage den Brief bei mir, es eilt nicht."

„Welchen?" Das hat Zarken glücklicherweise nur gedacht, dennoch erschrickt er, als ob er die Frage laut gestellt hätte.

Nun sind sie im Thorweg, sie schütteln sich den Schnee von Mantel und Mütze, stampfen ihn von den Füßen; da scheint Zarken einen großen

Entschluß gefaßt zu haben. Er tritt auf den Freund zu, faßt ihn am Arm. „Herwig" — ruft er. „Ehe wir" — — — Er stockt, der Entschluß ist wieder aufgegeben.

Herwig steigt schon rüstig die Treppe hinauf, Zarken folgt ihm, langsam, auf jeder Stufe innehaltend, wie gebrochen. Der kurze Marsch hat ihn über Gebühr ermüdet und er friert wieder, friert bis aufs Mark.

Oben ist schon das ganze übrige Offiziercorps versammelt, natürlich wird über das Wetter geschimpft. Der Commandeur ist eben eingetreten, Alle erheben sich, legen die Cigarren bei Seite; der Stabsoffizier macht ihm Rapport.

Man reiht sich um den langen Tisch im Saal. Zarken braucht etwas lange, bis er Degen und Mütze abgelegt hat, endlich kommt er, verbeugt sich, vertheilt eine Anzahl Planskizzen, die seinen Vortrag zu erläutern bestimmt sind, legt den Revolver, ein Modellschloß und sein Manuscript vor sich auf den Tisch, verbeugt sich wieder.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr von Zarken?" fragt der Commandeur. „Sie sehen blaß aus."

„O doch, Herr Oberst, das Wetter," erwidert Zarken und hustet.

Verschiedene Herren der Gesellschaft thun ihm das, wie auf Commando, nach.

„Ein Hundewetter!" bekräftigen sie alle.

Zarken ist in der That todtenbleich, das Manuscript zittert in seiner Hand. Zu seiner Linken sitzt der Commandeur, zur Rechten der etatsmäßige Stabsoffizier, ihm gerade gegenüber sein Freund Herwig, der ihn, gleichfalls etwas bleicher als sonst, mit durchbohrenden Blicken ansieht. So wenigstens deutet sich Zarken das, was vielleicht nur gespannte Erwartung ist.

„Nun, so lassen Sie uns beginnen!" sagt der Commandeur, und sofort begräbt Zarken sein Haupt tief in das Manuscript.

Zuweilen, wenn er an dem Modell etwas zu erklären hat, muß er es trotzdem erheben und jedesmal fühlt er, denn sein Gesicht ist ganz dem Gegenstand zugewendet, Herwigs Blicke starr auf sich gerichtet.

Der fragt ihn indeß ganz unbefangen nach Diesem oder Jenem, das er nicht recht begriffen zu haben scheint, ja einmal bittet er sogar um das Modell. Wie er's ihm hinreicht, berühren sich ihre Hände und Zarken zieht die seine eiligst zurück.

Und er fährt in seinem Vortrag fort immer im gleichen, mechanisch bewegten Tonfall. Offenbar muß er sehr gut memorirt haben, denn obwohl er das Manuscript dicht vors Gesicht hält, oder vielleicht eben deshalb verschwimmen ihm die Zeilen. Und doch stockt er nie, er spricht ruhig, gleichmäßig weiter, etwa so, wie eine gut aufgezogene Uhr tickt.

Sehr unterhaltend ist solche Art des Vortrags, ganz abgesehen vom Thema, für die Zuhörer eben nicht. Auch scheint Zarken die ihm leise von mehreren Kameraden zugeflüsterte Bitte: „Mach's kurz!" ganz überhört oder wieder vergessen zu haben; auch bemerkt er nicht die vielen flehenden Blicke,

Digitized by Google

die ihm dasselbe sagen wollen. Er macht's garnicht kurz, im Gegentheil, es scheint, als ob er's absichtlich länger machen wolle, denn das Manuscript muß seinem Umfang nach längst abgesprochen sein, und er redet noch immer weiter.

Die neue Waffe ist schon nach allen Richtungen theoretisch und soweit dies hier möglich, auch praktisch erklärt, Niemand zweifelt im Geringsten an ihrer Vortrefflichkeit, und er hört nicht auf, sie zu rühmen, ja er fängt sogar an, sich zu wiederholen.

Die Aeußerungen spontaner Verschnupfung werden immer lauter und häufiger rings um den langen Tisch; der Commandeur, welcher sich ihrer Ansteckung auch nicht mehr entziehen kann, bittet Herrn von Zarken, seinen höchst interessanten Vortrag mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit zu beschließen.

Noch einige Wendungen und falsche Cadenzen und endlich der Schluß:

„So wünsche ich denn, daß sich diese Waffe im Ernstfall ebenso trefflich bewähren möge, wie sie sich jetzt schon bei den Uebungen des Friedens bewährt hat.“

Herr von Zarken verbeugt sich, der Commandeur spricht ihm in schmeichelhaften Worten seinen Dank aus.

Der officielle Theil des Abends ist hiermit zu Ende. Nun entsteht ein großer Lärm und vielfacher Platzwechsel; die Ordonnanzen treten in den Saal, Bestellungen werden gemacht, die bei Seite gelegten Cigarren wieder aufgenommen. Eine Weile noch bleibt das Gespräch auf dem Gegenstand, dann springt es auf andere militärische Stoffe über.

Nur einige Streber beschäftigen sich noch mit dem Revolvermodell und geben sich den Anschein, als ob sie noch nicht genug davon hätten. Unter ihnen hat Zarken eben noch seinen Freund Herwig bemerkt, dann ist er ihm plötzlich entschwunden. Wohin? Vielleicht ins Nebenzimmer. Liest er den Brief dort und welchen? —

Aus diesem Gedankenzirkel vermag sich Zarken nicht mehr zu befreien; er giebt zerstreute Antworten und überhört es, wie der Commandeur auf sein Wohl trinkt. So oft Jemand an ihn herantritt, fährt er zusammen.

So eben jetzt, wie die Ordonnanz auf seinen Nachbar, den Stabsoffizier, zukommt und ihm etwas ins Ohr flüstert, worauf dieser den Saal verläßt.

Zarken folgt ihm mit unruhigem Blick, bis er im Nebengemach verschwindet. Nach kurzer Zeit kehrt er übrigens zurück, flüstert mit ernstem Gesicht dem Commandeur etwas zu und entfernt sich mit diesem aus der Gesellschaft.

Nun merken's auch die Andern, daß etwas los sein muß, und im allgemeinen Lärm betäuben sie die bedrängten Gewissen.

Zwei Rittmeister sind schon vorher aufgebrochen und endlich wird auch Herr von Zarken abberufen.

Endlich! Gott sei Dank! Nun muß sich's entscheiden.

Am Fuß der Treppe erwartet ihn der Stabsoffizier mit einem Ritt-

meister, dem Vorstand des Ehrenraths. Sie geleiten ihn nach seiner Wohnung, sie plaudern eifrig, aber der Wind verschlingt die Worte. Wie er allein ist, ruft er wieder:

„Gott sei Dank! Den Abend will ich nicht vergessen, so lange ich lebe."

Und damit hatte er seinem Gedächtniß auch in der That nicht zu viel zugemuthet.

Lange noch schimmerte die Lampe aus dem Lieutenantsgemach in die stürmische Nacht hinaus. Herr von Zarken saß am Tisch und schrieb, obwohl das nicht seine Lieblingsbeschäftigung war, er verbrannte auch viel Geschriebenes, dessen Rauch sich mit dem erkalteten Cigarrettendunst vermischte; endlich warf er sich, bekleidet wie er war, aufs Bett.

Aber viel früher, als er's dem Burschen befohlen hatte, wurde er geweckt. Ein geschlossener Wagen hielt vor dem Haus, darin saß der Rittmeister, der ihm das Geleit gegeben, und noch ein anderer Offizier, der ein polirtes Kästchen, just groß genug für zwei Revolver der neuesten Construction, auf dem Schoß hielt. Herr von Zarken setzte sich zu ihnen, und der Wagen rollte hinaus in die graue Dämmerung. Gleichzeitig rollte von anderer Seite ein anderer Wagen dem gleichen Ziele zu.

Am Rand eines kleinen Gehölzes, zwei Kilometer von der Stadt, hielten beide Wagen; weiter konnten sie nicht vorbringen wegen des Schnees. Die Herren stiegen aus; auch die, welche der andere Wagen hergeführt hatte, trugen ein Kästchen bei sich, das einer von ihnen unter dem Mantel verborgen hielt.

Nun wateten die Sechse gemeinsam und doch getrennt durch tiefen Schnee bis zu einer Lichtung. Dort machten sie Halt, als eben der Sturm etwas nachließ und das Frühroth durch die beschneiten Zweige schien.

Von dorther vernahm man bald darauf und rasch hintereinander den Knall von zwei Schüssen. Und wieder nach einer Weile fuhren die beiden Wagen, der eine schnell, der andere langsam, zur Stadt zurück.

Die neue Waffe schoß in der That vorzüglich. Herr von Zarken hatte nicht zu viel gesagt; sein Wunsch war erfüllt, denn an ihm selbst hatte sie sich im Ernstfall aufs Trefflichste bewährt. Premierlieutenant Herwig hatte einen Vormann weniger.

Als die Sonne höher stieg, verzog sich das Unwetter. Schimmernd, blitzend breitete sich die Schneedecke über Stadt und Land.

Nun konnten die Ungeduldigen ihre Pelze umhängen und im Schlitten mit Schellengeklirr dahinfliegen; nun schnallten sich die Backfische begeistert die Stahlschuhe an die zierlichen Füße.

Auch Herr von Zarken hatte das letztere immer so gern gethan; er war ein Künstler im Zirkellauf. Wo blieb er nur heute?

Die Antwort gab ein Blutfleck draußen im Gehölz, auf der Lichtung, im Schnee.

Ein pessimistischer Eisenbahnroman.

(Emile Zola, „La bête humaine". — 1890.)

Von

Clemens Sokal.

— Wien —

Vor dem Landhause Emile Zolas zu Médan, dessen Lage uns die Freunde und Jünger des berühmten Romanciers so oft beschrieben haben, zu Füßen des kleinen abschüssigen Gartens, den ein Zaun begrenzt, zieht sich das Geleise der Normandiebahn dahin. Zu jeder Stunde des Tages brausen dort Züge vorbei und dieser gewohnte Anblick, das leise Fensterklirren im Arbeitszimmer, welches ihn begleitet, bildeten seit Jahren eine Mahnung für den Autor der Rougon-Macquart. Sie erinnerten ihn immer wieder an einen literarischen Lieblingsplan, dessen Ausführung sich von Jahr zu Jahr verschob, — an seine Absicht, dieses eigenthümliche Leben, welches dort unten an ihm vorübereilte, in den Rahmen seines großen Werkes aufzunehmen und ausführlich zu schildern. In der Dämmerungsstunde pflegte Zola auf dem weiten Balkon seiner Villa in behaglicher Plauderei mit seinem Freunde Paul Alexis besonders gerne sich über diesen seinen Lieblingsplan zu verbreiten. Eine vorüberkeuchende Locomotive, die rothen Lichter eines Zuges, welche wie fliebende Sterne im Abenddunkel entschwanden, führten das Gespräch immer wieder zu jenem künftigen Werke, dessen Bild dem Dichter allmählich zu entstehen begann. Dieses Bild hat uns Alexis vor mehr als acht Jahren in seinen „Notes d'un ami" über Zola mit den Worten seines Meisters vorgeführt:

„Was ich schon vor mir sehe, ist inmitten eines weiten Feldes, in tiefer Einsamkeit eines jener kleinen Wächterhäuschen, auf deren Schwelle wir manchmal beim Vorbeibrausen des Zuges eine Frau erblicken, die ein grünes Fähnchen hält. Dort, in weltferner Stille und dennoch nur zwei Schritte von jenem gewaltigen Lebensstrom entfernt, der ohne Unterlaß auf- und abwärts seine Wogen dahinwälzt, träume ich mir ein schlichtes Drama, einfach und tief menschlich zugleich, dessen Schluß eine furchtbare Katastrophe bilden kann, — vielleicht ein Zusammenstoß zweier Züge, den blinde Rachsucht verursacht — dies oder irgend etwas Anderes! Um die Fabel eines Werkes habe ich mich nie besonders gekümmert Aber das, woran mir liegt, was ich lebend und greifbar machen will, das ist der ewig wechselnde Verkehr zwischen dem Ausgangspunkt und der Endstation einer Eisenbahn, ihre ganze eigenthümliche Bevölkerung: das Dienstpersonal, Stationsvorstände, Zugführer, Heizer, Maschinisten, Bahnwächter. In meinen Zügen soll alles Mögliche geschehen: man wird dort essen, schlafen, lieben, schließlich auch sterben. Selbst eine Geburt im Waggon soll darin vorkommen. —"

Diese wenigen Worte führen uns Zola besser vor, als manche wortreiche Kritik es vermöchte. Er ist ganz darin, mit all den Vorzügen seines Talentes, die seinen Namen aller Welt bekannt gemacht, und seinen Schwächen, die zu dieser Popularität

vielleicht in noch höherem Grade beigetragen haben. Zu jenem ersten Augenblick des Entstehens belauscht, hat sein Gedanke fast gar keine Aehnlichkeit damit, was wir gewöhnlich künstlerische Eingebung nennen. Keine unklaren Gestalten, welche die erregte Phantasie mit wachsender Kraft aus ihrem Dunkel hervortreten läßt, kein Bild einer lebendigen Handlung, — nichts, als der scharfe Blick, welcher das moderne Leben in einem seiner vielen Theile durchdringt, umfaßt, und der Drang, das Geschaute einfach und ungeändert wiederzugeben.

Der angekündigte „Eisenbahnroman" ist nun vor Kurzem erschienen. Seit Langem schon sind Zolas Romane literarische Ereignisse, und selbst die staunenswerthe Regelmäßigkeit, mit welcher die Muse des großen Realisten jahraus jahrein der berühmten Romanfamilie Rougon-Macquart einen Zuwachs beschert, vermag der Sensation, welche diese Erscheinungen immer wieder hervorrufen, keinen Abbruch zu thun. Die allgemeine Spannung, die ihnen vorherzugehen pflegt, war in diesem Falle eine besonders große. Der Titel des neuen Werkes, welcher, wie gewöhnlich, lange vor dessen Erscheinen bekannt geworden war, bildete die Ursache hiefür. Ein „Eisenbahnroman", welcher vom Autor die kräftige Aufschrift erhalten: „Die Bestie im Menschen!" — Was hatte der erwählte Stoff mit dem Gedanken zu thun, welcher aus diesen Titelworten sprach?

Die Antwort, welche der nunmehr erschienene Roman darauf bietet, ist eine sehr einfache, wenn sie auch all denen, die mit der Manier des berühmten Realisten vertraut geworden, unerwartet kommen mag. Zola ist diesmal eben von seiner gewohnten Compositionsmethode abgewichen oder er hat darin vielmehr einen Schritt nach vorwärts versucht. Sein Roman sollte das Eisenbahnleben, und nichts als dieses wiedergeben wie ein früheres seiner Werke das Arbeiterleben, andere wieder das Künstlerleben, das Bauernleben schilderten. Hat nun Zola es diesmal stärker als sonst empfunden, daß es neben all diesen mannigfachen Lebensbildern noch ein anderes giebt, welches sie alle zusammenfaßt und sich dennoch nicht stückweise aus ihnen zusammensetzen läßt, das Leben überhaupt, das nackte Menschenleben ohne Bauernkittel oder Arbeiterblouse, — hat der Sittenmaler par excellence es einmal deutlich gefühlt, daß es noch etwas Anderes zu malen gebe außer den Sitten, — oder schien ihm bloß der erwählte Stoff zu klein, um den Rahmen eines großen Romans zu füllen, — genug, er wählte ein zweites Thema neben jenem ersten; neben den lange gehegten Lieblingsplan eines „Eisenbahnromans" trat der allgemeine Gedanke, den der Titel seines neuen Werkes ausspricht.

„Die Bestie im Menschen"! Bei einem Roman Zolas kann uns ein solcher Titel nicht überraschen. Hat doch der Hohepriester des französischen Realismus uns bisher in seinen zahlreichen Werken nur zu oft das Thier im Menschen gezeigt, — das Thier im Allgemeinen, welches frißt, Junge zeugt, und sie in die Welt setzt, — manchmal auch, und mit unverkennbarer Vorliebe, jenes besondere unsaubere Thierchen, welches nach befriedigtem Hunger sein Ruheplätzchen gerne in einer Pfütze sucht. Diesmal jedoch hat Zola einen andern Griff ins Thierreich gethan. Er führt uns die wilde Bestie vor, welche im Menschen schlummern soll, das blutdürstige Raubthier, welches tödtet und zerfleischt, weil seine Natur es dazu treibt. „Es giebt einen Mordtrieb im Menschen, den alle Civilisation nicht zu bannen vermochte". Das ist der Gedanke, den das Zola'sche Werk durchführen will.

Originalität ist diesem Gedanken jedenfalls nicht abzusprechen. Aber er gehört nicht zu jenen, welche uns sofort überzeugen, wenn wir sie mit klaren Worten ausgesprochen hören. Mit ungläubigem Kopfschütteln wenden wir uns erwartungsvoll dem Werke zu, welches den Beweis für die kühne Behauptung erbringen will.

Mit diesem Beweise ist es nun dem großen Romancier eigenthümlich ergangen. Die Arbeitsmethode Zolas ist aus den zahlreichen Indiscretionen seiner Freunde und Jünger seit Langem ziemlich genau bekannt. Gründlichkeit ist der oberste Grundsatz

dieser Methode, welche von den rückhaltslosen Bewunderern des berühmten Realisten längst als die allein seligmachende erklärt worden ist. Ein Berg von Notizen liegt vor Zola, wenn er daran geht, einen neuen Roman zu schreiben, und diese Notizen selbst sind es, welche später den Roman bilden. Da giebt es Ausschnitte aus Zeitungen, Auszüge aus wissenschaftlichen Werken, Aufzeichnungen über eigene Beobachtungen, Worte aus belauschten Gesprächen, Beschreibungen von gesehenen Landschaften. Alles wird sorgfältig geordnet, und vertheilt, und Alles muß in den Roman hinein, damit das Bild des darin geschilderten Milieus vollständig werde. Diese erprobte Methode arbeitet unter der leitenden Hand des Meisters wie ein gewaltiger Mechanismus und bringt jene großen Gesellschaftsbilder zu Stande, welche wir aus Zolas bisherigen Werken kennen. Aber sie ist auch nicht immer brauchbar — und dies hat Zola in seinem jüngsten Werke übersehen.

Als der große Romancier sich diesmal daran machte, einen Roman zu schreiben, der zu gleicher Zeit das Eisenbahnleben und den Mordtrieb im Menschen behandeln sollte, da mag er seine Notizen nach seiner Art vorher hübsch systematisch in zwei Haufen geordnet haben, — ein Haufe für die Eisenbahnen, der zweite für die „Bestialität“. Und der Inhalt des letzteren war leider eben so gründlich wie jener des ersten, und Alles daraus ist in den Roman übergegangen. So kommt es, daß Alles, was in diesem Roman geschieht, nur Mord ist oder darauf abzielt. Die versprochene „Geburt im Waggon“ ist ausgeblieben, und zum Ersatze dafür erhalten wir — drei Morde, welche im Mittelpunkte der Handlung stehen, abgesehen von mehreren nebensächlichen Morden, die nur zur Ausschmückung dienen. Blutige Morde, Giftmorde — eine ganze Musterkarte von Mordarten wird vor uns aufgerollt. Und damit es in keiner Beziehung an Gründlichkeit fehle, werden auch alle möglichen Motive des Mordes erschöpft: Mord aus Habgier, Mord aus Rache, Mord aus Eifersucht — an Vollständigkeit läßt die Zusammenstellung nichts zu wünschen übrig. Die Krone des Ganzen bildet der Mord ohne jedes Motiv, der Mord pur et simple, aus krankhafter Lust am Tödten, und zur Verkörperung dieses schönen Gedankens wurde naturgemäß die Hauptfigur des Romans erwählt.

So finden wir, seltsam genug, den Mord nach derselben Methode geschildert, welche Zola sonst bei der Beschreibung einer Gesellschaftsklasse anwendet. Das tiefgreifende psychologische Thema von jenem unheimlichen Instincte, der den Menschen zur Blutthat treiben soll, wird mit plumpster Aeußerlichkeit behandelt, und begreiflicherweise vermag uns die Mordtabelle, welche der Roman bietet, nicht von der Wahrheit des Gedankens zu überzeugen, der in seinem Titel ausgesprochen wird.

Aber ein anderes bedauernswerthes Resultat hat sich daraus ergeben. Der „Eisenbahnroman“, welcher in Zolas Werke gleichzeitig enthalten ist, hat durch den fremden Gedanken, welcher zum ursprünglichen Lieblingsplan des Autors hinzutrat, an seiner empfindlichsten Stelle Schaden gelitten. Dieser empfindlichste Theil war seit jeher bei allen Werken des Romanciers nichts Anderes als die Handlung, die Fabel des Romans. Der bekannte italienische Schriftsteller Edmondo de Amicis erzählt uns in seinen „Erinnerungen aus Paris und London“, wie Zola bei dem Aufbau eines jeden Romans vorgeht.

„Ich kann keine Handlungen erfinden,“ so äußerte sich der Romancier zu seinem Besucher, „diese Art der Einbildungskraft fehlt mir vollständig. Wenn ich mich an meinen Arbeitstisch setze, um irgend eine Intrigue, ein Gewebe für meinen Roman zu suchen, so sitze ich tagelang da, zerbreche mir den Kopf und finde nichts. Darum habe ich mich ein für alle Mal entschlossen, mich niemals um die Handlung zu kümmern. Ich lasse meinen Roman von selbst entstehen und beginne an ihm zu arbeiten ohne noch genau zu wissen, was darin geschehen soll.“

Diese eigenthümliche Methode hat Zola vielfach mit großem Glücke dort angewendet, wo er das alltägliche Leben zu schildern unternahm. Je sorgloser er dort die

Digitized by Google

Ereignisse häufte und verband, desto natürlicher war die Wirkung. Hier hat ihn sein bewährtes Mittel im Stiche gelassen. Nur mit dem größten Aufwande an künstlerisch bildender Phantasie war es möglich dem blutigen Stoffe, den er zu behandeln unternahm, ein harmonisches Bild abzuringen. Statt eines solchen bietet uns die Handlung des Zola'schen Werkes ein formloses Gewirr, ähnlich jenen buntbeklecksten Bilderbogen, welche den Inhalt einer Schauerballade begleiten.

Roubaud, Sous-Chef der Eisenbahnstation Havre, ist im Auftrag seiner Vorgesetzten nach Paris gekommen. Bei dieser amtlichen Reise begleitet ihn seine junge Frau Séverine, um ihre Toiletteneinkäufe zu besorgen. Ein Gespräch zwischen Beiden führt zu einer fatalen Entdeckung. Séverine ist als Mädchen von ihrem Vormund, dem Gerichtspräsidenten Grandmorin, einem alten Wüstling, verführt worden. Ein unbewachtes Wort verräth dies jetzt ihrem Manne, und der unwillkürlichen Andeutung folgt bald, durch die brutalen Mißhandlungen Roubauds erzwungen, ein volles Geständniß. Roubaud kennt jetzt nur ein Mittel, seine befleckte Ehre reinzuwaschen: der Verführer muß seine Schandthat mit dem Tode büßen, und damit die Rache vollständig sei, soll Séverine selbst am Morde theilnehmen. Ein Brief der jungen Frau bringt den Präsidenten Grandmorin in denselben Zug, mit welchem das Ehepaar bei Nacht nach Havre zurückkehrt und in derselben Nacht wird sein verstümmelter Leichnam neben dem Bahngeleise gefunden.

Die Untersuchung wird eingeleitet. Trotz aller Geschicklichkeit, mit der es Roubaud gelungen, die Spuren seiner Thäterschaft fast gänzlich zu verwischen, wendet sich doch bald der Verdacht des Untersuchungsrichters wider ihn, als dieser plötzlich von höherer Seite einen Wink erhält, die dunkle Angelegenheit fallen zu lassen. Wir befinden uns nämlich, wie in allen Rougon-Macquart-Romanen, in den letzten Zeiten des Kaiserthums, und die allgemeine Erbitterung wider den Hof greift begierig nach jedem Anlasse, sich Luft zu machen. Der Ermordete stand mit den Tuilerien in enger Verbindung, und es ist zu erwarten, daß die Skandalgeschichten aus seinem Leben, welche nun in die Oeffentlichkeit dringen müßten, in den Händen der regierungsfeindlichen Presse zu einer gefährlichen Waffe werden könnten. So zieht man es denn vor, die Ursachen des geheimnißvollen Verbrechens in ihrem Dunkel zu lassen; Roubaud und Séverine sind gerettet.

Aber es giebt eine Person, deren Aussage ihnen in jedem Augenblick Verderben bringen kann. Der junge Eisenbahnmaschinist Jacques Lantier hat die Blutthat gesehen und die Thäter wiedererkannt. Aber Jacques wird nicht sprechen. Sein Schweigen entspringt dem seltsamsten aller Gründe: er hat Mitleid mit den Mördern, weil er sich selbst zum Mörder bestimmt fühlt. Ein dunkler Trieb in seinem Innern, gegen den er seit früher Jugend verzweifelt ankämpft, hat ihm oft schon das Messer in die Hand gedrückt, — ein Augenblick noch und er hätte gemordet. Und wen gemordet? Frauen, die er liebt, die er begehrenswerth findet, und deren Anblick in ihm mit entsetzlicher Gewalt immer wieder jenen geheimnißvollen Blutdurst erwachen läßt, der wie ein thierischer Instinct in ihm seines Ausbruchs harrt. Das ist Wahnsinn, er weiß es wohl, und die Gründe, die diesen Wahnsinn in sein Blut gepflanzt, kennt er so genau wie ein Professor der Pathologie. Er ist aus der Familie Rougon, in welcher die Störungen des Gemüths sich fortpflanzen: seine Mutter Gervaise, die unglückliche Heldin des „Assomoir", hat ihn zur Welt gebracht, als sie noch kaum im unreifen Alter von fünfzehn Jahren stand, und er muß nun diesen doppelten Fluch tragen, wie sein Bruder Claude, der Künstler, dessen tragisches Schicksal wir schon aus dem „Oeuvre" kennen. Er könnte sich allerdings zu seinem Troste sagen, daß seine Schwester, die berüchtigte Nana, lebenslustigen Angedenkens, niemals sonderlich von Geistesstörungen behelligt wurde, aber — wir nehmen es ihm nicht übel, daß er nicht an Nana denken mag.

Jacques Lantier wird die Mörder des Präsidenten Grandmorin nicht anklagen.

Digitized by Google

Zum Mitleid, zur geheimen Sympathie, die ihn daran hindert, gesellt sich bald ein mächtigerer Grund: er liebt Séverine. Nicht lange dauert es und er hat ihre Gegenliebe gewonnen, und die Beiden sind hinter dem Rücken des betrogenen Ehemannes auf das Schönste vereint. Die Sache ändert sich nicht, als Roubaud um das Verhältniß erfährt. Dieser Mann, welcher früher nicht gezögert hat, den Makel auf der Ehre seiner Frau mit dem Blute ihres Verführers reinzuwaschen, vermag jetzt nicht dem offenen Ehebruche in seinem Hause entgegenzutreten. Das Bewußtsein seines Verbrechens hat ihm allmählich jeden moralischen Halt geraubt, und er hat nicht einmal die Kraft mehr, eifersüchtig zu sein.

Aber eine andere Eifersucht ist es, welche das Glück der beiden Liebenden mit feindlichen Augen verfolgt. In einem der kleinen einsamen Wächterhäuschen, welche auf der Bahnstrecke zwischen Havre und Paris liegen, wohnt der Wächter Misard mit seiner Frau Phasie und seiner Tochter, der schönen Flora. Auch hier, fern von aller Welt, vollzieht sich das, was alle Personen des Werkes zu jeder Zeit zu beschäftigen scheint: es wird gemordet. Misard vergiftet seine Frau, um in den Besitz des Geldes zu kommen, welches sie vor ihm verbirgt, einer Erbschaft von tausend Francs, die sie vergraben hat, um sie ihm zu entziehen. Flora hat keine Augen für die düstere That, welche an ihrer Seite geschieht. Das junge Mädchen liebt Jacques, den sie seit ihrer Kindheit kennt. Sie weiß, daß ihre Liebe unerwidert bleibt und kennt ihre glückliche Nebenbuhlerin. Einmal in der Woche bringt der Zug, welcher an ihrem Hause vorübereilt und dessen Maschine Jacques führt, Séverinen vorbei, welche in Paris an der Seite ihres Geliebten einige ungestörte Stunden verbringen will. Dieser Anblick treibt Flora zur verzweifelten That, und diese That ist, wie zu erwarten war, wieder nichts Anderes als — Mord. Da sie das Glück der Liebenden nicht zu stören vermag, so sollen sie beide sterben. Flora wählt ein kräftiges Mittel für ihre Absicht. Als der Zug, welcher Jacques und Séverinen trägt, heranbraust, zerrt sie einen mit Steinen beladenen Wagen, dem fünf Pferde vorgespannt sind, auf das Bahngeleise. Die furchtbare Katastrophe, die nun folgt, wird uns mit höchster Meisterschaft der Schilderung vorgeführt, und als sie vorbei ist, erfahren wir, daß sie eigentlich auch keinen anderen Zweck hatte, als — beschrieben zu werden. Jacques und Séverine sind dem allgemeinen Unglück, welches viele Menschenleben kostete, entronnen, und die getäuschte Flora sucht ihren Tod auf „stilgemäße“ Art, indem sie sich unter die Räder des nächsten Zuges wirft.

Jacques, welcher eine unbedeutende Verletzung erlitten, wird in ein nahes Landhaus gebracht, welches den Roubauds gehört. Dort pflegt ihn Séverine, und sobald er genesen, beschäftigen sich die Beiden wieder mit — Mordplänen. Diesmal soll Roubaud aus dem Leben geschafft werden, damit die Liebenden sich vor der Welt für immer vereinigen können. Das Gefühl Jacques' sträubt sich gegen diese kalt berechnete Mordthat. Umsonst führt er vor sich selber alle möglichen Vernunftgründe dafür an. Der junge Maschinist raisonnirt, als hätte er sich zeitlebens mit Darwinismus beschäftigt, überdies Dostojewskis „Raskolnikow“ gelesen und — Beides schlecht verstanden. „Diesen Menschen zu tödten, mein Gott! hatte er das Recht dazu? — — Er mußte es sich erst beweisen, dieses Recht zu morden, das Recht des Starken gegenüber dem Schwachen, welcher ihm hinderlich ist und von ihm vernichtet wird. In uralten Zeiten, als die Menschen in der Wildniß hausten, wie Wölfe, gehörte da das begehrte Weib nicht demjenigen aus dem Haufen, welcher es sich mit dem Blute seiner Nebenbuhler errang? Wohlan denn, wenn das Gesetz des Lebens so lautet, so mußte man ihm gehorchen, ohne aller selbsterfundenen Skrupel zu achten!“ Aber diese schöne Schlußreihe wird hinfällig, sobald die Blutthat mit all ihren Schrecken vor Jacques aufsteigt. „Nein, nein! er konnte diesen Mann nicht tödten. Das schien ihm ungeheuerlich, unausführbar, unmöglich. Das civilisirte Wesen in ihm empörte sich dagegen, aller Einfluß der Erziehung, die unzerstörbare Kraft ererbter Anschau-

ungen kam zur Geltung. Man darf nicht tödten, — das hatte er mit der Muttermilch eingesogen und Geschlechter hatten es von Geschlechtern überkommen. Kühle Ueberlegung allein führt nicht zum Morde, es bedarf des Hungers oder des Instinctes dazu — — Jenes Recht zu tödten, er fand es nicht in sich, und all sein Denken vermochte es ihm nicht zu geben."

In diesem Widerstreite der Gefühle und Gedanken siegen einige Küsse Séverinens und weibliche Ueberredungskunst. Dem Drängen seiner Geliebten vermag Jacques nicht zu widerstehen und er entschließt sich endlich zum Morde. Roubaud wird durch einen Brief seiner Frau von seiner Station ins einsame Landhaus berufen, wo die Beiden zur Nachtzeit sein Kommen erwarten. Aber während er ahnungslos seinem Tode entgegengeht, spielt sich zwischen jenen das Furchtbarste ab, dem die erschreckte Phantasie des Lesers seit Langem entgegenharrt. Jacques hat bisher mit dem Aufgebote aller Kraft gegen jenen wahnsinnigen Mordtrieb angekämpft, der ihn in Séverinens Nähe stets erfaßt; jetzt, wo sie in der Nachtstille vor ihm steht, alle Reize der Verführung entfaltend, um ihn in seiner blutigen Absicht nicht erlahmen zu lassen, erwacht es übermächtig in ihm — er vermag nicht zu widerstehen und stößt ihr das Messer, womit er ihrem Manne den Tod geben sollte, in die Brust.

Ist es der blutdürstige Instinct, welcher in dieser Schreckensthat gesiegt hat, jener Naturtrieb, welcher das Raubthier zwingt zu tödten und zu zerfleischen und welcher durch alle Hüllen der Civilisation im Menschen hindurchbricht — ist es endlich die „Bestie im Menschen", welche hier ihre Bande zerreißt? Unstreitig ist dies die Ansicht Zolas, und nicht ohne Grund hat er Jacques Lantier zum Helden seines Werkes erwählt, nicht ohne Grund hat er ihn kurz vorher jenen schweren Gedankenkampf bestehen lassen, in welchem die natürliche Scheu vor der Blutthat siegreich blieb, um ihn schließlich seinem geheimnißvollen Mordtrieb unterliegen zu lassen.

Aber nirgends ist auch der seltsame Irrweg, auf welchem sich das Werk Zolas befindet, klarer als an dieser Stelle. Jacques Lantier ist kein Mörder aus Instinct: was ihn zum Morde treibt, ist Wahnsinn, eine Geistesabnormität, welche der Wissenschaft wohl bekannt ist, jene krankhafte Ausartung des Geschlechtstriebes, welche in der Vernichtung des geliebten Wesens ihre Befriedigung sucht. Instinct ist Gesundheit und Wahnsinn Krankheit, und die Phantasie eines Romanschriftstellers vermag die Kluft nicht zu überbrücken, welche zwischen beiden liegt.

Nach seiner entsetzlichen That entflieht Jacques und wie Roubaud nach seinem Verbrechen, so verfällt auch er nunmehr, von der düsteren Erinnerung gepeinigt, der langsamen inneren Auflösung. Aber es ist begreiflich, daß all die Schrecken des Romans nicht diesen harmlosen Abschluß finden können. Der Verdacht des Mordes an Séverine wendet sich wider Roubaud, der bei ihrer Leiche gefunden wird; er gesteht vor dem Gerichte sein früheres Verbrechen und wird auf Lebenszeit zu Zwangsarbeit verurtheilt. Nun muß noch für den Helden des Werks in entsprechender Weise gesorgt werden. Der Krieg gegen Deutschland ist erklärt worden, und Jacques führt als Maschinist die Locomotive eines Eisenbahnzuges, der, mit Soldaten gefüllt, der Grenze zudampft. Ein erbitterter Wortwechsel entspinnt sich zwischen ihm und dem Heizer Pecqueux, dem er seine Geliebte abwendig gemacht hat; von den Worten kommt es zur That, und in grimmigem Kampfe in einander verschlungen, stürzen die Beiden von der Plattform der Maschine hinab, unter die Räder des Zuges, der sie zermalmt.

Der Eisenbahnzug, seines Maschinisten und Heizers beraubt, braust ohne lenkende Hand unaufhaltsam dahin, an den Stationen vorbei, wo man ihm entsetzt nachblickt und nichts zu thun vermag, als die telegraphische Kunde von seinem Kommen mit banger Ahnung nach allen Seiten vorauszusenden, immer weiter in die dunkle Nacht hinein, wie ein eisernes Gespenst. Es ist das ganze Leben Frankreichs in jener verhängnißvollen Zeit, welches die Schlußworte dieses mächtigen Bildes symbolisch zu sammenfassen:

„Was lag an den Opfern, welche die Maschine auf ihrem Wege zermalmte! Eilte sie doch der Zukunft zu, unbekümmert um alles Blut, das sie vergoß! Ohne Führer, von Finsterniß umgeben, wie eine losgelassene Bestie brauste und brauste sie weiter, mit jenem Menschenfleisch beladen, das sie den Kanonen zuführte, mit jenen Soldaten, die, müde und betrunken, Lieder in die Nacht hinausbrüllten."

Die Handlung des Werkes ist nun erschöpft, da Niemand zurückgeblieben ist, der noch morden oder gemordet werden könnte. Nach all dem Blutvergießen fragen wir erstaunt, was diese Gräuel eigentlich mit dem Eisenbahnleben zu thun haben, welches uns zugleich geschildert wird. Es wäre vergeblich, nach einem inneren Zusammenhange zu suchen, obwohl Zola es offenbar manchmal versucht hat, ihn herzustellen. Der armen Bahnwächtersfrau Phasie, welche ihr Leben entschwinden fühlt und vom Krankenlager in der Nacht die Lichter des Eisenbahnzuges an den Fenstern ihres einsamen Hauses vorübereilen sieht, sind die Worte in den Mund gelegt worden, welche den düsteren Grundgedanken des Werkes wiedergeben:

„O! es ist eine schöne Erfindung, dagegen läßt sich nichts sagen. Man kommt schneller vorwärts, man ist klüger geworden. Aber die wilden Thiere sind wilde Thiere geblieben, und man mag noch bessere Maschinen erfinden, es wird stets wilde Thiere darin geben."

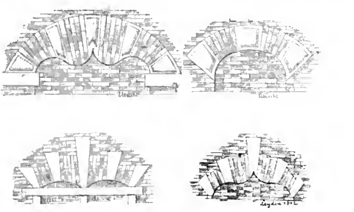
Die Eisenbahn als Symbol des menschlichen Fortschritts, der Mord als das ewig Thierische im Menschen — das ist eine künstliche Antithese, aber keine natürliche Verbindung zwischen den beiden Theilen des Werkes, welche einander fremd bleiben.

Dem berühmten realistischen Romancier ist hier in der That etwas Eigenthümliches widerfahren. Er ist selbst jenem Principe untreu geworden, welches er so oft und nur zu oft mit der Miene eines Entdeckers der Welt als obersten Grundsatz einer neuen Kunstrichtung verkündet hat, dem vielbesprochenen Satze, daß ein Schriftsteller die Personen seines Werkes stets durch ihre Umgebung, durch das „Milieu", in dem sie leben, erklären muß. Ein blutdürstiges Eisenbahnpersonal! Das hat Zola nicht dem Leben nachgebildet.

Und dennoch, ungeachtet all seiner zahlreichen Mängel und Widersprüche, bleibt dieses neueste Werk des französischen Realismus eine mächtige literarische Erscheinung. Mag auch sein aufdringlicher Pessimismus oft unseren Widerspruch herausfordern, — wo er zurücktritt, kommt jene hohe Meisterschaft der Schilderung zur Geltung, welcher wir in Zolas Sittengemälden stets begegnen. Es ist keine bezwingende Weltanschauung, welche uns daraus entgegentritt, aber es ist jedenfalls ein Stück Welt.

FINIS

nur einigermaßen kennt, der weiß, daß für solch eine Darstellung, wollte sie nicht an verschiedenen Stellen erhebliche Lücken aufweisen, eine große Summe selbständiger Vorarbeit unerläßlich war. Der Verfasser hat diese Bedingung durch wiederholten längeren Aufenthalt in Holland erfüllt; wie die Inventarisatoren der preußischen Kunstdenkmäler in den preußischen Provinzen ist Dr. Galland in allen Theilen Hollands herumgereist, um die erhaltenen Kunstdenkmäler an Ort und Stelle zu studiren. Daneben hat er Archive und Bibliotheken eifrig durchforscht, so daß er nicht nur im Stande war, falsche Angaben über die Biographien holländischer Meister zu berichtigen, manche Irrthümer über die Urheberschaft der verschiedensten Kunstdenkmäler zu beheben, sondern auch eine stattliche Anzahl von Bauwerken, welche der Zeit zum Opfer gefallen sind, durch Reconstruction für die kunstgeschichtliche Betrachtung und Würdigung wiederzugewinnen. Der Natur der Sache nach verweilen wir mit dem kundigen Autor am längsten in den altberühmten Hauptstädten des Landes, in Amsterdam, Haarlem und Leyden; aber der Verfasser führt uns, wie dies schon vorhin angedeutet wurde, überall



Bogenformen aus Leyden und Utrecht.

hin, wo nur irgendwie bemerkenswerthe Zeugen einer schaffenslustigen, künstlerischen Thätigkeit zu uns reden. Die frische, plastische, von scholastischer Gelehrtthuerei freie Darstellungsweise des Buches läßt das Studium desselben jedem Gebildeten als einen hohen Genuß erscheinen, ungeachtet dessen, daß der Fachmann sich auf jeder Seite über die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der Behandlung des Themas wie über die Besonnenheit und Sicherheit des Urtheils des Verfassers herzlich freuen darf. Mit besonderer Sorgfalt hat der Verfasser den Fäden nachgespürt, welche der Einfluß der berühmtesten holländischen Meister nach anderen Ländern, zumal nach Deutschland hin, gesponnen hat. Die großen Meister, wie Colyn de Nole, H. Vredeman de Vries, Cornelis Bloemart, Lieven de Key, Hendrik de Keyzer, J. van Kampen, A. Quellinus, R. Verhulst, die zum Theil von Galland zum ersten Male ihre richtige Stellung innerhalb der holländischen und der internationalen Kunstgeschichte angewiesen erhalten haben, bilden eine feste Phalanx von hervorragenden Spitzen in der Entwicklung der holländischen Kunst, um welche sich die große Schaar anderer verdienter Künstler leicht gruppiren läßt. Wir können der vielen Vorzüge der in vielen Beziehungen grundlegenden Arbeit Dr. Gallands nicht gedenken, ohne der überaus geschickten und dankenswerthen Auswahl des dem Buche beigegebenen Anschauungsmaterials warmes Lob zu spenden, das zu einem erheblichen Theile überhaupt zum ersten Male durch Drucklegung den Freunden der holländischen Baukunst zugänglich gemacht wird. Die nebenstehend wiedergegebenen Proben lassen die saubere technische Ausführung der Illustrationen erkennen. So ist das Galland'sche Werk nach jeder Richtung hin eine Zierde der neueren deutschen Kunstliteratur. * * *

Digitized by Google

Ueber das Studium der Naturformen an kunstgewerblichen Schulen. Von M. Meurer.

Berlin, E. Wasmuth.

In künstlerischen und kunstfreundlichen Kreisen verdient diese kürzlich erschienene gedankenreiche Schrift nachhaltige Beachtung. Der Verfasser geht von einer Schilderung des heutigen kunstgewerblichen Schaffens aus, in welchem er mit Recht fast ausschließlich einen eklektischen Grundzug erkennt. Er verschweigt nicht die schweren Bedenken gegen „den beständigen Stilwechsel unserer modernen Zeit, das Herumprobiren mit den künstlerischen Ausdrucksmitteln aller Zeiten und Völker, die ungesunde Hast und Unersättlichkeit der Mode." Da unsere fieberhaft pulsirende Zeit mit ihren rasch wechselnden Anforderungen ein ebenso rasches Schaffen des Kunsthandwerkers verlange, so bleibe dem Erfinder keine Zeit, seine Phantasie erst durch die Natur für eigenartige Formengebung zu befruchten, und er greife nach dem bequemeren Mittel, seine Schöpfung nach vorhandenen, schon stilisirten und conventionell gültigen Formen auszumünzen. Diesem Zweck kommen nun die vorhandenen und stets noch neu begründeten kunstgewerblichen Museen entgegen, allein sie leiden vielfach durch ein Vorwiegen der historisch-stilistischen und der antiquarischen Seite, und diese Richtung hat sich so allgemein verbreitet, daß sie auch in Privatkreisen als Alterthümelei auftritt, „die schon so weit in Haus und Heim gedrungen ist, daß unsere Zimmer häufig zu unbequemen Trödelbuden geworden sind". Damit hängt denn die „kritische Herausgabe unzähliger Sammelwerke" zusammen, welche meistentheils nur „Eselsbrücken zur Erfindung des Tagesbedarfs sind, die der Selbständigkeit des Denkens den größten Nachtheil zufügen". Mit Recht rügt der Verfasser die gedankenlose Benutzung solcher Vorlagen, aus welcher die krankhafte Sucht hervorgegangen, ist durch Ueberladung mit ornamentalen Zuthaten den Eindruck des Werkes zu steigern.

Als Heilmittel gegen das schablonenmäßige Walten einer äußerlichen Routine empfiehlt der Verfasser eindringlich das Studium der Naturformen, welches allein nach einem Ausspruch Sempers „das unmittelbar anschauende Denken", die unentbehrliche Grundlage alles wahren künstlerischen Schaffens, zu fördern vermag. Dies Naturstudium ist aber nicht in der oberflächlichen Art gemeint, daß man die Natur ohne Weiteres für einen bestimmten praktischen Zweck auszunützen habe, wie denn das glücklich citirte Wort Violet le Duc's zu beherzigen bleibt: „La nature n'est pas comme les gents qui font faire teur portrait, elle ne pose pas, elle a d'autre besogne sur les bras; vielmehr sollen die Naturformen in ihrer allgemeinen Gesetzmäßigkeit erkannt und dargelegt werden, um den Schülern den Einblick in ihr organisches Weben und Wirken zu eröffnen, sodann aber ihnen an klassischen Kunstwerken zu zeigen, wie die Naturformen für den bestimmten kunstgewerblichen Zweck aufzufassen, umzugestalten, zu stilisiren sind. Es würde uns hier zu weit führen, die Fülle feiner Beobachtungen und treffender Bemerkungen, mit denen der Verfasser das Thema weiter ausführt, genauer wiederzugeben. Jeder Künstler und Kunstfreund wird mit wahrem Vergnügen dieser Darstellung folgen und von der Wärme der Ueberzeugung, mit welcher der Verfasser diese hochwichtige Frage erörtert, sich lebhaft angeregt fühlen. Als nothwendig werden mit Recht geeignete Vorbildersammlungen empfohlen, welche den Weg weiter zu verfolgen haben, auf dem schon Karl Bötticher und Jacobsthal vorangegangen sind. Die speciellen Vorschläge zur Verwirklichung seiner durchaus gesunden und richtigen Ideen haben wir hier nicht weiter zu erörtern; die größte Schwierigkeit wird darin liegen, die genialen „Künstler-Lehrer" zu finden, welche im Stande sind einen solchen Unterricht zu ertheilen. Allein wenn an entscheidender Stelle die richtige Einsicht und der gute Wille herrschen, so werden sich alle diese Hindernisse wohl besiegen lassen. Daß schließlich unser Kunsthandwerk daraus den größten Gewinn schöpfen würde, kann keinem Zweifel unterliegen. W. Lübke.

Bibliographische Notizen.

Ueber die Einführung der Volkswirthschaftslehre in den öffentlichen Volksschulunterricht. Von Jende. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 57): Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G.

Die sehr beachtenswerthe Schrift wird manchen Gegner bekehren; denn sie weist

nicht nur nach, daß es nothwendig ist, die Jugend zum Verständniß unserer staatlichen Einrichtungen zu bringen, sondern sie giebt auch die Wege an, auf denen dieses Ziel ohne Beeinträchtigung eines andern Lehrgegenstandes zu erreichen ist. Ja manche, wie Geschichte, Geographie, Rechnen, selbst Religion, würde durch die Verbindung mit der Volkswirthschaftslehre noch gewinnen. R. J.

Feldzugserinnerungen eines Fünfunddreißigers. Von H. Ehrenberg. Rathenow, Max Babenzien.

In der jüngsten Zeit haben sich die Veröffentlichungen von Tagebüchern aus den letzten Kriegen sehr vermehrt. Da nun viele Kämpfer im Großen und Ganzen dasselbe durchgemacht haben, so bekommt diese Literatur leicht etwas Einförmiges, und es wäre daher zu wünschen, daß die Verfasser sich zuerst fragten, ob sie wirklich etwas Besonderes zu berichten haben, oder ob sie die Kunst der Erzählung in ungewöhnlichem Maße besitzen. Beide Fragen wären nach unserer Meinung bei dem vorliegenden Buche zu verneinen. R. J.

Die Leute aus dem Walde. Roman von Wilhelm Raabe. Zweite durchgesehene Auflage. Braunschweig, George Westermann.

Der soeben in zweiten Auflage erschienene Roman besitzt wie alle Werke des Verfassers so viel von seiner Eigenart, daß wir dieselbe hier nur andeutungsweise streifen können; sie läßt sich mit wenigen Worten nicht erschöpfen. Die eigentliche Fabel — das Schicksal der Leute aus dem Winzelwalde — ist wie fast immer bei Raabe so dürftig, daß sie sich beinah der Wiedergabe entzieht. Das Wesentliche bei ihm ist die Kleinmalerei und die ganz subjective Art, Welt und Menschen zu sehen; alle seine Helden und Heldinnen sind Originale, die mit den Augen des Verfassers anzusehen wir uns gewöhnen müssen, um sie am Ende lieb zu gewinnen. Raabe schöpft so sehr aus der Fülle, daß sein Gedankenreichthum, sein Ueberfluß an Reflexionen uns zu erdrücken droht; er braucht denkende Leser, die nicht müde werden, und wer ihm treu bleibt, wird am Schlusse sich belohnt fühlen. Raabes Weltanschauung, obgleich pessimistisch, wird von einem wohlthuenden Humor freundlich erhellt; mit unseren Modernen hat er das gemeinsam, daß auch er mit Vorliebe die Mühseligen und Beladenen aufsucht — aber wie unterscheidet sich seine Darstellung menschlichen Elends von der kühlen Objectivität unserer jüngst deutschen Realisten! Bei ihm merkt man überall sein mitfühlendes Herz, und „modern" ist er schon deshalb nicht, weil ein romantischer Zug ihm anhaftet, der bisweilen so stark hervortritt, daß seine Schriften dadurch etwas dämmerhaft Unklares erhalten. — Ein eigenartiges Talent wie dasjenige Wilhelm Raabes bleibt, wie man seine Vorzüge und Schwächen auch beurtheilen mag, immer interessant, wenn auch nicht jedem Geschmacke gleich ansprechend. Mz.

Leichtlebiges Volk. Novellen von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Sehr leichtlebiges Volk, diese vier Novellen, welche weder durch ihre saloppe Sprache noch durch einen übertrieben burschikosen Ton noch endlich durch einen starken Zusatz von Frivolität die wahre, innere Lustigkeit und natürliche Grazie ersetzen können. Immerhin sind sie frisch und flott genug geschrieben, um über eine Stunde Eisenbahnfahrt und ähnliche Zustände erträglich hinwegzuhelfen. Sie spielen sämmtlich in Wien, der feschen Kaiserstadt: daß es aber daselbst Ton ist, Millionärstöchter am Kinn zu fassen, anständige Damen ohne Weiteres im Corridor abzuküssen und sich selbst in der Unterhaltung mit schmückenden Beiworten wie Lump und Esel zu belegen — das glauben wir dem Herrn Verfasser nicht.

Sch.

Im Bann der Aphrodite. Drei Novellen von F. Guitmüller. Altona und Leipzig, A. L. Reher.

Der Verfasser beherrscht die Form in hohem Grade und weiß durch gewandte und schwungvolle Sprache seinen im Grunde recht abgebrauchten Stoffen und Figuren einen gewissen Reiz zu verleihen. Ganz unangebracht aber ist das schwülstige Pathos, welches die meisten seiner Dialoge durchzieht und sie unnatürlich und ungenießbar macht. Sch.

Kopf und Herz. Roman von Th. Duimchen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Der Roman zerfällt in zwei Theile. Der erste spielt in Madrid — ganz formularmäßig mit einem Stiergefecht beginnend —, der zweite in Wiesbaden. Schon in jenem finden sich die beiden

Hauptschablonen, der überaus geistreiche Regierungsreferendar Dr Karl Schwarz und die überaus schöne Lubanerin Donna Manuela de Las Palmas, trennen sich aber ohne rechten Grund, um sich im zweiten Theil noch einmal auf sehr künstliche Weise zu vereinigen. Schließlich stellt es sich sogar heraus — damit uns keine von den üblichen Romanüberraschungen geschenkt werde — daß sie und fast alle anderen „zufällig“ zusammengekommenen Personen untereinander verwandt sind, natürlich unehelich. Karl, der inzwischen seinen Assessor gemacht hat, und Manuela entpuppen sich als Cousin und Cousine. Durch diese Verwicklung aber wird die Lectüre des Buches anstrengender, als es für die leichte Waare geziemend ist, zu der dasselbe nun einmal trotz der eingestreuten schönen und gebildeten Reden zweifellos zu rechnen ist.

Sch.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Baumgarten, J., Ostafrika, der Sudan und das Seeengebiet. Gotha, Fr. Andr. Perthes.

Behrmann, G., Eine Maienfahrt durch Griechenland. Hamburg, L. Gräfe.

David, J. J., Das Höfe-Recht. Eine Erzählung. Dresden, H. Minden.

Delbrück, H., Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Grossen. Mit einem Anhang über Thucydides und Kleon. Berlin, G. Reimer.

Ebner-Eschenbach, M. v., Unsühnbar. Erzählung. Berlin, Gebr. Paetel.

Fulda, L., Gedichte. Berlin, F. Fontane.

Gislesen, Henriette, und ihre Freunde. Ein Bild aus der norweg. Kirche. Herausgegeben von R. N. Gotha, Fr. Andr. Perthes.

Güssfeldt, P., Die Erziehung der deutschen Jugend. III. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Haidheim, L., Prinz Dino Adorno. Roman. Jena, H. Costenoble.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung. Illustr. von A. v. Roessler und H. Dietrichs. Liefrg. 6. 7. Hamburg, Verlags-Anstalt (vorm. J. F. Richter).

Hart, J., Homo sum! Ein neues Gedichtbuch. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Hausbibel, illustrirte. Herausg. von R. Pfleiderer. Heft 18—21. Stuttgart, Südd. Verlags-Institut.

Heigel, K. v., Der reine Thor. Roman. (Engelhorns Allgem. Roman-Bibl. 6. Jahrg. Band 15.) Stuttgart. J. Engelhorn.

Jacobsen, Fr., Nachtschatten. Drei Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Kinder-Gartenlaube. Band 8. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube.

Koeber, R., Repetitorium der Geschichte der Philosophie. Stuttgart, R. Conradi.

Lübke, W., Geschichte der deutschen Kunst von d. frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Lieferung 11—20 (Schluss.) Stuttgart, Ebner & Seubert.

Meinrad, A., Eine Fahrt in's Neue Deutschland. Kaiserslautern, A. Gotthold.

Moderne Dichtung. Monatsschrift und Literatur und Kritik. 1. Band. Heft 3. Brünn, M. Rohrer.

Mosapp, H., Karl Gerok. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit dem Bildnis Geroks. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Müller-Guttenbrunn, A., Das Wiener Theaterleben. Leipzig, O. Spamer.

Orzeszko, E., Mirtala. Roman a. d. ersten Jahrh. nach Christus. Autoris. Uebersetzung von M. Blumberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Perfall, A. v., Harte Herzen. Zwei Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Revue, Internationale, über die gesammten Armeen und Flotten. Herausg. von F. v. Witzleben-Wendelstein. Jahrg. VIII. Heft 2. Rathenow, M. Babenzien.

Riepenhausen-Crangen, K. von, Gesicherte Familienheimstätten im deutschen Reich. Leipzig, Duncker & Humblot.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Mit Illustr. Lieferung 9—11. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag von Alexander Dorn.

Sittard, J., Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Erster Band. 1458—1733. Stuttgart, W. Kohlhammer.

— Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrh. bis auf die Gegenwart. Altona, A. C. Reher.

Sommer, F., Auf der Wanderschaft. Gedichte. Berlin, Th. Thiele.

Spanier, J., Der „Papist“ Shakespeare im Hamlet. Trier, Paulinus-Druckerei.

Stadelmann, R., Aus der Regierungsthätigkeit Friedrichs des Grossen. Halle, O. Hendel.

Sybel, H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vierter Band. Dritte Auflage. München, R. Oldenbourg.

Tappert, W., Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie. Zweite verm. u. verb. Aufl. Leipzig, List & Francke.

Tegtmeyer, E., Die Blutsaat. Erzählung aus d. Reformationszeit. Jena, H. Costenoble.

Tolstoj, L., Die Kreutzersonate. Uebers. vom Bibliogr. Bureau zu Berlin. Mit einer Einleitung von Raphael Löwenfeld. Berlin, B. Behr's Buchh.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 2. Berlin, D. Reimer.

Volz, B., Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Erste Abtheilung. Leipzig, O. Spamer.

Warnow, Fr. Chauvinismus. Ein Zeitbild. Dresden, H. Minden.

Wilbrecht, C., Sonnenwende. Neue Dichtungen. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Zingeler, K. Th., die Hohenzollern in Rumänien. Bonn. E. Strauss.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Band 53. — Heft 159.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1890.

14. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LIII (April bis Juni 1890), wie auch zu den früheren Bänden I—LII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

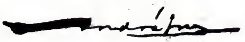
Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Digitized by Google

Digitized by Google





[illegible] anstalt von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIII. Band. — Juni 1890. — Heft 159.

(Mit einem Portrait in Radierung: Julius Andrássy.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Digitized by Google

Im Bunde der Dritte.

Novelle.

Von

Isolde Kurz.

— Florenz. —

(Schluß.)

Maria, Ihre reinen Augen werden auf dieser Beichte ruhen, und die Versuchung ist groß, mich besser zu schildern, als ich bin. Aber ich habe mir geschworen wahrhaftig zu sein, soweit es dem Menschen gegeben ist, über ein Gefühl, das einen so bitteren Stachel zurückließ, sich und Anderen die Wahrheit zu sagen. Sie würden es begreiflich finden, daß ich nichts als Empörung und Verachtung gegen diese Frau empfunden hätte, die in dämonischer Selbstsucht das schöne Band zerriß, daß ich ihr mit Abscheu den Rücken gewandt oder sie sogar dem gerechten Zorn ihres Gatten ausgeliefert hätte. Ach, ich zürnte ihr wohl, ich fühlte mich sogar in meinem männlichen Stolz beleidigt, daß sie mich in ihrer Sultanslaune ohne Achtung vor meinen Empfindungen zum Spielzeug ihrer Leidenschaft erkor, aber mit der Verachtung wollte es nicht glücken; denn so oft wir einem rücksichtslosen, Alles verzehrenden Egoismus begegnen, regt sich in uns eine Art Respect vor so elementarer Ganzheit, der mit dem moralischen Urtheil nichts zu thun hat. Und dann, wer, der vom Weibe geboren ist, hält ungestraft ein so bestrickendes Geschöpf in den Armen und hört aus seinem Munde die Betheuerung der süßesten Leidenschaft? Ich hatte etwas von dem Fieber in den Adern, um dessenwillen ich Konrad einst belächelt und gescholten hatte, nur war es tausendmal verdammenswerther, da es der Frau meines besten Freundes galt, und je wilder es in mir gährte, mit desto heftigeren Schmähungen überhäufte ich sie in meinem Innern. Ich klagte die Natur an, daß sie ein

Zauber, bis er mich losließ und bis Vernunft und Freundschaft wieder die Oberhand gewannen. Ich überlegte, wie ich mit möglichst geringem Schaden die Schlinge zerreißen könnte, ohne daß Konrad Verdacht schöpfte. Denn daß ich ihm die Augen nicht öffnen durfte, war mir klar: nicht nur die Rücksicht auf ihn selbst erheischte mein Schweigen, ich hielt mich auch durch die Ritterlichkeit gebunden, die ein Mann von Ehre nur in den äußersten Fällen verletzt. Ich kam mit mir selbst überein, noch seine Zurückkunft abzuwarten, ihm zu sagen: „Hier ist dein Eigenthum, das ich behütet habe," und dann mit dem ersten besten Vorwand fort auf Nimmerwiederkehr!

Gegen Morgen stieg ich über das Parkgitter und kehrte durch das immer offene Fenster in mein Schlafgemach zurück, wo ich bei grauendem Tageslicht die Spuren der durchwachten Nacht mit Schwamm und Bürste aus meiner Erscheinung zu tilgen bemüht war.

Um acht Uhr fand ich mich am Ufer ein, um Konrad in Empfang zu nehmen. Katja war nicht erschienen, und Centnerlasten fielen mir vom Herzen, als ich den schwarzen Koloß durch die reine Morgenkühle herbrausen sah. Aber Konrad war nicht unter den Passagieren, nur ein Münchner Künstler stieg aus, der seine Grüße brachte und versicherte, der Freund werde mit dem Vieruhr-Schiff kommen.

Der Tag zog sich endlos hin. Katja kam nicht zum Vorschein und der Diener sagte mir, daß sie ihren verletzten Fuß pflege. Ich trieb mich auf dem Wasser, an dem gegenüberliegenden Ufer umher, krank und verstört im Gemüth, unfähig zu jedem ernstlichen Thun oder Denken. Ich wartete nur mit glühender Sehnsucht auf Konrad wie auf meinen Retter, aber alles war gegen mich verschworen — der Freund blieb auch um vier Uhr aus.

Nun wurde meine Unruhe zur Seelenangst; um keinen Preis wollte ich weitere zwölf Stunden allein unter demselben Dach mit Katja verbringen. Ich schlich gegen Abend ungesehen in mein Zimmer zurück, setzte einen Brief an Konrad auf und gab darin für meine Abreise einen so unwahrscheinlichen Vorwand an, wie ihn nur die völlige Kopflosigkeit ersinnen kann. Dann suchte ich meine Habseligkeiten zusammen und packte meinen Koffer. Diese mechanische Beschäftigung that mir wohl und brachte wieder etwas Ordnung in mein Denken. Ich fing an mir die möglichen Folgen meiner Flucht auszumalen und mich zu fragen, inwieweit Katja die Erklärung, die ich Konrad für meine eilige Abreise gab, unterstützen würde. Dabei mußte ich mir allerdings gestehen, daß von diesem unbändigen Naturell Alles zu fürchten sei. Ich wollte ein paar Zeilen an sie hinterlassen, aber die Furcht, daß sie in fremde Hände fallen könnten, hielt mich ab. Ich hätte gewünscht, daß mich ein Wirbelwind von dannen trüge und mich jeder Entschuldigung überhöbe. Am Ende zerriß ich auch meinen Brief an Konrad wieder und beschloß, ohne Erklärung davonzugehen, meinem Verschwinden den Schein der Zufälligkeit zu geben, selbst auf die Gefahr hin, daß Konrad mich ver-

unglückt glaube, und erst von einem entfernten Ort aus meine Abschiedszeilen zu schreiben, in denen ich eine Begegnung, ein Abenteuer, irgend ein Ereigniß, das ich mir unterdessen ausdenken konnte, vorgeschützt hätte. Mochte er mich alsdann für unzuverlässig, lieblos, ja für halb verrückt halten, wenn nur der Friede seines Hauses gesichert war. Dieser Plan schien mir, je länger ich ihn überlegte, desto besser zu sein und ich sah mich schon zu Fuße nach der nächsten Bahnstation unterwegs. Um jeden Schein der Vorbereitung zu vermeiden, packte ich meinen Koffer wieder aus, steckte nur das Portefeuille mit Geld und Briefen zu mir und suchte das Zimmer möglichst in die alte Ordnung zu bringen.

Im Eifer meiner Beschäftigung überhörte ich ganz das Oeffnen der Thüre und fuhr erst auf, als Katjas Stimme sagte:

„Ich sollte böse auf Dich sein, Oskar, Du hast mich sehr vernachlässigt heute.“

Sie stand lächelnd auf der Schwelle in einem weißen Morgenkleid, das knapp wie ein Handschuh ihre reizende Gestalt umschloß und in einer langen Schleppe endigte. Ihr welliges Haar war gelöst und zurückgeworfen, und die schönen spangengeschmückten Arme blickten entblößt aus weit offenen Aermeln hervor — die ganze Erscheinung war größer und majestätischer als sonst.

Vor Bestürzung wagte ich sie kaum anzublicken, nur das Gefühl ihrer Nähe drang wieder wie ein starker, aus verschiedenen verwirrenden Düften gemischter Wohlgeruch auf mich ein.

Sie ließ mir auch keine Zeit zu antworten, denn der zerrissene Brief auf dem Tisch und der Koffer, den ich in die Mitte des Zimmers gerückt hatte, verriethen ihr mein Vorhaben.

Sie stieß einen stöhnenden Laut aus und rief vorwurfsvoll: „Warum denn, ach warum?“ Dann trat sie ein paar Schritte auf mich zu und wiederholte fast drohend: „Warum?“ — —

Ich faßte Alles zusammen, was an Besonnenheit, Kraft und Würde in mir lebte, um die Gefahr abzulenken, die mir über dem Haupte hing, ohne in ihrer Seele einen Stachel zu hinterlassen. Ich zeigte ihr den Brief, den ich eine halbe Stunde zuvor geschrieben hatte, ich lud — gegen mein besseres Bewußtsein — einen Theil der Schuld auf meine eigenen Schultern, indem ich mich anklagte, nicht den rechten Ton gegen sie gefunden zu haben, ich schwor ihr, daß meine Abreise keine Kränkung gegen sie sei und daß nur die Furcht, mit der Zeit mehr als eine Schwester in ihr zu sehen, mich treibe, wie ein Dieb aus dem Hause zu fliehen, in dem ich so glückliche Stunden verbracht hätte.

Sie unterbrach mich ungeduldig und sagte voll Selbstgefühl:

„Ich weiß ja, es ist um seinetwillen — Du brauchtest mir das nicht zu sagen.“

Plötzlich ging ein teuflischer Ausdruck über ihr Gesicht, sie stellte sich vor mich und stieß mit hartem Ton heraus:

„Aber es soll ihm nichts nützen — ich werde ihn hassen — und er wird sterben, denn er liebt mich."

Ich starrte sie an, sie war ganz verwandelt. Was man ihr von Civilisation angelernt hatte, in diesem Augenblick war es von ihr abgefallen, die echte, unverfälschte Tartarennatur brach hervor. Doch bereute sie gleich, sich in ihrer wahren Gestalt gezeigt zu haben, die aufgehobenen Arme, von denen die weißen Aermel weit zurückfielen, sanken herunter, die häßliche Spannung ihres Gesichtes löste sich und sie brach in Thränen aus.

„Auch ich werde sterben," setzte sie schluchzend hinzu, um den Eindruck ihrer Worte zu mildern. —

Maria, ich darf wohl sagen, daß ich nie ein schwacher Mensch gewesen bin und daß ich manchen Sturm habe an mir vorübertoben sehen, ohne nur mit der Wimper zu zucken, auch dem Zauber der Verführung konnte ich widerstehen, aber nie hat eine Frau vor mir geweint, ohne daß ich mich völlig wehr- und waffenlos fühlte. Schon als kleiner Junge, wenn meine Mutter sich außer Stande sah, mich zu bändigen, und am Ende in meiner Gegenwart in Thränen ausbrach, wurde ich geschmeidig wie ein Lamm. Diese Weichheit des Gemüths brachte mich auch jetzt in Gefahr, denn als das schöne verführerische Geschöpf nun weinend auf einen Stuhl sank, faßte mich die Rührung, daß ich am liebsten zu ihr geeilt wäre, ihre Hände ergriffen und sie getröstet hätte. Doch ich bezwang meine Aufwallung und hielt mich fern.

„Glauben Sie mir, Katja," sagte ich, (denn das kameradschaftliche Du wagte ich ihr nicht mehr zu geben) „er ist Ihrer Liebe viel, viel würdiger als ich, nie würde ich für Sie gethan haben, was er that." —

„Was liegt daran?" rief sie mit ihrem slavischen Accent, der seit lange in meinem Ohr etwas Berauschendes gewonnen hatte. „Das Wenige, was Du thätest, wäre mehr, viel mehr für mich. Du warst es, der mich vom ersten Augenblick anzog. Hättest Du Dich damals mir genähert, so wäre Alles gut." —

„Und wie lange würde es dauern?" sagte ich mit einem Ton, der streng sein sollte, aber nur gebrochen aus meiner Kehle kam.

Ich fühlte sofort, daß ich einen Fehler begangen hatte, denn um stark zu bleiben, durfte ich nur mit einer Waffe kämpfen.

Sie erkannte auch gleich ihren Vortheil. „Ewig würde es dauern," sagte sie innig, trocknete die Augen und näherte sich mir. Ich wich zurück bis ans Ende des Zimmers und faßte krampfhaft den Fensterpfosten, als sei hier der Fels meiner Pflicht. Aber ich sah sie lächelnd, sicher, mit leuchtendem Gesicht, wie von einer höheren Macht getrieben auf mich zukommen.

„War das Deine Furcht, Du stolzer Mann?" sagte sie ganz aufgelöst

Digitized by Google

in Weichheit und ergriff eine meiner Hände, die ich ihr nicht entziehen konnte. „Du glaubtest, das könne jemals enden, was ich für Dich empfinde? Oskar, ich will für Dich leben und sterben, will Deine Sklavin sein — aber liebe mich!“

Ich wußte nicht, wie mir geschah, der Ambraduft hüllte mich auf einmal völlig ein, ihre goldenen Spangen blinkten ganz nah vor meinen Augen, ihre Arme schnürten sich fest wie Schlingen um meinen Hals und sie hielt mich mit der Kraft einer Tigerin umklammert.

Ich weiß nicht, was in diesem verfluchten Augenblick mit mir vorging; ich glaubte sie fortzustoßen, mich ihr zu entreißen und schloß sie nur fester an meine Brust. Sie stammelte und lachte durch Thränen: „So flieh doch — verlaß mich jetzt, wenn Du kannst!“ — Ich wollte sie entfernen, aber statt dessen beugte ich mich herab, küßte ihr Haar und Gesicht, was sie mit der Heftigkeit einer Wahnsinnigen erwiderte, ich fühlte mich ganz und gar umwunden, erdrückt, in eine Flammensäule eingehüllt.

Ebenso wenig kann ich sagen, auf welche Weise ich ganz plötzlich wieder zur Besinnung kam. Ich erinnere mich nur, daß es mir mit einem Mal zu Muthe war, als habe eine kalte Hand mich angerührt. Es mochte ein Luftzug sein, der durch das Zimmer fuhr, denn das angelehnte Fenster schlug, während die Thür, die wohl schlecht eingeklinkt war, sich geöffnet hatte, und ich sah regungslos, noch von Katjas Armen umstrickt, zu, wie sie langsam wieder zuging und am Ende mit leisem Klinken ins Schloß fiel. Ein schrecklicher Gedanke hatte mir mit eisiger Schreckenshand ins Herz gegriffen und mir die Glieder gelähmt; jetzt eilten leise, fliehende Schritte über den Corridor und meine Ahnung wurde zur Gewißheit. Ich dachte nicht einmal daran, daß eines von den Dienstboten gelauscht haben könne, mein Herz sagte mir augenblicklich, daß es Konrad war. Ich schleuderte die Frau, die nichts zu hören noch zu sehen schien, von mir, wie wenn sie eine giftige Schlange wäre, und stürzte dem nach, den ich so schwer beleidigt hatte, meine ganze Seele war nur noch in ihm.

Unter der Hausthüre fand ich Nitrofan mit Konrads Reisetasche, der mir erzählte, sein Herr sei soeben mit dem Wagen von der Bahnstation herübergekommen, nachdem er die Abfahrt des Dampfboots versäumt habe. Wohin er so rasch verschwunden sei, wagte ich nicht zu fragen, sondern suchte von Angst gequält im Hause nach ihm, während der Unglückliche wie ein verwundeter Hirsch in die Felder hinausgeflohen war. Aber irgend eine äußere Rücksicht mochte ihn nach kurzem Lauf ins Haus zurücktreiben. Diesmal mußte er an uns vorbeikommen, Katja eilte ihm entgegen, fragte was geschehen sei, er machte sich von ihr los, stammelte, es sei nichts, garnichts, brachte dann einige verworrene Reden vor von Instrumenten, die er holen müsse, und beschämt über die ungeschickte Lüge, auf die er nicht vorbereitet war, warf er sich zwischen uns durch und stürzte die Treppe hinauf, als sei er selbst der Schuldige.

Katja machte mir ein beruhigendes Zeichen, wie um zu sagen: „Er hat nichts bemerkt" — so wenig hatte sie dieses großmüthige Herz begriffen.

Von den Folterqualen jener Nacht kann ich nicht reden, sie stehen in meiner Seele eingegraben mit einer Narbenschrift, die nie verwittern wird. Alle Schmerzen der verwundeten Liebe und der gekränkten Ehre, ich empfand sie tausendfach für Konrad. Hätte ich ihm mit meinem Blut seine Ruhe wiedergeben können, ich würde es mit Freuden bis auf den letzten Tropfen verspritzt haben.

Die Furcht, er könnte mich für schuldiger halten, als ich in Wirklichkeit war, trieb mich endlich hinauf zu ihm. Wie soll ich dies Gegenüberstehen Aug' in Auge schildern? Er stützte sich auf das Fensterbrett und weinte, weinte so herzzerreißend, wie ich niemals einen Mann weinen sah. Er zürnte mir nicht einmal: das Uebermaß der Leidenschaft, von der er mich für seine Frau ergriffen glaubte, diente mir in seinen Augen zur Entschuldigung.

„Wie wahnsinnig mußt Du sie lieben," rief er, „daß Du mir das —" er konnte nicht weiter, das Schluchzen riß ihm die Worte entzwei.

Ich beschwor ihn, mir zu glauben, daß nichts geschehen sei, was meine schleunige Entfernung nicht gut machen könnte. Er schenkte mir auch Glauben, aber er sagte:

„Was hilft mir das, wenn sie Dich liebt?"

Und als ich von einer vorübergehenden, mir selbst unbegreiflichen Verwirrung und Verirrung reden wollte, unterbrach er mich und rief:

„Ach nein doch, ich weiß ja Alles, ich müßte Dich hassen, wenn Du sie nicht bis zur Raserei liebtest."

Ich konnte ihn nicht aufklären; mit jedem Wort zu meiner Entlastung hätte ich einen Stein auf die Frau geworfen, die er vergötterte, und wäre in seinen und meinen eigenen Augen niedrig und feige erschienen.

„Ach, ich hätte es ja voraus wissen sollen, daß sie sehen und lieben eins ist," sagte er, während ihn ein Schauer schüttelte und seine Thränen niederstürzten wie strömendes Wasser. „Keiner kann ihr widerstehen, Keiner! Ich hab' es auch nicht gekonnt, habe das Unrecht begangen an ihrem ersten Gatten. Mir widerfährt nur, was ich selbst gethan habe. Aber daß Du das Werkzeug der Rache sein mußtest! Die Frau meiner Liebe und mein einziger Freund!"

Der milde Vorwurf traf mich tiefer, als es die heftigsten Worte vermocht hätten. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, fragte er mich ernsthaft, was nun zwischen uns geschehen solle, sprach zuerst von Secundanten und schlug mir dann, um Aufsehen zu vermeiden, ein amerikanisches Duell vor.

Ich erklärte ihm, daß ich bereit sei, mich von ihm niederschießen zu lassen, wann und wo es ihm beliebe, daß ich mich aber niemals mit ihm

schlagen und noch weniger mich auf das grauenhafte Hazardspiel einlassen würde.

Er drückte mir die Hände und warf sich stumm an meine Brust. Dann bat er mich, ihn etwas allein zu lassen, damit er seine Gedanken sammeln könne.

Als ich schon an der Thür war, rief er mich noch einmal zurück und sagte gepreßt mit abgewandtem Gesicht und mit augenscheinlicher Ueberwindung: „Gehe zu ihr, ich bitte Dich. Beruhige sie.“

Unten wartete ein neuer Sturm auf mich. Katja, die an der Thür gehorcht haben mochte, rannte wie eine Besessene durch alle Zimmer und stürzte eben ins Freie hinaus, um den Vorübergehenden zuzurufen: „Sie werden sich schlagen! Sie werden beide todt sein.“

Zum Glück wurde ihr fremder Accent nicht recht verstanden. Ich mußte sie mit Gewalt vor den staunenden Dienstboten in das Haus und in ihre Zimmer zurückführen. Dort wollte ich ihr Fassung und Vernunft anbefehlen, aber sie wälzte sich schluchzend auf dem Divan, raufte sich die Haare und rief unaufhörlich:

„Laß mich, ich will verzweifeln.“

Nun schien sie mir häßlich und entblößt von allen Reizen, daß ich meine vorige Trunkenheit nicht mehr begreifen konnte. Wie wenn ein Glühwurm sein Licht verdunkelt, mußte ich denken, und nichts mehr übrig ist, als eine farblose, formlose Raupe.

Ich entfernte mich rasch und ließ sie die fessellose Aufregung, die solchen Naturen ein Genuß ist, allein auskosten.

Als ich wieder zu Konrad kam, fand ich ihn zwar äußerlich ruhiger, aber das Zittern seiner Kiefer und der krampfhafte Ruck, der zuweilen seine Gesichtsmuskeln auseinanderschob, verriethen, daß der Schmerz noch immer mit derselben Heftigkeit in ihm tobte.

Ich führte ihn am Arm in den Garten hinab, damit der Anblick der Natur und die abendliche Kühle heilsam auf ihn einwirkten. Die Dienstboten, die Katjas Geschrei erschreckt hatte, beruhigten sich, als sie uns so zusammen sahen, und ließen uns allein.

Lange gingen wir miteinander im Garten auf und ab, beide mit entblößtem Kopf, keiner sprach ein Wort.

Konrad ließ sich endlich auf eine Gartenbank nieder.

„Wahrhaftig,“ sagte er mit trübem Lächeln, „unrecht Gut gedeiht nicht. Ich entriß sie dem Grafen, Du nimmst sie mir — es ist nur das Recht der Wiedervergeltung.“

„Großer Gott,“ fuhr er fort, „wenn mir nur die Kraft bleibt, sie freizugeben! Wenn mir nur die fürchterliche, die würdelose Leidenschaft nicht jeden Rest von Männlichkeit nimmt! Ein Herz festhalten wollen, das einem nicht mehr gehört, Tag für Tag um einen Tropfen Liebe betteln,

die sich einem entzieht! Diese Schmach, o Gott, lieber gleich eine barmherzige Kugel!"

Ich zitterte, daß er mir vorschlagen könnte, Katja zu heirathen und mich dadurch zwingen, ihm die ganze Wahrheit zu sagen. Aber offenbar konnte er sich den Gedanken an eine völlige Trennung von ihr noch nicht dauernd vergegenwärtigen, denn er ließ den Gegenstand wieder fallen und sagte hoffnungslos vor sich hin: „Was soll geschehen?"

Ich schlug ihm eine lange Reise mit Katja vor und schwur ihm, daß ich gewiß sei, die neuen Eindrücke würden in den ersten drei Wochen die Erinnerung des Vorgefallenen in ihr verlöschen.

Er schüttelte leise den Kopf und sah mich mit dankbarem, aber traurigem Lächeln an, als wollte er sagen: „Ich verstehe Dich wohl, Du willst mich trösten."

Ich sah keine Möglichkeit, ihn aus seinem Wahn zu reißen.

Der grauende Tag fand uns noch im Garten. Aber Konrads Aufregung legte sich allmählich; die Hoffnung, diese erste und letzte Freundin, die einzige, die uns nie verläßt, und die, tausendmal verscheucht, immer aufs Neue zurückkehrt, nahm ihn wieder in ihre Arme, und der Wunsch, aus seinem Schiffbruch die Trümmer zu retten, gewann die Oberhand.

„Glaubst Du wirklich, daß sie vergessen könnte und Alles werden wie zuvor?" fragte er schüchtern, indem er nach ihren Fenstern spähte, hinter denen es schon lange still war.

Ich betheuerte es ihm.

„Mein Anblick könnte ihr peinlich sein in den nächsten Tagen," sagte er zartfühlend. „Ich möchte ihr ja so gern jeden Schmerz ersparen. Wäre es nicht das Beste, wir reisten gleich in der Frühe zusammen ab?"

Ich stimmte lebhaft zu, und war froh, ihm jede Möglichkeit eines Aussprechens mit seiner Frau abzuschneiden, denn es stand von ihr zu erwarten, daß sie ihm durch die rücksichtsloseste Aufrichtigkeit das Herz zerfleischt hätte. In ein paar Tagen aber, wenn ich außer Sicht war, konnte die Wage lange wieder zu seinen Gunsten umgeschlagen sein.

Ein Brieflein wurde geschrieben, das Nitrofan erst nach unserer Abreise übergeben sollte, dann gingen wir gemeinsam fort, ohne Gepäck, um kein Aufsehen zu erregen. Aber der alte Mann kam mir noch mit verstörter Miene nachgelaufen und ließ sich von mir versprechen, daß ich seinen Herrn keinen Augenblick verlassen wolle, ehe er wieder völlig ruhig geworden sei.

„Solange Sie um ihn sind," sagte er, mich treuherzig anblickend, „ist er beschützt und behütet wie bei seiner Mutter."

Wie tief das Vertrauen des alten Mannes mich beschämte, brauche ich nicht zu sagen.

Es war noch eine volle Stunde bis zur Abfahrt des Schiffes und wir gingen unterdeß am Ufer auf und ab. Ich sah in der vollen

Tagesbeleuchtung, daß Konrads Gesicht fahl und eingesunken und seine Stirn gefurcht war von den Schmerzen dieser Nacht. Aber keine Spur von Groll herbergte in seiner Seele, nicht gegen sie, noch gegen mich, er schien Alles für das Werk des Fatums zu nehmen.

Eine Ueberraschung sollte mir noch zu Theil werden, ehe ich den unglückseligen Ort verließ. Als ich einmal im Gehen flüchtig nach der Terrasse emporsah, lehnte Katja im weißen Morgenkleid an der Rampe mit gelöstem Haar, frisch und lächelnd wie der junge Tag, nickte und winkte mit Hand und Taschentuch, als wäre nichts geschehen. Und doch mußte sie, die von unserem Einverständniß nichts wußte, aus den gestrigen Reden und unserem heimlichen Weggehen einen ernsten Schluß ziehen.

Dieser Gleichmuth setzte selbst mich in Erstaunen. Konrad entfärbte sich, wankte in den Knieen, aber er hing unverwandt mit sehnsüchtigem Blick an ihrer Erscheinung und starrte noch hinauf, als sie schon lange verschwunden war. Klavierspiel und Gesang tönten gleich darauf zu uns herunter.

Was ich je für diese Frau empfunden hatte, verwandelte sich jetzt in bitteren, ingrimmigen, ja — ich muß es nachträglich gestehen — in ungerechten Haß. Ich dachte und fühlte nur noch in Konrads gequälte Seele hinein, aus der dieses Geschöpf mit unverständiger Kinderhand blutige Fetzen riß. Sonst hätte ich mir sagen müssen, daß sie nur die eine Schuld beging, ihrer Natur zu leben, und daß ihre Ehe mit Konrad, alles Glück und Unglück, das er darin gefunden hatte, die Folge eines ungeheuren Mißverständnisses war. Im Grunde hatte sie ihn nie betrogen; konnte sie dafür, wenn er in der tragischen Verblendung seines Liebeswahnsinns ihr eine Seele unterschob, die sie nicht besaß, und für Stärke des Gefühls hielt, was nur wechselnde, unersättliche Laune war?

So lernte ich später über sie urtheilen; an jenem Morgen aber, als ich ihr weißes Tüchlein von unserer alten Veranda flattern sah, erblickte ich in ihr nur die Verderberin, die lächelnde Sirene, und ich hätte mögen selbst der beleidigte Gatte sein, um sie in meinen Händen zu zerbrechen.

Bei der Ueberfahrt waren wir die einzigen Passagiere, deßhalb hielt sich der Kapitän verpflichtet uns Gesellschaft zu leisten, und der auferlegte Zwang befreite ein wenig unsere Gemüther, indem er uns abzog.

Ich bemerkte, daß Konrad mich oft lange von der Seite betrachtete, und als der wackere Schiffsmann einmal in die Kohlenräume hinabgestiegen war, sagte er resignirt:

„Wenn ich Dich vor mir sehe, so stark und männlich mit den festen, undurchdringlichen Zügen, so muß ich mir gestehen, daß auch ich als Frau Dir den Vorzug geben würde. Warum kann ich nicht sein wie Du! Sie würde mich fürchten, und Furcht ist schon die halbe Liebe!"

So veredelte sich auch die Eifersucht, als sie mit seiner Seele in Berührung kam. Wohl nie hat ein beleidigter Gatte so zu dem gesprochen,

den er für seinen Rivalen halten mußte. Ich ging nach dem hinteren Schiffsende hinunter und lehnte mich über den Rand, um meine nassen Augen nicht sehen zu lassen. Aber bald kam er nach, drückte mir theilnehmend die Hand und sagte:

„Wir leiden alle drei das Gleiche."

Und nicht sagen dürfen: „Ich leide nur um Dich!"

Dennoch hoffte ich im Stillen, die unumstößliche Thatsache, daß er sie auf meinem Zimmer gefunden hatte und daß mein gepackter Koffer im Wege stand, müßte sich allmählich seinem Geiste aufdrängen und ihm die Augen öffnen. Ach, ich hatte nicht mit der völligen Blindheit seiner Liebe gerechnet und ich sollte es erfahren, daß auch die frömmste Täuschung zum verderblichen Frevel werden kann.

— — In München war es meine erste Sorge, alle Anstalten, die ich zu meiner Uebersiedelung getroffen hatte, rückgängig zu machen. Wohl sollte ich nun auf des Freundes werkthätige Mithülfe bei der Anordnung meiner Arbeit verzichten, mancher Punkt, den ich noch mit ihm durchzusprechen gehofft hatte, mußte unerledigt bleiben, aber das sah ich als meine gerechte Strafe an. Bitterer war es mir, ihn freundlos und allein zu wissen, da doch seiner Ruhe zu jeder Stunde neue Gefahren drohen konnten.

Als ich den Freund auf dem Bahnhof zum letzten Mal an die Brust drückte, sagte ich mir mit Stolz, daß es auch dieser gefährlichen Frau nicht gelingen würde, mir sein Herz zu entreißen, und selbst wenn ihre plötzliche Neigung für mich in Haß umschlagen sollte, blieb ich doch seiner gewiß.

Ich nahm meinen Weg über Landshut, wo mich Geschäfte über eine Woche festhielten. Dort traf mich ein Brief von Konrad, in dem er mir die Besorgung meines Gepäcks meldete und nebenbei mittheilte, sein häusliches Leben beginne allmählich in die alten Geleise zurückzukehren. Die letzten Ereignisse berührte er mit keiner Silbe, aber aus der ganz besonderen Wärme seines Tones schloß ich, daß er mich noch immer für unglücklich hielt. — Im Uebrigen galt das Schreiben einer wissenschaftlichen Frage, die schon zu häufigen Erörterungen zwischen uns geführt hatte. Konrad glaubte nämlich bei unseren gemeinsamen Studien am physiologischen Institut die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Wirkung des Schlangengifts auf den Organismus lahm gelegt werden könne durch Inoculation mit demselben Giftstoff, aber unter verschiedenen Bedingungen; und mit dem ganzen Fanatismus des Entdeckers hatte er mich für diese Ansicht zu gewinnen gesucht. Ich war von Anfang an ungläubig, mußte aber mit meinen Bedenken zurückhalten, um ihn nicht durch Widerspruch noch mehr zu reizen, und hoffte nur, er werde sich durch den Mißerfolg von der Unhaltbarkeit seiner Theorie überzeugen lassen. Dutzende von Versuchsthieren wurden an die Experimente gewendet; durch die complicirtesten Uebertragungen suchten wir den richtigen Impfstoff zu gewinnen, da der Versuch auf einfache Weise nicht gelang. Doch umsonst, sämmt-

liche Thiere gingen uns unter Vergiftungserscheinungen zu Grund. Ich kannte Konrads Hartnäckigkeit, wenn er sich einen Gegenstand in den Kopf gesetzt hatte, erwartete also nicht, daß er so bald von seinen Versuchen abstehen würde, aber gleichwohl war ich aus verschiedenen Gründen höchlich überrascht, als er mir jetzt in seinem Brief mittheilte, daß die Lösung der Frage bereits gefunden sei. Ich werde bald Weiteres darüber hören, schrieb er, und bat vorerst um die Adresse einer wissenschaftlichen Zeitschrift, deren Redacteur mir befreundet war. Ich entsprach augenblicklich seinem Wunsch, rieth ihm aber dringend Vorsicht bei der Veröffentlichung an, denn ich war keineswegs von der Unfehlbarkeit seiner Beobachtungen überzeugt und sah von allen Seiten Widerspruch voraus.

Sobald sich meine Angelegenheiten in befriedigender Weise geordnet hatten, setzte ich mich in den Wiener Schnellzug; denn nachdem meine Niederlassung in München vereitelt war, blieb mir kein triftiger Grund mehr, dem Zusammenleben mit meiner Mutter auszuweichen.

Jahre sind verflossen, aber noch sehe ich das Coupé mit den abgenützten rothen Sammetpolstern, in das ich stieg, und den wohlgepflegten ältlichen Herrn mit dem weißen Backenbart und den klugen grauen Augen, der mich nach kurzem Gegenübersitzen in eine Unterhaltung verflocht. Er fuhr von München nach Passau und schien ein Diplomat oder hoher Beamter zu sein; die Knopflöcher seines zugeknöpften Ueberrocks blickten so vornehm und discret, als hätten sie ein Geheimniß zu verschweigen. Er brachte nach längerem Gespräch aus mir heraus, daß ich vor Kurzem ein gut Stück Welt gesehen hatte, und stellte verschiedene Fragen bezüglich colonialer Verhältnisse an mich, die ich zu seiner Befriedigung beantworten konnte. Wir tauschten sogar die Visitenkarten aus, was mir sonst auf Reisen nicht so leicht begegnet. Endlich zog er die „Allgemeine Zeitung“ aus der Tasche seines Ueberrocks hervor, setzte eine goldene Brille auf und begann zu blättern. Doch mochte er bemerken, daß ich ihm etwas mißgünstig zusah, denn ich hatte einer kleinen Verspätung wegen bei der Abfahrt versäumt, mich mit Gedrucktem zu versehen. Nach kurzem Hin- und Herwenden reichte er mir höflich das Blatt, das er schon gelesen zu haben schien. Ich überflog es rasch, ein Zug des Herzens lenkte meine Augen sogleich auf die Münchner Nachrichten, da sprang mir Konrads Name entgegen, als ob die Lettern aus dem Papier herausstrebten, nur einen Augenblick, dann war es, als stünde die Erde mit einem wirbelnden Ruck still — ich hatte die Nachricht von seinem Tode gelesen.

Wie ich aus dem Wiener Zug heraus und wieder auf die Route nach München kam, weiß ich noch heute nicht; ich habe aber eine dunkle Vorstellung, als sei mir der alte Herr an der nächsten größeren Station behülflich gewesen, in den rechten Zug zu gelangen. An alles Weitere erinnere ich mich nur dunkel wie an einen Traum; ich kam erst wieder zu mir, als ich an der Schwelle von Konrads Wohnung stand und die

Digitized by Google

Klingel zog. Ich hatte unterwegs freilich Zeit gehabt, das verhängnißvolle Blatt wieder und wieder zu lesen, aber aus der grauenvoll lakonischen Anzeige die eine Herzlähmung als Todesursache nannte war weiter nichts zu unternehmen. Und noch immer hoffte ich; was? hätte ich selbst nicht sagen können, vielleicht eine Verwechselung, ein Mißverständniß, wie uns vor Kurzem ein Studiengenosse irrthümlicherweise todt gesagt worden war. Ich erwartete fast, den Freund selber auf der Schwelle erscheinen zu sehen, frisch und kraftstrotzend, wie er mich vor wenig Tagen eben diese Treppe hinabgeleitet hatte. Aber als die Thüre langsam und mühselig aufgezogen wurde, stand der alte Nitrofan vor mir mit aschfahlem Gesicht und eingesunkenen glanzlosen Augen, deren Ergebung fast etwas Stumpfsinniges hatte.

„Sie kommen zu spät," sagte er leise, „schon gestern um drei Uhr hat man ihn fortgetragen."

Sein zahnloser Kiefer zitterte so heftig, daß er lange nicht auf meine Fragen antworten konnte. Ich mußte Geduld haben, ihn zu einem Stuhl im Vorzimmer bringen und sich ausweinen lassen, bis ich endlich erfuhr, daß sein Herr, nachdem er am Abend in Gesellschaft gewesen und noch einen Theil der Nacht hindurchgearbeitet hatte, am gestrigen Morgen entseelt im Bette gefunden worden sei. Kein Zeichen von Kampf und Schmerz in Gesicht und Stellung des Todten; der herbeigerufene Arzt schloß auf eine Herzlähmung. Erst im Laufe des Tages sprachen Freunde und Collegen, die ihn noch den Abend zuvor an ihrem Stammtisch in einem Weinlocal gesehen hatten, die Ueberzeugung aus, daß der Verstorbene im Uebereifer seiner Entdeckung die Probe mit dem Impfstoff, die er für völlig gefahrlos erklärte, an sich selbst gemacht habe und einer wissenschaftlichen Hypothese zum Opfer gefallen sei. Nitrofan, der mir dies nach seiner Art erzählte, fügte langsam und bedeutungsvoll hinzu:

„Kann sein, daß das Schutzmittel nicht gewirkt hat." — Eine Welt voll Zweifel und schrecklicher Ahnungen lag in diesem „Kann sein."

Ich konnte ihn nur durch einen Blick des unaussprechlichsten Entsetzens befragen.

„Könnte auch sein, daß es nicht wirken sollte," fuhr er fort, indem er unwillkürlich seine Stimme dämpfte und diese Worte mit einem Blick begleitete, der mir über ihren Sinn keinen Zweifel mehr ließ. — „Aber wir brauchen nicht leise zu sprechen," setzte er hinzu, „es ist Niemand in der Nähe. Die gnädige Frau ist zwar schon seit gestern benachrichtigt, aber sie läßt sich Zeit" — und ein Blitz des Hasses brach aus den müden, erloschenen Augen.

Es war eine unglückliche Stunde, in der Konrad an den See zurückkehrte, um der Frau, die ihm so großen Schmerz bereitet hatte, seine Verzeihung und seine unwandelbare Liebe zu bringen. Sie hatte eben ihre Migräne, war in einer diabolischen Laune, schlug sogar nach dem

Kammermädchen, das ihr die Nachricht von der Rückkehr ihres Gatten brachte, und wollte ihn um keinen Preis vorlassen. Erst am Abend erhielt er Zutritt, und nach einer Stunde, während welcher man Katja heftige Worte ausstoßen hörte, kam er ganz entstellt und bleich aus ihrem Zimmer und schloß sich in den oberen Räumen ein, wo ihn der alte Nitrosan die ganze Nacht hin- und hergehen und laut stöhnen hörte. Mehrere endlos lange Tage vergingen, ohne daß man die Gatten gemeinsam zu Gesicht bekam, nur hieß es, die Baronin wolle reisen, aber wohin, wußte nicht einmal Varenka. Endlich, nachdem Konrad seiner Frau einen dicken Brief geschickt, der, wie es scheint, ohne Antwort blieb, hatte der Unglückliche noch eine letzte lange Unterredung mit ihr. Was zwischen den Beiden verhandelt wurde, erfuhr Niemand, sicher ist nur, daß Konrad noch desselben Tages ganz zerstört und gebrochen mit dem Abenddampfboot nach Starnberg zurückfuhr. Nitrosan, der seinen Gebieter an das Schiff begleitete, erhielt die strenge Weisung, zu Diensten der Dame auf dem Landhaus zu bleiben, aber den alten Mann litt es nicht länger am Ort mit der Todesangst im Herzen.

Wie ein Hund, dessen Herrn das Schiff allein davongetragen hat und der winselnd am Ufer hinrennt, machte er sich mit seinen alten Knochen zu Fuß nach München auf. Unterwegs ließ ihn ein Bauer aufsitzen, der mit Holz zur Stadt fuhr, und als er am andern Morgen vor Konrad erschien, wußte er selbst nicht mehr, ob er recht oder unrecht gethan, mit so verschlossenem Gesicht empfing ihn dieser. Er erlaubte ihm zwar, um seine Person zu bleiben, schien jedoch seine Nähe gar nicht zu bemerken und nur nach innen zu blicken, als sei nichts Aeußeres mehr vorhanden. Als Nitrosan am Ende das schweigende Herumgehen nicht mehr ertragen konnte und seinen vergötterten Gebieter um Verzeihung bat, daß er sich zum ersten Mal seinem Befehl widersetzt habe, gab ihm dieser freundlich die Hand und sagte:

„Bedenke künftig, daß Du mir nur Freude machst, wenn Du Deiner Herrin gehorchst."

Er hielt sich, wenn er daheim war, immer in dem kleinen Zimmerchen auf, das er zum Laboratorium eingerichtet hatte, ohne die anderen Räume zu betreten, und schlief auch dort auf dem Canapé; aber die meiste Zeit brachte er auswärts, wie es scheint im physiologischen Institute, zu, das ihm ganz zur Verfügung stand. Dort machte er die letzten Versuche, von denen er mir berichtet hatte, und der glückliche Erfolg schien ihn in solche Aufregung zu versetzen, daß er selbst dem alten Diener ganz gegen seine Gewohnheit ausführlich von seinen Experimenten erzählte.

Am Abend vor seinem Tod war er ruhig und heiter; er ließ den alten Mann, der gern gesprächig ward, von Kurland und von seinen Kinderjahren erzählen, schrieb dann eine Postkarte an seine Frau, die Nitrosan wie Tags zuvor den Brief an mich zum Schalter tragen mußte, und verließ

erst, als es schon dunkel war, das Haus, indem er den Hausschlüssel zu sich steckte und den alten Mann zu Bett gehen hieß.

Nitrofan, der sonst Nacht für Nacht die oft späte Heimkehr seines Herrn abgewartet hatte, legte sich diesen Abend völlig arglos zur Ruhe und schlief wie ein Murmelthier. Und am andern Morgen die gräßliche Ueberraschung! Durch die Nachbarn erfuhr er erst im Laufe des Tags, daß das Arbeitszimmer seines Herrn fast die ganze Nacht hindurch erleuchtet gewesen war. „Ach Herr Oskar, ich habe es immer geahnt," schloß der alte Mann seine Erzählung. „Schon als er auf dem Standesamt seinen Namen unterzeichnete, mußte ich denken: er unterschreibt sein Todesurtheil."

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welchen Gefühlen ich diesen langen Bericht des Alten anhörte: ich hatte kaum den Muth zu fragen, ob man etwas Schriftliches gefunden habe.

„Nichts als ein paar verkohlte Blätter im Ofen, die ebenso gut noch vom Frühjahr her dort liegen können," war die Antwort.

Ich wünschte sie gleichwohl zu sehen, aber sie waren schwarz und zerfielen bei meiner Berührung zu Asche.

Also war er in der Stille der Nacht ohne ein Wort des Abschieds von uns gegangen und nahm das Geheimniß seines Entschlusses mit ins Grab, um der Frau, die ihn verrieth, und mir, dem unseligen Urheber seiner Leiden, die Reue zu ersparen! Oder war sein Gehen doch kein freiwilliges? Hatte er in seinem Leid bei der Wissenschaft Trost gesucht und diese andere trügliche Sirene hatte ihn zu Grunde gerichtet? Ich sah voraus, daß auch die Leichenöffnung auf diese angstvolle Frage keine Antwort geben werde; denn wenn es Konrads ernstliche Absicht war, den Schauplatz seiner bitteren Enttäuschungen ohne Aufsehen zu verlassen, so kannte er auch die Mittel, um über sein Ende einen unlöslichen Schleier zu breiten.

Ich brach nach dem traurigen Orte auf, wo ich dem Freunde den letzten Besuch abstatten sollte. Seit diesem Wiedersehen in der stillen Halle hinter den hohen Glasscheiben wird kein Anblick auf Erden mich mehr erschüttern können, und es ist mir, als sei meine Seele damals in die Wasser des Styx getaucht und unverwundbar gemacht worden. Ich erkannte ihn schon von weitem unter all seinen Schlafkameraden. Er lag unentstellt in rührender Schönheit da und glich mehr einem Gebilde der Kunst als einem entseelten menschlichen Leibe. Das weiche Kinn, von dem er vor Kurzem erst den stattlichen Bartwuchs abgenommen hatte, gab seinem Gesicht wieder das jugendlich Mädchenhafte, das ihm früher eigen war, und erinnerte mich an die Zeiten unserer ersten Jugendschwärmerei, wo ihn die Freunde meine schönere Hälfte nannten. Ja, meine schönere und meine bessere Hälfte war er gewesen, und mit ihm verlor ich, was meinem Leben den echten und ewigen Inhalt gab! Wie sonst ein Mann der geliebten Frau den besten Schatz seines Innern zu Füßen legt, so war ich von meinen Wanderfahrten jedesmal in Konrads Arme zurückgeeilt, mit der ganzen Ausbeute

neuer Eindrücke und Erfahrungen, die erst, wenn sie von ihm aufgenommen und zurückgegeben waren, für mich ihren bleibenden Stempel bekamen. Das alles war nun zu Ende, und durch wessen Schuld?

Ich trat bei ihm ein und stand lange, lange über ihn gebeugt. Die stillen Züge gaben keine Antwort auf meine Frage und schienen sich nur zu freuen wie über einen Kampf, der beendet ist. Der Tod hatte die Linien der Jahre und die Spur der letzten Kämpfe aus seinem Gesicht verwischt und die fleckenlose Weiße des reinsten Marmors darüber gebreitet, die keinen Gedanken an Zerstörung aufkommen ließ. Diese herrlichen Züge festzuhalten, ehe das Messer der Gerichtsärzte sie berührte, war meine erste Sorge, und ich hatte schon nach einem mir bekannten jungen Bildhauer geschickt, um die Maske abzunehmen. Als ich daher von außen ein Geräusch vernahm, meinte ich, es sei der Erwartete, und erschrak nicht wenig, als ich Katjas ängstlich neugieriges Gesicht durch die Scheiben blicken sah.

Nachdem sie mich erkannt hatte, trat sie entschlossen in die Halle. Sie sah aus, als hätte sie geweint, auch war ihr Aeußeres etwas unordentlich; aber zu dem Todten beugte sie sich hinab mit der fühllosen Neugier eines Kindes und sagte:

„Das ist er also — nein, es ist gar nicht schauerlich —" und zu mir gewandt setzte sie wie zur Erklärung hinzu; „ich habe noch nie einen Todten gesehen."

Ich bat sie mit aller Fassung, die ich aufbieten konnte, sie möchte diesen traurigen Ort nun wieder verlassen, der so wenig für ihre Gegenwart geeignet sei; aber sie schüttelte eigensinnig den Kopf und sagte:

„Wenn sein Geist noch nah ist, so wird er sich freuen, daß ich bei ihm bin. Er hat mich lieb gehabt, sehr lieb —"

In den letzten Worten lag etwas wie ein Vorwurf, und sie küßte die Hand des Todten unter Thränen, die, wie ich glaube, aufrichtig waren.

Ich mußte ihr Recht geben; seine Liebe zu ihr war so schrankenlos und übermächtig, daß, hätte noch ein leiser Lebensfunke in diesen erkalteten Organen geglommen, er ihre Nähe als ein Glück empfunden hätte.

Die Ankunft des Bildhauers erlöste mich aus der qualvollen Lage. Katja gab weniger meinen Vorstellungen als dem Bitten und Drängen der Kammerfrau nach, die sie auf dem traurigen Weg begleitet hatte und nun bei den Anstalten zum Einrühren des Gypses — Gott mag wissen warum — in ein fürchterliches Geschrei ausbrach.

Von ihr ließ sich die junge Frau nach dem Ausgang zerren; dort aber blieb sie noch einmal stehen und warf dem Todten wehmüthig lächelnd eine Kußhand zu.

„Ein todter Adonis!" sagte der junge Bildhauer, indem er mit leisen Schritten um die Leiche herumging und sie von allen Seiten betrachtete. „Sie haben Recht, so edle Züge sollen nicht in das Nichts zurück."

Als wir fertig waren, erschienen die Aerzte, und das Ergebniß ihrer

Untersuchung war so, wie ich vermuthet hatte: alle Organe vollkommen gesund, und der Gedanke an ein Herzleiden oder etwas Aehnliches gänzlich ausgeschlossen. Ebenso wenig ließ sich im Körper eine Spur von Gift nachweisen. Nur am linken Arm fand man eine kaum bemerkbare Schwellung, die — vielleicht — von dem Stich einer Hohlnadel herrühren konnte. Aber diese Annahme erhob sich nicht über eine bloße Möglichkeit.

Ich wollte den bittern Trank bis zur Hefe leeren und wohnte auch der Bestattung bei, die den andern Tag unter großem Zudrang und allseitigen Beweisen der wärmsten Theilnahme stattfand. Ich hörte um mich her Ausrufe des Bedauerns für die arme junge Wittwe und fürchtete sogar einen Augenblick, daß sie eine leidenschaftliche Scene am Grabe aufführen könnte. Aber ich that ihr Unrecht: Heuchelei lag ihr so fern wie irgend eine falsche oder wahre Scham, und sie betrug sich gefaßt und würdig. Sie war die erste, die eine Erdscholle hinunterwarf; wir andern folgten und deckten den Sarg zu, in dem der beste Theil meines Selbst lag, jetzt nur noch ein Haufe Verwesung — vielleicht durch mein Verschulden! Mir war es, als hätte ich mein eigenes Herz ihm nachgeworfen, so stumm und kalt wurde Alles in mir, und ich hätte gern die wahnsinnigen Schmerzen vom vergangenen Tag zurückbeschworen, um nur die dumpfe Starrheit zu lösen, die wie der Tod selber auf mir lag.

Nun blieb mir noch die letzte Pflicht: ich sollte im Auftrag der Wittwe die schriftliche Hinterlassenschaft ordnen. Ich wurde in das Studirzimmer geführt, wo seit dem Todestag nichts verändert war; auf dem Ruhebett waren noch die Umrisse seiner Gestalt eingedrückt, wie man ihn dort gefunden hatte.

Ich ordnete und packte Alles und steckte die fertigen Arbeiten zu mir, in der Absicht, später ihre Herausgabe zu besorgen, was auch seitdem geschehen ist. In selbstquälerischer Gier suchte ich aufs Neue nach irgend einer Enthüllung, einer Zeile von seiner Hand — ich fand nichts. Seine Instrumente lagen alle blank im Kasten, die präparirten Gifte standen wohlverwahrt an ihrem gewohnten Platz, nichts, das auf eine Spur führen konnte.

Und doch war er nicht ohne Ankündigung seines Vorhabens aus der Welt gegangen; denn wenn ich es recht überlegte, so war schon in seinem letzten Schreiben an mich dieser Entschluß ausgesprochen, ich hatte ihn nur nicht zu entziffern gewußt. Jetzt, als ich den Brief wieder durchlas, gewann Wort für Wort eine andere Bedeutung, und zwischen den Zeilen ergänzte ich leicht, was er verschwieg. Wo er von seiner Frau mit der alten Innigkeit sprach, schien er zu sagen: „Ich scheide ohne Groll," und der heiße Wunsch für mein Wohlergehen, was sagte er anders als „Ich schaffe Dir Platz, um glücklich zu sein?"

Und er wäre vielleicht noch zu retten gewesen, wenn ich recht zu lesen gewußt hätte

Unerwartet stand Katja vor mir. Sie war unhörbar wie eine Katze auf den Teppichen hereingeschlichen; nur an einer Veränderung der Luft merkte ich ihre Nähe. Die Verderberin war in ihrer Trauer so lieblich wie je. Man sah zwar wohl, daß sie geweint hatte: aber es waren keine Thränen, die ein Auge entstellen, wie ich sie damals weinte, Thränen, die den Schmelz der Jugend wegwischen.

Sie legte den Finger auf den Mund, näherte sich und sagte leise: „Weißt Du, ich glaube, daß er es selbst gethan hat."

Als sie sah, daß sie mir mit dieser Mittheilung nichts Neues sagte, fuhr sie fort:

„Ach, er nahm immer die Dinge so schwer. Soll man sich denn nicht wie zwischen zwei guten Freunden sagen können: 'Ich habe Dich einmal lieb gehabt, nun ist es vorbei, gieb Dich drein?' Muß man darum gleich sterben?"

Sie weinte ein wenig; aber da ich sie nicht tröstete, hörte sie von selber auf.

„Könnte ich es ungeschehen machen," sagte sie, „o wie gern! Aber was hilft das jetzt?" Und wie sich selbst zur Tröstung fuhr sie fort: „Er hat gelebt und ist eine Zeitlang glücklich gewesen, unendlich glücklich — durch mich. Jetzt ist er todt und hat Ruhe. Ich, ich war niemals glücklich — hab' ich denn nicht auch ein Recht auf Glück?"

Ich schwieg zu Allem, was sie sagte, und beeilte mich nur, um fertig zu werden.

Sie sah es und näherte sich schüchtern wie ein Kind, das hofft, man werde ihm nicht ewig zürnen.

„Willst Du schon weggehen?" sagte sie. „Du wirst mich doch nicht allein hier lassen? Ich habe ja keine Seele — selbst Nitrosan haßt mich. Ach, und allein kann ich nicht bleiben! Nimm mich mit Dir, Oskar, ich fürchte mich hier!"

Es war keine Gefahr, daß ihre Blicke, der Druck ihrer Hand und ihr zärtliches Anschmiegen mir noch einmal den Kopf verrückt hätten. Und als meine Strafe auf mich zu nehmen, was er mir als Glück zugedacht hatte, mich für den Rest meines Lebens an Katja zu binden, das ging über meine Kräfte. Aber ich sah in ihr Konrads Vermächtniß, das ich ehren wollte, und bot ihr meinen Schutz und Rath sowie jeden Dienst an, den sie fordern könne, unter der einen Bedingung, daß ich sie nie wiedersehen müsse.

Als sie meine kalte, vom Entsetzen versteinerte Miene sah, warf sie sich weinend auf das Ruhebett und rief:

„O Konrad! Konrad! — Du hast mich geliebt und Dich konnte ich opfern!"

Dann überkam sie eine plötzliche Wuth. Sie richtete sich auf und sah mir mit starren Augen bis zur Thüre nach.

„Geh, Heuchler! Der mich die ganze Last allein tragen lassen will! Dein eigenes Gewissen muß es Dir sagen, daß Du doch mitschuldig bist!" rief sie mir nach, als ich mich schon entfernte, und ihre Worte konnten die Last nicht mehr vergrößern, die auf mir lag; sie sprach ja nur aus, was ich selbst empfand.

* * *

Wir sind einander nie wieder begegnet; aber ihr eigener Tod, der einige Jahre später erfolgte, hat den Groll gegen sie aus meiner Seele verwischt. Ich lernte sogar mit der Zeit milder von ihr denken als von mir selbst, so geringfügig mein Verschulden auch neben dem ihrigen erscheinen mag, denn was sollen sittliche Forderungen einer Halbwilden gegenüber? Auch starb sie würdiger als sie gelebt hatte; sie erlag einer Epidemie in Moskau, wo sie in einem Hülfscomité große Hingebung bewies.

Anders verhält es sich mit mir. Ich kann nicht Unzulänglichkeit des Charakters und mangelhafte Erziehung als Entschuldigung in Anspruch nehmen. Ich hätte fliehen müssen, als es noch Zeit war. Freilich kann mein eigenes Gewissen mich nur auf fahrlässige Tödtung verklagen, aber bin ich darum minder schuldig? Die Alten, die in diesen Dingen feinfühlig waren, pflegten solche Frevel ebenso streng zu sühnen wie absichtlichen Mord. Und in der That, ist es nicht schlimmer, wenn ich aus Versehen statt eines Hirsches mit dem Jagdspieß den eigenen Bruder tödte oder unvorsichtig den Ziegel vom Dach stoße, der meinen besten Freund niederstreckt, als wenn ich einen Todfeind erschlage, der mir nach dem Leben trachtet?

Erzählen will ich noch, daß nach Konrads Tode mehrere seiner Collegen die Probe mit der Wirkung und Gegenwirkung des Schlangengifts wiederholten. Von zehn geimpften Thieren wurden nur zwei gerettet, und bei diesen blieb es zweifelhaft, ob nicht der Giftstoff durch die Zeit oder durch häufige Uebertragung von seiner Wirksamkeit eingebüßt hatte. Die Theorie, die anfangs einiges Aufsehen erregte, gerieth später ganz in Vergessenheit.

Meine Geschichte ist zu Ende. Von Allem, was mich einst glücklich gemacht hat, ist heute nichts mehr übrig als in einem Ebenholzkästchen, das mich nie verläßt, der Abdruck eines todten Angesichts.

Wie es in meiner Seele so finster ward, daß ich daheim nicht mehr bleiben konnte, und aufs Neue ruhelos durch fremde Länder zog, von Eindrücken zu Eindrücken eilend, wissen Sie. Ich glaubte meine Erinnerung zur Ruhe zu sprechen, indem ich immer neue Schichten darüber häufte, aber ich täuschte mich. Durch allen Lärm der Welt hindurch hörte ich eine leise Stimme, die mich fragte: „Was hast Du mit Deinem Bruder gemacht?"

Ich kam endlich zurück, doch nur, um mich in fieberhafte Thätigkeit

zu stürzen. Ich lernte den Segen einer ernsten und aufopfernden Arbeit kennen; aber immer sieht mir von Zeit zu Zeit ein bleiches Gesicht über die Schulter mit stillen Augen, deren Blick mir wehe und wohl thut.

Ich glaube, es wäre mir leichter gewesen, wenn die Welt mich beschuldigt hätte; ich hätte mich vertheidigen, mich in die Ueberzeugung von meiner Unschuld hineinreden können. So aber trage ich einen stummen Ankläger mit mir herum, vor dem keine Rechtfertigung gilt.

Ich wagte mich an Niemand mehr anzuschließen, wie oft auch gute Menschen mir freundlich die Hand bieten wollten, denn ich glaubte, daß meine Nähe unheilbringend sei. Auch Sie wollte ich fliehen, aber Sie hielten mich zurück und versprachen lächelnd, wie nur Sie lächeln, den Kampf mit meinem bösen Genius aufzunehmen.

Ihr Glaube an mich war so groß, daß Sie mich niemals nach meiner Vergangenheit fragten und bereit waren, blindlings Ihre Hand in die meinige zu legen. Das durfte nicht sein — Sie sollten wissen, woher diese Schatten über mich gekommen sind, und wissend mein Urtheil sprechen.

Sie kennen den Gast, der mit uns in dem neuen Hause einziehen wird. Werden Sie seine traurige Nähe ertragen können, ihn an Ihrem Herde sitzen und an unseren Gesprächen Theil haben lassen, bis die letzten Schauer von ihm weichen? Wollen Sie ihn aufnehmen als den Dritten im Bunde? Die Ehre der Erinnerung ist ja das Einzige, was wir unsern armen Todten geben können.

Oder graut Ihnen vor der stillen Gemeinschaft, und werden Sie die Hand zurückstoßen, die Sie erst entsühnen sollen?

* * *

Unter diese Beichte schrieb eine feine, aber sichere Frauenhand:
Absolvo te!

Graf Julius Andrássy.

Von

Gustav Steinbach.

— Wien. —

In einer einzigen Thatsache drückt sich die Ausnahme-Stellung aus, welche Graf Julius Andrássy unter den leitenden Staatsmännern Oesterreich-Ungarns einnahm. In dieser Monarchie, die so viele politische Talente rasch verbraucht, ist der Fall selten, fast nie dagewesen, daß ein Staatsmann, nachdem er die Insignien der Macht niedergelegt hat, nach Unten oder nach Oben einen entscheidenden Einfluß ausübt. Felix Schwarzenberg, Buol, Rechberg, Mensdorff und selbst Beust, sie waren Schatten von dem Tage an, an dem sie die Treppe der Staatskanzlei hinabstiegen. Ihre Autorität war gebrochen, sie hatten aufgehört im Staatsleben als Factoren zu zählen. Anders Graf Julius Andrássy. Er war nicht gegangen worden, er war, nach seinen eigenen Worten, vom Pferde gestiegen, ehe dieses den Reiter abgeworfen hatte. Auch darin zeigte sich der mächtige politische Instinct, welcher sein Genie bildete: er hatte auf der Höhe seines Ruhmes den Abschied genommen. Vergöttert von seinen ungarischen Landsleuten zog er sich ins Privatleben zurück, der Entwickelung der Ereignisse es überlassend, auch seine Gegner zu entwaffnen und von seiner Größe zu überzeugen. Der 3. Februar des Jahres 1888 bildete den Tag des Triumphes im Leben Andrássys. Als in der sechsten Nachmittagsstunde dieses denkwürdigen Tages der Bündnißvertrag der beiden mitteleuropäischen Mächte vor Aller Augen enthüllt ward, da vereinigte sich mit dem Enthusiasmus der Ungarn die ungetheilte warme Anerkennung der Deutsch-Oesterreicher für die staatsmännische Thätigkeit Andrássys. Vergessen war der Groll über die bosnische Politik und der

Digitized by Google

verabschiedete Leiter der äußeren Politik gewann in den österreichischen Ländern eine Volksthümlichkeit, welche der active Minister außerhalb Ungarns nie besessen hatte. Aber auch der Krone gegenüber bewahrte Graf Andrássy seine Autorität bis an sein Lebensende. Kaiser Franz Josef hat es sich seit jeher zum Grundsatze gemacht, Fragen der Politik nur mit seinen Ministern zu discutiren und auch mit diesen bespricht er nur die Angelegenheiten, zu deren Verwaltung der betreffende Minister berufen ist. Graf Andrássy bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme. Obwohl er nicht mehr in den Geschäften stand, wurde sein Rath häufig eingeholt und in mancher heiklen parlamentarischen Lage ward seine Mitwirkung zur Lösung in Anspruch genommen, er war ein Factor im öffentlichen Leben Oesterreich-Ungarns geworden und er blieb es, bis das Siechthum seine Kraft gebrochen hatte.

Das Geheimniß dieser merkwürdigen Stellung, die Graf Julius Andrássy sich erobert und bewahrt hatte, liegt nicht in seiner Geburt, nicht in dem Ansehen und den Verbindungen seiner Familie; sie ist auch nicht allein in seinen Fähigkeiten und in dem Zauber zu suchen, welchen seine Persönlichkeit ausstrahlte, und dem Niemand sich zu entziehen vermochte, der ihm je nahe getreten war. Die Stärke des Grafen Andrássy lag in dem unbegrenzten Vertrauen, welches ihm das ungarische Volk entgegenbrachte. Obwohl einer hohen Adelsfamilie entstammend, war er nicht durch die Gunst des Herrschers, sondern durch den Wunsch seines Volkes auf die hohen Posten emporgehoben worden, die er bekleidete. Wenn Franz Deak, der „Weise der Nation" seinen Liebling als den providentiellen Staatsmann Ungarns bezeichnete, dann gab er mit diesem Worte nicht seiner persönlichen Ansicht Ausdruck, sondern dem Urtheile des ganzen ungarischen Volkes.

Das Jahr 1848 und der an dasselbe sich anschließende Unabhängigkeitskampf bilden einen Glanzpunkt in der ungarischen Geschichte. In der Gesetzgebung des Revolutionsjahres hatte die Selbständigkeit und staatliche Unabhängigkeit dieses Landes, um welche dreihundert Jahre hindurch gestritten worden war, eine klare verfassungsrechtliche Form erhalten und der Unabhängigkeitskampf galt der Behauptung der errungenen Freiheit gegen den Ansturm der Contre-Revolution. Das Jahr 1848 hatte die rechtlosen Massen des Volkes zu vollberechtigten Bürgern erhoben, es hatte die Privilegien der bevorrechteten Stände gebrochen, es hatte den Bauern befreit, den unfreien Unterthanen zum Herrn seines Daseins gemacht. Darum war das ungarische Volk im Kampfe um seine Freiheit und Unabhängigkeit erfüllt von begeisterter Hingebung, darum fand Ludwig Kossuth selbst dann noch enthusiastische Gefolgschaft, als er sich bereits auf dem verderblichen Wege der Empörung befand, und darum windet das ungarische Volk bis zum heutigen Tage den Kranz dankbarer Erinnerung um die

Häupter derjenigen Männer, die an den Ereignissen der großen Zeit theilgenommen und als Märtyrer gelitten hatten, nachdem der Absolutismus die junge Freiheit erwürgt und Ungarn in einen Kirchhof verwandelt hatte.

Die Jugend des Grafen Andrássy fiel in die Zeit der mächtigen und erregten Kämpfe, die sich im Vormärz zwischen der Metternich'schen Regierung und den ungarischen Ständen abspielten. Das imperative Mandat der Abgeordneten an der Ständetafel verpflanzte diese politischen Kämpfe in die Comitate, in deren Vertretungskörpern nicht minder heftige Schlachten geschlagen wurden, als auf dem Preßburger Reichstage. Die Comitate waren die wirksamsten Bundesgenossen der Reformpartei, der Widerstand, der in diesen zahlreichen Verwaltungsgebieten systematisch organisirt wurde, lähmte die Actionen der absoluten Regierung. Ein Matador der Alt-Conservativen, Baron Paul Sennyei ging aus dem Zempliner Comitate hervor; demselben Boden entsproß Graf Julius Andrássy, der sich schon in jungen Jahren mit Begeisterung der fortschrittlichen Partei anschloß, welche ein freies, von der reactionären Wiener Regierung unabhängiges, von einem verantwortlichen Ministerium parlamentarisch regiertes Ungarn auf ihr Panier geschrieben hatte. Wie Graf Andrássy zeitlebens der entschiedene Gegner Sennyeis geblieben ist und einen hervorragenden Antheil daran hatte, daß der Führer der Altconservativen seine politischen Ansichten nicht verwirklichen konnte, so blieb Graf Andrássy bis an sein Lebensende ein treuer Anhänger der freisinnigen Grundsätze, ein überzeugter Vertreter des streng parlamentarischen Systems und den österreichischen Parteiverhältnissen stand er nur deshalb so fremd gegenüber, weil es nicht fassen konnte, daß eine so große Partei wie die deutsch-liberale in Oesterreich in kleinlichen Fractionsintereſſen unterging und das große Ziel, ihre führende und leitende Stellung für sich und für den Staat zu erhalten, aus den Augen verlor. Die Männer, die im Jahre 1848 eine hervorragende Rolle spielten, haben mit wenigen, nicht gerade ehrenvollen Ausnahmen sich den idealen Schwung jener Zeit zu bewahren verstanden und zu diesen Männern gehörte auch Andrássy. Aber er war ein Achtvierziger, kein Neunundvierziger. Das Jahr 1848 bedeutet in Ungarn den auf dem Boden des Gesetzes geführten Kampf um die im freiheitlichen Sinne zu reformirende avitische Verfassung und um die Erhaltung der ungarischen Verfassung; das Jahr 1849 war die revolutionäre Abwehr der Contre-Revolution. Provocirt durch die Unehrlichkeit der Wiener Regierung, welche das leitende magyarische Element durch die aufgestachelten Rumänen, durch die verhetzten Serben, durch die fanatisirten Slovaken und durch die von Jellacic mobilisirten Kroaten und Grenzer erwürgen lassen wollte, um zur Rettung der Gesellschaft die neue Verfassung confisciren zu können, artete die Abwehr der Ungarn in Meuterei und Abfall aus, der Bürgerkrieg entzündete sich und der Debrecziner Reichstag, auf welchem Ludwig Kossuth die Dictatur ausübte, sprach die Entsetzung der Dynastie Habsburg aus. Graf

Andrássy bekämpfte die Reaction, welche seinem Vaterlande Verfassung, Freiheit und Selbständigkeit rauben wollte, aber er bekämpfte nicht den König von Ungarn, noch dessen durch die Verfassung gewährleisteten Rechte. Obwohl er an dem Debrecziner Reichstage — dem „Convente der Rebellen", wie ihn die österreichischen Kriegsgerichte nannten, nicht theilgenommen hatte, ward er wegen Hochverraths kriegsrechtlich in contumaciam zum Tode verurtheilt und sein Name durch Henkershand an den Galgen genagelt. Korporäle und Feldwebel urtheilten damals in Oesterreich wie in Ungarn über staatsrechtliche Fragen ab und auf Grund solcher Urtheile vollzogen Jellacic, Haynau, Windischgrätz, „kraft Rechtens" jene Bluttaten, welche man die Pacification oder die Rettung der Gesellschaft zu nennen liebte. Graf Andrássy zog es vor, die Martialrichter nicht weiter mit seiner Persönlichkeit zu behelligen. Aus Konstantinopel, wohin ihn eine diplomatische Mission der Revolutionsregierung geführt hatte, begab er sich nach Paris, wo der Boden für ihn sicherer war, als in der Heimat, welches der auf die Bajonette und den Krummstab gestützte Absolutismus unter sein Joch gedrückt hatte.

Die Jahre des Exils bildeten für Andrássy die Zeit der Reife. Paris war der Mittelpunkt der ungarischen Emigration, welche der neue Cäsar an der Seine anlockte und die deshalb auf Napoleon ihre Hoffnungen setzte. Graf Andrássy lernte das Treiben der Emigranten, die Intriguen und Verschwörungen derselben von der Nähe kennen, er hatte Kenntniß von den Fäden, die zwischen London, Paris, und Turin, zwischen Napoleon Cavour, Mazzini und Kossuth gesponnen wurden, er durchschaute aber auch das frivole Spiel, welches die französische Politik mit der Noth, der Verbitterung und der glühenden Vaterlandsliebe der ungarischen Exilirten trieb und er gewann die Ueberzeugung, daß Napoleon III. die revolutionäre Propaganda zwar zur Förderung seiner Zwecke, zur Schwächung Oesterreichs ausnützen werde, daß aber Ungarn für seine politische Wiedergeburt von dieser Seite eine directe Unterstützung nicht zu erwarten habe. Als Graf Andrássy nach siebenjährigem Aufenthalte im Auslande auf die dringende Verwendung seiner Mutter die Erlaubniß zur Rückkehr nach Ungarn erhielt, war es die klare und nüchterne Beurtheilung der aussichtslosen Lage, in welcher sich die Emigration befand, wodurch er die Aufmerksamkeit Franz Deaks im höchsten Maße erregte. Beide Männer stimmten in der Verurtheilung der revolutionären Propaganda, wie in der Ueberzeugung überein, daß Ungarns Zukunft nicht in dem Zerfalle der Monarchie, sondern nur in dem Bestande derselben gesichert sei und daß der Kampf um Ungarns Recht nicht mit jenen Waffen zu führen sei, welche das Land schon einmal in ein Meer von Blut gestürzt hatten, sondern mit den Waffen des Rechts. Hatte der Charmeur Andrássy, das Herz des „alten Herrn" im Fluge erobert, so gewann diese Harmonie der beiderseitigen Ansichten dem Grafen Andrássy das unumschränkte Vertrauen Franz Deaks und Franz Deak war damals

der Kopf und der Mund Ungarns, dessen Volk in grenzenloser Verehrung zu seinem Führer aufblickte.

Indessen die Waffen des männertödtenden Krieges gewannen noch zweimal für die Gestaltung der Dinge eine entscheidende Bedeutung. Bei Magenta und Solferino fiel das System der „ererbten Uebelstände", bei Königgrätz wurde das Drei-Grafen-Ministerium geschlagen, dessen geistiges Haupt jener Moriz Eszterházy war, zu dessen Entschuldigung nach den Enthüllungen der neuesten Memoiren-Literatur heute vielleicht angenommen werden darf, daß er schon zu jener Zeit unter der Einwirkung einer Psychose handelte. Der Sturz des Cabinets Belcredi beendete die Verschwörung der feudalen Magnaten gegen die Einrichtung freiheitlicher Verfassungszustände in Oesterreich und Ungarn, der ungarische Ausgleich kam zu Stande. Die Phasen der langwierigen Verhandlungen zu schildern, ist hier nicht der Ort, aber in allen Phasen derselben stand Graf Andrássy an erster Stelle. War Franz Deak der Feldherr, dann stand ihm Andrássy als Generalstabschef und zugleich als Diplomat zur Seite, welcher die ertheilten Dispositionen praktisch zur Ausführung brachte, unausgesetzt mit den gegebenen Machtfactoren zu rechnen verstand und den österreichischen Staatsmännern gegenüber mit glänzendem Geschick und siegreicher Gewandtheit als Unterhändler auftrat. Was die Thätigkeit, die Klugheit und das Genie Andrássys für das glückliche Zustandekommen des Ausgleichs bedeutete, hat Niemand rückhaltloser und neidloser anerkannt, als Franz Deak in seiner antiken Größe. Er war es, auf dessen Vorschlag der Reichstag den Graf Andrássy mit der Obliegenheit betraute, bei der Krönung des Kaisers zum König von Ungarn in Stellvertretung des Palatinus die Krone auf das Haupt des Königs zu setzen und auf den Vorschlag Deaks ward Graf Julius Andrássy als erster Ministerpräsident Ungarns mit der Bildung des ersten Cabinets betraut.

Die Ministerpräsidentschaft Andrássys schildern, hieße die Geschichte des Wiedererstehens des ungarischen Staates und dessen Reorganisation schreiben. Von Grund auf mußte damals Alles neugebaut werden; das absolute System hatte einen solchen Haß gegen sich hinterlassen, daß selbst manche gute Einrichtung desselben nicht beibehalten werden konnte. Graf Andrássy war zwar nicht der Mann der Detailarbeit, allein er war der Mann der großen, intuitiven Conception; stets voll Ideen gab er auf den mannigfachsten Gebieten fruchtbare Anregungen. Sein unmittelbares Werk ist die Umgestaltung Pests; aus einer mittleren Provinzstadt schuf er eine große, schöne Hauptstadt; er gab seinem Lande eine Capitale, welche für ganz Ungarn einen mächtigen reizvollen Mittel- und Anziehungspunkt bildet, deren Wachsthum und Gedeihen das Herz jedes Ungarn mit Stolz erfüllt. Es galt die Einführung des reinen parlamentarischen Systems, dessen Consolidirung nach Oben wie nach Unten, die Herstellung der Harmonie zwischen dem System der ministeriellen Verantwortlichkeit und dem alten

oft widerhaarigen Municipalismus, welcher aus dem Bewußtsein seine Kraft schöpfte, daß an seinem zähen Widerstande die centralisirende Richtung früherer Regierungen so oft Schiffbruch gelitten hatte. Wenn der Parlamentarismus in Ungarn bis zum heutigen Tage sich ungebeugt erhalten hat, während er in Oesterreich nach kaum zweijährigem Bestande einem schwächlichen Scheinparlamentarismus weichen mußte, so fällt ein guter Theil des Verdienstes auf Andrássy zurück; allerdings hat es auch die ungarische Nation verstanden, den Parlamentarismus als ein kostbares Kleinod zu bewahren, welches die Opfer werth war, die für dasselbe gebracht werden mußten. Andrássy fiel auch die Errichtung und Organisation der ungarischen Honvédarmee anheim, deren Aufstellung er bereits während der Ausgleichsverhandlungen in der ersten Hälfte des Jahres 1866 angeregt hatte und die er nun als Parlamentsheer in's Leben rief, um den Umtrieben der revolutionären Elemente, welche den staatsrechtlichen Ausgleich nicht annahmen, sondern bekämpften, einen mächtigen Damm zu setzen und denselben ihren bedrohlichen Charakter zu entziehen.

In die Zeit seiner Ministerpräsidentschaft fällt auch der gewaltige Verfassungskampf in Oesterreich, der Kampf gegen die Fundamentalartikel, welche die Wiederherstellung des böhmischen Staatsrechtes, die Föderalisirung der Monarchie und die Slavisirung Oesterreichs zum Zwecke hatten. Heute ist es außer Zweifel gestellt, daß Graf Andrássy in diesem verzweifelten Ringen eine weit hervorragendere und ausschlaggebendere Rolle spielte, als der Reichskanzler Graf Beust, dessen Stellung damals schon erschüttert war und dessen Ansehen nicht mehr ausreichte, um den Umsturzbestrebungen Einhalt zu gebieten. Die Cabinetsfrage, die Andrássy in aller Form der Krone gegenüber aufwarf und welche eine unabsehbare Krise in Ungarn bedeutete, bewirkte den Sturz des Ministeriums Hohenwart und der Fundamentalartikel. Clam-Martinitz und Schäffle, welche den Oesterreichern das „wahre Oesterreicherthum" lehren wollten, erschienen dem Grafen Andrássy als die Bedroher der freiheitlichen Principien, auf welchen das ungarische Staatswesen aufgerichtet war; dem Czechenthum gegenüber aber stand Andrássy auf dem Standpunkte der streng deakistischen Maxime, welche den Dualismus als unzertrennlich betrachtete mit der Herrschaft des ungarischen Stammes in Ungarn und mit der leitenden Stellung der Deutschen in Oesterreich.

Wir haben bereits auf die erschütterte Stellung des Grafen Beust hingewiesen; der Reichskanzler besaß, bereits als die Fundamentalartikelkrise ihre Höhe erreicht hatte, nicht mehr das volle Vertrauen der Krone die von ihm gestellte Kabinetsfrage hätte die Durchführung des föderalistischen Experimentes und die Herstellung des böhmischen Staates nicht gehindert. Wenige Wochen nach der Entlassung des Grafen Hohenwart fand sich — wie Graf Beust selbst erzählte — bei ihm der Staatsrath

Baron Braun ein, um sich in überaus lebhafter Weise nach dem Gesundheitszustande des Reichskanzlers zu erkundigen und demselben begreiflich zu machen, daß nach den Aufregungen der letzten Monate die Gesundheit des Ministers erschüttert und diesem eine Erholung willkommen sein dürfte. Als Graf Beust sich trotz dieser verständlichen Andeutung begriffsstützig zeigte, rückte der Director der kaiserlichen Cabinetskanzlei ganz offen mit dem Zweck seines Besuches heraus und erklärte dem Reichskanzler: Der Kaiser habe mit der Entlassung des Grafen Hohenwart ein großes Opfer gebracht, man müsse es nun dem Kaiser leicht machen, das Opfer zu tragen und dazu müsse Graf Beust mitwirken. Anscheinend riß also der Sturz Hohenwarts Beust mit sich, in Wirklichkeit war Graf Beust mit dem Fiasco gefallen, welches seine äußere Politik gemacht hatte.

Die Politik der freien Hand, welche Graf Beust in der ersten Delegationssession proclamirt hatte, war im Grunde nichts Anderes, als die Politik der Revanche gegen Preußen, Hand in Hand mit Frankreich. Man ennt heute die Abmachungen Beusts mit Grammont aus dem Jahre 1870, man weiß aber auch, daß Graf Andrássy direct den Herzog von Grammont warnte, auf Zusagen Beusts in diesem Punkte zu bauen, da die Monarchie gegen den Willen Ungarns keinen Krieg führen werde. Denn die führenden ungarischen Staatsmänner waren, obwohl es in Ungarn sehr lebhafte französische Sympathieen gab, die sich noch steigerten, als nach Sedan in Frankreich die Republik errichtet wurde, nicht nur Gegner jeder Revanche, sondern in ihnen bildete sich schon damals die Ueberzeugung heraus, daß die beiden mitteleuropäischen Großmächte auf einander angewiesen seien, daß man die alte, aus der Rivalität in Deutschland entsprungene Feindschaft vergessen müsse und daß durch die gegenseitigen Interessen die Grundlage für einen aufrichtigen und dauerhaften Freundschaftsbund gegeben sei. Niemand hat sich dieser Idee mit größerem Feuereifer hingegeben, als einer der vornehmsten Geister und schärfsten Denker Ungarns, Baron Josef Eötvös, welcher den unvergänglichen Ruhm, den er sich durch die Organisation des ungarischen Unterrichtswesens erworben hat, noch erhöht hat, durch den weiten staatsmännischen Blick, den er für die naturgemäße Entwickelung der internationalen Verhältnisse Deutschlands und Europas in geradezu überraschender Weise bekundet hat. Am 17. August 1870 schreibt der in Carlsbad zur Badecur weilende Unterrichtsminister Baron Eötvös in einem vertraulichen Privatbriefe an den Ministerpräsidenten Grafen Andrássy: „Wenngleich der leicht errungene Sieg der Preußen einige Bedenken einflößen könnte, kann für uns eine eigentliche Gefahr nur von den Slaven her drohen .... Das deutsche Volk kann noch lange nicht an Eroberungen denken und das hauptsächlich deshalb, weil der jetzige Sieg nicht von Preußen, sondern vom deutschen Volke errungen wurde, und das deutsche Volk wird als solches auf Preußen insofern einwirken, als nunmehr die Idee der

deutschen Einheit an die Stelle Preußens treten wird. Ich gebe zu, daß das deutsche Kaiserthum wieder hergestellt und daß ein Hohenzoller vor unseren Augen in Frankfurt gekrönt werden wird. Allein der jetzige Feldzug hat dargethan, daß Deutschland stark sein kann, ohne daß die Staatsindividualitäten Bayerns, Württembergs, Sachsens u. s. w. verschwinden müßten . . . Ueberdies ist die Lage so, daß Deutschland das ganze Donauthal denn doch nicht occupiren kann; es liegt daher in seinem eigenen Interesse, daß dieses im Besitze einer ihm freundlichen, zum Theile deutschen Macht verbleibe und nicht in den Besitz einer slavischen Macht übergehe. Und gerade weil die preußische Politik von einem Mann geleitet wird, den keine Sentimentalität plagt, haben wir von Preußen, wenn es nur nicht provocirt wird, nichts zu fürchten und darum halte ich die Herstellung freundlicher Beziehungen zu dieser Macht vor allem Anderen für nothwendig.“ Und am 28. August desselben Jahres schreibt Baron Eötvös wieder aus Carlsbad an den Grafen Andrássy: „Noch mehr wie stets, seit 1866 ist es jetzt meine Ueberzeugung, daß die einzige Bürgschaft unserer friedlichen Fortentwickelung darin gelegen ist, daß wir mit Preußen auf gutem Fuße stehen. Dies mag auch der Grund sein, warum ich mich oft im Traume mit unserem Minister des Aeußeren befasse und zwar nicht auf eine angenehme Weise. Mein einziges Vertrauen beruht auf Dir, der Du weder Börsencurse, noch die Gunst der Journale suchst, sondern nur eine Selbstsucht kennst, diejenige des Vaterlandes.“

Man ersieht aus diesen vertraulichen Aeußerungen Eötvös' die Gründe, aus welchen die öffentliche Meinung und die Staatsmänner Ungarns, die vordem dem Grafen Beust in Anerkennung seiner Verdienste um das Zustandekommen des Ausgleichs große Sympathien entgegengebracht hatten, dem Reichskanzler entfremdet wurden und gegen ihn sogar eine feindselige Haltung einzunehmen begannen. Die in obigen Briefen niedergelegten politischen Ideen, denen Graf Andrássy vollkommen beistimmte, zeigen, wie zuerst in Ungarn der Gedanke an jenen Allianzvertrag aufkeimte, der neun Jahre später thatsächlich und unter hervorragender Mitwirkung des Grafen Andrássy geschlossen wurde und heute der Hort des europäischen Friedens geworden ist. Im Geiste dieser von Eötvös vertretenen Politik hatte Graf Andrássy bereits unmittelbar nach dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges gehandelt. In dem großen Kronrathe, der am 18. Juli 1870 in Wien über die Haltung der Monarchie entscheiden sollte, siegte der Standpunkt Andrássys über jenen Beusts, die Revanche-Politik wurde in dem Augenblicke zurückgewiesen, in welchem sie Aussicht hatte, sich verwirklichen zu können. Eine mächtige Stütze allerdings fand Graf Andrássy in der erregten Stimmung der öffentlichen Meinung Deutsch-Oesterreichs, deren ungetheilte Wünsche dem Siege der deutschen Waffen gehörte und die sich mit elementarer Macht gegen die Möglichkeit aufbäumte, daß Oesterreich dem stammverwandten Deutschland in der Zeit

Digitized by Google

der höchsten nationalen Noth in den Rücken fallen solle. Dies war das erste Fiasco, welches die Beust'sche Politik erlebte.

Allein Graf Beust verstand die Zeichen der Zeit nicht zu deuten. Am 9. November 1870 las der russische Botschafter in Wien dem Grafen Beust die Note Gortschakoffs über die Pontusfrage vor. An den folgenden Tagen wurde die Reichskanzlei auf dem Ballhausplatze von den diplomatischen Vertretern der Mächte förmlich belagert; in London, in Berlin, auf der hohen Pforte wollte man wissen, welche Stellung Oesterreich-Ungarn zu dem von Rußland begangenen, flagranten Rechtsbruche einnehmen werde. Graf Andrássy, vertraulich und ohne Wissen Beust's, von dem Vorgefallenen verständigt, wartete zwei Tage auf eine Mittheilung, endlich eilte er voll Ungeduld nach Wien. Er fand den Reichskanzler ebenso wenig, als ihn die Botschafter gefunden hatten. Graf Beust war am 10. November, ohne sich um den Rücktritt Rußlands vom Pariser Vertrage viel zu kümmern, nach München gereist, um auf die Haltung der deutschen Südstaaten bei den gerade damals in Versailles schwebenden Verhandlungen über die staatsrechtliche Stellung der Letzteren zum deutschen Reich Einfluß zu nehmen. Die Intrigue gegen das deutsche Einigungswerk stand ihm höher, als die Zurückweisung der Insulte, welche Europa soeben von Rußland empfangen hatte, als die Wahrung der großen und wichtigen Interessen der Monarchie, welche durch die russische Action verletzt wurden. Man hat dem Grafen Beust im Kreise der ungarischen Politiker und an viel höherer Stelle diese Leichtfertigkeit in der Behandlung der Pontusfrage nie verziehen, ja es wurde aus dieser Haltung ein viel ernsterer Vorwurf als jener der Leichtfertigkeit gegen den Grafen Beust erhoben. Graf Beust machte zu seiner Entschuldigung geltend, Rußland müsse Preußens vollständig sicher gewesen sein, wenn es in so entschiedener Weise den Pariser Vertrag eigenmächtig außer Kraft zu setzen wagte. Heute ist es klar gestellt, daß Kaiser Wilhelm und Bismarck den Schritt Rußlands als einen Treubruch betrachten und daß man in St. Petersburg sehr besorgt über die Folgen des Wagnisses war. „Auf dem Berliner Congreß — so erzählte Graf Andrássy dem Schreiber dieser Zeilen — promenirte ich einmal mit Gortschakoff im Couloir des Sitzungssaales. Gortschakoff kam auf einzelne Vorkommnisse aus seiner diplomatischen Laufbahn zu sprechen und hob hervor, in welcher Angst er die Zeit nach Absendung der Pontusnote zugebracht habe. Fünf Tage — sagte er — habe ich mich damals eingesperrt und Niemanden empfangen. Unausgesetzt zitterte ich davor, es könnte mir eine Depesche, enthaltend den Protest einer Macht überbracht werden. Wir hatten damals nicht mehr als 50 000 Mann zur Verfügung. Auf den ersten energischen Protest hätten wir die Note wieder zurückziehen müssen. Erst nach fünf Tagen athmete ich wieder auf, wir hatten gewonnen."

Noch schwieriger gestaltete sich für Beust die Lage, als die freund-

schaftliche Annäherung zwischen dem geeinigten Deutschland und der österreichisch-ungarischen Monarchie sich thatsächlich vollzogen hatte und als es galt, dieses vielversprechende Verhältniß, das in der Kaiser-Entrevue zu Salzburg im Hochsommer des Jahres 1871 auch seinen feierlichen äußeren Ausdruck empfing, aufrichtig zu pflegen und ehrlich auszugestalten. In Berlin brachte man begreiflicher Weise dem Grafen Beust wenig Vertrauen entgegen, auch in Pest war man von seinem guten Willen nichts weniger als überzeugt und selbst in der Wiener Hofburg mußten Bedenken auftauchen, ob Graf Beust der richtige Mann sei, eine Politik zu inauguriren, die mit seiner ganzen Vergangenheit in Widerspruch stand. Graf Beust hatte sich selbst den Boden abgegraben, der Abschluß der inneren Krisis im November 1871 war nur der Anlaß, keineswegs die Ursache seines Sturzes und gradezu albern ist es, wenn in einem großen Pamphlet, welches Geschichte zu schreiben vorgiebt, der Sturz Beusts auf die Intriguen Andrássys und einiger ungarischer Edeldamen zurückgeführt wird. Graf Beust wurde durch nichts gestürzt, als durch den Sturze seiner Politik.

Nicht ohne Grund haben wir uns mit diesen Krisen und Kämpfen eingehender beschäftigt. Sie zeigten, daß das führende Element in denselben Graf Andrássy war, er war sonach auch der prädestinirte Mann, dem Beusts Erbschaft mit Naturnothwendigkeit zufallen mußte. Im Spätherbst 1871 übernahm Graf Andrássy die Leitung der äußeren Angelegenheiten. Eine verheißungsvolle Verlassenschaft war es nicht, die ihm nach dem Grafen Beust blieb. Oesterreich-Ungarn war ein isolirter Staat. Mit Deutschland waren eben die ersten Fäden zu einem besseren Verhältniß geknüpft worden, und dem Königreich Italien standen nicht blos die militärischen und officiellen Kreise mit jener Verbitterung gegenüber, welche den Verlust zweier herrlicher Provinzen begreiflicher Weise erzeugen mußte; in Italien aber machte Niemand ein Hehl von den Zukunftsplänen, welche man allgemein bezüglich des Trento und des Küstenlandes, mit Einschluß Triests, hegte. Rußland endlich hatte mit der Kündigung des auf das schwarze Meer bezüglichen Theiles der Pariser Congreßacte dargethan, daß die Epoche seiner Sammlung abgeschlossen und daß es gewillt sei, nunmehr wieder activ in Europa aufzutreten. Der Aufstand in der Crivoscie, die omladinistischen Agitationen in Serbien, die panslavistische Bewegung in Böhmen hatten gezeigt, daß der Rubel bereits auf Reisen gegangen war.

Solcher Gestalt war die Lage, die Graf Andrássy bei seinem Einzuge in die alte Staatskanzlei vorfand und selbst seine bittersten Feinde gestehen zu, daß sich ein fundamentaler Wechsel vollzogen hatte, als Andrássy acht Jahre später seinen Abschied nahm. Die Zeit, in welcher er als leitender Minister an der Spitze der Monarchie stand, ward die Glanzzeit seines Lebens; sie war aber auch die Periode wieder aufsteigender Macht und des neu errungenen Ansehens der österreichisch-ungarischen Monarchie.

War das Oesterreich des alten Metternich gefürchtet, so wurde das dualistische Oesterreich-Ungarn unter Andrássy zum Gegenstande der Achtung und der Sympathie und nie war der absolute Einheitsstaat so mächtig, militärisch so kraftvoll organisirt gewesen, als das dualistische Reich, welches sich aus zwei constitutionell regierten Staaten zusammensetzte. Einen ungarischen Staatsmann, der an der Begründung des Dualismus einen so hervorragenden Antheil hatte, wie Andrássy, mußte gerade diese Entwickelung mit hoher Befriedigung erfüllen, die Zeit, in welcher er die Leitung der äußeren Politik der Monarchie führte, hat die Probe für das dualistische Problem gebildet, sie hat gelehrt, daß die gewichtigsten Bedenken, welche gegen den Dualismus vom Standpunkte der Actionsfähigkeit und der Machtstellung der Monarchie im Treffer geführt wurden, unbegründet waren. Graf Andrássy hat das neue staatsrechtliche Verhältniß, auf welchem sich die Monarchie aufbaute, gleichsam Europa-fähig gemacht.

Die Geschichte der Ministerschaft Andrássys ist die Geschichte der jüngsten Orientkrise bis zum Berliner Congresse und bis zur Occupation Bosniens und der Herzegowina. Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, diese Krise in ihren Einzelheiten zu verfolgen. In allen Phasen derselben spielte Graf Andrássy eine führende Rolle, überall trat gleichmäßig sein Streben hervor, den Frieden zu erhalten, den Ausbruch eines Weltbrandes zu verhindern und bei alledem die Interessen der Monarchie zu wahren, die berechtigten Ansprüche Oesterreich-Ungarns zur Geltung zu bringen, bedrohliche Aspirationen Rußlands zurückzudrängen. Zum ersten Mal fand er Gelegenheit, die russischen Bestrebungen zu durchkreuzen, als er im Jahre 1875 während des Aufstandes in der Herzegowina in Berlin mit den Fürsten Bismarck und Gortschakoff zusammentraf. Letzterer brachte zur Entrevue ein Memoire, von dem Andrássy äußerte, daß es ihm die Schamröthe ins Gesicht getrieben habe. Andrássy weigerte sich rundweg, das Memoire als Grundlage einer Verhandlung anzunehmen und dasselbe verschwand von der Bildfläche, an seine Stelle trat die Reform-Note, welche Graf Andrássy erließ. Nicht besser erging es einem zweiten Memoire Gortschakoffs. Auf der Fahrt nach Reichstadt trafen die beiden Minister zusammen und im Coupé begann Gortschakoff seinem Collegen ein langes Memoire über die russischen Pläne vorzulesen. Eine Weile hörte Andrássy die fein gedrechselten Perioden des Schriftstückes schweigend an; plötzlich nahm er seinem Gegenüber das Memoire aus der Hand und redete ihn an: „Mein Fürst! beantworten Sie mir eine Frage mit Ja oder Nein, dann brauchen wir die lange Auseinandersetzung nicht: Wollen Sie Konstantinopel oder wollen Sie es nicht?“ — In Reichstadt kam das Memoire Gortschakoffs nicht mehr zum Vorschein.

Dem russisch-türkischen Kriege im Jahre 1877 gegenüber blieb die österreichisch-ungarische Monarchie neutraler Zuschauer. Graf Andrássy war — sehr im Gegensatze zu vielen seiner ungarischen Landsleute — der

Ueberzeugung, daß der Auflösungsproceß auf dem Balkan nicht aufzuhalten sei, daß selbst ein bewaffnetes Einschreiten Oesterreichs zu Gunsten des osmanischen Reiches die Decomposition nur verzögern, aber nicht zum Stillstand bringen könnte. Aber er war sich auch von Anfang an darüber klar, daß die neue Ordnung im Orient nicht von Rußland dictirt werden dürfe, sondern von Europa eingerichtet werden müsse. Als vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges auf dem Ballplatze ein russischer Diplomat erschien und die vertrauliche Anfrage verbrachte, ob Oesterreich einer Action Rußlands feindlich entgegentreten werde, lautete die Antwort Andrássys dahin, Oesterreich-Ungarn fühle nicht den Beruf, Rußland in den Arm zu fallen, aber der Friede werde nicht ohne Oesterreich geschlossen werden. Getreu seinem Vorsatze blieb Graf Andrássy unbeweglich während des ganzen Krieges; er trat auch dann nicht in Action, als das russische Heer bei Plevna in die bedenklichste Lage gekommen war und es nur eines geringen Kraftaufgebotes bedurft hätte, um Rußland jede Bedingung aufzuerlegen. Graf Andrássy hielt treu zu den Vereinbarungen, die vor der Entrevue in Reichstadt getroffen und daselbst besiegelt worden waren. Der Friede von San Stefano aber, der ein Bruch dieser Abmachungen war, rief überall und so auch in Wien, Entrüstung und Bestürzung hervor. Graf Andrássy entschloß sich von den Delegationen einen Credit von 60 Millionen Gulden zu verlangen. In St. Petersburg war man sich bewußt, daß diese Forderung eine Rüstung gegen Rußland bedeute. Man war sich klar über die bedenkliche Lage der russischen Armee, welche sich, wenn Oesterreich mobilisirte, in einer Falle befand und man wurde geradezu consternirt, als — wenngleich ohne Verabredung mit Oesterreich — gleichzeitig die englische Flotte in der Besika-Bai vor Anker ging. Der russische Botschafter in Wien erschien beim Grafen Andrássy, um sich Auskunft über die Bedeutung der den Delegationen unterbreiteten Creditvorlage zu erbitten. Graf Andrássy berief sich trocken darauf, daß er vor Ausbruch des Krieges Rußland keinen Zweifel darüber gelassen habe, daß der Friede nicht zwischen Rußland und der Türkei, sondern unter Mitwirkung Europas geschlossen werden würde. Der Friedensschluß von San Stefano bestehe nicht zu Recht; sollte Rußland einen einzigen Schritt zur Durchführung dieses Friedens machen, dann würde eine österreichische Armee aus den siebenbürgischen Pässen hervormarschiren und dem russischen Heere einfach die Rückzugslinie abschneiden. Graf Andrássy behielt Recht, Rußland mußte sich fügen; der Tractat von San Stefano wurde zerrissen, Europa schuf auf dem Berliner Congreß die neue Ordnung auf der Balkanhalbinsel; Rußland hatte einen großen Krieg geführt, aber die Früchte desselben nicht geerntet.

Von dem Berliner Congresse, auf welchem Andrássy neben Bismarck, Beaconsfield und Gortschakoff eine so glänzende Rolle gespielt hatte, brachte er das europäische Mandat zur Besetzung und Verwaltung

Bosniens und der Herzegowina heim. Andrássy war nicht eitel im gewöhnlichen Sinne des Wortes, und doch kränkte es ihn tief, daß er bei seiner Heimkehr so wenig Anerkennung gefunden habe. Manchmal in späteren Jahren sprach er in Worten des Neides über den Triumphzug, der Lord Beaconsfield, welcher für England doch nur das kleine Cypern erworben hatte, bereitet worden war, während er doch der Monarchie ohne Schwertstreich zwei Provinzen errungen habe. In der That war dem so; Graf Andrássy fand für dieses sein Werk herzlich wenig Anerkennung. In der Hofburg war man verstimmt darüber, daß Bosnien und die Herzegowina der Monarchie nur zur Besetzung und Verwaltung zugewiesen und dem Sultan alle Souverainetätsrechte auf diese Länder gewahrt worden waren. Man hatte die Annexion, den Erwerb dieser Provinzen ohne Vorbehalt erwartet, zumal Rußland durch den General Suwaroff Oesterreich diese Provinzen schon i. J. 1877 hatte anbieten lassen, allerdings unter einer Bedingung, welche Andrássy mit aller Entschiedenheit ablehnte, daß nämlich Rußland Bulgarien als Pfand für die Einhaltung der Verpflichtungen der Türkei gegen ihre christlichen Unterthanen besitzen dürfe. Der Abtretung Bosniens und der Herzegowina setzten aber die türkischen Congreßbevollmächtigten — von Rußland aufgestachelt — einen so zähen Widerstand entgegen, daß Andrássy, um zu einem Abschlusse zu gelangen, nachgab und sich mit dem Occupations-Mandate zufrieden gab, trotz der völker- und staatsrechtlichen Schwierigkeiten, deren Keime dieses eigenartige Verhältniß in sich trägt. Die Bevölkerung Oesterreichs und Ungarns konnte sich für die Occupation nicht begeistern. Man befürchtete — und die Folge hat dieser Besorgniß Recht gegeben — daß die Durchführung der Occupation große Opfer an Blut und Geld kosten werde. Die Expansionsbestrebungen an sich fanden keinen Anklang, man erblickte in der Occupationspolitik die Wiederaufnahme der alten italienischen Politik Oesterreichs in veränderter, verschlechterter Form, man ahnte einen Rückschlag auf die innere Politik, und in Ungarn gab es Kreise, welche mit einer gewissen Beängstigung die Eingliederung eines dritten absoluten Gebietes in das dualistische Gefüge sahen. In Ungarn führte auch die Occupation zu einer Cabinetskrise, in Oesterreich hatte sie mittelbar in ihrem Gefolge eine Umgestaltung des Regierungssystems zu Ungunsten der Deutschen, zu Gunsten der Slaven. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Graf Andrássy die Befriedigung, daß man sich allseitig mit den vollzogenen Thatsachen abfand und sogar mit Wohlwollen das große Culturwerk verfolgte, welches sich Tag für Tag in den neuen Provinzen der Monarchie vollzieht. Noch stehen wir in der Entwickelung der Dinge und ein abschließendes Urtheil über die bosnische Politik Andrássys ist zur Stunde nicht möglich. Gewiß ist nur eines: die kriegerische Verwickelung, deren Verhinderung das Ziel der Bestrebungen Andrássys war, ist auch bis zur Stunde nicht eingetreten, trotz aller

Fährlichkeiten der europäischen Lage dauert der Friede nun im elften Jahre nach seinem Rücktritte aus dem Amte fort.

Die bedeutendste staatsmännische Leistung Andrássys und die nachhaltigste Frucht seines amtlichen Wirkens ist der Abschluß des Bündnißvertrages mit Deutschland im September 1879. Wie sich auf österreichischer Seite das Bedürfniß nach dieser Allianz herausbildete, haben wir oben dargelegt; die Motive, welche auf deutscher Seite die entscheidenden waren, hat Fürst Bismarck in seiner großen Rede wenige Tage nach der am 3. Februar 1888 erfolgten Veröffentlichung des Bündnißvertrages auseinandergesetzt. Die Veröffentlichung dieses Vertrages hatte eine sensationelle Wirkung auch für Andrássys staatsmännischen Ruf. Selbst in jenen Kreisen der Deutsch-Oesterreicher, in denen man dem Grafen Andrássy noch immer Groll nachtrug nicht nur wegen seiner bosnischen Politik, sondern auch wegen der Gegnerschaft, die er der Verfassungspartei in Folge ihrer Opposition bethätigt und die er seit dem Experiment Taaffe mehr als einmal bereut hat, — selbst in diesen Kreisen söhnte man sich vollständig mit ihm aus und man feierte rückhaltslos das staatsmännische Genie des Mannes, der als demissionirter Minister diesen festen Wall für den europäischen Frieden geschaffen hatte! Zähneknirschend standen an diesem Tage in Oesterreich seitwärts nur die Czechen und ihre südslavischen Freunde.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, die Bemerkung beizufügen, daß der Bündnißvertrag nicht ganz nach dem Wunsche des Fürsten Bismarck ausgefallen ist. Fürst Bismarck hegte den Wunsch, Oesterreich-Ungarn möge die Verpflichtungen des Allianzvertrages auch für den Fall auf sich nehmen, daß Deutschland von Frankreich allein angegriffen würde. Graf Andrássy widerstrebte dieser Forderung. Er könne, wie er auseinandersetzte, nur solche Verpflichtungen eingehen, deren unbedingte Einhaltung er verbürgen könne. Zwischen Frankreich und Oesterreich-Ungarn bestehe keinerlei divergirendes Interesse und in der Bevölkerung der Monarchie müßte es den größten Rejens erregen, wenn im Falle eines Krieges Deutschlands gegen Frankreich die österreichische Armee gegen Frankreich mobilisirt werden sollte. Er müßte zweifeln, ob diese Stipulation gerade dann zur Ausführung käme, wenn der casus fœderis gegeben wäre. Graf Andrássy beharrte selbst dann bei dieser ablehnenden Haltung, als Fürst Bismarck betonte, die Aufnahme dieser Bestimmung sei ein ausdrücklicher Wunsch des Kaisers Wilhelm, welcher darauf das allergrößte Gewicht lege und von der Einfügung derselben sei vielleicht das Zustandekommen der Allianz abhängig. Graf Andrássy erklärte sich daraufhin bereit, den Kaiser Franz Josef zu bitten, daß er einen anderen Bevollmächtigten mit den Negociationen betraue, er selbst weigerte sich, seinen Namen unter einen Vertrag zu setzen, bezüglich dessen er von der Unausführbarkeit einer der wesentlichsten Bestimmungen überzeugt sei. Um diesen Punkt drehten sich die Verhandlungen tagelang; Fürst Bismarck drängte, der Tag seiner Abreise

nahte heran. Am Abend vor derselben war im „Hotel Imperial" bis in die anbrechende Nacht verhandelt worden, Graf Andrássy fuhr nach Schönbrunn, wo er im Stöckelgebäude den Sommer über wohnte. Er war der Ueberzeugung, daß die Verhandlunden über den Bündnißvertrag gescheitert seien. Am folgenden Tage, in früher Morgenstunde, erschien Fürst Bismarck im Stöckelgebäude. Noch einmal erhob er seine Forderung, noch einmal wurde die ganze Frage durchdiscutirt. Graf Andrássy blieb fest, wenn ihm auch innerlich gar bänglich zu Muthe war. Fürst Bismarck wurde endlich nervös, ungeduldig erhob er sich und rief mit starker Stimme: „Wenn Sie durchaus nicht wollen, nun dann — — (hier machte der Reichskanzler eine lange Pause) unterschreibe ich auch so!" Der Präliminarvertrag ward unterschrieben, das Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich war zu Stande gekommen.

Als demissionirter Minister unterfertigte Graf Andrássy den Allianz-Act, am 7. Oct. 1879 ward dieser endgiltig ausgefertigt, vom 8. Oct. datirt das kaiserliche Handschreiben, mit welchem das Entlassungsgesuch Andrássys angenommen wurde. Der Grund seines Rücktrittes war ein einfacher: er wollte gehen, nicht gegangen werden. Noch besaß er das volle Vertrauen seines kaiserlichen Herrn, aber seit seiner Heimkehr aus Berlin fand seine Feinfühligkeit manchen Grund zur Verstimmung. Auch mit den hohen militärischen Kreisen stand Graf Andrássy nicht auf dem allerbesten Fuß; er nahm für sich ein selbständiges Urtheil in militärischen Dingen in Anspruch und er trat den Forderungen des Militärs entgegen, wenn er in demselben nicht eine Nothwendigkeit, sondern unnütze Wichtigthuerei erblickte. Das so oft gegen ihn ausgebeutete Wort: Man könne Bosnien mit einer Compagnie und einer Musikbande erobern, fiel in einer militärischen Berathung über die Vorbereitung der Occupation. Graf Andrássy legte das Hauptgewicht auf eine entsprechende administrative Vorbereitung der Occupation und war der Meinung, daß nach einer entsprechenden Präparation die Besetzung mit einer bescheidenen Truppenmacht durchgeführt werden könne. Das angeführte Wort war eine absichtliche Uebertreibung Andrássys, gerichtet gegen die kostspieligen Outrirungen der Generäle, insbesondere des F. Z. M. Philippovich, von dessen Befähigung zur Durchführung der Occupation und zur Organisation der neuen Verwaltung Graf Andrássy nicht sonderlich überzeugt war. Je mehr die Geschichte der Occupation den Anschauungen Andrássys Recht gab — man erzählt in vertrauten und gut informirten Kreisen gar merkwürdige Dinge über die Führung in diesem Occupationsfeldzuge — desto weniger freundliche Gefühle hegte man gegen Andrássy und er konnte häufig genug die Wirkung dieser Feindschaften merken. So faßte er einen unerschütterlichen Entschluß: er schied in der Stunde seines höchsten Glückes und wartete nicht auf seinen letzten Tag.

Und nun noch ein Wort über den Redner Andrássy. Ein Rhetor, ein Schönredner war Andrássy so wenig als Fürst Bismarck. Er sprach,

namentlich Anfangs, mit heiserer, fast tonloser Stimme, die Worte rangen sich ihm schwer von den Lippen, die Sätze kamen stoßweise heraus. Selbst wenn er in den Fluß der Rede gerieth, war der Vortrag häufig stockend, in der Form meist zerrissen, er suchte nach dem Ausdrucke, er kämpfte mit dem Worte. Und dennoch führte er eine glänzende polemische Klinge und er verstand es meisterhaft die pathetischesten Ausführungen seiner Gegner mit einem drastischen Bilde oder mit einem zündenden Witzworte zu zerstören. Die großen ausgearbeiteten Reden Andrássys — wie die Vertheidigung der Occupation und seine letzte Rede, die über das Wehrgesetz — sind Meisterwerke des logischen Aufbaues und der Dialektik, seine glänzendsten Reden sind aber jene, die er im vollen Flusse der Debatte aus dem Stegreife hielt. Einzelne dieser Worte haben mehr als vorübergehenden Werth erhalten. In der Adreßdebatte des Jahres 1861 sagt Andrássy: „Das neue Oesterreich glich einer Pyramide, die man auf die Spitze gestellt hatte; darf es da Wunder nehmen, wenn sie nicht aufrecht stehen konnte?" Die auf die Spitze gestellte Pyramide blieb ein geflügeltes Wort während des ganzen Ausgleichskampfes; und heute noch wendet man häufig die Wendung an, mit der Andrássy ein energisches Einschreiten gegen die Jesuiten ablehnte: „Man soll mit Kanonen nicht auf Spatzen schießen." Das scharf zugeschliffene Mot war überhaupt eine Lieblingswaffe Andrássys. Inmitten der Ausgleichsaction zu Ende 1866 traf er im Pester Nationalcasino mit dem Führer der Conservativen, dem Baron Paul Sennyei zusammen, dessen Partei die größten Anstrengungen machte, sich zu behaupten oder doch eine Coalition mit dem Deakisten zu erzielen. „Aber so sage mir doch," redete Sennyei den Grafen Andrássy an, „was ist denn eigentlich Euer Programm?" — „Unser Programm," — war die schlagfertige Antwort — „ist einfach, daß Ihr geht und wir kommen!"

Nun ist auch diese bedeutende staatsmännische Gestalt aus unserem öffentlichen Leben verschwunden, das in der Gegenwart so arm ist an großen Erscheinungen. Andrássy ist vorfrüh von dannen gegangen in dem Augenblicke, wo man erst recht allgemein seine volle Bedeutung erkannt hatte und die Berechtigung der Worte verstand, die Franz Deak sprach: „Ich halte meinen Freund fürwahr durch einen uns durch Gottes Gnade geschenkten providentiellen Mann." Die Sympathie und das Vertrauen, das Andrássy gerade in so unbeschränkten Maße in seinen letzten Lebensjahren genoß, sind Beweise, wie unrichtig das Wort von dem Undank der Völker ist. Voll Dankes standen zwei Völker an Andrássys Grab in aufrichtiger Trauer; seine Werke beherrschen die Gegenwart; ihre Spuren werden unsere Zeit lange überdauern.

Digitized by Google

Ungedruckte Dichtungen und Briefe Fritz Reuters.

Mitgetheilt von

Karl Theodor Gaedertz.

— Berlin. —

Nach der Festungszeit, nach dem mißlungenen Versuch des erneuten Universitätsstudiums, im Sommer 1841, hatte sich Fritz Reuter, damals einunddreißig Jahre alt, in seiner mecklenburgischen Heimat das stille freundliche Kirchdorf Jabel, welches zum Kloster Malchow gehört, als Ruhepunkt gewählt. Sein Oheim, der dortige Pastor Reuter, ein Biedermann und voll von Humor, nahm den „verlorenen Sohn", von dem der eigene Vater nichts mehr wissen zu wollen schien, mit offenen Armen auf; ihm blühten sieben liebliche Töchter, die den trübsinnigen Vetter durch ihre natürliche Laune — denn es waren muntere Mädchen — bald heiter stimmten. Allmählich gewann auch der gestrenge Bürgermeister von Stavenhagen durch die günstigen Berichte seines „geistlichen" Bruders wieder eine väterliche Theilnahme für Fritz.

Vielleicht in diesen Lebensabschnitt unseres Reuter fällt ein hochdeutsches Scherzgedicht. Das Manuscript trägt von fremder Hand die Notiz: „Nach einem Aufenthalt in Warnemünde mit seinem Vater". Die nun folgenden Namen zweier junger Damen aus seiner Verwandtschaft geheim zu halten, ist mir zur Pflicht gemacht. In Heinrich Heine'scher Manier erklingt es:

Ihr bösen, bösen Kinder,
Was habt Ihr angestift't!
An Folgen viel gelinder
Sind Schwerdt und Dolch und Gift.

Aus ist's mit Grünen und Blühen
Im Mecklenburger Land,
Mit Eurer Augen Glühen
Habt Ihr die Fluren verbrannt.

Digitized by Google

Der ganzen Ostsee Fluthen
Die löschen das Feuer nicht,
Das Eurer Augen Gluthen
Bei uns hier angericht't.

Ihr bösen, bösen Kinder,
Was gabt Ihr uns für Dank!
Wir machten Euch gesünder,
Ihr uns am Herzen krank.

Die Jünglingsherzen alle
Zu Zunder sind verzehrt,
Ach! nicht 'mal auf dem Balle
Sind sie's Verschenken werth.

Und unsre Mädchen sitzen,
Bis taub sie werden und lahm,
Denn all ihr Blicken und Blitzen
Ist nur Theaterkram.

Auch meinem alten Vater
Dem habt Ihr's angethan,
In seinem Leben hat er
So leidig nicht gethan.

In unsern Ostseebädern,
Wie an der Müritz Strand,
Riecht's nach verbrannten Federn
Vom großen Herzensbrand.

Ihr bösen, bösen Kinder,
Was habet Ihr vollführt!
Die Herzen, und meins nicht minder,
Sind all' nicht verassecurirt.

Sein „nicht versichertes" Herz sollte zehn Jahre später, 1851, ohne Police eine Prämie gewinnen, die höchste, nach seinem eigenen Ausspruch:

„Mit den uns' Herrgott meint dat tru,
Den giwwt hei ene gaude Fru."

Lange hatte er um Fräulein Luise Kuntze werben müssen. Neben vielen vortrefflichen Eigenschaften hatte ihr Gesang und Clavierspiel ihn gefesselt; andächtig und träumerisch pflegte er zuzuhören. Einst dichtete er zu Beethovens letztem Walzer diese Worte:

Was treibt euch, ihr Wogen,
In ewigen Bogen
Vom Meer auf die Lande,
Vom Land auf das Meer?
Wer hat euch gezogen
Mit liebendem Bande
Zum wohnlichen Strande,
Was eilt ihr so sehr?

„Wir eilen, zu schauen
Die Berge, die blauen,
Wo lachende Triften
Uns laden zum Gruß;
Wo grünende Auen
Mit wärmeren Lüften
Und würzigen Düften
Uns laden zum Kuß.

Und wenn wir umfangen
Mit holdem Verlangen
Die Mutter des Schönen,
Die Erde als Braut —
Dann ziehn wir mit bangen,
Mit traurigen Tönen
Hinab zu den Söhnen
Der trauernden Fluth!"

O, wär' ich die Welle,
So rauschend, so schnelle,
Dann, Liebchen, dann wüßt' ich,
Wo morgen ich wär'!
Mein Liebchen dann grüßt' ich,
Mein Liebchen dann küßt' ich,
Dann weint' ich nicht mehr.

Als Luising ihm endlich ihr Jawort gab, die treue Gefährtin seines Lebens zu werden, da legte der nach so vielem, schwerem Unglück nun überglückliche Mann das Geständniß seiner innigsten Zuneigung und Zuversicht in drei ergreifenden Strophen nieder. Wie einen bösen Traum streift er die bittere Vergangenheit ab, Gegenwart und Zukunft erscheinen ihm hoffnungsvoll an der Seite Luisens, und er betet:

Ich denke Dein, wie eines schönen Bildes,
Geschaffen einst in Gott geweihter Stunde;
In Deinem Auge nichts als Holdes, Mildes,
Und ewige Verzeihung in dem Munde.
Und was in meinem Herzen Trotz'ges, Wildes
Mich selbst gestört, entflieht im Hauch; die Wunde
Sie schließt sich, und ich eil' mit scheuem Beben
An Deiner Hand hinauf zu neuem Leben.

Ich denke Dein, wie eines frohen Sanges,
Der wie ein Trost zu mir herüberklingt,
Unwiderstehlich, wie die Lieb' ein banges,
Gequältes Herz zu neuem Hoffen zwingt,
Wenn bei dem Glockenton voll süßen Klanges
Der Sehnsucht Thrän' in's feuchte Auge dringt,
Das Herz mit seliger Vergessenheit umhüllet
Und jede Rache ruht und jede Schmerzen stillet.

Ich denk' an Dich, wie an ein hohes Wort,
Das Gott einst einem Genius versprach,
Als in des Chaos finstern Armen dort
Noch als ein unerschaff'ner Geist ich lag;
Du solltest sein in meiner Brust der Hort,
Du solltest lösen meines Lebens Frage,
Dich sollte ich auf Erden wiederfinden
Und Deine Liebe mich vom Fehl entsünden.

Ja, diese reine Liebe hat ihm ein neues Leben gegeben, und der Segen des Höchsten ruhete auf dem Ehebunde.

Trotz sehr einfacher und bescheidener Verhältnisse konnte das junge Paar, welches in dem pommerschen Städtchen Treptow an der Tollense seinen häuslichen Herd gründete, einen Gast beherbergen: der hieß Zufriedenheit. Sonntags wurde der beste Freund Fritz Peters auf dem benachbarten Landgute Thalberg besucht. Reuters „Läuschen un Riemels“ erschienen und waren rasch vergriffen, seine Gelegenheitsdichtungen wurden in weiteren Kreisen berühmt, größere poetische Pläne beschäftigten ihn und verhießen Erfolg; —. das Glück heftete sich jetzt endlich, endlich an seine Sohlen!

In diese Zeit gehört ein ernsthaftes Polterabendgedicht, halb hoch-, halb plattdeutsch, für eine der Cousinen aus Jabel, deren neckisches Wesen er stets gern gehabt. Aus voller Seele fließt ihm die Mahnung an Bräutigam und Braut:

Sucht nicht den Himmel über Euch,
Sucht ihn in eigener Brust,
Sucht ihn nicht in dem Sternenreich,
Ihr findet seine Lust,
Ihr findet seine Seligkeit,
Und — wenn Euch sonst nichts blieb —
Ihr findet sein tiefes sel'ges Leid
Im Herzen voller Lieb!*)

Das Originalmanuscript aber zeigt, welcher Schelm dem Verfasser oft im Nacken saß. Er hat nämlich die letzte Seite des Papiers, sogar Rand und Ecke, mit allerhand Gedanken angefüllt: mit scheinheiligen als väterlicher Freund, mit übermüthigen als lustiger Vetter. Da lesen wir: „Ich bitte mir auf das Ernstlichste aus, daß meine Autorschaft verschwiegen bleibt, denn ich will dies als das letzte Mal angesehen wissen, daß ich mich zu solchen Dingen verstehe. Verstehen Sie mich, mein Fräulein? Deine Mutter, die würdige Frau, grüße von mir und strebe, ihr ähnlich zu werden; überhaupt bessre Dich und führe einen ordentlichen Lebenswandel, mein liebes Kind. Verstanche Deine Rede nicht und werde nicht reizend! Wüßte ich, daß Du eine Stelle des Gedichts für reizend erklärtest, würde ich etwas wie Maulschellen empfinden. Dein väterlicher Freund F. R. — — — Katz! höre ich, daß Du gut gespielt hast, und daß Einige vor Aerger etwas schwarz angelaufen sind, will ich von jetzt ab Alles an Dir reizend finden. Reise auf ein paar Tage nach Jabel und studire Lining; sie ist das prächtigste Exemplar der Rallögigkeit**). Von ihr nimm den schmachtenden Aufschlag der Augen, das übersinnlich Langweilige; von Mining das zarte Sentimentale; von Dir selbst die weltverachtende Resignation: von allem diesen mache ein Rührei und lade sie selbst zu Gaste dazu, dann wird's prächtig, und Du sollst auch einen rechten herzlichen Kuß von mir dafür haben. Dein von Dir ewig geliebter Vetter F. R. — Kleine prächtige Katz, reich mir die Tatz! gieb mir 'n Schmatz! — — Ach, Du reizende kleine Katz! Du wirst mal niedlich sein, als Erzieherin; Du mußt rallögen, daß der Kalk von der Wand fällt. Wie werden sich unsere rallögenden, himmelnden, gefühlständelnden, schwärmerischen, ätherischen, supernaturalistischen und transcendentalen Cousinen an dieser Parodie ihrer selbst erbauen? Oh! — — — Luise grüßt und freut sich über Deinen Briefstyl, der wirklich schon einen Beigeschmack von den Redeverstauchungsexperimenten, denen Du Dich hingiebst, erhalten hat. —

*) Diese empfindungsvolle Strophe genüge als Probe. Das Ganze ist — etwas umgeändert, ohne die Partie der „Erzieherin" — in Reuters Polterabendgedichten als Nr. 10 gedruckt: Hanne und Fiken, Gärtnerinnen.

**) Die Namen Lining und Mining sind fingirt. Rallögigkeit läßt sich schwer übersetzen: die Augen rollen, schwärmerisch, schmachtend, himmelnd drein blicken, wie man's wohl an ältlichen Gouvernanten schon wahrgenommen hat. Und solch „Unglückswurm" sollte und wollte seine Lieblingsbase werden und in der kleinen Scene spielen.

Liebes Cousinchen, nichts für ungut; ich bin Dir doch recht gut und wünsche, daß Dir das Ding gefalle, und daß Du Glück damit machst. Lache nur nicht selbst dabei und wasche und kämme Dich vorher!"

Gewiß, das ist nicht sonderlich bedeutend, ist sehr harmlos, kindlich, — aber, ich meine, in hohem Grade charakteristisch für Fritz Reuter. Wohl dem Menschen, der nach solchen Kümmernissen und Demüthigungen, wie er sie durchgemacht, sich die Heiterkeit und Unschuld des Herzens, ein wahres Kindesgemüth, so zu erhalten weiß!

Er hatte es verschworen, nie wieder Polterabendscherze zu liefern. Doch als die Familie seines besten Freundes ihn darum bat, konnte er nicht Nein sagen; so entstand im Juni 1857 ein drolliger Dialog in plattdeutscher Mundart.

Die eine der zwei Personen, Fru Möllern, wurde durch Reuters Luising dargestellt*). Auf Thalberg geschah die Festlichkeit zur Verheirathung von Peters' Nichte, Fräulein Minna Rust, mit dem Oekonom Heinrich Binnier aus Röbel in Mecklenburg. Wir lernen auf humoristische Art durch die beiden Bauerfrauen den Kreis der Reuter'schen Bekanntschaft kennen und begrüßen darunter liebe Gestalten: die Großmütter Peters aus Liepen und Ohl aus Stralsund, Fritz Peters und Frau Marie geb. Ohl, den dicken Justizrath Schröder, der das Geld zur Drucklegung der „Läuschen un Riemels" vorschoß, u. s. w.**)

Es treten also auf: Fru Möllern (Luise Reuter) ut Pommern un Fru Schulten ut Meckelnborg. Erstere beginnt:***)

Schulten, Schulten, hür doch mal,
Kumm driest man rinne in den Saal,
Kumm driest man rin, hier deiht Di Keiner wat!

Schulten. Oh Möllern, ne, wo schön is dat!
Ick möt gestahn, ick bün verwunnert,
Ick stah, as wier ick ganz verdutzt,
Wo hett dat Volk sich upgedunnert,
Wo hett dat Volk sich rute putzt!

Möllern. Du red'st, as wenn in Meckelnborg Du wesen behrst;
Ne, wi dauhn hier up'n Tholbarg fin,
Hier is dat niederträchtig fin.

---

*) Diese ihre „erste Rolle" weiß Frau Dr. Reuter noch jetzt auswendig; ganz zufällig declamirte sie mir einmal die Worte der „Fru Schulten" mit lebhaftem Ausdruck vor.

**) Ueber diese Persönlichkeiten findet der Leser manche Charakterzüge in meinen „Fritz Reuter-Reliquien" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1885) und „Fritz Reuter-Studien" (ebenda 1890).

***) Fast gleich lautet der Anfang eines späteren Polterabendscherzes, den Reuter für Fräulein Friederike Gesellius, die Tochter seines Lieblingslehrers in Parchim, 1860 verfaßte; doch nur die Einleitung, zwölf Verse, stimmen überein, auch ist die Idee beibehalten, daß zwei Bauernweiber, ebenfalls Fru Möllern und Schulten geheißen, sich über die Gesellschaft und das Brautpaar belustigend äußern.

Digitized by Google

Schulten. Ja, 't is woll ganz entfahmten hier;
Wenn'ck blot man wüßt, wer't all so wier!

Möllern. J, weck dauh'ck kenn'n,
Dei will'ck Di nenn'n.
Des taum Exempel, dat is dei Lieper Großmama,
'ne klauke Fru mit vele Insicht
Un vel Verstand in jede Hinsicht.

Schulten. Na, wer mag denn dit woll wesen?
Kieck blot mal an, mi dücht,
Man kann't up ehren Angesicht
Un in ehr ganzes Wesen lesen,
Dat sei gor tau leiw un gor tau tru.

Möllern. Ja, dat's 'ne ganze prächt'ge Fru:
Großmutting Ohl, ut Stralsund bürtig,
Twor's all tau Johren, doch ümmer hurtig.

Schulten. Ne, kieck doch blot mal desen an,
Wat is't för'n lütten schnackschen Mann!

Möllern. Du meinst den Lütten, den'n Bein un Dwierl (Wirbel)
So dicht tausamen sitten? dat's en prächt'gen Kierl!
Dor gah man driest heran un strak em öwer,
Dei deiht Di nix, den'n strakt ein Jeder,
Dat is dei Herr Justizrath Schröder. —
Schad', schad', dei Mann dei hett 'ne Lewer!

Schulten. Ach Gott erbarm! Wat hewt Ji hier
Doch för oll lütt erbärmlich Lür!
Dor füllst nah Meckelnborg mal kamen,
Dor finn'n sich dägte Kierls tausamen.

Möllern. Oh, gah mi doch mit Juge Riesen!
Hier will'ck Di'n orndlich Enn mal wiesen.
Hei deiht't man nich un reckt sich nich in'n Enn,
Sünst süllst mal seihn, dat is noch ein,
Dei is mal nüdlich lang geraden.

Schulten. Ach, wenn hei't man nich öwel nehmen deiht?!

Möllern. Oh ne, dor dauh Di man nich grämen,
Dei ward uns dat nich öwel nehmen,
Hei weit Bescheid, wat spaßen heit.

Schulten. Un wo's sin Fru, ick mein, wo sei sitt?

Möllern. Sin leiwe Fru, süh, dei is dit,
Nich mit dei gelen Hoar, ne mit dei schwarten:
Dat is sin leiwste Fru Eduarden,
Dat is 'ne Fru, dei makt den Spaß noch mit.

Schulten. Na, nich tau hastig, täuw mal 'n bäting!
Wo is denn dei Fru Justizräthing?

Möllern. Dei Fru Justizräthin? süh, dor, dor sitt s',
'ne klauke Fru mit velen Witz,
Doch uck mit Lewer siehr behafft,
Dat liggt woll in dei Schröderschaft.

Schulten. (läuft auf Fritz Peters zu).
Dau, Möllern, kumm! kumm hier mal schnell!

Wat's dit för'n lüttes nahrsch Gestell?
(lacht: Ha ha ha!)

Möllern (lacht auch). Ha ha ha! ja, 't is tau dull!

Schulten. Ne kieck dat Ding so rund un vull
Un mit so'n fründlich Angesicht,
Wenn't Ding man blot nich't Trünbeln krigt!
(lacht wieder.)

Möllern. Nimm Di in Acht, dat Ding dat brennt gliek lichterloh!
Frag hier man na, dei weit Bescheid,
Dei weit dat, wo dat Kauhreip heiht.

Schulten (zu Frau Marie Peters). Ach Gott, dit arme Kreatur,
So lütt un kuendlich von Statur!

Möllern. Ja, Schulten, ja; mißhandeln deiht hei 's,
Un wenn hei sichtens kann, denn schleit hei 's;
Ja, 't is 'ne böse Oart, bei Peiters!!

Schulten. Ja, 't is denn woll 'ne böse Oart! —
Wer is denn dat dor mit den Boart?

Möllern. Postholler, Kopmann, Oekonom
Un Gaudsbesitter in 'n Drom,
Den'n kennst Du nich? Dat's Hermann Kaibel.

Schulten. Dat wier dei Deuwel!
Dat 's Hermann Kaibel?
Nu kieck mal Ein!
Den'n heww ick früher uck all seihn,
Un früher seeg hei jünger ut. —
Wer is denn dei, süh dei, dei Grief'?

Möllern. Uem Gotteswillen nich tau lud!
Wenn ich Dich diesen soll erklären,
So muß ich mit Dich hochdeutsch reren (sie will sagen: **reden**).
Süh diesen Griesen Dich mal an,
Du stehst nicht vor gemeinem Mann:
Er ist ein Ritter und zwar ohn' Dadel,
Man schade blos — auch ohne Adel;
Sonst hat er ein ganz gut Gesicht,
Und kleine Kinder läßt er gehn,
Auch Stiefelwichse ißt er nicht*)
Und wird auch heut wohl Spaß verstehn.
Un dit un dit's sin leiwe Fru.

Schulten. Kieck mal, wo fründlich süht s' uns an;
Wo kümmt dei Fru tau so 'nen Mann,
Wo kümmt dei Mann tau so 'ne Fru!

Möllern. Oh, harrst Du em man früher seihn,
Ick segg Di: nüdlich, nobel, fein,
Gesicht un Liew vull Nick un Schick,
Ick segg Di, 't was en nobel Stück.
Ick segg, dat was twoarst all vör Joahren,
Nu hett hei frielich siehr verloaren!

---

*) Vergl. Reuters Läuschen „De swarten Pocken."

Schulten. Kieck, Möllern, kieck, dor sitt noch Ein,
Dei is mal staatschen antauseihn!
Möllern (heimlich). Ach still, ach still, ne, den'n lat gahn,
Dei künn am Enn nich Spaß verstahn!
Schulten (laut). J wo, man kann ja doch woll fragen?
Möllern (leise). Je, weck dei känen 't nich verdragen.
Schulten (heimlich). Verfriegt?
Möllern (flüsternd). Nee!
Schulten (ebenso). Un hei heit?
Möllern (ebenso). Kreisrichter Bad.
Ach schad, ach schad!
Dat so'n Mann nich friegen deiht! — —
(laut.) Nu weitst Du hier Bescheid. Doch kieck, dor linke Hand,
Dor sitt en Mann, dei is mi nich bekannt.
Schulten. Wen meinst Du? desen hier?
Oh, den'n kenn ick, dei heit Binnier (der Vater).
Gun Abend uck! Na, uck en bäten hier?
Na, Herr Binnier, Sei kenn'n mi woll nich miehr?
Na, so wat lett sich uck vergeten,
Ick was dunn noch en lüttes Mäten.
(zu Möllern.) Süh, kieck mal hier! des' Beiden, Möllern,
Dat sünd den Brügam siene Oellern,
En poar siehr uterwählte Lühr. —
As 'ck dunn bi ehr in Räbel wier,
Dunn sähr, wat hier dei Vatter is,
Tau sienen Sähn: „Heindrich, mien Sähn,
Du sollst nu hin nach Jena gehn
Un sollst Oekonomie doa liehren
Un sollst doa hellischen studieren,
Un wenn Du damit büst zu Schick,
Denn kumm nach Meckelnborg zurück
Un dauh uns aus den Drom mal wecken,
Un dauh uns mal en Licht anstecken!"
Un wat hier sien Fru Mutter is,
Dei sähr tau em: „Mien leiw lütt Heining,
Du geihst nu in dei Welt alleining;
Du büst nu in dei Joahren endlich,
Wo den Verstand man bruken kann.
Un treck Di ümmer propper an
Un ümmer sauber, ümmer rendlich,
Un wasch Di hübsch Gesicht un Knäbel
Un nahsten kumm taurügg nah Räbel;
Denn kaunst Du Di 'ne Fru mal nehmen,
Un Vadder ward sich uck bequemen."
Möllern (zum Brautpaar tretend). Un dit is hei, dit is lütt Heining?
Schulten. Dit is hei, ja! dit is hei, Möllern,
Dit is der Sohn von diese Oellern!
Möllern. Na, hett hei denn uck brav wat liehrt?
Schulten. Just nich siehr von Beduden wier't;
Un't hett em just uck gor nich drückt,

Indessen hett't sich doch so schickt,
Dat hei en Praktikus is worren.
Hett hei uck grar nich äwer Bäuker legen,
Hett hei 'ne Pachtung un 'ne Brut doch kregen,
Un siene Hochtied is all worren.
Doch wat sien Brut is, wo sei heit,
Dat is mich gänzlich unbewußten.

Möllern. Dat weit ick, wer dat wesen deiht:
Süh, dat is 'ne gewisse Rusten,
Un is't nich mal 'ne schmucke Brut?
En bäten span'sch blot süht sei ut;
Du füllst mal seihn, wenn sei't blot man deiht,
Wenn s' blot dat Og tau Höcht mal schleiht,
Denn kieckt s' so still, so fram, so schmachtig,
So säut, so drömig-öwernachtig,
As wenn 'ne Flur doräwer tüht.
Kieck, wenn s' lütt Heining so anfüht —

Schulten. Ja, Möllern, dat is woahr,
Dat is en gor tau nüdlich Poar.

Möllern. Ja, Heining un Mining, un Mining un Heining,
Un ick bün Deining, un Du büst Meining:
So mag dat noch heiten vel lange Joahr!

Schulten. Dat wünsch ick Jug uck noch männigen Dag,
Dat lang Ji noch leben taufreden un froh, —
Und Niemand den Spaß verdenken uns mag.

Möllern. Denn Spaß muß sein, sagt Cicero.

Mit diesen hochdeutschen Schlußworten unter Berufung auf die klassische Autorität des alten Römers verbeugten sich die beiden Bäuerinnen.

Man beglückwünschte den Dichter und bestürmte ihn nach wie vor bei jeder fröhlichen Gelegenheit mit Bitten um derartige Gaben seiner Muse.

Doch nicht erst bitten ließ er sich bei einem traurigen Ereigniß, das, irre ich nicht, im Jahre 1856 sein liebes Jabel heimsuchte. Eine Feuersbrunst legte Alles in Asche, das ganze Pfarrdorf, welches ihm stets eine freundliche Rückerinnerung gewährt hatte, deren es gerade nicht viele gab aus der Jugendzeit. Dort amtirte ja auch Küster Suhr, der mißingsch redende Schulmeister, uns wohlbekannt aus „Läuschen un Riemels“, „Reis' nah Belligen“ und „Hanne Nüte“. Kaum vernahm Fritz Reuter die Schreckenskunde vom Brande, als auch schon sein Hülferuf erscholl „An miene gauden Frünn“:

So oft hett Mannig tau mi spraken,
Hei wier mi gaud un wier mien Fründ,
Wiel ick sien Trurigkeit harr braken
Un em en lustig Lachen günnt.
Hüt kam 'ck tau Jug in arge Trur
Un reck Jug hen de Snurrerhand,
Denn denkt Jug mal, oll Köster Sur,
Ganz Jabel liggt in Schutt un Brand!

Daglöhners all un all de Buren,
De Kirch mitsammt den Kerkenthurm,
De Preisterie, de Försterie,
Da liggt nu Allens — füh mal, füh! —
Bet in de gruge Grund verluren,
Dat liggt nu Allens in de Asch! —
Nu griep mal Jeder in de Tasch
Un denk doch mal an Köster Suren
Un denk doch an de Annern all!
Ick red hier nich von Luggeburen,
Doch wat Ein will, dat gew hei ball.*)

Noth zu lindern, war unserem Volksdichter ein Bedürfniß; sein gutes Herz trieb ihn, zu helfen mit Rath und That, und möglichst schnell, nach dem Spruch: „Wer rasch giebt, giebt doppelt." Später, von Eisenach aus, in den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 weckte sein Mahnruf ein Echo im Vaterlande und öffnete die Börsen und Sparbüchsen von Hoch und Niedrig.

Von Eisenach aus! Johanni 1863 sagte er nämlich seiner norddeutschen Heimat Valet und ließ sich am Fuße der Wartburg nieder. Bei seinem Einzuge stand ihm der Banquier Severus Ziegler als treuer Freund zur Seite. Der private und geschäftliche Verkehr mit demselben rief allerlei ergötzliche Episteln und Verse hervor**); neu ist das folgende „pecuniäre" Poem, das keines Commentars bedarf und vermuthlich aus der ersten Zeit des Eisenacher Aufenthaltes datirt:

Mein lieber Freund, es erfolgen allhier
Ein Thaler und zwei Groschen
Für meine Frau ihre Filzgaloschen;
Sie danket Dir vielmal dafür.
Ich thue desgleichen für die besorgten Talons
Und vor Allem für die beigelegten Coupons,
Bitte Dich aber, diese fünfzölligen
Sowie die mitfolgenden, nächstens fälligen
Pommeraner in's Praktische zu übersetzen
Und mich mit Silberklang zu ergötzen.
Leb' wohl, ich grüß' Dich und so weiter —
Mit höchster Achtung

Dein Fritz Reuter.

Den Zusammenhang mit seinen Freunden in Neubrandenburg ver-

*) Diese Improvisation erhielt ich durch Herrn Bürgermeister Hofrath Brückner-Neubrandenburg von dem Kammerherrn von Borck auf Möllenbeck bei Malchow mit der Bemerkung: „Vorstehendes wurde ungefähr 1856 von Fritz Reuter meinem Schwager von Kardorff als Bitte vorgetragen, von diesem sofort nach Diktat aufgeschrieben und mir gegeben."

**) Vergl. Gaedertz: „Reuter-Reliquien." S. 57 folg. „Reuter-Studien." S. 139.

mittelte ein reger Briefwechsel, der, hauptsächlich an die Brüder Präpositus Franz und Dr. Ernst Boll adressirt, in den „Reuter-Studien" (S. 117 bis 188) zum Abdruck gelangt ist. Auch an die Familie Brückner — der eine Bruder war erster Bürgermeister, der andere lebt noch als Medicinalrath daselbst — schrieb Reuter bisweilen. Als ihm, beim Abschied aus der mecklenburgischen Vorderstadt, die Gymnasiasten einen Fackelzug brachten, hatte der junge Ludwig Brückner, des Medicinalraths Sohn, der bald darauf die Universität Würzburg bezog und jetzt als Arzt in Neubrandenburg wirkt, die Ansprache gehalten und zu einem begeisterten Hoch auf den gefeierten Dichter aufgefordert. An dessen Vater richtete Reuter aus Eisenach den 31. August 1863 die nachstehenden Zeilen:

Mein lieber guter Doctor,

Es würde doch von einer grenzenlosen Undankbarkeit zeugen, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem und der Ihrigen Wohlbefinden erkundigte. Daß Sie nach Berlin gereist sind, habe ich erfahren, aber Ihre übrigen Schritte — wahrscheinlich weil sie etwas sehr lang sind — sind meinen Augen verborgen geblieben.

Uns geht es hier sehr gut, und an den mannigfaltigsten Unterhaltungen fehlt es uns hier nicht, denn Zeit und Ort sind für allerlei Vereine, Versammlungen wie geschaffen; es ist hier ein wahrer confluxus von Fremden, weit über 25 000 besuchen alljährlich die Wartburg, und der ganze Zug dieser Völkerwanderung muß an meinem Hause vorbei und giebt ab und an seinen Zoll in Gestalt eines braven Mecklenburgers oder Holsteiners oder Pommern an meiner Gartenpforte ab. — Ja mein lieber guter Doctor, an Langeweile leiden wir hier nicht, und ein Glück ist es, daß für den Winter eine ruhigere Zeit eintritt, sonst würde aus dem Arbeiten nicht viel werden. Von den vielen Leuten, die mich hier besucht haben, erwähne ich nur die, die für Sie Interesse haben können: Advokat Raspe und Frau, Müller-Stargard mit Tochter und Fräulein Schmidt, Subrector Keil nebst Frau und dann vor Allen den alten guten Spitz Gentzen*) mit Frau, der aber auf mich einen sehr traurigen Eindruck gemacht hat; er war in seiner herzlichen Weise froh und heiter, nahm auch in reger Weise Theil an Natur und Kunst auf der Wartburg, aber körperlich war er entschieden bedeutend leidend. — Er hat auf mich einen wohlthuenden, aber sehr elegischen Eindruck gemacht. — Drei meiner alten Leidensgenossen habe ich hier auch schon bei mir gesehen: einen Archidiakonus Müller aus Coburg, einen Lehrer an der Militärschule in Woolwich, Namens Schlutter, und dann meinen alten Captheim

*) Gentzen, mit dem Cerevisnamen Spitz, war Großherzoglicher Bibliothekar in Neustrelitz, mit Brückners Schwager Boll befreundet und so auch mit Reuter bekannt geworden.

Digitized by Google

Schultze mit seinem Bruder*). Sie können sich in Ihrer wohlwollenden Art und Weise wohl denken, wie erquickend dieser Besuch für einen alten Menschen, wie ich bin, gewesen ist. — Ein sehr bekannter Philologe, Professor Ullrich aus Hamburg**), kam mit seiner Frau und brachte Grüße und Einladung von Friedrich Rückert aus Neuseß bei Coburg, und der erste größere Ausflug, den wir machen, soll zu ihm und Reinhard sein***).

*) Vergl. Gaedertz: „Reuter-Reliquien". S. 59—61. Herr Generalsuperintendent D. Müller in Coburg theilt mir u. a. mit: „Schriftliches besitze ich von Reuter keine Zeile; selbst das Blatt, das er mir für das Stammbuch schrieb, und einen harmlosen Scherz enthielt, ist in jener entsetzlichen Untersuchungszeit wohl als ein staatsgefährlicher Gegenstand zu den Kriminalakten gewandert. In Jena waren wir Beide Mitglieder der Germania, und ich verkehrte gern mit dem treuherzigen Genossen ohne alles Falsch, geschmückt mit reichen, geistigen Gaben und schönen Kenntnissen. Er war wohl bewandert in der Geschichte, las mit Vorliebe Sophokles, beschäftigte sich mit deutscher Literatur, und, wenn ihn ein gewisser Geist des Leichtsinns dazu kommen ließ, verweilte er für einige Zeit am Zeichentisch. Bei seinen Kneipereien im engeren Sinne, an denen meist nur Mecklenburger (Königk ꝛc.) theilnahmen, und die in Cospeda sich oft auf mehrere Tage ausdehnten, war ich niemals zugegen; aber an den allgemeinen Kneipabenden schloß er sich gern an mich an und nannte mich auch wohl, wenn ich ihm eine milde Strafpredigt gehalten hatte, seinen Mentor; ein intimes Verhältniß bestand zwischen uns nicht. Keiner der Kommilitonen hat geahnt, daß Reuter später eine so ungewöhnliche Bedeutung erlangen und seinem Namen einen so schönen, weithin tönenden Klang verleihen werde. Er hat wohl oft auf der Kneipe Anekdoten in plattdeutscher Mundart, ähnlich den späteren „Läuschen", erzählt. Die Zeit der Demagogenhetze, gegen die sein Buch eine gerechte Verurtheilung bleiben wird, hat auch uns auseinander gebracht. — Im Jahre 1863 machte ich einen Ausflug nach Eisenach. Als ich aus dem Eisenbahnwagen laut den Namen eines Bekannten rief, der mich erwartete, schrie eine Stimme: „Das ist der Coburger Müller!" und „Du bist Fritz Reuter!" rief ich hocherfreut, und wir lagen in den Armen. Wir hatten uns 32 Jahre nicht gesehen. Wir verlebten einen schönen Abend und schieden in Hoffnung, uns bald in Coburg zu sehen. Nach einigen Monaten besuchte er mich . . ."

**) Die Wittwe des Professors Franz Wolfgang Ullrich berichtet an mich: „Mein Mann und ich wurden durch das Vorlesen von Reuters Franzosentid durch den verstorbenen Landsyndikus Langfeld aus Rostock am Heiligen Damm 1860 mit dem Dichter bekannt, den mein Mann als solchen sehr hoch stellte, so daß er auf einer Heimreise von Salzburg im Sommer 1863 mit mir den Umweg über Eisenach machte, eigens um Reuter kennen zu lernen. In seiner am Fuße der Wartburg belegenen Wohnung trafen wir ihn nicht und traten in der Dämmerung den Rückweg in's Hotel an. Plötzlich sah mein Mann von einer einsamen Stelle einen Herrn kommen und sagte zu mir: „Das muß Reuter sein!" Er ging auf ihn zu und redete ihn an: „Sie sind Fritz Reuter!" „Ja", lautete die Antwort, und, nachdem mein Mann sich zu erkennen gegeben, lagen sich Beide in den Armen; denn Langfeld hatte seinem Freunde schon viel von ihm erzählt. Nun verbrachten wir am andern Morgen noch mehrere höchst angenehme Stunden in seinem Heim und schieden sehr befriedigt, um uns hier nie wiederzusehen. Wir sprachen u. a. von Kräpelin, von dem Reuter sagte: „Er illustrirt meine Werke," d. h. durch sein treffliches, anschauliches Vorlesen."

***) Vergl. über Rückert und Reinhard „Reuter-Reliquien" S. 103—111, 136 u. ö., „Reuter-Studien" S. 141 folg.

Digitized by Google

Aber nun genug von uns, nun von Ihnen! Zu diesem „Ihnen" rechne ich außer „Ihnen" noch Ihre Frau und die Herren Jungs, sowie auch die Bollen- und Krullenfamilie*). Wie geht's? Hoffentlich sehr gut, sonst hätte mein alter Pastor wohl schon früher etwas Näheres berichtet. — —

Hier bin ich schon wieder unterbrochen; es kam der Herr Oberbürgermeister Röse hieselbst und der Dichter Hans Köster, welcher letzterer mit seiner Frau, der bekannten Sängerin Köster, uns heute Nachmittag zu einem Spaziergange abholen wollen. —

Den ersten aus der Krull'schen Familie erwarten wir mit Freude, es wird wohl Ihr Ludwig sein; er solle, sagen Sie ihm, mit Sack und Pack in das Hotel Reuter einrücken und soll hier bei uns einer recht herzlichen Aufnahme gewiß sein.

Diesen Brief habe ich vorläufig auch an meinen alten Pastor und Onkel Ernst geschrieben, Sie theilen den Inhalt wohl freundlichst mit.

Mit meinen freundlichsten Grüßen schließe ich als Ihr und der Ihrigen freundschaftlichster

Fritz Reuter.

Wie sehr auch unser Dichter Neubrandenburg liebte, wo er die fruchtbarsten Jahre seines Schaffens, die glücklichsten seines Lebens genossen und nicht nur treue, sondern vortheilhaft und entscheidend auf ihn einwirkende Männer gefunden hatte, eine andere Stadt war und blieb ihm nicht minder an's Herz gewachsen durch die Eindrücke aus der Knabenzeit, durch die Gräber seiner Eltern, nämlich sein Geburtsort Stavenhagen. Pietas suprema lex esto, sagte er sich; mit pietätvoller Hand pflanzte er dort die Eiche zum Andenken an Vater und Mutter, schilderte mit Scherz und Ernst in „Schurr-Murr" die Zustände und Persönlichkeiten Stavenhagens, bereicherte die Volksbibliothek mit Büchern. Aber mehr noch: sein edler Sinn bethätigte sich durch eine ansehnliche Schenkung zur Begründung eines Krankenhauses. Ein solches war der Lieblingsplan seines schon 1845 verstorbenen Vaters gewesen, der ein Menschenalter hindurch die Stadt verwaltet hatte zum Segen der Einwohner. Jetzt, im Jahre 1867, verwirklichte sich der Herzenswunsch des weiland Bürgermeisters Reuter, und der Sohn hielt es für Pflicht und Ehrensache, als Einer der Ersten und „Nächsten dazu" das Seine beizutragen. Dieser schöne Charakterzug unseres Fritz Reuter kam bisher noch nicht zu allgemeiner Kenntniß. Er zeigt sich in reinen, erwärmenden Strahlen aus dem folgenden, inhaltsreichen Briefe**)

*) Die Familien Boll und Krull in Neubrandenburg waren mit Brückner verschwägert.

**) Denselben erhielt ich, Dank der Vermittelung Gotthilf Weisssteins, von dem trefflichen Schauspieler Moritz Moritz, einem Neffen des Adressaten und Mecklenburger von Geburt. Als Letzterer, in Erfurt gastirend, einst einen Abstecher nach Villa Reuter in Eisenach machte, hieß es: der Dichter wäre nicht zu sprechen. „Sagen Sie, ein Neffe

an seinen alten Schulkameraden, den praktischen Arzt Dr. Michel Liebmann zu Stavenhagen:

Mein lieber treuer Bruder,

Weiß Gott! mit wahrem Schauder setze ich mich täglich an den Schreibtisch, um eine fast erdrückende Correspondenz abzuwickeln, aber heute Morgen ist es anders, heute Morgen ist es eine Freude für mich.

Wie ich aus den mecklenburgischen Zeitungen ersehen habe, habt Ihr Stemhäger einen langersehnten Wunsch meines verstorbenen Vaters, die Errichtung eines Krankenhauses, der Erfüllung nahe gebracht, und da wollte ich doch auch gerne mein Scherflein beisteuern. — Der gütige Gott hat meine Schriftstellerei reichlich gesegnet, so daß ich nach menschlichem Ermessen wohl ohne Sorge in die Zukunft schauen kann, und nun läuft mir da gestern ein hübsches Goldfischlein in mein Netz, und das, denke ich, soll Euch für das Krankenhaus zu Gute kommen. Mir ist nämlich die große Ehre geworden, daß mir die deutsche Nation durch das Comité der Tiedge-Stiftung in Dresden einen Ehrenpreis von 100 Ducaten übermittelt hat*) (vide die Anlage, die ich mir sobald als möglich zurückerbitte). Und

---

des Dr. Liebmann aus Stavenhagen überbrächte Grüße!" Und siehe da, Fritz Reuter empfing den Besuch auf's Herzlichste, erkundigte sich eingehend nach dem Onkel, freute sich an dem Talent des jugendlichen Mimen und rief lebhaft aus: „Süh, süh, dat is jo prächtig! Sie können noch ein zweiter Dawison werden!"

*) Die Anregung war durch den bekannten Romanschriftsteller und Kritiker Dr. Gustav Kühne geschehen. Dieser 1888 verstorbene Veteran des „jungen Deutschland" begründete seinen Antrag folgendermaßen: „Eine poetische Erscheinung, die wir krönen, muß, wo nicht eine unantastbare, doch eine cultur- und literargeschichtlich bedeutsame, eine in die Entwickelung deutschen Schriftthums epochemachend eingreifende sein. Ich sehe eine solche in Fritz Reuters Werken, gleich sehr in denen gebundener wie ungebundener Rede. Es liegt in Reuter nicht mehr ein Werdender vor, der noch irren kann, vielmehr ein in seiner Art und Weise Fertiger, der mit der Sammlung seiner Werke in Versen und Prosa (10 Bände) seinen Abschluß gefunden hat. Seine poetischen Erzählungen in gebundener Rede zählen zu den besten Epen deutscher Dichtung. Seine Scenen aus dem Leben des Volkes, seine Romane voll classischer Schilderung des ihm speciell heimischen Stammes sind von allgemein deutscher Gültigkeit, nach Inhalt und Form gleich meisterhaft. Unter den „Olle Kamellen" dürfte namentlich das dreibändige Werk „Ut mine Stromtid" den komischen Meisterstücken Jean Pauls, wo nicht den Meisterwerken aller Zeiten und Völker in demselben Genre, an die Seite zu setzen sein. Gestalten wie Onkel Bräsig, Karl Hawermann und viele Andere sind mit dem ganzen Gewicht des sittlichen Ernstes zugleich Musterbilder deutscher Kernkraft und Gediegenheit. — Daß Reuter das Plattdeutsch seiner mecklenburgischen Heimat schreibt, kann und darf kein Umstand sein, den allgemein deutschen Werth seiner Schöpfungen zu verkennen, macht vielmehr seine Erscheinung in der Literatur der Gegenwart zu einem seltenen Ereigniß, zu einem Unikum. Das Plattdeutsch seiner Mundart ist unserer Voreltern Sprache, deren Zurückdrängen leider nicht ohne Beseitigung der sittlichen Volkskraft möglich wurde. In Fritz Reuters Plattdeutsch stecken und erhalten sich die starken Tugenden unserer Altvorderen, ihre Ehrbarkeit, schlichte Treue und Standhaftigkeit, verbunden mit dem Kern echt gesunden Humors, dieser Geistes- und Herzensgabe tüchtiger und ungeschminkter

Digitized by Google

für diese Summe habe ich für meine liebe Vaterstadt die einliegenden 250 Rthlr. preuß. Cour. zu dem oben angeführten Zweck bestimmt, der Rest wird in ähnlicher Weise verwendet werden; ich halte es nämlich für Unrecht, eine solche ehrenvolle Gabe für Fleisch und Brod und Hosen und Röcke zu verwenden, wenn man's nicht gerade hochnöthig hat. Nicht weil Dein und Deines Schwiegersohnes Name*) in dem betreffenden Zeitungs-Artikel genannt wurde, sondern weil ich seit langen, langen Jahren Dein treues, ehrenvolles Wirken in Deinem Berufe und Deine

---

Wahrheitstreue. Sprachforscher der Grimm'schen Schule sollte es gelüsten, in dem verdrängten Plattdeutsch, das sich aus der Mitte Deutschlands an die Nord- und Ostseeküsten geflüchtet hat, den verlorenen Zusammenhang mit dem Deutsch unseres Mittelalters, dem Deutsch der Hohenstaufenzeit und des Nibelungenliedes, wieder aufzusuchen. — Fritz Reuters Leben, das er in „Ut de Franzosentid", „Ut mine Festungstid" u. a. erzählt hat, weist einen geprüften, gediegenen Charakter auf. In der Zeit burschenschaftlicher Jugendschwärmereien und ihrer Verfolgungen zur Festung verurtheilt, bis ihn König Friedrich Wilhelm des IV. von Preußen Amnestie 1840 ehrenhaft freigab, lebte er seitdem im Mecklenburgischen, bald als Lehrer, bald als Mann der landwirthschaftlichen Praxis, in stetem Verkehr mit dem Volke, sodaß seine Schilderungen deutscher Natur in der That naturwüchsig werden konnten. Seit Jahr und Tag hat er, einfach und still bürgerlich, in Eisenach seinen Wohnsitz. Der Erfolg seiner Schriften ist in ganz Niederdeutschland ein entschieden durchdringender, bedeutsamer." — Diesem Gesuch vom 10. März 1865 gab das Comité der Tiedge-Stiftung zwei Jahre später Folge und ertheilte dem Dichter speciell für die „Stromtid" den Preis als einen Beitrag zu der wohlverdienten Anerkennung, die dem bezeichneten Werke geworden. Reuter antwortete am 24. März 1867: „Mit der lebhaftesten Freude und dem wärmsten Danke habe ich die Ehre und die dieselbe begleitende Gabe von Einhundert Ducaten, die mir von dem deutschen Volke durch die Vermittelung des Comité der Tiedge-Stiftung geworden ist, in Empfang genommen. Die Ehre werde ich zeitlebens im warmen Herzen pflegen, und auch die Gabe soll nicht für den profanen Gebrauch des gewöhnlichen Lebens verausgabt werden; ich habe dieselbe dem größten Theile nach als Beisteuer zur Errichtung eines Krankenhauses in meiner kleinen und armen Vaterstadt Stavenhagen in Mecklenburg eingesandt. Ich hoffe, das Comité wird einer solchen Verwendung seine Beistimmung nicht versagen . . ." Gütige Mittheilung der Herren Oberbürgermeister Stübel und Regierungsrath von Seidlitz in Dresden.

*) Der jetzt in Berlin lebende Sanitätsrath Dr. Retz, Gatte von Anna Liebmann. Ihr Vater war von Jugend auf mit Fritz Reuter befreundet gewesen, hatte mit ihm auf derselben Schulbank in Friedland gesessen und sich nachmals in Stavenhagen als junger praktischer Arzt niedergelassen. Zur Zeit, da Fritz Reuter von einer Festung zur anderen geschleppt wurde, tröstete Liebmann den armen Vater, und wenn letzterer in seinem strengen Sinn bitter und hart sich über seinen Sohn äußerte, dann war Liebmann derjenige, welcher den unglücklichen Freund warm in Schutz nahm; „er hat viel mit dem alten Manne durchgesprochen," meldet mir eine Verwandte. Dr. Liebmann ist der Doctor So und So (im 3. Theil der Stromtid, 43. Capitel), welcher dem Notar Sluſ'uhr schriftlich bezeugt, daß die von Bräsig verabreichten Hiebe ihm nicht geschadet haben. Ein ähnliches Attest soll er wirklich einem „durchgeprügelten Stembäger" ausgestellt haben. Seine Tochter ist „de lütt Akzesser", auch „de lütte Anna", Luise Hawermanns Freundin, aus der Stromtid, wo es Cap. 34 heißt: „De Vader von de lütte Anna was en Dokter, un en Titel hadd hei gor nich; äwer hei hadd wat Beteres, hei hadd en Hart för de Armauth".

Liebe und Freundschaft für mich kenne, sende ich diese Gabe an Dich. — Dir, dem Juden, der in trübster Zeit, in Noth und in Tod treu zu mir gestanden hat, verdanke ich viel mehr, als manchem durch seinen Glauben aufgeputzten Christenmenschen.

Nun kommen sie, Viele, ach sehr Viele! es sind die bravsten Leute und aufrichtigsten Freunde darunter; aber damals, als es Noth that, da hatte ich wirklich keinen, der mir so treu zur Seite stand, wie Du.

Nun grüße mir Deine liebe Anna von ihrem alten Onkel und von dessen Frau, streich' ihr in deren Namen das schöne Haar von der weißen, hohen Stirn und dann geh' zu den Meinigen, grüß' sie ebenso warm und dann zu dem ehrenhaften, lieben Pastor Niederhöfer und dank' ihm für seine Treue in meinem Namen.

So, nun, Ihr lieben Stemhäger Kinder, genießt es in Gesundheit — hätte ich beinahe gesagt, wenn's nicht für schwere kranke Tage gesandt wäre.

Dein alter Freund

Eisenach, d. 24. März 1867. Fritz Reuter.

Der betreffende § des Tiedge-Instituts lautet, wie mir nachträglich von Freundes Hand gemeldet wird, wörtlich: „Nach dem Ermessen des Comité soll eine von ihm zu bestimmende Summe von Zeit zu Zeit, je nachdem es es für angemessen findet, demjenigen dichterischen Werke zuerkannt und an dessen Verfasser verabreicht werden, welches unter den in den letztverflossenen fünf Jahren im Druck erschienenen als ein vorzügliches, von allgemein anzuerkennendem Werthe in Beförderung der höheren geistigen Interessen der Menschheit, sei es in gebundener oder ungebundener Rede in deutscher Sprache, anerkannt wird." — Gott Lob! Etwas Aehnliches, knapp daran Heranreichendes hätte ich nun erreicht; aber abschreiben kann ich noch immer nicht, so viele Mühe sich mein alter Vater dabei gegeben hat. Sieh blos die obige Schweinerei an*)!

Dieser Brief ist ein Beispiel für viele, wie treu und theilnehmend unser großer Humorist und Volksschriftsteller seiner norddeutschen Heimat und seinen Landsleuten auch in der Ferne anhing; wohl erfaßte ihn mitunter eine Sehnsucht, und er besuchte mehrmals die beiden ihm gleich lieben Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Aber dann zog es ihn doch wieder eigenthümlich hin nach dem waldumrauschten Thal am Fuße der Wartburg, durch das er mit Lust weite Spaziergänge und Ausfahrten unternahm über die Hügel und Höhen. Am 18. Mai 1866 schrieb er einem Freunde, der ihn für eine Bekannte um sein Autograph gebeten: „Recht gern will ich der Dame in ihrem Wunsche gefällig sein, und wär's auch nur des Robinson wegen, der mir in meiner Jugend die erste

*) Ein Tintenklecks. Im Allgemeinen sind Reuters Briefe sehr sauber geschrieben, wie er denn überhaupt eine leichte und leserliche Handschrift hatte.

literarische Freude gemacht hat. Meine Frau, sowie ich grüßen Sie und die Ihrigen und erinnern uns noch oft an die Stunden, die wir mit Ihnen durchplaudert haben. Ob wir uns wohl noch einmal wiedersehen? Ja, wenn Sie uns hier einmal besuchen, etwa auf einer Thüringer Wald-Reise. Bis dahin, vale!“

Die entzückende Landschaft bei Eisenach lockte und ließ ihn nicht, obgleich er anfangs eine Rückkehr nach Neubrandenburg beabsichtigt hatte. Unter den Wipfeln der Eichen und Buchen schritt er so gern auf und ab, seine Brust dehnte sich, und er jubelte, wenn die Sonne durch das grüne Laub lachte, wenn Vogelgezwitscher klang durch die Stille des Forstes. Da warf er an dem nämlichen Maientage einige Strophen für die Verehrerin auf ein Blättchen Papier; das kleine Stimmungslied möge hier zum Beschluß stehen:

Oh gräune Wald, oh Vagelsang!
Un wier dat Hart ok noch so krank,
Fäuhlt't sich von alle Welt verlaten:
Din helle Klang, din frische Athen,
De tröften, heilen, richten wedder,
Wat lag in Angst un Bangen nedder.

Schliemanns Troja und sein Angreifer.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

Unsere Zeit ist reich an eigenthümlichen und weltbekannten Streitfällen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, Streitfällen, in denen man einst seltsame Irrungen der Generation, welcher wir angehören, belächeln wird. Sie tauchen auf wie Blasen unter dem Wasser, die eine Welle emporwerfen und dann in der Luft zerrinnen. Die Unruhe an der Oberfläche, die sie bewirken, dauert manchmal länger, manchmal kürzer. Ein obscurer Autor tritt auf und behauptet, die berühmtesten Werke eines kürzlich dahingegangenen Dichters verfaßt zu haben. Ein Anderer ergreift die Feder, um zu beweisen, daß wir die herrlichsten Dramen der Welt irrthümlich unter dem Namen Shakespeares bewundern. Ein Dritter, ein Astronom, sucht den Weg zu den Gestirnen des Nachruhms dadurch, daß er sich kreuzigen läßt für den von ihm vertretenen Zusammenhang der Erdbeben, Orcane und schlagenden Wetter mit den Constellationen der Himmelskörper. Und ein Vierter erklärt die Trümmer einer glorreich wieder erstandenen uralten Fürstenburg, wohl der berühmtesten, die jemals auf Erden gestanden, für die Ueberreste eines großartigen Leichenverbrennungsofens. Wo irgend Etwas rauschenden Beifall, allgemeines Interesse oder auch nur, wie die obgedachten tellurischen Phänomene, Aufregung und Lärm hervorgerufen hat, da sehen wir den Mann stehen, der aus vollen Kräften schreit: „Das ist nicht so, wie ihr glaubt. Mich müßt ihr hören!" Und nie fehlt es an Gläubigen, die wissensdurstig an seinen Lippen hängen und das Wort des Mannes als Evangelium verehren.

Wir wollen nicht noch andere Zeit- und Streitfragen berühren, die den vorigen allenfalls angereiht werden könnten, und schweigen darum von den Theorien Richard Wagners und Gustav Jägers, von Vegetarianismus und Antisemitismus. Mag sein, daß alle diese Probleme am Ende ihr Gutes haben. Man muß immer froh sein, wenn eines derselben von der Bildfläche verschwindet und sich der Nutzen überblicken läßt, den es etwa gestiftet haben mag. In dieser angenehmen Lage sind wir heute gegenüber der Hypothese Ernst Böttichers, des erbittertsten und hartnäckigsten Gegners Schliemanns und seiner Mitarbeiter. Wie ein Krieg, wenn auch die Entscheidungsschlacht schon geschlagen ist, erst durch die Einnahme der feindlichen Hauptstadt sein Ende erreicht, so hat im letzten Monat des abgelaufenen Jahres die für Bötticher lange schon verlorene Fehde unter den Mauern Ilions ihren endgültigen Abschluß gefunden.

Die Frage nach der Bedeutung des Hügels von Hissarlik ist definitiv erledigt. Die Arbeiten an demselben sind aber neuerdings in Fluß gekommen, ob sie gleich in das Bett nicht einlenken werden, welches Bötticher ihnen vorzuschreiben beflissen war. Virchow ist jüngst abermals nach der Troas gereist, um seinem alten Freunde Schliemann als Zeuge zu dienen. Sogar jenseits des Oceans interessirt man sich jetzt wieder so lebhaft für trojanische Angelegenheiten, daß ein Forscher aus Amerika bei der Wiederaufnahme der Ausgrabungen zugegen sein will. Bötticher selbst wird natürlich, so lange er athmet, nicht ablassen, seine vermeintlichen Entdeckungen zu vertheidigen. Schon wissen die Redactionen verschiedener Fachblätter von den Einwendungen zu erzählen, welche er theils fertig zur Hand hat und allerorten anbietet, theils eifrig vorbereitet. Möge es darum auch an dieser Stelle gestattet sein, auf den Streitfall und das Streitobject zurückzukommen.

Das Land der Griechen wurde von den älteren Generationen, die sich in dem idealen Sinne Schillers und Goethes an althellenische Geistesgröße anlehnten, nur, wie von der im nordischen Tauris schmachtenden Iphigenie, „mit der Seele gesucht." Lord Byron war der erste Enthusiast, dem seine philhellenische Schwärmerei auch andere als bloß geistige Flügel verlieh. Auf den damals noch recht unwirthlichen Pfaden der Levante lernte er Hellas und Kleinasien kennen und ließ seine Werke gleichsam durchdringen von dem eigenthümlichen Reiz dieser Länder und der wehmuthvollen Schönheit ihrer Ruinenstätten. Seither hat dilettantische Begeisterung, Eifer der Forschung oder bloße Wanderlust und Neugier Tausende und Abertausende hinabgeführt in die Gewässer des östlichen Mittelmeers, zu den altberühmten Hafenorten und Trümmerfeldern klassischer Gestade. An den erinnerungsreichen Hügeln der troischen Ebene, an den kyklopischen Mauern von Tiryns und den räthselhaften Bauten von Mykenä sind sie vorübergegangen oder haben andachtsvoll in ihrem Schatten gesessen. Man hat ausgegraben, gezeichnet und gemessen, beschrieben und phantasirt. Bilder und Abgüsse verbreiteten die Funde in alle Museen und Bibliotheken.

Eine deutsche und eine französische Schule der Archäologie wurden in Athen errichtet. Die klassische Alterthumswissenschaft feierte in unserem Jahrhundert eine Reihe der glänzendsten Triumphe auf griechischem und kleinasiatischem Boden. Wahre Schätze der Bau- und Bildkunst wurden in Olympia, Pergamos, Samothrake, Gjölbaschi und an hundert anderen Orten gehoben. Fast will jedes folgende Jahrzehnt den Ruhm des früheren verdunkeln, und der Stolz unserer Väter und Lehrer, die Entdeckungen von Aegina, Xanthus, Halikarnaß und Phigalia scheinen uns bereits in weiter Ferne zu liegen.

Trotz dieses regen, von zahllosen Kräften in aller Welt geförderten Wirkens und Schaffens erscheint ein Mann in unserer Zeit wieder vorbildlich, wie es einst in verwandtem Sinne Lord Byron gewesen. Zuerst, im Zeitalter unserer Klassiker, hatte man das literarische Hellas erobert. Aber man erkannte bald, daß diese Errungenschaft in der Luft schwebe, wenn ihr nicht die Erforschung der physischen Heimat des altgriechischen Geistes und die Hebung der Schätze, die hier noch im Boden schlummerten, auf dem Fuße folge. Auch diese zweite Eroberung gelang. Aber noch immer blieb etwas Dazugehöriges, diesmal nicht in räumlicher, sondern in zeitlicher Ferne unberührt liegen. Die Urgeschichte Griechenlands hat bei den Schülern Winckelmanns nicht jene Pflege gefunden, die ihr, als dem Mutterschoße der späteren hellenischen Cultur, gebührte. Und dieses Gebiet ist die Domäne Schliemanns geworden. Hier ist er als Pfadfinder bahnbrechend aufgetreten, als Erster mit der Fackel der Wissenschaft hinabgestiegen in dunkle Räume, die vor ihm nur der Schimmer der Sage und des Mythos trügerisch erhellte. Die Griechen haben etwas aus ihrer Urzeit gerettet und treu bewahrt, was ihnen keine spätere Blüthe zu bieten vermocht hätte: die Lieder Homers, unvergänglich schöne Erzählungen von den gemeinsamen Heerzügen ihrer Volksstämme und den wundersamen Schicksalen ihrer alten Könige. Diese Gesänge haben zu allen Zeiten die fühlende Menschenbrust hingerissen; keine Seele aber haben sie zu höherem Schwung entfaltet als diejenige Heinrich Schliemanns. Im Rausche der Begeisterung mit unsicherer, aber kühner Hand hat er den Schleier von der griechischen Vorwelt hinweggerissen und uns Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka und eine Reihe anderer durch die Heldensage geweihter Stätten zu beiden Seiten des ägäischen Meeres und der Dardanellen in ihrer wirklichen Urgestalt enthüllt.

Nichts ist natürlicher, als daß bei solchen Untersuchungen nicht alle Zweifel im ersten Anlauf gelöst werden konnten. Die Städte des Alterthums sind weder an einem Tage erbaut noch mit einem Spatenstich ausgegraben worden. Troja ist zwar im Vergleich zu Rom nur ein Maulwurfshaufen; aber die Geschichte seiner Aufdeckung hat ihre Phasen und Irrthümer zu verzeichnen, wie jede große archäologische Arbeit im Terrain. Die Bücher „Ilios" (Stadt und Land der Trojaner 1881) und „Troja"

(Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen u. s. w. 1884) enthalten starke Verschiedenheiten in der Darlegung der Thatsachen, worunter namentlich hervorzuheben ist, daß nach ersterem Buch die „verbrannte Stadt", das schätzereiche homerische Ilios, in der dritten Schicht von unten auf zu suchen sei, während nach dem Buche „Troja" diese Schicht eine spätere, ruhmlose Ansiedelung bedeuten soll und die zweite Stadt mit einem oder vielmehr zwei ganz anderen Grundplänen als das eigentliche Troja anzusehen wäre. Die Schätze der ersten Ausgrabung sind jedoch, wie es scheint, trotzdem in der ruhmlosen dritten Stadt gefunden worden. Es lebten eben Tapfere sowohl als Reiche nicht nur vor, sondern auch nach dem Zeitalter Agamemnons und Priamus', aber sie schlummern in Vergessenheit, weil ihnen kein Lied zu Theil geworden ist. Das eigentliche Troja des gleichnamigen Buches hat zwei Bauperioden erlebt, welche solche Aenderungen im Grundriß mit sich brachten, daß man den Effect derselben als zwei verschiedene Anlagen bezeichnen muß. Hält man das Mauerwerk dieser Perioden und der darüberliegenden „dritten Stadt" nicht genügend auseinander, so entsteht ein räthselhaftes Gesammtbild von Grundfesten, das man am besten in Burnoufs Plan (im Buche „Ilios") überblickt, und auf welches Bötticher in gutem Glauben seine Irrlehre aufgebaut hat. Wir kommen nun zu dem unglücklichen Gegner Schliemanns, den wir nicht unbedeutend finden können, da wir ihn als eine typische Erscheinung in dem gesteigerten Geistesleben unserer Tage auffassen müssen.

Herr Ernst Bötticher, Hauptmann a. D. der preußischen Artillerie, veröffentlichte zuerst im „Ausland", Jahrgang 1883, Nr. 51 und 52, eine Abhandlung unter dem Titel „Schliemanns Troja, eine Feuernekropole der Urzeit". Hier entwickelte er die neue Idee, Hissarlik sei nie eine Wohnstätte gewesen, sondern habe stets zur systematischen Vollziehung des Leichenbrandes und zur Beisetzung der Urnen gedient. Diesen Gedanken hat der Genannte seither in zahllosen Zeitungsartikeln, Sendschreiben, zuletzt sogar in eigenen Büchern, unermüdlich wiederholt und vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht. Er hatte immer den Plan Burnoufs aus Schliemanns „Ilios" vor Augen, wo an Stelle einer später entdeckten großen Halle eine Menge kleiner Zimmerchen und zellenartiger Räume gezeichnet war. Unterschiede zwischen der zweiten und dritten Schicht wollte er nicht anerkennen und behauptete, daß man in der zweiten Schicht durch Entfernung des kleinen Zellengemäuers, d. h. der Unterabtheilungen, größere Räume — die bewußte Halle, ursprünglich von Schliemann für einen Tempel gehalten — hergestellt habe. Die Zellen denkt er sich zum Zweck der Leichenverbrennung errichtet, allmählich gefüllt und ersetzt durch neue, welche über den alten angelegt waren. So seien die verschiedenen Schutt- und Mauerschichten der angeblichen sieben Städte entstanden. „Hissarlik," schreibt er, „ist ein Conglomerat von Aschengräbern, eine vollständige Nekropole, planmäßig angelegt und so lange benutzt, bis die

von selbst entstehende Kegelgestalt mit dem Wachsthum des Hügels den Raum wegnahm. . . . Neben den Aschenurnen lagen in den Brandzellen zahlreiche Cultusgefäße, Wirtel, Idole, Schmuck und allerlei Geräth von Stein, Bronze und Eisen. Alles das sind Todtenbeigaben. Selbst Schliemanns ‚Schätze‘ sind nichts anderes!“

Von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß alle primitiven Ueberreste menschlicher Kunstfertigkeit, die in prähistorischen Culturschichten gefunden werden, aus Gräbern stammen und daß alle in Gräbern gefundenen Beigaben Erzeugnisse einer eigenen für den Todtencultus arbeitenden Industrie seien, entdeckt Bötticher an allen Ecken und Enden der Welt Analogien zu den Funden von Hissarlik, welche ihm beweisen, daß dieser Platz kein Wohnort, sondern nur eine Begräbnißstätte sein könne. Er kann ohne Zweifel auf diesem Wege noch viel Verwirrung in das Studium der prähistorischen Funde hineintragen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen.

Indessen ist auf der angeblichen Verbrennungsstätte Hissarlik ein guter Theil seiner wissenschaftlichen Reputation in Rauch aufgegangen. Durch die Behauptung, Schliemanns Architekten hätten einen Theil des vorhandenen Mauerwerkes abbrechen lassen, um durch die Entfernung der Zwischenwände Räume von mehr Ansehen herzustellen, fühlte sich Dörpfeld mit Recht in seiner Ehre gekränkt und antwortete zuerst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ Jahrgang 1884, Nr. 294. Allein Bötticher fuhr fort, den eben geschilderten Plan der zweiten Stadt als ein Phantasiegemälde Dörpfelds zu bezeichnen. Er bezichtigte Schliemann und seine Mitarbeiter absichtlicher Fälschungen, hervorgegangen aus der Verlegenheit, die Ruinen von Hissarlik mit der von Homer beschriebenen Stadt Troja zu identificiren. Diese Verlegenheit gesteht Schliemann im Buche „Troja“ selbst ein. Sie war die Quelle der Grabungen von 1882, durch welche eine für den altberühmten Herrschersitz passenden Grundanlage wirklich gefunden wurde. Und im Uebrigen hat Schliemann den einzig richtigen Weg eingeschlagen, die von Homer als groß, anmuthig, blühend, wohlgebaut und wohlbewohnt geschilderte Stadt nicht allein in dem Burghügel zu suchen, sondern anzunehmen, daß Hissarlik mit seinen 3000 Quadratmetern Bodenfläche nur die Akropolis oder Herrscherburg der von den Griechen nach zehnjähriger Belagerung eroberten und zerstörten Stadt gewesen sei.

Im Anfange war Bötticher das Opfer verhängnißvoller Mißverständnisse, an denen Schliemann selbst nicht ganz unschuldig gewesen. Später, als der Streit zum vollen Ausbruch gekommen war, und als seine durch ungerechte Anschuldigungen gereizten Gegner natürlich nicht allzu zart mit ihm umgingen, klammerte er sich mit aller Kraft an seine Einwendungen und Hypothesen. Die Controverse wurde immer bitterer. Sie erreichte ihren Höhepunkt im abgelaufenen Jahre. Auf dem Wiener Congreß der deutschen und der österreichischen Anthropologen wurde die Discussion der

Frage einfach abgelehnt und Böttichers Theorie von Virchow als „furchtbarer Unsinn" bezeichnet. Auf dem ungefähr gleichzeitigen Congreß für vorgeschichtliche Anthropologie zu Paris wurde sie jedoch wieder abgehandelt, und Schliemann vertheidigte persönlich sein Troja gegen S. Reinach, den Vertreter der Bötticher'schen Ideen. Da Worte und Schriften nicht mehr zum Ziele führten, entschloß sich Schliemann, die Frage durch Experten an Ort und Stelle in Gegenwart der Betheiligten prüfen zu lassen, und so fanden sich gegen Ende des Jahres 1889 Schliemann, Dörpfeld, Bötticher und die Herren Major Steffen und Professor Georg Niemann, die beiden Letzteren als Vertrauensmänner der Akademieen der Wissenschaften zu Berlin und Wien, am Fuße des Burghügels von Hissarlik zusammen. Hier wurden nun, wie die kürzlich zur Veröffentlichung gelangten Protocolle beweisen, alle Streitpunkte auf das Genaueste geprüft, und Bötticher sah sich gezwungen, die gegen Dörpfeld erhobene Beschuldigung der mala fides in aller Form zurückzunehmen. Seine Feuernekropolentheorie gab er nicht auf; aber die einzige Stütze, die sie zu besitzen schien, hat er ihr selbst entziehen müssen.

So endete der jüngste Kampf um Troja. Zehn Jahre lang haben die Griechen der Sage nach Priams Feste belagert, bis sie durch eine phantastische Idee Mord und Brand in ihre Mauern trugen. Sechs Jahre hindurch hat sich Schliemanns Gegner abgemüht, mittels eines Werkzeuges seiner Erfindung, das fast ebenso abenteuerlich war, als das trojanische Pferd, die Axt an die Wurzel der Schliemann'schen Entdeckungen zu legen und das wiedererstandene Ilion vom Erdboden verschwinden zu machen. Aber der Ausgang des Kampfes war ein anderer. Während in der Ilias Achilleus den gefallenen tapfersten Vertheidiger der Stadt an seinen Siegeswagen bindet und dreimal um den Grabhügel seines Freundes Patroklos schleift, hat sich in unseren Tagen das Umgekehrte ereignet. Bötticher ist auf den Trümmern seiner vermeintlichen Beweisgründe hingesunken, und Schliemann hat ihn gezwungen, dem Dr. Dörpfeld, den wir wohl den Patroklos des großen Ausgrabungshelden nennen dürfen, Genugthuung zu geben.

Hauptmann Bötticher gehört in die Klasse jener unglücklichen Entdecker, welche den archimedischen Punkt gefunden zu haben glauben, von dem aus sich eine ganze Welt von Thatsachen in Bewegung und neue Ordnung bringen läßt. Diese Männer wollen sich mit einem kühnen Anlauf auf die Schultern einer Anzahl mühegebeugter Vorarbeiter schwingen und gleichen doch nur dem Erfinder eines neuen Luftschiffes, der seinen Ideen so blindlings vertraut, daß er durch sie den Tod findet. Der Gedanke, welcher sie im Flug emportragen soll zu hohem Ansehen in der Wissenschaft, gewinnt allmählich eine furchtbare Gewalt über sie und stürzt sie ins Verderben. Doch darf eine gerechte Erwägung nicht verkennen, daß unsere Zeit auch ein wenig Schuld trägt an solchen Verirrungen. Der Menschengeist neigt in der Gegenwart mehr denn je zur Kritik und zur Skepsis hin.

Die Massen sind zu selbständigem Denken erwacht, und das macht sich nach jeder Richtung hin fühlbar. Neben dem Ueberwuchern des blinden Autoritätsglaubens, an dem unsere Zeit in Folge anderer Umstände krankt, darf man wohl nichts so sehr beklagen, als daß es jetzt so leicht ist, durch hartnäckige Negation mühsam errungener Forschungsergebnisse, durch die Ausstellung kühner neuer Hypothesen Aufsehen und Lärm zu erregen. Man gewinnt damit zwar nicht jene Kreise, welche zur Wahrung und Mehrung der menschlichen Erkenntnisse berufen sind, wohl aber die breitere Schichte, welche im Besitze allgemeiner Bildung und regen Geistes das Richteramt in wissenschaftlichen Fragen unbefugt ausübt. Das große Medium dieser falschen Reformatoren ist die Tagesliteratur. Hier findet jeder neue Gedanke Hörer, jeder auch einen Anhang. Unsere Zeit glaubt einen Theil ihrer Aufgabe zu erfüllen, wenn sie den Zunftzwang auf allen Gebieten beseitigt und gläubig an den Lippen derer hängt, die sie für Märtyrer und verkannte Propheten hält. Es steht ja außer Zweifel, daß das Cliquenwesen auch auf Universitäten und in wissenschaftlichen Akademien mitunter recht schädigend auftritt, und daß es manchem verdienten Manne schwer gemacht wird, sich in Fachkreisen Geltung zu verschaffen. Das berühmteste Beispiel eines solchen Forschers ist Schliemann selbst. Denn man weiß, wie lange es gebraucht hat, bis das Eis der kühlen Ablehnung, die er von vielen Seiten erfuhr, gebrochen wurde und bis man den Werth des Mannes und seiner Entdeckungen würdigen lernte. Aber sein Beispiel lehrt auch, wie man sich die hartnäckig versagte Anerkennung schließlich dennoch erringt. Nicht durch hypnotisirendes Wiederholen und Variiren strittiger Behauptungen, nicht durch erbitterte Streitschriften und „Sendschreiben", wie sie Bötticher so unerschöpflich producirte, sondern durch beharrliches Weiterstreben und ehrliche Arbeit. Irrthümer freimüthig einzugestehen, die Wahrheit mühsam herauszuschälen, seine Kräfte durch unbefangene Mitarbeiter und fortgesetzte Untersuchungen zu verstärken — das hat auch der glückliche Schliemann erst lernen müssen, und die harte Zucht seiner Jugend ist ihm auch auf dem neuen Felde, das er am Lebensabend betrat, nicht erspart geblieben. Noch ist lange nicht das letzte Wort über seine Entdeckungen gesprochen; ja die Arbeiten einiger jüngerer Forscher, die aus der deutschen Schule zu Athen hervorgegangen sind, bezeichnen erst den Anfang einer methodischen Zurechtlegung und wissenschaftlichen Bewältigung des von ihm gewonnenen und zuerst behandelten Materials. In wenigen Jahren wird man auf Schliemanns Bücher nicht mehr zurückzugreifen brauchen; sie werden bestäubt in den Bibliotheken stehen, wie jetzt etwa die Werke Winckelmanns. Dennoch wird sich die Anerkennung seines Verdienstes fortwährend steigern und sein Name als der eines Altmeisters auf neuem Forschungsgebiete stets mit Ehrfurcht genannt werden.

Ueber Mord in der Dichtung und in Wahrheit.

Gelegentlich des Romans

„La Bête humaine“ von Emile Zola.*)

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Roubaud ist seit zwei Jahren mit Severinen glücklich verheirathet. Severine, die zwar keine blendende Schönheit, aber doch sehr hübsch ist, mit vollem schwarzem Haar und schwärmerischen grünbläulichen Augen, mit einem unschuldsvollen, sanften, sympathischen Gesichtchen, ist ihrem Manne an Bildung weit überlegen. Sie ist mit der Tochter ihres Vormunds in dessen Hause aufgewachsen und hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Dieser Vormund ist ein großer Herr. Grandmorin zählt gegenwärtig etwa fünfundsechzig Jahre und hat vor Kurzem seine glänzende juristische Laufbahn als erster Gerichtspräsident von Rouen abgeschlossen. Er ist Mitglied des Verwaltungsraths der Westbahn, Mitglied des Generalraths, Comthur der Ehrenlegion und mehrfacher Millionär.

---

*) Der gedrängten kritischen Anzeige des neuesten Romans von Emile Zola aus der Feder unseres Mitarbeiters Clemens Sokal lassen wir hier noch eine ausführliche und eingehende Studie über denselben Gegenstand auf dem Fuße folgen, die sich nicht blos mit diesem neuesten Romane, sondern mit dem Zola'schen Gesammtwerke befaßt, den Zusammenhang der „Bête humaine“ mit den übrigen Romanen des Cyklus „Rougon-Macquart“ näher prüft und namentlich auch das psychiatrische Moment ins Auge faßt und erörtert. Nach der Anlage dieser Abhandlung erschien eine vollständige Angabe des Inhalts, die kein Verbindungsglied vermissen läßt, geboten. Daß dadurch in dem ersten berichtenden Theile unseres Aufsatzes zwischen diesem und der kritischen Anzeige Sokals eine allerdings rein äußerliche Uebereinstimmung entstanden ist, werden unsere Leser gütig nachsehen. D. Red.

Präsident Grandmorin besitzt in der Normandie, unweit Rouen, in Doinville Grundeigenthum. Das Schloß von Doinville hat er seiner Schwester überlassen, einer vornehmen liebenswürdigen Frau. Er selbst hat sich nur — am Ende des Parks, den die neue Bahn durchschneidet, — ein kleines Gartenhaus, La Croix-de-Maufras, zu seiner eigenen Benutzung vorbehalten. Zu diesem Häuschen kann er, ohne zu stören und ungestört, auf einem besonderen abgelegenen Wege gelangen. Und bei seinen gelegentlichen Ausflügen von Paris nach Rouen kommt und geht er da oft ein und aus, ohne daß seine Schwester und die übrigen Schloßbewohner auch nur Kenntniß davon erlangen.

Die nächste Bahnstation von Doinville ist Barentin; und da hatte Roubaud den Präsidenten mit dessen Tochter Bertha und dem Mündel Severine oft ein- und aussteigen sehen. Roubaud, der früher gedient, es bis zum Feldwebel gebracht und alsdann als civilversorgungsberechtigt eine bescheidene Subalternstellung an der Bahn bekommen hatte, war schließlich in Barentin als Packmeister angestellt worden. Jedesmal, wenn er Severinen auf dem Bahnhof begegnete, hatte sein Herz mächtig geschlagen. An eine Verbindung mit dem hübschen, jungen, vornehmen Mädchen, dem Mündel des Präsidenten, hatte er in seinen kühnsten Träumen nicht zu denken gewagt.

Und doch! das nie Erwartete sollte zur Wahrheit werden. Roubaud, der glänzende Militairpapiere und vorzügliche Zeugnisse als Beamter besaß, hatte dem Präsidenten gefallen. Und der Präsident gab ihm sein Mündel, gab Severinen noch eine Mitgift von zehntausend Franken und vermachte ihr testamentarisch das kleine stille Gartenhaus Croix-de-Maufras. Aber damit nicht genug. Er sorgte durch seinen großen Einfluß als Verwaltungsrath der Westbahn auch dafür, daß Roubaud gleich nach der Vermählung zum Bahnhofsinspector befördert und nach Havre versetzt wurde.

In dieser Stellung hat sich Roubaud als tüchtiger, pflichteifriger Beamter durchaus bewährt. Vor einiger Zeit indessen hat er einen kleinen unangenehmen Auftritt mit dem Unterpräfecten gehabt. Alles Recht ist zwar auf seiner Seite, aber der Unterpräfect setzt es doch durch, daß Roubaud nach Paris berufen wird und wegen seines ungebührlichen Benehmens einen Rüffel bekommt. Hätte er nicht den Präsidenten Grandmorin hinter sich, so würde man ihn vielleicht sogar vor die Thür gesetzt haben. So aber verläuft die Sache noch ziemlich glimpflich für ihn.

Roubaud hat seine Frau, die allerhand zu besorgen hat, mit nach Paris genommen. Die Beiden haben ihrem hohen Gönner ihren pflichtschuldigen Besuch gemacht, und der Präsident ist, wie immer, sehr gnädig gewesen. Er hat Severinen sogar eingeladen, seine Schwester in Doinville doch wieder einmal zu besuchen. Severine hat in ihrer Ehe schon zwei solche Einladungen erhalten und dankend angenommen. Diesmal aber lehnt sie unter allerhand Vorwänden ab; und als ihr Roubaud zuredet,

zupft sie ihn am Rock. Der Präsident hat nun nicht weiter auf der Einladung bestanden und das junge Paar verabschiedet. Vor der Thür haben sie sich getrennt. Severine ist zum „Bon Marché“ gelaufen, Roubaud hat auch noch einige Besorgungen gemacht und dann für ein improvisirtes bescheidenes Mahl allerlei eingekauft. Sie haben sich um drei Uhr bei Frau Victoire Pecqueur, der alten Frau eines trunksüchtigen Heizers, die im fünften Stockwerk eines zur Bahn gehörigen Gebäudes hart an der Bahn wohnt, verabredet. Frau Victoire ist Severinens Amme gewesen.

Roubaud ist rechtzeitig zur Stelle, und richtet nun in dem kleinen Stübchen Alles gemüthlich zum Mahle her und wartet. Er wartet lange und vergeblich. Severine scheint mit ihren Besorgungen gar nicht fertig zu werden. — Endlich, endlich kommt sie!

Roubaud, ein strammer leidenschaftlicher Gesell mit kurzgeschorenen rothen Haaren und einem blonden Vollbart, eine sinnliche eifersüchtige Natur, hat schon in seinem Kopf allerhand beunruhigende Gedanken hin- und hergewälzt. Aber Severinens Anmuth, ihr lustiges Geplauder, ihre natürliche Sanftmuth entwaffnen ihn schnell. Die Leutchen verzehren ihren Imbiß mit gutem Appetit und in bester Laune. Und nach der eingenommenen Mahlzeit wird Roubaud sogar sehr zärtlich. Aber Severine wehrt ihm, und sie führen einen neckischen Krieg auf. Wie zum Waffenstillstand reicht ihm Severine die Hand. Er streichelt sie und hält sie fest in seiner knochigen, starken Arbeiterfaust. Lächelnd betrachtet er die weißen zarten Finger. Sein Blick fällt auch zufällig auf den kleinen Rubinring, den sie mit ihrem Trauring zusammen trägt, und Severine bemerkt es. Nach einer Pause sagt sie:

„Ein Geschenk von ihm, als ich sechzehn Jahre alt wurde.“

Roubaud hebt langsam den Kopf und blickt sie erstaunt an.

„Von wem? Vom Präsidenten?“

Es überläuft sie, und sie antwortet nicht.

„Aber Du hast mir doch immer gesagt, Du hättest den Ring von Deiner Mutter geerbt?“ forscht Roubaud.

„Aber Du irrst Dich, mein Herz, das habe ich Dir nie gesagt.“

Roubaud erbleicht. Sein Gesicht verzerrt sich.

„Das hast Du mir nie gesagt? Aber Du hast es mir zwanzigmal gesagt. Es ist ja gar nichts dabei, daß der Präsident Dir den Ring geschenkt hat. Wir verdanken ihm ohnehin so viel! Weswegen hast Du mir denn etwas vorgelogen?“

„Du irrst, ich habe nie von meiner Mutter gesprochen.“

Die alberne eigensinnige Lüge reißt Roubaud mit einem Zuge die Binde von den Augen. Das Gefühl der Schande, der Eifersucht macht ihn wahnwitzig. Er erräth Alles.

„Der Hund hat Dich verführt!“ schreit er.

Er packt Severinen. Er will von ihr ein Geständniß erpressen.

Und da sie leugnet, schmettert er sie mit einem fürchterlichen Faustschlage zu Boden, mißhandelt sie in viehischer Weise, schleift sie an den Haaren durch's Zimmer, bis sie endlich röchelnd zugesteht, was er längst errathen hat. Der Präsident ist ein alter Lüstling, und sein Mündel ist als sechzehnjähriges Mädchen, wie viele Andere, ein Opfer der greisenhaften Verirrung geworden.

Sobald nun Roubaud seinem bestialischen Drange, das unglückliche Weib zu mißhandeln, genügt hat, überlegt er sich, was er jetzt anfangen soll. Er ist rathlos. Alles, was er empfindet und denkt, ballt sich zusammen in dem einen Gefühle: Rache! Der Alte muß sterben! Und die mitschuldige Severine soll auch Mitschuldige an dem Morde werden.

Er zwingt Severinen, an den Präsidenten einen Brief zu schreiben, in dem sie ihn auffordert, mit dem Abendzuge, den Roubaud und sie benutzen werden, mitzufahren, sich in Paris auf dem Bahnhofe nicht zu zeigen, sondern erst in Rouen. Und der alte Sünder geht in die Falle.

Auf dem Bahnhofe in Rouen ist großes Gedränge. Es ist in der Nähe irgendwo eine Volksbelustigung. Roubaud findet aber doch Gelegenheit, seinem Collegen, dem Bahnhofsinspector, die Hand zu drücken. Er trifft auf dem Perron den Präsidenten. Die Drei plaudern gemüthlich miteinander, bis zum letzten Zeichen des Einsteigens, und da Roubauds vom Coupé des Präsidenten durch einige Wagen getrennt sind, fordert er sie auf, doch mit ihm einzusteigen. Das geschieht. Und Niemand hat's bemerkt . . .

An der nächsten Station in Barentin blickt Roubaud, als der Zug hält, gemüthlich aus dem Fenster des Coupés, das er früher innegehabt hatte, und drückt seinem dortigen Collegen wiederum die Hand. Und der Zug saust weiter, auf Havre zu. Das Coupé des Präsidenten ist jetzt leer.

Was sich da auf dem Wege zwischen Rouen und Barentin ereignet hat, ist in einem Augenblicke von einem Zeugen gesehen worden, — von einem Locomotivführer, der zufällig auf dem Walle des Bahnkörpers gestanden hat, als der Zug vorüberfliegt. Und das schnell erfassende Auge des Locomotivführers glaubt ein schreckliches Schauspiel erblickt zu haben: einen Mann der einem Andern, den er über das Kissen gestreckt hat, mit einem Messer einen Stich versetzt, während etwas Schwarzes, vielleicht eine Frau, vielleicht ein Gepäckstück, über den Füßen des Opfers liegt.

Dieser einzige Zeuge ist Jaques Lantier, ein guter, aber unglücklicher, von einem schrecklichen Uebel besessener Mensch. Jaques Lantier stammt aus einer Säuferfamilie, und die Trunksucht der Eltern hat auf die Kinder, auf Jacques' Geschwister und auf ihn selbst, erblich weitergewirkt. Der Vater ist ein Lump gewesen, die Mutter Gervaise, ursprünglich eine gute brave Frau, durch das Elend gleichfalls dem Alcoholismus anheimgefallen und in schrecklicher sittlicher Verkommenheit zu Grunde gegangen. Das Schicksal der beiden Brüder Jacques' ist tragisch. Jaques' Halb-

schwester, die Tochter seiner Mutter, die sich nach dem Tode seines Vaters zum zweiten Mal verheirathet hat, Nana, ist eine berüchtigte Pariser Dirne.

Von Kindheit an hat Jacques in sich einen unerklärlichen und unüberwindlichen Trieb verspürt, Blut zu vergießen. Seine guten Instincte haben ihn zu dem furchtbaren Kampfe, den er in sich auszukämpfen hat, gestählt. Er hat dem oft mit unerhörter Gewalt auftretenden Drange, einen Menschen zu tödten, sieghaft widerstanden. Es packt ihn plötzlich mit brutaler Gewalt. Er hat die Empfindung, als habe er ein schweres Unrecht, das in unvordenklicher Zeit an ihm begangen ist, eine ihm zugefügte uralte Schmach, zu rächen, und als müsse er dem ersten besten Opfer, das sich ihm darbietet, das Messer in die Kehle stechen. Er ist dann vollständig von Sinnen. Sobald ihm die Besinnung wiederkehrt, schaudert er vor sich und diesem Dämon, der in ihm arbeitet, zusammen. Er wird tief unglücklich, ein starkes Fieber durchschüttelt ihn, er verfällt in Weinkrämpfe. Er schämt sich.

Die beständige Angst vor dem Eintreten dieser Krisen vergiftet sein ganzes Dasein. Er hat allmählich die Wahrnehmung gemacht, daß dieser fürchterliche Mordtrieb sich besonders dann in ihm meldet, wenn er ein junges schönes Mädchen sieht, und wenn sein Blick auf den weißen Hals des Weibes fällt. Dann sucht sein Auge unwillkürlich schon die Stelle, die sein Messer treffen soll. Dieses grausame verhängnißvolle Leiden hat ihn menschenscheu gemacht und ihn, der auf der Polytechnischen Schule eine vortreffliche Bildung als Ingenieur erhalten hat, und der zu einer viel glänzenderen Laufbahn bestimmt erscheint, zur Wahl seines Berufes als Locomotivführer bestimmt. Da ist er mit seiner Maschine allein, in unausgesetzter Aufregung, in dem beständigen Gefühl der ungeheuren Verantwortlichkeit, die auf ihn lastet. Da allein, auf der Plattform, von der starken stoßenden Bewegung des eisernen Kolosses durchschüttert, fühlt er sich am wohlsten, wenn der scharfe Wind ihm das Gesicht zerschneidet, und der Regen ihn wie mit einer stählernen Geißel peitscht.

Jaques fährt die Strecke Paris-Havre und zurück. Mit seiner Maschine, der „Lison", deren Eigenthümlichkeiten er ganz genau kennt, unterhält er ein fast zärtliches menschliches Verhältniß. Er verkehrt mit ihr wie mit einem geliebten Weibe, betrachtet sie schmunzelnd, putzt sie selbst. Er sehnt sich nach ihr, wenn er von ihr fern ist.

Ein sehr herzliches und gemüthliches Verhältniß besteht auch zwischen Jaques und dem Heizer Pecqueur, einem grundbraven, aber namenlos verbummelten Kerl. Pecqueur ist übrigens ein ausgezeichneter Arbeiter. Er trinkt zwar auch im Dienste über den Durst, aber im Halbdusel thut er doch immer das Richtige, und wenn ihn Lantier gehörig anschnauzt, wird er ganz verständig. Pecqueur hat zwei Frauen, an jeder Endstation eine: die legitime Frau, Victoire, in Paris, eine alte, gute Person, die dafür sorgt, daß ihr Mann recht sauber zur „andern" kommt, damit sie sich

nicht vor dieser zu schämen habe, und diese andere in Havre, eine gewisse Philomene, eine reizlose, widerwärtige alte Schachtel mit einem unersättlichen Zärtlichkeitsdrange, die wegen ihrer leichtsinnigen Streiche von ihrem Bruder allwöchentlich wenigstens einmal eine gehörige Tracht Prügel bekommt, trotz ihrer vorgerückten Jahre.

Der Locomotivführer Jacques Lantier, der Heizer Pecqueux und die Maschine „Lison" bilden eine sonderbare Ehe zu Dreien.

Auf der letzten Fahrt ist nun der „Lison" ein kleines Unglück zugestoßen, das eine Reparatur nöthig macht. Die Maschine muß vierundzwanzig Stunden in Havre rasten. Und Lantier benutzt den unvorhergesehenen Urlaub, um einer Anverwandten, die zugleich seine Pathin gewesen ist, und bei der er einige Jahre seiner frühen Kindheit zugebracht hat, seinen Besuch zu machen.

„Tante Phasie" — wie sie gewöhnlich genannt wird —, früher ein schönes üppiges Weib, hat in erster Ehe zwei Töchter gehabt, Flora und Louise, und sich nach dem Tode ihres Mannes zum zweiten Mal mit dem Bahnwärter Misard verheirathet, einem hinfälligen, erbärmlichen, kleinen engbrüstigen Gesellen, beständig hüstelnd und kränkelnd. Misard hat sein Wärterhaus unmittelbar an der Bahn, in der Nähe des verlassenen Gartenhauses Croix-de-Maufras. In einiger Entfernung davon ist ein Uebergang über den Schienenweg, und die Schließung und Oeffnung der Barrieren hat Misard ebenfalls zu besorgen. Seine älteste Stieftochter, Flora, ein sprödes, hünenhaft starkes Naturkind, hilft ihm in seinem Dienste.

Die jüngere Schwester Floras, Louise, ist unter tragischen Verhältnissen gestorben. Eines Tages ist sie in einem fürchterlichen Zustande, wie in einem Anfall hitzigen Fiebers über das ihr Angethane, fast leblos vor der Höhle des Kärrners Cabuche zusammengebrochen und in den Armen dieses Halbwilden, ihres besten und treuesten Freundes, gestorben. Cabuche ist ein roher unbeholfener Tölpel, der seine Steine karrt und wie ein wildes Thier haust. Sein verstrolchtes Aussehen, seine riesige Stärke machen ihn zu einem gefürchteten Wesen. In Wahrheit aber ist dieser schreckliche Patron ein herzensguter, warm fühlender Mensch, der Niemand ein Leid anthut, der die kleine Louise in rührender und zärtlicher Freundschaft geliebt hat, der auch Flora wie eine Schwester liebt, täppisch, schwerfällig, rührend. Cabuche ist unter dem Verdachte, Louisen ermordet zu haben, sogar gefänglich eingezogen gewesen. Aber seine völlige Unschuld hat sich herausgestellt, und man hat ihn laufen lassen. Die letzten Worte des sterbenden, kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchens lassen darauf schließen, daß ihr von dem Präsidenten Grandmorin, der sie als Aushülfemädchen bei seiner Schwester untergebracht hatte, Gewalt angethan worden ist. Aber der Präsident ist ein einflußreicher Mann, und das Gerede über die dunkle Sache wird unterdrückt.

Als nun Jacques seine Tante in dem Wärterhäuschen, das bei jedem

vorüberfahrenden Zuge von Grund auf erschüttert wird, nach langer Zeit wiedersieht, ist er erstaunt, wie die einst so blühende kräftige Frau zusammengebrochen ist und elend dahinsiecht. Sie verläßt kaum noch den großen Stuhl und kann sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Sie raunt auch ihrem geliebten Neffen die Lösung des Geheimnisses zu: ihr Mann, der alte, kleine, schleichende Misard, vergiftet sie, um ihr die tausend Franken abzunehmen, die sie geerbt hat. Aber diese tausend Franken hat sie versteckt, und Misard wird sie nie bekommen. Sie giebt ihm das Geld nicht, mag er sie immerhin vergiften. Jacques ist auf's Aeußerste bestürzt. Er versucht die Tante zu beruhigen, ihr ihre Furcht auszureden, aber sie bleibt dabei.

Er verläßt das unheimliche dumpfe Stübchen, um frische Luft zu schöpfen. Er nimmt den Weg nach dem Park von Croix-de-Maufras. Es dunkelt schon. Da trifft er in der Nähe des Gartenhauses mit Flora zusammen, die damit beschäftigt ist, Waschleinen, die da im Garten verfaulen, abzunehmen, und die, um die Arbeit zu vereinfachen, die starken Verknotungen mit einer großen Scheere durchschneidet. Flora, die jetzt ein Mädchen in der Vollreife ist, in ihrer Art schön, hat ihren Vetter Jacques schon als kleines Kind lieb gehabt, und in der Einsamkeit, in der sie ihr Dasein verbringt, hat sich diese Liebe zu einer sonderbaren Schwärmerei verstärkt. Jedesmal, wenn der Zug vorüberkommt, den Jacques führt, steht sie entweder am Häuschen oder an der Barriere und winkt ihm. Aber er sieht sie wohl kaum und hat seit langer langer Zeit nie mit ihr ein Wort gewechselt. Jetzt, da er dicht neben ihr sitzt und aus ihren abgerissenen Worten erkennt, was das Mädchen für ihn fühlt, als er aus ihren großen feurigen Augen die Bestätigung seiner Ahnung herausliest, kommt es plötzlich über ihn. Er schließt das stolze wilde Mädchen an sich. Die angeborene Scham stellt der Bewerbung einen ungewollten Widerstand entgegen. Er schließt sie fester an sich. Ihr Mieder öffnet sich ein wenig, und in dem Halbdunkel leuchtet der weiße Hals ihm entgegen . . .

Da packt es ihn wieder, das Schreckliche! Seine Hand tastet nach der Scheere, die da neben ihm glänzt. Schon will er sie zum tödtlichen Streich erheben. Zum Glück gewinnt aber noch einmal seine starke Willenskraft die Herrschaft über das Böse in ihm. Er schleudert die Scheere weg, stößt das Mädchen von sich und stürzt davon.

Lange, lange Zeit hatte er es nicht empfunden! Er hatte schon an Genesung geglaubt. Aber da war er wieder, der entsetzliche Morddrang, und stärker als je!

In besinnungsloser Verzweiflung läuft Lantier durch die Einöde. Er wirft sich auf den Bauch und zuckt und schluchzt und schreit. Dann schleppt er sich weiter, tief traurig. Und als er so in seinen planlosen Wanderungen an dem Walle angelangt ist, der den Bahnkörper einschließt,

setzt er sich nieder und bleibt stumm, stumpf, gedankenlos sitzen. Von fern hört er das dumpfe Rollen des Pariser Zuges. Der Zug kommt heran. Es ist inzwischen dunkel geworden. Er blickt durch die Scheiben in die hellbeleuchteten Coupés. So schnell auch der Zug vorübersaust, sein geübtes Auge unterscheidet deutlich die verschiedenen Gruppen der Reisenden. Und in dem einen Coupé erster Klasse sieht er den Mord. Er traut seinen Augen nicht. Er selbst hat eben morden wollen. Ist es nun eine Täuschung seiner überreizten Sinne, oder hat er wirklich den erhobenen Arm und das blitzende Messer in der geballten Faust, hat er wirklich einen niedergeworfenen Mann, über dessen Füßen etwas Schwarzes lag, erblickt? Er vermag sich nicht Rechenschaft davon abzulegen. Er bleibt noch eine Weile sitzen, schlendert dann langsam weiter und kehrt schließlich in das Wärterhäuschen zurück.

Als er die Thür aufmacht, sieht er Misard, der mit einer Laterne die Winkel ableuchtet. Misard sucht nach dem verborgenen Gelde. Er ist sehr betroffen, als er Jacques' ansichtig wird.

„Ich hole mir meine Laterne," sagt er. „Auf der Bahn liegt eine Leiche."

Er hat sie beim Schließen der Barriere gefunden. Jacques schaudert. Also nicht Einbildung, also Wahrheit! Sie begeben sich eilends nach der Stelle, an der der Leichnam liegt. Es wird nach allen Richtungen hin telegraphirt. Der Präsident Grandmorin wird als der Ermordete recognoscirt. Offenbar liegt ein Raubmord vor, denn man weiß, daß der Präsident zehntausend Franken mitgenommen, die er seiner Schwester zu zahlen hatte. Außerdem fehlt sein Portemonnaie und seine Uhr. Dagegen steckt der schöne Brillantring noch am Finger. Grandmorin ist durch einen fürchterlichen Schnitt am Halse getödtet worden.

Dieser Eisenbahnmord macht gewaltiges Aufsehen. Mit auffälliger Vordringlichkeit macht sich der Bahnhofsinspector Roubaud mit demselben zu schaffen. Er ist freilich auf demselben Zuge gewesen, auf dem der Präsident ermordet worden ist. Aber der ruhige tüchtige Beamte, der dem Präsidenten Alles zu verdanken hat: seine Frau, seine Stellung, und der außerdem sein Alibi glänzend nachweisen kann, wird in keiner Weise beargwohnt. Der Bahnhofsinspector in Rouen hat gesehen, wie sich Herr und Frau Roubaud mit dem Ermordeten in freundlichster Weise auf dem Perron unterhalten haben. Der Präsident hat ein Coupé allein gehabt. Roubaud hatte in einem ganz andern Wagen weiter hinten gesessen. In dem Wagen sind sogar bis Rouen verschiedene andere Passagiere mit ihm zusammen gewesen. An der nächsten Station, Barentin, hat er durch das Fenster des Coupés, in dem er sich in Paris schon befand, seinem Collegen, dem Bahnhofsinspector, die Hand gedrückt. Es liegt mit einem Worte nicht der geringste Grund vor, irgendwelchen Verdacht gegen Roubaud zu hegen. Zum Ueberfluß wird Jacques Lantier, der Einzige,

der den Mord gesehen hat, noch befragt, ob er wohl aussagen könne, wie die Gestalt des Mörder gewesen sei? ob sie mit Roubaud übereinstimme? Und Lantier erklärt sich außer Stande, die Frage zu beantworten. Keine Spur führt zu dem Urheber des Verbrechens.

Wiederum wird die Fabel von dem „großen Unbekannten" verbreitet, von dem „langen schwarzen" Manne, der im letzten Augenblicke in Rouen in das Coupé gestiegen sei, und zwar in das Coupé des Präsidenten, und den man nachher nicht wiedergesehen habe. Und wiederum vergeblich wird nach diesem furchtbaren Verbrecher, der unentdeckt schon so viel Unthaten begangen hat, gefahndet. Die Zeitungen machen sich lustig darüber und benutzen auch dieses Ereigniß, wie alle Ereignisse, zum Angriff gegen die wurmstichige Regierung. Der Mörder bleibt unentdeckt.

Aber Roubaud und Severine werden von einer tödtlichen Unruhe gepeinigt. Sie müssen diesen Jacques Lantier, den Einzigen, der den Mord gesehen hat, für sich gewinnen. Und der Bahnhofsinspector und der Locomotivführer, die sich früher ganz oberflächlich gekannt hatten, treten durch Roubauds unablässige Bemühungen einander näher. Lantier muß, wenn er in Havre ist, bei ihnen frühstücken, den Abend mit ihnen verbringen. Severine liebäugelt mit ihm. Kurz und gut, die Beiden überbieten sich in Aufmerksamkeiten für Jacques.

Jacques hat die Wahrheit denn auch längst durchschaut, und Severine weiß es, daß Jacques diese Wahrheit durchschaut hat. Es bleibt etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen, das unbedingt einmal ausgesprochen werden muß, und das nur ausgesprochen werden kann unter den Bedingungen der innigsten Innigkeit. Roubaud macht es Jacques sehr bequem, mit Severinen zu tändeln. Und der hübsche Locomotivführer mit dem kleinen Schnurrbärtchen und dem runden Kopfe, mit den seltsam flackernden Augen mit Goldtupfen, der Mann, der Alles weiß und nichts sagt, gefällt Severinen gerade so gut, wie die anmuthige, sanfte, blauäugige und schwarzhaarige Severine dem Locomotivführer. Er wagt es nur nicht, ihr ganz nahe zu treten. Immer schnürt ihm die Angst, daß er von seinem Leiden wieder befallen werde, die Kehle zusammen und fühlt seine verliebte Leidenschaft.

Noch eine andere Persönlichkeit kennt jetzt die Mörder des Präsidenten Grandmorin: ein höchster Justizbeamter, Herr Camy-Lamotte, dessen Stellung etwa der unseres Staatssecretärs im Justizministerium entsprechen dürfte. Dieser hat nämlich unter den Papieren des Ermordeten jenen Brief Severinens aufgefunden, den diese unter dem Dictat ihres Mannes an den Präsidenten gerichtet hatte, um ihn zu veranlassen, am Tage der Ermordung denselben Zug zu benutzen, auf dem Roubaud und Severine sich befanden. Und wiederum wird Severine durch die unerklärliche treibende Gewalt des nichtentdeckten Verbrechens vor der Persönlichkeit Camy-Lamottes durch eine innere Stimme gewarnt und dennoch gleichzeitig

zu ihm hingehetzt. Jener Brief hat die schuldigen Ehegatten längst beunruhigt, und sie ahnen, daß Camy-Lamotte denselben besitzt. Darüber muß sie sich Gewißheit verschaffen. Sie sucht einen Vorwand und findet ihn, um den hohen Beamten aufzusuchen. Sie macht durch ihr rührendes mildes Wesen auf den alten diplomatischen Herrn einen sehr vortheilhaften Eindruck. Er weiß sie in geschickter Weise dazu zu veranlassen, in seiner Gegenwart einige Zeilen zu schreiben, und auf den ersten Blick überzeugt er sich, daß Severine in der That jenen anonymen Lockbrief geschrieben hat. Er durchschaut den wahren Zusammenhang ganz richtig. Er weiß, daß Severine das Mündel des Präsidenten gewesen ist, er weiß, daß der Präsident sie verheirathet hat, er kennt die Ausschweifungen des Ermordeten, und er macht den natürlichen Schluß, daß der Präsident der Rache des beleidigten Ehegatten als Opfer gefallen ist. Die hübsche, sanfte Severine thut ihm leid. Aber er hat auch viel triftigere Gründe, um die Schuldigen zu schonen. In Frankreich gährt es, die Opposition gegen die Regierung wächst. Die Handlung spielt im Jahre 1869. Ein jeder Skandal, der die Regierung compromittiren könnte, muß, wenn irgend möglich, vermieden werden. Die Ermordung des Präsidenten ist fast zu einer politischen Frage geworden. Die Enthüllung des lasterhaften Wandels dieses hochgestellten Mannes würde der Regierung neue und sehr schwere Unannehmlichkeiten bereiten. Inzwischen sind Wochen vergangen, ohne daß es den Behörden gelungen wäre, die Schuldigen aufzufinden. Die Sache ist schon am Einschlafen. Wozu sie wieder aufrütteln? wozu böses Blut machen? wozu der Regierung die unnützen und vielleicht verhängnißvollen Scherereien bereiten? Der Staatssecretär hat soeben eine Unterredung mit dem Untersuchungsrichter, Denizet, gehabt und sich überzeugt, daß sich dieser auf vollkommen falscher Fährte befindet. Sein Entschluß ist gefaßt. Er legt Severinens Schreiben, von dessen Vorhandensein er allein Kenntniß hat, und das die Beiden dem Schaffot überliefern könnte, bei Seite, er läßt den Untersuchungsrichter in seinem Wahn und bemerkt nebenher, daß es vielleicht gut wäre, von der Sache nicht mehr zu viel Aufheben zu machen. Der Untersuchungsrichter, ein Streber, der schon längst nach Paris berufen und mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion ausgezeichnet werden möchte, faßt die Andeutungen ganz richtig auf, und der Staatssecretär giebt ihm schmunzelnd zu verstehen, daß die Beförderungen, auf die Denizet vollen Anspruch habe, gewiß nicht mehr lange auf sich warten lassen würden.

Camy-Lamotte entläßt also Severinen mit der beruhigenden Versicherung, daß der Proceß zu den Acten gelegt werden würde, da man einstweilen die Hoffnung aufgeben müsse, den Verbrechern auf die Spur zu kommen.

Severine ist glücklich! Sie giebt sich übrigens nicht einen Augenblick der Täuschung darüber hin, daß Camy-Lamotte in ehrlichem Irrthum

befangen sei. Sie weiß, daß er sie schont, aber ihr weiblicher Instinct sagt ihr wohl auch, daß er sie schonen muß. Und so ist denn alle Welt zufrieden gestellt. Camy-Lamotte hat dem Staate einen großen Dienst erwiesen dadurch, daß er eine ärgerliche Affaire mundtodt gemacht hat; Denizet darf auf seine Berufung nach Paris und auf seine Decoration rechnen; und Severine wie Roubaud sind von der fürchterlichen Angst, daß der Brief an's Tageslicht kommen werde, befreit.

Severine erwacht wie zu neuem Leben. Sie fühlt sich in dem Bewußtsein, daß ihre Schuld nicht an's Tageslicht kommt, wie gereinigt. Und innige Dankbarkeit und Sympathie hegt sie für den verschwiegenen Locomotivführer Jacques Lantier. Zu diesem fühlt sie sich immer mehr hingezogen. Er liebt sie aufrichtig und wahr. Von ihrem Gatten wendet sie sich allmählich ab.

Roubaud ist im Dienste nach wie vor die Pünktlichkeit und Ordnung selbst. Aber es ist doch eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Der Tag, an dem er die Wahrheit über die Beziehungen Severinens zum Präsidenten erfahren, hat seine Liebe getödtet und damit seinen sittlichen Halt gebrochen. Das gemeinsam verübte Verbrechen hat die Verbrecher nicht aneinander gefesselt, es hat sie im Gegentheil für ewig voneinander getrennt. Aber sie leben zusammen, anscheinend ganz wie früher. Roubaud, der früher alle Stunden, die nicht durch den Dienst in Anspruch genommen waren, in seiner gemüthlichen Häuslichkeit zubrachte, hält es jetzt mit der mitschuldigen Severine allein nicht mehr aus. Er verbringt nun die Hälfte seiner freien Stunden und mehr im Caféhause, und zwar bezeichnender Weise gerade in dem Caféhause, in dem der Polizeibeamte, der nach den Mördern zu fahnden hat, regelmäßiger Stammgast ist. Es ist ihm geradezu ein Bedürfniß, diesen aufzusuchen und mit ihm beständig zu verkehren. Und das Kartenspiel bietet die beste Gelegenheit dazu. Der Polizeibeamte ist ein Gewohnheitsspieler, und Roubaud macht eine Partie nach der andern mit ihm, und tagein, tagaus. Schließlich kommt er kaum noch nach Hause. Er schläft auf dem Sessel im Bureau in den Stunden seiner Dienstzeit, während deren er nicht durch den Dienst selbst in Anspruch genommen ist; und sobald die Dienststunden vorüber sind, treibt es ihn in's Café, und er spielt und spielt mit dem Polizeibeamten. Was in seinem Hause vorgeht, kümmert ihn nicht mehr. Er ahnt, daß sich da Dinge ereignen, die ihm nicht angenehm sein können — Dinge, die ihn, den eifersüchtigen, jähzornigen Mann, noch vor Kurzem zur Raserei gebracht haben würden. Jetzt schließt er die Augen und will nichts sehen.

In der That ist die Intimität zwischen Severinen und Jacques Lantier, die lange Zeit eine keusche geblieben war, zum ehebrecherischen Verhältniß geworden. Roubaud legt den Leutchen keinerlei Hinderniß in den Weg. Er denkt ja nur noch an seine Karten. Wenn er da halb

verstiert an dem kleinen Marmortische sitzt, dem Polizeibeamten gegenüber, trinkt, raucht und spielt, dann denkt er wenigstens nicht mehr an den Mord.

Er wird faul, schwerfällig, er setzt Fett an, er versumpft vollkommen.

Severine dagegen bewahrt ihr mädchenhaftes, reizendes Wesen. Sie ist glücklich in ihrer Liebe zu Jacques. Sie hat nicht die geringsten Gewissensbisse. Ihr Mann wird ihr widerwärtig und verächtlich dadurch, daß er sie frei schalten und walten läßt. Jeden Freitag fährt sie mit dem Zuge, den Lantier führt, unter dem Vorwande, daß sie einen Arzt zu consultiren habe, nach Paris und Abends von Paris nach Havre zurück. Die Beiden verbringen dann vereint und ungestört in Paris selige Schäferstunden. Die ersten Male hat Severine ihrem Manne gegenüber den Vorwand der ärztlichen Consultation angeführt; mit der Zeit hält sie es aber nicht mehr für nöthig. Sie fährt nun ohne nähere Angabe von Gründen nach Paris. Roubaud fragt sie auch nicht; er drückt dem Locomotivführer gemüthlich die Hand, als ob er nichts wüßte, und schlendert, sobald es ihm der Dienst gestattet, an diesen Freitagen, wie an allen anderen Tagen, in's Café und spielt.

Er wird beim Spiel von andauerndem Unglück verfolgt. Er spielt höher und höher, verliert größere Summen. Er hat alle seine Ersparnisse bereits verspielt und ist jetzt schon dem Polizeibeamten eine größere Summe schuldig. Er weiß nicht ein noch aus. Da stößt ihn die selbstverschuldete Noth noch tiefer in den Abgrund des Verbrechens hinab und macht aus ihm, dem Mörder aus Leidenschaft, nachträglich einen Raubmörder. Um auf falsche Spuren zu leiten und an einen Raubmord glauben zu lassen, hatte Roubaud dem Präsidenten, bevor er die Leiche aus dem Wagen gestürzt, das baare Geld, das dieser bei sich trug, zehntausend Franken in Scheinen, das Portemonnaie mit etwa dreihundert Franken und die goldene Uhr abgenommen. Der Gedanke, daß er jemals an diese abgenommenen Werthsachen, die nicht geraubt sein sollten, die Hand legen werde, war ihm niemals gekommen. Er hatte es hoch und theuer verschworen, daß er eher verhungern werde, als auch nur einen Sou des dem Ermordeten gehörigen Eigenthums anzutasten. Die auf der Uhr eingravirte Zahl ist den Behörden bekannt geworden, und nach dieser Uhr hat man lange vergeblich gefahndet. Roubaud hat sie mit dem Portemonnaie und der Brieftasche des Präsidenten in seinem Wohnzimmer unter der Diele versteckt.

In einer eiskalten Decembernacht wird Severine durch ein merkwürdiges Geräusch geweckt. Es knackt unheimlich im Wohnzimmer. Sie glaubt, daß man bei ihr einbrechen will. Es ist drei Uhr Morgens. Roubaud ist noch nicht heimgekehrt. Vor Furcht bebend, wagt sie es dennoch, aufzustehen und öffnet behutsam die Thür. Sie bleibt starr stehen. Sie sieht, wie Roubaud am Boden kauert, das Stück Diele entfernt hat und aus dem Versteck etwas nimmt.

„Was machst Du denn da?“ fragt sie.

Roubaud findet keine andere Antwort, als daß er sich erhebt und seiner Frau, die nur mit dem Hemd bekleidet ist und vor Kälte zittert, eine Ohrfeige giebt.

„Wenn ich ein Paar Schuhe brauche, hast Du natürlich kein Geld. Wenn Du aber verloren hast, dann findest Du schon, was Du brauchst!“

„Laß mich zufrieden!“ giebt er zur Antwort. „Bekümmre Dich nicht um meine Sachen. Frage ich Dich denn, was Du am Freitag in Paris thust?“

Mit dem Hacken stampft er die Diele wieder fest, wendet ihr den Rücken und kehrt ins Café zurück.

Am andern Morgen in aller Frühe — es war wieder einer der Liebes-Freitage — wüthet ein mächtiger Schneesturm. Lantier steht auf seiner Maschine und ist sehr beunruhigt. Die Schneeverwehungen, die telegraphisch gemeldet sind, lassen ihn befürchten, daß er seine „Lison“ schwerlich bis Paris bringen werde. Er muß aber abdampfen. Das Unwetter wird immer stärker, und an einer der ersten Stationen hinter Havre erbittet er eine zweite Maschine. Sie kann ihm jedoch nicht gestellt werden. Er dampft weiter. Aber schließlich werden die Schneemassen so ungeheuer, daß die Maschine nicht mehr durchdringen kann. Der Zug bleibt in den weißen flockigen Bergen stecken, und zwar vor dem langen Tunnel, unmittelbar an dem Wärterhause Misards. Telegraphisch werden Hülfsmannschaften zur Freilegung der Bahn heranbeordert. Aber es vergehen Stunden um Stunden. Die Reisenden haben sich in das kleine Wärterhäuschen geflüchtet. Sie hocken in der Küche. Es ist kalt. Sie haben nichts zu essen. Sie wettern und fluchen.

Severine, der das benachbarte Gartenhaus Croix-de-Maufras testamentarisch vermacht worden ist, wird von Misards mit Auszeichnung empfangen und in die Prunkstube genommen. Flora, das wilde Mädchen, wirft auf Severinen lodernde Blicke der Eifersucht. Es ist ihr ja längst aufgefallen, daß an jedem Freitage Severine mit Lantier nach Paris gefahren ist. Jeden Freitag hat sie an der Barriere gestanden, auf den verhaßten Anblick gewartet und sich mit dem Gedanken, daß der geliebte Jacques mit dieser Person alsbald in Paris vergnügte Stunden verbringen werde, zu Tode gepeinigt. Jacques selber hat nun die Pause, in der er zur Thatlosigkeit gezwungen ist, dazu benutzt, um die Locomotive gleichfalls zu verlassen und zu sehen, wie Severine untergebracht ist. Er findet sie allein im Zimmer. Sie tauschen zärtliche Worte. Er schließt sie an sich und küßt sie lange. Als er den Kopf aufhebt, sieht er Flora entsetzt und bebend vor sich stehen. Nun hat sie es gesehen! Und ihr unglückliches, wildes, jungfräuliches Herz ist gebrochen. Von diesem Augenblicke an weiß sie, daß sie nur noch eine Lebensaufgabe zu erfüllen

hat: sich an Jacques, der ihre Liebe nicht erwidert, und an dessen Buhle zu rächen. Die Beiden müssen sterben!

Nach einigen Stunden ist die Bahn wieder freigelegt. Aber bei dem Ausschaufeln der Locomotive hat die „Lison" am Cylinder einige Stöße bekommen. Jacques wie der Heizer Pecqueux schütteln traurig den Kopf. Es ist nicht mehr die gute alte Maschine. Sie wird die Folgen der starken Erkältung nicht verwinden. Jacques bringt den Zug mühselig nach Paris. Erst um drei Viertel elf Abends läuft er an der Station ein.

Roubaud hat natürlich Kenntniß von der Schneeverwehung und der Verspätung von zwölf Stunden erhalten und weiß, daß er Severinen heute nicht erwarten darf. Victoire, Severinens Amme, die Pariser Frau des Heizers, liegt seit einiger Zeit im Spital krank darnieder. Der gutmüthige Pecqueux, der ganz genau weiß, wie es um Lantier und Severinen steht, und dem es nicht schwer wird, bei seinen zahlreichen Bekanntschaften in Paris ein anderes Unterkommen zu finden, stellt den Beiden seine Wohnung im fünften Stock zur Verfügung. Und in demselben Zimmer, in dem Severine durch ein unbedachtes Wort ihre Beziehungen zum Präsidenten verrathen hat, in dem die Ermordung des Präsidenten geplant worden ist, verbringt sie nun mit ihrem Geliebten Lantier die Nacht.

Jacques löscht die Lampe. Er will Severinens weißen Hals nicht sehen. Nur im Dunkeln fühlt er sich ruhig. Und in der finstern Nacht, hart aneinander geschmiegt, erzählt Severine in leisem Flüsterton dem Geliebten, der zwar Alles ahnt, aber das Nähere noch nicht kennt, den Mord in allen seinen furchtbaren Einzelheiten: wie sie den Brief geschrieben hat, wie sie in Rouen den Präsidenten auf dem Perron getroffen haben, wie sie im letzten Augenblick in das Coupé des Präsidenten geschlüpft sind, ohne daß irgend Jemand es bemerkt hätte, wie plötzlich Roubaud das neue scharfe Messer, das sie ihm an demselben Tage geschenkt hatte, gezogen, den Präsidenten rücklings auf das Kissen gedrückt, mit ihm gerungen, wie sie selbst, um dem Kampfe ein schnelleres Ende zu machen, sich auf die zappelnden Beine geworfen und den Widerstand des Greises gebrochen, und wie Roubaud dann den tödtlichen Streich geführt habe; und wie sie alsdann die Leiche auf den Bahnkörper gestoßen, das Coupé geschlossen und während des rasenden Fluges in der Dunkelheit, unmittelbar vor der Station Barentin, sich auf den Trittbrettern an den verschiedenen Waggons entlang getappt haben, bis sie zu ihrem Coupé gelangt seien, das sich inzwischen in Rouen glücklicherweise entleert habe. Alles das haucht sie ihm in kaum hörbarem Geflüster zu, in tiefer Finsterniß, dieweil eine Treppe tiefer junge Leute, die bei einem andern Beamten sich zum Lämmerhüpfen versammelt haben, beim Klavierspiel fröhlich tanzen.

Nun ist Severine ganz glücklich! Nun giebt es nichts Unausgesprochenes mehr zwischen ihr und ihrem Geliebten. Nun liebt sie ihn zärtlicher,

leidenschaftlicher denn je. Liebt sie doch überhaupt zum ersten Male. Und je mehr sie ihn liebt, desto mehr haßt sie ihren Mann, desto gründlicher verachtet sie ihn, — den Elenden, der ihre strafbare Liebe duldet, der spielt und das genommene Geld nachträglich zum geraubten macht.

Als Jacques am Morgen nach dieser Schreckensnacht des Geständnisses erwacht, und als er Severinen schlummernd neben sich sieht, überfällt ihn wieder ganz plötzlich und schrecklich die fürchterliche Mordlust. Er springt aus dem Bett. Er wagt nicht, sich nach Severinen noch einmal umzusehen. Er kleidet sich in aller Eile an. Er stürzt davon. Irgend Jemand muß er morden, die erste beste Person, die ihm begegnet! Er läuft verschiedenen Frauen nach. Durch einen glücklichen Zufall wird sein grausiges Vorhaben vereitelt. Langsam kommt er wieder zur Besinnung und kehrt zu Severinen zurück. Severine ist sehr beunruhigt. Sie hat geweint. Sie fürchtet, daß das Geständniß Jacques ihr entfremden möchte, und sie bedarf seiner und seiner Liebe. Jacques beruhigt sie.

„Ach, wenn ich frei wäre, wenn mein Mann nicht mehr da wäre, wie würden wir da Alles schnell vergessen!“

„Wir können ihn doch nicht tödten,“ sagt Jacques, der laut gedacht hat.

Sie sieht ihn starr an, und er zittert, daß er das gesagt hat. Er hat ja nie daran gedacht. Aber da er doch nun einmal tödten will, tödten muß, warum soll er nicht gerade ihn tödten, den Menschen, der Allen im Wege ist? Und als er sie endlich verlassen muß, um seinen dienstlichen Verpflichtungen nachzugehen, umschlingt sie ihn, küßt ihn und sagt:

„Mein geliebtes Herz, Du mußt mich sehr lieb haben. Und wir werden auch noch glücklich werden.“

Roubaud hat inzwischen immer größere Verluste erlitten. Er hat zunächst das Portemonnaie des Präsidenten genommen mit den dreihundert Franken. Aber das kleine Hinterzimmer des Cafés ist mit der Zeit zu einer richtigen Spielhölle geworden. Es wird um verhältnißmäßig hohe Summen gespielt. Roubaud verliert immer, und der Polizeibeamte, der den Mörder sucht, gewinnt. Und noch einmal erwischt Severine ihren Mann, als er in der Nacht die Diele aufhebt und von dem Gelde des Präsidenten den ersten Schein nimmt. Und als sie ihn einen gemeinen Dieb nennt, sagt er ganz ruhig:

„Du willst Deine Hälfte haben? Schön, Du sollst sie bekommen. Dann halt aber das Maul.“

Severine überschüttet den Räuber mit Schmähungen. Die Berührung des geraubten Geldes flößt ihr Entsetzen ein. Als sie aber wieder in ihr Bett gekrochen ist und sich die Schändlichkeit ihres Gatten recht zu Gemüthe führt, sagt sie sich, daß sie, wenn sie die Hälfte nähme, wenigstens Roubaud daran verhindere, das ganze Geld zu verjuchheien. Und nun sieht sie selbst

auf, lockert die Diele und — erstarrt. Es ist Alles weggenommen! Nur die Uhr ist liegen geblieben. In äußerster Empörung nimmt sie wenigstens diese und giebt sie Jacques; denn bei ihm ist sie am besten aufgehoben, und sonst wird sie Roubaud auch noch nehmen und verkaufen. Jacques weigert sich zwar zunächst, aber er nimmt sie schließlich doch. Und als die Beiden in zärtlicher Stellung, Severine auf Jacques Knieen, darüber klagen, wie freudlos ihre Gegenwart ist, und wie glücklich ihre Zukunft sein könnte, tritt Roubaud unversehens ein. Severine ist keineswegs betroffen, daß sie in der verfänglichen Situation überrascht wird. Sie springt auf und schreit ihm in's Gesicht: „Spitzbube! Räuber!" und sie wiederholt diese Schimpfworte beständig. Roubaud zuckt die Achseln, nimmt sein Dienstbuch, das er vergessen hat, und begnügt sich mit der Antwort: „Halt's Maul!" Er geht ruhig wieder ab. Und in das verstohlene Geflüster der beiden Liebenden drängt sich wieder mit dämonischer Kraft die Frage: Weshalb sollte man den elenden Menschen, der unserm Glück im Wege steht, nicht beseitigen?

Seit jenem Tage verkehren Severine und Jacques ohne sich irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. Und das, was zunächst als ein gelegentlicher Einfall, ohne daß auch nur die Möglichkeit der Verwirklichung in Betracht gezogen wäre, sich geregt hatte, erstarkt allmählich zum ruhigen Vorsatze. Die sanfte Severine, die so aussieht, als ob sie kein Wässerchen trüben könne, und die in ihrer grenzenlosen Verworfenheit eine wunderliche Naivetät bewahrt hat, stiftet instinctiv den Geliebten zur Ermordung ihres Ehegemahls an, und schließlich wird die Sache, die für die Beiden alles Grausige und Schreckliche verloren hat, mit nüchternster Objectivität erörtert, und die Mittel und Wege, das schauderhafte Verbrechen auszuführen, werden ruhig erwogen. Die Ermordung Roubauds bildet fortan den Hauptgegenstand ihres Gespächs, auch an jenen Freitagen, an denen Severine gewohnheitsmäßig ihren Geliebten nach Paris begleitet, obwohl sie ihre Liebe vor Roubaud zu verstecken schon längst keine Veranlassung mehr hat.

Flora steht nach wie vor an jedem Freitage an der Barriere, sieht Lantier auf der Locomotive und im ersten Waggon am Coupéfenster Severinen, die sich regelmäßig herausbeugt, um einen Blick auf das ihr gehörige Gartenhaus zu werfen. Und wenn sie die Beiden vorübersausen sieht, schnürt sich ihr die Kehle zusammen, und sie wird halb wahnsinnig vor Eifersucht, Haß und Rache. Sie kann es nicht länger ertragen! Die Beiden müssen sterben! Aber wie sterben? Das wilde Mädchen von der Bahn sucht nicht lange. Wenn der Zug entgleist, dann wird der Locomotivführer das erste Opfer sein, und Severine, die immer im ersten Wagen sitzt, wird auch nicht lebend davon kommen. Daß Andere, Unschuldige, bei dem Rachewerk mit zu Grunde gehen — was kümmert es Flora!

Und an diesem Freitag ist das unbändige Mädchen vollends verzweifelt. Ihre Mutter ist gestorben, die arme Tante Phasie. Dem hüstelnden

Schleicher Misard ist die Vernichtung endlich gelungen. Er hat seiner Frau, der armen Tante Phasie, da sie längst keine Speise, die Misard berührt, mehr zu sich genommen hat, das Gift auf anderm Wege beigebracht. Die Unglückliche ist gestorben, ohne das Geheimniß, wo sie ihre tausend Franken verborgen hat, verrathen zu haben. Die Leichenstarre ist eingetreten, bevor die Augen haben geschlossen werden können, und schrecklich und unheimlich starrt das gebrochene Auge in die Leere.

Heute, ja heute müssen die Beiden sterben! Flora überlegt sich, wie sie den Zug am sichersten zum Entgleisen bringen könne. Sie will eine Schiene ausreißen. Aber als sie zur That zu schreiten sich anschickt, wird sie doch unschlüssig. Sie steht wieder an der Barriere. In wenigen Minuten muß der Zug vorbeisausen. Da kommt der Kärrner Cabuche des Weges. Fünf kräftige Pferde vermögen kaum den Karren, auf den zwei gewaltige Steinblöcke geladen sind, von der Stelle zu bringen. Als der Kärrner an Flora vorüberkommt, sagt er:

„Was hast Du denn? Du machst so ein merkwürdiges Gesicht.“

„Meine Mutter ist gestorben,“ antwortet Flora.

Cabuche spricht in ungelenker, herzlicher Weise sein Beileid aus. Er möchte die Todte wohl sehen. Sie weist nach dem Hause und beruhigt Cabuche, der Bedenken trägt, den Wagen allein zu lassen. Sie selbst wird Alles überwachen. Cabuche begiebt sich zur Todten. Flora führt langsam die Pferde auf den Bahnkörper. Sie hört das dumpfe Rollen des Zuges. Mit ihrer Riesenkraft hält sie die Pferde zurück. Der Zug braust heran. Die Pferde, von Angst gepeitscht, wollen über den Schienenstrang hinweg. Der Zugführer pfeift. Die Locomotive stößt ihren Nothschrei aus. Cabuche eilt herbei. Flora stemmt sich mit aller Macht gegen die Pferde. Die Locomotive prallt gegen die kolossalen Steinquadern. Ein fürchterlicher Ruck. Ein wüster Knäuel von Wagen, die sich überturkeln. Die Locomotive ist auf die Seite geschleudert. Sie pafft noch einigemal, die Räder drehen sich. Dann ist Alles aus. Man hört Wimmern und Schreien. Die Pferdeleichen liegen auf der Bahn. Ein Dutzend Todte, dreißig bis vierzig Schwerverwundete. Ein entsetzliches Eisenbahnunglück! Der Heizer Pecqueur ist weit weggeschleudert und nicht beschädigt worden. Jacques wird lebend, aber besinnungslos unter der Locomotive hervorgezogen. Er hat keine äußerlichen Verletzungen. Severine, die sich zufälligerweise im letzten Coupé befunden hat, ist ganz heiler Haut davongekommen . . .

Aus den nahegelegenen Städten kommen die Hülfsmannschaften. Die Leichen werden fortgeschafft, die Verwundeten möglichst gut untergebracht.

Jacques, der noch immer die Besinnung nicht wiedergefunden hat, wird nach Croix-de-Maufras getragen, und Severine pflegt ihn. Er allein hat gesehen, wie das Unglück geschehen ist. Und Flora hat in einem fürchterlichen Augenblicke den entsetzten Blick Lantiers aufgefangen. Die Rasende hat nicht erreicht, was sie gewollt hat. Sie geht heroisch zum

Tode. Sie schleicht nach dem Tunnel und wartet, nachdem der Betrieb wieder hergestellt ist, auf den nächsten Zug. Ruhig legt sie einige Kleinigkeiten, die sie noch bei sich hat, an die Seite. Da sieht sie in der Ferne das rothe Auge der Locomotive. Sie hört das unheimliche Donnern des Zuges im Tunnel. Sie springt auf den Schienenstrang, und mit vorgebeugtem Oberleib rennt sie gegen den eisernen Koloß an, hüpft auf, so daß sie mit ihrem Schädel die rothe Laterne zertrümmert und das Licht löscht, und wird zermalmt. Ihre Leiche, die bald aufgefunden wird, wird neben der der Mutter gebettet, die aus ihren offenen Augen schauerlich ihr zerfleischtes Kind anstarrt. Flora hat sich selbst gerichtet.

Jacques, der von Severinen liebevoll gepflegt wird, hat keine inneren Verletzungen erlitten, wie man zuerst befürchtet hatte. Die starke Erschütterung hat ihn nur auf einige Tage stumpfsinnig gemacht. Allmählich kehrt ihm das Bewußtsein wieder. Und das erste Wort, das Severine ihm zutuschelt, ist: „Sei unbesorgt, mein Schatz, die Uhr habe ich in Sicherheit gebracht." Sie hat aus der Tasche des Bewußtlosen die verhängnißvolle Uhr genommen und sie in eines ihrer Taschentücher eingenäht.

Jacques gesundet nach einiger Zeit vollständig und steht im Begriff, seinen Dienst wieder aufzunehmen. Und hier in diesem Zimmer von Croix-de-Maufras, dem Schauplatze von Severinens Besudelung durch einen lasterhaften Greis, verabreden die Beiden, wie sie den Mörder des Präsidenten ermorden können. Alles wird weislich überlegt, und es wird ein Plan ausgeheckt, der die Ermordung Roubauds sichert und die Spuren verwischt. In diesem ganz entlegenen Hause kann die Leiche lange Zeit unbemerkt liegen bleiben, und es wird nicht schwer werden, Roubaud unter dem Vorwande, daß sich für das längst verkäufliche Haus endlich ein Käufer gefunden habe, zu einer bestimmten Stunde herbeizulocken, zu überfallen und niederzumachen. Hier ist in der That die völlige Vereinsamung. Flora und Tante Phasie sind todt, und in dem einsamen Wärterhause sucht Misard unablässig und vergeblich nach dem versteckten Gelde.

Das einzige menschliche Wesen, das sich von Zeit zu Zeit sehen läßt, ist der Kärrner Cabuche, der große, schwerfällige Rüpel, der ausschaut wie ein wüster Verbrecher und in Wahrheit ein ungeschlachtes herzensgutes großes Kind ist. Cabuche hat sich in seiner dummen täppischen Weise in Severinen verliebt, und er nimmt von Zeit zu Zeit kleine werthlose Gegenstände, die Severine berührt hat, heimlich weg, schleppt sie in seine Höhle und freut sich darüber. Er schleicht um das Haus in der Hoffnung, ab und zu hinter den beleuchteten Scheiben die Silhouette Severinens zu erspähen.

Der Mordplan ist nun völlig ausgereift. Lantier verabschiedet sich von Misard und Cabuche und begiebt sich nach Rouen in ein kleines Hotel wo man ihn gut kennt. Dort sagt er, er fühle sich noch abgespannt, und er zieht sich gleich nach der Mahlzeit in sein im Erdgeschoß gelegenes

Zimmer zurück. Sobald er die Thür hinter sich geschlossen hat, öffnet er das Fenster, springt hinaus, lehnt die Laden an und macht sich auf den Weg nach Croix-de-Maufras. Zwischen neun und zehn Abends kommt er dort an. Er schleicht sich in das Haus auf dem bezeichneten Wege, und als er in das Zimmer tritt, springt ihm Severine, die sich schon völlig entkleidet hat, tändelnd und zärtlich entgegen . . . Ihn überläuft's!

„Weshalb hast Du Dich denn ausgezogen?" fragt er.

Sie setzt ihm ganz ruhig auseinander, daß das das Richtige wäre. Er solle sich auch entkleiden, dann würden keine Blutspritzen an die Kleider kommen. Sie erörtert alle Einzelheiten der Ermordung mit diabolischer Ruhe, und er sieht sie mit erstauntem Schrecken von oben bis unten an. Der sanfte Ausdruck ihres Gesichts ist derselbe geblieben. Ihre ruhigen, klaren, jungfräulichen Augen strahlen ihn zärtlich an. Er schaudert noch einmal zusammen. Da wird das Haus erschüttert. Der Zug saust vorüber — der Zug mit dem Unglücklichen, der in Barentin aussteigen, nach kurzer Frist die Schwelle dieses Hauses ahnungslos überschreiten und das einsame Haus nicht lebend wieder verlassen soll. Jacques hat Severinen befohlen, sich wieder in's Bett zu legen und sich bis oben zuzudecken. Er will sie so nicht sehen. Schon regt es sich wieder in ihm mit unheimlicher Gewalt. Das Messer liegt da unter der Lampe — dasselbe Messer, mit dem Roubaud den Präsidenten getödtet hat. Die offene Klinge blitzt unter der Lampe . . .

Severine erhebt sich. Roubaud muß bald kommen.

„Leg Dich nieder!" herrscht Jacques seine Geliebte an.

Sie lächelt ihn zärtlich verlangend an. „Komm, mein Geliebter!" Sie will ihm Muth machen durch ihre Liebe. Sie schlingt die Arme um ihn. Er fühlt sie warm an seiner Brust. Er will sie von sich stoßen, er vermag es nicht. Er reißt sich los und greift nach dem Messer.

„Aber Jacques — mein Gott! Warum? warum?" schreit Severine entsetzt auf und taumelt zurück. Er beißt die Zähne aufeinander, sagt kein Wort, stürzt hinter ihr her, stößt sie auf's Bett. Sie ist wehrlos. Ihr Hemd ist zerrissen.

„Aber warum? Mein Gott! warum?"

Er schlägt sie mit der Faust nieder, und das Messer nagelt ihr die Frage in der Gurgel fest.

Regungslos, ohne Bewußtsein, bleibt Jacques eine Weile stehen. Er weiß nicht, ob sie geschrieen hat. Er weiß nichts.

Dann stürzt er davon, in die dunkle Nacht und rempelt beinahe Cabuche an, der sich in der Nähe des Hauses herumtreibt. Cabuche ist blödsinnig thöricht und wundert sich eigentlich über nichts. Aber die Sache kommt ihm doch nicht geheuer vor. Die Hausthür ist offen geblieben. Er horcht eine Weile; Alles still; dann tritt er ein. Die Thür zum Zimmer steht offen, und da sieht er Severinen in ihrem Blute schwimmen.

Der stumpfsinnig gute Mensch ist von tiefster Trauer erfüllt. Es jammert ihn, sie so entblößt daliegen zu sehen. Er hebt sie in seinen Armen auf, bettet sie, deckt sie züchtig zu und befleckt sich dabei über und über mit dem Blute, das ihrer klaffenden Wunde entströmt. Es ist genau derselbe tiefe Schnitt am Halse, der dem Leben des Präsidenten ein Ende gemacht hat. Und so finden ihn Roubaud, der zur bezeichneten Stunde eingetroffen und Misard, dem er unterwegs begegnet ist.

Cabuche mit seinen blutbefleckten Kleidern wird zuerst verhaftet. Und in dem jämmerlichen Loch, in dem er haust, findet man allerhand Kleinigkeiten, die Severinen gehört haben, und als wichtigsten Fund die Uhr des Präsidenten, eingenäht in ein Taschentuch Severinens. Cabuche erklärt der Wahrheit gemäß, daß er das Taschentuch an sich genommen, weil es ihm Freude gemacht habe, etwas von Severinen zu besitzen. Er habe gar nicht gewußt, daß eine Uhr darin sei, und er wisse auch nicht, wie sie da hineingekommen sein könne; er wisse gar nichts. Diese albernen Ausflüchte können dem scharfsinnigen Untersuchungsrichter Denizet natürlich nicht genügen.

Die beiden Ermordungen des Präsidenten und Severinens sind unter ganz gleichen Bedingungen erfolgt. Es ist offenbar derselbe Mörder. Und dieser wüste Verbrecher ist kein Anderer als Cabuche. Cabuche ist zum Morde angestiftet worden durch Roubaud, der sich seit einiger Zeit durch sein Verhalten sehr verdächtig gemacht hat. Roubaud hat riesige Summen im Spiel verloren. Der Polizeibeamte, der das überwacht hat, giebt sehr interessante Aufschlüsse darüber. Roubaud ist durch das Spiel vollkommen verdorben, er hat Schulden gemacht und hat seine Frau ermordet, um in den Besitz ihres Vermögens, des Grundbesitzes von Croix-de-Maufras, zu gelangen. Dieser geniale Indizienbeweis wird in glänzendster Weise vom Untersuchungsrichter Denizet geführt.

Cabuche antwortet ein für allemal: „Ich weiß von der ganzen Sache nichts. Sie geht mich nichts an. Ich kenne den Inspector Roubaud gar nicht. Laßt mich zufrieden." Man nennt das sein „System".

Roubaud, der lange Zeit geleugnet hat, ist des ewigen Querulirens müde und macht eines Tages dem Untersuchungsrichter ein umfassendes Geständniß. Dieser lächelt fein und findet es sehr geschickt, daß Roubaud den Raubmord zu einem Mord aus Eifersucht machen will. Er zollt dem Verhalten der beiden Angeklagten, die andauernd sich „so stellen", als ob sie sich nicht kennen, eine gewisse schmunzelnde Anerkennung. Es sind schlaue Burschen! Aber es findet sich auch ein Zeuge, der gehört hat, wie die Beiden miteinander Verabredungen getroffen haben — ein ehrlicher und unverfänglicher Zeuge, der gewiß seine Aussage im besten Glauben macht, wenn auch thatsächlich die beiden Beschuldigten niemals die geringste Berührung miteinander gehabt haben.

Und als die Sachen nun so weit gediehen sind, als Denizet dem

Digitized by Google

Staatssecretär Camy-Lamotte umfassenden Bericht erstattet und auf die zweifelnde Zwischenfrage des Staatssecretärs, ob er denn seiner Sache auch ganz gewiß sei, mit vollster sittlicher Ueberzeugung antwortet, daß das Verbrechen der Beiden: die Ermordung des Präsidenten und der Severine durch Cabuche und die Anstiftung zum Morde durch Roubaud, über jeden Zweifel festgestellt sei, lächelt der Staatssecretär freundlich und verabschiedet den Untersuchungsrichter in Gnaden. Nachdem dieser die Thür geschlossen hat, nimmt er aus einem geheimen Fache seines Pultes Severinens Schreiben und verbrennt es.

So ist denn die Sache spruchreif, und vor den Geschworenen von Rouen stehen Cabuche und Roubaud als des Doppelmordes beziehentlich der Anstiftung dazu beschuldigt. Das freche Leugnen des Cabuche und dessen ungeberdiges Verhalten, das die echte Verbrechernatur überall verräth, die Darstellung Roubauds, daß er allerdings den Präsidenten aus Rache getödtet, an der Ermordung seiner Frau aber keinerlei Antheil habe, sowie die fortgesetzte Betheuerung der Beiden, daß sie sich gar nicht kennen — Alles das vermag den niederschmetternden und geschickt aufgebauten Schuldbeweisen gegenüber nicht Stand zu halten. Sie werden Beide, unter Zubilligung milderner Umstände, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Lantier selbst ist als Zeuge gehört worden. Auf Severinens Mörder ist nie der Schimmer eines Verdachtes gefallen. Jacques wird auch nicht von Gewissensbissen gequält. Was er gethan hat, hat er thun müssen. Und die Ermordung Severinens scheint ihn von seinem grauenhaften Leiden befreit zu haben. Er lebt zurückgezogen von aller Welt. Seine alte liebe Maschine ist durch das Eisenbahnunglück bei Croix-de-Maufras zerstört worden, und mit der neuen kann er sich nicht recht befreunden. Auch das Verhältniß zwischen ihm und Pecqueur, das früher ein so herzlich gemüthliches gewesen war, hat sich verändert. Pecqueur' illegitime Frau in Havre hat, wie dieser längst bemerkt, ihre begehrlichen Arme nach dem schmucken Locomotivführer ausgestreckt. Und aus Langweile, und auch gewissermaßen aus Neugier, um zu versuchen, ob die Mordlust in ihm wirklich getödtet sei, läßt sich Jacques mit der reizlosen alten Philomene ein. Und Pecqueur weiß Alles . . .

Weltbewegende Ereignisse haben sich inzwischen zugetragen. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ist erklärt. Lantier hat einen riesigen Zug voll trunkener, johlender und singender Soldaten zu führen. Pecqueur ist heute wieder einmal trunken, und sogar noch trunkener als gewöhnlich; wie ein Wahnsinniger schleudert er Schaufel um Schaufel Kohlen in die Gluth.

„Genug!" sagt Lantier.

Pecqueur brummt etwas in den Bart und heizt weiter. Er schaufelt und schaufelt. Lantier wird es unbehaglich zu Muthe. Der Mensch ist heute vollständig unzurechnungsfähig, er hat seinen bösen Blick, und wenn

er betrunken ist, weiß er nicht, was er thut. Der Führer wiederholt seinen Befehl, das sinnlose Feuern endlich einzustellen. Pecqueux kümmert sich nicht darum. Da packt Lantier den Heizer bei der Faust, und nun setzt sich Pecqueux zur Wehr.

„Du Hund hast mir mein Weib genommen!“ schreit der Trunkene in sinnloser Wuth.

Die Beiden packen sich, und auf der Plattform, während des rasenden Fluges, der die gestattete Maximalgeschwindigkeit längst überschreitet, bei überheiztem Kessel, ringen die Beiden, und Pecqueux drängt den Locomotivführer an den Rand und will ihn hinabstürzen. Lantier zerrt ihn nach sich. Die Beiden kollern herunter, werden überfahren, und führerlos saust der Zug mit den nichtsahnenden Soldaten davon.

Schreckensstarr sehen die Beamten den Zug an den Stationen vorübersausen. Man telegraphirt nach allen Richtungen. Die Kessel sind noch mit Wasser reichlich versehen, und die Gluth dauert an. Die elektrischen Klingeln läuten. Der Geisterzug saust in die Nacht.

„Was kommt auf die Opfer an, die die Maschine unterwegs zermalmt. Läuft sie nicht selbst in das Ungewisse, das da kommt? Sorglos um das vergossene Blut, ohne Führer, inmitten der Nacht, wie ein blindes, taubes, wildes Thier, das man in Tod und Verderben losgelassen hat, rollt es, rollt es davon, beladen mit Kanonenfutter, mit jenen Soldaten, die vor Ermattung schon stumpfsinnig geworden, die trunken sind und Schelmenlieder singen! . . .“

* * *

Das ist der Inhalt des neuesten Romans von Emile Zola, „La Bête humaine“, — wenn wir recht zählen, des siebzehnten Romans jenes großartig angelegten und durchgeführten Cyklus „Die Rougon-Macquart“, Social- und Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“, des Lebenswerkes des Dichters, an dem er seit nunmehr zwei Jahrzehnten mit gewaltigem Talent, mit erstaunlichem Fleiß und ungebrochener Kraft unausgesetzt arbeitet.

Jeder dieser siebzehn Romane bildet zwar ein selbstständiges und in sich abgeschlossenes Ganzes, aber jeder einzelne fügt sich zugleich nach einem festen, schon beim Beginn der Riesenarbeit fertigen Plane als ein organisches Glied in die große Kette ein.

In dem Gesammtwerke will Zola schildern, wie sich die Mitglieder einer und derselben Familie in den verschiedenen Geschlechtern unter den Einflüssen der allgemeinen sittlichen, ökonomischen, religiösen und politischen Verhältnisse des Kaiserreichs, unter den verschiedenen individuellen Bedingungen der Erziehung, der Umgebung und vor Allem unter der Einwirkung des naturgeschichtlichen Gesetzes der Vererbung verschiedenartig entwickeln.

Die Stammmutter, aus dem Bauernstande, ist nervös, hysterisch

sinnlich und einfältig, und alle ihre Abkommen zeigen gewisse krankhafte Erscheinungen, Uebertreibungen nach der guten oder nach der schlechten Seite hin. Die Stammmutter verheirathet sich legitim mit einem hartherzigen, habsüchtigen Bauern, und fast alle Kinder und Enkel dieser Abstammung zeichnen sich aus durch Mangel an Herzensgüte und rücksichtsloses Streberthum. Als Wittwe hat diese Stammmutter ein Liebesverhältniß mit einem verwegenen, aber nicht schlechten Menschen, der als Wilderer in ständiger Auflehnung gegen das Gesetz lebt, und die Sprossen aus dieser Verbindung besitzen als entscheidende Charaktereigenthümlichkeit ein Gemisch von Herzensgüte, Gewaltthätigkeit, Rohheit.

Aus der Mischung des Blutes dieser Adelaide Fouque, der Stammmutter, mit dem Bauern Rougon stammen die kühl berechnenden Streber, und schon im zweiten Geschlechte begegnen wir unter diesen Abkommen einem Minister.

In den Kindern und Kindeskindern der Adelaide Fouque mit dem Wilderer Macqart wüthet die erbliche Trunksucht verhängnißvoll weiter, und da zeigen sich neben der Herzensgüte und den edlen Eigenschaften die sich nur selten ungehindert entwickeln können, die Laster und Verbrechen, als deren schrecklichsten Vertretern im dritten Geschlecht wir der zügellosesten Ausschweifung und dem entsetzlichsten Laster in Nana und der tragischen angeerbten Mordlust in Jacques Lantier, dem Helden des neuesten Romans, begegnen.

Der grundlegende Roman des Cyklus ist naturgemäß der erste: „La Fortune des Rougon", in dessen Mittelpunkte Adelaide Fouque mit ihren beiden Männern, dem gesetzmäßigen und dem erwählten, dem Bauern Rougon und dem Wilderer Macquart, steht. Aus diesen Verbindungen gehen hervor: Pierre Rougon, ein ehrgeiziger, rücksichtsloser Bauer, der später Oelhändler wird und sich mit der verschlagenen Felicité Puech vermählt; und Antoine und Ursule Macquart. Antoine ist ein fauler, verlüderter Korbflechter, der sich mit Josefine Gavaudon, einer rohen, aber gutmüthigen, der Trunksucht ergebenen Person, vermählt. Ursule, die von ihrer Mutter die Schwächlichkeit geerbt hat, ist ein zartes, sentimentales, gutes Wesen, das sich mit dem fleißigen und soliden Hutmacher Mouret verehelicht. Hier kommt also das zwar Schwächliche, aber Gute, zum Guten, und die Sprossen dieser Verbindung, die Mourets, sind die erfreulichsten Früchte, die dieser Stammbaum trägt.

Das zweite Geschlecht stellt die Helden zu folgenden Romanen: „Son Excellence Eugène Rougon", „La Curée", „La Conquête de Plassans", „Le Ventre de Paris", „L'Assommoir" und „Une Page d'amour". Aus der Ehe von Pierre Rougon und Felicité sind fünf Kinder hervorgegangen. Die drei Söhne haben studirt. Der älteste, Eugène, ist Jurist, wird imperialistischer Streber und Minister. Der zweite, Pascal, wird Mediciner und bleibt außerhalb der Familie, die

er mit naturwissenschaftlicher Objectivität studirt. Der dritte, Aristide, bummelt als Student, macht kein Examen, wird vom Geldfieber und von der Speculationswuth befallen und bringt es auch zu einem großen Schwindelvermögen, das ihm gestattet, seiner Genußsucht zu fröhnen. In erster Ehe hat sich dieser Gründer Aristide mit Angela Sicardot verheirathet, in zweiter Ehe mit einer leichtsinnigen und lasterhaften Person aus guter Familie, mit Renée, die mit ihrem eigenen Stiefsohn ein strafbares Verhältniß anfängt und an einer Gehirnkrankheit stirbt. Die beiden Mädchen, Sidonie und Martha, verheirathen sich, — am glücklichsten Martha mit ihrem Verwandten, François Mouret, einem soliden Kaufmann.

Aus dem Macquart'schen Blute stammen im zweiten Geschlecht: erstens aus der Ehe Antoines mit Josefinen drei Kinder: Lisa, Gervaise und Jean; zweitens aus der Ehe der Ursule Macquart mit Mouret ebenfalls drei Kinder: François, Helene und Silvère.

Lisa Macquart, ein hübsches, braves, gutes Mädchen, heirathet einen ordentlichen Mann, den Schweinemetzger Quenu. Gervaise, ein gutmüthiges, aber sinnliches Frauenzimmer, verbindet sich zuerst mit dem Gerber Lantier, einem elenden Lump, und alsdann mit dem Dachdecker Coupeau, der ursprünglich ein anständiger Mensch ist, aber nach einem Unfall, der ihn brodlos macht, verbummelt und Säufer wird. Auch Gervaise ist, wie ihre Mutter Josefine, der Trunksucht ergeben. Der Bruder Jean, der Schreiner wird, spielt keine besondere Rolle in dem Cyclus.

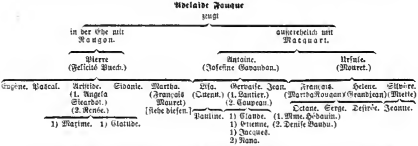
Die Kinder von Ursule Macquart und dem Hutmacher Mouret sind: François, ein rechtschaffener Kaufmann, der später schwachsinnig wird, Helene, ein gutes, wohlgebildetes Mädchen, und Silvère, ein Träumer, Idealist und Halbwisser. François heirathet seine Halbcousine Martha Rougon, ein Mädchen von erotisch-mystischer Veranlagung, aber nicht schlimm, vielleicht die liebenswürdigste des ganzen Rougon'schen Schlages. Helene vermählt sich mit dem Fabrikanten Grandjean.

Dem dritten Geschlecht begegnen wir in den Romanen: „La Faute de l'abbé Mouret“, „Nana“, „Pot-Bouille“, „Au Bonheur des Dames“, „La Joie de vivre“, „Germinal“, „L'Oeuvre“, „La Terre“, „Le Rêve“ und „La Bête humaine“. Da sind also zunächst die beiden Kinder des Aristide Rougon und der Angela: Maxime, der verächtliche, hinfällige, entnervte kleine Stutzer des Kaiserreichs, der „petit-crevé“, der mit seiner Stiefmutter Renée strafbare Beziehungen hat, und Clotilde. Dann aus der Mischung des Blutes der Rougon und der Macquart, aus der Ehe zwischen François Mouret und Martha Rougon, drei Kinder: Octave, der Großkaufmann, der in seiner Ehe mit Madame Hédouin in „Pot-Bouille“ seine Laufbahn beginnt und als der Besitzer des mächtigen Modemagazins „Au bonheur des dames“ in der zweiten Ehe mit der liebenswürdigen und guten Denise Baudu den Gipfel seiner Laufbahn erklimmt; Serge, in dem sich der mystische Sinn der Mutter

fortgeerbt hat, der Geistlicher wird, und Désirée. Aus der Ehe der Helene Mouret mit dem Fabrikanten Grandjean stammt Jeanne. Aus der Ehe der braven Lisa Macquart mit dem Schweinemetzger Quenu ist Pauline, die sympathische Heldin der „Joie de vivre“, hervorgegangen.

Am interessantesten sind die Sprossen der Gervaise. Aus ihrer Ehe mit dem elenden Lantier stammen: Claude, ein halbes Genie, der Maler eines großartigen Bildes, das nie fertig wird, der sich unter den deutlichen Anzeichen des Irrsinns, der verhängnißvollen Vererbung der Macquart'schen Trunksucht, das Leben nimmt, der Held des Romans „L'Oeuvre“; Etienne, eitel, großartig, gewaltthätig, der Held von „Germinal“, der aus Leidenschaft einmal einen Menschen tödtet, der Grubenarbeiter, den das sociale Elend zum Aufständischen macht; und Jacques, ebenfalls ein guter Mensch, in tragischer Weise durch die Trunksucht seiner Eltern und Großeltern erblich belastet und periodisch von Mordwahnsinn befallen, der Held der „Bête humaine“. Die Tochter der Gervaise Macquart und des Coupeau ist die schreckliche Dirne Nana.

Eine genealogische Tafel der Familie Rougon-Macquart mag diese sehr verwickelten und weitverzweigten Familienverhältnisse veranschaulichen:



Die eingeklammerten Namen sind die der Gatten bezw. Geliebten, und die Zahlen vor den Namen der Kinder geben an, von welchem Gatten diese abstammen.

Zola hatte diesen Stammbaum bereits im Jahre 1878 dem Roman „Une Page d'amour“ beigegeben und in seiner Vorrede darauf hingewiesen, daß der Entwurf seines Gesammtwerkes von vornherein in den festesten Linien umgrenzt worden sei, und daß er diesen Stammbaum schon jetzt veröffentliche, damit man nicht etwa glaube, daß er ihn nach Abschluß seines Werkes erst künstlich zurechtgemacht habe. Die Mittheilung dieser Abstammungstafel mag der Eitelkeit des Dichters geschmeichelt haben. Es mag ihm ein besonderes Vergnügen gewesen sein, zu betonen und nachzuweisen, daß das Hauptwerk seines arbeitsamen Lebens ein durchaus einheitliches ist, und daß alle Umrißlinien mit Bestimmtheit und Schärfe vorher gezogen sind. In Wahrheit aber hat das nicht viel zu bedeuten. Ob der Plan zu den Rougon-Macquart-Romanen von vornherein fest-

gestanden, ob er sich während der Arbeit erst herausgebildet, ob er diese oder jene Veränderung erfahren hat, das ist schließlich ganz gleichgültig. Wir haben nur ein Interesse daran, wie die einzelnen Romane selbst ausfallen, und wie sie sich in den Gesammtplan schicklich einfügen.

Es fällt uns daher auch gar nicht ein, Emile Zola deswegen zu chicaniren, daß er im Jahre 1889 etwas Anderes macht, als er es im Jahre 1870 vorhergesehen hatte. Es ist uns vollkommen gleichgültig, aus der früher mitgetheilten Stammtafel zu ersehen, daß Zola ursprünglich der Gervaise aus ihrer Verbindung mit Lantier nur zwei Söhne gegeben hat, während in „La Bête humaine“ ein dritter, früher noch nicht genannter Sohn der Gervaise, Jacques, auftritt.

Das pedantische Festhalten an dem einmal gefaßten ursprünglichen Plane wäre eine Kinderei und eine Thorheit. Uns genügt es vollauf, daß dieser Jacques nach seiner ganzen physischen und psychischen Beschaffenheit sehr wohl die Frucht der guten, lüderlichen Gervaise und des trunksüchtigen Lantier sein kann.

* * *

Es ist unzweifelhaft richtig, daß es keine kritische Gewalt giebt, die den Dichter in der Wahl seines Stoffes beschränken darf.

Der diesmal von Zola gewählte Stoff macht nun die Schilderung der sittlichen Entartung, der Scheußlichkeiten und Widerwärtigkeiten geradezu nothwendig. Zola geht aber in seiner sonderbaren Vorliebe für das Häßliche und Abstoßende über den Zwang des Nothwendigen sogar noch hinaus und gefällt sich in überflüssigen und entbehrlichen Unsauberkeiten. In dieser Beziehung sind einige Einzelheiten sehr charakteristisch: Severinens Amme, die Frau des Locomotivheizers, hat einen kleinen Posten an der Bahn. Er hätte sie ganz gut als Aufwaschfrau oder dergleichen beschäftigen können. Aber nein, er giebt ihr den unangenehmsten Posten, der denkbar ist. Misard, der seine Frau tödtet, wählt dazu den unappetitlichsten Weg.

Die Zärtlichkeiten, die der Dichter selbst in das tiefe Dunkel der Nacht verlegt, werden von ihm mit hellsehendem Auge so deutlich geschildert, als ob die volle Sonne darauf schiene. Mit Wohlgefallen werden die Ausschweifungen des alten Sünders in abscheulicher Breite besprochen. Und wenn Zola die Wahl bleibt zwischen dem statthaften und dem cynischen Ausdruck, so kann man darauf wetten, daß er sich für den garstigen entscheidet.

Der Begriff, daß es eine Keuschheit für Ohren, Augen und andere Sinne giebt, scheint Zola niemals aufgegangen zu sein. In dieser Beziehung ist er nicht der Mann unserer Cultur, will es nicht sein. Wenn man das Schamgefühl als eine Frage des Längengrades hat bezeichnen dürfen, so ist er auch nicht der Mann unseres Welttheils. Er hat in dieser Beziehung nicht die Anschauungen unseres Landes, auch nicht seines eigenen Landes. Er hat eine von allen Bedingungen unseres Daseins und unseres Klimas

losgelöste, von jeder Rücksicht befreite Auffassung, die vielleicht bei irgendwelchen wilden Völkerschaften zu Hause sein mag.

Ich habe mich allmählich zu der Meinung bekehrt, daß dem großen Schriftsteller, dessen vornehme und edle Gesinnung von Niemand angezweifelt werden darf, die Erkenntniß des Schicklichen, das Unterscheidungsvermögen zwischen dem, was man sagen darf und was man verschweigen soll, überhaupt fehlt. Denn die Widerwärtigkeit und Gemeinheit seiner Ausdrucksweise hat durchaus nichts Lüsternes, nichts Schlüpfriges, sie hat eine gewisse ehrliche Selbstverständlichkeit: sie wandelt in paradiesischer Nacktheit ohne Feigenblatt daher. Als ich durch Zolas erste Romane die Bekanntschaft mit diesem eigenthümlichen Mann machte, hielt ich diese häßliche Sonderbarkeit für gewollte und berechnete Zote. Allmählich aber bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Speculation auf die uneingestandene Freude an der Gemeinheit, die den großen Haufen beherrschen mag, dem bedeutenden Manne fernliegt. Seinem schriftstellerischen Schaffen fehlt einfach der große ästhetische Regulator, der Geschmack. Der Sinn für das Wohlanständige und für das Unanständige ist ihm vollkommen versagt. Diese Klappe functionirt nicht in dem sonst so wunderbar organisirten Gehirn des großen Schriftstellers.

Das ist tief beklagenswerth, ja, es ist ein Unglück, und Zola hat dadurch um so mehr Unheil angerichtet, als sein mächtiges Talent ihn befähigt hat, Schule zu bilden. Er vor Allem, ja vielleicht er allein, hat es verschuldet, daß der Ton unserer gesammten zeitgenössischen Literatur, nicht nur in Frankreich, in betrübender Weise herabgedrückt worden ist.

Und nicht nur in Frankreich, auch anderwärts sehen wir prahlhänsige Jünger dieser neuen Schule erstehen, die die Vornehmheit und den Adel im Ausdruck als geschniegelt und affig begeifern. Das Niedrigste und Derbste, ja nur das Gemeine soll wahr, soll echt und kräftig sein. Die Sauberkeit des Ausdrucks ist Ziererei, Feigheit, Lüge. Unsere jüngere Literatur renommirt mit dem schmutzigen Hemd.

Aber noch schlimmer als der Einfluß, den Zola durch die Bedeutung seiner schriftstellerischen Individualität auf die jüngeren Berufsgenossen geübt hat, ist sein Einfluß auf das Publikum selbst. Er mehr als jeder Andere hat uns an das Häßliche und Widerwärtige gewöhnt. Er hat es dahin gebracht, daß die Leser das Gemeine, das Zola als Selbstverständliches schreibt, auch wie etwas Selbstverständliches hinnehmen. Der Aufschrei der Entrüstung über das Unerträgliche, Geschmackwidrige und Schauderhafte, den früher jeder Roman Zolas hervorrief, ist allmählich verstummt. Der Leser scheint kaum noch zu merken, was er sich von diesem Schriftsteller bieten, welche Ungeheuerlichkeiten er sich ruhig erzählen läßt!

In dem Drama „Die Macht der Finsterniß" von Leo Tolstoi, das mit den Werken Zolas die Eigenschaften der Großartigkeit und der Abscheulichkeit gemein hat, sagt der alte Akim, der ein ähnliches Geschäft

verrichtet, wie Severinens Amme in Zolas neuestem Roman, der die Mistgruben reinigt: „Das ist richtig, Anfangs stößt der Geruch auf. Gewöhnt man sich dran, dann macht's nichts aus. Ganz wie Branntweinschlempe! Nämlich . . . ganz genau so!"

Und ganz genau so verhält es sich mit den Miasmen, die aus den Zola'schen Werken aufsteigen, die zunächst Ekel und Uebelkeit hervorgerufen haben, an die man sich aber auch gewöhnt hat, hat gewöhnen müssen, wenn man die Hervorbringungen eines der merkwürdigsten Schriftsteller unserer Zeit nicht einfach ignoriren will.

Zola hat eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen, in dieser Beziehung seine Macht erwiesen zu haben. Der Unflath, der früher in elenden, talentlosen Machwerken zur Erbauung junger und alter Lüstlinge von anonymen Pressen hergestellt und heimlich und versiegelt in einen beschränkten Kreis des Publikums eingeschmuggelt wurde, ist durch Zola literatur- und salonfähig geworden. Er macht sich breit und erhebt keck und schamlos die Stirn in den Werken eines der größten Erzähler, die die Literatur überhaupt kennt. Ein erstes und vornehmstes Verlagsgeschäft vertreibt diese Werke und überschwemmt damit den Weltmarkt. Unwillkürlich denkt man an die herrlichen Worte des sterbenden Valentin:

„Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte sie gern ermorden.
Wächst sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß
Und ist doch nicht schöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht."

* * *

Die Vorzüge dieses neuesten Romans in der Erfindung, in der Gestaltung und Anordnung des Stofflichen, in der Charakteristik und in der Schilderung gebieten den tiefsten Respect vor dem Können dieses ausgezeichneten Mannes.

In der künstlerischen Composition ist dieser Roman, dessen Titel: „La Bête humaine" wohl am einfachsten und treffendsten ganz wörtlich mit „Die menschliche Bestie" zu übersetzen ist, vielleicht der vollendetste, den Zola geschrieben hat.

In den früheren Werken Zolas störten immer unangenehme Längen und allzu breite Schilderungen des Ueberflüssigen. Vieles war geradezu langweilig. Diesmal ist Zola viel knapper als gewöhnlich, und bis auf verhältnißmäßig wenige Seiten, die die Eisenbahnstrecke zwischen Paris und Havre zu verschiedenen Malen mit einer lästigen Anhäufung von topographischen Einzelheiten schildern — bis auf diese Schwerfälligkeiten, die

die Schnellflüssigkeit der Handlung hemmen, rücken die Ereignisse stetig, wenn auch ohne Ueberstürzung, vor, und nicht einen Augenblick ermattet die Theilnahme des Lesers an dieser verhängnißvollen Fortbewegung.

Die scharfsinnig erdachte Geschichte ist in ihren vielfach verschlungenen und verwickelten Fäden so klar und verständlich wie nur möglich. Alles ist am rechten Flecke richtig angebracht und richtig gesagt.

Durch den wahrhaft kunstgerechten Ausbau weiß Zola uns beständig zu fesseln, ohne jemals zu den niedrigen Mitteln des Handwerks, zur wohlfeilen Hervorrufung der sogenannten „Spannung" zu greifen.

Ganz meisterlich ist in dieser Beziehung der Bericht eingefügt, durch den wir das Hauptverbrechen, die Ermordung des Präsidenten, in allen seinen Einzelheiten kennen lernen. Daß der Mord geplant wird, erfahren wir gleich auf den ersten Seiten. Wir erfahren auch, daß der Anschlag gelingt. Wir sehen die Folgen. Wir kennen Alles, nur nicht die Mordscene selbst. Und doch haben wir dasselbe Interesse daran, die Wahrheit darüber bis in's Geringfügigste zu erfahren, wie der Untersuchungsrichter, der vergeblich nach den Mördern fahndet.

Diese Wahrheit erfahren wir aber erst viel später, und zwar unter den eigenthümlichsten und richtigsten Bedingungen: im vertraulichen Austausche der am Mord betheiligten Severine mit ihrem Geliebten. Wir belauschen diese Unterhaltung, die im Dunkel im leisesten Flüstertone zwischen der Mörderin und ihrem Buhlen in zärtlicher Umschlingung geführt wird. Es ist wahrhaft genial, diesen Bericht über das Hauptsächliche gerade an diese Stelle des Romans und unter diese unheimlichen Bedingungen verlegt zu haben.

Bis zur letzten Seite weiß Zola das Interesse an den Vorgängen und Persönlichkeiten rege zu erhalten, und niemals wendet er gewaltsame Mittel an. Er verschmäht plumpe Ueberraschungen. Alles ist einfach, natürlich, erwartet. Und doch ist in diesem Erwarteten immer wieder etwas Neues. Mit einem Wort: als künstlerische Composition erscheint mir dieser Roman als ein Werk ersten Ranges.

* * *

Es giebt keinen Schriftsteller, ja, es hat vielleicht nie einen Schriftsteller gegeben, der so gut zu schildern weiß wie Zola. Aber gerade in seiner Eigenschaft als Maler mit der Feder hat er auch den Fehler seiner Vorzüge: er sieht vielleicht allzu scharf, und er besitzt vielleicht in zu hohem Grade die Gabe, das Erfaßte in den schärfsten Farben und mit übertriebener Deutlichkeit zu zeichnen. Und der Lockung, seine Kunstfertigkeit als schildernder Mikroskopist zu zeigen, vermag er nicht zu widerstehen.

Seine früheren Romane leiden daher unter der pedantischen Genauigkeit und der verwirrenden Anhäufung von allen möglichen Einzelheiten. Dadurch wird die Perspective des Bildes gestört, und es verliert an

plastischer Wirkung. Der Hintergrund darf eben nicht mit derselben minutiösen Kleinmalerei behandelt werden, wie die Hauptfiguren.

Dieser Fehler, den Zola zwar noch nicht ganz abgelegt hat, tritt in dem neuesten Romane doch viel weniger störend hervor. Die wichtigsten Figuren und Ereignisse heben sich scharf und in hellem Lichte ab. Ganz und gar hat sich Zola freilich auch diesmal von der gerügten Schwäche, technische, topographische und sonstige Angaben auszukramen, noch nicht loszusagen vermocht, und für die Genauigkeit und Richtigkeit dieser Einzelheiten, die Manche bewundern, habe ich, ehrlich gesagt, nicht viel übrig. Derartige ad hoc erworbene Specialkenntnisse sind doch nur Leimruthen für Gimpel.

Gerade bei diesen Angaben verfällt Zola auch in den einzigen Fehler, der ihm als Schriftsteller zum Vorwurf gemacht werden kann: in den Fehler der Wiederholung. Die Strecke von Paris nach Havre wird uns wohl zehnmal geschildert. Mit allen an der Handlung betheiligten Personen müssen wir darauf hin- und herrutschen, an den verschiedenen Stationen anhalten und beständig den Kopf zum Wagenfenster hinausstecken und uns umsehen. Wir lernen aber die Gegend deswegen doch nicht besser kennen, als irgend eine beliebige andere uns gleichgültige Bahnstrecke, die wir im Zuge durchsausen. Eine scharfe und genaue Vorstellung gewinnen wir doch nur von dem kleinen Flecke zwischen Rouen und Barentin: da, wo der Zug einen mächtigen Tunnel durchfährt, wo sich unweit der Barriere ein schräg an den Bahnkörper angebautes einsames Wärterhäuschen und dann ein Park mit einem verödeten Gartenhause, das von der Bahn aus sichtbar ist, befinden. Wir brauchen eigentlich auch gar nichts Anderes zu kennen, als diese paar Kilometer der langen Strecke, und der seitenlangen Schilderungen hätte es dazu nicht bedurft. Der Weg ist uns im Uebrigen vollkommen gleichgültig. Wir denken doch immer nur an das alte Haus im Park und dessen nächste Umgebung.

Das aber ist gewiß eine richtige dichterische Empfindung — und man braucht nicht einmal ein Dichter zu sein, um dergleichen schon empfunden zu haben —, daß gerade ein Haus wie dieses zum Schauplatze eines unheimlichen Vorganges wie gemacht ist. Jedermann, der vom Fenster des Eisenbahnwagens aus in einer unbekannten Gegend irgendwo so ein einsames Haus hat liegen sehen, wird schon eine derartige eigenthümliche Empfindung gehabt und sich gesagt haben: Was mag sich wohl in diesem Hause schon abgespielt haben? Gewiß etwas Sonderbares, vielleicht etwas Tragisches und Schreckliches . . .

Es ist geistvoll und gut, daß Zola diese Empfindung, die sich aller Welt bemächtigt, aufgegriffen und dichterisch verwerthet hat, daß er gerade ein solches Haus, an dem wir vorüberrasen, das wir nur auf einen Augenblick flüchtig erspähen, und das sich dennoch unserer Phantasie mit sonderlicher Gewalt aufdrängt — und so stark aufdrängt, daß wir immer

wieder daran zurückdenken müssen —, zum Schauplatz einer blutigen Katastrophe gewählt hat.

Da Zola seinen neuesten Roman auf der Eisenbahn spielen läßt, hat er sich mit dem technischen Apparate der Bahn natürlich vertraut gemacht. In dieser Beziehung ist er sicher Autodidakt, und als solcher hat er auch den von Gutzkow als das bezeichnende Merkmal für den Selbstlehrer angeführten Drang, die eben erworbenen Kenntnisse sofort an den Mann zu bringen — eine wahre Hast, um Gottes willen nur Alles gleich wieder loszuwerden, damit nichts verloren geht!

Alles, was Zola von den Fachmännern, die mit dem Eisenbahnwesen vertraut sind, erfahren und was er in sein Notizbuch notirt hat, — Alles das muß er den Lesern wiederholen. Da darf kein Wörtchen verschwiegen bleiben.

Nun ist es freilich ganz richtig, daß man, wenn man als Romanschriftsteller von Sachen spricht, um die man sich bisher nicht sonderlich hat zu kümmern brauchen, sich genau unterrichten und keine falschen und thörichten Angaben machen soll. Aber diese schriftstellerische Gewissenhaftigkeit ist doch etwas Anderes, als das protzenhafte Prunken mit der Kenntniß aller möglichen Einzelheiten, die den Gebildeten nicht weiter interessiren, und ohne deren Kenntniß er sein ganzes Leben lang gut auskommen kann. Das hat etwas Großspuriges, und es ist dabei ein gar billiges Vergnügen! Ein kluger, verständnißvoller und gewissenhafter Mann, ein Mann wie Zola, kann sich in einigen Stunden, oder doch in einigen Tagen, alles erforderliche Material, um in einer Specialität wie ein eitler Pfau sein Rad zu schlagen, ohne sonderliche Anstrengung zu eigen machen.

Alle großen Meister der Schriftstellerei stimmen indessen darin überein, daß gerade diese Sucht, Alles zu sagen, was man weiß, eine grobe Unart ist, die sich der feinergebildete Schriftsteller niemals zu Schulden kommen lassen darf. Die Uebereinstimmung in den Aussprüchen der großen Dichter ist in diesem Falle eine so merkwürdige, daß ich mich versucht fühle, diese Warnungen hier zusammenzustellen:

Voltaire sagt:

„Le secret d'ennuyer est celui de tout dire."

Goethe:

„Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben . . .
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Schiller:

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht,
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils."

Die Wichtigthuerei mit fachmännischen Kenntnissen, die Ueberlastung der Schilderung mit allerlei gleichgültigem Krimskrams sind allerdings bedauerliche Fehler, aber sie wiegen nicht schwer im Verhältniß zu den

erstaunlichen Eigenschaften, die Zola in der Beschreibung bewährt. Die Fehler stören nur das Einzelne, die Vorzüge aber heben das Ganze.

Die Schilderung des Hauptsächlichen ist bei Zola geradezu bewundernswerth und von einer Anschaulichkeit sondergleichen. Man sieht die Menschen, die er vorführt, leibhaftig vor sich, man bewegt sich in den Räumlichkeiten, die er darstellt, und die Handlungen, die er erzählt, vollziehen sich vor unseren Augen. Und immer, wenn er das Wichtige schildert, genügen ihm wenige feste, starke Striche, und er verwickelt sich dann nie in überflüssige Ausführlichkeiten. Für die Bilder, die er von seinen im Vordergrunde stehenden dichterischen Geschöpfen entwirft, genügen ihm wenige Züge. Aber diese sind so fest, so deutlich, daß wir diese Menschen selbst nach der flüchtigen Begegnung auf den ersten Blick wiedererkennen, deren charakteristische Physiognomie und eigenartiges Wesen nie wieder vergessen.

Da ist der Bahnhofsinspector Roubaud mit seiner gedrungenen vierschrötigen Gestalt, mit seinen vollen rothen Haaren und seinem blonden Bart, mit den großen kräftigen Händen, denen man den früheren Bahnarbeiter anmerkt. Und wie sich der Elende im Laufe der Begebenheiten verändert! Wie der muskulose starke Mann nach dem Verbrechen Fett ansetzt, schwerfällig wird, aufgedunsen!

Da ist der hübsche Locomotivführer Lantier mit seinem runden Kopf dem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen, mit den merkwürdigen braunen schwermüthigen Augen, die kleine Goldpünktchen in der Iris zeigen, und dem unsicher flackernden, mitunter angstvoll flehenden scheuen Blick.

Und die beiden Heldinnen Severine und Flora! Severine, die durch die Verbrechen, an denen sie stark betheiligt ist, wie traumhaft und unbetheiligt taumelt, die hübsche junge Frau mit ihrem Madonnengesichtchen, mit ihren sanften grünblauen Augen und dem üppigen schwarzen Haar. Zola scheint ein besonderes Gefallen daran zu haben, das Haupthaar als einen „Helm“ zu bezeichnen. Jedesmal, wenn er das Aeußere der Einen oder Andern mit einigen Worten schildert, läßt er Severinen in ihrem „schwarzen Haarhelm“ und Flora in ihrem „blonden Haarhelm“ erscheinen. Das Bild kehrt wohl ein Dutzendmal in dem Romane wieder.

Die ungeberdige und ungestüme Flora, ein rauhes Naturkind in der Vollblüthe, ist eine Art ländlicher Brünhild, ein Heldenmädchen, großartig in ihrer Jungfräulichkeit, großartig in ihrer unerwiderten Liebe und fürchterlich in ihrer Rache. Man sieht das Mädchen mit den kräftigen schlanken Gliedern und dem festen weißen Fleisch, mit dem flachsblonden üppigen Haar, wie eine Gestalt aus der nordischen Sagenwelt, die durch eine geheimnißvolle Laune der Natur in unserer Gegenwart Fleisch und Blut gewonnen hat, leibhaftig vor sich stehen.

Meisterlich ist auch das Ehepaar Misard: der kleine verkümmerte nichtswürdige Schleicher, der hüstelnde Schwächling, der giftige Wurm, der langsam mordet, und die starrköpfige Frau Phasie, die die tausend Franken,

die sie geerbt hat, um keinen Preis ihrem habsüchtigen Mann geben will, und die sich deshalb in ihrem blödsinnigen Bauerntrotz mit ruhigem Bewußtsein hinmorden läßt.

Und eben so wahr und eben so plastisch sind alle anderen Gestalten des Zola'schen Romans.

Die Schilderung des Räumlichen bleibt hinter der des Figürlichen nicht zurück. Wir kennen das hohe alte Haus am Pariser Bahnhofe, das die Eisenbahndirection für ihre Beamten gepachtet hat. Wir kennen das Zimmer im obersten Stockwerk, das Severinens Amme, die Frau des Locomotivheizers Pecqueux, dem jungen Ehegatten zu zeitweiliger Benutzung überläßt. Es ist das richtige Pariser Proletarierstübchen, eng, mit wenig Möbeln, sauber, dürftig, überheizt. Und es ist der rechte Ort für den ersten Ueberfall, für die Mißhandlung Severinens durch Roubaud, für das nächtliche Geständniß, das Severine ihrem Geliebten ablegt.

Wir kennen auch das Wärterhäuschen, in dem Misard mit seiner sterbenden Gattin und der ungeberdigen Flora haust, und das jedesmal, wenn der Zug vorüberdonnert, so durchschüttert wird, daß die Möbel wackeln und die Gläser klirren.

Wir kennen vor Allem das unheimliche und unbehagliche Landhaus, das unweit von Misards Wohnung, ebenfalls hart am Bahnkörper, liegt, im Grün, das Landhaus des Präsidenten, wie verhext, grausig. Und es giebt keinen geeigneteren Schauplatz für all die Schandthaten, die sich da abspielen. Da ist Severine vom Präsidenten verführt worden, da wird zwischen Severinen und dem verunglückten Locomotivführer Lantier Alles verabredet, um den überflüssigen und uninteressanten Mann, den Mörder des Präsidenten, gewaltsam zu beseitigen; und da überfällt bei der geplanten Ausführung dieses Verbrechens den unglücklichen Lantier die angeerbte Mordlust, und er bohrt das Messer in Severinens Hals.

Eben so richtig und scharf sind die Dienstwohnungen im Bahnhofsgebäude zu Havre geschildert: die ewig graue und unerquickliche des Bahnhofsinspectors, die auf den Perron geht, mit der verstimmenden Aussicht auf das trostlose Zinkdach, das den freien Blick absperrt, und die nach der Stadtseite zu gelegenen freundlichen Stuben mit dem Blick auf das lustige Leben der Hafenstadt. Alles das sehen wir vor uns, wir befinden uns in Räumen, die uns sogleich vertraute sind.

Die Schilderung des Landschaftlichen ist eben so bedeutend, wie die des Interieurs. Vor Allem ragt da das Bild des Schneesturms unter sackgrauem Himmel hervor.

Die größte Meisterschaft aber bekundet Zola in der Erzählung der Begebenheiten. Jede Scene ist in der Darstellung ein untadeliges Meisterwerk. So gleich die rohe Mißhandlung zu Anfang des Buches. Man sieht die noch arglose junge Frau, die sich durch ein unbedachtes Wort verräth, unter dem unerwarteten gewaltigen Faustschlage ihres Mannes

zusammenbrechen. Der Anprall des Zuges gegen den mit schweren Quadersteinen beladenen Karren, die Entgleisung, das Eisenbahnunglück, der mit wahrhaft homerischer Einfachheit und Größe geschilderte Selbstmord Floras, die Ermordung Severinens durch Jacques, der furchtbare Zweikampf zwischen dem eifersüchtigen besoffenen Heizer und dem Locomotivführer auf der Maschine, das Herunterkollern der Beiden, ihre Zerfleischung, das Dahinsausen des führerlosen Zuges in das Ungewisse, wahrscheinlich in die Vernichtung, während die trunkenen, nichtsahnenden Soldaten johlen und schreien — jede Scene, jeder einzelne Vorgang, kann man sagen, ist ein fertiges herrliches Bild von schärfsten Umrißlinien und in den sattesten Farben. In dieser Kunst ist Zola vielleicht der größte Meister.

Auch die Charakteristik ist durchaus echt und bedeutend. Die Figuren, die Zola vorführt, sind innerlich eben so wahr wie äußerlich. Sie sehen nicht bloß aus wie lebende Menschen, sie leben wirklich, und sie entwickeln sich mit grausamer Folgerichtigkeit.

Der ehrliche Arbeiter Roubaud, der ein guter Beamter ist, wird durch ein ideales Motiv, durch Liebe und Eifersucht, zum Mörder. Und nun wird er durch die Schwerkraft des Verbrechens, obgleich er unter dessen Folgen einstweilen nicht zu leiden hat, allmählich wirklich ein ganz gemeiner Verbrecher. Um sich zu betäuben, spielt er zunächst; um die Verluste zu decken, wird er alsdann zum Dieb und macht das ideale Verbrechen zu einem nachträglichen gemeinen Raubmord. Er, der durch die Leidenschaft für seine Frau auf die Verbrecherbahn gedrängt ist, duldet es mit der Zeit, daß seine Frau einen Geliebten hat, und drückt ein Auge zu. Alles Ehrgefühl, aller Sinn für das Anständige wird durch das erste unheilvolle Verbrechen, das bei allem Schrecken an sich doch eine gewisse Größe und Reinheit hatte, zu Schanden gemacht und ausgetilgt. Er wird stumpf, sein Gewissen peinigt ihn nicht mehr. Er wird fett, und als elender Lump endigt er sein abscheuliches Dasein im Zuchthause.

Am interessantesten ist wohl Severine. Das anmuthige, sanfte, von Hause aus gutgeartete Mädchen ist durch die Ausschweifungen des alten Sünders verführt worden. Sie ist damals ein Kind gewesen und ist ein Kind geblieben. Sie hat es geschehen lassen, ohne zu wissen und ohne sich etwas dabei zu denken. Sie ist in der That entehrt, aber jungfräulich im Gemüthe geblieben. Zola verweilt bei der Schilderung dieses Gegensatzes mit besonderer liebevoller Bedächtigkeit. Es reizt den tiefsinnigen Mann, wie schon in Roubaud ganz besonders in der Gestalt dieser Severine die corrumpirende Gewalt der objectiven That zu zeigen. Subjectiv ist Severine noch gut geblieben, aber das an ihr verübte Verbrechen des Präsidenten hat in ihr schon sittlich verheerend gewirkt. Sie ist noch eine gute Frau, die ihren Mann glücklich macht, ohne ihn gerade zu lieben, die ohne Leidenschaft pflichtgemäß gewährt, was dieser in seiner Leidenschaft wild begehrt. Sie ist eine nüchterne, alltägliche, simple Ehefrau von an-

muthigem Aeußern. Sie schaudert noch bei dem Gedanken, an dem Verbrechen, das Roubaud plant, theilzunehmen. Sie wird zunächst durch die überlegene Körperkraft ihres Mannes dazu gezwungen. Bei der Mordscene selbst aber leistet sie ohne Grauen, ja ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie etwas Schlimmes thut, ihrem mordenden Manne Beihülfe und unterstützt ihn dabei, den Widerstand des Opfers zu überwinden. Sie wirft sich auf die strampelnden Beine des Präsidenten, um ihren Mann die Rache vollenden zu lassen. Aber selbst diese schreckliche That scheint ihr Inneres eigentlich noch nicht ergriffen zu haben. Sie hat sich noch immer eine gewisse Reinheit des Gemüths und ihre freundliche Ruhe und Milde bewahrt. Da wird sie, die früher ohne ihr Wissen und Willen Besudelte, die ohne ihren Willen an der Mordthat Betheiligte, nun mit Bewußtsein zur schuldigen Gattin, zur Ehebrecherin, und nun gebiert diese böse That fortzeugend das Böse. Jetzt wird ihre Seele vollends vergiftet. Sie liebt ihren Buhlen leidenschaftlich, sie liebt zum ersten Mal in ihrem Leben. Und nun, nachdem die Angst vor ihrem Manne in dem Bewußtsein, einen Beschützer zu haben, allmählich schwindet, haßt sie den rohen Gesellen, dessen sittlichen Niedergang sie still beobachtet, und sie selbst wird von Roubaud angesteckt: sie will ihren Antheil an dem Mordgelde haben, und es erfüllt sie mit tiefster Entrüstung, daß ihr Mann Alles gestohlen hat; und zu dem Haß und der Empörung gesellt sich die tiefste Verachtung vor dem Elenden, der es weiß, daß sie mit dem Geliebten geheime Zusammenkünfte hat, und es ruhig duldet. Sie denkt daran, wie glücklich sie wohl sein könnte ohne ihn. Und ganz langsam und unmerklich, ohne daß sie sich selbst davon Rechenschaft ablegt, wird sie aus einer passiven zur activen Verbrecherin. Sie stiftet ihren Galan dazu an, ihren Mann zu tödten, erst schüchtern und behutsam, allmählich ohne Scheu und mit vollster cynischer Offenheit. Sie selbst trifft vorsorglich alle Maßregeln, um den Mord zu gutem Gelingen zu führen. Sie lockt ihren Mann in die Falle. Sie will sogar eine Art von Generalprobe des Mordes machen, damit Lantier den tödtlichen Streich sicher führe. Sie hat auch Alles ersonnen, um die Spuren zu verwischen. Kurz und gut: sie wird zur ruhigen, vorsorgenden, überlegenden Mörderin. Dabei bewahrt sie immer ihren lächelnden und sanften Ausdruck, den madonnenhaften Aufschlag ihrer Taubenaugen, ihr stilles, hausmütterlich liebes Wesen. Und als sie unter dem Messer Lantiers tödtlich getroffen zusammenbricht, schwebt auf ihren halboffenen Lippen die Frage: Warum?

Der ruhigen Severine steht die wilde Flora gegenüber, wie ein nordisches Hünenweib: wehrhaft in ihrer versagenden Jungfräulichkeit und schrecklich in ihrer Rache. Sie liebt Lantier. Lantier liebt eine Andere. Die Beiden, der Geliebte und ihre Nebenbuhlerin, müssen sterben. Und deswegen muß der Zug entgleisen. Ob da so und soviel andere Menschen mit zu Grunde gehen, ist ihr vollkommen gleichgültig. Diese gräßliche

und großartige jugendliche Schreckensgestalt weist vielleicht die bedeutendsten Züge auf. Als das Unglück, das sie angerichtet hat, in seiner ganzen Entsetzlichkeit ihr vor die Augen tritt, regt sich in dieser starken Brust nicht einmal ein Gefühl des Bedauerns darüber. Sie ist nur zum Tode betrübt, daß ihr Zweck, die Beiden zu tödten, verfehlt ist. Deshalb tödtet sie sich mit der einfachen Größe, die dem ganzen Wesen dieses herrlichen und entsetzlichen Mädchens aufgeprägt ist.

Jacques ist von anständigem Wollen. Aber unter dem verhängnißvollen Fluche des Ererbten wird er wider Willen zum Verbrecher. Seine ganze Willenskraft verwendet er darauf, sich im letzten Augenblick noch von dem Ungeheuren, zu dem er sich wie mit Peitschenhieben hingetrieben fühlt, abzulenken. Immer kämpft er dagegen an und kasteit sich. Der Umgang mit Severinen aber erschlafft seine sittliche Kraft. Als das Fürchterliche sich endlich erfüllt, als er das geliebte Weib, das sich an ihn schmiegt, niedergestochen hat, stürmt er sinnlos davon. Langsam dämmert in ihm das Bewußtsein des Geschehenen auf. Er fühlt keine Gewissensbisse bei dem Gedanken an das Scheußliche. Er empfindet etwas wie eine Befreiung, wie die Erfüllung des Unvermeidlichen, das doch einmal geschehen mußte. Bis zu dem Augenblick seines strafbaren Liebesverhältnisses ist sein unglückliches Dasein frei von verbrecherischen Thaten gewesen. Aber wie Roubaud, wie Severine, so wird nun auch er durch das Schwergewicht des Verbrechens in den sittlichen Morast hinabgezogen. Mit einer reizlosen alten Vettel fängt er ein dummes, sinnloses Verhältniß an, eigentlich aus Neugier, um zu probiren, ob das alte ererbte Uebel ihn wieder befallen werde. Er denkt gar nicht daran, daß er seinem armen treuen Freunde, dem Heizer Pecqueur, den Todesstoß damit versetzt. Auch in ihm hat sich die Empfindung für das Sittliche völlig abgestumpft. Ohne irgendwelche Regung des Gewissens wird er meineidig und läßt es geschehen, daß ein Unschuldiger an seiner Statt zu ewigem Kerker verurtheilt wird. Als die Locomotive den Körper des bejammernswerthen Mannes zermalmt, ist die Seele längst getödtet.

Eben so erschütternd wahr sind auch die anderen Exemplare der menschlichen Bestie: der rohe, aber herzensgute, trunksüchtige Heizer Pecqueur, der seinen Locomotivführer rührend liebt und furchtbar haßt, als er erfährt, daß dieser ihm seine Geliebte abspänstig gemacht hat, der ihn tödtet und sich mit ihm. Und Cabuche, dieser gutgeartete Caliban, eine Gestalt, wie aus Tolstois „Macht der Finsterniß“, ein unglückliches Wesen, das an der Blödheit und Verdummung zu Grunde geht, obgleich es nichts Arges verbrochen hat. Dieser Kärrner ist ein grundedler Mensch mit zarten Regungen und Empfindungen. Aber er kann sie nicht ausdrücken. Er ist einfach zu dumm dazu. Er liebt die geschändete kleine Tochter des Bahnwärters, Floras Schwester, wie ein edler Freund, er bewacht sie wie ein großer Hund. Dumm und täppisch verliebt er sich

auch in Severinen, und wie ein schwärmerischer Jüngling eignet er sich heimlich kleine Sachen an, die Severinens Hand berührt hat, schleppt diese in seine Höhle und erfreut sich daran. Es ist ein idealer Mensch, aber er ist vollkommen ungeschlacht. Und da man ihn an der Leiche Severinens blutbedeckt findet, da er im Besitze der Uhr des Präsidenten betroffen wird, wird er als Doppelmörder, als eine wahre Bestie in Menschengestalt verurtheilt. Und doch ist er der einzige Edle der ganzen Sippschaft. Die Verurtheilung läßt ihn schließlich ziemlich gleichgültig. Er fühlt, daß er unfähig ist, sich zu verantworten, und er ist daran gewöhnt, nicht recht verstanden zu werden. Mag man nun mit ihm anfangen was man wolle! Ob er da ist oder da, ist ihm einerlei. Ob er seine Steine karrt oder im Zuchthause Wolle spinnt, der Unterschied ist nicht groß. Dieser Cabuche ist wohl das traurigste und mitleiderweckendste Exemplar des menschlichen Thieres.

* * *

Neben den hervorragenden Eigenschaften, die Emile Zola in diesem Roman in der Composition, in der Schilderung und in der Charakteristik bewährt, müssen noch einige bedeutende Momente in der Ausführung erwähnt werden.

Es ist durchaus richtig beobachtet und unübertrefflich durchgeführt, wie die Schuldigen von dem unwiderstehlichen Drange der Selbstdenunciation befallen werden.

Die Beiden, die das Verbrechen an dem Präsidenten begangen haben, Roubaud und Severine, werden zunächst in keiner Weise behelligt und von keinem Menschen verdächtigt. Aber sie drängen sich instinctiv heran. Sie fühlen ein herrisches Bedürfniß, sich auffällig zu machen, sie schieben sich gewaltsam in den Kreis hinein, in den sie allerdings gehören, außerhalb dessen sie aber bisher gestanden haben.

Das zeichnet Zola in einem Dutzend kleiner Züge, vor Allem in der auffälligen und verdächtigen Absichtlichkeit, mit der die beiden Mörder die Freundschaft des Locomotivführers Lantier zu gewinnen suchen, der beim Vorübersausen des Zuges das Verbrechen mit einem Blick gesehen hat, selbstverständlich ohne die Urheber irgendwie zu erkennen. Jacques denkt zunächst natürlich auch gar nicht an den Bahnhofsinspector und an dessen Frau, er kann gar nicht an sie denken; aber von diesen selbst wird ihm der Verdacht aufgenöthigt. Allmählich ahnt er es, und schließlich weiß er es. Und als er es weiß, hat auch Severine das Bewußtsein, daß sie durchschaut ist; und nun fühlt sie sich gedrungen, es ihm einzugestehen und sich Schweigen von ihm geloben zu lassen. Bis dahin kennen sich die Beiden noch wenig; von Stund ab sind sie aneinander gekettet. Sie wird seine Geliebte, und da erzählt sie ihm Alles haarklein.

Ebenso drängt sich Severine an den hohen Beamten heran, der das compromittirende Schreiben aufgefunden, das sie, von ihrem Manne genöthigt,

an den Präsidenten gerichtet hatte. Sie könnte ihrem gefährlichsten Gegner so leicht aus dem Wege gehen! Aber nein! Sie sucht den Löwen in seiner Höhle auf. Sie weiß, der Staatssecretär besitzt ein Stück Papier, das mit ihren Schriftzügen bedeckt ist, und sie schreibt auf seinen Wunsch etwas nieder. Sie weiß auch, weshalb das geschieht. Sie weiß ganz genau, daß ihre Handschrift mit der auf dem einzigen und beweiskräftigsten corpus delicti verglichen werden soll. Sie muß sich beschuldigen, sie kann nicht anders! Anstatt zu fliehen, fühlt sie sich zu dem Manne, der die furchtbare Waffe gegen sie in Händen hat, hingezogen; und es ist ein wahres Wunder, daß sie sich in dem selbstgelegten Garn nicht verfängt. Sie kann von besonderm Glück sagen, daß sie durch ihre einschmeichelnde Sanftmuth und ihr liebes Wesen diesen hohen Beamten für sich gewinnt, und daß dieser, der aus Staatsraison den Proceß begraben sehen will, von dem verfänglichen Schreiben keinen Gebrauch macht und sogar die Anweisung giebt, den ganzen Proceß in den Acten zu begraben.

Und der Mörder, der Bahnhofsinspector Roubaud — wen sucht er nach dem Morde auf? mit wem verkehrt er fast ausschließlich? Mit demselben Polizisten, der auf ihn, den Mörder, fahndet! Mit diesem spielt er stundenlang täglich Karten, und in die Taschen des Polizisten wandert allmählich auf dem Wege des Spiels die dem ermordeten Präsidenten abgenommene Baarschaft.

Schon in diesem einen Zuge bekundet sich die grausame bitterböse Satire, die dieses Buch ganz durchtränkt.

Schärfer als in diesem Roman ist die französische Criminaljustiz niemals gegeißelt worden, die in der That durch die frivole Schaulust des Publikums, durch die sachwidrige Behandlung der Criminalfälle in der Presse, durch die rhetorische Prunksucht der Staatsanwälte und Vertheidiger, ein widriges Zerrbild geworden ist. Der Typus des „interessanten Verbrechers“, besonders des interessanten Mörders, darf auf dem Repertoire der Pariser Lebewelt niemals allzu lange fehlen. Ein schöner, blutiger Mordproceß, womöglich mit einem leidenschaftlichen Helden oder einer wahnsinnig verliebten Heldin, gehört zu den ausgesuchtesten Belustigungen der eleganten Pariser Welt und darf mit den Premièren von Dumas und Sardou wetteifern.

Gegen das unwürdig Theatralische des französischen Schwurgerichts, gegen diese künstlichen mises-en-scène, gegen das frevelhafte Herausputzen des Verbrechers zu einem ersten Helden und Liebhaber, gegen die Entwürdigung der Richter, des Staatsanwalts, des Vertheidigers, der Geschworenen und Zeugen zu bezahlten Gauklern, deren Leistungen der öffentlichen Kritik unterliegen, schleudert Zola seine schärfsten Pfeile mit der ruhigen Treffsicherheit des unbetheiligten Satirikers. Nirgends verräth sich die bebende Entrüstung über diesen schnöden Mißbrauch. In dieser

nüchternen Objectivität der Schilderung liegt aber gerade die blutigste Ironie, die giftigste Satire.

Mit guter Absicht wählt Zola bei seinem Berichte über die Verhandlungen vor den Geschworenen ganz dieselben Ausdrücke, deren sich die Kritik bei der Würdigung der künstlerischen Darbietungen auf der Schaubühne bedient: Der Präsident führte seine Rolle mit großem Geschick und würdiger Haltung durch . . . Die Haltung der Angeklagten entsprach den Erwartungen . . . Der Vertheidiger riß die entzückte Zuhörerschaft zu begeistertem Beifall hin . . . Frau X. X. als Zeugin hatte einen großen Erfolg des Geschmacks und der Vornehmheit u. s. w.

In der That machen alle an diesen Verhandlungen Betheiligten mehr oder minder den Eindruck von Schauspielern, die ihre Rollen wohleinstudirt und memorirt haben; und auch das Publikum benimmt sich gerade wie im Theater und giebt seine unverhohlenen Sympathien und Antipathien in der theaterüblichen Weise, durch Zischen und Beifall, kund. Der Ausgang des Processes selbst wird ebenfalls genau so behandelt, wie der Erfolg oder Mißerfolg eines Stückes.

Wird hier der äußere Apparat in boshaftester Weise verhöhnt, so ist die Satire, die die Sache selbst, das Wesen des vor den Geschworenen verhandelten Processes trifft, womöglich noch unerbittlicher.

Aus dieser Zola'schen Darlegung können alle gewissenhaften Richter eine ernste Lehre ziehen. Hier wird durch Zufall und durch Absicht das Wahre und Thatsächliche der Begebenheiten in verhängnißvoller Weise entstellt und gefälscht. Die zufällige Entstellung entsteht durch das seltsame Zusammenwirken von Thatsachen, die als Indicien von dem findigen Untersuchungsrichter in scharfsinniger Weise combinirt und gruppirt werden, so daß sie auf einmal ein fürchterliches Ganzes bilden, das die Unschuldigen mit centnerschwerer Schuldbelastung bedrückt. Der Spürsinn des Untersuchungsrichters wird vor Allem geschärft durch den nichtgenannten im Verborgenen wirkenden Hauptmitarbeiter an diesen Verhandlungen, durch das Streberthum. Der Untersuchungsrichter will nach Paris versetzt und will mit dem rothen Bändchen im Knopfloch geschmückt werden. Er muß auf alle Fälle mit diesem Processe eine Glanzleistung vollbringen, er muß die vollste Zufriedenheit seines hohen Chefs erlangen.

Auch dieser, der Staatssecretär Camy-Lamotte, wird in seinem Verhalten nicht durch das Sachliche, sondern wiederum durch das im Geheimen treibende Streberthum bestimmt. Der Proceß, an dem der Präsident, eine in Tuilerienkreisen angesehene Persönlichkeit, tragisch betheiligt ist, macht der Regierung viel Scherereien. Es ist ihr unbequem, wenn über das Vorleben dieses Präsidenten gehässige Mittheilungen an den Tag kommen. Auch der Staatssecretär will nach oben hin keinen Anstoß geben, und deswegen äußert sich bei ihm das Streberthum in einer Art von diplomatisirender Opportunitätspolitik. Er bedeutet also zunächst, als es

sich nur um die Ermordung des Präsidenten handelt, dem Untersuchungsrichter, daß es am zweckdienlichsten sei, die Sache, die schon soviel böses Blut gemacht habe, ruhig einschlafen zu lassen. Und der Untersuchungsrichter versteht den Wink vollkommen. Der Staatssecretär macht daher von dem Hauptschuldbeweis, den er in Händen hat, keinen Gebrauch. Und als durch die Ermordung Severinens, die Verhaftung des Cabuche und des Bahnhofsinspectors die fatale Geschichte wieder aufgewühlt wird, als wiederum die Ermordung des Präsidenten zum Gegenstande der erneuten gerichtlichen Untersuchung gemacht werden muß, vernichtet der Staatssecretär jenen Brief Severinens, der ihre und Roubauds Schuld beurkundet, mit kühler Gewissenlosigkeit, nachdem er festgestellt hat, daß der Untersuchungsrichter auf falscher Fährte ist, und daß dieser gleichwohl genügendes Material zusammengetragen und künstlich zusammengestellt hat, um die Verurtheilung des vorgeblichen Doppelmörders Cabuche und des der Anstiftung beschuldigten Bahnhofsinspectors Roubaud zu erwirken. Es ist in der That viel angenehmer, wenn das Publikum glaubt, Roubaud habe aus Geldgier und Habsucht den Präsidenten, der Severinen mit einer ansehnlichen Erbschaft bedacht hatte, und dann Severinen selbst durch den wilden Cabuche ermorden lassen. Wird diese Habsucht Roubauds als Motiv zur Ermordung angenommen, so liegt keine Veranlassung vor, in dem anrüchigen Vorleben des Präsidenten herumzustöbern. Wird hingegen die leidenschaftliche Liebeseifersucht als Motiv zum Morde enthüllt, so muß nothwendiger Weise über die Beziehungen Severinens zum Präsidenten und bei diesem Anlaß über die sittlichen Ausschweifungen des Greises umständlich verhandelt werden. Und das würde der Opposition die gewünschte Gelegenheit geben, die Sittenlosigkeit, die unter den höchsten Beamten und Würdenträgern des Kaiserreichs herrscht, zum Gegenstande ihrer erneuten und heftigen Angriffe zu machen. Aus diesem Grunde ist es also zweckmäßiger, den Untersuchungsrichter in seinem geistvollen Irrthum zu belassen! Daß ein armer unbeholfener Tölpel, der gute Cabuche, dadurch zu Grunde geht, ist in Berücksichtigung der allgemeinen Wohlfahrt nicht weiter in Betracht zu ziehen.

So ist denn in dem ganzen kunstvoll genestelten Gewebe, das der Untersuchungsrichter zusammengebastelt hat, auch nicht eine Masche solide. Es ist eine unentwirrbare Verknotung von Lug und Trug. Und lediglich dem blinden Zufall ist es zu verdanken, daß die Justiz in einem der Aufgegriffenen wirlich einen der Verbrecher gefaßt hat. Auf Roubaud, den Mörder des Präsidenten, hat sie die Hand gelegt. Aber Roubaud steht nicht etwa unter der Beschuldigung, den Präsidenten ermordet zu haben; er ist vielmehr beschuldigt, zum Morde des Präsidenten und Severinens angestiftet zu haben. Nach dieser Richtung hin will der Untersuchungsrichter in den zahllosen Verhören, die er mit Roubaud anstellt, ein Geständniß erpressen. Er will durchaus von Roubaud hören, daß dieser den Kärrner Cabuche überredet habe, den Präsidenten und

Severinen zu ermorden. Vergeblich versichert Roubaud, daß er den Cabuche überhaupt nicht kenne. Die Wahrheit wird ihm nicht geglaubt. Immer wieder und wieder wird er vom Untersuchungsrichter dahin bearbeitet, zu bekennen, daß er in Gemeinsamkeit mit Cabuche gehandelt habe. Und als die Geschichte den Bahnhofsinspector schließlich zu langweilen anfängt, als er von all dem unnützen Gefrage mürbe gemacht ist, entschließt er sich eines Tages dazu, die Wahrheit in ihrem vollen Umfange einzugestehen. Er erklärt: „Ja, ich habe den Präsidenten ermordet. Er hat die Kindheit meiner Frau besudelt. Die Leidenschaft der Eifersucht hat mich zu dem Verbrechen getrieben.“ Und da umspielt die scharf geschnittenen Lippen des Untersuchungsrichters ein kluges und feines Lächeln. Er findet es sehr geistreich, daß der des Verbrechens überführte Roubaud durch diese Angabe den gemeinen Raubmord zu einem Morde aus Eifersucht machen wolle — zu einem jener beliebten Fälle, die vor den sensitiven Geschworenen Frankreichs immer eine milde Beurtheilung finden. Aber der kluge Mann läßt sich durch die Schlauheit des abgefeimten Verbrechers nicht beirren. Er weiß ja ganz genau, wie die Sachen liegen. Er weiß, daß der Spieler und Verschwender Roubaud in den Vollgenuß der Erbschaft hat gelangen wollen, und er weiß, daß zu diesem Behufe der Präsident und Severine haben als Opfer fallen müssen. Daran ist nun einmal nichts mehr zu ändern. Das sogenannte Geständniß Roubauds paßt nicht in die Construction des Untersuchungsrichters. Es wird daher auch gar kein Gewicht darauf gelegt, und Roubaud wird nicht der Ermordung des Präsidenten, sondern der Anstiftung zum Morde des Präsidenten und Severinens angeklagt. Der vollkommen unbetheiligte Cabuche, der nie gelogen, der immer einfach der Wahrheit gemäß erklärt hat: „Ich weiß von der ganzen Sache nichts. Ich kenne den Inspector nicht. Ich habe keinen Mord begangen,“ — der bleibt der brutale Doppelmörder. Das hat die Untersuchung über allen Zweifel festgestellt. Und es findet sich sogar ein vertrauenswerther Zeuge, der im besten Glauben aussagt, daß er gehört hat, wie Roubaud und Cabuche, die sich thatsächlich vor der Ermordung Severinens nie gesehen und nie gesprochen haben, einige Tage vor diesem Verbrechen Heimlichkeiten miteinander gehabt und wahrscheinlich Verabredungen getroffen hätten.

In dieser fratzenhaften Gestalt, in dieser Verdrehung alles dessen, was richtig ist, in dieser Verfilzung von Zufälligkeiten, die in grausigster Weise entstellt sind, kommt nun dieser Rattenkönig von Mordproceß endlich in dem schwülen, menschenüberfüllten Schwurgerichtssaale zu Rouen zur Verhandlung.

Nichts als Lug und Trug!

Und das Schlimmste ist, daß alle an den Verhandlungen betheiligten Factoren, der Staatsanwalt und auch die Vertheidiger, die Richter und die Geschworenen, durch den Irrthum des Untersuchungsrichters vom Pfade der Wahrheit abgedrängt, in bestem Glauben handeln. Der durch das

Streberthum gestärkte Scharfsinn des Untersuchungsrichters hat das Unheil ausgebrütet. Der Staatssecretär hat es aus hochpolitischen Gründen geschehen lassen. Und so steht denn auf diesem Untergrunde von Falschheit das stattliche Gebäude da, befestigt und bewehrt vom Staatsanwalt und mit oratorischen Flunkerkunststückchen äußerlich glänzend, aber innerlich schwach angegriffen von den Vertheidigern. Die Geschworenen geben ihm durch ihr Urtheil die feste Basis. Und Alles Lug und Trug!

Auf einen Augenblick indessen — und das ist einer der schönsten Momente der Zola'schen Dichtung — dringt in diesen Wust und in diese Nacht der göttliche Lichtstrahl des Wahren. Freilich nur auf einen Augenblick.

Der Mörder Severinens, Jacques, steht als Zeuge vor den Geschworenen. Er blickt zur Anklagebank hinüber. Den Bahnhofsinspector Roubaud, den er als den Mörder des Präsidenten kennt, begrüßt er mit einem flüchtigen Lächeln. Den unschuldigen Cabuche, an dessen Stelle er auf der Anklagebank sitzen sollte, streift er mit gleichgültigem Blick. Er beantwortet die Fragen des Präsidenten sachlich und gut, und Alles, was er sagt, wird durch die Angeklagten gebilligt.

Während dieses Verhörs ereignet sich nun etwas Seltsames, Unerklärliches . . .

„Auf einmal erhob sich zwischen diesen drei Männern etwas unsagbar Trauriges. Todtenstille ging durch den ganzen Saal. Eine rauschende Bewegung, man wußte nicht, von wannen sie gekommen war, packte auf einen Augenblick die Geschworenen bei der Gurgel. Das war die Wahrheit, die dahinschwebte, stumm."

* * *

Schon vor Beendigung dieses neuesten Werkes war allerorten angekündigt, daß der nächste Roman Zolas ein Eisenbahn- und ein Mordroman sein werde. Beides ist in gewissem Sinne richtig und auch nicht richtig.

Ein Eisenbahnroman ist „La Bête humaine" sicherlich insofern, als alle handelnden Personen Eisenbahnbeamte sind, als der Ort der Handlung die Eisenbahn selbst ist: das Bahnhofsgebäude, der Bahnhof, das Wärterhaus, der Tunnel, der Waggon und die Locomotive, und als alle wichtigen Begebenheiten mit der Eisenbahn in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Der erste Mord wird auf der Eisenbahn begangen. Durch ein auf den Bahnkörper geführtes Hinderniß wird ein Eisenbahnunglück herbeigeführt. Die Locomotive tödtet Flora, den Locomotivführer und den Heizer, und der führerlose Zug, der ins Ungewisse rennt, symbolisirt zum Schlusse das in die Vernichtung rasende unglückliche Vaterland, gerade wie die schreckliche Auflösung Nanas in dem Augenblick, da der Boulevard-Janhagel „à Berlin!" schreit, das Ergebniß der sittlichen Fäulniß des

Kaiserreichs symbolisirt. Man ist also vollberechtigt, in diesem Sinne den Roman einen Eisenbahnroman zu nennen.

Diese Bezeichnung wäre jedoch völlig ungeeignet, wenn man an einen solchen Eisenbahnroman das gewiß nicht unberechtigte Verlangen stellen wollte, daß in ihm die Eisenbahn selbst als großer Culturfactor das eigentlich bedeutende, das wesentliche Moment zu bilden habe. Davon ist hier gar nicht die Rede. Die universale Wichtigkeit der modernen Locomotion wird in unserm Romane nicht einmal gestreift.

All die mächtigen Fragen: welche Bedeutung die durch die Eisenbahn herbeigeführte Annäherung der Menschen aneinander für die Cultur gewonnen hat, der erleichterte Verkehr, die Befruchtung des Unfruchtbaren und Wüsten, die Belebung des Todten, mit einem Worte: die völlige Umwandlung des gesammten Verkehrs der Menschen miteinander und die durch diese radicale Veränderung der Verkehrsbedingungen herbeigeführte Umwandlung der Menschheit selbst — diese großartigen Fragen werden hier nicht einmal aufgeworfen.

Zola hat für seine Zwecke die Eisenbahn eben nur rein äußerlich benutzt, als eine Umhüllung, als eine eigenartige Verpackung für die Handlung und für die Ereignisse.

Vor Allem und im Wesentlichen ist auch „La Bête humaine“ nichts Anderes, als ein Roman des verhängnißvollen Fluches der Erblichkeit.

Jacques Lantier, der eigentliche Held des Romans, stammt, wie wir wissen, aus dem Blute des Wilderers Macquart. Seine Großeltern auf väterlicher und mütterlicher Seite sind Säufer gewesen, sein Vater ist ein verkommener Strolch, seine Mutter ebenfalls trunksüchtig und verlüdert. In der Großmutter Josefine indessen und auch in der Mutter Gervaise steckt bei aller Rohheit doch eine starke Herzensgüte, die erblich weiterwirkt. Aus dieser Ehe sind, wie schon erwähnt, drei Söhne hervorgegangen: Claude, der Held des Romans „L'Oeuvre“, nimmt sich als unglücklicher, unbefriedigter Künstler in einem Anfall wahnsinniger Schwermuth das Leben; Etienne, der Held des Bergwerkromans „Germinal“, ein guter, tüchtiger Mensch, aber jähzornig, erschlägt seinen Nebenbuhler und wird Revolutionär; und endlich Jacques, der Held unseres Romans, in dem sich die Vererbung der Trunksucht der Vorfahren als unüberwindliche Mordlust inmitten edler Instincte regt. Jacques muß morden. Eine unbezähmbare Macht arbeitet in ihm, altes Unrecht, das an ihm begangen ist — er weiß nicht, wann, er weiß nicht, wo, er weiß nicht, von wem —, zu rächen, einen Schimpf, den man ihm angethan hat, mit Blut reinzuwaschen. Dieses Unbewußte, das ihm die Mordwaffe in die Hand zwängt, ist eben eine tragische Aeußerung der im Kinde unbewußt nachwirkenden Rohheit und Trunksucht der Vorfahren, ererbtes Leiden.

Zola hat diesen Typus des Mordsüchtigen nicht erfunden. Er hat

die nachweisbare Anregung dazu in dem vielumstrittenen Werke Lombrosos: „Der Verbrecher" und in einer Anfang der siebziger Jahre von den Zeitungen gebrachten Criminalgeschichte gefunden.

Diese, die auch in unsere bekannte Sammlung interessanter Criminalfälle, in den „Neuen Pitaval", Aufnahme gefunden hat, hat offenbar Zola vor Allem bei der Gestaltung seines Helden vorgeschwebt.

Der Held jener französischen Criminalgeschichte heißt Eusebius Pieydagnelle, dessen angebliche Schlußrede vor dem Schwurgericht im „Neuen Pitaval" vollständig mitgetheilt wird. Dieser Mörder, der als eine pathologische Merkwürdigkeit bezeichnet wird, erzählt, wie er schon als Kind ein besonderes Vergnügen daran gefunden habe, bei einem benachbarten Metzger zuzusehen, wenn geschlachtet wurde. Die blutigen Hände der Fleischer, die langen Messer bereiteten ihm eine unsagbare Freude, der Geruch des frischen Blutes erregte sein Entzücken. Und so wurde er denn Metzger aus Passion. Er trank mit besonderm Wohlbehagen frisches Blut, und wenn er sicher war, daß es Niemand bemerkte, verwundete er heimlich Thiere und sog das hervorströmende Blut aus. Er wurde in seinem Handwerk sehr geschickt, und „ich fühlte es als das Süßeste, wie das Thier unter dem Messer zitterte. Das fliehende Leben schlängelt sich der Klinge entlang und in die Hand herein, die das tödtliche Werkzeug hält . . . Der mächtige Anprall des wuchtig mit dem Schlägel geführten Kopfschlages, unter welchem der Ochse zusammenbrach, klang in meinen Ohren wie Sphärenmusik."

Am 15. Juni 1860 — so wird weiter berichtet — wurde nun ein Mord begangen. Man fand die Tochter eines Wirths mit einem Messer an den Küchentisch angeheftet. Der Mörder war dieser Eusebius, und er erzählt darüber wie folgt:

„Sie war ein braves, zuvorkommendes, liebes Mädchen. Es war bereits elf Uhr vorüber, als ich an dem Gasthofe anlangte. Ich wunderte mich, durch die Ritzen der geschlossenen Fensterladen Licht schimmern zu sehen. Ich dachte an Lurotte — das ist der Name des Opfers —, aber nur in freundlicher Absicht. Die Thür stand halb offen, und ich trat ein. Lurotte schlief neben dem großen Heerd. Sie war über einen langen Tisch in der Mitte der Küche gebeugt. Ihre Stirn lag auf ihren wie zum Gebet gefalteten Händen. Ihre weißen Arme hoben sich von dem rothen Tischtuche ab. Ihr Hals war entblößt, und ihr schwerer, hochgesteckter Chignon ließ den üppigen unteren Haaren Raum, die lose auf den breiten Nacken herabwallten. Das flackernde Licht beleuchtete die üppigen Formen der schönen Schläferin in malerischer Weise. Lurotte war allein. Ich näherte mich ihr. Alles war still. Ich hörte nur ihre gleichmäßigen Athemzüge und das Ticken der Uhr. Was sich nun meiner Sinne bemächtigte, ist so seltsam, daß ich nicht weiß, wie ich es in Worte kleiden soll. Sie können es nicht begreifen, wie mir zu Muthe war,

Digitized by Google

Sie müßten denn zuvor verrückt werden, so wie ich es auch war in jener Nacht. Als ich das schöne Mädchen ansah, dachte ich zuerst daran sie zu küssen. Ich beugte mich nieder, um meine Lippen auf ihren weißen Hals zu drücken. Aber ich hielt inne. Ich schaute den prächtigen Nacken an. Meine Pulse fingen an zu schlagen, meine Phantasie fing an zu arbeiten. Ich wähnte am Halse von Lurotte zwei lächelnde Lippen zu sehen, welche mir verlockende Küsse zusandten. Ich beugte mich tiefer, und siehe, die Lippen öffneten sich immer weiter. Aber hinter ihnen sah ich nicht weiße Zähne, sondern perlendes, schäumendes Blut quoll hervor. Das Alles sah ich, und der Schweiß trat mir auf die Stirn. Neben dem Mädchen lag ein langes scharfes Küchenmesser. Bei meinem Eintreten hatte ich es nicht gesehen, aber jetzt fiel ein Lichtstrahl auf die Klinge, und sie blinkte mir einladend entgegen. Ich wollte fliehen, aber ich konnte nicht. Ich schloß die Augen, aber ich sah eben so deutlich. Es zog mich mit magnetischer Gewalt hin zu dem Messer. Ich ergriff es. Aber Gott weiß, ich wollte der Schläferin nichts anhaben. Und dennoch erhob ich den Arm und stieß . . . Nun wollte ich fort. Ich konnte jedoch die Thür nicht finden. Das Blut schoß mir so gewaltig nach dem Kopfe und hämmerte so an den Schläfen, daß ich wankte und mich festhalten mußte, um nicht nieder zu stürzen. Endlich ergriff ich die Klinke der Thür. Ich eilte fort in die freie Luft, da wurde mir wieder wohl. Ich stürmte nach Hause."

Die ganze hier geschilderte Scene stimmt in allem Wesentlichen, mitunter sogar im Wortlaute, überein mit der Ermordung Severinens durch Lantier. Auch bei Lantier bricht die unbezähmbare Mordlust aus in dem Augenblick, da er küssen will. Auch er greift, ohne es zu wollen, durch eine geheime wie „magnetische Gewalt" getrieben, nach dem Messer, das unter der Lampe „einladend blinkt", und er stößt zu, ohne Severinen ein Leid anthun zu wollen. Er muß zustoßen.

Dieser Eusebius Pieydagnelle hat in derselben Weise noch eine Reihe anderer Morde begangen. Er bezeichnet sich als eine Tödtungsmaschine und sagt: „Ich tödtete niemals aus Haß, sondern ich mußte tödten." Und auch viele andere Züge, die Eusebius von sich erzählt, stimmen mit denen Lantiers vollkommen überein. Wie Eusebius meidet Lantier den Umgang mit Menschen. Eusebius zieht sich in den Wald zurück, Lantier vereinsamt sich auf seiner Maschine. Immer ist es der Anblick des Messers, der Scheere, also eines spitzigen, schneidenden, blitzenden Instrumentes, niemals einer andern Mordwaffe, der den wahnsinnigen Blutdurst in ihm erweckt. Und auch Eusebius hat ganz dasselbe dunkle Gefühl, das Lantier beherrscht. Als er eines seiner Opfer zusammenbrechen sieht, sagt er: „Ich hatte die Empfindung, mich an ihm gerächt zu haben."

Diese Mordgeschichte, die der Herausgeber des „Neuen Pitaval", Dr. A. Vollert, in die Sammlung der bemerkenswerthesten Criminalgeschichten aller Länder aus alter und neuer Zeit eingefügt hat, ist sicherlich

sehr merkwürdig und in höchstem Grade interessant. Im Vorworte bezeichnet der Herausgeber die Rede des Mörders Eusebius Pieydagnelle als einzig in ihrer Art, und er fügt hinzu: „Leider haben wir uns vergeblich bemüht, die Acten über diesen Proceß zu erhalten. Es ist uns nur möglich gewesen, die für einen Geisteskranken gewiß sehr wohldurchdachte und wohlstilisirte Rede zu bekommen." Ich bin der Ansicht, daß sich der Herausgeber des „Neuen Pitaval" einfach hat mystificiren lassen und die geistvolle Erfindung eines französischen Schriftstellers irriger Weise als einen wahrheitsgetreuen Bericht hingenommen hat. Die Autorität der Glaubwürdigkeit, die der „Neue Pitaval" mit Recht in Anspruch nimmt, würde es wohl erheischen, daß die Sache ganz klar gestellt, daß entweder der Irrthum, der dieser dichterischen Erfindung den Charakter der wahren Begebenheit verliehen hat, eingestanden oder das Nähere und Authentische über die Thaten dieses räthselhaften Verbrechers nachträglich noch mitgetheilt werde.

Für unsern Zweck ist es übrigens gleichgültig, ob der mordlustige Eusebius in Wahrheit oder nur in der Phantasie eines Dichters gelebt hat. Als feststehend darf uns gelten, daß Zola diese von den französischen Blättern gebrachte Geschichte ganz genau gekannt und aus ihr die hauptsächliche Anregung und in dem mordlustigen Eusebius das Vorbild zu seinem Jacques Lantier gefunden hat. Denn die Uebereinstimmung zwischen den beiden ist unverkennbar und bis in die kleinen Züge hinein eine so vollkommene, daß von einer zufälligen geistigen Begegnung füglich kaum die Rede sein kann.

Dieser Eusebius ist aber natürlich nicht das einzige Modell für Jacques Lantier gewesen. Auch das Bild eines wahren Verbrechers in Fleisch und Blut hat dem Dichter bei der Gestaltung seines Lantier vor Augen gestanden.

Jener irre Mordgeselle, von dem der berühmte Psychiater Legrand du Saulle in seinem Werke: „De l'Epilepsie" spricht, und dessen auch in Lombrosos Werk*) über den „Verbrecher" Erwähnung gethan wird, heißt Thouviot.**) Er ist der Enkel eines Apoplektikers, der Sohn eines Selbstmörders und einer öffentlichen Dirne.

Vergegenwärtigen wir uns nun auf einen Augenblick, wie sich Jacques nach jener Schreckensnacht benimmt, in der Severine ihm die Ermordung des Präsidenten in allen Einzelheiten erzählt. Als er die schlafende Geliebte am andern Morgen beim Sonnenlichte erblickt, überfällt ihn wieder die unbezwingliche Mordlust. Er kleidet sich in aller Eile an und läuft auf die Straße. Er muß morden, er weiß noch gar nicht, wen.

*) Deutsche Bearbeitung von Dr. Fränkel, Hamburg, J. F. Richter, 1887.

**) Dies ist der wahre Name des irren Verbrechers, nicht Thouriot, wie er irrthümlich in dem Werke Lombrosos genannt wird.

Digitized by Google

Er schleicht allen weiblichen Personen, die ihm zufällig in den Weg laufen, nach. Schon greift er nach der Mordwaffe. Lediglich durch zufällige, von seinem Willen unabhängige Umstände wird er daran verhindert, seine entsetzliche Lust zu befriedigen.

Und hören wir jetzt, was Legrand du Saulle über Thouviot zu berichten hat:*) „Thouviot klagt über Anfälle von Betäubung und einen Zustand, in welchem er den Drang verspürt, irgendwen umbringen zu müssen. Während dieser Anfälle läßt es ihn nicht ruhig. Er muß irgendwelche Gewaltthat begehen. Während eines solchen Anfalls verläßt er einmal seinen Laden, kauft ein Messer, verbringt die Nacht mit einer Buhlerin, überlegt am Morgen, ob er sie umbringe, geht dann mit dem Messer in der Tasche fort, irgendwen zu tödten. Im Laufe des Tages schreibt er in einem Gasthofe, er werde Jemand umbringen, er wisse noch nicht, wen, ob die Magd oder die Wirthin. Die Magd bedient ihn, er tödtet sie. Im Gefängniß ist er ruhig."**)

Zola, der das Aufsehen erregende Werk Lombrosos unzweifelhaft studirt hat, darf also dem Vorwurf, daß er die Schöpfung eines andern Dichters, jenen fabelhaften Mörder Eusebius, für seine Charakterstudie benutzt hat, durch den Hinweis auf Lombroso begegnen und sich darauf berufen, daß ihm für seine Gestalt des Lantier nicht nur ein erfundener, sondern auch ein wirklicher Mensch, der epileptische Mörder Thouviot, Modell gesessen habe.

Den Grad von Glaubwürdigkeit, den Lombroso in seinen wissenschaftlichen Feststellungen und Folgerungen zu beanspruchen hat, haben wir an dieser Stelle nicht zu erörtern. Darüber mag die Kritik der psychiatrischen

---

*) Siehe Lombroso, deutsche Bearbeitung, Seite 500.

**) Ueber dieses Verbrechen finden wir in dem soeben erschienenen Werke „Mon Musée criminel" von Macé, dem früheren Director der Criminalabtheilung in Paris, einige nähere Angaben, die wir ergänzend nachtragen. Am 12. Juni 1874, Nachmittags zwei Uhr, trat der siebenundzwanzigjährige Thouviot, der, beiläufig bemerkt, eine sehr gute Gymnasialbildung genossen, in die Restauration des Herrn Gautier, 7 Rue Cujas, und bestellte ein Frühstück. Während des Frühstücks schrieb er in sein Notizbuch die folgenden Zeilen: „Seit dem Jahre 1866 werde ich von der Idee, ein Verbrechen zu begehen, verfolgt. Jetzt ist der Augenblick dazu da. Ich muß mir endlich Ruhe verschaffen. Mir gegenüber am Kassentisch befinden sich zwei Personen. Welche von beiden soll ich tödten: die Kellnerin oder die Wirthin? Mir ist es einerlei. Die Eine oder die Andere muß sterben. Ich werde diejenige tödten, die mir die Rechnung bringt." Darauf verlangte er seine Rechnung. Die Kellnerin Marie Cotard übergab ihm dieselbe. Er erhob sich, und ohne ein Wort zu sagen, stieß er ein langes Dolchmesser in das Herz der Unglücklichen. Bei der Verhaftung fragte ihn der Polizeicommissar: „Hatten Sie Ihr Messer denn schon geöffnet?" Und Thouviot antwortete: „Natürlich! Mit diesem Dolch habe ich ja den Bleistift gespitzt, um meine fixen Ideen aufzuschreiben." Die Sachverständigen sprachen in ihrem Gutachten sich dahin aus, daß Thouviot im Sinne des Gesetzes unzurechnungsfähig sei. Er wurde in das Irrenhaus von Bicêtre gebracht, und am 25. Juni 1881 wurde er dort in seiner Zelle erhängt gefunden.

Fachgelehrten das Urtheil abgeben. Für uns hat das jedenfalls sehr interessante Werk: „Der Verbrecher“ oder, wie der italienische Titel in wörtlicher Uebersetzung lauten würde: „Der verbrecherische Mensch“, nur insofern eine besondere Bedeutung, als es nachweislich Zola als Hauptquelle für seine psychiatrische Studie gedient hat. Wir haben uns also nicht um die Frage zu kümmern, ob die Lombroso'schen Forschungen als unbedingt zuverlässige und in den Schlüssen folgerichtige wissenschaftliche Thatsachen gelten dürfen oder nicht. Uns genügt es, aus der Vergleichung zwischen den von Zola geschilderten Vorgängen mit den von Lombroso gemachten Mittheilungen zu erweisen, daß der französische Dichter den italienischen Psychiater als maßgebende Autorität anerkannt und sich dessen Lehren und Beispiele zu eigen gemacht hat.

Daß übrigens der angeborene, durch Vererbung überkommene Mordtrieb in Wahrheit vorhanden ist, darf nach den übereinstimmenden Untersuchungen der psychiatrischen Fachgelehrten als eine tragische Wahrheit gelten. Ich selbst habe in der städtischen Irrenanstalt zu Dalldorf mehrere von diesem Mordwahnsinn befallene verbrecherische Irrsinnige kennen gelernt: den unglücklichen Wilhelm Mercker, der in einem epileptischen Anfalle eine Frau, bei der er ein Zimmer miethen wollte, und die er bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sah, ohne irgend welche Veranlassung niedergeschlagen und sich darauf in einem Briefe an die Frau selbst mit seinem vollen Namen als den Mörder bezeichnet, den Küfer Heise, der sich mitten in der Nacht von seinem Lager erhoben und ohne Weiteres dem ihm befreundeten Schlafgenossen mit einem Rasirmesser die Kehle durchschnitten hat.

Und vielleicht ist auch der Mörder des Briefträgers Cossäth, Sobbe, zu diesem vom Mordwahn befallenen Unglücklichen zu rechnen. Denn in dem Leben dieses Mannes, der einer guten bürgerlichen Familie entstammt — seine Geschwister sind geachtete Leute in wohlgeordneten Verhältnissen, er selbst hat nie irgend eine böse oder gewaltthätige Neigung verrathen, hat eine gute Erziehung genossen, hat sich als Soldat musterhaft gehalten, hat überhaupt vorzügliche Führungsatteste und niemals Noth gelitten —, steht die fürchterliche That, die Sobbe dem Scharfrichter überliefert hat, ohne irgendwelche Verbindung mit seinen sonstigen Handlungen völlig isolirt da.

Der Untersuchungsrichter Hollmann, der während seiner langjährigen Amtsführung mit den berüchtigtsten Verbrechern der letzten Jahrzehnte eingehend zu schaffen gehabt hat, dem alle Spielarten der Verbrecherklasse bekannt waren, den nichts mehr überraschte, sagte mir: in seiner Praxis sei ihm ein Verbrecher wie dieser Sobbe nie begegnet. Sobbe sei ihm ein vollkommenes psychologisches Räthsel geblieben. Hollmann fügte hinzu: „Ich war von den Verhören, die ich mit Sobbe anzustellen hatte, geradezu erschüttert. All die charakteristischen Merkmale der Mörder, theatralisches Prahlen, Eitelkeit, Rohheit, Jähzorn, Heuchelei, fehlten bei diesem merk-

würdigsten Exemplare des Verbrecherthums. Er hat mich — auch das möchte ich als ein Unicum bezeichnen — während der langen Verhöre nicht ein einziges Mal auch nur in einer Geringfügigkeit zu beschwindeln und zu belügen versucht. Er hat stets die vollste Wahrheit gesagt. Nur einmal sagte er mir: „Ich bitte Sie, mir zu gestatten, diese Frage nicht zu beantworten, da ich sonst einen Namen nennen müßte, den ich durch die Betheiligung an meinem Proceß nicht compromittiren möchte. Die betreffende Persönlichkeit hat mit meiner Sache übrigens nicht das Geringste zu schaffen, und die wahrheitsgemäße Beantwortung Ihrer Frage würde die klare Sache absolut nicht klarer machen. Ich bitte Sie also, darauf zu verzichten." Er benahm sich vom ersten Augenblick, da ich mit ihm zu thun hatte, bis zu dem Augenblick, da er auf's Schaffot stieg, würdig, männlich, einfach. Er empfand die tiefste Reue. Er sehnte sich nach der Vollstreckung seiner Strafe wie nach einer Erlösung. Aber er bewahrte eine geradezu erstaunliche Festigkeit und Ruhe in der Haltung. Ich wußte, welches fürchterliche Verbrechen dieser Mann begangen hatte. Er erzählte es mir in allen seinen grauenhaften Einzelheiten. Und trotz alledem konnte ich mich eines Gefühls der Sympathie nicht erwehren. Ich habe niemals einen Verbrecher so bedauert wie diesen."

Ganz denselben Eindruck habe auch ich von meiner Begegnung und Unterredung mit Sobbe gewonnen. Wenn man diesen jungen hübschen, etwas über mittelgroßen Mann mit seinen treuen guten Augen, seinem kleinen koketten Schnurrbart, seinem gepflegten Aeußern, vor sich sah und ihn hörte, wie er sich mit einem leichten Anfluge Harzer Dialekts in der Sprache der Gebildeten einfach und klar ausdrückte, so mußte es Jedermann vollkommen unfaßbar erscheinen, wie dieser ruhige stille Mensch eines so fürchterlichen Verbrechens sich hatte schuldig machen können. Von seinen Anverwandten, von seinen Freunden, von Allen, die mit ihm in Verkehr getreten sind, ist denn auch ausgesagt worden, daß Sobbe sich niemals irgendwelche Rohheit oder Gefühllosigkeit habe zu Schulden kommen lassen. Er war seines freundlichen Wesens wegen allgemein beliebt.

Und auf einmal taucht in diesem Manne der Mordgedanke auf!

Er liest auf der Eisenbahn zufällig einen Bericht über den Briefträgermörder Francesconi in Wien. Er liest nur den Bericht über das Verbrechen, nicht über die Gerichtsverhandlung, und er bekümmert sich um den Verlauf der Sache so wenig, daß er erst später im Gefängniß erfährt, welches Loos Francesconi ereilt hat. Aber diese Geschichte regt ihn fürchterlich auf. Er beschäftigt sich unausgesetzt mit ihr. Eine Geldeinzahlung machen, in der Nähe des Postamts eine Wohnung miethen, den nichtsahnenden pflichtgetreuen Beamten in der Ausübung seines Berufs in die Mordhöhle locken und ihn niederschlagen — „ich wurde den Gedanken nicht mehr los," sagte er in der öffentlichen Verhandlung. Und dieser bis dahin so harmlose Mensch, der niemals irgend Jemand etwas zu Leide gethan hat,

verübt nun mit kalt berechnender Grausamkeit das furchtbare Verbrechen! Er verübt das Verbrechen in der unvorsichtigsten Weise: in einer kleinen Berliner Wohnung, ohne den Riegel vor die Zimmerthür zu schieben, und während sich im Nebengemach die Wirthin aufhält. Er erschlägt den unglücklichen Cossäth. Das Abnehmen des Geldes gehört zum Programm. Aber obgleich er reichlich Zeit hat, sein Opfer zu berauben, nimmt er nur die wenigen Briefe mit geringen Beträgen, die der Beamte in der vorderen Tasche hat, ohne sich die Mühe zu geben, die Tasche abzuschnallen, und die namhaften Summen, die in dem andern Behälter der Tasche stecken, sich anzueignen. Nach vollbrachter That läuft er wie ein Irrer durch die Straßen, von der Adalbertstraße nach dem Schlesischen Bahnhof, von da nach dem Potsdamer Bahnhof . . . Dann kehrt er nach Magdeburg, von wo er gekommen war, zurück.

Vierundzwanzig Stunden lang bleibt das Verbrechen überhaupt unentdeckt, alsdann macht es das gewaltigste Aufsehen. Sobbe verweilt volle acht Tage in Magdeburg bei den Seinigen. Er unternimmt nicht den geringsten Fluchtversuch, obgleich er täglich in den Zeitungen liest, wie die Polizei auf den Mörder des Briefträgers fahndet. Ja, er rührt sich nicht vom Flecke, als sein Name bereits als der des Mordes Verdächtige in den Zeitungen genannt worden ist! Er läßt thatlos, stumpf, noch volle achtundvierzig Stunden vergehen, bis ihn die Polizei abführt.

In der öffentlichen Verhandlung erklärte er auf eine Anfrage des Vorsitzenden, er habe niemals an Flucht gedacht. „Ich konnte ja doch nicht vom Flecke," fügte er charakteristisch hinzu

Zur Erklärung dieses Verbrechens sind also weder stichhaltige subjective noch objective Gründe anzuführen. Sobbe war durchaus keine gemeine Verbrechernatur, und die Habsucht kann nicht als genügendes Motiv für diesen Mord angeführt werden. Sobbe lebte keineswegs in schlechten Verhältnissen. Er hatte sogar bemittelte Verwandte, mit denen er auf bestem Fuße stand, und er selbst hatte sein bescheidenes anständiges Auskommen. Er gerieth auch in offenbare Verlegenheit, als die Frage an ihn gestellt wurde, weshalb er das Verbrechen begangen habe. Schließlich kam er immer wieder darauf zurück: „Ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, und ich wurde es nicht wieder los." Der Morddrang hatte sich, mit anderen Worten, Sobbes mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigt; und wenn der Ausdruck für die von ihm verübte blutige That statthaft wäre, so würde man sagen können: der Mord sei bei ihm zur fixen Idee geworden.

Es war allerdings eine Art Wahnsinn, eine jener ganz abnormen, verbrecherischen Handlungen, wie sie besonders von geisteskranken Epileptikern begangen werden. Wenn nun auch wissenschaftlich feststeht, daß die von epileptischem Irrsinn Befallenen nicht immer die äußerlich wahrnehmbaren Convulsionen zu haben brauchen, so erscheint bei Sobbe die Annahme, daß

hier verborgene Epilepsie vorliege, doch wenig gerechtfertigt, da er, aus guter Familie stammend, erblich in keiner Weise belastet war, körperlich wohlgebildet, keine Anomalie des Schädels und keine andern krankhaften Symptome darbot, da er, mit einem Worte, den Eindruck eines durchaus normalen und gesunden Menschen machte, in dessen Dasein eben nur diese eine unerklärliche schreckliche That die Gesetze seines psychischen und physischen Organismus durchbrochen hat.

Der Held des Zola'schen Romans, Jacques Lantier, hingegen gehört entschieden zu der Gattung jener traurigen Kranken, die an epileptischem Wahnsinn leiden. Bei diesem liegt zunächst die tragisch bedeutungsvolle erbliche Belastung vor. Seine Eltern und Großeltern sind Trunkenbolde und lüderlich gewesen. Welche Rolle aber die erbliche Belastung bei Kindern von abnormen sittlichen Anlagen aufweist, hat Lombroso in seinem vielberufenen Werke durch statistische Untersuchungen festgestellt.

Unter solchen Kindern mit verbrecherischen Neigungen konnte bei 46 Procent die erbliche Belastung nachgewiesen werden! Der große Einfluß der erblichen Belastung auf die Hervorbringung abnormer sittlicher Anlagen ist also unbestreitbar, wiewohl derselbe nicht so weit geht, daß er die Entstehung eines normalen sittlichen Charakters geradezu unmöglich mache. Denn unter 42 Kindern mit erblicher Belastung waren zwölf, also zwischen 26 und 27 Procent, gutgeartet.

Unter den Sünden der Väter, die an den Kindern heimgesucht werden, steht aber die Trunksucht obenan. Sie scheint in den späteren Geschlechtern am verheerendsten weiterzuwirken. Die Kinder von Gewohnheitssäufern sind fast niemals normal, und gerade die Epilepsie ist eines der gewöhnlichsten Vermächtnisse der elterlichen Trunksucht.

Gerade in der Epilepsie bricht nun das Thierische im Menschen am erkennbarsten hervor, zeigt sich die „bête humaine“ in ihrer unverhülltesten Gestalt. Gowers zählt in seiner Schrift über Epilepsie (London, 1860) die seltsamen Handlungen der Epileptiker auf und sagt dann: „Man sollte meinen, es seien das instinctmäßige Aeußerungen des Thierartigen, das verborgen in uns schlummert.“

Die krankhafte Anlage des Locomotivführers Jacques wird auch in der Zola'schen Schilderung durch äußerliche Symptome angezeigt. Zola macht zwar nur wenige Andeutungen darüber, aber diese genügen dem aufmerksamen Leser und Kenner, den Charakter der Krankheit, von der Lantier befallen ist, sehr wohl zu erkennen. Das unruhige flackernde Auge, der Kopfschmerz, der den Anfällen vorherzugehen pflegt, dann plötzlich das Schwinden des Bewußtseins, der blendende rothe Feuerschein im höchsten Stadium und endlich nach der überstandenen Krisis die furchtbaren körperlichen und seelischen Schmerzen — Jacques wirft sich auf den Boden, schlägt um sich und heult, als er Flora hat ermorden wollen —, oder auch die völlige Apathie und Stumpfheit, wie sie sich seiner nach

der Ermordung Severinens bemächtigt — Alles das sind Krankheitserscheinungen, die genau so bei den Epileptikern vielfach beobachtet worden sind.

Und das ganze Wesen der verbrecherischen Veranlagung Lantiers, die Unfähigkeit, der zwecklosen und von ihm selbst verabscheuten Schandthat Widerstand entgegenzusetzen, findet keine bessere Erklärung als in der Epilepsie. „Bei Gehirnen, die durch aus frühster Kindheit herrührende Entwickelungsschäden zur Epilepsie beanlagt sind," sagt der schon mehrfach angeführte Psychiater, „ist stets ein locus minoris resistentiae vorhanden, an welchem sich eine jener tausend krankhaften Neigungen, wie sie bei Jedem von uns vorkommen, einnistet. Eine solche entwickelt sich zu irgend einer schlimmen Stunde, wenn sie auf günstigen Boden fällt, und wenn man es unterläßt, sie zu bekämpfen."

Diese Gemüthsverkehrtheiten können in ihrer Fortentwicklung die furchtbarsten Verhältnisse annehmen und sehr wohl, wie bei Lantier, bis zum unwiderstehlichen Mordtrieb ausarten. Im Mailänder Gefängniß wurde vor einigen Jahren ein gutmüthiger Wärter, dem keiner der Gefangenen übel wollte, erschlagen. Der Mörder sagte aus, er habe weder aus Haß noch aus einem sonstigen Grunde die That verübt, aber er habe Jemand tödten müssen. Ein anderer Epileptiker begegnete einem Händler, den er nach seinem Namen fragte, und den er auf die Antwort, er heiße Weiß, mit den Worten tödtete: „Ich werde Dich schwarz machen!" Ohne alle Veranlassung, blos aus plötzlicher Mordlust.

Zola steht ganz auf dem Standpunkte Lombrosos: daß im Menschen eine Bestie schlummere, die nur durch die stärkere Gewalt der Erziehung unschädlich gemacht werde, die aber, wenn eine krankhafte Veranlagung, wie namentlich die Epilepsie, die Widerstandskraft bricht, sich entfesselt und in ihrer vollen Bestialität sich offenbart. Lombroso sagt: „Welchen andern Schluß kann man aus diesen Dingen — aus den von ihm angeführten Beispielen — ziehen, als den, daß sogar die scheußlichsten Verbrechen einem physiologischen, auf thierischem Trieb beruhenden Zustande entspringen, der sich beim Menschen infolge der Erziehung oder aus Furcht vor Strafe zwar abstumpft, aber unter dem Einfluß von Krankheit, von Liebesrausch und dergleichen mehr plötzlich wieder hervorbrechen kann?"

Bei Lantier ist es eben die Liebesleidenschaft, die die Epilepsie hervorruft, und diese öffnet den Käfig, um das wilde Thier loszulassen. Wollust und Mord hausen im Wahnsinn in grausiger Nachbarschaft dicht beieinander.

„Die Epilepsie," sagt Voisin, „verdirbt den Charakter, tödtet das sittliche Gefühl, schwächt den Verstand, ruft Verstimmungen, Verblendung, Illusionen hervor." Und Zerstörungssucht ist eine fast allen Epileptischen anhaftende Eigenschaft. „Sie haben," sagt Lombroso, ein wahres Bedürfniß, leblose Gegenstände zu zerstören, noch mehr aber, lebende

Wesen zu vernichten; daher der Hang, zu verwunden und zu morden." Und weiter: „Die Anfälle bilden durch ihr plötzliches Auftreten, durch das Uebermaß an unmotivirter Grausamkeit, vor den Augen des aufmerksamen Beobachters ein Momentbild von dem eigentlichen Zustande des Epileptischen, eine Caricatur des Verbrechens. Auch die Abstumpfung der Sinne, die vorübergehende Betäubung, welche den Anfällen folgen und sie begleiten, sind nichts, als der gewöhnliche und oft angeborene Zustand der Epileptischen."

Alles das stimmt mit der Art und Weise, wie Lantier Severinen mordet, vollkommen überein, und es kann gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß Zola die psychiatrische Unterlage für seine Composition dem Werke Lombrosos verdankt. Wir finden sogar die besondere Art der Krankheit Lantiers in dem Lombroso'schen Buche unter dem Capitel der „epileptoiden Verbrecher" scharf bezeichnet: als „Schwindel mit Liebeswuth und Blutgier" (Seite 510 der deutschen Bearbeitung).

Indessen muß noch ein wichtiges Moment erwähnt werden, das dem epileptischen Anfall Jacques Lantiers, als er Severinen den Todesstreich versetzt, die verhängnißvollste Wendung giebt. Jacques hat früher auch den gewaltsamsten Anfällen des Mordtriebs trotzen können. Durch den ehebrecherischen Umgang mit Severinen aber ist er sittlich depravirt. Er hat den Einflüsterungen des halb satanischen, halb engelhaften Wesens Gehör geschenkt. Er hat sich mit dem Gedanken, das fluchwürdigste aller Verbrechen, den vorbedachten Mord, zu begehen, vertraut gemacht. Er will Roubaud ermorden — nicht, weil ihn sein erblich überkommener Mordtrieb dazu zwingt; er will ihn mit kühler Ueberlegung, in der Freiheit des Willens morden. Er, der bisher aus Angst vor den Lockungen der ererbten Mordlust menschenscheu und zurückgezogen gelebt hat, beschäftigt sich in seinen fast täglichen langen und vertrauten Zusammenkünften mit der Geliebten seit langer Zeit ausschließlich mit Mordgedanken. Er athmet nur noch in der Mordatmosphäre. Auf dem Boden dieser sittlichen Depravation kann sich die ererbte Mordlust, als sie plötzlich wieder aufsteigt, frei tummeln und ohne Widerstand ausrasen. Es ist also nicht ausschließlich erbliche Belastung, es ist auch sittliche Verkommenheit, die die Faust Lantiers mit dem blitzenden Messer bewaffnet. Allerdings hängt auch diese sittliche Verkommenheit wiederum mit der erblichen Belastung zusammen, insofern diese die sittliche Widerstandskraft schwächt und schließlich bricht.

In Jacques Lantier wird also jenes Exemplar des menschlichen Thieres dargestellt, in dem die unglückliche Vererbung die Bändigung des Bestialischen durch Erziehung, durch Furcht vor Strafe und dergleichen, unmöglich macht.

Bei drei anderen Exemplaren dieses menschlichen Thieres, die Zola vorführt, ist es immer dieselbe Leidenschaft, die Liebe, und zwar die gemißhandelte, gekränkte Liebe, die die furchtbare Bestie entfesselt.

Roubaud tödtet den Präsidenten, der seine Frau, die er für rein

gehalten, besudelt hat. Die Unthat des Präsidenten trifft ihn bis in's tiefste Herz. Sie vernichtet sein Seelenleben. Und Vernichtung gegen Vernichtung! Er muß sich rächen. Der Schändliche, der ihn um das Glück seines Lebens betrogen hat, muß von seiner Hand sterben. Hier erhält die Tödtung, wenn sie auch mit satanischer Ruhe und Schlauheit ausgeführt wird, doch noch durch die Gewalt einer edlen Leidenschaft etwas Versöhnlicheres. Roubaud hat bis zum Morde des Präsidenten nie etwas Böses gethan.

Ebenso verhält es sich mit den beiden Anderen, mit dem Heizer Pecqueux, der den Locomotivführer mordet, weil dieser ihm seine Geliebte weggenommen hat, und mit Flora, die durch das von ihr absichtlich herbeigeführte Eisenbahnunglück so und soviel Unglückliche tödtet, weil sie Jacques, der ihre Liebe verschmäht, und Severinen, die von Jacques geliebt wird, aus dem Dasein schaffen will.

Es ist verwunderlich, daß Zola dreimal dasselbe Motiv zum Morde gewählt hat, das in den drei Fällen nur durch die Verschiedenartigkeit der Individualitäten verschiedenartig schillert. Die drei Fälle sind gleichmäßig in ihren Motiven der leidenschaftlichen Aufwallung. Am elementarsten und rohsten wirkt das Verbrechen bei dem Heizer Pecqueux, mit größerer Berechnung wird es verübt von Roubaud und in einer Art von grausigem, nichts bedenkendem Heroismus von Flora.

Aber um das halbe Dutzend voll zu machen, läßt Zola außer den vier genannten noch zwei „bêtes humaines“ auftreten: die sanfte Severine und den dürren Misard.

In Severinen wird das reißende Thier langsam geweckt. Sie gewöhnt sich an das Unmenschliche. Sie wird wider Willen an dem ersten Morde betheiligt, und in ihrem beschränkten Egoismus scheint sie aus dem ihr gegebenen Beispiele die Lehre genommen zu haben, daß es kein einfacheres und radicaleres Mittel giebt, einen unbequemen Menschen zu beseitigen, als den Mord. Sie sieht in der ungestörten Gemeinsamkeit mit dem Geliebten das Glück ihres Lebens und sieht als Hinderniß für diese Vereinigung mit dem Geliebten den Mann. Dieses Hinderniß muß beseitigt werden, und von ihrem Manne selbst hat sie gelernt, wie man so etwas macht. Hier ist es also die Genußsucht, der wüste Egoismus in sanfter Form, der langsam den Riegel des Zwingers aufschiebt, der bei den Krankhaften und Leidenschaftlichen mit einem Schlage zurückgestoßen wird, um das wilde Thier entspringen zu lassen.

Bei Misard ist es das niedrigste Motiv, die Habsucht, die unerbittlich, langsam, heimtückisch und feige mordet. Wenn Lantier, Roubaud, Pecqueux, Flora und auch Severine mit den wilden Thieren aus dem Katzengeschlecht eine gewisse Verwandtschaft aufweisen, den Löwen, Leoparden, Tigern und Hyänen beizugesellen sind, so gehört dieser Misard zu den widerwärtigen Kriechthieren; wie die Schlange umringelt er sein Opfer,

begeifert es mit seinem bösen Speichel, erdrosselt und vergiftet es. Hier wird das Scheußliche durch nichts gemildert, weder durch den unverschuldeten Fluch, wie bei Lantier, noch durch den Adel des Motivs, wie bei Roubaud, Pecqueur und Flora, noch durch das Versöhnliche der Erscheinung, wie bei Severinen.

* * *

Wenn man sich diese Summe menschentödtender Ungeheuer, die Zola hier vereinigt hat, vergegenwärtigt, die Zahl der Opfer, die eines unnatürlichen Todes sterben — es sind der Präsident Grandmorin, Severine, Frau Misard, Flora, Jacques, Pecqueur, dann die Ungenannten, die bei dem durch Flora begangenen Eisenbahnverbrechen ihr Leben verlieren, und endlich die trunkenen Soldaten, die auf dem führerlosen Zuge in den Schrecken des Ungewissen und der Nacht gejagt werden — wenn man diesen schauerlichen Zug Tödtender und Getödteter vor dem geistigen Auge noch einmal vorüberziehen läßt, so wird man Zola die Berechtigung, sein neuestes Werk einen Mordroman zu nennen, gewiß nicht bestreiten wollen. Und dennoch, trotz aller in der „Bête humaine“ geschilderten Blutthaten und Verstümmelungen wäre diese Bezeichnung nicht vollkommen zutreffend!

Denn ebensowenig wie Zola in diesem Roman, dessen handelnde Personen allesammt mit der Eisenbahn unmittelbar zu schaffen haben, und dessen Hauptereignisse sich auf der Eisenbahn vollziehen, das eigentliche Wesen der Eisenbahn und deren Bedeutung in dem Culturgetriebe unserer Zeit auch nur berührt, ebensowenig hat er auch das große sittliche und pathologische Problem des Mordes zu erörtern, zu ergründen und darzulegen versucht.

Die von ihm geschilderten Mordthaten gehören zwar nicht zu den seltenen Ausnahmen, aber sie können keineswegs als typische gelten.

Wenn wir hier von Mordthaten sprechen, so haben wir immer nur die gewaltsame, unmittelbare Tödtung des Menschen durch Menschenhand im Sinne. Wir scheiden daher das Verbrechen Misards, der heimtückisch, langsam, durch Beibringung von Gift den Tod seiner Frau herbeiführt, das Verbrechen Floras, die sich nicht unmittelbar auf ihre Opfer stürzt, sondern zu deren beabsichtigter Vernichtung sich einer Mittelsgewalt bedient, die in der Hoffnung, die Verhaßten zu tödten, ein Eisenbahnverbrechen verübt, und endlich das Verbrechen Severinens, die bei dem einen Morde nur Beihülfe leistet und zu dem andern Morde nur anstiften will, aber nicht selbst mordet — wir scheiden diese Fälle als nicht zur Kategorie des gewaltsamen und unmittelbaren Mordes gehörig zunächst aus unserer Erörterung aus. Diese Drei haben ihre Hände nicht mit Blut befleckt.

Wirkliche Mörder, die ihren Opfern von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten, diese packen, mit ihnen handgemein werden und sie umbringen, sind Jacques Lantier, der Severinen, Roubaud, der den Präsidenten ersticht, und Pecqueur, der Jacques Lantier von der Locomotive stürzt.

Digitized by Google

Jacques Lantier verübt die That in einem Anfall von Unzurechnungsfähigkeit, unter der unbezähmbaren Gewalt einer angeerbten krankhaften Veranlagung. Er würde, wenn seine That in ihrer vollen Wahrheit an's Licht der Sonne käme, von den irdischen Richtern niemals dem Schaffot überliefert, sondern in's Irrenhaus geschickt werden.

So bleiben als gewaltsame zurechnungsfähige Menschentödter nur noch Roubaud und Pecqueux übrig. Beide handeln bei ihrer Blutthat unter der mächtigen Beeinflussung einer blinden rasenden Leidenschaft, die auch diesen Verbrechern sehr wahrscheinlich bei der Bemessung der Strafe mildernde Umstände erwirken würde. Beide sind von denen, an denen sie sich mit der Absicht zu tödten vergreifen, in ihren heiligsten Gefühlen tödtlich getroffen worden, Beide handeln in wahnwitziger Eifersucht und aus Rache für erlittene Schmach. Gemeine Mörder sind auch sie nicht.

Und so fehlt denn in der That diesem mit mörderischen Gräuelthaten angefüllten Buch der echte, der typische, wenn der Ausdruck gestattet ist: der normale Mörder.

Das aber ist der Raubmörder! Bei diesem ist stets die Habgier die treibende Gewalt zu seiner ruchlosen That. Es gelüstet ihn, gerade wie den Dieb, sich fremdes Eigenthum auf unrechtmäßige Weise anzueignen. Von dem Diebe aber unterscheidet er sich vollkommen bei der Wahl der Mittel, die er zur Ausübung des Verbrechens anwendet.

Der Dieb sucht sich das fremde Eigenthum je nach seiner verbrecherischen Neigung unter einfachen oder erschwerten Umständen zu eigen zu machen. Der Eine nimmt, wenn er sich unbelauscht wähnt, was ihm gerade erreichbar ist: Kleidungsstücke aus Wirthschaften oder Privatwohnungen, zu denen er sich unter irgend einem Vorwand, als Bettler oder Ausrichter einer Bestellung, ohne Anwendung von gewaltsamen Mitteln Zutritt verschafft; er entwendet Werthgegenstände aus öffentlichen Verkaufsläden, oder, wenn er die besondere Geschicklichkeit dazu besitzt, auch aus den Taschen von Personen, an die er sich in geschickter Weise herandrängt.

Ein Anderer verschmäht diesen einfachsten Weg. Es würde ihm nicht beikommen, unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Werthgegenstand vom Tische zu nehmen und in die Tasche zu stecken. Ihn reizt die Ausführung des Verbrechens nur unter erschwerenden Verhältnissen. Er muß „knacken“. Nur mit Anwendung von Dietrichen und Brecheisen gelangt er zu dem, was sein begehrlicher Sinn heischt. Das zu entwendende Gut scheint für ihn nur dann wirklichen Werth zu haben, wenn er es sich mühsam aus geschlossenen Räumen, zu denen er sich nur gewaltsam und am liebsten im Dunkel der Nacht den Weg bahnt, und im Steigerungsfalle noch aus besonders verschlossenen Behältern, die gewissermaßen ihm zum Trotz construirt worden sind, greifen kann. Beim Einbrecher ist die Schwierigkeit der Ausführung, verbunden mit der steten Angst vor dem Ertapptwerden, die eigentliche Würze des Verbrechens.

Digitized by Google

In einer Unterredung mit einem vielbestraften, in der Criminalwelt sehr bekannten Einbrecher sprach sich dieser mir gegenüber in überaus charakteristischer Weise über die unbeschreiblichen Sensationen, die er bei der Ausübung seiner gewaltsamen nächtlichen Unthaten empfand, mit einer Beredtsamkeit aus, die ich nicht wiederzugeben vermag. Seine Augen funkelten, als er mir erzählte, wie ihm zu Muthe sei, wenn er am Tage das Haus, in das er in einer der folgenden Nächte eindringen wolle, von außen besichtigt habe, wie er sich nach den Gardinen u. s. w. die Bestimmung der einzelnen Räume zurechtgelegt und nun seinen Operationsplan ausgearbeitet habe, wie er dann in der Nacht auf Schritt und Tritt auf Unerwartetes, Unvorbereitetes, seltsam Aufregendes gestoßen sei, welche unsagbare Erregung ihn erfaßt habe, wenn er endlich auf seinem Operationsfelde sich befunden und sich nun mit schleichenden Schritten vorsichtig an die Arbeit gemacht, wie er bei jedem verdächtigen Geräusch, bei jedem Knarren der Diele den Athem angehalten, das Hämmern seiner Pulse und das stürmische Schlagen seines Herzens gefühlt, und welches Gefühl von Befriedigung und Stolz ihn nach gethaner Arbeit ergriffen habe. Ein Verliebter, der in glücklicher Erinnerung ein Liebesabenteuer erzählt, konnte das Bild, das der Verbrecher von seiner Unthat gab, nicht mit sinnlicheren Farben schildern.

Der gemeine Dieb wird vom Einbrecher vielleicht noch mehr verachtet, als vom ehrlichen Manne. Denn der gemeine Dieb bedarf nur der Geschicklichkeit und Schlauheit, die unter den Eigenschaften der Verbrecher von diesen selbst als geringwerthig betrachtet werden, während der Einbrecher verwegen bis zur Tollkühnheit sein und gewöhnlich auch besondere Körperstärke besitzen muß, also männliche Eigenschaften, die auch unter den Verkommensten dieser Menschenklasse einen gewissen Respect gebieten.

Aber dieser Wagemuth bewährt sich bei den Einbrechern nur in dem Angriff auf das Object. Die Stärksten und Frechsten unter ihnen nehmen Reißaus, sobald sie bei ihrem Unternehmen gestört werden. Vor dem kleinen kläffenden Hündchen, vor dem schwachen Mädchen laufen sie sinnlos davon und lassen die schon zusammengeraffte Beute im Stich. Sie denken nicht daran, ein lebendes Hinderniß gewaltthätig zu beseitigen. Einbrecher, die zu Mördern werden, gehören zu den großen Seltenheiten. Es kommt fast niemals vor, daß diese oft mit herkulischer Kraft ausgestatteten Gesellen, die spielend eine schwere Thür aus den Angeln heben, wenn sie bei der Ausübung der That ertappt werden, auf den Störenfried losgehen und diesen zu Boden schlagen. So lange ihnen irgendwie die Möglichkeit zum Entweichen geboten ist, ergreifen sie die Flucht, und ist ihnen der Weg dazu versperrt, so lassen sie sich ruhig abfassen. Sie haben es eben nur auf das leblose Eigenthum abgesehen, und schlägt ihr Unternehmen fehl, so bescheiden sie sich und sehen der Bestrafung ruhig entgegen. Das ist die Regel.

Ganz anders der Raubmörder. Dieser denkt gar nicht daran, daß er dem Lebenden Geld und Gut abnehmen könne. Bei ihm stellt sich die Ausführung des geplanten Verbrechens vielmehr immer so dar, daß er zunächst tödten müsse, um alsdann zu rauben. Das Wort „Raubmörder" ist deswegen auch nicht ganz logisch gebildet. Richtiger würde das Wort „Mordräuber" den Begriff decken.

Daher erklärt es sich denn auch, daß, wie die Criminalstatistik aller Länder als unumstößliche Thatsache festgestellt hat, der Raubmörder gewöhnlich zu den noch nicht bestraften Individuen gehört. Ist er schon bestraft, so hat er die Vorstrafe gewöhnlich durch Rohheiten, Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Auffässigkeit u. s. w. erwirkt, fast niemals aber durch Veruntreuung oder durch Diebstahl.

An dem Tage, da sich im Hirn des typischen Raubmörders der fürchterliche Vorsatz befestigt, sich fremdes Gut anzueignen, sagt er sich sogleich: Du mußt einen Menschen tödten, um ihn berauben zu können. Er setzt als selbstverständlich voraus, daß seine That dem Beschädigten unbedingt bekannt werden müsse, während der Dieb und Einbrecher umgekehrt immer von der Voraussetzung ausgehen, daß der Beschädigte nichts erfahre. Und weil der Raubmörder mit Wissen des Beschädigten zu seinem Ziele gelangen will, muß er dessen Widerstand niederschlagen und den Mund, der das Verbrechen bezeugen könnte, für ewig stumm machen. Deswegen muß er morden.

So, wie hier geschildert, tritt uns die widrige Mißgestalt des Mörders als Urheber der bei weitem überwiegenden Mehrzahl von Capitalverbrechen, die vor den Geschworenen zur Verhandlung kommen, entgegen. Auch die beiden in der letzten Schwurgerichtsperiode (April 1890) von den Berliner Geschworenen verurtheilten Mörder Beo und Kuhnisch decken sich vollkommen mit diesem Bilde.

Vielleicht am schärfsten ausgeprägt sind die für den gemeinen Mord charakteristischen Merkmale in Heinrich Schunicht, der des Mordes schuldig befunden, zum Tode verurtheilt und in den ersten Monaten des Jahres 1886 in Berlin hingerichtet worden ist.

Dieser Schunicht hatte eine mittlere Bildung genossen und war ein tüchtiger Arbeiter gewesen. Durch sein Geschick und seinen Fleiß hatte er es Anfang der siebziger Jahre zu wirklichem Wohlstand gebracht. Er war Tischlermeister und hatte sich besonders auf die Billardtischlerei geworfen. Zur Zeit seines geschäftlichen Gedeihens beschäftigte er über ein Dutzend Gesellen in seiner Werkstatt. Noch heute findet man in vielen Berliner Wirthschaften Billards mit der Firma „P. H. Schunicht".

Durch die Ungunst der Verhältnisse und auch durch eigenes Verschulden ging das Geschäft zurück. Schunicht wurde faul, trieb sich in den Schänken umher, verpraßte sein Geld in schlechtester Gesellschaft, und das Ende vom Liede war, daß er das einträgliche, früher so gute Geschäft

völlig aufgeben mußte und nun sittlich immer tiefer und tiefer sank. Seine Frau wurde geisteskrank und nach Dalldorf in die Irrenanstalt gebracht. Schunicht trieb sich meist beschäftigungslos herum, in Noth und Elend. Eine Unredlichkeit hat er sich während dieser Zeit nicht zu Schulden kommen lassen. Er hat weder betrogen, noch gestohlen. Er ist, wie die meisten Mörder, bis zu der Verurtheilung wegen des furchtbarsten Verbrechens unbestraft geblieben. Von Zeit zu Zeit arbeitete er, der frühere Meister, als Geselle bei einem fremden Meister; und wenn er dann ein paar Groschen bei Seite gelegt hatte, verfiel er wieder in seinen leichtsinnigen Lebenswandel, bis wiederum das Elend über ihn hereinbrach.

So stand es auch um ihn im Frühling 1885. An einem schönen, warmen, sonnigen Vormittage, am 18. Mai — er hatte die Nacht vorher im Freien zugebracht —, hatte er nach planlosen Wanderungen durch die Stadt sich neben dem Schiller-Denkmal auf dem Gensdarmenmarkt auf eine Bank niedergelassen und zermarterte sein Gehirn mit dem Gedanken, was er nun mit sich anfangen solle. Er hatte keinen Pfennig Geld. Alles, was er an Wäsche und Kleidung besaß, trug er auf dem Leibe. Er hatte keine Wohnung. Seinem elenden Dasein selbst ein Ende zu machen, daran dachte er nicht. Wie weiterleben, das war die Frage.

Da kommt ganz zufällig eine alte Bekannte des Wegs daher. Es ist die von ihrem Ehemanne geschiedene Johanne Weber, die bei einer unverheiratheten Dame als Wirthschafterin und Köchin dient, und die ihr Fräulein, das sich in die Sommerfrische begeben, soeben zur Bahn begleitet hat. Johanne Weber ist eine ältere Person, sehr gutmüthig und zärtlichen Neigungen noch immer zugänglich. Sie hat vor etwa einem Jahre in intimen Beziehungen zu Schunicht gestanden. Schunicht weiß, daß sie sich in den langen Jahren ihrer Dienstzeit einige hundert Mark gespart und diese Summe in der Sparkasse angelegt hat.

In dem Augenblick, als Johanne ihren Freund begrüßt, fährt Schunicht freudig zusammen. Nun bietet sich ihm ja das, was er sucht. Mit dem Gelde der Johanne Weber kann er schon eine Weile weiterleben. Und in demselben Augenblicke reift auch bei ihm der Mordgedanke zum festen Entschluß.

Auf die Fragen des Vorsitzenden des Schwurgerichts: „Haben Sie denn nicht daran gedacht, daß es Ihnen vielleicht möglich sein würde, sich von Frau Weber das Geld zu verschaffen, ohne zur äußersten Gewaltthat zu schreiten? Frau Weber soll ja sehr gutmüthig gewesen sein und soll für Sie eine sehr starke Neigung besessen haben. Würde sie Ihnen das Geld nicht auf längere Zeit geliehen haben? Würden Sie es ihr nicht unter Vorspiegelungen haben ablocken können?" — auf diese Fragen antwortete Schunicht: „Sie würde es mir wohl gegeben haben, wenn ich sie darum gebeten hätte."

„Und warum haben Sie sie nicht darum gebeten?"

„Daran habe ich nicht gedacht," lautete die charakteristische Antwort.

„Also Sie haben gleich den Entschluß gefaßt, die Weber zu tödten?"

„Ja."

„Und es ist Ihnen gar nicht eingefallen, daß Sie ohne zu tödten zu Ihrem Ziele gelangen konnten?"

Schunicht schwieg eine Weile und sagte dann: „Ich habe es mir nicht weiter überlegt. Ich habe mir nur gedacht, daß ich die Frau todtschlagen müßte, um das Geld zu haben."

Das ist in der That bei diesen gräßlichen menschlichen Abnormitäten sozusagen der normale Ideengang.

Arglos läßt sich die schon zum Morde auserkorene Johanne Weber neben Schunicht nieder. Schunicht hört nun, daß der Zufall sein bestialisches Vorhaben in besonderer Weise begünstigt. Johanne Weber ist allein in der Wohnung, die Schunicht längst kennt. Das Fräulein wird erst in einigen Wochen zurückkehren, und lange, lange Zeit kann das Verbrechen unentdeckt bleiben.

Die Beiden begeben sich also nach der Wohnung des Fräuleins, bei dem Johanne Weber dient. Schunicht trennt sich vor der Thür von seiner Geliebten, und sie verabreden sich für den Abend.

Als die Dunkelheit hereingebrochen ist, betritt er das Haus, nimmt die ihm wohlbekannte Hintertreppe und trifft ohne irgendwie auffällig zu werden, mit der Weber zusammen.

Sie bereitet ihm eine kräftige Mahlzeit, und Schunicht nimmt sich vor, die Weber nach dem Essen zu tödten. Aber sie erzählt zufällig, daß sie noch eine kleine Rechnung an die Wäscherin zu zahlen habe, die am andern Morgen die Wäsche bringen und das Geld holen werde. Ohne irgendwie Verdacht zu erwecken, stellt Schunicht fest, daß außer dieser Wäscherin in den nächsten Wochen voraussichtlich kein Mensch anklingeln werde. Diese Mittheilung veranlaßt Schunicht die Ausführung des Mordes zu verschieben, bis die Wäscherin gekommen sein wird. Diese kommt in der That am andern Morgen um neun. Johanne Weber bezahlt die Rechnung, und die Wäscherin geht. Die Beiden verbringen den ganzen Tag in ungestörter Gemüthlichkeit miteinander. Kurz vor sechs Uhr essen sie zu Abend. Johanne Weber hat noch einige Flaschen Bier aus einem benachbarten Keller geholt.

Da gleich nach der Mahlzeit kurz nach sechs — „da war es mir," erzählt Schunicht, „als ob mir Jemand auf die Schulter klopfte und mir ins Ohr flüsterte: Jetzt greif an!"

Diese Empfindung ist eine so starke, daß er sich umsieht, und daß es der Weber auffällt. Sie fragt ihn: „Was hast Du denn eigentlich?"

„Und darauf faßte ich an," setzte Schunicht hinzu.

Er hat den Mordgedanken in seinem Gehirn so unablässig hin- und

hergewälzt, daß schließlich die gereizten Gehirnfasern die Täuschung einer Stimme und einer Berührung hervorrufen.

Da umklammert er also mit seinen starken Fäusten die Unglückliche, die ihn beherbergt, ihm zu essen und zu trinken giebt, von der er nur Beweise ihrer Zuneigung empfängt. Und diese versieht sich der Gewaltthat so wenig, daß sie zunächst an einen etwas rohen Scherz glaubt, an einen Zärtlichkeitsbeweis, und lächelnd ihm sagt: „Du thust mir weh." Er schließt die knochige Faust fester und fester, und in wenigen Minuten ist das grausige Verbrechen vollbracht.

Als er sich überzeugt hat, daß die Weber todt ist, trägt er sie auf das Bett, bedeckt sie mit Kissen und breitet das Betttuch darüber, sorgsam und bedächtig, so daß das Bett unberührt erscheint. Dann erbricht er die Kommode, sucht und findet das Sparkassenbuch und die Baarschaft, 75 Mark, und geht seiner Wege . . .

Als er vor dem Hause angelangt ist, fällt ihm auf einmal ein, daß der kleine Kanarienvogel im Bauer verhungern müsse, wenn, wie er vorausgesetzt hatte, das Verschwinden der Weber bei den Hausgenossen nicht in Kürze bemerkt werden sollte; denn in diesem Falle dürfte ja die Wohnung voraussichtlich auf lange Zeit nicht wieder geöffnet werden. Und derselbe Mensch, der eben einen Menschen ermordet hat, kehrt um, öffnet mit dem mitgenommenen Schlüssel die Küchenthür, streut von den Ueberresten des Mahles Brosamen umher, macht die Thür des Käfigs auf und lehnt das Fenster an, so daß der zahme Vogel, wenn er in der Wohnung nichts mehr findet, wo anders seine Nahrung suchen kann.

Diese Fürsorge des Mörders für das Leben des kleinen Thieres ist freilich seltsam und verdient hervorgehoben zu werden. Man darf aber nicht in falscher Sentimentalität so weit gehen, darin etwas besonders Rührendes zu erblicken. Derartige psychologische Widersprüche begleiten sehr oft die grausigsten Verbrechen. Es sind in dieser Beziehung andere merkwürdige Fälle bekannt. An demselben Tage, an dem Lacenaire, einer der fürchterlichsten Mörder aller Zeiten, die Chardon tödtete, wagte er sein eigenes Leben, um eine Katze zu retten, die eben vom Dache stürzen wollte. Ein anderer Mörder gab dem Säugling, dessen Mutter er eben ermordet hatte, die Flasche. — Sind das wirklich edle Regungen, die inmitten der grenzenlosen Verderbniß des Ganzen unangetastet geblieben sind? Oder sind es renommistische Komödiantereien, wie sie bei fast allen großen Verbrechern beobachtet werden können? Es ist schwer zu sagen. Denn einem Menschen wie Schunicht, der nach begangenem Morde die Wohnung säuberlich in Ordnung bringt, die Ermordete bettet und zudeckt, das Gesangbuch aufschlägt u. s. w. — einem solchen Menschen ist auch sehr wohl zuzutrauen, daß er den Vogel vor dem Hungertode bewahrt hat, um sich zu einem Verbrecher der interessanteren Art herauszustaffiren. Mit der Frage, die uns beschäftigt, hat es auch nichts weiter zu schaffen.

Digitized by Google

Wir haben in Schunicht nur ein Exemplar jenes typischen Mörders schildern wollen, in dem sich zugleich mit der Begehrlichkeit nach fremdem Gut bei dem Gedanken an die Befriedigung seiner Habgier als erstes Mittel, das bei der Ausführung zur Anwendung zu kommen hat, die Tödtung des zu Beraubenden darstellt, — den Verbrecher, dem, wie Schunicht mit vollkommener Wahrhaftigkeit ausgesagt hat, überhaupt gar nicht der Gedanke beikommt, sich das begehrte fremde Eigenthum auf eine andere Weise, durch Bitten, Ueberlistung oder sonstwie zu verschaffen. Die gutmüthige Weber würde ihrem Freunde Schunicht unzweifelhaft aus der Verlegenheit geholfen haben, wenn er sie darum gebeten hätte. An dieses Nächstliegende und Einfachste hat er aber in der verhängnißvollen Einseitigkeit des echten Mörders überhaupt nicht gedacht. Er hat das Geld haben wollen, und um es zu bekommen, hat er kein anderes Mittel finden können als den Mord.

Diese typische Mördergestalt, die in der Wirklichkeit mit geringfügigen Abweichungen im Einzelnen sich bei den Capitalverbrechen aller Orten und aller Zeiten immer wieder darstellt, hätte in einer Dichtung, welche sich mit der Lösung des blutigen und psychologischen Problems des Mordes befaßt, nicht umgangen werden dürfen. Sie fehlt aber in dem Zola'schen Romane, und deswegen ist im Hauptsächlichen die Bezeichnung dieser Dichtung als eines Mordromans ebensowenig zutreffend, wie die eines Eisenbahnromans.

Daß dieses Zola'sche Werk in denjenigen Theilen, die sich mit den schrecklichsten menschlichen Verbrechen befassen, mit „Raskolnikow" („Verbrechen und Strafe") von Fedor Dostojewskij und in den auf die Eisenbahn bezüglichen Theilen mit „Le Train 17" von Jules Claretie viele übereinstimmende Züge aufweist, ist unbestreitbar. Diese Uebereinstimmungen aber sind doch rein äußerlicher Art. In allem Wesentlichen ist der Roman Emile Zolas, zu dem der Dichter von mancher Seite her durch wirkliche Begebenheiten und schriftstellerische Erfindungen allerdings Anregungen empfangen haben mag, eine durchaus selbstständige, eigene, ehrliche Arbeit.

Und eine großartige dabei, die in der Technik, in der Composition, in der Schilderung und Charakteristik unter den erzählenden Dichtungen vielleicht eine höchste Stufe einnimmt, und deren mächtige Vorzüge das Bedauern, daß die Wahl des blutigen, schauderhaften Stoffes dem Dichter die Nothwendigkeit auferlegt hat, sich fast ausschließlich mit dem Grausigsten und Häßlichsten zu beschäftigen, und daß Zolas rauhe, rücksichtslose Wahrheitsliebe das Widerwärtige und Abscheuliche niemals mildernd dämpft, nur zu einem um so lebhafteren machen.

Digitized by Google

Ambrogios Beichte.

Erzählendes Gedicht.

Von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

Vom Klosterthurm erscholl die Kunde
Des Glockentons in's Thal hinab,
Daß einem Mönch in früher Stunde
Man dort ein letzt' Geleite gab.
Alt war der Bruder, achtzig Jahre,
Wohl drüber auch, und in dem Zug,
Der singend heut des Greises Bahre
Zum dunklen Gruftgewölbe trug,
War Keiner, der gewußt zu sagen
Wie lang' Ambrogio hier gewohnt,
Noch wagte man, ihn drum zu fragen.
Der Abt sogar ließ ihn verschont,
Und wie er einst ihn vorgefunden,
Da er die Schwelle selbst betrat,
Seit zwanzig Jahre hingeschwunden,
Gönnt' er dem Alten, seinen Pfad
In schweigsam ernster Ruh zu gehen.
Kurz war der Weg nur, den er nahm,
So Tag für Tag, wenn im Erstehen
Die Sonne zur Kapelle kam,
Wo sie ein schönes Bild erhellte
Des heiligen Sebastian,
Dem er sich im Gebet gesellte.
Ein halbes Menschenalter sah'n
Die Morgenstrahlen hier den Alten
Stumm hingebeugt auf seinen Knien
Die Büßerandacht schmerzlich halten,
Die doch nicht Trost zu geben schien.
Ja selbst, als schon sein Aug' erblindet,
Versagt er Führung und Geleit,
Da Fuß und Hand von selbst sich findet
Zur Stätte seit so langer Zeit.
Und als er eines Abends fehlte
Zur Hora in der Brüder Schaar,
Ward aufgefunden der Entseelte
Vor Sankt Sebastians Altar.
Zu Grabe ward ihm heut gesungen
Ein Lied von ewigem Vergehn.
Und als der letzte Ton verklungen
Ward's still, als wäre nichts geschehn.

Da trat ein Bruder auf die Schwelle
Des Abts, und legt' in seine Hand
Was man in des Verstorbnen Zelle
Geschrieben und verschlossen fand.
Vergilbte Blätter, blaß auch waren
Die Federzüge, da versenkt
In Blindheit schon seit so viel Jahren

Die Augen, so die Hand gelenkt.
Der Abt empfing, was dem Verwesen
Entgangen, und zur selben Stund'
Begann entziffernd er zu lesen
Der Schrift geheimnißvollen Fund:

Wer's immer sei, den man zur Würde
Des Haupt's im Kloster sich erkor,
Ihm legt der Schuld und Qualen Bürde
Der Mönch Ambrogio beichtend vor.
Entsühnen konnte mich im Leben
Kein Spruch, kein priesterlich Gebot,
So schwieg ich. Doch den Schleier heben
Von meinem Elend soll der Tod.
— Venedig war's, wo ich geboren,
Wo ich zur Kunst erzogen ward,
Der ich mich früh schon zugeschworen.
Gemälde schuf ich vieler Art,
Und stand in meinen Mannesjahren
Den ersten Meistern zugesellt,
Umgeben von Bewund'rerschaaren.
Stets war die Werkstatt wohlbestellt.
Für Schmuck der Kirchen und Altäre,
Und für des Reichthums gold'nes Haus,
Daß Schmuck und Schönheit es verkläre,
Ging Bild um Bild von ihr hinaus.
Reich ward ich selbst, und die Genossen
Bestaunten meines Hauses Pracht,
Wenn ich's der Festeslust erschlossen
In mancher schwelgerischen Nacht.
Vermählt nicht war ich. Doch zu krönen
Ein Fest, bot immer sich die Hand,
Wie ich sie sucht' im Kreis der Schönen,
In Sinnenrausch und Unbestand.
Denn reich an Schönheit war Venedig,
Die unbekümmert, unbedroht
Von Fesseln, jeder Schranke ledig,
Der Kunst sich und dem Leben bot.
Ich aber war der Frauen Kenner,
Wie zum Genuß, so für die Kunst,
Und galt ich viel im Kreis der Männer,
Fand bei den Frau'n ich gleiche Gunst.
So ging's, daß ich Madonnen malte,
Leichtfert'gen Sinn's und rücksichtslos,
Und warf den Preis, den man mir zahlte,
Dem Urbild lachend in den Schooß.

Da trat, von Cypern hergekommen,
Einst in mein Haus ein fremder Gast,
Für Kunst im Innersten erglommen,
Ein Jüngling, noch ein Knabe fast.
Der trug mir vor sein heiß Begehren,
Als Schüler ihn, von diesem Tag,
In meiner Werkstatt zu belehren,
Was Farb' und Griffel schön vermag.
Ein Brief auch sollt' ihn mir empfehlen.
Die Hand, die nicht geringe wog,
Erkannt' ich, da Venedigs Kehlen
Den schönsten Cyperwein sie zog.
So las ich. Doch nicht gar erbaulich
Erschien mir, was der Freund bewies,
Wenn für den Knaben er vertraulich
Ein Pflichtgebot mich finden hieß.
Aus leichtem Bund, gelöst seit lange,
Fast der Erinnerung entflohn
Im wechselvollen Zeitengange,
War mir entsprossen einst ein Sohn.
Das war nun Baldo, den der Alte,
Der würdiger als ich empfand,
Daß ich die Zukunft ihm gestalte,
Auf seinem Schiff mir zugesandt.

Doch Argwohn, daß der Knab' im Bunde,
Auf Rechte pochend, mir genaht,
Trieb mich, nicht in der ersten Stunde
Schon zu erfüllen, was er bat.
Ich forscht' ihn aus in strenger Weise
Nach Haus und Herkunft, Heimatsort,
Und seinem früh'ren Lebenskreise.
Er bot mir ruhig Wort um Wort,
Bescheiden, doch mit freiem Tone:
Die Eltern hab' er nicht gekannt,
Sie starben früh. Zum Tagelohne
Ward er erzogen auf dem Land.
Doch wenn im Weinberg ihm die Stunden,
Im Dienst bei Signor Loredan'
In heißer Arbeit hingeschwunden,
Dann trieb's ihn, was die Augen sah'n
Zu fesseln hastig durch die Hände.
So zeichnet er, noch unbelehrt,
Auf Kufen, Fässer und auf Wände
Zuerst was Herz und Sinn begehrt.
Bei solchem Thun ward er gefunden
Von Loredan, dem er gefiel.
Sein Werk schien mehr ihm zu bekunden
Als hingeworfnes Knabenspiel.
Sein Gönner ward er und sein Leiter
Für Lehr' und ersten Unterricht.
So schrieb der Freund auch. Was er weiter
Erforschte, Baldo wußt' es nicht.

Es mochte sein. Doch eine Probe
Verlangt' ich erst von seiner Hand.
Und kargt' ich gleich mit meinem Lobe,
Doch sah ich, wie er sie bestand.
So ward mein Haus ihm denn erschlossen,
Die Werkstatt und der Schüler Kreis,
Wo bald er unter den Genossen
Sich regt' in freudevollem Fleiß.

Doch wenn zuerst ich für den Knaben
Von innerm Antheil nichts gespürt,
So fühlt' ich bald durch seine Gaben
Mich rein und wundersam berührt.
Daß Andre schnell er überflügelt,
Zur Arbeit immerdar bereit,
Daß jeder Trieb in ihm gezügelt
Durch feines Wesens Lauterkeit,
Ich staunt' es an; doch was nicht minder
An ihm belebend zu mir sprach,
Die Schönheit war's, die noch geschwinder
Mein Künstlerauge ganz bestach.
Denn niemals hatt' ich noch gefunden
Vollendet so die Wohlgestalt
Der Jugend, so in Eins verbunden
Was je für schön und reizend galt.
Und so nicht ließ ich mir entgehen,
Der edlen Form jedweden Zug
Mit Farb' und Griffel abzusehen,
Und nie that sich die Hand genug.

Den Künstler hat er so gewonnen,
Den Freund gewann er auch sich bald,
Dem er, bevor ein Jahr verronnen,
In Allem unentbehrlich galt.
Und überrascht mußt' ich erkennen,
Daß ich es als ein Glück empfand,
Ein Leben dauernd mein zu nennen,
Mit dem Natur mich nah verband.
Wie nah mir — ob es Baldo wußte?
Vielleicht daß er's geahnt, vielleicht
Daß er's von Andern hören mußte,
Wenn ihn ein Flüsterwort erreicht.
Man sprach's, und schon nicht mehr bei Seite,
Beneidete mich gar um ihn,
Wenn stolz ich in des Sohns Geleite
Bei mancher Festlichkeit erschien.
Doch zwischen uns — den Schleier heben?
Wozu? Wir gingen gleichen Pfad,'
Der Schüler blieb, durch Kunst und Leben
Vereint, des Meisters Kamerad.
Und zwar in allem Guten. Leise,
So fühlt' ich, wirkt' auf meinen Sinn
Die Reinheit seiner Jugendweise,
Und lächelnd gab ich ihr mich hin,
Erfreut, betrachtend zu erfahren,
Wie hoch des Jünglings Ziel gespannt,
Denn Baldo ward mit zwanzig Jahren
Als Künstler rühmlich schon genannt.

Da ward ein Auftrag mir. Es sollte
Ein heiliger Sebastian sein.
Als ein Gelübd', im Kloster wollte
Ihm den Altar ein Frommer weih'n.
Ich war erfreut, denn wer von Allen
Besaß ein Vorbild, so wie meins?
Und Baldo war, mir zu Gefallen
Im Dienst der Kunst auch mit mir Eins.
Nun ward gemalt! — Doch eh vollendet
Mein schönstes Werk — weh mir! Es kam
Der Tag, da mein Geschick, gewendet
Durch eigne Schuld, mir Alles nahm!

Bei einer Festfahrt voll Gepränge
Sah ich erstaunt auf dem Kanal
Im Barkenwimmelnden Gedränge
Ein schönes Weib zum ersten mal.
Auch sie sah mit erstaunten Mienen
Zuerst Venedigs laute Pracht,
Denn gestern erst war sie erschienen
Von Rom. Bei ihrem Anblick wacht
In mir die ganze Glut der Sinnen
Von Neuem auf, und nur bedacht
Bin ich, dies Weib mir zu gewinnen,
Das Alles mich vergessen macht.
Ein Dämon, strahlend und entzückend,
So hatt' ihr Auge mich erfaßt,
Und hielt im Banne mich berückend.
So stürzt ich mich in wilder Hast,
Mit jeder Huldigung Verschwenden,
In ihren Zauberkreis hinein,
Mein Werben war ein fürstlich Spenden;
Und so — Giovanna wurde mein.
Von diesen Tagen schien verloren
Die Werkstatt mir. In müß'gem Thun
Trieb ich es gleich dem jüngsten Thoren.
Mein Sankt Sebastian mochte ruhn,
Da ganz Giovanna mich erfüllte.
Doch wenn ich diesmal meine Spur

Und Wege mehr als sonst verhüllte,
Geschah's um Baldo's willen nur,
Zu bergen ihm der Thorheit Kunde.
Wir sahn uns selten. Eine Frag',
Ein Grüßen nur von flücht'gem Munde,
Mußt' ihm genügen für den Tag.

Nun kam's, daß ich mich rüsten sollte
Zu einer Fahrt auf's feste Land.
Ein Nobile zu Parma wollte
Gemälde dort auf Deck' und Wand
Von mir in seiner Villa sehen.
Ich konnte Niemand dort vertraun,
Und kurz, ich mußte selber gehen,
Zu prüfen, messen, zu beschaun.
Zur Zeit nicht gern. Doch wenig Tage
Nur, wünscht' und hofft' ich, fern zu sein.
Doch von Geschäft und Festesplage
Ging's nicht so schnell mich zu befrein.
Mehr als die Woche war vergangen,
Als wieder Glockentöne mir
Durch's Abendgrau Venedigs klangen.
Mein erster Weg — zu ihr! Zu ihr!
Giovanna soll die erste Stunde
Beherrschen meiner Wiederkehr!
Seit Jahren stand mit mir im Bunde
Mein altvertrauter Gondolier',
Andrea, kundig und verschwiegen.
Ein Zeichen nur — so wußt' er gleich
Mit Bark' und Ruder einzubiegen
In's dunkelnde Kanalbereich.
So, durch gewundne Wasserstraßen
Führt' er mich lautlos, eilend fort,
Bis wir der Brücke Thor durchmaßen
Zum Landeplatz. Hier war der Ort!

Hoch in Giovanna's Fenster oben
Fiel noch ein fahler Tagesschein,
Indeß von Dämmerung schon umwoben
Der enge Platz. In's Haus hinein
Beflügelt eilt' ich. Doch die Stufen
Nur leis betrat ich, um mit Lust
Der Ueberraschung Freuderufen
Zu wecken in Giovanna's Brust.
Da, wie der Vorhang des Gemaches,
Das ich geschmückt ihr schön und reich,
Ich fassen will, dringt an mein waches
Gehör ein Ton, Geflüster gleich —
So war sie nicht allein? Und lauschend
Beug' ich mich vor. Mein Ohr vernimmt
Ein Kosen, Liebesworte tauschend,
Ein heimlich Lachen —! Wuthergrimmt
Reiß' ich den Vorhang auf, gewahre
Im Umriß nur und Dämmerlicht,
Wie eines Hauptes Lockenhaare
Sie kosend drückt an ihr Gesicht.
Ein Nebenbuhler! Wahnsinntrunken
Stürz' ich hervor im Augenblick,
Und sicher trifft, wie Blitzesfunken
Mein Dolch den Frevler in's Genick
Bis an das Heft. Ein Schrei! Und stöhnend
Bäumt sich ein Körper auf — es faßt
Mein Messer seine Brust, und dröhnend
Sinkt auf den Teppich seine Last.

Ein Angstruf von Giovanna's Munde,
Wie Höllenspott und Teufelshohn:
„Zu Hülfe! Mörder! Weh der Stunde!
Ermordet hast Du Deinen Sohn!
Triff mich zugleich, die ihn verlockte,
Seitdem Du fern! Er wußte nichts
Von — Dir zu mir!" Mein Athem stockte,
Und, wie vom Spruch des Hochgerichts
Verdammt, sank ich zu Baldo nieder.
Noch schien in ihm das warme Blut
Zu pulsen durch die jungen Glieder,
Und noch zu hoffen hatt' ich Muth.
Mit Hand und Fuß zurücke stieß ich
Das buhlerisch verworfne Weib,
Und taumelnd das Gemach verließ ich,
Im Arme meines Sohnes Leib.

Andrea harrte. Schnell verständigt
Schafft' in die Bark' er mich und ihn,
Den ich, von Todesangst gebändigt,
Erschüttert hielt auf meinen Knieen.
Wie endlos, trotz Andreas Eile,
War mir der Weg nach Haus! Ich trug
Auf's Lager Baldo. Kurzer Weile
Belebt' er sich. Die Augen schlug
Er auf zu mir — wie mit Erschrecken,
Und sank zurück. Nichts ward versäumt
Sein Leben wieder mir zu wecken,
Umsonst! Sein Traum war ausgeträumt.

Ein Märchen hatten wir ersonnen
Von Ueberfall durch Räuberhand.
Wer hätte je Verdacht gewonnen,
Daß ich — ich selbst zerriß das Band?
Andrea schwieg. Sie mochten suchen
Und forschen jetzt. — Ich aber lag

Verzweifelnd und mit Selbstverfluchen
An Baldos Lager Nacht und Tag.
Nun wußt' ich erst, was ich verloren,
Nun fühlt' ich erst, was ich besaß,
Als ich, was ich mir selbst beschworen,
Aus des Entseelten Zügen las!
Und nun ich grausam, wahnvergessen
Mein eignes Leben mit zerstört,
So wollt ich, gleich der Schuld gemessen,
Auch meine Sühnung unerhört.
Gericht! Gesetz! Welch' eine Buße
Konnt' es mir bieten, als den Tod?
Die größ're ward im Todesgruße
Des Sterbenden mir zum Gebot!

Drum nach des Jünglings Grab-Bestattung
Ging ich an Sankt Sebastians Bild,
Bekämpfend Schauder und Ermattung,
Es zu vollenden streng gewillt.
Des Sohnes Bild, den ich vernichtet!
Sein Antlitz, das mein Herz geweckt!
Die Augen, starr auf mich gerichtet,
Erstaunend, vorwurfsvoll, erschreckt!
Es gab, ich fühlt' es, kein Vergeben,
Nicht Reue, keines Trostes Macht,
Daß um sein blühend Jugendleben
Mit Mörderhand ich ihn gebracht.
Und jeden Pfeil, den Leib durchdringend
Des heil'gen Märtyrers — ich fühlt'
Ihn selber, Todesschmerzen bringend,
In eigner Brust, von Qual durchwühlt!
So malt' ich fort — in jedem Striche
Des Pinsels mir ein Martertod,
Dem keine Sühne sich vergliche,
Die je ein schuldig Herz bedroht!
Und als mein Büßerwerk vollendet
Bis dahin, fühlt' ich auch die Kraft,
Die reichlich sonst der Kunst gespendet,
Für immer meinem Sein erschlafft.
Bewundernd mochten sie nun sagen,
Daß mir das Größeste gelang!
Aus meiner Werkstatt ließ ich tragen,
Das Bild zu seinem Wandergang.
Ich aber schon im Stillen hatte
Verkauft mein Haus und all' mein Gut.
Es suchte fern der Lebenssatte
Den Ort, wo alles Leben ruht. —

Nacht war es, als mit letztem Gruße
Andrea mich zu Lande fuhr,
Dann zog, ein Pilger, ich zu Fuße
Dahin auf meines Bildes Spur.
Vor eurem Kloster hielt ich inne,
Wo den Altar man ihm geweiht,
Bot volle Hand euch zum Gewinne,
Für eures Ordens härnes Kleid.
Und so, vom Leben abgeschieden,
Verwehte meines Namens Spur.
Nicht Gnade sucht' ich, noch den Frieden,
Die ew'ge Marter sucht' ich nur!
Und lag ich täglich im Gebete
Vor Sankt Sebastian — es war
Der Heil'ge nicht, zu dem ich flehte,
Mein Sohn war's, dessen Augenpaar
Ich mir zum Strafgericht erwählte,
Durch dreißig Jahre, Tag für Tag,
Und deren Vorwurf schärfer quälte,
Als jeder Büßung Geißelschlag!
Denn nicht Verzeihung sollt' es geben,
Nicht Gnad' entquellen diesem Blick,
Den der Verfluchte für das Leben
Sich selbst geweckt, als sein Geschick!
So sollt' es sein! So trag' ich's, reichte
Dies Leben auch noch Jahr um Jahr!
Der Tod erst leg' in dieser Beichte
Ambrogios Schuld den Brüdern dar! —

So las der Abt. Als in der Zelle
Verschluß er drauf die Schrift gelegt,
Zu Sankt Sebastians Kapelle
Lenkt' er die Schritte, tief bewegt.
Und Abends, als im Dunkel lagen
Gemäuer, Wald und Bergeshang,
Kam durch die Luft zu Thal getragen
Noch einer Seelenmesse Klang.



Schule in Girge.

Illustrirte Bibliographie.

Nilfahrt. Von C. von Gonzenbach. Mit 203 Illustrutionen in Text, 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von Rafaello Mainella. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt.

„Der ‚Gwalior‘ der P.- und O.-Gesellschaft dampfte bei schönem Wetter langsam aus dem Hafen, und ehe die Sonne im Westen unterging, war die egyptische Küste unseren Augen entschwunden. Doch unvergessliche Erinnerungen begleiteten uns; wir hatten den Strom befahren, von dessen Ufern die Schöpfer der abendländischen Cultur ihre Gedanken, ihre Lehren, ihre Muster geholt und dessen Wasser einst den Gesetzgeber beschützt, dessen zehn Gebote noch heute die Grundlage der Gesetzgebungen aller civilisirten Völker bilden. Von der Geburtsstätte der menschlichen Gesellschaft, ihren blauen Wassern und goldenen Wüsten, ihren stummen Tempeln und flüsternden Palmen blieb uns ein sonniges Bild tief ins Herz eingegraben, das seinen Zauber über manchen frostigen Winterabend erwärmend ausgießen wird.“

Mit diesen Worten schließt Herr von Gonzenbach das Werk, in welchem er seine Erlebnisse und Erfahrungen auf einer langen Nilfahrt aufgezeichnet hat. Es sind Tagebuchblätter sehr ausführlicher Art, die er uns vorlegt. Sie reichen vom 17. November 1887 bis zum 23. April 1888; über jeden einzelnen Tag während des halben Jahres wird getreulich Bericht erstattet. Allein das geschriebene Wort ist eigentlich nicht die Hauptsache. Der Verfasser bemerkt in einem kurzen Vorwort, daß sein Tagebuch die Zeichnungen begleite, welche der Künstler Rafaello Mainella auf einer gemeinschaftlichen Reise zwischen Alexandrien und Wadi Halfa an Ort und Stelle angefertigt und welche durch ihre Treue und Originalität einem größeren Kreis von Egyptenreisenden eine

Digitized by Google

willkommene Gabe sein dürften: nur in diesem Sinne habe er es gewagt, vor ein größeres Publikum zu treten. In der That giebt das Buch, wie es nunmehr vorliegt, in Wort und Bild einen sehr anziehenden und lehrreichen Einblick in die Wunder des egyptischen und nubischen Landes.

Das Nilgebiet ist für die culturelle Entwickelung der Mittelmeervölker von jenen grauen Zeiten an, in welche das Licht der modernen Geschichtsforschung nur gerade noch vorzudringen vermag, viele Jahrhunderte hindurch von der weitreichendsten Bedeutung gewesen. Unter der Herrschaft glorreicher Pharaonen ist in Religion und Sitte, Kunst und Wissenschaft eine sehr eigenthümliche und in sich abgeschlossene Cultur empor-

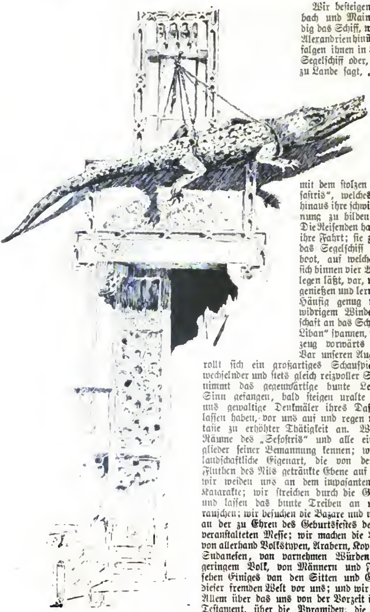


Levantiner.

gewachsen, die in friedlichem Verkehr oder kriegerischem Zusammenstoß mit fremden Nationen ihren Samen ausstreute. Die griechische Cultur hat späterhin das Empfangene reichlich zurückerstattet; es genügt, auf die Weltstellung hinzuweisen, zu welcher griechische Bildung die Stadt Alexandrien hinanführte. Auch unsere Zeit ist an der Arbeit, das Nilthal für ihre Cultur zu gewinnen. In Unteregypten kommt den Europäern schon jetzt beinahe eine dominirende Rolle zu. Die Erschließung des Sudans für die abendländische Civilisation ist freilich durch die Siege der Mahdisten auf eine noch nicht absehbare Zukunft hinausgeschoben. Allein das Interesse an dem merkwürdigen Uferlande des gewaltigen Stromes, welches die antiquarische und anthropologische Forschung der modernen Zeit so ausgiebig beschäftigt hat und noch beschäftigt, ist heut vielleicht lebhafter als je zuvor.

Digitized by Google

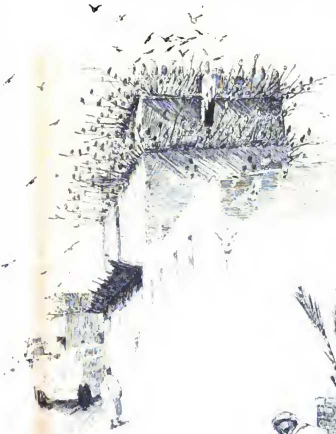
Wir besteigen mit Gonzenbach und Mainella in Venedig das Schiff, welches sie nach Alexandrien hinüberträgt. Wir falgen ihnen in Kairo auf das Segelschiff oder, wie man dort zu Lande sagt, „die Dahabie“



Aufgehängtes Krokodil.

mit dem stolzen Namen „Sesastris“, welches für Monate hinaus ihre schwimmende Wohnung zu bilden bestimmt ist. Die Reisenden haben Muße für ihre Fahrt; sie ziehen deshalb das Segelschiff dem Dampfboot, auf welchem die Reise sich binnen vier Wochen zurücklegen läßt, var, um gemächlich genießen und lernen zu können. Häufig genug muß sich bei widrigem Winde die Mannschaft an das Schlepptau, „den Liban“ spannen, um das Fahrzeug vorwärts zu bringen. Var unseren Augen aber entrollt sich ein großartiges Schauspiel mit stets wechselnder und stets gleich reizvoller Scenerie; bald nimmt das gegenwärtige bunte Leben unseren Sinn gefangen, bald steigen uralte Zeiten, die uns gewaltige Denkmäler ihres Daseins hinterlassen haben, vor uns auf und regen unsere Phantasie zu erhöhter Thätigkeit an. Wir lernen die Räume des „Sesostris“ und alle einzelnen Mitglieder seiner Bemannung kennen; wir lassen die landschaftliche Eigenart, die von den mächtigen Fluthen des Nils getränkte Ebene auf uns wirken; wir weiden uns an dem impasanten Anblick der Katarakte; wir streichen durch die Gassen Kairos und lassen das bunte Treiben an uns varüberrauschen; wir besuchen die Bazare und nehmen Theil an der zu Ehren des Geburtsfestes des Propheten veranstalteten Messe; wir machen die Bekanntschaft von allerhand Volkstypen, Arabern, Kopten, Nubiern, Sudanesen, van varnehmen Würdenträgern und geringem Volk, von Männern und Frauen; wir sehen Einiges van den Sitten und Gewahnheiten dieser fremden Welt vor uns; und wir staunen vor Allem über das uns von der Vorzeit überkommene Testament, über die Pyramiden, die Ruinen van Luksor und Karnak, den Felsentempel von Abu Simbal, die Schätze des Museums von Bulak.

Digitized by Google



Taubenhaus in Esne.



Zuckerrohrverkäufer.

Und überall arbeiten sich Beschreibung und bildliche Darstellung in die Hände. Die Schilderung des Herrn von Gonzenbach ist einfach und lichtvoll. Und die Zeichnungen Mainellas, von welchen wir unseren Lesern einige Proben beifügen, geben in charakteristischer Auffassung alles Wichtige und Interessante wieder, was den Reisenden auf ihrer Fahrt begegnet ist.

So darf das mit Geschmack und Opulenz ausgestattete Buch gegründeten Anspruch auf die Theilnahme aller Derer erheben, welche dem Lande der Pharaonen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden geneigt sind. — u.

Badische Geschichte von Friedrich von Weech.

Karlsruhe, A. Bielefelds Hofbuchhandlung 1890.

Eine Darstellung der Geschichte Badens darf auch außerhalb des Landes in weiteren Kreisen auf Theilnahme rechnen, schon weil hier in den dreißiger und vierziger Jahren zum ersten Male mit Entschiedenheit bei uns in Deutschland jene Richtung auf ein liberales constitutionelles Verfassungsleben sich verwirklicht hat, welche damals das kleine Land in den Augen aller politisch frei Denkenden zu einem Hort wissenschaftlicher Bestrebungen machte. Diese uns immer noch lebhaft berührenden Dinge sind in jüngster Zeit bekanntlich nicht immer ohne Parteilichkeit und Voreingenommenheit geschildert worden. Um so mehr erfreut eine Darstellung, die neben quellenmäßiger Treue durch hohe Objectivität des Urtheils, durch echt historischen Sinn sich auszeichnet.

Wenn irgend Jemand zu einer solchen Arbeit berufen war, so war es ohne Frage Friedrich von Weech, der als Archivdirector in Karlsruhe aus den Quellen des urkundlichen Materials schöpfen konnte und zugleich durch Specialarbeiten auf diesem Gebiete sich hervorgethan hat. Muß es daher von vornherein als unzweifelhaft bezeichnet werden, daß man bei ihm stets gesicherten historischen Boden unter den Füßen hat, so gehörte andererseits sein großes Talent klarer, anschaulich lebensvoller Darstellung dazu, um den nicht überall dankbaren Stoff in anziehender Erzählung fesselnd zu entrollen. Denn selbstverständlich mußte er den Leser in die graue Vorzeit hinaufführen, um die ersten Spuren des Zähringer Herrschergeschlechtes aus dem Dunkel der Zeiten hervortreten zu lassen.

Die älteste Geschichte der Markgrafschaft Baden bis zur Theilung der Linien, also bis 1535, behandelt das erste Buch. Im zweiten folgt die Geschichte der Markgrafschaft Baden-Baden, im dritten die der Markgrafschaft Baden-Durlach bis zum Jahre 1771, wo beide Lande wieder vereinigt wurden. Im vierten Buch wird dieser neue Abschnitt bis zum Jahre 1806 geführt, wo Baden zum Großherzogthum erhoben wurde. Das fünfte Buch führt sodann die Darstellung bis zur Gründung des neuen Deutschen Reiches.

In den Frühepochen der Geschichte hatte der Verfasser mit einer gewissen Sprödigkeit des Stoffes zu kämpfen; aber indem er die dynastische Geschichte eines Sondergebietes mit den allgemeinen deutschen Verhältnissen in Verbindung setzt, weiß er das Interesse des Lesers stets wach zu erhalten. Dennoch wird das heutige Publikum vorzüglich durch diejenige Epoche gefesselt werden, welche die ersten parlamentarischen Kämpfe der Neuzeit schildert in denen überall der Gedanke der Einheit des Gesammtvaterlandes zu Tage tritt. Mit steigendem Interesse erkennt man auf's Neue den tüchtigen politischen Sinn der Bevölkerung und ihre rege Theilnahme an der Förderung eines Culturlebens, das alsbald vorbildlich werden sollte. Am kräftigsten hatte sich dasselbe gegen die schon früh zu Tage tretenden und stets erneuerten Angriffe der römischen Curie auf das Verfassungsleben bewährt, und es gereicht dem badischen Lande zu hohem Ruhm, daß, obwohl seine Einwohnerzahl zu mehr als zwei Dritteln katholisch ist, bis jetzt in den Kammern stets eine starke liberale Majorität den ultramontanen Ueberziffern sich entgegengesetzt hat. Erst bei den jüngsten Wahlen für den Reichstag hat das Centrum, Dank unserem bedenklichen Wahlgesetz, eine Majorität erlangt, die aber hoffentlich für die badischen Kammern sich nicht durchsetzen wird. Bezeichnend für den klerikalen Geist war der Umstand, daß der Erzbischof von Freiburg, dieser Hochburg des Ultramontanismus, schon beim Regierungsantritt des jetzigen Großherzogs (1852) sich weigerte, die Abhaltung von Seelenämtern bei den Trauerfeierlichkeiten für den verstorbenen Großherzog Leopold zu gestatten. Wenn die Regierung im Kampf gegen die römischen Anmaßungen nicht immer entschieden genug blieb, da doch jeder Staatsmann sich sagen muß, daß gegen die Curie nicht Nachgiebigkeit, sondern strenges Festhalten an den Gesetzen und Machtbefugnissen des Staates allein zum Siege führt, so darf doch im Ganzen nicht verkannt werden, daß die badische Regierung, unterstützt von einer zwar katholischen, aber nie ultramontanen, sondern stets liberalen, jedem Fortschritt zugethanen Volksvertretung, die Würde des Staates und das Wohl seiner Bewohner aufrecht gehalten hat. So erfreut sich denn das badische Land seit einem halben Jahrhundert des Ruhmes, daß Regierung und Volk Hand in Hand gehen und

Digitized by Google

die politische sowie die culturelle Entwickelung des schönen reich gesegneten Landes auf's Gedeihlichste zu fördern bestrebt sind.

Mit warmer Theilnahme verfolgt man in der klaren, anziehenden, von objectivem, echt historischen Geiste getragenen Darstellungen des Verfassers dies Bild eines ruhigen, stetigen, unaufhaltsamen Fortschreitens, und auch der ferner stehende Leser wird diese Geschichte eines Landes, das nach allen Seiten als ein Muster freiheitlicher Gesinnung und hoher Culturentfaltung dasteht, mit Befriedigung sich zu eigen machen.

W. L.

Bibliographische Notizen.

Die Ueberfüllung der höheren Berufsarten. Von Keferstein. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 53) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G.

Verfasser zählt die ziemlich bekannten Gründe für die Ueberfüllung auf und macht dann Vorschläge zur Abhülfe. Von den letzteren scheint uns nur einer Erfolg zu versprechen, nämlich die Verminderung der Gymnasien und Realgymnasien und Vermehrung der höheren Bürgerschulen. Dabei ist vorausgesetzt, daß die Berechtigung zum einjährigen Dienst nur Abiturienten verliehen wird und daß der Uebergang von einer höheren Bürgerschule zum Gymnasium ohne Schwierigkeit stattfinden kann.

R. J.

Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte von Gustav Karpeles. Berlin, F. Fontane.

Mit dem Fleiß und der Gewissenhaftigkeit, die diesem Schriftsteller eigen ist, hat Karpeles hier Alles zusammengetragen, was sich auf Goethes Verhältniß zu Polen bezieht, seine persönliche Bekanntschaft mit Polen von Bedeutung wie Mickiewicz und Odyniec, seine Kenntniß slawischer Dichtungen, seinen Verkehr mit der polnischen Aristokratie in deutschen Badeörtern, seine Beziehungen zu der entzückenden Szymanowska, und andrerseits die Arbeiten der Polen über ihn, also Uebersetzungen seiner Werke, Beziehungen zwischen den Werken der aufstrebenden polnischen Romantik und dem großen deutschen Dichter, das Verhältniß Brodzinskis, des Vorläufers der polnischen Romantik und der großen Romantiker selber, Slowackis und Krasinskis — alles wird erschöpfend, mit voller Kenntniß alles vorhandenen Materials dargestellt. Die Arbeit ist aus einem vor Jahren in der Nationalzeitung veröffentlichten verhältnißmäßig kurzen Vortrag hervorgegangen und hat sich durch langes Studium zu dem Buche erweitert, das uns vorliegt und das wir als einen höchst werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur begrüßen.

rl.

Geschichte der Predigt in der russischen Kirche. Ein kurze Darstellung und Entwicklung bis auf das XIX. Jahrhundert von N. Natajew, Lehrer am Priesterseminar zu Odessa. Aus dem russischen übertragen von Dr. Alexis Markow. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Wir haben bisher in deutscher Sprache nichts über diesen Gegenstand besessen, darum ist uns dieses Büchlein sehr willkommen. Es zerlegt den großen Zeitraum von neun Jahrhunderten in drei große Perioden: in die Zeit des byzantinischen Einflusses, die Zeit des lateinischen, polnischen Einflusses und in die Zeit der Selbständigkeit der russischen Predigt. Aus dem Ganzen geht einleuchtend hervor, daß die Predigt in Rußland stets einer der wichtigsten Bildungsfactoren war. Wo das Volk nicht lesen und schreiben kann, gewinnt die Stelle des Geistlichen eine doppelte Bedeutung. Die Geistlichkeit war es denn auch, die kurz nach der Christianisirung des Landes den Glauben und die Sittlichkeit förderte, die zur Zeit des Mongolenjochs den Vaterlandssinn aufrecht erhielt, und die bis in die jüngsten Tage hinein bildend auf das Volk einwirkte. Zahlreiche Proben unterstützen die Ausführungen des Verfassers und geben auch dem minder Eingeweihten ein hinreichend klares Bild von der Entwickelung der Predigt in der russischen Kirche.

rl.

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners von Rudolph Schleiden. Neue Folge 1841—1848. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Den Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners läßt der bejahrte Verfasser

Erinnerungen aus den Jahren 1841—48 folgen. Wenn jene uns einen Einblick in das Leben einer hervorragenden Familie thun ließen, so führen diese in die politischen Bewegungen der vierziger Jahre hinein, und zwar in Bewegungen, welche mit der Entwicklung der deutschen Frage in engster Beziehung stehen. Als Amtssecretär in Reinbeck, dann als Auscultant im königlichen General-Zollkammer- und Commerz-Collegium, und schließlich als Committirter dieser Behörde, d. h. etwa als vortragender Rath, hatte Schleiden die beste Gelegenheit, die einzelnen Phasen der schleswig-holsteinschen Frage genau zu beobachten und die handelnden Persönlichkeiten kennen zu lernen. Der Historiker dieser ereignißreichen Zeit findet hier ein werthvolles, weil zuverlässiges und theilweise urkundliches Material. Wenn die Darstellung der hohen Politik häufig unterbrochen wird durch Reiseschilderungen, kunstkritische Ausführungen oder Erzählung unbedeutender persönlicher Erlebnisse, so mag man das einem Memoirenschreiber zu Gute halten, namentlich dann, wenn er in einem so gefälligen, anmuthigen Tone zu plaudern weiß. pr.

Fritz Reuter-Studien. Von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto.

Die hier vereinigten 6 Aufsätze bringen, zum Theil auf Grund bisher noch nicht veröffentlichter Briefe des Dichters, manche interessante Mittheilungen, welche uns das Bild des warmherzigen, gemüthvollen Menschen, als welchen das deutsche Volk ihn kennt, noch tiefer in's Herz zu prägen geeignet sind, und welche auch auf die Genesis einzelner Werke, wie „Kein Hüsung" ein helles Licht werfen. Außer mehreren unbekannten Briefen sind auch eine Anzahl noch nicht zur Veröffentlichung gelangter Gedichte Reuters hier zum ersten Male abgedruckt, die freilich nur zum Theile poetischen Werth und echte humoristische Kraft besitzen, vielmehr meistens nur von literaturhistorischem oder rein persönlichem Interesse sind. Die „Reuterstudien" sind jedenfalls als eine werthvolle Ergänzung zu den Werken von Wilbrandt und Glagau, die in manchen Punkten durch des Verfassers Angaben corrigirt werden, zu bezeichnen, und liefern einem späteren Biographen manches schätzenswerthe Material. O.W.

Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman von Heinz Tovote. Berlin, Ad. Zoberbier.

Das Sujet des Romans ist das oft behandelte Motiv, daß eine Verlorene trotz des Schmutzes, aus dem sie hervorgegangen, und trotzdem ihre unbeschützte Jugend die Beute des ersten Besten geworden ist, sich eine gewisse Keuschheit der Seele bewahrt hat, eine Noblesse der Gesinnungen und hauptsächlich die Fähigkeit wahrhaft zu lieben und dem Geliebten die Treue zu bewahren. Der Zwiespalt zwischen ihrer Denkungsart und ihrem Lebenswandel ergiebt auch den Conflict, an dem sie zu Grunde geht. Ein junger Aristokrat, ohne jedes Vorurtheil seines Standes, der Nationalökonomie studirt hat und sich mit socialistischen Weltbeglückungstheorien beschäftigt, lernt ein schönes Mädchen kennen, auf welche Alles paßt, was wir oben gesagt haben. Seiner erwachenden Leidenschaft für sie kommt die ihrige nur allzu willig entgegen, und „im Liebesrausch" gelangt er zu dem Entschlusse, sie zu seinem angetrauten Weibe zu machen, obgleich er von ihrer Vergangenheit genug kennt, um davor zurückzuschrecken. Mit Hintansetzung aller Rücksichten wird sie seine Frau. Nun beginnt leise das Zerstörungswerk der geheimen Mächte, die ein auf solcher Basis geschaffenes Glück nicht dulden wollen. Der Widerstand, welchen die Gesellschaft dem jungen Paare entgegensetzt, wirft schon einen Schatten auf ihr Glück, aber noch ist ihre Liebe groß genug, um sich darüber hinwegsetzen zu können; da erhebt sich drohend zwischen ihnen beiden das Gespenst der Vergangenheit. Ein junger Maler, der die schöne Frau heimlich liebt, hat ein Bild von ihr in sehr naturalistischer Auffassung entworfen; sie hat keine Ahnung davon, es ist nur ein Product seiner Phantasie, aber der Gatte, welcher das Bild zufällig zu Gesicht bekommt, beschuldigt sie in der Raserei der Eifersucht, dem Maler Modell gesessen zu haben, und wirft ihr vor, in plötzlicher Erinnerung ihrer Vergangenheit, daß sie mit ihm die Ehe gebrochen habe. Die ahnungslose Frau geräth durch diesen schmählichen Verdacht in einen Zustand wahnsinniger Verzweiflung, in welchem sie ein hohnvolles Geständniß ihrer Schuld macht und aus seinem Hause flieht. Bei dieser Flucht holt sie sich eine Krankheit und stirbt, indem sie einem Kinde das Leben schenkt.

Der Verfasser überläßt es dem Tode die Lösung zu übernehmen, — glaubt er,

Digitized by Google

daß derartige Conflicte im Leben unlösbar sind? Mz.

A. de Gubernatis, Dictionaire international des écrivains du jour. Florence, Louis Nicolai. Leipzig F. A. Brockhaus.

Mehr als viele Andere war der Graf Gubernatis zu einem biographischen Wörterbuch der Neuzeit vorbereitet, da er bereits eine Reihe derartiger Arbeiten glücklich ausgeführt hat und viele Jahre hindurch als Kritiker der Nuova Antologia thätig war. Sein Werk hat in der Anlage Aehnlichkeit mit Vapereaus Dictionaire des Contemporairs, das aber bereits zum großen Theile veraltet ist, während wir hier die Fortführung bis auf die Gegenwart erhalten. Auch ist der Kreis bedeutend weiter gezogen und es haben in dem Lexicon neben den eigentlichen Literaten auch alle Gelehrten von irgend welcher Bedeutung Platz gefunden. Dabei ist besonders die große Unparteilichkeit des Italieners gegenüber den anderen Nationen hervorzuheben. Das auffallende Mißverhältniß, das in einer der Lieferungen Italien nur durch 14, England durch 27, dagegen Frankreich durch 133 und Deutschland sogar durch 300 Namen vertreten ist, erklärt sich allerdings aus dem Umstande, daß dieses Heft im Wesentlichen den Buchstaben H enthält. In den übrigen Theilen steht Frankreich in erster Linie, dann folgt Deutschland und mit ziemlich gleicher Summe Italien. Die Titel der Bücher, deren Aufzählung meistens auf Mittheilungen ihrer Verfasser beruht, scheinen im Ganzen correct wiedergegeben zu sein, abgesehen von manchen Druckfehlern, die bei einem derartigen Werke unvermeidlich sind. Die Anschaffung dieses brauchbaren Nachschlagewerkes, das bis J vorliegt und vollendet etwa 30 Frcs. kosten wird, ist durchaus zu empfehlen.

P . . . r.

Jone. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, E. Pierson.

Die Marlitt ist todt, aber das Recept, nach dem sie ihre Romane fabricirt hat, ist erhalten geblieben und es scheint sich, wenn es von ihren jüngeren Schwestern in Apoll auf seine Wirksamkeit geprüft wird, immer noch zu bewähren. Der Geschmack der Zeit ist ein anderer geworden, und doch, würden Bücher, wie der uns vorliegende Roman nicht noch massenhaft gelesen, so würden sie nicht massenhaft geschrieben werden. Allerdings sind derartige Producte wohl hauptsächlich für junge Mädchen berechnet; dem Bedürfniß nach Zeitvertreib gewähren sie auch Befriedigung, während ihnen jeder bildende Werth abzusprechen ist. Auch ist ihre Harmlosigkeit nicht so ganz unbedingt; denn sie regen die jugendlich unreife Phantasie dazu an, sich Ideale zu schaffen, die in ihrer Edelmuth triefenden Langweiligkeit nie und nirgends im Leben zu finden sind. Mz.

Vogelbeeren. Kleine Geschichten und Plaudereien von Karl Pröll. — **Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich** um ihre nationale Existenz. Von Karl Pröll. Dritte vermehrte Auflage. — **Sturmvögel.** Sechszig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder von Karl Pröll. Zweite vermehrte Auflage. — Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.

Karl Pröll ist ein eigenartiger Schriftsteller; er kann mit dem bekannten Franzosen sagen: Mein Glas ist klein, aber ich trinke aus meinem Glase. Als Politiker hat er sein Sondergebiet in der Vertretung des Deutschthums in Oesterreich, als Dichter ist er in der novellistischen Skizze ganz er selbst, ganz ohne Muster.

Die „Vogelbeeren" sind eine hübsche Sammlung solcher novellistischer Skizzen, moderne Gedanken in origineller Form, Plaudereien, Anregungen, die vom kleinsten ausgehend, die wichtigsten, ernstesten Fragen behandeln, welche in Schriftthum und Gesellschaft erörtert werden. Jeder Frage weiß Pröll eine neue Seite abzugewinnen und in seiner Art für seine Anschauung überzeugend zu sprechen. Es tritt uns aus Prölls Büchern — was heut leider so selten ist — eine Persönlichkeit entgegen, eine kräftige, männliche Persönlichkeit.

Dieselbe Männlichkeit spricht aus den politischen Flugschriften. Die „Kämpfe der Deutschen" sind eine Geschichte unseres Volksstammes in Oesterreich von ihren ersten Ansiedelungen und Staatenbildungen bis in die letzten Tage der schmachvollen Bedrängung und Gefährdung des nationalen Gedankens in Ungarn, Mähren, Böhmen, Siebenbürgen, Krain.

Pröll ist ein Parteimann und er will für die Sache der Deutschen werben. Er wendet sich mehr noch, als an seine Stammesgenossen in Oesterreich, an die Reichsdeutschen; diese müssen, meint er, mit sorgsamem Auge die weiteren Geschicke der Vielgeprüften verfolgen, nicht nur von

natürlicher, sondern auch von der realpolitischen Erwägung geleitet, daß, wenn erst der deutsche Bannwald in Oesterreich niedergehauen ist, die Lawine des Slaventhums dann über unsere Grenzen hereinbrechen muß.

Von demselben Geist sind die Dichtungen durchdrungen, die unter dem Titel „Sturmvögel“ gesammelt sind, und die allerdings mehr ein rhetorisches als ein liederartiges Gepräge tragen. rl.

Uebersetzung des Bibliographischen Bureaus zu Berlin. Band I. Madame Sévigné von Gaston Boissier, Mitglied der französischen Akademie. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Carl Seefeld. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Porträt der Madame de Sévigné. — Band. II Vier Novellen von Emile Zola, übersetzt von Wilhelm Lilienthal. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. — Berlin, Commissions-Verlag von F. Fontane.

Der Anfang dieser Uebersetzungsserie ist vielversprechend. Madame de Sévigné ist ein Theil der in Paris bei Hachette & Co. erscheinenden Sammlung von Studien über die großen französischen Schriftsteller, an welcher die ersten Kräfte Frankreichs mitarbeiten. Madame de Sévigné gehört zu den Autoren, die in Deutschland zwar viel genannt werden, deren Wesen und Werke aber nur Wenige kennen. Die vorliegende Studie ist keine Lebensbeschreibung im hergebrachten Sinne. Die nackten Thatsachen aus den Lebensschicksalen der berühmten Frau werden kurz abgethan und der Hauptwerth auf eine Charakterisirung ihrer bedeutenden Persönlichkeit und ihrer Werke gelegt.

Der zweite Band der Uebersetzungsserie des Bibliographischen Bureaus macht uns mit vier sehr interessanten kleineren Arbeiten des großen Erzählers bekannt. Es ist sehr schade, daß der Uebersetzer nichts über die Zeit der Entstehung der dargebotenen Novellen mittheilt; wer sich für die Entwickelung eines großen Dichters interessirt, wird diesen Mangel sehr empfinden. Man darf annehmen, daß sie aus Zolas jüngeren Jahren stammen, denn sie zeigen zwar die außerordentliche Kraft der Darstellung, die ihm eigen ist, zugleich aber auch ein gewisses Suchen nach entlegenen gewagten Stoffen und Problemen. Die Uebersetzung des zweiten Bändchens ist vortrefflich; Band I. leidet an mancher Holprigkeit. rl.

Wahrheit. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1890.

Es macht fast den Eindruck, als ob der geistvolle Essayist, der stimmungsreiche Schöpfer historischer und socialer Romane die vorliegende Erzählung in tendenziöser Absicht geschrieben habe. Seitdem das totale Mißverstehen des französischen und nordischen Naturalismus in Deutschland eine Reihe widerwärtiger literarischer Auswüchse getrieben, hat Frenzel wiederholt vom ästhetischen Standpunkt aus sein Mißfallen gegen die radicale Umsturzbewegung in der Literatur kundgegeben.

Indem er nun in der Erzählung, die uns hier beschäftigt, die Frage behandelt, ob es für den Menschen unter allen Umständen ersprießlich sei, der Wahrheit, die oft mit seinem größten Unglück identisch ist, in's Auge zu sehen, ist die Annahme wohl nicht ganz unberechtigt, daß er den nordischen Wahrheitsaposteln — namentlich Björnson — die ihrem fanatischen Wahrheitsdrange zu Liebe alle anderen Rücksichten über Bord werfen, ein literarisches Product hat entgegenstellen wollen, dessen ethischer Gehalt den Anforderungen auch des strengsten Sittenrichters Genüge leistet, ohne daß die Postulate der Aesthetik, wie sie bisher galt und noch immer gilt, außer Acht gelassen würden. Subjectiv hat natürlich sein Standpunkt dieselbe Berechtigung, wie der gegnerische, und objectiv ein Urtheil in dieser Sache zu fällen, ist Niemand im Stande, am allerwenigsten in unserer Epoche, in der die beiden Richtungen noch um den orrang in der Literatur streiten. Jedenfalls hat Karl Frenzel in seiner Novelle eine werthvolle und fesselnde Dichtung geschaffen, die, von der eben angedeuteten Tendenz abgesehen, auch den verwöhntesten literarischen Geschmack zu befriedigen geeignet ist. Die Fabel ist einfach und erscheint auch für die Werthschätzung der Erzählung ziemlich nebensächlich. Das Hauptgewicht hat der Dichter auf die Entwickelung der psychologischen Vorgänge gelegt. Die Charakterzeichnung des Pastors, der mit seiner verstorbenen Gattin in unglücklicher Ehe gelebt hat und nun nach ihrem Tode in unsäglicher dauernder Pein nach Wahrheit und Klarheit über ihre von ihm nur geahnte Schuld trachtet, zeugt von scharfsichtigster Beobachtung, und die Qualen seiner Seelen-

Digitized by Google

kämpfe sind ebenso ergreifend wie folgerichtig geschildert, sodaß der Leser, obwohl der Charakter des Mannes nicht eben sympathisch ist, doch zu wärmstem Mitgefühl für ihn genöthigt wird. Die Figur der Tochter ist vielleicht im ersten Theil der Geschichte ein wenig zu skizzenhaft behandelt, sodaß man anfangs bei der Lectüre sich von ihr ein den Intentionen des Autors nicht entsprechendes Bild macht, aber mit dem Moment, wo sie aus ihrer anfänglichen Passivität heraustritt und eine bedeutsamere Rolle in der Entwickelung der Handlung zu spielen beginnt, ändert sich dies mit einem Schlage, und je schärfer und klarer ihre Physiognomie wird, desto wärmere Theilnahme gewinnt man für sie und ihr Geschick. Der Abschluß des Buches bestätigt die Ueberzeugung, die man während der Lectüre gewonnen hat, daß es kein Erzeugniß der Sensation suchenden und lediglich für Unterhaltung sorgenden heutigen Romanfabrication, sondern ein echtes Dichterwerk ist. Der Autor verschmäht die landläufige Zuspitzung zu einer Verlobung, die das Entzücken der romanlesenden höheren Töchter und ihrer vorsorglichen Pflegerinnen hervorzurufen pflegt. Er läßt das Geschick seines Liebespaares offen, was nach Lage der Sache für den feiner empfindenden Leser der einzig richtige Abschluß ist; und wenn er auch dadurch vielleicht beim Gros des Lesepublikums die Popularität seiner Dichtung verwirkt hat, so wird er doch bei der maßgebenden Minorität um so größeren Beifall finden.

F. G.

Russische Dichtungen, übersetzt von Sophie Behr. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock) 1890.

Eine vortreffliche Auswahl mit vortrefflichen Nachbildungen. Eine vortreffliche Auswahl, da die Uebersetzerin neue Männer vorführt, die in einem gewissen Gegensatz zu den in Deutschland bekannten russischen Dichtern stehen. Wir kennen zumeist die russischen Prosaschriftsteller, deren Werke als der Spiegel der politischen und socialen Bewegung gelten. Sophie Behr führt uns eine Anzahl echter Lyriker vor, von welchen einzelne, wie der früh verstorbene Nadson, der vielseitige A. Maikow und der innige W. Nikitin wohl verdienen, dem westlichen Europa bekannt zu werden. Sophie Behr hat sich durch Uebertragungen von Werken der russischen Literatur schon große Verdienste erworben; das vorliegende Buch erscheint uns in jeder Hinsicht als ihre werthvollste Leistung.

rl.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adressbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragenden politischen Tagesblätter. Hand- und Jahrbuch der deutschen Presse. Mit Angabe der Adressen der Redacteure und Verleger etc. 31. Jahrg. 1890. Bearbeitet von H. O. Sperling. Leipzig, Expedition des Zeitschriften-Adressbuchs.

Althof, Paul, Gernrode. Poetische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Leipzig, Literarische Anstalt, August Schulze.

A., B. v., Fürst Bismarcks deutsche Politik seit Begründung des neuen Reiches. Leipzig und Berlin, Verlag von Otto Spamer.

Art'l, St., Seeluft. Schauspiel in einem Aufzuge. Dresden, E. Pierson.

Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften gesammelt von Rob Falck. Berlin, Verlag von Herm. J. Meidinger.

Berliner Pflaster. Herausg. von M. Reymond. Heft 1. Berlin, W. Pauli.

Bilderbuch, Kulturgeschichtliches aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 64—66. München, G. Hirths Verlag.

Bock, C. E., Kleine Gesundheitslehre. Zum Kennenlernen. Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen. VII. Aufl. Neu bearbeitet von M. v. Zimmermann. Leipzig, E. Keils Nachf.

Brecht, Th., Schwarz, weiss, roth. Eine Ethik des Patriotismus. Heft I. Halle, E. Strien.

Brehm, A. E., Vom Nordpol zum Aequator Populäre Vorträge. Mit Illustr. Lieferung 2. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellsch.

Bülow, M. v., Neue Novellen. Berlin, Walther & Apolant.

Büttner Pfänner zu Thal. Die St. Peterskirche zu Bacharach. Kunsthistorische Skizze Leipzig, Verlag zum Greifen.

Büttners Literaturführer. Abth. III: Schöne Literatur von 1884—1889. Abth. IV: Philosophie von 1884—1889. Abth. V: Protest. Theologie von 1884—1889. Abth. VI: Kath. Theologie von 1884—1890. Leipzig, Verlag zum Greifen

Daudet, A., Die Könige im Exil. Roman. Autorisirte Uebers. von W. Loewenthal. 2 Bände. (Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek. VI. Jahrg. Band 17). Stuttgart, J. Engelhorn.

Defoe, D., Sociale Fragen vor zweihundert Jahren Uebers. von Hugo Fischer, Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Ebner-Eschenbach, M. v., Miterlebtes. Erzählungen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Engel u. Aplan, Liederperlen des deutschen Volkes. Leipzig, Wilm. Bennewitz.

Fels, R. v., Agramer Schreckenstage „Jourfixe" der Resignirten. Hans Heiling. Novellen. Dresden, E. Pierson.

Frapon, I. Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Freese, A., Aus deutschem Hause. Preisgekrönte Novelle. Danzig, C. Hinstorff.

Friedler, A. v., Der Liebe Fluch. Tragödie in in 5 Akten. Zweite Auflage. Leipzig, O. Mutze.

— Ein echter Rembrandt. Lustspiel in einem Aufzuge. Leipzig, Otto Mutze.

Gopcevic, S., Die Wahrheit über Makedonien. Wien, Verlag der „Welt“.

Grosse, J., Tante Caridore. Roman. 2 Bände. Dresden, E. Pierson.

Hahn, Alban v., Nach Ober-Ammergau. Wanderung zum Passionsspiel. Mit 10 Text-Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer.

Hayn, H., Bibliotheca Germanorum nuptiarlis. Verzeichn. von Einzeldrucken deutscher Hochzeitsgedichte und Hochzeitsscherze in Prosa von der Mitte des 16. Jahrh. bis zur Neuzeit. Supplem. zu Goedekes „Grundriss zur Geschichte der deutschen Litteratur“ u. Hayns „Biblioth. Germanorum erotica“. Köln, Fr. Teubner.

Hauptmann, G., Das Friedensfest. Eine Familien-Katastrophe, Bühnendichtung. Berlin, S. Fischer.

Hesse-Wartegg, E. v., Mexico. Land u. Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland. Mit zahlreichen Abbildungen u. einer Generalkarte Mexicos. Wien und Olmütz, Ed. Hölzel.

Hildebrandt, F. W., Joab. Trauerspiel. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchh.

Himmel und Erde. Illustr. naturw. Monatsschrift. Herausg. v. d. Gesellsch. Urania. II. Jahrg. Heft 7 u. 8. Berlin, H. Paetel.

Hofmann, E., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Erste Lieferung. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsbuchh.

Ihne, W., Römische Geschichte. Band 7, 8. Leipzig, W. Engelmann.

Jensen, W., Der Schwarzwald. Mit Illustration. Lieferung 12—14 (Schluss.) Berlin, H. Reuther.

Karpeles, E., Goethe als Bibelforscher. Ein Vortrag. Berlin, H. Engel.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Mit vielen Karten und Abbildungen. Lieferung 80, 81. Prag, F. Tempsky.

Klein, Oscar, Schmerzliche Wonnen. Roman. Elberfeld, Verlag des Verfassers.

Kohut, Dr. Adolph, Johannes Miksch, der grösste deutsche Singemeister u. sein Gesangssystem. Mit bisher ungedruckten Briefen Johannes Miksch's, ungedruckten Tagebuchblättern G. W. Teschners und einem ungedruckten Aufsatz von Johannes Miksch: „Vom Athmen“. Leipzig-Reudnitz, Carl Rühles Musik-Verlag (vormals P. J. Tonger).

Kretzschmar, H., Führer durch den Concertsaal. II. Abtheilung, zweiter Theil. Oratorien und weltliche Chorwerke. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Kristeller, S., Der ethische Tractat der Mischnah Pirke Aboth d. i. Sprüche der Väter. Uebers. Berlin, Speyer & Peters.

Kyffhäuser, Der, Deutsch-nationale Rundschau. IV. Jahrg. April-Heft. Berlin, G. Höppner.

Lauenstein, A. u. **Grottewitz, K.**, Sonnen-Aufgang! Die Zukunftsbahnen der Neuen Dichtung. Leipzig, C. Reissner.

Longfellow, H. W., Evangeline. Eine arkadische Erzählung. In's Deutsche übertragen v. R. Seehaussen. Eisleben, Kuhnt'sche Buchh.

Marbach, H., Das Mysterium der Kunst. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Mauthner, Fritz, Der Villenhof. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden.

Morgenstern, Lina, Das Paradies der Kindheit. Eine ausführliche Anleitung für Mütter und Erzieherinnen zur Kindespflege und Erziehung in den ersten sechs Jahren, sowie zur praktischen Anwendung von Friedrich Fröbels Spiel-Beschäftigungen in Haus und Kindergarten. Mit 2 Vollbildern und 150 Holzschnitten im Text. Fünfte umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wien, Verlag von A. Pichlers Wittwe & Sohn.

Müller-Guttenbrunn, A., Das Wiener Theaterleben. Leipzig und Wien, Verlag von Otto Spamer.

Perrens, F. T., Histoire de Florence depuis la domination des Médicis jusqu' à la chute de la république (1434—1531). Tome troisième. Paris, Maison Quantin.

Pontoppidan, H., Ein Kirchenraub. Autor. Uebers. a. d. Dänischen von Ziegeler-Glücksburg. (Engelhorns allg. Romanbibliothek VI. Jahrg. Band 16). Stuttgart, J. Engelhorn.

Pröll, Karl, Vogelbeeren. Kleine Geschichten und Plaudereien. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.

Reymond, M., Der Reichsfassbinder. Ein deutsches Fastnachtsspiel, mit 30 Personen zu agieren und hat drei Akte nebst Vor- und Nachspiel. Mit Bilderschmuck von C. Menzel. Berlin, W. Pauli.

Richter, Prof. Dr. Otto, Das deutsche Reich. Vaterlandskunde. Erste Abth. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Schmid, A., Die deutsche Literatur in der Klemme. Eine liter. Randglosse. Weimar, H. Weissbach.

Seehäfen die des Weltverkehrs. Lieferung 13 bis 14. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag von A. Dorn.

Seifert, W., Gemeinfassliche Geschichte der elektrischen Fernverständigung. Leipzig, G. Fock.

Türck, Dr. Hermann, Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig approbirte Promotionsschrift. Leipzig-Reudnitz, Verlag von Max Hoffmann.

Ullrich, Titus, Dichtungen. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No 3. Berlin, D. Reimer.

Wex, J., Gedichte, München, P. Zipperers Verlagshandlung.

Kaiser Wilhelm I., Die Prinzess Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mit Briefen des Prinzen Wilhelm, Herausg. von G. E. v. Natzmer. Berlin, Gebr. Paetel.

Windelband, W., Fichtes Idee des deutschen Staates. Freiburg, J. C. R. Mohr.

Winteler, J., Tycho Pantander. Eine Geistesentwickelung in Liedern dargestellt. Frauenfeld, J. Huber.

Wittenberg, H., Im Kampf mit Vorurtheilen. Novelle. Danzig, C. Hinstorff.

Zapp, A., Im neuen Sparta. Roman, Berlin, R. Eckstein Nachf.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1890er. Frische Füllung. 1890er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	=
Schlossbrunn	41^{8}	=
Theresienbrunn	47^{1}	=
Neubrunn . .	47^{1}	=
Marktbrunn .	31^{5}	=
Felsenquelle .	47	=
KaiserKarls-Qu.	33^{4}	=
Kaiserbrunn.	39^{1}	=

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen

11,894,000 in 1887,

12,720,000 „ 1888,

und

15,822,000 „ 1889,

Flaschen und Krüge.

"Der jährliche Consum dieses beliebten Wassers liefert den schlagendsten Beweis für das überall bestehende Bedürfniss für ein Tafelwasser von absoluter Reinheit, und es ist befriedigend, dass in beiden Hemisphären, wohin man auch reist, es überall zu finden ist; es ist allgegenwärtig ('ubiquitous'), und sollte eigentlich das 'Kosmopolitische Tafelwasser' genannt werden. 'Quod ab omnibus, quod ubique.'"

BRITISH MEDICAL JOURNAL.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

7 Apr'53 B R
APR 7 1953 LU

APR 22 1974 1 2

REC'D CIRC DEPT APR 16 '74 - 8

LD 21-100m-7,'52(A2528s16)476

YD 07281

M43418

AP30
N6
1890:1

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY